Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Neunzehnter Band.

1822.

July. August. September.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

2565506A

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
2565506A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
L

Digitized by Google

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Seite

Art. I. System der vergleichenden Anatomie, von J. F. Meckel. Erster Theil. Allgemeine Anatomie. Halle, 1821. . . 1

II. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor. Von C. P. Lepsius. Naumburg, 1822.

Auch unter dem Titel:

Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem thüring. sächs. Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Erstes Heft. Naumburg, 1822. 21

III. Geschichte des baierischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt, von Carl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, 1821. 29

IV. Dramatische Ausstellungen, von K. B. Trinius. Erste Sammlung. Berlin, 1802. 35

V. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der vaskischen Sprache. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1821. 47

VI. Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Karl Ludwig von Haller, Vierter Band. Drittes Hauptstück. Von den unabhängigen geistlichen Herren- oder Priesterstaaten. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Winterthur, 1822. . . . 74

VII. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, herausgegeben von J. Lambert Büchler, und Dr. Karl Georg Dümge. III. Bd. 4. 5. und 6. Heft. 101

VIII. Regesta, sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC. e Regni Scriniis fideliter in summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura *Caroli Henrici* de *Lang*. Volumen I. *Monaci*, 1822. 107

IX. Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich, in einer Reihe von Bildnissen Habsburgischer Fürsten und Fürstinnen, von Rudolph I. bis Philipp den Schönen, nach dem in der k. k. Ambraser Sammlung befindlichen, auf Befehl Kaiser Maximilians I. verfertigten Original-Gemälde, zum ersten Male herausgegeben durch das lithographische Institut, und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von Alois Primisser. 114

X. Ueber die Verfassung der freyen lombardischen Städte im Mittelalter. Von Heinrich Leo, Rudolstadt, 1820. 126

Digitized by Google

Seite

Art. XI. Réflexions morales et politiques sur quelques opinions et théories de notre temps. 1820. 132

XII. 1. Juwelenschnüre Abul-Maanis (des Vaters der Bedeutungen), das ist: Bruchstücke eines unbekannten persischen Dichters. Gesammelt und übersetzt durch Joseph von Hammer. Wien, 1822.

2. Oestliche Rosen, von Friedrich Rückert. Drey Lesen. Leipzig, 1822.

3. Ghaselen, von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen, 1821.

4. Lyrische Blätter, von August Graf von Platen Hallermünde. Nr. 1. Leipzig, 1821.

5. Vermischte Schriften, von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen, 1822. . . . 142

XIII. Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Leipzig, 1812 — 1820.

Anmerkung zu einer Recension der Jacobischen Schriften, im XIV. Bande des Hermes. . 169

XIV. Die Geschichten der Deutschen, von C. A. Menzel, III bis VI. Breslau, 1818—1821. 180

XV. Trauerspiele von Ernst von Houwald.

1. Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwey Trauerspiele von Ernst von Houwald. Leipzig, 1821.

2. Fluch und Segen. Drama von Ernst von Houwald. Leipzig, 1821.

3. Das Bild. Trauerspiel von Ernst von Houwald. Leipzig, 1821. 205

XVI. Zur Beurtheilung Göthe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. Von Schubarth. Zweyte vermehrte Auflage. 1820. (Beschluß.) 231

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XIX.

Römische Ausgrabungen. 1
Etwas über Thorwaldsens Kunstwerke. 5
Nachtrag zur kritischen Uebersicht der Dramen des Calderon . . 11
Ueber Bestimmung und Gränzen der literarischen Kritik. . . . 49
Bemerkungen über die Schrift: Religion der Karthager, von Dr. Fr. Münter. 68
Notizen und Bemerkungen über die Literatur in Ungern. . . . 75
Italienische Literatur. 81

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1822.

Art. I. System der vergleichenden Anatomie, von J. F. Meckel. Erster Theil. Allgemeine Anatomie. Halle in der Rengerschen Buchhandlung, 1821. XX und 474 S.

Seit dem Erscheinen von Cuviers klassischem Werke über vergleichende Anatomie verbreitete sich in diesem Gebiete der Naturkunde eine solche Thätigkeit, daß man trotz der Verdienste eines Hallers, Vicq d'Azyr ꝛc. behaupten kann, die thierische Form sey noch nie so fleißig untersucht worden, als wie es in den letzten Decennien geschah. Neue Entdeckungen wurden gemacht, ältere berichtigt, und es häuften sich die Resultate der Forschungen in dem Maße, daß, obgleich erst zwey Jahrzehende seit dem Erscheinen des genannten Werkes verflossen, es schon in vieler Hinsicht mangelhaft, und ein ähnliches, in welchem alle seither dazu gekommenen Thatsachen den schon vorhandenen hinzugefügt und geordnet wären, ein sehr willkommenes Erscheinen seyn muß. Ein solches kündet sich unter dem Titel: System der vergleichenden Anatomie an, hat denselben Verfasser, der Cuviers Werk auf deutschen Boden verpflanzte, und sich auf vielfache Weise um die Anatomie bleibende Verdienste erworben. Billig findet es Rec., daß ein solches Werk gegenwärtig auf deutschem Boden erscheint, weil, ohne die Verdienste anderer Nationen zu schmälern, es doch vorzüglich die Deutschen waren, die, wenn ihnen auch die Gelegenheit nicht, wie ihren Nachbarn, viele fremde und seltene Thiere aus entfernten Erdtheilen zur Untersuchung darbot, durch genaue wiederholte Zergliederung einheimischer, dieses Studium in der letztern Zeit, wenn gleich meistens auf eigenthümliche Weise, vorzüglich gefördert haben. Diese eigenthümliche Weise spricht sich auch in dem Werke aus, von welchem Referenten der erste, die allgemeine Anatomie enthaltende Band vorliegt; und unterscheidet sich von seinem Vorgänger vorzüglich durch Folgendes: Erstlich wird darin die thierische Form nicht bloß beschreibend dargestellt, sondern zugleich die aus ihrer Betrachtung hervorgehenden Resultate damit verbunden. Ob diese Verbindung zweckmäßig sey, hängt, wie Rec. glaubt, von der Entscheidung der allgemeinen Frage ab, ob es nämlich die Kenntniß der Naturgegenstände überhaupt fördere, sich bey ihrer Behandlung an die logische Trennung in Beschreibung und Erklärung streng zu halten, ob die Resultate der sinnlichen Erkenntniß von den Reflexionen des Verstandes immer streng getrennt, oder ob

Digitized by Google

beyde vereint werden sollen. Ohne der strengen Trennung das Wort zu reden, dürfte sie doch jedem wahrheitsliebenden Forscher aus dem Grunde anzuempfehlen seyn, weil sonst die sinnliche Beobachtung selten unbefangen und allseitig, sondern einseitig, zu Gunsten der vorgefaßten Schlüsse des Verstandes ausfällt. Inzwischen ist dieß nicht nothwendige Folge dieser Verbindung, und bey manchem Naturgegenstande, namentlich in der Anatomie, die Beschreibung ohne Erklärung schwer aufzufassen. Andrerseits widerspricht es auch streng logisch dem Begriffe der vergleichenden Anatomie nicht, wenn sie nicht bloße Beschreibung, sondern auch die Resultate der Vergleichung enthält. Zweytens wird in diesem Werke nicht bloß die Verschiedenheit der thierischen Form dargestellt, sondern überall auch ihre Aehnlichkeit nachgewiesen, und zwar Beydes mit Berücksichtigung des regelmäßigen und unregelmäßigen Baues. — Um nicht bloß einzelne Bildungen kennen zu lernen, sondern um eine allgemeine Idee von der thierischen Form zu erlangen, ist es nothwendig, nicht bloß den verschiedenen, sondern auch den analogen Bildungen der thierischen Form nachzuspüren. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Mannigfaltigkeit zuerst auffiel; erst später fand der Einheit suchende Forscher Aehnlichkeiten der auch noch so verschiedenen Bildungen auf. Ohne darüber zu rechten, wer zuerst letztere Methode versuchte, hängt dieselbe mit der in Deutschland üblich gewordenen Naturphilosophie so innig zusammen, daß sich ohne Anstand behaupten läßt, sie sey in Deutschland am meisten betreten worden. Wenn dieselbe auch meistens zu kühnen und gewagten Schlüssen führte, wenn sie auch öfters in müßige Spiele des Witzes ausartete, ja sich bisweilen in Absurda verlor, so bahnte sie doch auch zugleich den Weg, auf welchem die mannigfaltigen thierischen Bildungen, und die ihnen zu Grunde liegenden Kräfte auf Einheit gebracht und davon eine allgemeine richtige Idee erhalten werden konnte.

In sehr gut gewählter Ordnung und mit vieler, nur einem in diesem Gebiete so bewandten Forscher eigenen Umsicht sucht der Verfasser zuerst ein deutliches und vollständiges Bild von den Verschiedenheiten der thierischen Form zu geben, und dann die in demselben allenthalben vorhandene Aehnlichkeit nachzuweisen. Es lohnt der Mühe, dem Ideengange des Verfassers zu folgen, um die Art seiner Darstellung kennen zu lernen, und es ist nothwendig, um über ihre Zweckmäßigkeit und die daraus hervorgehenden Endresultate urtheilen zu können. Der Inhalt und die Ideenfolge dieses Werkes sind folgende: Die Mannigfaltigkeit thierischer Bildungen spricht sich sowohl im regelmäßigen, als unregelmäßigen Zustande aus. Im regelmäßigen erscheint derselbe Organismus aus verschiedenartigen Theilen, Organen und

Digitized by Google

Systemen gebildet, und ist in Bezug auf Umriß des Ganzen, und größere Abschnitte desselben Systems verschieden. Verschiedene Organismen unterscheiden sich sowohl dem Grade, als der Art nach, und geben dadurch klassische, Geschlechts- und individuelle Unterschiede, oder sind dadurch als Klassenordnungen, Arten, Spielarten, Geschlechter und Individuen verschieden. Die Gestalt desselben Organismus ist in verschiedenen Lebensperioden ungleich, und dadurch entstehen periodische, vorübergehende und wiederkehrende Verschiedenheiten.

Um aber vorerst von der Form eines jeden organischen Körpers einen richtigen Begriff zu erlangen, und ihre Verschiedenheiten einzusehen, müsse man seinen Umriß, den innern Bau, die Lage einzelner Organe gegen einander, und zum ganzen Organismus, den Grad ihrer Festigkeit und Härte, die Zahl der Theile im Organismus, und zwar der ähnlichen und unähnlichen in demselben, die Größe des ganzen Organismus, als auch seiner einzelnen Theile, selbst die Färbung, dann die Bestandtheile, die entfernten und die nahen, berücksichtigen.

Bey dieser Betrachtung findet man in allen Organismen erstlich, ein sehr allgemein verbreitetes System, das Zell- oder Schleimgewebe, in welches das der Kügelchen und Pünktchen eingesenkt liegt. Beyde unterliegen in verschiedenen Theilen desselben und in verschiedenen Thieren Abänderungen. Zusammen machen sie die entferntesten Formbestandtheile aus, aus ihnen bilden sich Fasern, Platten, und somit die eigenen Formbestandtheile der thierischen Organismen, und da dieselben sich in den einfachsten, wie in den zusammengesetztesten Organismen finden, sich ihrer Form, Mischung und Lebenserscheinungen nach erhalten, Bewegung und Empfindung zeigen, das eigentliche Substrat des thierischen Lebens.

Die Erhaltung des Thiers wird durch Aufnahme, Umwandlung fremder Stoffe und Ausstoßung des Unbrauchbaren bedingt. Die Theile, welche mit den sie zusammensetzenden Operationen in Verbindung stehen, machen das bildende oder reproduktive System. Bey den einfachsten Thieren versieht das Hautsystem, welches die äußere Oberfläche bildet, alle Verrichtungen des Thiers, Erhaltung, Bewegung und Empfindung; bey zusammengesetzten findet sich eine Höle im Innern, eine innere Oberfläche im Gegensatze zur äußern, als Scheidekanal für die Verdauung, der erst nur an einem, dann an zwey Enden offen ist, zunächst Gefäße, Drüsen, Respirationswerkzeuge, Nerven, Muskeln, endlich Knorpel und Knochen. So werden durch das Erscheinen neuer Theile, und durch das Zusammentreten derselben

Digitized by Google

zu einzelnen Apparaten die Organisation ganzer Thiere und einzelner Apparate allmälich zusammengesetzter.

In Bezug auf den Umriß ist die rundliche Gestalt die einfachste; aus ihr entstehen längliche, dann platte Gestalten, nach und nach wird Kopf und Stamm sichtbar, am Stamme Glieder, am Kopf, Schädel und Antlitz, später am Körper, Bauch und Rückenfläche, endlich zwey symmetrische Seitenhälften.

Unstreitig bietet die Betrachtung der verschiedenen Thierorganismen die auffallendsten Grade der Mannigfaltigkeit dar; durch sie werden Rassen, Spielarten, Gattungen, Ordnungen und Klassen bestimmt. Die Darstellung der Resultate dieser Betrachtung ist Gegenstand von Seite 60 bis 229; sie ist zu gedrängt, als daß sie eines Auszugs fähig wäre. Der Verfasser erwähnt vorerst im Allgemeinen über die Eintheilung thierischer Organismen sehr richtig, daß es durchaus schwer sey, zu bestimmen, welche Sammlungen von Thieren von der Natur ursprünglich geschaffen, und welche menschliche Abstraktion vereint, und daß wenigstens für jetzt einige derselben bloß von unsrer Abstraktion gebildet seyen.

Scharfsinnig bemerkt er, daß es schon bey den Abtheilungen, die unter dem Namen Gattungen, Arten, Spielarten bekannt sind, äußerst schwer sey, zu bestimmen, ob sie die Natur (das heißt, ob sie von ursprünglich verschiedenen thierischen Organismen herstammen), oder bloß unsre Abstraktion geschaffen, indem so wie einmal die Möglichkeit einer erblichen Ab- und Ausartung zugegeben ist, kein haltbarer Grund gegen die Annahme vorhanden sey, daß alle größern und kleinern Sammlungen von Thieren nur neue, vielleicht sehr allmälich entstandene Abänderungen eines und desselben Organismus seyn; er bemerkt ferner, daß das zugesetzte Merkmal, welche Thiere sich bey freyer Wahl in ungehindertem Zustande mit einander fortpflanzen, unzureichend sey; denn erstlich, können sich wirklich für verschiedene Arten gehaltene Thiere, wie Pferd und Esel, Hund und Wolf mit einander fortpflanzen, und daß dieses nicht bey freyer Wahl geschehe, könnten allmälich entstandene Veränderungen Ursache tragen. Zweytens passet dieses Merkmal bloß für Organismen mit getrennten Geschlechtern, nicht für solche, die sich selbst fortpflanzen, und völlig nicht für durch spontane Erzeugung entstandene. Referenten scheint hier offenbar aus der Möglichkeit der erblichen Ab- und Ausartung zu viel gefolgert, denn nach der Erfahrung ist diese Möglichkeit keineswegs unbegränzt, sondern sehr beschränkt; es läßt sich nach ihr höchstens zugeben, daß z. B. das Katzengeschlecht aus einem Stamme entstanden, aber keineswegs, daß sämmtliche Thierarten von einer einzigen entstanden seyn können.

Alle übrigen Abtheilungen sind bloß künstlich; die gelungensten unter ihnen jene, in welchen auf alle Theile der Organisation gleiche Rücksicht genommen, sehr ähnliche Thiere beysammen stehen. Die Abtheilung des Thierreichs in solchen Sammlungen gehört zu den schwierigsten Aufgaben für den Naturforscher. Noch schwieriger wird die Aufgabe, wenn diese Sammlungen selbst in einer bestimmten Stufenreihe mit auf- und absteigender Ordnung zusammengestellt werden sollen. Die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten liegen nicht so sehr darin, daß uns viele Thiere noch nicht vollständig bekannt sind, daß viele bey den Veränderungen, welche unsere Erde erlitten, zu Grunde gegangen seyn dürften, sondern daß die Idee einer sich fortreihenden Aehnlichkeit unter den Thierkörpern mehr unserm Verstande angehört, als in der Natur wirklich vorhanden ist.

Je genauer und vollständiger wir die Naturkörper kennen lernen, desto mehr werden wir von der Idee einer allgemeinen Stufenfolge zurückgeführt; es zeigt sich nämlich, daß in dem Thierreiche die Ausbildung der verschiedenen Systeme und Organe nicht, oder nicht gleichmäßig fortschreitet, ein System kann in einem thierischen Organismus den höchsten Grad der Ausbildung erreicht haben, während ein anderes in demselben Thiere auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Bey den einfachen Thierorganismen sind die Formen so mannigfaltig und verschieden, zeigen so gar wenig Aehnlichkeit mit einander, daß man beynahe glauben möchte, die Natur habe hier versucht, welche Formen ihren Zwecken am besten entsprächen.

Eben aus demselben Grunde der ungleichmäßigen Entwicklung, und weil unmöglich ist zu entscheiden, ob die höhere Ausbildung der Sinnes- und Bewegungsorgane, oder der Ernährungsorgane und des Kreislaufs allein den höhern Rang eines Thieres geben, ist bey den Rückgratlosen eine Rangordnung zu stimmen unmöglich, und der Ausdruck höher und niedriger organisirt, nicht adäquat. Will man dessen ungeachtet die Thierorganismen in Stufenreihen zusammenordnen, so wird nothwendig seyn, mehrere solcher Reihen neben einander als gleichlaufend aufzustellen, deren aber zwey schwerlich hinreichen dürften. Es wäre möglich, daß eine jede solche Reihe einem thierischen System entspräche, und dann würde auch wenigstens in jeder solcher Reihe in Hinsicht der Zusammengesetztheit eine Rangordnung festzusetzen möglich seyn. Rec. trägt diese Ideen bloß als Meinung vor, er hält dafür, daß wir bisher keine andere als künstliche Eintheilungen haben, aber auch keine andern vonnöthen seyn dürften, obgleich unser Verstand nie aufhören wird, natürliche zu suchen.

Die oberste Eintheilung der Thiere in Wirbelthiere und Wirbellose, war dem Wesen nach von Aristoteles bis auf unsere Zeiten, obgleich unter verschiedener Benennung, dieselbe. Sowohl die Benennung roth- und weißblütige, wie die jetzt übliche Rückgratige und Rückgratlose, paßt nicht ganz, sondern leidet einige Ausnahmen. Daß einige zu den rückgratlosen Thieren gezählte Thiere, die Kephalopoden, sich durch ein Rudiment von einem inneren Knochenskelett, durch den Bau ihrer Augen den Wirbelthieren nähern, dürfte eben so wie, daß mehrere Wirbelthiere, als die Petromyzonten durch Mangel eines Rückenmarkkanals, durch rundlichen Mund ꝛc. beweisen, daß auch diese Sonderung nicht streng sey, aber kaum berechtigen, eine eigene Abtheilung zwischen den beyden obersten hineinzusetzen, zumal dieselbe auf so vielen Merkmalen beruht, die der Verfasser mit Ausnahme des von den Bestandtheilen ihrer festharten Theile genommenen, vollständiger als bisher geschehen, anführt. Alle Thiere bringt er unter folgende Klassen: Protozoen, Echinodermen, Annulaten, Insekten, Arachniden, Krustaceen, Cirrhipeden, Mollusken, Kephalopoden, Fische, Amphibien, Vögel, Säugthiere. Von jeder dieser Klassen, mit Ausnahme der ersten zwey, sucht der Verfasser vollständige Charaktere zu entwerfen. Referent glaubt hier gegen die eingeführte Gewohnheit, vollständige Bilder von den Klassen zu entwerfen, bemerken zu müssen, daß sie als von großen künstlichen Abtheilungen nicht zweckmaßig sey. Denn mit Ausnahme der Vögel sind in allen Klassen so verschiedenartige Thiere vereinigt, daß sie oft im strengsten Sinne nur durch den künstlich aufgestellten Klassencharakter übereinkommen. Wie kann ein vollständiges Bild auf alle Säugethiere passen, wenn man bedenkt, daß Wallfische, Panzerthiere und Fledermäuse dahin gerechnet werden müssen, der Monotremen nicht zu gedenken, weil sie noch zu wenig bekannt sind. Die Armadille zeigen in ihrer äußern Gestalt und vielem andern offenbar größere Aehnlichkeit mit den Schildkröten, als mit irgend einem Säugethiere; so die Schuppenthiere mit den Eidechsen. Eben so wenig läßt sich ein allgemeines Bild auf die in vier deutliche Abtheilungen getrennten Amphibien entwerfen, und wie wenig haben die Knochen und Knorpelfische gemeinschaftliches! — Auch auf die Klassen der rückgratlosen Thiere, obgleich dieselben seit Linné so sehr vervielfältigt und verändert worden, passen keine vollständigen und zugleich allgemeinen Bilder. Da nun durch Aufstellung allgemeiner Bilder von Klassen, Ausnahmen, durch Vervielfältigung der Klassen aber Wiederholungen gehäuft werden müssen, beydes aber die leichte Uebersicht störet, und das Gedächtniß beschwert, mithin dem Zwecke der künstlichen Eintheilung entgegen steht, so

dürfte es besser seyn, von den Klassen kurze, vollständigere Bilder dagegen nur von Abtheilungen, die keine Ausnahme mehr erleiden, zu entwerfen.

Unter der Aufschrift »Geschlechtsverschiedenheiten« stellt der Verfasser die Verschiedenheiten auf, welche zwar nicht die einfachsten (denn noch bey einigen Wirbelthieren, den Petromyzonten und Syngnathen schienen sie nicht vorhanden zu seyn), sondern erst die zusammengesetztern Thiere darbieten. Diese Unterschiede, welche die Individuen einer Art in Geschlechter trennen, zeigen sich in der äußern Gestalt, Zahl und Größe einzelner Theile, in der Größe des ganzen Körpers, dem Gewebe, der Farbung, der Mischung, dem Grade der Kohäsion, in physischen und Lebenseigenheiten. Die Verschiedenheiten der äußern Gestalt, Zahl und Größe einzelner Theile beziehen sich meistens auf Waffen, welche dem Männchen entweder allein zukommen, oder bey dem Weibchen doch weit weniger entwickelt sind, wie bey den Insekten die stärkern Mandibeln und Antennen, der Borstenkamm, stärker entwickelte Palgen der Arachniden, an welchen sich zwar nicht, wie Liſter wähnte, die Zeugungstheile befinden, die aber wohl, wie der Verfasser bemerkt, Wollustorgane seyn dürften. Bey andern geben die stärkern Füße, Flügel, bey den Käfern die eigene Flügelverbindung Geschlechtsunterschiede. Auch die Stimmorgane der männlichen Cigalen, die Form des Hinterleibes, der beym Weibchen länger, mehr zugespitzt, oft mit Giftdrüsen und Stachel versehen ist, werden hieher gerechnet.

Weniger deutliche und allgemeine Geschlechtsverschiedenheiten zeigen die Krustaceen in ihren Scheeren, Fühlern und Augen; noch weniger die Fische, mehrere die Amphibien in der Haut, am Rücken und an den Füßen. Bey den Vögeln sind die Geschlechtsunterschiede unter den Wirbelthieren am häufigsten und ausgezeichnetsten, vorzüglich in dem Gefieder, in dessen stärkerer Ausbildung und besonderer Anordnung, hauptsächlich aber in seiner Färbung. Meistens betreffen sie jedoch bloß Kopf und Schwanz, seltener den Hals und die Flügel. Aber auch in andern Theilen, namentlich in der Luftröhre, in Hautbildungen am Kopfe, die auf stärker entwickeltes Gefäßsystem hindeuten, zeigen die Vögel Geschlechtsverschiedenheiten. Jedoch kommen fast nie einem Geschlechte ausschließliche Merkmale zu, sie bestehen bloß in stärkerer Entwickelung analoger Theile, die öfters beym zweyten Geschlechte nur später hervorbrechen, und sich langsamer entwickeln. Unter den Säugethieren beruhen die Geschlechtsunterschiede bey den Männchen vorzüglich auf größerer Breite und Stärke des Kopfes, des Halses und der Brust, geringere der Beckengegend, stärkere Entwicklung der Hörner, Haare, Zähne und des Drüsensystems. Dagegen sind

bey den Weibchen die Geschlechtsorgane, mit Ausnahme der Wollusttheile, stärker entwickelt.

In Bezug auf Größe zeigt sich folgender allgemeiner Geschlechtsunterschied: Bey einfachen niedrigen Thieren ist gewöhnlich das Weib größer, so bey den Würmern, Insekten, Arachniden, Amphibien ꝛc., eben so bey einigen Raubvögeln; inzwischen finden sich überall Ausnahmen von diesem Satze: bey den übrigen Thieren hingegen sind die Männchen immer größer und stärker. Die Färbung gibt vorzüglich bey den Insekten, Vögeln, und obgleich im geringern Grade bey den Fischen sexuelle Verschiedenheiten. Das Gewebe ist durchaus zarter bey den Weibchen. Aus der größern Neigung der weiblichen Organismen zum Fettwerden, schließt der Verfasser, daß bey ihnen der Kohlen- und Wasserstoff im Verhältniß zum Stickstoff vorwalte, bey den Männchen dagegen der Stickstoff. In Bezug auf die Kräfte ist beym Weibe die Reproduktion, beym Manne die Muskelthätigkeit stärker.

Die Untersuchung über die allgemeinen Bedingungen der Gefühlsverschiedenheiten gibt dem Verfasser folgende Resultate: Nicht alle Sexualverschiedenheiten sind gleich häufig, auch die auffallenderen kommen nicht in allen Thierabtheilungen gleich häufig vor, in der Regel erscheinen bey derselben Gattung mehrere zugleich. — Dasselbe Merkmal kömmt einem und demselben Geschlechte bey verschiedenen Thierarten nicht immer zu, bisweilen dem andern, wie z. B. die Größe. Die Geschlechtsverschiedenheiten dürften in einem Uebermaße der bildenden Thätigkeit begründet seyn, und gewöhnlich die Erhaltung der Art zum Zweck haben. Sehr selten bestehen sie in besondern Theilen, meistentheils blos in stärkerer oder schwächerer Entwicklung beyden Geschlechtern zukommender Gebilde. Geschlechtsverschiedenheiten einer Gattung kommen oft beyden Geschlechtern einer andern zu. Oft fehlen die Geschlechtsverschiedenheiten regelwidrig, und sehr oft sind sie blos periodisch. Nicht alle Theile bieten gleich häufig Geschlechtsverschiedenheiten dar. Vorzüglich haben sie in den Extremitäten ihren Sitz.

Eben so vermehren die Mannigfaltigkeit der thierischen Form die periodischen Verschiedenheiten, und zwar sowohl die, welche von dem Alter, als jene, welche von dem Jahreswechsel herrühren. Im Allgemeinen sind die Organismen desto einfacher, je näher sie sich ihrem Entstehen befinden. Die Anzahl der sie zusammensetzenden Theile ist geringer. Die Theile des Eyes, welche dem Embryo mehr zukommen, sind, wenn gleich nothwendig zu seiner Existenz, doch nicht in dessen Organismus verwebt, und dürften daher nach des Referenten Meinung diesem Satze nicht widersprechen. Dagegen scheint ihm die Beobachtung, daß sich

bey Individuen derselben Art die Organe nicht nothwendig in der nämlichen Zeitfolge entwickeln, noch mehrerer Bestätigung bedürftig, um als allgemein aufgestellt werden zu können. Die Größe sowohl ganzer Körper, als einzelner Organe, die im Verlaufe des Lebens so vielen Veränderungen unterworfen, vermehrt eben so sehr die Mannigfaltigkeit der Thiere; weniger die Lage der Theile, die sich meistens gleich bleibt, und nur bey wenigen Organen, wie z. B. bey den Hoden, unveränderlich ist. Auch dadurch, daß die Aehnlichkeit der verschiedenen Gegenden des Körpers im frühern Alter größer ist, und sich mit dem zunehmenden vermindert, daß sehr oft die ein Ganzes bildenden Organe früher aus mehreren Stücken bestehen, welche sich erst später in ein Ganzes vereinen, wird die periodische Mannigfaltigkeit vermehrt. Mehr als Resultate der Betrachtung dieser Mannigfaltigkeit unter den Thieren, als für Belege dafür sieht Ref. folgende Sätze an. Die äußere Form entwickelt sich schneller als die innere Struktur der Organe. Nicht alle Organe bieten gleich viele, und gleich beträchtliche Altersverschiedenheiten dar. Eben so erheben sich in demselben Thiere nicht alle Theile gleich vollkommen über ihre früheren Bildungsstufen. Eben so wenig kommen die Thiere in Hinsicht auf quantitative und qualitative Entwicklungsverschiedenheiten überein. Auch die Schnelligkeit, womit sowohl einzelne Theile als ganze Organismen ihre ihnen eigene Entwicklungsperioden durchlaufen, ist verschieden. Das Geschlecht und die Individualität haben auf die Mannigfaltigkeit und Schnelligkeit der Entwicklung bedeutenden Einfluß.

Als minder allgemein betrachtet der Verf. die wiederkehrenden Verschiedenheiten, wohin er die periodischen Veränderungen der Masse und des Volums, und zwar des ganzen Körpers bey einfachen, und bloß der Fortpflanzungstheile bey zusammengesetztern rechnet. Diese Anschwellungen scheinen mit der Fortpflanzung in Verbindung zu stehen. Den Winterschlaf sieht er als ein periodisches Zurücksinken in den Fötuszustand an. Auch das periodische Abwerfen und Erneuern der Oberhaut, Schuppen, Haare, Nägel, Federn, der Geweihe u. s. w. vermehret diese Art Mannigfaltigkeit. Das periodische Vorhandenseyn der Krebssteine an dem Magen der Krebse, das Regeneriren ihres ganzen Magens dürfte hier ebenfalls nicht am unrechten Orte angeführt werden. Alle diese Veränderungen und Umwandlungen scheinen mit allgemeiner Erhöhung des Bildungsprozesses, der von einem gesteigerten Leben in den Zeugungstheilen ausgeht, in Verbindung zu stehen. Nothwendig bedingt sind sie durch das Wachsthum der Thiere, und die Abnützung der alten Gebilde.

Die Färbung gibt sowohl Altersverschiedenheiten, als auch

wiederkehrende. Je jünger das Thier ist, desto einfacher ist seine Färbung, vor der Geburt ist sie immer am hellsten. Die sexuellen Färbungsverschiedenheiten entwickeln sich erst allmälich mit der zunehmenden Ausbildung des Thieres; am ausgezeichnetsten sind sie bey den Vögeln und Insekten. Die wiederkehrenden Färbungsverschiedenheiten richten sich meistens nach den Jahreszeiten, seltner nach dem Fortpflanzungstriebe.

Auch die periodischen Verschiedenheiten der Größe zählt der Verfasser hierher. Bey den meisten Thieren sind sie auffallend, zumal selbst die allergrößten Thiere von sehr kleinen Anfangen sich entwickeln, und von dieser Regel nur wenige Insekten, bey welchen die Larve größer als Puppe und Insekt ist, eine Ausnahme machen. Das Wachsthum ist im Allgemeinen desto schneller, je einfacher, und je jünger das Thier ist. Das Gewebe wird desto mannigfaltiger, je mehr sich die Ausbildung ihrer Vollendung naht. In der Regel ist flüssiger Zustand und größere Weichheit der Organe der frühern, Verhärtung der Theile der spätern Epoche eigen, eben so wie erhöhete, bildende Thätigkeit und größere Reizbarkeit dem jugendlichen Alter, Stärke der Organe dem reifen zukömmt.

Unter der Aufschrift: Bastardverschiedenheiten, werden die Bastarde, weil auch sie die Mannigfaltigkeit der thierischen Form vermehren, Gegenstand der Betrachtung. Die Resultate der Forschungen des Verfassers sind folgende: Die Bedingungen zur Möglichkeit ihrer Entstehung liegen in der nahen Verwandtschaft ihrer Aeltern in der Thierreihe, dieselben müssen wenigstens aus nahe verwandten Geschlechtern seyn. Sie entstehen eben sowohl bey Thieren, deren Eyer außerhalb dem Körper der Mutter befruchtet werden, wie bey jenen, die sich durch Begattung fortpflanzen. Sie finden sich häufiger und sind fruchtbarer in niedrigeren Klassen, als in höheren; sie entstehen desto leichter, und sind desto fruchtbarer, je gleichartiger die Aeltern und je fruchtbarer diese in der Regel sind. Ob die Bastarde häufiger männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, ob sie in der Gestalt mehr dem männlichen oder dem weiblichen ähneln, läßt der Verfasser, wie billig, unbestimmt.

Die Rassen, welche zur Vervielfältigung der thierischen Bildungen nicht weniger beytragen, sind Gegenstand des folgenden Abschnittes. Die Bildungsverschiedenheiten, durch welche sich Rassen ausdrücken, betreffen, nach dem Verfasser, vorzüglich die ganze Gestalt, Bildung des Kopfes, die Größe, Färbung und Lebenseigenschaften. Bey den ausgebildetsten Thieren betreffen sie vorzüglich die Bildung des Kopfes und des Gesichtes.

Mit der Erwähnung der individuellen Verschiedenheiten, als

der zwar am wenigsten auffallenden, die thierische Form aber am meisten vervielfältigenden, schließt er die Betrachtung der regelmäßigen Thierbildung.

Von Seite 316 bis 324 betrachtet der Verfasser die regelwidrigen Bildungen, und zwar vorzüglich die angebornen, die später entstehenden nur in so fern, als sie über die Ursachen der Mannigfaltigkeit Aufschluß geben. Die Resultate seiner Forschungen sind folgende: Die Abweichungen in der äußern Gestalt, welche unstreitig die auffallendsten sind, bestehen entweder in einer größern Einfachheit zusammengesetzter, oder in einer zusammengesetztern Bildung einfacherer Theile. Der letztere Fall ist seltener. Diese Abänderungen entstehen entweder durch Aenderung des Verhältnisses der Dimensionen, oder durch verminderten Wachsthum an einer Stelle des Gebildes, welches letzterer Einschnürung und Trennung erzeugt. Das Gewebe kann abnorm aufgelockert oder verdichtet seyn. In der Anordnung, Lage zu einander, zeigen die Theile entweder regelwidrige seitliche Umkehrung, oder sie liegen höher oder tiefer als gewöhnlich. Die Zahl der Theile ist auf doppelte Weise einer Verminderung und Vermehrung fähig. Die Mißbildungen durch Verminderung und Vermehrung treffen gewöhnlich ganze Abtheilungen des Körpers, und mit ihm einzelne Abschnitte eines oder des andern Systems, weit seltener einzelne Systeme allein. Nicht selten entstehen später neue Hautgebilde, Knochen u. s. w. Der ganze Körper, wie auch einzelne Theile können sowohl ursprünglich, als auch später durch Größe und Kleinheit von der Regel abweichen, welcher Fehler aber gewöhnlich mit dem Gewebe und der Mischung in Verbindung stehet. Die Abweichungen der Mischung sind allezeit mit andern verbunden und selten angeboren. Alle Mißbildungen bringt der Verfasser unter folgende Arten: Abweichungen des Umrisses der Lage, Zahl, Größe und Färbung. Hiervon sind die erstern die häufigsten, die letzteren die seltensten; niedrigere Grade häufiger, als hohe; es können an einem Thierkörper gleichartige und ungleichartige Regelwidrigkeiten vorhanden seyn. Die Thiere unterscheiden sich sowohl durch die Häufigkeit, als durch die Art der ihnen zukommenden ursprünglichen Abweichungen. Unter den Systemen ist das Gefäßsystem den häufigsten unterworfen, nach ihm das Knochen-, Muskel-, Drüsen-, am seltensten das Nervensystem. Einige sind sehr geeignet zum Zerfallen in mehrere Theile, andere zum Verschmelzen in wenigere. Unter den Apparaten sind die Harnwerkzeuge den häufigsten Bildungsabweichungen ausgesetzt, diesem zunächst die Verdauungs- und Zeugungsorgane, dann jene der Ortsbewegung, der Kopf und die mit ihm zusammenhängenden Organe noch seltener, am seltensten die Athmens- und

Stimmenwerkzeuge. Die niedrigern Thiere sollen seltner und weniger mannigfaltig vom normalen Typus abweichen, weil die Zahl ihrer Organe geringer, die bildende Kraft nicht so sehr durch die Zahl der zu bildenden Theile und durch Steigerung der andern Kräfte gestört wird. Manche Bildungsabweichungen kommen ausnahmsweise einigen Klassen und Abtheilungen zu. Bey den obersten Klassen hat das weibliche Geschlecht entschieden größere Neigung zu Mißbildungen, als das männliche; diese Regel dürfte auch bey den niedrigern Klassen Statt finden.

Von Seite 324 bis 350 versucht der Verfasser die Ursachen der Mannigfaltigkeit darzustellen. Sie zerfallen erstlich in innere und äußere. Unter den innern führt er vorzüglich die Zusammensetzung der thierischen Mischung auf, in welcher die Möglichkeit der Entstehung fernerer und näherer Bestandtheile, sowohl der einzelnen Organismen, als dieser Organismen selbst als nächste Bestandtheile der Natur gegeben seyen. Ferner die Unmöglichkeit der entstehenden Organismen, alsogleich den höchsten Grad der Ausbildung zu erreichen; die Fähigkeit derselben, durch äußere Einflüsse aller Art mehr oder weniger bestimmt und abgeändert zu werden, und die einmal entstandene Abänderung den Nachkommen mitzutheilen. Als noch der Bestätigung bedürftig gibt er auch das Versehen schwangerer Mütter an. Zu den äußern Ursachen rechnet er vorzüglich Wärme, Licht, Feuchtigkeit, Trockenheit, die Ernährungs- und Erhaltungsmittel, den Zustand der zeugenden und mechanischen Kräfte. Durch diese hier angegebenen Ursachen sey die große Mannigfaltigkeit in der organischen Natur überhaupt, und in der thierischen insbesondere entstanden, obgleich sich die Art und Weise, wie durch dieselben eine so unendliche Mannigfaltigkeit hervorgebracht worden, nicht wohl befriedigend erklären läßt. Wenigere dürften von zufälligen äußern Einflüssen hervorgebracht worden seyn, die meisten durch das der organischen Natur inwohnende Streben, sich durch niedrigere Bildungsstufen allmälich zu höheren zu erheben. Gestützt auf das Vorhergehende und vorzüglich auf die Beobachtungen, daß sich in entstehenden Organismen nicht alle Organe gleichzeitig, sondern zu verschiedenen Zeiten entwickeln; daß sich bey verschiedenen Embryonen derselben Thierart bald das eine, bald das andere Organ schneller ausbilde, und doch endlich auf diesen verschiedenen Wegen in derselben Zeit aus allen gleichmäßig organisirte Thiere entstehen, stellt der Verfasser die Ansichten auf: »Wie jetzt dem männlichen Geschlechte stärkere Entwicklung des Gefaß-, Athmen-, Muskel- und Knochensystems, dem weiblichen dagegen höhere Ausbildung des Nervensystems, ansehnlichere Größe der Leber, stärkere Fettbildung unterscheidend zukommen, wie

außerdem individuell ein Theil vor dem andern sich entwickelt, oder hinter ihm zurückbleibt, so konnte sich auf ähnliche Weise in derselben Periode der organischen Schöpfung hier das Nervensystem ohne Gefäße, dort das Gefäßsystem ohne Nerven, anderswo ein Respirationsorgan fast ohne Gefäße u s. w. bilden, und diese Verschiedenheiten sich durch Fortpflanzung erhalten.« Die niedrigsten Batrachier erscheinen den Larven der geschwänzten Batrachier so ähnlich, daß man sich kaum der Vorstellung erwehren kann, sie seyen die Thiere, aus welchen sich später die Tritonen entwickelt hätten, und diese durchlaufen noch jetzt beständig die ihnen bleibend zugekommene Bildungsstufe, weil sie sich in früheren Perioden der Erde nie über dieselbe erhoben. Dasselbe gilt für das Verhältniß der Würmer zu den Insekten. Es könnten aber auch durch äußere Einflüsse, namentlich durch Elektricität, Wärme, Licht, Nahrungsmittel, den Zustand der Zeugenden und andere mechanische Ursachen mehrere Organismen abgeändert worden seyn, und sich die einmal entstandenen Abänderungen fortgeerbt haben; es läßt sich dieß mit desto mehr Grund vermuthen, als es bekannt ist, wie große Macht die äußeren Einflüsse, wenn auch nicht auf die äußere Gestalt, doch auf die innere Struktur und Mischung schon vorhandener und entstehender Organismen, besonders der Säugethiere haben. Inzwischen hält es der Verfasser nicht für unmöglich, daß auch ursprünglich verschieden gebildete Organismen entstanden seyn konnten, und führt folgende Gründe dafür an: erstlich die Entstehung verschiedenartiger Infusorien durch spontane Erzeugung; zweytens die Eigenthümlichkeit der Organismen mancher Theile der Erde, wie z. B. Australiens; drittens eine ehemals verschieden vorhanden gewesene Generation, wie die fossilen Knochen als Ueberreste davon beweisen; endlich die Beobachtung, daß sich die vorhandenen Arten erblich forterhalten. Von den hier angeführten Gründen scheint der zweyte dem Ref. vorzüglicher Aufmerksamkeit würdig; es ist eine äußerst wichtige, an Folgerungen fruchtbare und sich immer mehr bestätigende Beobachtung, daß alle Thiere, ja alle organischen Wesen Australiens, eines Erdtheiles, der offenbar später als der übrige Kontinent aus dem Wasser emporgekommen zu seyn scheint, eigenthümlich gebildet, ja die meisten ihm allein eigen sind; so finden sich unter den Säugethieren das Schnabelthier, Echidne, die Beutelthiere alle mit einem besondern Abortus! unter den Vögeln über 230 diesem Erdtheile eigene Arten, eine ungeheure Menge durchaus neuer Arten Insekten von allen sich in Europa findenden Gattungen; in der Gegend von Paramatta allein fand Peron während einem sehr kurzen Aufenthalt mehr als hundert funfzig neue Insekten-Arten, worunter die schöne

Cetonia orpheus mit einer goldenen Leyer auf dem Rücken. Von viertausend fünfhundert Pflanzenarten, die Australiens Flora ausmachen, sind kaum vierhundert Arten auf andern Erdtheilen zu finden. —

In derselben Ordnung, wie die Mannigfaltigkeit, sucht der Verfasser die Analogie aller thierischen Bildungen unter der Ueberschrift: »Gesetz der Reduktion,« nachzuweisen. Er bemerkt, daß dieselben öfters sehr verborgen lägen, und deßhalb mehr Kenntniß und Urtheil zu ihrem Auffinden erfordern, aber um so höheren Geistesgenuß gewähren. Zuerst vergleicht er die einzelnen Theile thierischer Individuen mit einander, und es ergibt sich: daß sowohl in ganzen Organismen als in allen einzelnen Theilen derselben die Längendimension vorwalte; daß sich überall sowohl in einzelnen Theilen als in ganzen Thierkörpern ein strahliger Bau zeige, daß sich diese Strahlen mannigfaltig mit einander verbinden, anastomosiren, und daß die mechanische Zergliederung überall zuletzt auf Kügelchen und eine sie verbindende, des Festwerdens fähige Materie führe. Schwieriger wird die Nachweisung der Analogie zwischen ganzen Gebilden; daß die Form ganzer Thierkörper sich häufig in der Gestalt ihrer einzelnen Organe wiederhole, und so der Darmkanal die Form des ganzen Thierkörpers einigemal darstelle, in sofern er aus mehreren Abtheilungen zusammengesetzt ist, deren jede aus einer Erweiterung und aus einem längern verengten Stücke besteht, scheint Ref. sehr gezwungen. Daß verschiedene zusammengesetztere Gebilde des Thierkörpers einander in ihrem Baue ähneln, läßt sich namentlich bey allen drüsigen Gebilden zwischen den Organen der Verdauung und Zeugung, der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile befriedigend nachweisen, daß ganze Körperabschnitte einander in ihrer Struktur gleich sind, ist offenbar bey den Würmern und bey vielen einfach gebildeten Thieren; daß aber der Körper der Wirbelthiere auf ein aus zwey Wirbeln, den von ihnen umgebenen Abschnitten des Zentraltheils des Nervensystems, dem zwischen ihnen oder durch sie austretenden peripherischen Theile desselben, den ihnen entsprechenden Blutgefäßen, den sie bewegenden Muskeln und der das Ganze umgebenden Haut zusammengesetztes Gebilde zurückgeführet werden könne, findet Ref., trotz der aufgewandten Gelehrsamkeit, zu gesucht. Analoge Bildungen zwischen verschiedenen Gegenden und äußern Abschnitten der Thierkörper weiset der Verfasser in der symmetrischen Bildung beyder Seitenhälften höherer Thiere, in der auffallenden Analogie der Gliedmaßen unter einander nach, weniger deutlich und allgemein durch die Vergleichung der Kopf- und Schwanzhälfte, der Rücken- und Bauchfläche.

Ferner sucht der Verfasser die Analogie der Thierbildung durch Vergleichung verschiedenartiger Thierkörper mit einander nachzuweisen, und findet zuerst, daß Organe von gleichen Verrichtungen bey allen Thieren, sowohl im vollkommenen Zustande, als in den Entwicklungsperioden dem Wesen nach gleich gebildet seyen. Er sucht diesen Satz in allen Systemen und Apparaten nachzuweisen. Zweytens daß derselbe wesentliche Typus allen Thieren zu Grunde liege, was bey den Rückgratigen deutlich, freylich nicht ohne Ausnahme bey den Wirbellosen ist. Drittens sucht er diese Analogie auch in der Art ihrer Entwicklung nachzuweisen: alle thierischen Organismen entwickeln sich aus einem Dotter, der in einem Eyerstock abgesondert wird; die Theile des Eyes sind bey allen dieselben, immer finden sich vier Eyhäute von gleicher Bestimmung; immer bildet sich der Kopf früher, immer die vordern Extremitäten vor den hintern. Ferner führt der Verfasser für die Einheit des den thierischen Bildungen zu Grunde liegenden Plans vorzüglich auch die Anwesenheit einzelner Berührungspunkte, bey durch ihren Bau im Allgemeinen weit von einander stehenden Organismen, und das Zerfallen der allgemeinsten Abtheilungen oder Klassen in höchst ähnliche Unterabtheilungen an. Die Belege für den ersten Satz sind trefflich und mit bewunderungswürdiger Vollständigkeit vorgetragen; doch dürften auch die Papageyen hier zu erwähnen seyn, welche durch ihre ganz fleischige, mit Nervenwärzchen versehene Zunge (wie sie kein anderer Vogel hat), durch die Art, stehend mit den Füßen ihre Nahrung zum Munde zu bringen, sich derselben wie Hände zu bedienen, mit den Säugethieren, und vorzüglich mit den Menschen und Affen besondere Berührungspunkte zeigen. Für den letztern Satz sind weniger Belege angeführt. Am einleuchtendsten dürfte dessen Wahrheit durch einen Blick auf die naturphilosophischen Eintheilungen des Thierreichs werden, wo alle Ab- und Unterabtheilungen nach demselben Eintheilungsprincip meistens ungezwungen zerfällt sind.

Die Allgemeinheit desselben Bildungstypus sucht der Verfasser drittens durch die Zurückführung der verschiedenen Arten der regelmäßigen Mannigfaltigkeit auf einander und dann der regelwidrigen auf die regelmäßigen darzuthun. Die mannigfaltigen Bildungen der verschiedenen Arten sucht er dadurch auf einander zurückzuführen, indem er nachzuweisen sich bemühet:

1) daß alle höheren Thiere in ihrer Entwicklung dem Wesentlichen nach die unter ihm stehenden, für niedere bleibenden Stufen durchlaufen, und somit nach gleichen Gesetzen entwickelt werden; 2) daß die seruellen Verschiedenheiten, wenigstens ihrem Entstehen nach, gleichfalls auf periodische zurückgeführt werden können,

und, 3) daß den sexuellen periodischen und Klassenverschiedenheiten sich auch die in den individuellen Organismus zwischen den verschiedenen Theilen desselben bestehenden vergleichen lassen. Für den ersten Satz wird nachgewiesen, daß der Embryo des Menschen und der Säugethiere durch äußere Gestalt im Ganzen und in einzelnen Theilen, in der Zahl, Lage, verhältnißmäßigen Größe der Organe, in ihrer Textur, Mischung und den Kräften mit unter ihm stehenden Thieren mehr oder weniger vollkommen übereinkommen, und zwar durch Betrachtung aller Systeme, Organe und Apparate. Inzwischen scheint Refn. nicht zu läugnen, daß in den frühesten bestimmtern Spuren der Organisation ein stetes Bestreben, den der Gattung eignen Typus zu erreichen, bemerkbar sey; daß diese Thiere nicht alle Stufen durchlaufen, und man in dieser Analogie offenbar zu weit gehe; daß der Ausdruck vollkommene und unvollkommene Thiere eigentlich bloß idealisch sey, indem die Natur im gewissen Sinne überhaupt bloß vollkommene, wohl aber einfachere und zusammengesetztere Thiere habe; allein hiedurch wird des Verfassers Ansicht nicht aufgehoben, sondern bloß beschränkt, und gegen die, Seite 416, ausgedrückte Idee: daß eine der Entwicklung in der Thierreihe parallel laufende Entwicklung der einzelnen Organe Statt finde, dürfte wenig zu entgegnen seyn. Die sexuellen Verschiedenheiten glaubt er auf bloße Altersverschiedenheiten zurückführen zu können, indem die männlichen bloß durch stärkere Entwicklung des Individuums entstünden, und führt dafür als Beweis an, daß alle Embryonen und jungen Thiere dem weiblichen Typus mehr entsprechen, alternde Vögel oft männliches Gefieder und Stimme erhalten. Zwischen den verschiedenen Systemen findet der Verfasser eine der sexuellen ähnliche Verschiedenheit, namentlich entspreche das Gefäßsystem dem weiblichen, das Nervensystem dem männlichen Geschlechte, den Bastard- und Rassenverschiedenheiten sollen öfters individuelle entsprechen.

Die regelwidrigen Bildungen sucht der Verfasser auf die regelmäßigen dadurch zurückzuführen, indem er zeigt, daß sie nach denselben allgemeinen Gesetzen Statt finden, und daß die meisten Abweichungen genau den regelmäßigen Bildungen entsprechen. Für das erste sprechen die Beobachtungen: daß sowohl die regelmäßigen als unregelmäßigen an einen bestimmten Typus gebunden sind, daß alle bestimmte Gränzen haben, und deßhalb so wie die regelmäßigen in bestimmte Abtheilungen gebracht werden können, zwischen welchen sich gleichfalls Uebergänge finden. Regelwidrige wie regelmäßige Bildungen erscheinen gern an entgegengesetzten Stellen des Körpers zugleich, auf beyden Seiten, oben und unten ꝛc. und dieß nach demselben Verhältniß, als sich die

Seiten ähnlich sind. Bey regelmäßiger, wie bey regelwidriger Bildung ist häufig höhere Ausbildung eines Theils mit Zurücksinken eines andern verbunden, Mißgeburten sind sehr oft an verschiedenen Organen durch dem Wesen nach gleiche Abweichungen entstellt; einem jeden Organe, wie jeder Thierart kommen gewisse Bildungsabweichungen vorzüglich zu, und die verschiedenen Organe unterscheiden sich daher nicht bloß durch ihre regelmäßige Gestalt, sondern auch durch die Art ihrer Abweichungen. Manche Theile bieten häufigere, und verschiedenere Abweichungen als andere dar, wie die regelmäßige ist die unregelmäßige Gestalt erblich. Im weiblichen Geschlecht seyen deßhalb Mißbildungen häufiger, weil die niedrigsten Thiere bloß weiblich, und die Arten derselben zahlreicher und mannigfaltiger sind. Daß Bildungsabweichungen bestimmten regelmäßigen Erscheinungen der Mannigfaltigkeit entsprechen, erhellt erstlich aus der Vergleichung der Mißbildungen mit der regelmäßigen Anordnung des Körpers, indem sich zeiget, daß jene häufig nur eine weitere Ausbildung des letztern sind, nur dadurch soll sich die rechte und linke Hälfte des Gefäßsystems unterscheiden; Bildungsabweichungen eines Theils des Körpers sollen öfters bloß Wiederholungen der regelmäßigen Bildungen eines andern seyn. Zweytens erhellt es aus der Vergleichung der Mißbildungen eines Thiers mit der regelmäßigen eines andern. Es scheint, als ob manche Theile eine größere Geneigtheit zu Mißbildungen deßhalb hätten, weil ihre regelmäßige Bildung im Thierreiche verschiedener ist. Daß die Mißbildungen eines Thieres genau mit der regelmäßigen anderer übereinkommen, sucht der Verfasser in allen Systemen, Organen und Apparaten durch sehr viele interessante Thatsachen nachzuweisen.

Auf nicht minder scharfsinnige Weise weiß der Verfasser die Zwitterbildungen auf den regelmäßigen Bildungstypus zurückzuführen; er stützt sich dabey auf die Beobachtungen, daß männliche und weibliche Fortpflanzungstheile in ihrem ersten Entstehen nicht verschieden, und auch im ausgebildeten Zustande nach demselben Typus gebildet sind; bey mehrerern einfachen Thieren, wie bey einigen Hymenopteren der Zwitterzustand normal ist, in sofern die geschlechtslosen Arbeitsbienen unvollkommene verbildete Weibchen zu seyn scheinen. Bey näherer Untersuchung der regelwidrigen Zwitterbildung ergeben sich dem Verfasser vorzüglich folgende Verschiedenheiten. Die Zwitterbildung ist verschieden in Rücksicht auf die Zeit des Erscheinens, zwar meistens angeboren, entsteht sie doch auch wohl im Verlaufe des Lebens. Sie ist verschieden in Bezug auf die Art der Regelwidrigkeit, und diese kann quantitativ oder qualitativ seyn; erstere entweder bloß durch Vereinigung der Geschlechtscharaktere ohne Mehrfachwerden, oder mit

Mehrfachwerden, wo sich außer den normalen Geschlechtsmerkmalen noch andere nach entgegengesetztem Typus finden; diese Zwitterbildung ist seltener. Die qualitativen Zwitterbildungen, welche in der Totalform, oder in einzelnen Theilen bedingt seyn können, geht der Verfasser mit sehr vielem Fleiße durch, und stellt seinen Beobachtungen zufolge als allgemein auf, daß Bildungsabweichungen an den Geschlechtstheilen vorzüglich bloß die Wollustorgane treffen, bey seitlicher Zwitterbildung das männliche Geschlecht vorzugsweise der rechten, das weibliche der linken zukomme. In Bezug auf die Häufigkeit sollen Zwitterbildungen bey den Fischen am häufigsten, bey den Vögeln und Insekten am seltensten seyn, zwischen ihnen stehen die Säugethiere. In Bezug auf Vollkommenheit soll sie sich bey den Fischen auch am vollkommensten finden, nach ihnen bey den Insekten und Krustaceen, sehr unvollkommen bey den Vögeln und Säugethieren, am unvollkommensten bey den Menschen. Nach diesem scheint der Grad und die Häufigkeit der Zwitterbildung durch folgende Umstände bedingt: durch die größere oder geringere Aehnlichkeit der männlichen und weiblichen Fortpflanzungsorgane im normalen Zustande; durch die Stufe, auf welcher das Thier vermög seiner Organisation steht; durch die Anordnung der Zeugungstheile. Im Allgemeinen begünstigt sie ihre Einfachheit. Die seitliche Zwitterbildung begünstigt vorzüglich das deutliche Getrenntseyn der Geschlechtstheile in eine rechte und linke Hälfte. Nähere Veranlassungen zu Zwitterbildungen anzugeben enthält sich der Verfasser.

Endlich lassen sich die meisten Bildungsabweichungen auf Entwicklungsverschiedenheiten zurückführen, und aus ihnen erklären. Es kann nämlich ein Organ oder System auf einer der vielen Stufen, die es bis zu seiner Vollkommenheit durchläuft, aus irgend einer Ursache stehen bleiben, während die übrigen bis zu der in ihrer Art höchsten Vollendung ausgebildet werden; solche stehen gebliebene Organe erscheinen dann als Mißbildungen. Diese Ansicht belegt der Verfasser hinreichend mit Belegen aus der Betrachtung der einzelnen Systeme und Organe.

Dieß ist der Inhalt des ersten Bandes eines Werkes, welches in jeder Hinsicht ausgezeichnet, durch die Menge und Wichtigkeit der darin enthaltenen Resultate in diesem Gebiete seines Gleichen sucht; und wenn die folgenden Bände hinreichende Belege für alle in diesem ersten aufgestellten Behauptungen, enthalten, nicht finden wird. Die Resultate sämmtlicher Forschungen zur Kenntniß der thierischen Form lichtvoll dargestellt, umfassend, zeigt es überall, daß in der ganzen thierischen Schöpfung ein und derselbe Typus zu Grunde liege, und ein und dieselbe Kraft thätig sey. Sehr zweckmäßig wurden zu diesem Ende alle Verschiedenheiten

der thierischen Form genauer, als es bisher geschehen, aufgestellt, und die Aehnlichkeit zwischen denselben mit einem bewunderungswürdigen, äußerst zarten Wahrscheinlichkeitsgefühl angedeutet und nachgewiesen, wenn auch bey dem Nachweisen öfters zu weit gegangen, und mehr als zu genanntem Zwecke nöthig gewesen seyn dürfte, versucht ward. So sehr nun aber Ref. von der Wahrheit des für alle auf der Kenntniß der thierischen Form beruhenden wissenschaftlichen Zweige fruchtbaren Satzes: daß alle thierischen Organismen, alle ihre einzelnen Organe nach gleichen Gesetzen auf gleiche Weise stufenweise entwickelt werden, durchdrungen ist, eben so wenig ist er von einer andern in dem Werke gleichfalls bemerkbaren Idee überzeugt, daß nämlich alle thierische Formen aus sehr wenigen Arten höchst einfacher Organismen durch das dem Bildungstrieb inwohnende Streben sich zu vervollkommen, entstanden seyn können. Zwar behauptet der Verfasser nicht, wie mehrere treffliche Naturforscher, daß alle Thiere nur Fortbildungen oder Zusammenhäufungen von Infusorien wären, sondern er führt selbst Gründe an, daß ursprünglich verschiedene organische Wesen entstehen konnten; inzwischen glaubt er doch, daß der größte Theil der thierischen Mannigfaltigkeit durch einen sich immer vervollkommenden Bildungstrieb entstanden sey. Ref. kann nicht läugnen, daß die Idee eines sich immer vervollkommnenden Bildungstriebes viel Anziehendes habe, daß er sich bey der Betrachtung thierischer Formen unserer Einbildung auf den ersten Blick aufdringe; allein der nüchterne Verstand kann bey tieferer Forschung aus den bisherigen Daten auf ihn nicht schließen. Es handelt sich hier nicht darum, ob es möglich sey, daß die thierischen Organismen auf diese Art haben entstehen können; denn über die Möglichkeit in der physischen Welt können wir a priori nichts entscheiden, sondern ob wir aus unsern Beobachtungen und Erfahrungen der Analogie nach strenge darauf zu schließen berechtigt sind.

Erwägen wir die vorzüglichsten Data, worauf sich diese Ansicht stützt, nämlich die unter den Thieren vorhanden seyn sollende stufenweise Aehnlichkeit und die häufig vorhandenen Uebergänge; die Aehnlichkeit einzelner Organe, welche gleiche Verrichtung haben; die Metamorphose, welche die Thiere vorzüglich während ihrer ersten Entwicklung durchlaufen, und die durch Stehenbleiben auf Entwicklungsstufen entstehenden regelwidrigen Bildungen, und endlich die Veränderungen, welche Außendinge im thierischen Organismus hervorzubringen vermögen; so werden wir finden, daß sich diese Ansicht streng nicht daraus folgern lasse.

Der erste Grund verliert, wenn wir uns erinnern, daß es keine stufenweise Aehnlichkeit unter den Thieren gebe, daß, sollen

die Thiere nach ihrer größten Aehnlichkeit zusammengestellt werden, die zusammengestellten ähnlichsten Bildungen keine Stufenreihe, sondern vielmehr ein Netz bilden würden; daß sich anderseits eben so viele grelle Verschiedenheiten als scheinbare Uebergänge zeigen, und die wahren Uebergänge offenbar durch Bastarderzeugung entstanden sind. Der zweyte beweiset bloß, daß jedes zusammengesetztere Thier und Organ mehrere einfachere Bildungen durchlaufe, ehe es die ihm eigenthümliche erreichet, oder daß die Natur in der Entwicklung thierischer Gebilde keinen Sprung mache; wir haben Beyspiele, daß durch Stehenbleiben höherer Thiere auf Durchgangsbildungen Mißbildungen entstehen können, die in einigen Theilen mehr mit niedrigern Thieren als sie selbst sind, übereinstimmen, aber noch keines, daß niedere Thiere durch diese Metamorphose höher organisirt worden, als ihnen ihrer Art nach zugekommen wäre. Wir haben ferner, so lange Beobachtungen aufgezeichnet worden, noch keine, daß sich wesentliche Mißbildungen fortgepflanzt hätten. Und wäre selbst Letzteres der Fall, so wäre daraus bloß zu begreifen, daß aus zusammengesetzteren Thieren einfachere, aber nicht, daß aus einfacheren zusammengesetztere entstehen können. Die äußern Einflüsse haben allerdings Einfluß auf Größe, Stärke ꝛc., aber einen sehr unbedeutenden auf die Formen der Thiere; bloß Rassen, so viel wir aus Erfahrung wissen, werden durch sie gebildet. Bedeutende Veränderungen der äußern Einflüsse können die Existenz der Thiere aufheben, aber nicht ihre wesentliche Organisation verändern.

Erwägen wir die Beständigkeit der Thierformen von der Zeit an, wo sie anfingen, Gegenstände menschlicher Aufzeichnung zu werden, bis auf heute, die sie trotz der immerwährenden äußern Einflüsse durch so viele Generationen behauptet, so daß etwa nach Hufeland die ganze Verschiedenheit des gegenwärtigen Menschengeschlechts von dem vor mehreren tausend Jahren bloß in größerer Nervenreizbarkeit, wie ehemals in stärkern Knochen und Muskeln bestand, welche Unterschiede offenbar mehr von seiner geistigen Vervollkommnungsfähigkeit hergeleitet werden müssen; daß von Veränderungen anderer Thiere gar nichts bekannt ist, so sind wir gezwungen zu schließen, daß die jetzt beobachtete Mannigfaltigkeit im Thierreiche ursprünglich sey. Auch wenn wir uns die Veränderungen der Thierformen noch so allmälich entstanden dächten, und das Alter der bewohnbaren Erde und der Thiere auf die großen Zahlen der Chinesen setzen, so reichen auch sie nicht hin, um solche Veränderungen zu erklären; denn immer müssen wir schließen, daß, weil in den mehreren tausend Jahren unserer Beobachtung die Thierformen sich im Wesentlichen gleich

geblieben, sie auch in tausend mal tausend gleich geblieben seyn würden. Durch die von einigen Naturforschern angenommenen großen Veränderungen unsers Erdballs, bey welchen selbst der Stand der Himmelskörper zu unserer Erde verschieden gewesen, und mithin auch Licht, Wärme, Elektricität ꝛc. als die wichtigsten Bedingnisse der Existenz der Thiere auf derselben anders gewesen seyn sollen, werden in Absicht auf die vorliegende Frage bloß Hypotheſen gehäuft, und Ungewißheit vermehrt. So weit Beobachtung reicht, selbst laut den fossilen Knochen, sind, wie Cuvier neuerlich trefflich dargethan, die thierischen Formen im Wesentlichen gleich geblieben. So viel, glaubte Ref. gegen eine jetzt fast allgemein gewordene Ansicht bemerken zu müssen, möchte dadurch bemerkbar werden, daß man mit Schlüssen der Analogie vorsichtiger und strenger seyn müsse, wenn sie nicht zu irrigen Ansichten führen sollen. F.

Art. II. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor. Von C. P. Lepsius. Naumburg, 1822. Bey A. C. Bürger. 4to.

Auch unter dem Titel:

Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem thüring. sächs. Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Erstes Heft. Naumburg, 1822. 4to.

Das Werk erscheint als eine Frucht der Sorgfalt eines in Thüringen und Sachsen bestehenden Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, aus der Feder eines mit der Geschichte und den Ortsverhältnissen Thüringens, wie Ref. schließen darf, sehr vertrauten Gelehrten, der nicht bloß in den Archiven der Stifte und anderen gelehrten Hülfsmitteln, sondern, was nicht oft der Fall ist, auch in der Kunstgeschichte, namentlich der Geschichte unserer ältern Baukunst so bewandert ist, daß wir uns recht gern von ihm belehren lassen. Sein Werk ist unbezweifelt das Vollständigste und Genaueste, was über den Naumburger Dom geschrieben worden. — Und so sehen wir zugleich wieder zwey unserer mehrmals geäußerten Wünsche ihrer Erfüllung näher gebracht. Wieder eine gehaltvolle spezielle Vorarbeit zur Geschichte deutscher Baukunst, die, wäre sie früher erschienen, freylich viel Gerede in den Wind hätte verhindern können, und dann einen nicht bloß dem Namen nach bestehenden, sondern literarisch wirksamen Verein für Erforschung vaterländischen Alterthums, der auch für die, wenn sie dem einzelnen Gelehrten aufgebürdet ist, so schwierige Herausgabe von dergleichen Werken Sorge trägt: eine Anstalt, die jede deutsche Provinz nachahmen sollte, aufgemuntert durch den Vortritt der Schlesier, der Rheinländer, der

Steyermärker (die ihrer vortrefflich begonnenen Zeitschrift ja auch dieses wichtige Ziel nicht vorenthalten werden) und mehrerer anderen, wo der Sinn für vaterländische Alterthümer wirksam zu werden anfängt. — Möchte sich das an Alterthümern des Mittelalters so überreiche Oesterreich ja bald diesen beyzählen können!

Der Dom zu Naumburg ist bereits lange als einer der ältesten und wichtigsten Baue Deutschlands erkannt, aber da seine Theile gar vielen Zeiträumen angehören, so bleiben dem Kunstforscher manche schwierige Aufgaben, zu deren Lösung das gegenwärtige Werk sehr viel beytragen wird. Wir müssen uns aber hier eine genaue Angabe des Inhaltes versagen, da es in die, zwar höchst nöthigen, Einzelnheiten eingeht, die im Werke selbst nachgesehen werden müssen.

Die Anordnung des Buches ist so wie der Druck und die Einrichtung jener des Stieglitzischen Werkes über altdeutsche Baukunst ähnlich: Beschreibung der Kirche mit ihren berühmten Bildsäulen, Anmerkungen dazu, Beylagen von Urkunden und Anhang, worin sich der Verfasser über die Bauweise des Doms mehr im Allgemeinen und mit Rücksicht auf die neueren Kunsturtheile Anderer verbreitet. —

Einen Plan des Doms, der jedoch, wie der Verf. bemerkt, nicht ganz richtig ist, hat Grohmann in seinen Bruchstücken der gothischen Baukunst, Heft 1. mitgetheilt, wo auch eine Ansicht des östlichen Theils, eine Abbildung des südlichen Portals, und mehrerer Kapitäler, Fensterfüllungen und anderer Details, einige Theile der Kirche auch im zweyten Hefte geliefert wurden. Wir bedauern, daß uns dieses Werk nicht zu Gesicht gekommen, denn ohne einen Grundriß wird es schwer, wenn die eigene Anschauung des Originals nicht zu Hülfe kommt, das Einzelne der Beschreibung gehörig festzuhalten. — Wir kennen nur die recht schöne Platte des Ostchors in des Herrn Dr. Stieglitz Werk. —

Das ganze Gebäude besteht eigentlich aus drey Haupttheilen über, und einer Krypte unter der Erde. — Die Krypte wird vom Verfasser als das älteste des Baues anerkannt: ihre Fenster sind rund bedeckt, sie hat einen halbkreisförmigen Schluß, kurze Säulen tragen das Gewölbe. — Diese Krypte ist zum Theil aus dem zehnten Jahrhundert. Der östliche Chor, welcher gerade über der Krypte erbaut ist, steht ihr der Zeit nach am nächsten (S. 10); auch er hatte, wie Herr Lepsius zeigt, ursprünglich einen runden, der Schlußmauer der Krypte entsprechenden Schluß, über den aber zwölf Fuß weit hinaus eine vierseitige Vorlage im schönen deutschen (Spitzbogen) Style aufgeführt wurde. Wenig jünger nimmt der Verf. Schiff, Seiten-

flügel, Abseiten und die beyden östlichen Thürme an, und vermuthet, daß die Kirche so weit noch vor der Verlegung des Hochstiftes nach Naumburg vollendet sey, so daß diese Thürme die Enden der Westseite bildeten. — Wahrscheinlich erst im dreyzehnten Jahrh. habe die Erweiterung des hohen Chors Statt gefunden, durch welche, wie erwähnt, die vierseitige Vorlage mit den schönen hohen Spitzbogenfenstern angebaut ward. (Rec. findet sogar die Verzierung in den Bogenfüllungen viel schoner und reicher, als er sie im dreyzehnten Jahrhunderte, wenigstens in der ersten Hälfte desselben, zu sehen gewohnt war; auch die vom Verf. S. 12 eingestandene Jugend der meisten Glasgemälde dieses Chors schien Rec. für späteres Alter der Fenster selbst zu sprechen. — Es ist wahr, das eine, auf dem Titel abgebildete, sehr merkwürdige Fenster mit dem Bilde des Papstes Johann XX. und zweyer Bischöfe, sammt der Umschrift: IOHANNES APOSTOLICVS † HVNFREDVS ARCHIEP † HILDEWARDVS EPISCOPVS. und PA. IOHANNES † HVNFREDO. MAGDEBVRG. HILDEWARDO. CIZA. REGENTE † AD NVENBVRG. SEDES. TRANSDVXIT † — andeutend die 1028 geschehene Verlegung des Hochstiftes von Zeiz nach Naumburg — hat sehr alte Schriftzüge, z. B. das M, E, A, (M, E, A), die schon im zwölften Jahrhundert auf Siegeln und Denkmalen vorkommen: allein dasselbe ist auch der Fall mit den Fensterschriften in Klosterneuburg, welche unbedenklich im vierzehnten Jahrhundert den viel ältern Verduner Altarbildern und ihren Schriften nachgebildet sind. —)

Das, was den Naumburger Dom von andern unterscheidet, ist vorzüglich der Westchor, oder eine besondere, mit dem Schiffe der Kirche zusammenhangende Kapelle, die, wie der Verfasser aus sehr triftigen Gründen darthut, von dem Bischof Dietrich II. um 1249, zu Ehren der alten Stifter und Beschenker der Kirche aus thüringischem (Wettin'schen) Fürstengeschlechte, erbaut ist, so daß man sie wohl füglich die Halle (besser Kapelle) der Stifter nennen möchte. — Daß dieser s. g. westliche Chor jünger ist, als die Erweiterung des östlichen, zeigt dem Verf. der viel reichere Schmuck des erstern. Das Sehenswertheste darin scheinen doch immer die bereits von Fiorillo und Büsching gewürdigten, wenn gleich, wie der Verfasser meint, als Kunstwerke etwas zu hoch gestellten Bildsäulen der zwölf Stifter und Stifterinnen, deren schon die ungedruckte Chronik des Bosau'schen Mönches P. Lange mit folgenden Worten erwähnt: »Darumb muß der Thumb zu der Numburg mer den eyn Stifter gehat haben, die darzu gehulfen han, als man noch sihet ettlicher graffen siben oder acht in Steyne mit yren Schilden gehawen auf

»gut altfrenckisch, yn vnser liben frawen Capel die eyn groß teyl »des stiffts eynnymt, welche graffen vnd herren alle mit sampt »yren frawen werden stiffter vnd woltheter dieses stiffts zur Num»burg genannt; als man list an yren schilden die doch serh verbli»chen seyn ꝛc.«

Der Verfasser spricht nun von S. 15 bis 32 mit Gelehrsamkeit und Umsicht von diesen merkwürdigen Statuen, die in einer Höhe von 5 ½ Fuß vom Boden entfernt, und unter Baldachinen stehen, welche die Gestalt von Klöstern oder Kirchen darstellen. Auf neun Kupfertafeln werden Abbildungen aller Statuen in Umrissen gegeben; nach des Verfassers Urtheil ist die vorzüglichste als Kunstwerk die weibliche, die er S. 18 unter der Zahl 11, zur IX. Kupfertafel beschreibt. Sonst haben uns noch, nach den Abbildungen zu schließen, sehr gut geschienen: Tafel III, ECHARTVS MARCHIO, sammt der weiblichen Statue, seiner Gemahlin, neben ihm, Tafel VIII, Nr. 10, ein vortreffliches Frauenbild. — Nur fünf Statuen sind auf den Schildern mit ihren Namen bezeichnet: Echartus Marchio, Thimo Comes, Wilhelmus Comes, Syzzo Comes, Ditmarus Comes, den übrigen weiset Herr Lepsius, mit steter Beachtung der urkundlichen Nachrichten, doch nur vermuthungsweise, ihre Vorbilder an, wobey das S. 37 in der Note gegebene Schema ihrer Aufstellung, recht gut zu Hülfe kommt. »Die Männer erscheinen durchgängig in langen, bis an die Knöchel herabreichenden Kleidern und übergeworfenen Mänteln, die meisten in ruhiger Stellung, Schild und Schwert, letzteres in der Scheide, vor sich nieder oder im Arme haltend. Die vergoldeten Verzierungen der bunt gemalten Schilder bestehen größtentheils aus Laubwerk, Blumen, arabeskenartig gebildet, von einem breiten, vergoldeten Schildesrand umgeben. Nur die sechste Figur (Sizzo) zeigt einen stehenden Löwen. Alle bis auf Sizzo sind ohne Bart gebildet (ein Vorrecht, wie der Verf. S. 37 sehr gut bemerkt, der höheren Stände im zehnten und eilften Jahrhundert; wir setzen hinzu: eine Gewohnheit der Kaiser und Fürsten bis ins vierzehnte Jahrhundert, wo man schon, jedoch vor Karl V. nie allgemein, anfing, sich von jener Gewohnheit zu entfernen). Die Frauen sind durchgängig mit langen Roben und faltenreichen Mänteln bekleidet. Letztere sind am Halse eingeschlagen, und werden durch ein Band zusammengehalten, welches an einer Seite des Mantels befestigt, auf der andern Seite durchgezogen und am Ende mit einer Quaste versehen ist. Kinn und Wangen umschließt ein knapp anliegendes Tuch, die Stirn meist ein platter Aufsatz, mit Steinen und Perlen reich verziert. An der Brust der meisten Fi-

guren, der männlichen sowohl als der weiblichen, ist ein Kleinod, ein Schmuck von Steinen und Perlen wahrzunehmen.« —

Ueber das Alter dieser Statuen stellt der Verfasser S. 14 die Vermuthung auf, daß Bischof Dietrich II. selbst zu Ehren der Stifter (1249) sie habe verfertigen lassen, daß sie gewiß so alt sind als dieser Theil der Kirche, weil sie mit denjenigen Werkstücken der Gurtfortsetzungen oder Mauerpfeiler, an und vor welchen sie frey aufgerichtet zu stehen scheinen, aus dem Ganzen gehauen sind. (S. 4.) — Dagegen läßt sich nun freylich nichts einwenden, auch findet Rec. weder im Kostüm noch in den Schriftzügen einen direkten Grund dagegen: indeß ist das Urtheil über dergleichen Dinge schwer, wenn der Selbstblick nicht belehrt. Büsching dagegen äußert (Jahrbücher Bd. II. S. 61), daß sie frühestens ins vierzehnte Jahrhundert gehören.

S. 41. Sehr schätzbar sind die dreyzehn Beylagen, wovon mehrere zum erstenmal, fast alle aber nach den Urschriften verbessert erscheinen: I. und II. Bullen Johanns XX. mit dem Konsens zur Verlegung des Bisthums von Zeiz nach Naumburg v. 1028, und desselben Bestätigung v. 1032. — III, IV. Bestätigungen und Schenkungen der Kaiser Konrad III. und Heinrichs III. von 1032 und 1051, letztere bisher ungedruckt. V und VI die ebenfalls bisher ungedruckte Bestätigungs-Bulle P. Innocenz II. von 1137, und Gregors IX. Renovations-Bulle von 1228. — VII. Gregors IX. (bisher unedirte) Bulle v. 1228, mit der Bestätigung der Verlegung des Stiftes und der Dependenzen desselben ꝛc. sehr wichtig wegen der zahlreichen topographischen Bestimmungen, die der Verfasser erläutert. — VIII. Des schon gedachten Bischofs Dietrich II. offener Brief von 1249, worin er die Vollendung des Kirchenbaues ankündigt und zu milden Beyträgen auffordert. IX, X und XI, Extrakte aus den Kalendarien und Mortuologien von Naumburg, zum Theil bisher ungedruckt. XII. Stelle aus P. Langens ungedruckter deutscher Chronik, die wir zum Theil schon oben mittheilten, und XIII. ein genealogisches Schema über die Abstammung der Gründer und Stifter. —

Der Anhang (S. 91—75) behandelt eigentlich drey in das allgemeinere Gebiet der Kunstgeschichte einschlagende Gegenstände: Rechtfertigung der Benennung: neugriechische Bauart; Untersuchung über den Spitzbogen, zunächst mit Hinsicht auf den Naumburger Dom; Berichtigung der schiefen Urtheile Anderer über den Naumburger Dom und anderer Kirchen Thüringens. — Die beyden ersten Fragen treffen mit dem in manchem zusammen, was Rec. erst kürzlich, bevor ihm Herrn Lepsius Werk bekannt war, in dieser Jahrbücher XVI. Bande geäußert

hat: und er wird sich daher hier der Kürze halber manchmal auf jene frühere Abhandlung berufen. — Zu den Gründen, die Herr Stieglitz für den Namen Neugriechisch in seinem Buche beybringt, und die Rec. Bd. XVI, S. 156, kurz berührte, muß er, um ganz unparteyisch zu seyn, auch die fernern Sätze erwähnen, die Herr Lepsius nach dem, was Stieglitz im Kunstblatte 1821. Nr. 43 gesprochen hat, hier S. 62 beybringt. In Italien habe nämlich zur Zeit Karls des Großen der byzantinische Styl geherrscht, denn seit Konstantins Verlegung der Residenz nach Konstantinopel seyen die meisten Baue hier geführt, die Künstler von Rom nach Byzanz gezogen worden; während der Völkerwanderung habe in Rom die Kunst darniedergelegen, in Byzanz allein sey sie gepflegt worden, in Byzanz, wo der Styl sich bildete, den man byzantinisch oder neugriechisch nennt. (Diese Benennung ist ja eben zu rechtfertigen.) Erst unter Theodorich sey die Kunst in Italien aufs neue erwacht, dieß habe die Künstler wieder aus Byzanz nach Rom und Italien gezogen. — Wichtiger ist, was Herr Lepsius S. 63 aus Krause's gelehrtem Werke, die drey ältesten Kunsturkunden der Freymaurerbrüderschaft, für seine Sache anführt: 1) daß sich die römischen Baukorporationen mit der Gründung des morgenländischen Kaiserthums auch in dem Orient ausbreiteten; 2) daß sie im Ostreiche zu Leo's und Zeno's Zeiten geblühet haben (dadurch ist nicht gesagt, daß sie in Italien aufgehört); 3) daß die Künstler und Handwerker, besonders seit Alarichs und Athoulfs Einfällen sich immer mehr von Rom in den Orient, nach Aegypten und andere afrikanische Länder zogen, so daß man sie durch Privilegien und Drohungen zur Rückkehr zu zwingen suchte; 4) daß griechische Baukünstler sich wieder zurück vom Orient nach dem Occident über Frankreich nach England verbreiteten, wo Prinz Edwin 926 in der Yorker Bauversammlung außer lateinischen und französischen, auch griechisch geschriebene Baukonstitutionen vorlegte (die Worte der Yorker Versammlung geben wir unten), wobey Dr. Krause bemerkt, daß das sechste und neunte Gesetz der Yorker Konstitution, mit den Verfügungen des Kaisers Zeno gegen eingerissene Zunftmißbräuche genau übereinstimmt, womit er sein Baugesetz schließt.

Alle diese Gründe scheinen dem Rec. dennoch den Satz nicht umzustoßen, daß die verderbte antike Bauweise, so wie überhaupt der ganze Kunststyl in den ersten Jahrhunderten im Osten wie im Westen des Römerreiches einer und derselbe war; warum des Ostens von gleichzeitigen Schriftstellern und in Gesetzen öfter erwähnt wird, als Italiens, mag auch in dem natürlichen Verhältnisse des Hauptlandes zur Provinz liegen: daß weniger in

Italien, als im griechischen Kaiserthume gebaut wurde, beweist nicht das Erlöschen der Bauzünfte in jenem: was auch in keiner der von Krause angezogenen Stellen aus den Gesetzen Leo's und Zeno's nur entfernt angedeutet wird: vielmehr zeigt die auch S. 189 von Krause mitgetheilte Stelle aus Symmachus (ad div. 24.) das Daseyn der Baukünstler in Rom (sunt qui fabriles manus augustis operibus accommodent, per alios fortuita arcentur incendia etc.), deren Begünstigung Symmachus dem Kaiser Valentinian (nach 364) anräth. Ferner wird eben da die Instruktion für den Aufseher des kaiserlichen Pallastes zu Rom aus Cassiodor († 575) Var. l. 7. c. 5. erwähnt, worin diesem Beamten Lesung des Euklides und Archimedes empfohlen wird, denn er soll allen bey dem Bauen thätigen Künstlern Rath ertheilen. (Quidquid enim aut instructor parietum aut sculptor marmorum, aut aeris fusor, aut camerarum rotator, aut gypsoplastes, aut musivarius ignorat, te prudenter interrogat; et *tam magnus ille fabrilis exercitus* [also ein großes Heer von Werkmeistern zu Rom!] ad tuum recurrit judicium, ne possit aliquid habere confusum.) Er soll getreulich im alten, reinen echten Style arbeiten lassen (ut ab opere veterum sola distet novitas fabricarum etc.) Aus eben diesem Schriftsteller lernen wir, daß damals in Rom ein Stadtbaumeister angestellt war: denn er liefert eine Bestallungsformel ad praefectum urbis de architectis publicorum (Var. l. 7 cap. 15). Diese Nachweisungen, die Rec. der Forschung Krause's verdankt, mögen für Rom und Italien dasselbe behaupten, was Herr Lepsius aus andern Stellen desselben Gelehrten für Byzanz aufgefunden. Also scheint die Gleichheit der östlichen und westlichen Kunstübung in den ersten Jahrhunderten des Christenthums nichts weniger als zweifelhaft. —

Was aber die unter Nr. 4. kurz vorher erwähnte Ankunft griechischer Baukünstler in England betrifft, so verliert dieser Grund gar sehr, wenn man erstlich bedenkt, daß selbst nach dem Zeugnisse der Yorker Konstitution, schon lange vor ihr selber in Britannien die Baukunst fest begründet war, das Carausius ums J. 300 Künstler aus Rom kommen ließ, deren einer der Lehrer des heiligen Albanus geworden seyn soll; daß der Bischof von Rom die heidnischen Angeln und Sachsen zum Glauben bekehren ließ, woraus denn immer mehr geschickte Bauleute in Britannien entstanden, welche von dem wachsamen Ueberreste der alten brittischen Baumeister unterrichtet wurden (Krause II. Band. 1. Abth. S. 83—88); und wenn man zweytens die gemeinte Stelle im Zusammenhange liest, wo von grie-

chiſchen Baumeiſtern ſelbſt keine Rede, ſondern Folgendes geſagt iſt: »Er (der Prinz Edwin) hat auch galliſche Maurer kom»men laſſen, und ſie nun mit zu Vorſtehern beſtellt, und die »Einrichtungen der Griechen, Römer und Gallier, welche »ſie (doch wohl die galliſchen Maurer?) in Schriften mitgebracht »haben, nebſt des heiligen Albanus Einrichtungen durchſehen »laſſen: und hiernach ſollen nun alle Maurergeſellſchaften einge»richtet werden.«

Es iſt hier gar nicht geſagt, daß ein Theil dieſer Schriften in griechiſcher Sprache abgefaßt geweſen, noch worin dieſe Einrichtungen beſtanden haben, und ob ſie nicht etwa vielmehr auf die antiken Bauregeln der Griechen und Römer bezogen werden müſſen. In keinem Falle aber beweiſen ſie mehr, als daß Griechen ſowohl als Römer Baueinrichtungen hatten. — Auch kann Rec. die angebliche genaue Uebereinſtimmung des 6. u. 9. Punktes der Yorker Konſtitution mit den Verfügungen des Kaiſers Leo (beyde hat Krauſe II. Bandes 1. Abth. S. 98 und II. B. 2. Abth. S. 190) durchaus nicht von der Art finden, daß eine ſich als Nachbildung der andern zeigte. Die obige Stelle der Yorker Konſtitution, wo von galliſchen Maurern die Rede iſt, gab Recenſenten übrigens ein ſehr erfreuliches Beleg zu dem, was er, Band XVI. S. 157, 158, die Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums zum Leitfaden nehmend, über den Einfluß des hochkultivirten Gallien vermuthungsweiſe geäußert hat, wie er auch ſeine Anſicht über die durch die Mönchsorden verbreitete Kirchenbaukunſt auf mannigfache Weiſe durch die von Krauſe mitgetheilte Yorker Konſtitution, die ihm damals noch unbekannt war, beſtätiget findet. —

S. 64—66. Recht gut ſind des Verfaſſers Bemerkungen, daß der Spitzbogen nicht zufällig und plötzlich entſtanden ſeyn könne, daß er vielmehr ſchon lange in Hauptſtrukturen, im Kreuzgewölbe und andern Theilen abſichtlich und in regelmäßiger Wiederholung angewandt worden, bevor ſeine Form im Aeußern und am Untergeordneten allgemein ward (ſ. Jahrb. XVI. S. 133). Die Entſtehung des Spitzbogens ſelbſt iſt, nach dem Verfaſſer, weder in dem Klima, wie Moller meint, noch in den Bogenſtellungen, wie Büſching nach Gray annimmt, ſondern in der Form des elliptiſch überhobenen Bogens zu ſuchen: eine etwas ſchwierige Darſtellung, die wir hier der Kürze wegen übergehen müſſen.

Ungemein ſcharf wird S. 70 ff. Herrn von Wiebekings Urtheil, über das Alter und die Bauweiſe der Kirchen von Zeiz, Naumburg, Merſeburg u. a. vom Verf. mitgenommen. Wirklich muß man bedauern, daß dieſer würdige, und in vielfa-

cher Hinsicht verdiente Mann mit denen, die ihm über jene Kirchen Nachrichten mittheilten, so übel berathen gewesen; die Menge offenbarer Unrichtigkeiten zählt der Verfasser mit etwas empfindlicher Genauigkeit auf. Seine Gegenbemerkungen sind schlagend; wir können aber hier in so viele Einzelnheiten uns nicht einlassen, fühlen aber tiefer als je die unerläßliche Nothwendigkeit genügender Vorarbeiten, dergleichen Herr Lepsius in dem gegenwärtigen Werke den Kunst- und Geschichtfreunden geschenkt hat.

Alois Primisser.

Art. III. Geschichte des baierischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt, von Carl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, bey Riegel und Wießner. 1821.

Der Ritter von Lang, schon durch seine kleinen Abhandlungen über das Alter und über den Ursprung der deutschen Landstände, dann über die Geschichte der Steuern rühmlich bekannt, hat sich durch die Fortsetzung von Loris chronologischem Auszuge von der Geschichte von Baiern, von der Aechtung Heinrichs des Löwen bis zum Tode Ludwigs des Strengen, von 1179 bis 1294 (Jahrbücher IV. Anzbl. 1—9) und durch die Voreinleitungen zu den, vorerst bis auf das Jahr 1300 reichenden Autographis sive Regestis rerum boicarum (Jahrbücher XII, 100 bis 108) um die Historie Baierns, dessen Reichsarchive er vorstand, unläugbar ausgezeichnete Verdienste erworben, so hart auch seine strenge sichtende und nicht selten in negativer Induktion folgernde Kritik von einigen Ultra-Bavards, wie Pallhausen, Günthner ꝛc. angefochten worden ist. Eine chronologisch-synchronistische Zusammenstellung der sämmtlichen archivalischen Quellen von 1366 bis 1447, Herzog Ludwigs des Gebarteten merkwürdiger Lebenszeit, bildete sehr zweckmäßig die Grundlage der verdienstvollen Arbeit. Mit um so größerem Rechte, bey so wohl gegründetem Bau, eifert der Ritter von Lang gegen diejenigen, welche die ganze Geschichte einem Post für Post belegten buchhalterischen Elaborat, höchstens einem getreuen Rechnungsauszuge zur Seite stellen, oder die da glauben, man dürfe nur von jeder Idee eines Gelehrten (wie in den Traumbüchern oder Meilenzeigern) mit dem Finger ins Fach oder ins Repertorium fahren, um die vollständigen Grund- und Schlußsteine hervorragender Leistungen gleich beysammen zu haben. — Ja wohl werden die Archive, mit ihrem zunehmenden Alter auch immer ähnlicher alten Wucherern, die ihre Schätze nur gegen schwere Zinsen eigener Vorkenntnisse

der Geschichte, seit dem pius Aeneas leider fast immer bedenklichen Beynamen »des Frommen« erhalten haben? — Krieg zwischen beyden Ludwigen, dem Vater und Sohne, durch die Rache beleidigter Weiber und durch des Vaters unmäßige Vorliebe für seinen natürlichen Sohn Wieland von Freyberg, dem er sogar eine Gräfin von Wertheim zur Gemalin aussuchte, für welche die Heiratsurkunde verbürgt: »daß sie weder hufholz (hüf»tenlahm) noch hoffrat (buckelig), sondern an allen Lidmas gerecht sey.«

Ludwig der Sohn hatte Margarethen von Brandenburg zur Gemalin erkoren, bloß als eine Tochter von seines Vaters Erbfeind. Die Chroniken schildern den Bräutigam, der seinen Vater selbst nur den Höcker nannte: »als einen Menschen, gar ungeschaffen an aller Gliedmas, über die Maßen lang in den Beinen, und auf seinem Rücken einen großen Haffern (Buckel), dabey aber verständig und lustig« .Die Braut hingegen sey groß, fett, fleischig und geil gewesen. Das neue Paar durfte dem Vater gar nicht unter die Augen kommen. Er nannte seine Schwiegertochter nur, »die neue Grethel.« Ludwig in wiederholter harter Gefangenschaft um Geld verkauft an seinen ärgsten Feind, die Bedingnisse der Befreyung standhaft verweigernd. Am 2. May 1447 ließ man endlich die Deputirten seiner Landschaft zum erstenmale ein in seinen Kerker zu Burghausen und zeigte ihnen den unglücklichen Greis, todt auf seinem Lager, wie er nach Mitternacht, unter Beystand des Kaplans Andreas, verschieden sey!

»Wie er aber todt sey, ob es ein sinniglicher und vernünftiger, oder ein genöther Tod gewesen, das weiß Gott,« heißt es in der Chronik eines Zeitgenossen, Burkard Zenggs (bey Oefele); eine Ellwanger Chronik (bey Pez) behauptet bestimmt: daß er auf Befehl Herzog Heinrichs vergiftet worden sey.

Ergreifend beschließt Lang die ganze Geschichte: »einen vatermörderischen Sohn, der doch noch vor dem Vater in das Grab hinunter mußte, ein Weib voller Haß, einen im Kerker verzweifelnden Greisen, einen über die blutige Länderbeute jauchzenden Verwandten, alle hat sie der Tod zerstäubt, wie immer Alles, was ein thörichtes Geschlecht für groß und herrlich hielt! Auch alle die smaragdenen und sapphirenen Kronen, mit denen Herzog Ludwig aus Frankreich davon gefahren, sind verschwunden. — Geblieben ist nur eine Zähre des Mitleids mit seinem unverdienten Schicksal!«

Unschätzbar sind die in diesem Buche häufig eingestreuten Züge über Sitten, Regierung, Gesetz und Herkommen, Rechtspflege, Einkünfte, Beamten, Handel und Waudel und die Preise der Dinge.

Es hat ein bedeutendes Zusammengreifen mit dem in diesen Jahrbüchern XVI. 64—75 recensirten: »Tyrol unter Friedrich von Oesterreich, vom Grafen Brandis,« weil dessen nordöstliche Spitze und beynahe sein schönster Theil, die unterinnthalischen Herrschaften, Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel in Ludwigs Hand war, und weil die in den verschiedenen Linien seltsam wechselnde Rivalität Habsburgs und Wittelsbachs, insonderheit jene der Brüder, Ernst des Eisernen und Friedrichs mit der leeren Tasche, hier unerwartete Aufschlüsse enthalten.

Von Sittenzügen berühren wir einige der vorzüglichsten: wenn im peinlichen Halsgericht ein Richter aufstand, oder sein Stuhl zerbrach, oder das Sakrament vorüberging, war für dießmal die ganze Verhandlung unterbrochen. Der Ankläger verlangte seinen Beschädiger zu sehen, der dann mit sechs Mann aus dem Stock geholt wurde, während der mitgehende Richter alle drey Schritte schrie: »Richtet, Herr Richter, über meinen (z. B.) Dieb, über meines gnädigen Herrn Dieb, über des ganzen Landes Dieb!« was die andern sechs eben so nachheulten. Der Kläger beschwört endlich seine Sache mit den sieben Eideshelfern (consacramentati) (davon das Besiebenen) mit zwey Fingern, die er auf den Kopf des Beklagten legt, woher wohl der Ausdruck: auf den Kopf schuld geben, rühren mag. Heimliche Freystühle bestanden zu Ingolstadt, zu München, zu Landshut, ein Zollhaus auf der Isar. In den Statuten des Vehmgerichts, die im Münchner Archive sich befinden, wird seine Entstehung gar Karl dem Großen und seinem Bruder, dem Papst Leo und der bösen Natur der Westphälinger zugeschrieben. Das Geheimniß schwor der heimliche Schöffe (der aber auch dem Kaiser Treue und Gehorsam schwor) zu hüten:

»Vor Mann und Weib,
Vor Dorf, vor Traid,
Vor Stock, vor Stein,
Vor Groß, vor Klein,
Auch vor Quiik
Und vor allerhand Gottesgeschick,
Ohne vor dem Mann,
Der die heilige Vehme hüten und heben kann,
Und daß er nicht lasse daran
Um Lieb noch um Leid,
Um Pfand oder Kleid,
Noch um Silber, noch um Gold,
Noch um keinerley Schuld.«

Erbot sich ein Beklagter, sich eidlich zu reinigen mit Einer Hand, so durfte ihn der Kläger überbieten mit drey Händen, der

Beklagte sodann mit sieben, der Kläger wieder mit vierzehn und endlich der Beklagte zum Letztenmal mit ein und zwanzig.

Eine Lieblingsbeschäftigung der damaligen Fürsten war die Jagd. Ludwigs Hofjägerey bestand aus 57 Personen und 263 Hunden. Von einem Bären gehörte der Herrschaft die rechte Hand, und das Haupt und die linke dem Pfarrer, der mit dem Sakrament bey der Bärenjagd bereit seyn mußte. Wer nicht zur Bärenhatz erschien, dem wurde der Ofen eingebrochen. Ein Forstfrevler konnte noch außer dem Forste gepfändet werden, so lange er noch nicht mit dem hintern Wagenrad in seinen Hof gekommen. Die Hofhaltung theilte sich in vier Hofämter: Küche, Keller, Kammer und Marstall, letzterer zu 600 Pferden. Die Tafel hatte täglich 144 Personen. Bey der Kammer spielte neben dem Kämmerer als Hauptkassier der Barbier, als Zahlmeister der kleinen und geheimen Auslagen, und der Lautenschläger (1420 Peter Nachtigall) als geheimer Briefträger; eine nicht unbedeutende Rolle.

Von deutschen Landesgeschichten oder Monographien ist für jeden Fall in den letzten drey Jahren nicht leicht irgendwo eine bedeutendere Erscheinung hervorgetreten.

Art. IV. Dramatische Ausstellungen, von K. B. Trinius. Erste Sammlung. Berlin bey Reimer. 1802. 8. S. 268.

Das plötzliche Auftreten von Geistern, welche zugleich mit einer hohen poetischen Kraft eine gewisse Reife bekunden, dann aber eben so plötzlich als sie auftreten, wieder verstummen, ist in Deutschland keine Seltenheit. Wir erinnern nur an Leisewitz, dessen Julius von Tarent zu den schönsten Erwartungen berechtigte, ohne daß der Dichter, gleich einem englischen Parlamentsredner, der nach seiner single speech auf immer verstummt, je wieder einen poetischen Laut von sich gegeben hätte. Aeußere, der Poesie ungünstige Verhältnisse, Kränkungen, welche, obgleich sie in der literarischen Welt gewöhnlich sind, doch für den Neuling in derselben neu und unerhört erscheinen, mögen, gleich wie Leisewitzen, manchen dieser Spätlinge im poetischen Sommer zurückgeschreckt haben, seine noch im Schooße der Muttererde verborgenen Keime und Sprößlinge hervorzulocken; woraus sich, außer den verschiedenartigsten Gründen, aus der innern Natur entlehnt, das plötzliche Verstummen so vieler hoffnungsvollen Jünger erklärt. Eben so erklärt sich aber auch die Gediegenheit, oder die Geistesreife, welche an sich beym ersten Auftreten von Anfängern nicht erwartet werden kann. In vielen

Männern kämpft jahrelang das Gemüth mit dem Verstande, oder die Phantasie mit der Ueberlegung, bis endlich die Ueberzeugung dem poetischen Gefühle zu Hülfe kommt, und nun, was längst im Geiste ausgebildet und erwärmt ist, sich nicht mehr verschließen läßt, sondern heraus und aller Welt verkündet werden muß.

Aber zugleich mit dieser innern Gediegenheit sind gewöhnlich zwey Mängel die Begleiter einer solchen, in ihrer Rüstung gebornen Pallas. Der Geist des Poeten war reif geworden, aber die Form ist noch in ihrer Kindheit, denn nur durch Uebung, d. h. nur durch vielfältiges Selbstschaffen, wird diese ausgebildet. Es hilft hier auch nicht der Unterschied zwischen organischer und mechanischer Form, denn die Form, in der hier gebrauchten Bedeutung, erstreckt sich weit über die äußerliche Darstellung, und ist genau mit der ganzen Entwicklung des Geistes verbunden. Oft gerathen auch diese Männer in den Irrthum jugendlicher Dichter, welche, mit genialer Kraft auftretend, alle Formen als unwesentlich betrachten, und sogar geflissentlich überspringen; aber, abgesehen davon, daß die Nothwendigkeit der Formen an sich feststehet, ist es eben die schöne von der Natur vorgeschriebene Schule, daß der Mensch, und namentlich der Dichter, durch das organische Fortschreiten und umsichtige Selbstthätigkeit allmälich zu der Erkenntniß gelangt, daß es gewisse organische Formen gibt, die sich aus der Natur eines Dinges von selbst entwickeln, und die er beobachten muß, um sein auf Erden gestecktes Ziel zu erreichen. So wird das allmäliche Bestreben zur Ausbildung der Form zugleich ein helfender Geleitsmann in der Entwicklung des Geistes.

Wer das in ihm glühende Leben lange verschlossen, in der anscheinenden Gleichgültigkeit des gewöhnlichen Lebens mit sich umher getragen hat, pflegt nach seinem eigenen Beyspiele auch anderwärts das Bessere immer in der Tiefe, oder umschlossen von einer nachläßigen Aeußerlichkeit zu suchen. Wenn er daher etwas darstellen will, wird er auch nach dieser seiner Erfahrung zu Werke gehen, und, wenig bekümmert um die Form oder den äußern Schein, mit welchem er den Gedanken seines Phantasiegebildes bekleidet, alle seine Sorgfalt auf den Kern seiner Poesie, auf die Idee selbst, verwenden. Da aber die Poesie bezweckt, wie ein Gleichniß, durch Bilder, die in uns lebenden Gefühle und Gedanken lebendig und anschaulich zu machen, so entfernt er sich auf diese Weise von dem Zweck der Poesie, da bey größerer Sorgfalt für die Entfaltung der Idee als für ihren Ausdruck, — eine Dunkelheit unvermeidlich ist, nebenher aber auch, wenn der Dichter seine ganze Kraft mehr auf den Sinn selbst legt, als auf die anschauliche und erfreuliche Vorstellung desselben, er aus

dem Gebiete der Poesie in das der Philosophie überstreift. — Eben so pflegt er durch das so lange Ueberdenken und Wägen der Gefühle und Gedanken die leichtern Ansichten und aufwallenden Empfindungen zuletzt bey Seite geworfen, und nur das Gewichtige und Bedeutungsvolle als den Kern der Poesie und ihr alleiniges Leben behalten zu haben. Er glaubt also auch in der Dichtung nur das niederlegen zu dürfen, was ihm gewichtig und bedeutungsvoll erscheint. Da es aber unmöglich ist, daß in einer Dichtung Alles von Gewicht sey, und jeder Umstand, jedes Bild eine tiefe Bedeutung wirklich habe, so sieht er sich gezwungen, auch in die leichten Uebergänge, in die nothwendigen lyrischen Stellen irgend einen Sinn zu legen, welcher, wenn er auch nicht immer tief ist, doch tief scheint. Die Bilder, welche die einzelnen Gefühle und Gedanken ausdrücken sollen, müssen zugleich den Sinn der ganzen Dichtung abspiegeln, es soll eine gewisse Verwandtschaft, eine Verzweigung aller Gedanken und Bilder durch die Dichtung gehen. Aber durch dieses Verfahren, welchen Anschein der Tiefe eine solche Dichtung auch gewinnen möge, und wie tief sie in der Hauptsache auch möge gegründet seyn, erhält sie doch immer zugleich auch ein gewisses hohles Ansehn. Mit welcher heiligen Ehrfurcht wir auch anfangs in die heiligen dunkeln Hallen treten, fühlen wir uns doch bald nicht mehr heimisch und wohl darin, denn es ist nicht die wahre lebende Natur, welche uns empfängt, und es fehlt der heitere Sinn, welcher für den Genuß des Augenblicks, sey es auch ohne Absicht, in die Lüfte baut, der Sinn, welcher zum Begleiter auf dem Lebenspfade durchaus nothwendig ist, wenn er auch nicht der Führer auf demselben seyn soll. — Man könnte mit einem Worte diese Dunkelheit in der Darstellung, dieses Schwelgen in der Entfaltung der Idee, bey Vernachläßigung der Form, das Suchen nach tiefer Bedeutung und die wiederkehrende Abspieglung der Hauptideen in den einzelnen Bildern und Episoden — einen poetischen Mysticismus nennen, welcher oft der Begleiter solcher Dichter ist, welche erst nach langem Selbstkampfe dazu gelangen, das Heiligste in ihnen in Worten auszusprechen.

Alle diese Eigenschaften eines erst spät, aber dafür mit Reife des Geistes auftretenden Dichters bemerken wir in dem verliegenden Werke, und wollen sie bey der genauern Betrachtung der einzelnen Ausstellungen noch besonders anführen. Die erste und dritte ist ganz formlos, auch die zweyte hält sich kaum in den nothwendigsten Bedingungen der dramatischen Form, welcher sie angehört. Die erste ist eine dunkle Mystificirung, und überall soll man nach einem tiefern Sinne und einer höhern Bedeutung als die Worte und die Situationen angeben, suchen. Ein lyri-

scher Schwung, eine ungetrübte Fröhlichkeit, ein absichtsloses sich Ueberlassen der Laune findet sich kaum in der dritten Ausstellung, denn es soll nichts da seyn, welches bloß melodisch dem Ohr klänge, und wieder aus dem Ohr hinausflöge, ohne etwas anders als eine angenehme Einwirkung, ein liebliches Gefühl zurückgelassen zu haben. Es soll bloß sinnig seyn und bedeutungsvoll erscheinen, wenn auch auf diese Art die reine Poesie für Augenblicke im Grübeln nach dem bedeutungsvollen Gange zurücktrate. Demohngeachtet waltet eine hohe poetische Kraft und wahre Poesie in diesen Ausstellungen, so daß sie namentlich in unsrer Zeit, wenn sie auch auf die poetische Ausbildung derselben keinen Einfluß erhalten können, doch verdienen, näher gekannt zu werden, indem sie ganz isolirt und sogar in völliger Opposition zu den zeitgemäßen Richtungen dastehen.

Eine Woche am Meer heißt die erste Ausstellung. Offenbar ist hier der Verfasser von einer Idee ausgegangen, deren Versinnlichung zur Dichtung werden sollte. Wie Rec. aber schon oben sich ausgesprochen, so scheint auch hier die Idee den beglückten Dichter so durchglüht zu haben, daß das Bild eine unvollendete Skizze geworden, die Idee selbst aber deßhalb nicht klar hervorgetreten ist, sondern sich nur ahnen läßt. Wir glauben wohl, daß der Verf. der Subjektivität des Lesers die Schuld geben und sagen wird: »Meine Dichtung ist aus meinem heiligen Gefühle geflossen, was kann ich dafür, daß nicht Jeder auf dem gleichen Standpunkte mit mir steht. Das Bessere wird ja immer nur von wenigen erkannt, diese aber werden ahnen, oder werden verstehen, was ich in und mit meiner Dichtung sagen will.« — Hierauf können wir nur erwidern, daß wenn dieser Grundsatz weiter ausgedehnt wird, am Ende alle Poesie aufhören muß. Die Poesie soll der Sprache des Herzens und Gemüthes Worte geben, damit sie sich aller Welt verkünde; wenn aber zuletzt jeder Poet nur solche Laute findet, welche nur ihm oder denen, welche auf einem ganz nahen Standpunkte mit ihm stehen, verständlich sind, so gibt es nur Poeten, aber keine Poesie mehr. Noch ist aber keine Gefahr, daß es dahin kommen werde, denn alle poetischen Schulen, welche von der Lehre ausgegangen sind: odi profanum vulgus et arceo, und in die geheimnißvolle Dunkelheit, welche nur ihnen und den der Weihe Nahen durchschaubar war, die tiefste und zugleich die höchste Poesie setzten, sind bald untergegangen, oder haben sich zu einer kleinen Höhe aufgeschwungen, ohngeachtet der Vielen, welche bey ihrem Auftreten staunend mit aufgerissenem Munde ihrem Befehle: favete linguis, gehorsamten. Wenn aber, mit genialer Kraft auftretende Anfänger zuerst dem geheimnißvollen Princip gehuldigt, und in jede Erscheinung ein höheres

Wesen gelegt haben, so sind sie immer bey weiterer Ausbildung zur reinen Natur zurückgekehrt und zur Erkenntniß, daß man in der Poesie das Schöne und Gute nicht sowohl mit Absicht suchen, sondern daß es uns von selbst ansprechen soll. Wer steht in dieser Beziehung höher als Göthe? Wie er sich auch zuweilen von dem falschen Treiben der Zeit mit fort reißen lassen, und an verhangenen Altären geopfert hat, sein klarer Geist konnte, wie ein reiner Spiegel den angeblasenen Hauch von selbst verliert, einen falschen Anhauch nicht lange ertragen, er arbeitete sich selbst in der dunkeln Region zu einem klaren Standpunkte hindurch, und ward durch sein leuchtendes Beyspiel mehr als einmal der Retter der vielen zeitig Verirrten. Welcher Dichter hat tiefere Wahrheiten aus ihrem Schacht ans Tageslicht gefördert, und welcher Dichter hat diese Wahrheiten in ein gleich liebliches, alle Gemüther ansprechendes Gewand gehüllt? Regt nicht sein Faust alle Zweifel über das, was dem Menschen ewig verborgen bleiben muß, und doch immerfort seine Wißbegier reizen wird, auf? bewegt sich nicht hier der Gedanke in den über- und unterirdischen Regionen? — und doch werden wir in den Bildern nicht aus unserer Erdenwelt herausgetragen, doch fühlen wir uns überall heimisch, und alles ist verständlich. Göthe ist einer der sinnigsten Dichter, und doch zugleich der populärste; denn seine Darstellung muß die Sinne, das Gemüth und den Verstand eines jeden ansprechen, den nicht die Mutter Natur ganz vernachläßigt, oder die Erziehung allzu verbildet hat.

Wir können ahnen, welche bestimmte Idee der Verf. vielleicht im Meer (in seiner Woche am Meer) personificiren wollen, besonders wenn wir mehr Gewicht auf die beyden Verse legen:

Es ist des All's, des Ganzen Majestät,
In der das Einzelne verschwindet,

und es nun im Gegensatze zu dem anderseitig berührten Einzelnen betrachten; aber auch ohne daß wir uns das Hochste im Meere denken, ist die Idee, welche sich im ganzen Bilde auch dem in der Philosophie des Dichters nicht Eingeweihten ausspricht, eine erhebende. Wenn auch das Meer nicht die herrlichste, oder gar die Urerscheinung ist, so ist es doch immer eine hohe, heilige, Staunen und Ehrfurcht einflößende. Nun läßt der Dichter in seinen Badegästen und den Umwohnern, Begaffer, Schauer, Bewunderer und Ergriffene herzuströmen, von denen jeder auf seine Weise das Unergründliche zu ergründen, den Ursprung des Ewigen auszumitteln, und das wunderbare Element, welches Herrscher und Unterthan des Menschen zugleich ist, zu benutzen sucht. Diese Idee ist allerdings schon Poesie, sie wird es noch mehr, durch das erhabene Bild, welches beständig vor uns steht, und ist es

endlich auch durch die Poesie, welche den Dichter bey der Ausführung ergriff. Rec. führte oben an, daß des Dichters Idee nicht klar hervorgetreten sey, indem er allzusehr von derselben bemeistert das Bild, welches sie versinnlichen sollte, nur skizzirt habe. Diese Behauptung streitet nicht mit dem eben Angeführten. Der Kreislauf, welchen der Dichter vielleicht in dem Laufe der sieben Tage verkündigen wollen, das Ineinandergreifen und Sichentwickeln der Ideen ist undeutlich geblieben; aber in den einzelnen Erscheinungen hat sich der Geist der Poesie, welcher mächtiger ist als eine ausgedachte Idee, bekundet. Die mannigfach graduirten Anschauungen eines übersinnlichen Gegenstandes, von dem Eigennutz oder der Dummheit an, bis zur Selbstaufopferung und erklärten Sehnsucht erblicken wir nicht in ihren theoretisch entwickelten Steigerungen, sondern scheinbar vereinzelt und ohne Ordnung: aber eben durch diese, wie wir glauben unabsichtliche Nachläßigkeit ist der wahren Natur und zugleich der Poesie Raum gegeben.

Die auftretenden Personen sind leicht skizzirt, und nur der Eine, in welchen der Dichter vielleicht seine eigene subjektive Ansicht niederlegen wollen, tritt mehrmals auf, um das gesteigerte Entzücken, vereint mit dem allmälichen Begreifen des großen wunderbaren Wesens, bis er endlich zur klaren Anschauung kommt, auszusprechen. Neben allen diesen Personen bleibt fortwährend eine im Vordergrunde stehen, der Alte, welcher den Cicerone der Gäste abgibt, aber gleichsam als Priester des Elementes, welches er erkannt hat, erscheint, um die einseitigen oder anderseitigen Ansichten der Beschauer zu widerlegen und sie durch Mährchen zur Erkenntniß, oder wenigstens zur Ahnung des Wahren zu führen. So poetisch der Alte redet, so unbeholfen erscheint doch seine Erfindung. Wir sollen der Form nach in einer wirklichen Welt leben, am Strande, in der Nähe eines Badeortes; aber dieser Alte, welcher gespenstisch am Meere umherspukt, und mit allen Gesellschaften, wie ein gewöhnlicher Führer und zugleich wie ein Wesen höherer Art spricht, läßt sich in diese vom Dichter einmal angenommene Welt nicht hineinreimen; er ist aber auch nicht einmal ein Geist, der einer seligen Welt angehörend, sich nur etwa spukend und neckend in diese eindringt, denn niemand verwundert sich über ihn, und er wird wie ein ganz in diesen Lebenskreis gehöriges Wesen betrachtet. — Wir wollen in der Kürze die Tage verfolgen.

Am Montag erscheint der Badegast mit dem Alten auf den Dünen, und das Gedicht fängt trefflich mit diesem Zweygespräch an:

Badegast.

Das ist es also! so bin ich ihm nah!
Wie fremd sah ich's auf tausend Bildern!
Viel Wasser war wohl immer da,
Doch nie konnt' ich das Meer mir schildern.

Der Alte.

Wer wollt auch wohl ein Bild bezahlen
So leer, wie Ihr's da vor Euch seht?

Badegast.

Und wer kann diese Leere malen?
Und wer den Geist, der drüber weht?
Die andere, geheimnißvolle
Hemisphäre der Welt
Wölbt sich umher!
Hebst du so klar an, Tiefe,
Die dort, unergründlich,
Wunder deckt?
So sanft herplätschern diese Wellchen,
Die dort, Berge hoch,
Schiffstrümmer schleudern?

Der Alte.

So hebts mit aller Tiefe an.
Denn zum Kalkül der Höh'n und Fernen
Müßt Ihr das Ein mal Eins erst lernen;
Zuletzt ermeßt Ihr die Planetenbahn.

Der Leser fühlt sich bey diesem Eingange zugleich mit erhoben, es ist als wehte ihm die kühle Meeresluft mit dem ausgebreiteten Wasserlicht entgegen, und machte die Brust gleichsam beklommen und ahnungsvoll. Auch der Badegast ahnet, daß er in dieser unendlichen, unergründlichen, in Ruhe vor ihm liegenden Erscheinung etwas mehr als Wasser zum Gesundwaschen finden werde. Der Alte lehrt ihn den Gebrauch der Bäder, aber auch zugleich noch mehr:

Immer bleibt das Meer
Die beste Schule dem, der Sehn will lernen.
Sein Augenmerk sind Näh und Fernen,
Allein ihr Zwischenraum ist leer,
Er kann nicht an Objekten schweifen,
Die hie und da als Meilenzeiger stehn:
Und will er Etwas, will er wirklich sehn,
So muß er ungetheilt das All ergreifen.

Der Dienstag zeigt eine fein gebildete Gesellschaft am Meere. Die Gräfin labt sich beym Anblick des herrlichen, seligen Elementes; sie fühlt neues Leben, so oft sie im Frühling diesen Quell ihres Wohlseyns betrachtet; in jedem Winter aber in den glänzenden Stadtfesten verraucht die Wirkung, und sie muß es jeden Sommer wieder sehen. Ihr bleibt die Sehnsucht darnach, und

sie fühlt, daß die künstlichen Seebäder des Hausarztes nicht das Meer ersetzen können, wie auch jener das

grobe, rohe, ungekochte Mittel

durch theoretische Gründe herabsetzt. Auf die Frage: Was ist das Meer, erklärt der Hofmeister theoretisch:

Es ist der Rest der alten Solution
Woraus allmälich sich der Niederschläge jeder,
Granit und Porphyr, Kalk und Thon —

der Alte aber erklärt:

Es ist der Rest der alten Tradition

indem er die Deucalionische Mythe von der Vertilgung der Urwelt durch die Flut und die Erhaltung des Menschengeschlechtes durch das Zurücksinken des herrschenden Elements erzählt. Nach geendetem Gespräch erklärt der Hofmeister das Meer auf die Frage: Was ist denn nun das Meer? Ein Rest der alten Solution; der Alte aber: Ein Rest der alten Tradition; und beyde werden, denken wir, auch immer bey derselben Erklärung bleiben.

Des Fischermädchens Gesang am Mittwoch, voller Sehnsucht, banger Ahnung und Innigkeit, ist einfach und poetisch.

Am Donnerstag geht der Strandherr am Meere spazieren, und freut sich mit bescheidenem Sinne, wenn der nahende Sturm das gescheiterte Schiff etwa an seine Küste würfe. Der Dichter geht über diese Ansicht, so ergiebig und mannigfaltig sie auch, aber mehr für die komische Auffassung, seyn könnte, mit wenigen Versen weg.

Dagegen erscheint am Freytage der erste Badegast an der stürmischen See. Er fühlt die Wollust im Meeresbade und die Harmonie in der schrecklichen Einsamkeit und den brausenden Wogen. Das Meer wirkt, er fühlt sich von seiner Macht ergriffen, und der Ausbruch seines Gefühls wird Poesie, bis er das Bad verlassen und statt weiter in dieser großartigen Wollust zu schwelgen, unter das beengte Wirthshausdach zurückschleichen muß. Aus seinem Monologe setzen wir folgende Verse her:

Geduldig trägst du, ew'ges Meer,
Auf dem geschmiegten Rücken deiner Wellen
Der Schiffe Lasten hin und her,
Versorgst das dürre Land mit Quellen,
Mit Speise unsern Herd, und läß'st, wenn gutes Glück
Den wirren trocknen Lebensfaden
In deine Wellen taucht, auf einen Augenblick
Uns jugendlich und glücklich baden —
Das ist's, was du uns bist; was wir von dir besitzen!
Ein Speicher dieses All! ein Fahrweg diese Flächen!
Und diese Wogen, die gen Himmel sprühen,
Ein Sturzbad gegen Nervenschwächen! —

Du, um die Welt geschlungen, Riesenschlange,
Die, zweymal nur in Nacht und Tag erathmend,
Sechs Stunden, schwellend, Luft des Raumes saugt,
Sechs Stunden, schwindend, von sich haucht,
Du auch des Menschen Hausthier nur,
Das sich zu seinen Füßen windet?
Das er mit Stromes Silberschnur
An seines Stalles Schwelle bindet?
Das für den Muthwill seiner Fluten,
Sein persischer Tyrann mit Ruthen,
Mit Ketten straft? du dienend? — mir,
Der arm an deinem Rande steht,
Und um ein Tröpfchen Kraft zu dir
Aus deiner ew'gen Fülle fleht? —
O Schöpfung! wunderbarer Ring,
Wo scheiden sich in deinem Kreisgeflechte
Anfang und Ende, festverwoben, ab?
Von einem Bessern sich das Schlechte?
Von einem Ersten sich ein Zweytes? — Letztes?
Wo sich ein Herr — ein Gott — von seinem Knechte?

Auch Emman spricht am Sonnabend die wollüstige Stille des Meeres in der Sommernacht mächtig an. Das große ruhig vor ihr liegende Element hört die Klagen ihrer brünstigen Liebe an, welche sie vor ihrer geräuschvollen Umgebung nicht aussprechen durfte. Das Meer ist ihrer Liebe sogar behülflich, denn es trägt zu ihr herüber die Stimme des Geliebten; aber der Alte will diese noch ganz von den Fesseln der Erde gehaltene Liebe in der Nähe des reinen Elementes nicht gelten lassen, und erzählt die schön vom Dichter ausgebildete Mythe von der Insel Ogygia. Nachdem auch die heißeste Liebe der schönen Nymphe den Helden Ulyß nicht länger zu fesseln vermocht hatte, verbarg Kalypso ihre Insel vor der Menschen Augen, und nur ein göttlicher Held vermag die noch immer selige auf ihrem Eilande zu finden, wo:

Jener Tage süß genoßne Freuden
Schuf unsterblich ihre Götterhand.

die Liebe zu dem einen Bestimmten ist verschwunden, aber die heiße, innige Liebe ist geblieben.

Am Sonntage ist die See still und klar und die Luft rein;

Wär' ihrer Höh nur irgend wo ein Ziel,
Du schautest es durch die sapphirne Luft.

Alles feyert den Tag,

Und auf der Höh am braunen Fichtenstamm,
Der über ihm die locker'n Zweige webt,
Versunknen Blicks ausschauend, sitzt ein Mann.

Zu malen dir, zu sagen, was er schrieb?
Papier und Griffel ruhn in seinem Schooß.
Du harrst umsonst; er malt und sagt es nicht.

Die Woche am Meere ist das Gemälde, und Rec. hat versucht, die Hauptzüge desselben hier wieder zu skizziren; ob aber der Maler wirklich zu der ruhigen Objektivität gelangt sey, mit welcher er am Sonntage vom Strandfelsen aus das Meer zu übersehen scheint, überlassen wir der Entscheidung des Lesers.

Die Wilhelmsschlucht ist die zweyte und überhaupt die merkwürdigste unter diesen Darstellungen. Es ist ein Trauerspiel und doch keine höhere Tragödie; es sind zwey getrennte Handlungen; das Stück spielt in unserer, oder vielmehr in einer frühern noch prosaischen Zeit; es sind keine großartigen Charaktere, keine neuen ungewöhnlichen Situationen, sondern alltägliche Menschen, wie wir sie in ihrer äußern Erscheinung täglich sehen, und die Verwickelungen, in welchen diese Charaktere sich zeigen können, sind oft schon vorgekommen. Keine musikalisch oder pathetisch tönende Verse bestechen das Ohr, denn das Drama ist in Prosa geschrieben, und die Sprache ist oft sehr derb; endlich das ganze Stück ist nicht einmal theatralisch und würde augenblicklich fallen, wenn jemand den Versuch, es auf die Bühne zu bringen, machen wollte — kurz es geht ihm Alles ab, wodurch die dramatischen Versuche unserer Zeit auf eine oder die andere Art in die Augen zu fallen suchen, — und dennoch ist es eine außerordentliche Erscheinung, indem es, ohne von diesen Quellen auszugehen, die größte Wirkung auf den Leser hervorbringt.

Es sind diese alltäglichen Menschen, welche das Drama zum außerordentlichen machen. Der Dichter hat sich bey ihren äußern Erscheinungen nicht beruhigt, und ist mit Forscheraugen bis auf den innersten Kern gedrungen, den er denn oft bis zur Rauhigkeit getreu und ohne allen Schmuck und Verschmelzung des Kolorits wieder gegeben hat. Jeder Zug ist wahr. Keiner spricht anders als er denken kann, außer wo die Verstellung in der Situation liegt. Manche kurz hingeworfene Gespräche erinnern an Shakespearsche Kraft. Indem so die natürliche Eigenthümlichkeit der Personen herausgehoben ist, treten sie in grellem Kontraste gegen einander auf, ohne daß doch im geringsten dadurch die Wahrheit verletzt würde. Rec. erinnert sich nicht in einem neueren Drama so durchgreifende, feste und zugleich so wahre und sprechende Charaktere gefunden zu haben. Hätte der Dichter nach einer fortgeschrittenen äußern Bildung seiner Kraft dergleichen Charaktere in einem zur Aufführung geeigneten Drama niedergelegt, müßten sie ungemeine Wirkung hervorbringen.

Die Fabel des Stückes ist sehr einfach, aber mit ihrer Wiedererzählung ist wenig gethan. Wilhelm, der halb für stumpfsinnig angesehene Sohn des Baron Lilienthal, brennt in lang verschlossener Glut für die Poesie und zugleich für die liebenswür-

dige Julie von Eiben, welche aus Konvenienz und freundlicher Neigung ihre Hand Wilhelms Bruder, dem geübten Weltmann Ludwig, versprochen hat. Als der letztere von seinen Reisen heimkehrt, entdeckt Wilhelm seine Liebe der bestürzten und betroffenen Julie. Aber es ist zu spät. Während Alles beym alten Lilienthal über die Rückkunft Ludwigs, seine bevorstehende Vermählung und die Abreise Wilhelms, welche dessen Erwachen aus einem langen Trübsinn verspricht, freudig ist, verschwindet der letztere. Der Verlust seiner Geliebten, so wie die Retoursendung einiger Beyträge zum Schillerschen Musenalmanach, welche seine Dichterglut erstarren, vernichten alle Kraft in ihm dermaßen, daß er entweder sinkt oder sich stürzt von dem über dem Bach schwebenden Brete. — Wilhelm wird gerettet und seine Liebe entdeckt. Man hält aber die letztere nur für ein poetisches Feuer, welches bald verdampfen müsse. Ludwig würde der Liebe wegen gern Juliens Hand fahren lassen, die Politik aber bindet ihn an die Einflußreiche, und die Schande, welche ihn bey dem Rückgängigwerden der glänzenden Partie treffen würde, macht in seinen Augen die Verbindung unerläßlich. Die gefühlvolle Julie aber vermag nicht die Stimme ihres Herzens im Gewühl der Stadt und des Hofes zu übertäuben. Als sie dem Andrängen des Bräutigams und der lästigen Verwandten nicht länger widerstehen kann, eilt sie auf ihr Gut zurück, und als auch dorthin die bestürzten Verwandten ihr folgen, flieht sie in die Wilhelmsschlucht. Ludwig will sie suchen, aber er findet ihren Leichnam in der nahen Erbgruft. Julie sank, als sie auf das Bret treten wollte, in die Flut, da mitleidige Hände es zuvor schon fortgehoben hatten, um keinem zweyten Unglücklichen seine Todesbrücke zu werden.

Rec. sucht keine personificirte Idee in diesem Drama, und er bittet auch den Leser, nicht zu suchen, sondern die Begebenheiten so hin zu nehmen, wie er sie findet. Ist er nicht ohne alles Gefühl, so ist Rec. überzeugt, daß die Wahrheit, welche hier überall entgegen weht, ihn auch lebhaft ergreifen werde. Wilhelms Gefühle und wie diese beständig unterdrückte Glut quälen könne, werden zwar nur Wenige mitempfinden, es wird aber doch den Meisten klar seyn, wie bey solchen Gefühlen dieser zwiefache Donnerschlag, der Verlust der innig, lang und still Geliebten, und die kalte Antwort des Buchhändlers, welche den längst genährten Wunsch: endlich den ihn verachtenden Umgebungen seinen von andern anerkannten Werth zu offenbaren, vernichtete — es wird ihnen mindestens klar werden, wie dieß zusammen eine geistige Existenz, welche bisher alle ihre Kräfte statt sie nach außen zu richten, im innern Ringen und Kämpfen verzehrte, gänzlich vernich-

ten mußte. Ein Meisterstück der Ironie ist der Brief des Buchhändlers an den vor der Erbrechung beglückten Dichterjüngling: »Euer ꝛc. empfangen auf Befehl den Musenalmanach des neuen Jahres. Nach geneigter Einsicht und Würdigung desselben werden dieselben sich selbst zu überzeugen belieben, daß die Redaktion von den gefälligst eingesandten jugendlichen Proben nicht hat Gebrauch machen können, die wir ꝛc.« Bey der Darlegung des Charakters selbst hätte Rec. gewünscht, daß der Dichter mehrere Silberblicke aus diesem in der Dunkelheit glühenden edlen Metalle gewährt hätte. — Ludwig, der Weltmann, der, wenn auch nicht alles Lebensmark, doch das Gemüth verloren hat, ist in wenigen Zügen, und einigen andeutenden Halbstrichen trefflich gezeichnet. Vor allen aber glänzen die Weiber, d. h. sie sind so tief in ihren Eigenthümlichkeiten aufgefaßt, und zugleich so in ihrer Wirklichkeit dargestellt, daß der Leser sie lebendig vor sich sehen muß. Die liebenswürdige Julie von Eiben, deren Liebe aus Mitleid und Wohlwollen für den Unglücklichen entspringt, ist ein schöner Spiegel der zarteren Weiblichkeit. Eben so trefflich gezeichnet, aber noch häufiger in der wirklichen Welt zu finden, ist ihr Gegenstück, die ironische Amalie, welche ihre Liebenswürdigkeit durch offne Fehde, wo Witz und Spott das Gewehr, der Verstand aber die Munition bilden, gegen Jedermann bekundet. Sie ist ohne Gemüth. Cäcilia dagegen hat Gemüth und Verstand. Die lange Unterdrückung ihres Werthes, die Geringschätzung, welche sie von allen Seiten erfährt, erzeugen in ihr eben den Unmuth, welcher im Augenblicke, wo sie endlich ihren Werth zeigen kann, den Verstand als Ironie, das Gemüth in Bitterkeit hervorbrechen läßt. Sie ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Wilhelm, nur daß in beyden die lang verborgene Glut in ihrer endlichen Aeußerung bey diesem ihn selbst vernichtet, bey jener feindlich gegen Andere wirkt und mittelbar zum Untergange des edelsten Wesens beyträgt. Minder bedeutend auftretende Nebenpersonen sind mit gleicher Kraft und Bestimmtheit gezeichnet.

Kann es z. B. ein gelungeneres Bild der Verdauungsstunde in einem geistlosen Cirkel geben, als das Gespräch zwischen dem Grafen, dem emigrirten Marquis, Amalie ꝛc.?

Eine Theestunde, die dritte Ausstellung, ist endlich ein ganz formloses Spiel der Gedanken und der Phantasie geworden. Einige Frauen und Jünglinge unterhalten sich in frey umschweifenden Gesprächen über mancherley Gegenstände der Poesie, ohne zu einem bestimmten Schlusse zu kommen. Wir können gegen solche leichte Gespräche, die vom Eindruck des Augenblicks gelenkt werden, nichts sagen, wohl aber darüber, daß sie hier in Hexametern gehalten werden. Diesen pflegen wir, bey der imposanten

Gestalt, welche er bey uns angenommen hat, nur zu gebrauchen, wo ein fester, abgeschlossener Gedanke ausgesprochen wird; zum flüchtigen Gedankenspiel ist er viel zu gewichtig. Hier wären leichte formlose Jamben, wie sie Wieland gebrauchte, an ihrer Stelle gewesen. Uebrigens ist der Bau dieser Hexameter leicht und nähert sich der Prosa. Eine Aehnlichkeit mit dem lieblichen Wohlklange griechischer und römischer Hexameter ist aber durch diese Abweichungen von dem bisherigen pathetischen Cyclopenschritt unserer deutschen Verse der Gattung noch nicht erreicht. Was den Inhalt der Theestunde betrifft, so scheinen die Gespräche und die Theestunde selbst wohl nur der eingestreuten Balladen wegen gedichtet zu seyn. Diese, welche größtentheils bekannte Stoffe enthalten, sind poetisch, nur allzubreit behandelt. Sie bewegen sich daher in der falschen Richtung der Balladenpoesie, und sind vielleicht jüngere Studien; denn nur in der Nähe des Kindesalters und der gereiften Mannesjahre pflegt der Dichter, dort unbewußt, hier bewußt, der Kürze. Rec. darf hier nicht mehr, da er schon allzuweit in verwandte Regionen ausgeschweift ist, sich über die Natur der Balladen auslassen, er kann aber die hier eingestreuten als des Lesens werth empfehlen, da besonders der Versbau derselben äußerst wohllautend ist. Unter die gelungenen Stellen des Gesprächs rechnen wir den Eingang; die Vergleichung der verstummten Gesellschaft mit Antiken ist lebendig, wenn wir diesen Ausdruck von Marmorbildern gebrauchen können.

Willibald Alexis.

Art. V. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der vaskischen Sprache. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin 1821. Bey Ferdinand Dümmler.

Wenn Vertrautheit mit einer uralten, kaum noch bekannten Mundart, gründliche Sprachkenntniß überhaupt, und tiefe Gelahrtheit sich zu Besonnenheit, Scharfsinn und Behutsamkeit jemals gesellt haben, um eine Untersuchung und Forschung zu begünstigen und auszuzeichnen, die in Zeiten und Regionen zurück führt, welche von Dunkelheit bedeckt sind, und an aufhellenden Zeugnissen Mangel leiden; so ist es geschehen, indem die lang erwartete Schrift des berühmten Verfassers an das Licht getreten.

Spanien bietet die seltene Möglichkeit dar, die Frage über seine ursprüngliche Bevölkerung durch eine noch innerhalb der Gränzen des Landes lebende Sprache aufzuklären. Diese Sprache ist älter wie alle Ueberlieferungen und schriftlichen Zeugnisse. Was zwey spanische Schriftsteller, D. Paulo, Pedro

da Aſtarloa und Juan Baudeiſta de Erreo y Aſpiroz, für die Aufklärung jener Frage gethan haben, machte bey dem vielen Guten, das von ihnen geleiſtet worden, eine neue unparteyiſche Beleuchtung der Unterſuchung über die Urbewohner des alten Iberiens wünſchenswerth, ja nothwendig. Der Freyherr von Humboldt, aus deſſen Berichtigungen und Zuſätzen zum Mithridates wir wiſſen, daß der Wunſch, eine vertrautere Bekanntſchaft mit der vaskiſchen Sprache zu erwerben, ihn zu einem längeren Aufenthalt in dem kleinen Landſtrich vermochte, worin jenes Idiom noch lebt, hat ſich dieſer Arbeit unterzogen, und bey derſelben nur auf das wirklich Einleuchtende und ſich gleichſam von ſelbſt Darbietende Gewicht gelegt.

In Erwägung, daß die meiſten Ortsnamen mangelhaft und entſtellt auf uns gekommen ſind, daß die bisherige Behandlung der vaskiſchen Sprache nicht frey geblieben iſt von Willkürlichkeiten, und daß die Uebertragung jener willkürlichen Grundſätze auf ſchon entſtellt uud mangelhaft überkommene Ortsnamen, deren Bedeutſamkeit und Brauchbarkeit als Richtſchnur erheblich ſchwächen muß, hat der Verfaſſer ſich zu einem ſicheren leitenden Hülfsmittel verwendet, und bey dem Lautſyſtem der vaskiſchen Sprache angefangen, von dieſem aus auf die Ortsnamen übergehend, zuerſt auf die vaskiſchen, dann auf die iberiſchen. Hiedurch gelangt er dahin, eine Uebereinſtimmung der iberiſchen Ortsnamen mit der vaskiſchen Sprache im Allgemeinen nachweiſen zu können, und theils in den Ortsnamen mit der Endung briga, theils in den Ortsnamen, worin R mit vorſtehendem ſtummen Konſonanten vorkommt, ferner in den Ortsnamen Aquitaniens, Galliens und der von den Celten bewohnten Länder einen ſicher führenden Leitfaden zu finden. Hieran knüpft er eine Aufſuchung einzelner vaskiſcher Namen unter den Ortsnamen der celtiſchen Länder, ferner der vaskiſchen Namen in Italien und in Thrazien, wonächſt er auf eine Zuſammenſtellung der vaskiſchen Ortsnamen Iberiens nach den Völkerſchaften der Halbinſel übergehet.

Dieß ſind gewiſſermaßen die Prämiſſen, aus denen ſich die, für die Entdeckungen bildenden Folgerungen des Verfaſſers ableiten.

Offenbar ſind jene Prämiſſen, oder, wie ſich hier wohl ſagen ließe, jene Baſen das privative Eigenthum des Verfaſſers, und deren Werth iſt in ſofern unſchätzbar. Aber ſie laſſen ſich den tiefliegenden Goldminen vergleichen, an die nur das Auge des auch in die Tiefe dringenden Forſchers gelangt, und denen der ſtrebende Blick vorüberſchweift, welcher ſich in zu feſter Richtung auf die Reſultate heftet, um Muße für die Betrachtung der ein-

zelnen Verbindungsmittel zu behalten, aus denen jenes die Kraft des Wachsthums und der Gestaltung bezieht.

Nicht selten werden die schätzbaren Resultate ausgezeichneter Schriften gerade deßhalb nicht nach Würden anerkannt, verfolgt und benutzt, weil deren Verfasser mehr Fleiß und Ernst darauf wenden, sie sicher zu begründen, als darauf, glänzend mit denselben zu imponiren. Je mehr aber derjenige Theil des vorliegenden Werks einen bedeutenden Raum einnimmt, der, fast in lexikographischer Form, das vorher zum Theil noch sehr unbekannte Feststehende, Ausgemachte und Unabweisbare enthält, aus dem sich die Resultate, in der Form begründeter Hypothesen, entwickeln; um so größere Pflicht wird es, in Erwägung zu ziehen, daß Leser, für welche das Grammatische minderen Werth und Interesse hat, wie alles was sich historisch und geographisch auf die Bevölkerungsgeschichte beziehet, vielleicht nie zu einer wahren Würdigung der Resultate kommen werden, weil ihnen das verschwindet, was ihnen Begründung gibt.

Dieserhalb, d. h. um zu verhindern, daß viele Leser nicht aus Ermüdung über den linguistischen Theil des Buches von den wichtigen historischen Resultaten entfernt gehalten bleiben, wird es angemessen seyn, diese letztern zuerst hier hervorzuheben, und das ihnen Vorangehende nur in so weit wiederholend zu berücksichtigen, als es nöthig ist, um jenes zu beurtheilen oder darauf weiter zu bauen. Bevor diese Arbeit aber noch unternommen wird, dürften einige Winke und Andeutungen über das Verhältniß der hieratischen Wissenschaft und Gelehrsamkeit zur profanen an ihrem Orte seyn. Sie rechtfertigen sich schon dadurch, weil sie dazu beytragen helfen, das Urtheil über die Beschaffenheit dieses Berichts und den Gang, welchen er nimmt, zu bestimmen, indem sie die Gründe zu der Verfahrungsart des Anzeigenden enthalten.

Ein anerkannt scharfsinniger Sprachforscher, Bernhardi, macht in seinen Anfangsgründen der Sprachwissenschaft, Berlin 1805, S. 9, folgende Bemerkung über diese Wissenschaft.

»Die Ordnung derselben kann keine andere als folgende seyn: A. Sprache aus dem historischen Gesichtspunkt, als progressives Ganze. B. Sprache, als gebildetes Ganze, von dem philosophischen Gesichtspunkt aus.« Was hier von der Sprachkunde gesagt worden, gilt aber auch von andern Wissenschaften. Wie Bernhardi unterscheidet, ob der Grammatiker die Sprache in ihren Elementartheilen, die sich nach gewissen Regeln zu einem gebildeten Ganzen zusammensetzen lassen, betrachtet, oder ob er ihr progressives Entstehen aus einem Ur- und Anfangspunkt historisch verfolgt; so ist dasselbe vielleicht in allen Wissenschaften zu unterscheiden. Es bestehet das eine Bemühen darin, die Elemen-

tartheile alles Wissenswerthen von jeder Seite her zu betrachten, sie möglichst vollkommen zu durchdringen, und die Regeln aufzufinden, nach welchen sie sich in den Zusammenhang eines gebildeten Ganzen zusammenstellen lassen. Das andere Bemühen geht dahin, jenes oft dem Blicke zwar verschwindende, aber deßhalb keineswegs völlig gelöfete innige und tiefe Lebensband zu verfolgen, an dem in seinen mannigfachen Abzweigungen jeder Elementartheil noch hängt, und an dem er von dem einzigen Ursprunge, dem alles sein Daseyn zu verdanken haben muß, so weit hinabgeglitten ist, so weit sich entfernt hat, daß er dem einen Betrachter als vollkommenes Einzelwesen erscheint, während der andere, weil er nie die geheimen Ligamente verläßt, welche das Ganze durchdringen, und weil er den Gang ihrer immer vielfacher werdenden Abzweigungen im Zeitlauf unabläßig verfolgt, beständig nur Theile eines größeren Ganzen vor Augen hat, dessen Struktur ihm auf jeder Stelle zeigt, wie alles aus einem einzigen Moment des Wirkens und Entstehens hervorgegangen ist, auch nur wahrhaft und vollkommen lebt, in sofern es diesem noch angehört.

Daß dieser letzte Entstehungsmoment nicht im subjektiven Daseyn einzelner Individuen gesucht werden kann, leuchtet ein. Er kann weder in einem einzelnen, noch in allen einzelnen Elementartheilen gelegen haben. Beydes würde den Begriff des Elementartheiles aufheben. Er muß über ihnen liegen, er muß ihnen vorangegangen seyn; sie müssen ihm angehören. Seine Geschichte ist die innere geheime und heilige Geschichte alles Wesens, jene Geschichte, die der Mensch nie aus seiner Subjektivität hervorgehen lassen, nie aus ihr zu Stande bringen kann, die vielmehr ihm gegeben seyn muß, die er nie besäße, wenn sie ihm nicht gegeben, nicht überliefert wäre; kurz jene Tradition, welche sich abermals wieder in die des Wesens, die heilige, und die der Erscheinung, oder die einfach geschichtliche trennt. Es leuchtet hieraus ein, daß unter denen, welche den historischen Weg eingeschlagen haben, oder eingeschlagen zu haben glauben, diejenigen sich im Irrthum befinden müssen, die zu bereitwillig sind, die Welterscheinungen aus den Individualerscheinungen, oder nach ihnen zu erklären, wie z. B. geschieht, wenn man annimmt, wie sich ein Kind zum reifen Manne entwickelt, oder ein sogenannter roher Naturmensch zu einem civilisirten ausgebildet habe, so sey es mit dem gesammten Menschengeschlecht der Fall gewesen. Dieser Mißgriff wird in unendlich vielen Formen begangen. So z. B. auch dann, wenn eine Stufenfolge vom Leben der Nomaden, Hirten und Ackerbauern in die Geschichte übergetragen, oder wenn angenommen wird, wie das Kind die Buchstaben zu sprechen lernt,

von den leichteren zu den ſchwereren, von den Vokalen zu den Konſonanten übergehend, ſo haben ſich die Sprachen ausgebildet.

In dieſem Verfahren werden offenbar die Geſetze und Eigenthümlichkeiten des Elementartheils über die des ihm vorangegangenen Weſens, dem er angehört und untergeordnet iſt, erhoben. Daß dieß, wenn es geſchiehet, aber ein Mißgriff iſt, muß ſchon eine richtige Logik einſehen. Der Elementartheil muß Geſetze des Ganzen in beſonderer ihm eigenthümlicher Form enthalten, aber gerade dieſe ſeine Eigenthümlichkeitsgeſetze können nicht die des Ganzen ſeyn, vielmehr müſſen letztere gerade dadurch, daß ſie die ächten Geſetze des Ganzen oder Urihümlichen ausmachen, den Gegenſatz der Eigenthümlichkeitsgeſetze bilden. Keinem klaren Denker kann demnach entgehen, daß etwas ſeyn müſſe, was ſich nach den uns inwohnenden Eigenthümlichkeiten, die vielleicht verdienen mögen, Geſetzlichkeiten genannt zu werden, auffaſſen, ergründen und beurtheilen läßt, etwas, zu deſſen Erkennung wir das Organ, zu deſſen Würdigung wir den Maßſtab in uns beſitzen. Aber eben ſo gewiß wird er zugeben müſſen, daß etwas ſey, zu dem wir jenes vollkommene Erkennungsorgan, jenen vollſtändigen Maßſtab nicht in uns beſitzen. Die Sache iſt faktiſch ſo augenſcheinlich, daß man nothwendig mit der Zeit von ihr hat Notiz nehmen müſſen, und mannigfache Folgen ſind aus dieſer Wahrnehmung hervor gegangen; die gemeinſte war, es gänzlich abzuläugnen; eine andere, daß erklärt ward, es gehöre nicht zum Erkennbaren, und deßhalb ſey es völlig liegen zu laſſen. Beachtungswerther aber ſind die Annahmen eines Ahnungsvermögens dafür, oder einer höhern Erkenntnißkraft im Menſchen, welcher es ſich auf geheimnißvolle Weiſe offenbare. Die Annahme eines Ahnungsvermögens hat bey uns wenigſtens eine begründetere Realität, wie die der bloßen Denkbarkeit. Es meldet ſich uns mit der Kraft der Thatſache und des Gefühls, nicht bloß der Denkbarkeit, Vorſtellung und Erſcheinung an. Aber wir wiſſen auch, wie wenig wir unbedingt ihm vertrauen können, wie oft es uns täuſcht, weil es uns oft, aber nicht immer, Wahrheit gibt. Unter allen täuſchenden Kräften ſind wohl keine gefährlicher denn die, welche zuweilen wohl, jedoch nicht ſtets Wahres darbieten. Ihnen glauben wir am meiſten, und an ihnen zweifeln wir auch wieder am meiſten. So iſt denn auch das Ahnungsvermögen nichtig, ohne eine Lenkung höherer Art, und dieſe kann, wenn irgendwo, außer dem unmittelbaren göttlichen Einfluß nur in der Tradition geſucht werden.

So wird denn jedweder Denker einräumen müſſen, daß es Einſichten gibt, welche uns in keinem andern Wege denn dem der Ueberlieferung zukommen können. Um deren Zwiefachheit nun in

der Kürze anzudeuten, ist zu bemerken, daß alle Tradition sich entweder an jenen inneren und ungelöseten Ligamenten hält, mittelst deren wir an die Struktur des Ganzen und an sein Werden aus einem Entstehen geführt werden, oder daß sie Kunde von den Umgestaltungen im Erscheinen des Aeußern, unbekümmert um sein Verhältniß zu jenen Ligamenten, gibt. Wenn dieses zur Geschichte, so führt jenes uns zu der vorzugsweise so genannten Tradition.

Es liegt nun in der Natur der Sache, daß beyde, wo nicht vom ersten, doch vom früheren Werden zu dem später Gewordenen hinabsteigen müssen, wenn diejenigen, welche, um bey Bernhardi's Terminologie zu bleiben, die Elementartheile philosophisch zu einem gebildeten Ganzen zusammenstellen wollen, den entgegengesetzten Weg einschlagen.

Es leuchtet aber auch ein, daß die Kunde des Ersteren eine einfachere, die der letztern eine mannigfachere seyn muß. Jene mag beschränkt erscheinen, ja sie mag für beschränkend gehalten werden, weil ihr ganzes Streben der Zurückführung auf den einen Punkt gewidmet ist, außer welchem es nun einmal keinen andern geben kann. Letztere muß für reich, vielseitig und unendlich gelten, denn jeder Elementartheil wird ihr ein neues Universum, und sie möchte um so mehr Gelehrsamkeit heißen, je mehr sie sich mit Darstellung der abweichenden Eigenthümlichkeit in den Elementartheilen bereichert. Wenn sie dem Zurückführen auf das Eine auch nicht ganz entsagt; so ist es ihr wenigstens das Untergeordnete. Sie bleibt vorzugsweise Gelehrsamkeit, wenn jene Hieratik.

Man kann hiervon auch die Anwendung auf die Kritik machen. Es muß sich nämlich zeigen, daß Zweck und Richtschnur der profanen Literatur von der abweichen wird, welche das hieratische Ziel verfolgt. Jene muß vorzugsweise bey den Elementartheilen stehen bleiben. Sind diese in sich möglichst vollständig und richtig aufgefaßt? das ist die eine Frage, womit sie zu thun hat. Zum zweyten Geschäft aber wird sie die Prüfung der Art und Weise ihrer Zusammenstellung zum Ganzen machen. Sie ist Kritik im eigentlichen oder strengen Sinne des Worts. Sie verlangt selbst einen großen Schatz von Gelehrsamkeit, welcher in das Einzelne geht, und im Grunde soll der, welcher sie übt, einen größern Reichthum daran besitzen, wie derjenige, welcher den Stoff zur kritischen Bemühung hergibt.

Die hieratische Kritik dagegen wird stets die Frage nach dem Verhältniß zum Ursprünglichen vorwalten lassen. Ist ihr die Weise, wie sich das Einzelne aus dem Grunde aller Dinge entwickelt hat, das Wichtigste; siehet sie darauf unverwandt hin, bleibt es ihr

stets gegenwärtig, und hat sie für dasselbe nur einen Leitfaden, die Tradition nämlich, diejenige Tradition, in der sie alles niedergelegt findet, was sie von dem sämmtlichen Elementartheilen Vorausgegangenen glaubt; so wird auch ihr Geschäft ein einfacheres seyn, und mehr einer ununterbrochenen und richtigen Beziehung auf jenes Ursprüngliche und die Tradition wie einer vielseitigen Gelehrsamkeit bedürfen. In wie fern die Resultate gelehrter Forschungen jenem einen und ewigen Geiste näher kommen, in wie fern sie widerstehen, oder fähig sind, von ihm aufgenommen zu werden, das wird sie beschäftigen.

Keine günstigere Veranlassung konnte den obigen Betrachtungen im Gebiete der Sprachenforschung dargeboten werden, als vermittelst der vorliegenden Schrift. Sie geht mit großer Konsequenz und strenger Entfernung alles Hypothetischen, nur von den Elementartheilen der Sprache aus, und bleibt bey diesen stehen. Sie benutzt sie keinesweges, um eine vorgefaßte Meinung zu unterstützen; aber gerade hierdurch begründet sie Resultate, die mit der Tradition und mit der Quelle, aus der alle Kunde von der Ueberlieferung zu schöpfen ist, in vollkommenster Eintracht stehen. Dieß erfreuliche Ereigniß zeigt uns nun abermals ein Beyspiel, wie echte gründliche Forschung wahrer Gelehrsamkeit sich weit mehr dem anschließt, was wir durch die uns gegebene Tradition besitzen, als man eine Zeitlang zu glauben geneigt war. Beyde müssen sich nothwendig wieder vereinigen, um eine dritte Betrachtungsweise, von der alles Falsche und aller Irrthum angefangen hat, auszulöschen. Es ist jener beschränkte und stumpfe Empirismus, der nur ein Organ für das allergemeinste rein Mechanische, oder Grobsinnliche besitzt, und der nun theils nur dem, was von diesem sich bezwingen läßt, Gültigkeit einräumt, theils es nur in der Weise gelten lassen will, wie es diesem sich darbietet. Unterscheidet sich aber hievon diejenige Wissenschaftlichkeit, die mit reinerem und tieferem Forschungstriebe die Elementartheile vollständig zu durchdringen beabsichtiget, so wie auch diejenige Wissenschaftlichkeit, welche das geistige Band der Tradition nie verlassen will, so ist es auch begreiflich und natürlich, daß beyde in gründlichen kritischen Instituten sich begegnen, keinesweges in der Absicht, sich zu bekämpfen, sondern lediglich, sich zu vereinigen.

Nach dieser Abschweifung, welche, dem Gesagten nach, an dieser Stelle sich wohl rechtfertigen läßt, zur Mittheilung der Resultate, welche die Untersuchung des Herrn Verfassers gegeben hat. Es sind folgende:

1) Die Vergleichung der alten Ortsnamen der iberischen Halbinsel mit der vaskischen Sprache beweiset, daß die letztere die Sprache der Iberer war; und da dies Volk nur eine Sprache

gehabt zu haben scheint, so sind iberische Völker und vaskisch redende gleich bedeutende Ausdrücke.

2) Die vaskischen Ortsnamen finden sich ohne Unterschied auf der ganzen Halbinsel, und die Iberer waren daher auf derselben in allen ihren Theilen verbreitet.

3) Es gibt aber unter den Ortsnamen der Halbinsel andere, von welcher die Vergleichung mit den Ortsnamen der von Celten bewohnten Länder zeigt, daß sie celtischen Ursprungs sind, und an diesen lassen sich die Wohnsitze der mit den Iberern vermischten Celten auch da auffinden, wo uns die geschichtlichen Zeugnisse verlassen.

4) Hiernach wohnten nun die mit Celten unvermengt gebliebenen Iberer nur um die Pyrenäen herum und an der Südküste. Die Vermischung beyder Nationen nahm die Mittelländer, Lusitanien und den größern Theil der Nordküste ein.

5) Die iberischen Celten waren zwar den Celten, von welchen die gallischen und brittischen Ortsnamen, nebst den noch in Großbritannien und Frankreich lebenden einheimischen Sprachen herstammen, in der Sprache gleich; allein sie waren vermuthlich keine bloßen Pflanzvölker gallischer Stämme (aus einem zurückbleibenden Stamme einzeln auswandernde Mannschaft), wie Verschiedenheit des Charakters und der Einrichtungen zeigt. Sie mochten in Gallien vor Menschengedenken sitzende, oder früher eingewanderte Volkshaufen seyn. Auf jeden Fall war in ihrer Vermischung mit den Iberern nicht der uns von den Römern her bekannte gallische Charakter, sondern der iberische vorwaltend.

6) Außerhalb Spaniens, gegen Norden, findet sich, wenn man das iberische Aquitanien und einen Theil der Küste des Mittelmeers ausnimmt, keine Spur von Iberern. Namentlich gehörten die Caledonier nicht zu dem iberischen, sondern dem celtischen Stamme.

7) Gegen Süden aber saßen die Iberer auf den drey großen Inseln des Mittelmeeres, wie geschichtliche Zeugnisse und vaskische Ortsnamen zugleich beweisen. Doch waren sie vermuthlich, nicht alle wenigstens, aus Iberien oder Gallien dort eingewandert, sondern hielten diese Wohnsitze vor Menschengedenken inne, oder kamen aus dem Osten her.

8) Ob sie auch zu den Urvölkern des festen Landes von Italien gehörten, ist zweifelhaft. Doch finden sich mehrere vaskische Ortsnamen daselbst, die eine solche Vermuthung begründen können.

9) Die Iberer sind von den Celten, wie wir diese durch Griechen und Römer, und in den Ueberresten ihrer Sprachen

kennen, in Charakter und Sprache verschieden. Es gibt indessen keinen Grund, alle Verwandtschaft zwischen beyden Nationen abzuläugnen: die Iberer können vielmehr sehr wohl selbst ein zu den Celten gehöriger, früher von ihnen abgezweigter Stamm seyn.

In diesen Sätzen sagt der Herr Verfasser ausdrücklich: die vorgenommene Untersuchung habe sie nur in so weit feststellen können, als dieß durch Vergleichung der Ortsnamen, als einer Reihe durch sich selbst sprechender Geschichtsdenkmale, mit dem Vaskischen möglich war. Um so merkwürdiger ist es daher, wenn sie auch demjenigen auffallend entsprechen, was sich darbietet, wenn eine andere Betrachtungsweise des nämlichen Gegenstandes vorgenommen, wenn von einem andern Punkte ausgegangen wird.

Aus den acht übernommenen Sätzen tritt als Wichtigstes, woran sich das Uebrige nur anreihet, offenbar hervor:

1) Daß Vasker und Iberer in innigerer Vereinigung weit mehr ein Volk unter sich bilden, und vereint oder gemischt durch die ganze Halbinsel verbreitet wohnen, wie dieß der Fall bey den Iberern — oder vielmehr bey beyden, Vasken und Iberern — mit den Celten ist.

2) Daß der celtische Ursprung ein anderer ist, Celten und Iberier nur theilweise, nicht überall auf der ganzen Halbinsel unter einander gemischt lebten, und in der Regel der iberische Charakter sich vorherrschend vor dem celtischen findet.

Nach diesen Resultaten, denen sich ungemein viel Bestätigendes zur Seite stellt, erwacht wohl zuvörderst die Frage, woher jede der beyden Volksmassen, die vaskisch-iberische und die celtische stamme? ob sie eingewandert sind? endlich von wo sie gekommen und wann sie gekommen? —

Wenn ich für die künftige genügende Beantwortung dieser Frage vielleicht einiges leisten zu können glaube; so rührt es theils daher, daß ich in der Bevölkerungsgeschichte aller Länder eine gewisse Analogie entdeckt zu haben meine, die sich überall wiederholt, theils in der Veranlassung, welche mit zu dieser Entdeckung verhalf. Sie lag in einer Beobachtung der Wenden, deren Abgeschlossenheit der der Vasken nichts nachgibt, und unter denen ich einzelne Stämme und Ansiedlungen erkannt zu haben glaube, deren Alter früher hinaufreichen möchte, als jene Einwanderungen aus dem Osten, von denen wir geschichtliche Kunde haben. Was mich hierbey geleitet, ist vorzüglich Gesichtsbildung und dann die Eigenthümlichkeit einiger Trachten. Man rechnet die Wenden zu den Slaven, und diese wieder zu der mongolisch-tartarischen Menschenmasse. Die Eigenthümlichkeiten ihrer Gesichtsbildung sind bekannt. Spitz hervorstehende Backenknochen und

ein Zurücktreten des Stirnbeins, da wo Nase und Augen anfangen, gehört zu derselben. Dieß soll sie namentlich von dem regelmäßigern Oval der germanischen Gesichtsform unterscheiden, und das ist gewiß auch der Fall. Aber mitten in den von den wendischen Völkern bewohnten Gegenden gibt es wieder einige Landstriche, in welchen das Gegentheil jener Gesichtsbildung vorgefunden wird, und fast unbegreiflich ist sein Erscheinen daselbst in auffallender Abweichung von ganz nahen Umgebungen. In der Regel geben sehr isolirt liegende, durch Waldungen, Sümpfe oder sonstige Weise abgesonderte Gegenden diese Wahrnehmung; wenigstens ist es so in den Lausitzen. Hier findet sich denn auch vorzüglich die altwendische Sprache noch erhalten, und manche Trachteigenthümlichkeit. Alles dieß erkennt man bey den Wenden in Pommern wieder, und die Eigenthümlichkeit der nämlichen Gesichtsbildung nebst einigen in der Tracht wiederholt sich durch ganz Böhmen und Deutschland in einzelnen Landschaften, die sehr selten besucht werden. Von den letztern führe ich nur das köllnische Oberland, oder sogenannte Sauerland an. Bey genauerer Betrachtung entdeckt sich, daß jene bey den Wenden wahrgenommene Gesichtsverschiedenheit sich auch in den germanischen Stämmen, ja bey allen europäischen Völkern wiederholt, so daß die meisten Gesichtsbildungen zwischen zweyen, als Aeußerstes sich gegenüber stehenden Gesichtsformen schweben, indem sie bald von der einen, bald von der andern mehr enthalten, bald die eine, bald die andere mehr hervortreten lassen. Es ist, als ob hier wieder, wie in der Erde selbst, und in den Gebirgen, sich eine doppelte, ganz von einander verschiedene Formation antreffen lasse, die doch wieder in eine andere übergeht.

Wenn die Ueberzeugung hiervon nur aus dem Augenschein und durch lange Beobachtung gewonnen werden kann; so beruht der Umstand auf sicherer Kunde, so ist es geographisch unbestreitbar, daß cumulative Völkerbenennungen häufig in der Geschichte vorkommen, gleich als gäbe es der Völker mehrere, welche zwey in einander verschmolzene Bestandtheile bilden. Zu den ältesten Beyspielen der Art gehört das babylonisch-assyrische, dann das persisch-medische Reich. In Griechenland finden sich die Pelasger und Hellenen. In Italien erscheint fast jeder der alten Volksstämme unter zwiefacher Benennung. Eben dasselbe ist in Deutschland der Fall, als z. B. Cimbern und Teutonen, Semnonen und Longobarden unter den germanischen, Cassuben und Wenden unter den slavischen Stämmen. Eben so ist an Esten und Finnen, Pikten und Skoten, oder an Angeln und Sachsen unter mehrern andern zu erinnern.

Figure 1.1 Examples of the three types of problems addressed in this book. (a) Classification of a binary (two-class) problem. (b) Classification of a three-class problem. (c) Regression of one variable on another.

Figure 1.2 Examples of two problems in unsupervised learning. (a) Clustering. (b) Density estimation.

thridat findet die Reſte der Spuren der Urſprache theils in Kaſchemir, theils in Tibet und den angrenzenden großen Ländern im Oſten, wo noch einſylbige Sprachen herrſchen. Daß aber gleich den Sprachen auch die Bevölkerung ſich von dort ausgebreitet habe, gewinnt immer mehr Annahme. Soll ſodann noch von Autochthonen die Rede ſeyn, ſo muß dieß in einem Sinne geſchehen, welcher mit jener Annahme nicht unverträglich iſt. Wie, wenn das Wort Autochthonen in einem ähnlichen Sinne zu nehmen wäre, wie das Wort Saſſen, und wenn es eine Eigenthümlichkeit bezeichnete, welche unter den von Oſten eingewanderten Völkern einige von den andern unterſchiede, durch eine Verſchiedenheit, deren Spuren ſich ſogar ſchon in der älteſten Völkergenealogie aufweiſen ließen? — Findet ſie Statt, ſo entſpricht ſie gewiß einem Gegenſatz, der ſich überall, nur auf verſchiedene Weiſe, auch in dem Agrikultur- und Gewerbeſyſtem ausgeſprochen findet. Iſt mit jenem an ſich ſchon Stätigkeit, Beharren und Ueberlieferung verbunden; ſo knüpft ſich auch noch zweyerley hieran, nämlich eine gewiſſe Verſchwiſterung der Vergleichung mit dem Grund und Boden der Erde, zugleich aber auch eine gewiſſe Religioſität im Gefühl, Begriff und Geſetz, durch welche jene Verbindung geheiligt wird. Ginge dieſe Verſchiedenheit in der Volkergenealogie bis zu den erſten uns berichteten Scheidungen zurück, und beſagte der Begriff des Autochthoniſchen eine fortgeſetzte Behauptung jenes Primitivcharakters, verbunden mit einer gewiſſen Heiligung des Ackerbaues, wodurch derſelbe über die ſonſtigen Gewerbe erhoben wird; ſo wäre vielleicht etwas gewonnen, was ſich mit vielen Bevölkerungsgeſchichten vertrüge, und in Abſicht eben ſo vieler deren Erklärung erleichterte.

Gehet man nun auf die iberiſche Halbinſel wieder zurück, ſo gehört es zu den alten Traditionen, und wird von mehrern Geſchichtſchreibern nacherzählt (Histoire des révolutions d'Espagne, par Orleans). daß Tubal, der Sohn des Japhet, hieher gekommen, und dieſer Gegend den Ackerbau gebracht habe, wonächſt ſie durch ihre Fruchtbarkeit bald die Eroberungsluſt mehrerer anderer Völker erweckte. Freylich iſt dieß nichts mehr denn eine bloße Sage, und wenn der Geſchichtforſcher auf Sagen nicht bauen darf, ſo ſoll er ſie doch auch nicht unbedingt verwerfen. Völlig grundlos ſind ſie nicht jedesmal. Irgend einen Grund muß es denn doch haben, daß jene Sage gerade den Tubal, und nicht einen andern Namen aus der Reihe derjenigen nennt, welche ſich als Noahs erſte Nachkommen aufgezeichnet finden. Es kömmt darauf an, ob noch eine Aufklärung darüber zu gewinnen iſt.

Ehe dieſe verſucht wird, iſt noch einer andern Notiz zu ge-

wenn sie sich in zerstreuten Gründungen, die sie hier und dort unternahmen, wieder zur Kultur emporhoben, ihnen entweder nöthig wurde, sich mit den vorgefundenen Völkerschaften zu einem neuen Leben zu vereinigen, oder sie zu unterjochen. Rafften sie sich auch in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Perioden wieder auf, so haben sie nur Epochen eines vorübergehenden Glanzes herbeygeführt, und sind den Völkern in den Sitzen, zu welchen sie kommen, mehr eine anregende Kraft gewesen, als daß sie abermals eine neue und fortdauernde Geschlechtsreihe gebildet hätten.

Wenn es vielleicht befremden mag, daß jenes historische Verschwinden mit den Lebensweisen jener Völker in Verbindung gesetzt worden; so ist nicht zu vergessen, daß etwas Aehnliches schon Herder in seinen Ideen zu einer Geschichte der Menschheit sagt:

»Die Geschichte der Sethiten und Kainiten ist im Grunde nichts als eine Beurkundung der zwo ältesten Lebensweisen, die die arabische Sprache Beduinen und Kabylen nennt. Die Geschlechtssage eines Hirtenvolks dieser Gegend wollte nichts anders als diese Kaste bemerken. Kain heißt bey den Arabern Kabeil; die Beduinen sind auch ihrem Stamme nach verirrte Hirten, Bewohner der Wüste. Gleichergestalt ist es mit den Namen Kain, Henoch, Nod, Jabal, Tubal und Thubal-Kain: für die Kaste und Lebensart bedeutende Namen.«

Wenn die Wortdeutung hier auf das möglichste beschränkt werden muß, so hat sie nothwendig auf das, dem gesuchten Ziele förderſamste Wort sich zu richten, und dieß ist, obwohl Kain im arabischen Schmid, und Tubal im Persischen Schlacke bedeutend scheint, ohne Zweifel Nod, das Land, nach welchem Kain auszieht, jenseit des Paradieses im Aufgang. Nod heißt aber das Land des Umherschweifens. Wie wenn dessen Lage jenseit des Paradieses nach dem Aufgang zu, einen doppelten Sinn hätte, einen geographischen und einen metaphorischen zugleich? Die Ausmittelung des erstern würde eine weitläufige Untersuchung erfordern, über den letztern läßt sich eine Hypothese kürzer aussprechen; das Land der Verbannung oder des Umherschweifens ist das Land außer dem Paradiese, außer der heimatlichen Verbindung mit der Erde, gleichsam der neue bodenlose Anfang, wo ein neues Leben begonnen werden muß. Die linguistischen Gründe für diese Vermuthung muß ich hier verschweigen, und will nur darauf aufmerksam machen, daß wir fast überall Völker finden, die sich in Sagen ihren Zusammenhang mit dem Urvolk gegenwärtig erhalten haben, so daß es möglich wird, jenen ihren Zusammenhang mit demselben zu verfolgen. Bey andern aber läßt sich keine Spur desselben entdecken; sie

finden sich überall unter größern Volksmassen; aber sie sind oft so plötzlich da in der Geschichte, daß ihr unvermitteltes Auftreten oft manches Befremden erregt hat, und alle Mittel, einen Zusammenhang mit ältern Stämmen zu entdecken, verschwinden bey ihnen. Es wäre denkbar, daß eine große Menge der ganz wilden Völker, namentlich in Afrika, nicht nur von den Kainiten abstammte, sondern vielleicht sogar, wenn eine solche Hypothese nicht allzugewagt erscheinen möchte, auch zwey Völker, von denen wir wissen, daß die meisten Kolonisationen ihnen ihren Ursprung zu verdanken haben, die Phönizier und Aegypter.

Unter den mancherley Betrachtungen, zu welchen diese beyden Völker Veranlassung geben, gehört in Absicht der Phönizier besonders die Ungewißheit ihrer Abkunft, so wie der Entstehung des Namens. Letzterer ist so zweydeutig, daß er auch Handelsleute überhaupt bezeichnen kann, und aus keinem der Stämme, welche als Nachkommen Noah's angegeben worden, läßt sich ihr Ursprung mit Gewißheit ableiten. Nachkommen Japhets sind sie gewiß nicht, und sie aus dem Geschlechte des Sem oder Cham hervorgehen zu lassen, hat mancherley, wenigstens anscheinende Schwierigkeit. Sidon und Byblus — an welches letztere eine Etymologie von Abal, vielleicht in Verbindung mit Jabal, schon von andern Autoren versucht worden — waren sehr alte, schon zu Jakobs Zeiten blühende Städte u. s. w.

Was von den Phöniziern gesagt worden, dieß trifft auch bey den Aegyptern ein. Weder von Sem noch von Japhet lassen sie sich ableiten, und die Ableitung vom Kain ist eine Vermuthung, welche mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Auch bey ihnen fand Abraham schon eine sehr frühzeitige Kultur vor. Merkwürdig ist, daß beyden die Erfindung von Buchstabenschrift — eine von der Quadrat- und der Keilschrift wesentlich verschiedene Schreibart — zugeschrieben, und auch bey beyden Thaut als Erfinder genannt wird. Eben so merkwürdig, daß beyde Nationen vor allen von Hebräern gehaßt werden, nämlich die Aegypter und die Sidonier. Ferner ist merkwürdig, daß bey ihnen die Noahische Flut in den Sagen sich kaum erwähnt findet. Wo treffen wir das Ereigniß der großen Flut nicht in den Urgeschichten der Völker wieder berichtet? Welche Landstriche mußte sie unausbleiblicher treffen, wie die niedrigen von jenen Völkern bewohnten? Es könnte unter mehreren andern Gründen ihre Geschichte auch deßhalb davon geschwiegen haben, weil sie nicht zu den Sethiten und Noahiten gehört hätten. Kurz sie stammten vielleicht von der Reihe der Kainiten ab, und unter allen Abzweigungen von den Kainiten erhielt sich vielleicht unter ihnen die meiste Kultur

einigung stets widerstanden haben, und letzteren bildeten die in ihrer Eigenthümlichkeit rein verbliebenen Vasken, ist die eine Möglichkeit. Die andere wäre die vorgedachte, daß vaskische Iberier, in frühern Sitzen ein Volk, sich entweder in diesen oder auf der iberischen Halbinsel erst getrennt, und der eine Theil nach der Trennung sich mit den Celten vereinigte, der andere aber dieser Vereinigung widerstanden habe?

Die erstere Möglichkeit gänzlich abzuweisen, kann man nach der vorliegenden Untersuchung kaum noch ein Bedenken tragen. Dadurch aber rückt alles einem einzigen Resultat auffallend näher. Denn Folgendes steht durch des Herrn Verfassers Untersuchung fest:

»Wenn sich auf der iberischen Halbinsel celtische, iberische und vaskische Sprachelemente finden; so stehen sich die beyden letztern, als einer Wurzel angehörig, einander näher, wie beyde der celtischen Sprache.«

»Die celtische Sprache hat auf jene frühere eingewirkt und eine Vereinigung beyder hat der Beschaffenheit der heutigen vorgearbeitet.«

Es bleibt also eigentlich nur noch zu fragen: ob der Einwirkung der celtischen Sprache auf die vaskisch-iberische eine Trennung dieser beyden vorangegangen sey? denn ist dieß geschehen, hat sich die Ursprache vor der celtischen Einwirkung schon in vaskische und iberische gesondert gehabt; so ist wieder nicht zu läugnen, daß die iberische Mundart allein celtischen Einfluß aufgenommen, die der Vasken aber ihn vielleicht eben so wie allen politischen Einfluß abgewiesen hat. Dagegen, wenn es nicht geschehen, hat nothwendig der celtische Einfluß allein, ohne daß ein anderer Grund oder ein anderes Ereigniß hinzugezogen zu werden braucht, die Erscheinung bewirkt, daß der reinvaskisch verbliebene Stamm einzig und allein durch jene Abweisung seine Eigenthümlichkeit davon getragen hat. Kurz alles führt sich auf die einzige Frage zurück: ob die Absonderung des rein vaskisch verbliebenen Stammes abhängig oder unabhängig von der celtischen Einwirkung vor sich gegangen ist?

Freylich sind alle Punkte nur durch Induktion auf diese eine Frage zurückgeführt worden; allein das ist eben das Verdienst der vorliegenden Schrift für die Aufklärung der Bevölkerungsgeschichte Spaniens, daß sie es möglich gemacht hat, alles darauf hinzuleiten. Die Beantwortung dieser einen nur noch sich darbietenden Frage möchte aber in demselben Grade schwierig wie wichtig seyn. Wichtigkeit lege ich derselben aus drey Gründen bey:

1) Weil die Entscheidung eine Analogie für Erörterung des-

selben Gegenstandes in der Bevölkerungsgeschichte anderer Länder an die Hand gibt;

2) weil sich solche vielleicht bis auf die ersten Trennungen in Menschengeschlechte zurück beziehen läßt, und Aufschluß darüber gibt;

3) weil sie beydes dadurch gewährt, daß sie nicht aus einem zufälligen Anlaß, sondern einem nothwendigen Motiv hervorgeht, und in sofern zu einer Regel und Maxime für zukünftige Begebenheiten führt, und dadurch politisch praktisch wird.

Aber aus diesen nämlichen drey Gründen würde ich mich wieder dafür erklären: daß dem celtischen Einfluß auf Volks- und Sprachgeschichte eine Trennung im vaskisch-iberischen Volke vorangegangen und entgegen gekommen sey.

Ich glaube nämlich, daß die erste Theilung des Menschenstammes in die Kainiten und Sethiten einem Urphänomen gleicht, das sich, nur anders gestaltet, im Fortgange der Geschichte unsers Geschlechts stets wiederholt. Hat diese Behauptung Wahrheit, so muß sie ein wünschenswerthes Licht über alle Völkergeschichten verbreiten, und nur einiges will ich anführen.

Das Bestreben, die erste Sünde im Menschengeschlecht aufzuheben, erneuert sich fortgehend, und die gesammte Geschichte läßt sich aus diesem Gesichtspunkt als Geschichte dieses Strebens auffassen. Die Folgen der ersten Sucht, welche das menschliche Leben getrübt haben, sollen wieder weggenommen werden von ihm. Konnte dieses bewirkt werden, durch eine gänzliche Wiederherstellung des früheren Zustandes, und war diese möglich? Konnte namentlich das mit jener Sucht, nach dem, was wir oben bemerkten, verbunden gewesene Thun, das Bebauen der Erde wieder rückgängig gemacht werden, um alle die Folgen, die sich der frommen Ansicht nach, daran ketteten, aufzuheben? — Mußte aber nicht dennoch ein Mittel getroffen werden, wodurch das Thun der Menschen auf die Reinheit des Urstandes zurückgeführt ward? Widerspricht sich aber nicht beydes? —

Es scheint, nach dem Sündenfall und nach der mit ihm beginnenden Theilung im Menschengeschlechte, denen, welche die ernstliche Absicht hatten, jenen wieder aufzuheben, nichts anders übrig geblieben zu seyn, als eine Konsekration zunächst des Ackerbaues, dann aller sich ihm anreihenden Beschäftigungen. Es hat viel für sich, den Anbeginn des echten und wahrhaften Priesterthums hiemit in Verbindung zu denken, dessen der im Paradiese wohnende Mensch nicht bedurfte, eben aus zweyen, ursprünglich aber in einander liegenden Gründen, nämlich weil ihn die Sucht nicht von seinem Schöpfer trennte, und weil das Paradies durch sich selbst fruchtbar war, wie denn auch dieses Wort Paradies,

dessen sich die griechische Uebersetzung für den Ausdruck Garten Edens, den die Genesis hat, bedient, aus dem Persischen entnommen ist, woselbst es Fruchtbarkeit bedeutet. Die Genesis berichtet ausdrücklich, Eva habe gesprochen, daß ihr Gott für den erschlagenen Abel einen neuen Samen, eine neue Fruchtbarkeit in Seth gesetzt habe; ja was noch mehr ist, die heilige Schrift sagt uns an derselben Stelle ausdrücklich, daß zu derselben Zeit, nämlich als Seth den Enos geboren, der erste Gottesdienst begonnen. Ich bediene mich dieses allgemeinen Ausdrucks; weil ich mich in Deutungen des Urtexts nicht einlassen will, Luther aber sich des Worts predigen in seiner Uebersetzung bedient, wenn die Vulgata invocare Deum hat, welches beydes einen verschiedenen Sinn mit sich führt. Historisch wahr ist, daß die heilige Schrift uns sagt: Kain und Abel haben beyde geopfert, Seth zwar auch, aber zuerst Gott angerufen. Gewiß nun wird sich die Bemerkung rechtfertigen lassen, daß hiermit ein Priesterthum anderer Art beginnen müsse, wie das, welches in der Reihe der Kainiten anzutreffen seyn möchte.

Dieser unläugbaren Andeutung läßt sich nur noch ein Fingerzeig anderer Art anfügen, und dieser besteht in demselben Elemente, auf welchem die gesammte Untersuchung des Hrn. Verfassers beruht, in dem Lautsystem, wie dasselbe in denjenigen Namen sich antreffen läßt, die sich in Ortsnamen und Eigennamen theilen. Die Art und Weise, wie das Lautsystem sich entsprechend in vaskischen und iberischen Ortsnamen darstellt, hat Herrn von Humboldt geleitet und zu seinem Resultat geführt. Die heilige Schrift theilt uns aus der ältesten Zeit statt der Ortsnamen Eigennamen mit; nämlich die Namen der Kainiten und die der Sethiten bis auf Noah. Ich will beyde neben einander setzen, um darauf aufmerksam zu machen, wie in beyden Reihen nur Abweichungen desselben Namens sich darbieten.

Kain	Seth
Hanoch	Enos
Irad	Kenan
Mahujael	Mahalaleel
Methusael	Jared
Lamech	Henoch
Jabal, Jubal, Thubal-Kain	Methusalah
	Lamech
	Noah.

Hieran möchte ich knüpfen, was der Sprachforscher Owen sagt: »daß jedes abgeleitete Wort regelmäßig und ohne andere Hülfsmittel, als durch das System der Buchstabenveränderung, auf eines der mehreren Elementarwörter zurückgebracht werden

könne, so daß nichts der Einbildungskraft des Etymologikers übrig gelassen sey.« — Eben so bedeutend aber ist mir auch der Umstand: daß Kant, Blumenbach, Sömmering und Herder sich für die Abzweigung des Menschengeschlechts aus einem Stammpaar erklären, während G. Forster, Meiners und einige andere zwey Stämme annehmen zu müssen glauben. Beydes löset sich dergestalt, daß es zur Vereinigung zu führen ist, aus jener ursprünglichen und ersten Theilung, welche eine durchgehende Verschiedenheit erblicken läßt, welche gerade die Einheit der Wurzel bestätigt, indem sie zugleich den Beweis für den Grundsatz liefert, daß in jeder Bevölkerungsgeschichte alle ersten Völker eine in ihnen selbst aus sich selbst hervorgegangene Spaltung erfahren haben, zu der sich dann die Vereinigung eines ganz fremden Volkes mit dem einen der beyden getrennten Volkstheile hinzugesellet.

Hätte z. B. meine vorherige Hypothese in Betreff der Phönizier und Aegyptier — von der ich gerne zugeben will, daß sie in hohem Grade gewagt sey, einigen Grund, hingen diese beyden Völker durch ihren ersten Ursprung, d. h. durch ihr erstes individuelles Bestehen, mit den Kainiten zusammen, so hätte in jedem wieder eine durch kein fremdes Volk vermittelte innere Trennung vorgehen müssen. Der Anlaß zu derselben wäre aber demjenigen analog gewesen, den wir als Grund antreffen, daß es einen Kainitischen und Sethitischen Menschenstamm gibt; er hätte dem Unterschied von Opferwesen und Priesterthum entsprechen müssen, eben so sehr auch dem, welcher sich bilden muß, wenn die Absicht darauf gerichtet ist, entweder Ackerbau und Gewerbe zu konsekriren, d. h. so zu gestalten, daß vor allen Dingen sie diejenige Sucht im Menschen nicht nähren sollen, mit der seine Entartung begonnen, oder ob man diese einer Beschränkung gleich sehende Gestaltung für überflüssig, ja für schädlich hält. Eine Trennung dieser Art hätte in jedem der beyden Völker erst vorangehen müssen, ehe z. B. die Phönizier kananitischen, und die Aegypter hebräischen Einfluß aufgenommen hätten, um dadurch diejenige Eigenthümlichkeit davon zu tragen, welche wir eine Zeit lang sie in der Geschichte behaupten sehen. Dürfen wir diesem Leitfaden trauen, und vermögen wir ihn richtig zu benutzen; so muß uns Manches in den innern und äußern Verhältnissen und Begebenheiten dieser Völker um vieles klarer werden, wie es früherhin möglich war. Eben dieß aber wird auch wieder mit denjenigen Völkern der Fall seyn, deren Sethitischer Ursprung unbezweifelt ist. Z. B. das Babylonisch-Assyrische Reich. Unter den Bewohnern Babylons hätte durch innere Motive eine Entzweyung ausbrechen müssen aus analogen Gründen. Wenn nämlich unter

den Aegyptern ein Theil des Volks ergriffen worden wäre von einem Streben nach dem reinen Urſtande zurück, wenn dieſer Theil gefühlt hätte, nur von einer gewiſſen traditionellen Prieſterlichkeit ſey jene Rückkehr zu erlangen; ſo hätte in dieſem Gebiete offenbar der Volkstheil, der zum Primitiven zurückverlangte, den Charakter der Oppoſition und der Neuerung an ſich tragen müſſen. Es ließe ſich aber nun auch erklären, weßhalb er mit den Nachkommen Abrahams in Vereinigung getreten. In Babylon dagegen hätte das ſethitiſche Merkmal der Prieſterlichkeit entweder erſchlaffen, aber in Superſtition ausarten können, und das hätte zur innern Entzweyung geführt, als deren Folge ſich dann ſehr gut begreifen ließe, daß die dem vollkommneren ſethitiſchen und daraus abgezweigten ſemithiſchen Prieſterthume — denn für Semiten müſſen die Babylonier wohl mehr wie für Hamiten genommen werden — Ergebenen, eine Vereinigung mit Abrahams Nachkommen herbeygeführt hätte.

Dieß mag als ein Beweis von dem Nutzen gelten, welchen die Anwendung der Hypotheſe auf das Verſtehen der Geſchichte mehrer einzelner der erſten Völkerſchaften gewährt. Welchen Nutzen ſie aber dem Verſtändniſſe gewiſſer Gegenſtände von allgemeinerer Wichtigkeit darbietet, davon will ich einige Beyſpiele anführen.

Wo das Urland, wo der Garten Edens zu ſuchen ſey, darüber will die allgemeine Vereinigung noch immer nicht zu Stande kommen. Namentlich herrſcht in Abſicht des ihm beyzulegenden Umfanges Ungewißheit. Einige von den darüber obwaltenden Meinungen treffen zweifelsohne den wahren Sitz des erſten Menſchenpaares. Aber deſſen Umfang kann nicht zu groß ſeyn. Daher müßten denn gewiſſe Angaben nicht ſowohl jenen Sitz, ſondern angrenzende Bezirke für die Wiege des Menſchengeſchlechts anerkannt haben. Gibt man dem Urland einen größern Umfang, ſo vereinigt man dieſe Widerſprüche zwar, aber veranlaßt vielleicht einen neuen Uebelſtand, nämlich, daß man ſich über einen allzu großen Diſtrikt vereinigt, innerhalb deſſen ſich jener erſte Wohnſitz befinden ſoll.

Nach der obigen Hypotheſe dagegen wird es nicht nur wahrſcheinlich, ſondern ſogar nothwendig, daß über den Wohnſitz der erſten Menſchen Meinungsverſchiedenheit beſtehe. Denn das Urfaktum wiederholt ſich mit einigen Abweichungen an verſchiedenen benachbarten, mehr oder weniger entfernten Punkten; das heißt, es treten an mehrern Stellen große Ausſcheidungen vieler Völkerſchaften von einander, mit analogen Kennzeichen nicht nur, ſondern auch mit einem Anlaß her, der das Urfaktum wiederholt. Dieß in Verbindung mit einem gewiſſen wohl zu erwägen-

den Umstande, kann sehr leicht zu weit verleiten. Z. B. Worte, Sagen und Fabeln aus dem Ursitz haben sich mit der ersten Theilung eben sowohl östlich wie westlich gewendet, und nach Jahrhunderten sind dort wieder neue Trennungen und Ausströmungen vorgefallen, wie z. B. an dem Ort, wohin Ritter den ersten Sitz aller Kultur verlegt. Er kann fast unwiderleglich nachweisen, daß Worte, Sagen und anderweite Kennzeichen mancher Art sich von dort aus als einem ersten gemeinschaftlichen Mittelpunkt östlich, nördlich, westlich, ja sogar zum Theil südlich ausgebreitet haben. Nun trifft er dieselben Laute oder Kennzeichen so tief südlich hinein wieder an, daß sie ihn sogar bis Indien führen. Wie nahe liegt es nun, jenen Punkt für denjenigen zu nehmen, aus welchem sogar Indien seine Bildung erhalten hat. Aber die Uebereinstimmung kann auch durch den gemeinsamen Ursprung aus einer frühern Wurzel zu erklären seyn. Und nun bietet sich Folgendes dar, was vornämlich durch die Resultate von Ritters Vorhalle vermittelt wird.

Ich halte dafür, daß in der Sündflut sich ein wirkliches Ereigniß mit etwas Hieratischem in ähnlicher Weise wieder vereinigt und in einander wirkt, wie es beym Verluste des Gartens Eden der Fall ist; ferner, daß dies letztere, die damalige gesammte Menschheit betroffene Urfaktum sich in derjenigen gesammten Menschheit, welche zur Zeit der Sündflut da war, wenigstens in der sethitischen erneuert, oder in einer andern Form mit einem andern Ereigniß verbunden wiederholt hat. Es ist wohl nicht gleichgültig, daß, wie Adam drey Söhne hatte, Kain, Abel und Seth, von denen letzterer allein übrig blieb, mit dem das Priesterthum beginnt, auch Noah drey Söhne zählt, Sem, Ham und Japhet, von denen der älteste, dem Namen nach mit dem Stammvater Seth am meisten übereinstimmende Sohn, auch vorzugsweise die Priesterlichkeit fortpflanzt. Offenbar hat sich Japhet, der jüngste, nach Norden, oder dahin gewendet, wohin Ritter die Wiege der Kultur des Menschengeschlechts verlegt. Es hat also große Wahrscheinlichkeit, anzunehmen, daß Japhet dort einen neuen Centralpunkt für die Schicksale des Menschengeschlechts bildete, und daß die Grundlage derselben, das nämliche Ereigniß, welches aus dem Verluste des Gartens Eden und der Sündflut spricht, sich daselbst anders gestaltet erneuerte. Das nämliche mag der Fall gewesen seyn mit Ham und seinen Nachkommen, vielleicht auch mit Sem, obwohl ich meine Meinung wegen des letzteren hier noch zurückhalten will. Dagegen ist möglich und läßt sich denken, daß alle kainitische Völker Gründe haben konnten, den Verlust des Paradieses und die Sündflut unter ihre Sagen, in sofern sie religiös waren, und dadurch nur

dem Erlöſchen ſo wie der Vergeſſenheit entgehen konnten, aufzunehmen.

Darf dieſe Anſicht der Sachen auf einige Glaublichkeit Anſpruch machen, ſo möchte der eigentliche Urſitz des Menſchengeſchlechts, oder der Sitz des erſten Menſchenpaares wohl möglichſt in der Mitte des Gebiets anzunehmen ſeyn, welches jene drey Stammväter aus der ſethitiſchen Völkerreihe behaupteten.

Das zweyte mögliche Beyſpiel eines Gewinns aus der Anwendung mehrerwähnter Hypotheſe, wenn ſie nicht völlig grundlos ſeyn ſollte, betrifft die Sagengeſchichten der Völker, bey denen man vielleicht zu geneigt iſt, Einwanderungen anzunehmen. Ich kann nicht wohl daran glauben, daß Sagen für ſich und abgeſondert von innern Ereigniſſen zu Völkern gewandert und von dieſen aufgenommen ſind. Weßhalb, frage ich, könnte letzteres geſchehen ſeyn? Um daran zu glauben, oder ſich daran zu beluſtigen? — Gewiß keins von beyden hat Statt gefunden. Die alten Völker haben, wenn man ihnen neue Götter von außen her oder der Fremde bringen wollte, gewiß nicht Eile gezeigt, daran zu glauben, noch ſie ſogleich aufgenommen, ſondern haben vielmehr ſich ihrer Verehrung widerſetzt. Beluſtigung daran fand aber gewiß noch weniger Statt. Nur in Zeiten, wie wir uns die Demokratie von Athen vorſtellen müſſen, war dieſe denkbar. Ueberhaupt möchten wir uns kaum einen Begriff davon machen können, in welchem Grade die alten Völker mehr produktiv wie reflektiv waren. In ihnen ſelbſt entſtand der Anlaß zu allen Sagen, oder die Sagen wurden ihnen durch große Momente im Nationalſchickſal dargebracht. Aber in den Nationalſagen wie in den überbrachten wiederholte ſich das Urfaktum, und nahm nur andere Geſtaltung an. Deßhalb iſt es ſo ungemein ſchwer, urthümliche Verehrungen und Sagen von eingewanderten zu unterſcheiden, und die mythologiſche Kritik iſt eine der ſchwierigſten. Wie ſie aber zu verfahren habe, auch dafür kann die gegenwärtige Schrift über die vaskiſche Sprache als ein treffliches Vorbild gelten. Sie hat faſt zur Evidenz erwieſen, daß eine primitiv nationelle Sprache ſich im eigenen Innern getheilt hat, und daß nun eine fremde hinzukommen mußte, um entweder Vereinigung, oder abſoluten oder partiellen Sieg des neuen Idiom hervorzubringen. Eben ſo iſt es mit den Mythen. Manche ſtehen ſo urthümlich national, faſt wie die Begebenheiten, mit denen ſie zuſammenhängen. Andere entſtehen durch ein Schisma. Ein neuer Mythismus nämlich ſtellt den Sinn der ſchismatiſchen Anſicht dar. Ein ſolcher Zuſtand befördert aber in der Regel das Eindringen fremder Mythen eben ſo, wie es Eroberern günſtig iſt, Länder in Beſitz zu nehmen und neue Dynaſtieen zu ſtiften.

Dadurch ereignet sich denn bald die Versöhnung mittelst der Bildung eines neuen Mythus, bald der Sieg eines der beyden kämpfenden Elemente und der ihnen angehörigen Menschen, bald endlich der unbedingte Sieg des fremden Systems oder Mythus. Was nun Statt gefunden hat, darnach wird von Mythologikern im Geiste der gegenwärtigen Untersuchung überall zu forschen seyn. Daß nun das fremdartige oder eingewanderte Element für die iberische Halbinsel das celtische sey, dieß ist zwar noch nicht bisher deutlich ausgesprochen worden, aber es hat verhüllt in allem bisher Gesagten gelegen. Die Frage bleibt nur: von wo dasselbe hergekommen seyn kann; und ich muß nothwendig einer vorgefundenen Notiz, nämlich der vorerwähnten beym Justinus, folgen, nach welcher in den Wäldern von Tarteſſus, der Gegend von Cadiz und Gibraltar, die Titanen die Götter bekriegt und die Kureten gewohnt haben sollen. Ferner verlegt Avienus die dem Saturn geweihte Insel Pelagia in den Westen von Cadiz, und das Vorgebirge Palos bey Karthagena heißt beym Polybius das Vorgebirge des Saturn. Endlich ist Herkules mit seinen Thaten bis hieher gedrungen.

An diesen sagenhaften Nachrichten ist zweyerley beachtungswerth. Sie gehen bis zur Zeit des Chronos, also bis zum Anfang aller griechischen Mythen zurück, und sie enthalten alle Elemente, welche den Kreis der Sagen vom kretensischen Zevs bilden; seinen Kampf gegen den Saturn, seine Verehrung durch die Kureten, und den Kampf mit dem an ihn hinan strebenden Herkules. Gewiß berechtigt dieß alles zu der Folgerung, eins von beyden müsse Statt gefunden haben, eine Ankunft dieser Sagen von Kreta her, oder von demjenigen Lande, aus dem sie Kreta empfangen hat. Statt selbst eine Untersuchung hierüber zu eröffnen, will ich bemerken, daß Lopez de Ayala in seiner Geschichte von Gibraltar, wo er die verschiedenen Meinungen über das Entstehen der Benennung: Säulen des Herkules, durchgeht, ausdrücklich sagt: obgleich nach dem Justin die Daktylen oder Kureten in den Wäldern von Tarteſſus gewohnt haben sollen, er sich doch nicht für den kretensischen Herkules, sondern für den ägyptischen oder für den tyrischen Herkules erklären müsse. Zugleich macht er eine Einheit dieser beyden Herkules wahrscheinlich, nämlich so, daß der ägyptische der frühere und einwandernde gewesen sey, auf den hiernächst die Thaten des tyrischen und griechischen übertragen werden. Dieß stimmt überein mit dem Pomponius Mela, der lib. 3. c. 6 sagt: Templum Aegyptii Herculis. . . Tyrii constituere: cur sanctum sit, ossa ejus ibi sita efficiunt. Dieser Herkules muß also in ein hohes Alter hinaufreichen. Nun wird aber die Er-

bauung von Gades oder Gadeira gewöhnlich als die erste phönizische erwähnt, und sie kann erst nach dem trojanischen Kriege Statt gefunden haben. Damals gab es aber bereits Kultur auf der iberischen Halbinsel. Ist man nun genöthigt zu fragen: wo jene ägyptisch-tyrische Einwanderung geblieben, so liegt die Vermuthung nahe, sie sey in das innere Land weiter vorgedrungen, und bilde dasjenige Volk, welches unter dem Namen Celten begriffen wird. Damit beantwortete sich denn aber zugleich die früher aufgeworfene Frage dahin: daß die Kureten, offenbar noch älter wie der ägyptisch-tyrische Herkules, denn sie rühren aus der Zeit her, wo Zevs mit dem Chronos kämpfte, nicht aus Kreta nach Tarteſſus gekommen seyn können. Und dann bleibt nur übrig anzunehmen, daß sie mit den kolonisirenden Ankömmlingen auf Kreta aus den nämlichen Sitzen herstammen. Daß diese nun nur phönizisch-ägyptisch seyn können, darüber bleibt kein Zweifel übrig. Aus diesem allen könnte sich ein neues Argument für die Hypothese bilden, daß die Phönizier und Aegypter kainitische Völker gewesen; ferner, daß in den meisten westlichen Ländern, als Griechenland, Italien, Iberien und Gallien, die Bildung und Geschichte aus dem Begegnen eines emigrirenden und eines kolonisirenden Volks, dem Begegnen von Auswanderungen zu Lande, die dem sethitischen Völkerstamme angehören, und von Kolonisationen durch Seefahrer, die dem kainitischen Geschlechte zufielen, hervorgegangen ist. In Iberien hätten sich vaskische Iberier mit ägyptisch-phönizischen Celten eben so begegnet und verschmolzen, wie ich in der Abhandlung über den kretensischen Zevs bey Gelegenheit der Amalthea zu zeigen, angefangen habe, daß es mit den über Thrazien und mit den von Kreta und den Inseln aus Statt gehabten Ansiedlungen der Fall gewesen sey.

Der Raum gestattet nicht alle die Bestätigungen aufzusuchen und zu zergliedern, welche die Schrift des Freyherrn von Humboldt für diese Annahme darbietet. Der Herr Verfasser hat durchaus auf kein Resultat hingearbeitet, welches im voraus gesucht worden wäre, und mit jener Meinung in Verbindung stände. Dagegen will ich eines Punktes gedenken, worin ich nicht ganz beypflichte. Des Druiden- und Barden-Instituts geschieht von ihm als einer analogen Gründung Erwähnung, um daraus Verschiedenes zu folgern und zu erklären. Aber ich glaube nicht, daß Barden und Druiden zu kumuliren sind; vielmehr sollten wir uns angelegentlichst bemühen, sie von einander zu sondern. Ich beziehe mich auf die vorgedachte Abhandlung, in welcher ich, Druiden von δρυς und Barden von barritus ableitend, diese für ein celtisches, jene für ein germanisches Institut erklärt habe,

nämlich dem Urſprunge nach. Denn daß wir ſie auch vereint finden, iſt begreiflich, indem ja Celten und Germanen ſich ſo gut vereinigt haben, wie Celten und Iberier, womit denn auch Druiden und Barden vereinigt wurden. Jetzt kann ich weiter gehen und ſagen, die Barden, analog mit den Kureten, Galliern, Daktylen u. ſ. w., wie ich früher ausgeführt, waren Miniſtranten bey den Opfern der koloniſirenden Nachkommen vom kainitiſchen Völkerſtamme, wogegen die Druiden einem traditionellen Prieſterthume angehörten. So finden wir dieſe in Thrazien bey dem dodonäiſchen, jene auf Kreta bey dem kretenſiſchen Zevs. Dieſem wurden Thiere geopfert, zu Dodona oder Bodona waren ihm Eichen und Buchen heilig, und dem Buda, mit welchem Ritter Bodona in Verbindung ſtellt, wurden in älteſter Zeit nur Früchte dargebracht; die Eteobutaden opferten Honigkuchen. Wie merkwürdig, daß Aehnliches wieder bis zum Seth und Enos hinweiſet, indem mit des letztern Geburt die erſte invocatio dei geſchiehet, während Kain Thiere opferte. Letzteres erforderte Miniſtranten, jenes Prieſter, und führt zu einem prieſterlichen Staat, oder zu einem prieſterlich gelenkten Volksdaſeyn. Daß ein ſolches das der Vasken geweſen ſeyn muß, darüber enthält die vorliegende Schrift zwey merkwürdige Angaben. Noch jetzt reihen ſich im Gebiete der Vasker alle Häuſer der Bewohner des Landes um die Kirche, und was bey uns Dorf heißen würde, heißt bey ihnen ante iglesia, der Vorhof zur Kirche. Eben ſo beſchreibt der Herr Verfaſſer uns die Vasken und Iberier als ein frommes und friedliebendes Volk.

Noch bemerke ich, daß ich überall Vasken und Celten, nicht Basken und Kelten geſchrieben, und überall das C. für K. gebraucht habe, um dem Herrn Verfaſſer zu folgen, und weil eine Entwicklung der Gründe, aus denen ich das Entgegengeſetzte vorziehen möchte, mir auch das B und A bey Biscaja und Aſturien nicht gleichgültig bleibt, mich zu weit geführt haben würde.

Wilhelm von Schütz.

Art. VI. Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Karl Ludwig von Haller, vormals des souveränen, wie auch des geheimen Raths der Republik Bern ꝛc. Vierter Band. Drittes Hauptstück. Von den unabhängigen geistlichen Herren- oder Priesterstaaten. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung, 1822. gr. 8.

1) In der Vorrede nennt Hr. v. Haller selbst dieses sein Werk nur eine allgemeine philosophische Theorie aller geistlichen Staaten und Gesellschaften, »hervorgegangen aus der einfachen Idee eines ursprünglichen Lehrers, der »durch überlegene Einsicht und Kenntniß in wichtigen (den wichtigsten) Dingen freywilligen Glauben finde, seine Jünger und Gläubige gleichsam in eine Schule oder äußere Gesellschaft versammle, »dieselbe zur Sicherung ihrer Fortdauer, zur Fortpflanzung der nämlichen Doktrin mit Gesetzen und Instituten versehe, und wie endlich »ein solches Verband nach und nach an Kräften wachsen, durch Erwerbung äußerer Güter oder Hülfsmittel (gleich andern weltlichen »Großgüterbesitzern und militärischen Anführern) sogar bis zur »Selbstständigkeit und vollkommenen Freyheit emporsteigen könnte.« Die Haltbarkeit und Wahrheit dieser Theorie sucht Hr. v. H. unter andern auch aus der Anwendbarkeit derselben auf alle bisher bestandenen und noch bestehenden geistlichen Staaten und Gesellschaften zu erweisen. Er erklärt frey, daß »obgleich in dieser philosophischen Theorie die christliche (christkatholische) Kirche als »illustrirendes Bild erscheint, und zwar als das reinste und glänzendste von allen, als dasjenige, das sich zu den übrigen verhält wie die Sonne zum Mond, als das bekannteste und merkwürdigste, zu dessen Anführung sich ihm die meisten Hülfsmittel »anboten, und von welchem daher auch die meisten historischen »Belege und Bestätigungen hergenommen sind, sein Zweck dabey »mehr politisch als theologisch sey, daß er kein allgemeines und noch viel weniger ein positives, auf wirklichen Gesetzen »oder Verträgen beruhendes, christliches oder katholisches Kirchenrecht, sondern vielmehr eine Theorie aller geistlichen Staaten »und Verbindungen überhaupt geschrieben habe.« —

Wie wenig auch der Welt bisher durch sogenannte philosophische Staats- und Kirchentheorien genützt worden, und wie verrufen dieselben daher billig im praktischen Leben seyn mögen, so muß doch mit vorliegendem Werke eine ehrenvolle Ausnahme gemacht werden: theils wegen der edeln Absicht des Verfassers, — theils wegen der Gediegenheit seiner Grundsätze, theils wegen

der streng wissenschaftlichen Darstellung, theils endlich wegen der eben so kräftig-herzlichen als bescheiden-freymüthigen Sprache. Während man bisher die Staats- und Kirchenverfassungen, ohne viele Rücksicht auf Bestehendes und Bestandenes, aus schon, angenehm und neu klingenden Obersätzen heraus analysirte, und nach diesen Folgerungen sogleich frisch ans Werk schritt, einreissend oder wegbrechend, was die neue Theorie nicht fassen konnte, hat Hr. v. H. einen ganz andern Weg eingeschlagen. Er hat die bestehenden und bestandenen geistlichen Gesellschaften oder Staaten unter einen allgemeinen Begriff oder Gesichtspunkt gebracht, deren Möglichkeitsgrund, Recht- und Vernunftmäßigkeit nachgewiesen, und also eine Art Naturgeschichte und Metaphysik dieser geistlichen Staaten geschrieben. — Natürlich mußte der Obersatz oder das Princip in dieser Theorie so allgemein als möglich auffallen, wenn die Idee einer allgemeinen christlichen Kirche auch noch geräumigen Platz darin finden sollte. Aber wie es denn gewöhnlich geschieht, daß der endliche Verstand vor der Majestät der göttlichen Ideen zusammensinkt, daß die Theorien des endlichen Geistes an der Unendlichkeit der göttlichen Anstalten erlahmen, so ging es auch dem redlich forschenden Haller. Aus seiner Theorie der geistlichen Staaten wurde bey längerem Anschauen und genauerer Einsicht in das Wesen der allgemeinen christlichen Kirche eine geistreiche Lobrede, eine interessante Beschreibung dieser Kirche als äußerer Gesellschaft, mit polemischem Hinblicke auf andere geistliche Gesellschaften, welche sich von der großen göttlichen Stammgesellschaft im Verlaufe der Jahrhunderte losgelöset. Hr. v. H. ist nicht der erste, dem es so ergangen; er mag sich zu seiner Beruhigung mit ähnlichen Erfahrungen noch weit größerer Männer, z. B. des h. Augustinus trösten, welcher in seinen Bekenntnissen lib. 7. c. 15, schreibt: Et respexi alia, et vidi tibi debere, quia sunt et in te cuncta finita, und lib. 11. c. 8. Quis porro nos docet, nisi stabilis veritas? Quia et per creaturam mirabilem cum admonemur, ad veritatem stabilem ducimur. — In der That ist die menschliche Weisheit noch immer zu Schanden geworden, wenn sie es versuchte, mit ihrer Beschränktheit die unergründlichen ewigen Rathschlüsse Gottes (und ein solcher Rathschluß ist doch wohl die allgemeine christliche Kirche?) umspannen zu wollen; denn es steht geschrieben: ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und der Schüler ist nicht über den Meister.

Wir bewundern gern die Talente des Hrn. v. H., der so kräftig der Mutterkirche das Wort redet, und betrachten diese Schrift als ein treffendes Kommonitorium gegen jene Philosophen

oder Sophisten, die Hr. v. H. in seinem ersten Bande der Restauration geschildert, und welche eines der großen Uebel unserer Zeiten sind, und auch als Philippika gegen die geheimen Gesellschaften, welche das hohe, hehre Gebäude der Kirche Christi nachäffend, diese unterminiren und stürzen wollten, und deren Organisationen ihn zuerst (laut Vorrede zum 4. B. S. 12) ahnen ließen, was eine Kirchenverfassung, eine äußere und sichtbare Gesellschaft der Gläubigen sey. Aber bergen können wir ihm nicht unsere Besorgniß, daß ihm noch hin und wieder begegnet seyn möchte, was schon Bossuet treffend erinnert: Qui vel fidei omnino ut Catholici, vel ut infideles humanae omnino rationi inhaerent, ii seriem quandam possunt, aequabilemque doctrinae ordinem constituere. At qui mistum quid ex utraque constare quaerunt, ii necesse est praeter institutum multa dicant [1]).

2) Es wäre Alles gewonnen, wenn sich die Nichtkatholischen sammt manchen überklugen Halbkatholiken, wenn sich überhaupt alle Autoritätsscheuen, so wie auch die Verfechter fanatischer Geistesfreyheit recht fest, gleich dem Hrn. Verf. überzeugen wollten, »daß die Menschen im Geistigen wie im Weltlichen nie aller höheren Autorität weder entbehren noch entweichen können [2]), daß »eine Art von geistiger Leitung dennoch nothwendig und wünschens»werth sey.« Eben darum soll es der bessern Philosophen unausgesetztes Bestreben seyn, darauf hinzuarbeiten, daß diese Ueberzeugung allgemein werde, nicht bloß unter den Kleinen und Geistesunmündigen, sondern vorzüglich unter den Gewichtigen und Starken am Geiste. Bey dem größeren Haufen der Autoritätsfeinde liegt das Uebel nicht sowohl in dem Verstande, als im Herzen; darum möge die alles überwindende christliche Liebe zuerst in den Kampfplatz treten, die Philosophie möge in die Hand der

---

1) Doctrinae catholicae super iis argumentis de quibus controversiae sunt, expositio, adnexa Commonitorio Vincentii Lirinensis. Vetero-Pragae. 1767.

2) Die Gegner der Autorität, wenn man ihnen alles vorgestellt hat, was dafür spricht, ziehen sich endlich damit zurück, daß sie sagen: ihr beweiset die Autorität aus der Autorität (siehe die Polemiker Joh. Barclai, Paränesis, Bossuet, Geschichte von den Veränderungen der protestantischen Kirchen, Beda Mayers Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion). Wenn man ihnen dasselbe beweisen könnte, nämlich, daß sie bey Verwerfung der Autorität auch einer Autorität folgen, so ständen die Wagschalen gleich, und es bedürfte nur noch der Liebe und einer liebreichen Erklärung, so wäre, wie es scheint, die Sache abgethan; aber Jene wollen so oft von dem Götzen einer selbst gemachten Autorität nicht lassen (Hr. v. Marezoll Predigt in Jena 1808).

Religion schwören, und sich mit aller Schärfe geistiger Waffen, mit der ganzen Macht der Beredsamkeit waffnen! Wo wäre für diesen Gegenstand (Unentbehrlichkeit der Autorität in göttlichen Sachen) ein schicklicherer Platz, als an der Spitze eines Werkes, das, wie das vorliegende, ganz auf die Autorität eines ursprünglichen Lehrers gebaut ist, und ohne diese Voraussetzung seiner Grundpfeiler entbehren würde? Der Hr. Verf., nebst dem, daß er über diesen Gegenstand (Vorrede S. 14) auf eine sehr kräftige Stelle im ersten Bande seiner Restauration S. 113 verweiset, beginnt auch wirklich, nachdem er zuvor der allgemeinen christlichen Kirche, gegenüber der geheimen Gesellschaften, eine glänzende Lobrede gehalten, und den Inhalt des ganzen Werks selbst angezeigt hat, das erste, oder vielmehr das dritte Hauptstück (der ganzen Restauration nämlich) mit dem Vernunftbeweise von der Nothwendigkeit einer geistigen Autorität. Wir wollen die Inhaltsanzeige mit des Hrn. Verf. eigenen Worten geben, und Kapitel für Kapitel unsere Bemerkungen folgen lassen.

3) »Was den Inhalt betrifft, schreibt Hr. v. H., so wird »vorerst der natürliche Ursprung der geistlichen Herrschaft entwi»ckelt, die Nothwendigkeit des Glaubens oder einer höheren Auto»rität erwiesen, auch gezeigt, warum sie im Großen nur auf re»ligiösen Lehren beruhen kann, und mit unsichtbarer, aber dennoch »unermeßlicher Kraft selbst die weltliche Macht leitet und regieret, »weil sie auf den Willen und den Verstand der Menschen, als die »Quelle aller ihrer Handlungen wirkt. (Kap. 67.)

Das natürliche Verhältniß eines Lehrers oder geistigen Oberhauptes zu seinen Jüngern und Gläubigen ist der Entstehungsgrund geistlicher Herrschaft, geistlicher Staaten, und gründet sich auf die überlegene Weisheit und höhere Geisteskraft des Lehrers einerseits, auf das Bedürfniß des Unterrichts bey den meisten Menschen anderseits. Der Glaube an die Wahrheit der Lehre als Folge jenes Bedürfnisses der meisten Menschen ist dasjenige, was man in geistlichen Staaten den Gehorsam oder die Unterwürfigkeit unter das geistliche Oberhaupt nennen kann. Daß der Glaube oder die Anerkennung einer höhern Autorität ein Bedürfniß der meisten (aller) Menschen sey, erhellet aus der faktischen Ungleichheit der Geistesgaben bey den Menschen, aus dem faktischen Mangel an Willen, an Vermögen des Geistes, an Zeit und Gelegenheit in dem größern Haufen, die Kenntniß der nöthigsten Dinge an der Quelle zu schöpfen (wie denn schon Joh. v. Müller in seiner Schweiz. Gesch. IV. 219 sogar für den gebildeteren, nicht bloß für den größeren Theil der Menschen eine Art Glauben und Vertrauen auf die Vorarbeiten früherer Weisen als wünschenswerth, also heilsam, erklärt), dergestalt, daß in Sachen des Gei-

stes, wie im niederen Leben, wechselseitige Hülfe, genannt Belehrung, nothwendig ist. Eine genügende Belehrung über den Willen Gottes ist aber dasjenge, was am meisten und von allen Menschen gewünscht wird, was allen unentbehrlich ist; folglich wird derjenige Lehrer, welcher diese Belehrung ertheilt, das höchste, das allgemeinste Ansehen genießen, der ursprüngliche Religionslehrer, d. i. derjenige, welcher zu dem Ende zuerst Schüler um sich versammelt und aussendet (denn daß die geistlichen Staaten von oben herab gebildet werden, wie die patriarchalischen und militärischen, versteht sich von selbst), wird daher in geistigen Sachen die größte Macht haben. — Unter allen Lehren vom Willen Gottes, unter allen Religionen kann, in so weit sie einander ausschließen, nur eine die wahre seyn, und nur derjenige Lehrer, von welchem diese eine wahre Lehre ausgeht, ist der rechtmäßige Lehrer, das eigentliche Oberhaupt im geistigen Reiche: alle andern Lehrer, welche diese eine wahre Lehre nicht haben, sey es auch, daß sie Anhang und Glauben finden, sind nur Usurpatoren in geistigen Sachen, in geistlichen Staaten. — Dieß sind die Hauptideen, dieß beyläufig der Ideengang des Hrn. Verf. in diesem Kapitel. Kein gesunder Verstand wird gegen alles dieses im Einzelnen leicht etwas einwenden. Aber wenn Hr. v. H. die Macht des geistlichen Oberhauptes nur auf dessen Weisheit und höhere Geisteskraft gründet, so steht zu besorgen, die Gegner und die, welche den Ausdruck Weisheit mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit verwechseln, möchten da eine Folgerung machen, die sich aus dem angeführten Ideengange nicht genügend dürfte beantworten lassen; sie möchten fragen, ob nicht auch ein, jener höheren Weisheit ebenmäßiger Wandel zu den nothwendigen Eigenschaften eines geistigen Oberhauptes gehört, besonders da mit der Lehre allein, ohne das ziehende allmächtige Beyspiel nichts geholfen ist? — An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. — Haben doch selbst die Feinde der Wahrheit ihren lügenhaften Doktrinen und bösen Absichten dadurch den Schein der Wahrheit und Rechtschaffenheit umzuhängen gesucht, daß sie tugendhafter seyn wollten als die Bekenner der Wahrheit selbst, die Montanisten z. B. in alter Zeit. — Unstreitig aber sind es goldne, nur noch zu wenig Worte, die der Hr. Vrf. über die Nothwendigkeit der Autorität, die er ferner über die Religion als Königin aller Wissenschaften gesprochen. So wie alles Seyn von Gott ausgeht und auf Gott zurückgeführt werden muß, so sollten alle Doktrinen aus der Lehre von Gott ausgehen, oder auf sie zurückführen, sonst ist Anarchie im Reiche des Wissens, Anarchie des Geistes die nothwendige Folge. — Aber zu wünschen wäre, der Hr. Vrf. hätte in seinem Eifer für die Erhabenheit der geistlichen Macht

so manchen Satz weniger scharf hingestellt; denn wenn er z. B. schreibt: »Daher bleibt es auch ewig wahr, daß die geistige »Macht über die weltliche herrschet und herrschen soll,« so werden die, welche nur auf Gelegenheit wachen, um zu rufen: kreuziget ihn! alsogleich in ihrem Herzen sprechen: das ist ja die leibhafte Sprache des elften Jahrhunderts, nun jetzt weiß man doch, wo er hinaus will.« — In unsern Tagen klingt nun einmal, wenn von geistlicher Macht die Rede ist, väterliche, liebevolle Leitung, gutes Einverständniß, Demuth und Bescheidenheit viel empfehlender, als die Worte, geistliche Herrschaft, geistliche Macht, deren eigentlicher Sinn doch nur von den schon Erleuchteten und darum am Geiste Demüthigen richtig begriffen wird.

4) »Sodann mußte,« fährt der Hr. Vrf. in der Inhaltsanzeige weiter fort, »in unsern alles bezweifelnden Zeiten auch die »Rechtmäßigkeit der geistlichen Herrschaft erörtert werden, welche »freyer als keine andere auf reiner Wohlthat beruht, dem Gläu»bigen nur gibt, aber nichts von dem Seinigen nimmt; es wird »ihr wahrer Gebrauch von dem möglichen Mißbrauch unterschie»den, und gezeigt, daß ihr Zweck nur allein in Erhaltung, »Verbreitung und Befestigung der gemeinschaftlichen »Lehre besteht, die als das höchste Gesetz betrachtet wird, welchem »im Kollisions-Falle alles weichen müsse.« (Kap. 68.)

Ideengang. In der Natur eines geistigen Verbandes zwischen dem Lehrer, seinen Jüngern und Gläubigen liegt so wenig etwas Ungerechtes, daß es vielmehr einerseits das Freyeste oder Zwangloseste, andererseits das Wohlthätigste von allen ist und dem Dienenden unendlich mehr Vortheil als dem Herrschenden bringt. Diese Herrschaft dringt sich nicht auf, sie kann nicht erzwungen werden; die Kraft, oder wenigstens der Schein der Gründe allein muß die Ueberzeugung bewirken, und der bloße Versuch jedes Aufdringens ist schon ein Mittel, ihren Zweck zu verfehlen. Denn hört je das Bedürfniß eines höheren Führers und Leiters auf (es hört aber nie auf), so fällt in dem nämlichen Augenblicke die geistige Unterwürfigkeit weg; die Autorität ist keine Unterdrückung, sondern freye Wohlthat, der Glaube keine Erniedrigung, sondern freye Dienstbarkeit, welche den Schwachen stärkt und ihm eine Kraft mittheilt, die er außerdem nicht besitzen würde. Freylich kann auch diese geistige Macht schrecklich gemißbraucht werden, indem sie den Menschen statt Wahrheit und Erkenntniß Betrug und Irrthum gibt, und dieser Mißbrauch ist dann um so abscheulicher und verderblicher. — Aber es ist im Grunde nicht schwer anzugeben, woran die Wahrheit erkannt und von dem Irrthum unterschieden werden könne, weder für den Gelehrten, noch

für den Ungelehrten, wenn man nur einmal eine Quelle und eine Probe der Wahrheit zugibt. — Der Zweck der geistigen Verbindungen ist nicht Sicherung der vollkommenen individuellen Freyheit, nicht physischer Zwang zur Gerechtigkeit, nicht äußere Glückseligkeit; wiewohl es auch geschehen kann, daß das Haupt einer geistlichen Gesellschaft, z. B. die Bischöfe in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, die Streitigkeiten unter seinen Jüngern entscheide, oder verübte Gewaltthätigkeiten strafe, sondern Erhaltung, Verbreitung und Befestigung der Lehre selbst, — denen in Kollisionsfällen selbst die irdische Glückseligkeit, sogar das Leben weichen müssen. —

Mit den bloßen Vernunftbeweisen über die Rechtmäßigkeit geistlicher Macht und Herrschaft ist es eine noch mißlichere Sache, als mit dem bloßen Vernunftbeweise über die Nothwendigkeit der Autorität. Wer will mit seiner Vernunft entscheiden, welche geistliche Herrschaft die rechtmäßigste ist, ohne zugleich entscheiden zu wollen, wo die Wahrheit, die einzig gültige Autorität ist? Wer einmal sich der Autorität gefügt, der untersucht nicht weiter, ja er darf nicht einmal, ohne inkonsequent zu erscheinen, die Rechtmäßigkeit dieser auf Autorität beruhenden geistlichen Herrschaft untersuchen. Wer aber die Autorität anfeindet, der wird sich selbst Autorität, und dem ist keine geistige Herrschaft mehr rechtmäßig, ausgenommen die eigene. — Die stärksten Gründe, welche man aus der Wohlthätigkeit, Uneigennützigkeit, aus dem Zwecke der geistlichen Herrschaft hernimmt, müssen doch immer wieder von der Vernunft selbst geprüft, angenommen oder verworfen werden, wodurch man sich aber sogleich selbst von der Autorität emancipirt. Der letzte Grund dieser Rechtmäßigkeit geistlicher Macht muß also letztens immer in der faktischen geistlichen Herrschaft selbst, als einem schon Vorhandenen, Bestehenden, Positiven gesucht werden, dem man nicht entweichen kann. Wer, außer dem Gotteslängner, wollte sich z. B. erkühnen, untersuchen zu wollen, ob Gott die rechtmäßige allgemeine Autorität oder geistige Herrschaft ist? Er ist sie, weil er ist, und zwar weil er Gott ist. Eben so ist keine menschliche Autorität in geistigen Dingen rechtmäßig, außer der, welche Autorität im eigentlichen Sinne, d. h. Besitzerin der Wahrheit ist. Wer aber kann sich rühmen, die Wahrheit zu besitzen, außer Gott und demjenigen, welcher nachweisen kann, und von dem der Glaube anerkennt, daß sie ihm von Gott verliehen worden? So kommen wir immer wieder auf die stabilis veritas des h. Augustinus zurück. —

Was übrigens Hr. v. H. über den Zweck der geistlichen Herrschaft, Verbreitung, Erhaltung und Befestigung der wahren Lehre sagt, ist in sofern wahr, als die Lehre selbst die Bedingung

ohne welche nicht eines noch höheren Zweckes, nämlich der Erfüllung des göttlichen Willens ist. Lehre schlechtweg als solche ist nur das Gesetz, die Theorie vom Seyn und Sollen; der Zweck der Lehre ist, daß das Seyn erkannt und das Gesollte gewollt werde. — Der Zweck der christkatholischen Herrschaft in geistlichen Dingen ist nicht bloß die Verbreitung, Erhaltung und Befestigung der Orthodoxie des Glaubens, sondern noch mehr der Orthodoxie des Wollens; denn nicht, wer nur sagt, Herr, Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen des himmlischen Vaters thut. Die rechtgläubige Kirche Jesu Christi ist keine bloße Lehr- oder Prediger-Anstalt, sondern die göttliche, einzig gute Erziehungs-, d. h. Lehr- und Sittenanstalt, darin denn auch nicht bloß Lehrer, sondern auch Gesetzgeber, Aufseher, Richter und Zuchtmeister erforderlich sind, wenn der ganze Zweck der Anstalt erreicht werden soll. — Sehr schöne und wahre Worte sind übrigens jene, welche der Hr. V. über die Kennzeichen der wahren Lehre und des Irrthums, sehr beherzigungswerth auch besonders für öffentliche Lehrer der Wissenschaften, was er über den schönen Wirkungskreis guter und über die Abscheulichkeit schlechter Lehrer und Führer der Menschheit geschrieben.

5) »In dem 69. Kap. wird der wichtige Beweis vollständig »durchgeführt, daß zur Erreichung jenes Endzweckes, zur Konso»lidirung irgend eines geistlichen Verbandes, bloß mündliche Vor»träge oder der Auslegung eines jeden überlassene Bücher schlech»terdings nicht genügen, daß dazu eine äußere Gesellschaft von »Lehrern und Gläubigen, oder eine sichtbare Kirche nothwen»dig erfordert wird; daß sie aber deßwegen auch in allen Ländern »und allen Zeitaltern, bey allen Religionen, Kirchen und Sekten »ohne Ausnahme existirt.«

Dieser aus der Natur der Sache so wie aus der Erfahrung (Geschichte) entnommene Beweis kann zu den glänzenderen Bestandtheilen des vorliegenden Buches gezählt werden. Daß sich die geschriebene oder gedruckte Lehre, die Religionsbücher und Schriften, und wären sie vom Finger Gottes unmittelbar selbst geschrieben, nicht selber auslegen können; daß zu ihrer richtigen Verständniß eine unfehlbare Auslegungs-Anstalt, regula fidei; daß zur Erhaltung, Verbreitung und Befestigung der Lehre oder von Gott geoffenbarten Wahrheit in ihrer ursprünglichen Reinheit eine äußere Gesellschaft, Kirche, mit allen aus der Natur einer solchen Gesellschaft sich ergebenden Folgerungen und Erfordernissen, als: der nöthigen Unterordnung der Glieder unter ein gemeinschaftliches Haupt, von Versammlungen der Glieder, Symbolen, Ceremonien, Geheimnissen, Uebungen, Prüfungen, Unterrichts-Anstalten u. s. f., ja selbst des nöthigen Fonds zur Be-

streitung aller daher sich ergebenden Auslagen, nothwendig sey, ist hier mit Umsicht und Gründlichkeit geschichtlich nachgewiesen, selbst aus den religiösen Gesellschaften der Heiden, dann aus der von Gott durch Moses gegebenen jüdischen Kirchenordnung, aus der Organisation der durch Jesus Christus gestifteten allgemeinen Kirche, wiederum aus dem Manichäism, Mohamedanismus, aus den akatholischen Religionsgesellschaften, letztens selbst aus den antireligiösen Orden und Sekten der neuesten Zeit. Alle Stellen des N. T., die zur Erkenntniß des Wesens der allgemeinen christlichen Kirche dienen können, sind hier gesammelt und zweckmäßig an einander gereiht, also, daß sich Hr. v. Haller in dieser Arbeit gleichsam selbst gerechtfertigt und übertroffen hat. Für das Wesen einer allgemeinen untrüglichen, unvergänglichen Glaubensregel gibt es jedoch unter den vielen schönen Bildern vom Reiche Gottes, von der christlichen Kirche, sicher kein treffenderes, als jenes (Epheſ. 4, 11—12) von dem Leibe Christi, der da erbaut werden möge. Wenn der Leib eines sterblichen Menschen (aus der bekannten Fabel des Menenius Agrippa) billig ein treffendes Bild für die Organisation weltlicher Reiche und Staaten genannt werden kann, so ist der Leib Christi, unsers göttlichen Erlösers, sicher ein unübertreffliches Bild der von ihm gestifteten Kirche.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß der Geist und alles, was des Geistes ist, eines Organs, eines Körpers, wie der Schall eines Mediums, der Luft bedarf, um sich zu offenbaren. Jede Lehre, soll sie nur einiger Maßen Dauer haben, muß sich also gleichsam verkörpern. Das göttliche Wort selbst wollte Fleisch werden, um sich den im Fleische Gebornen zu offenbaren, und die allgemeine christliche Kirche ist gleichsam nur eine fortwährende Offenbarung der einzig wahren Lehre, ja gleichsam die verkörperte, Fleisch gewordene Lehre selbst. — Womit ließ sich nun diese christliche Kirche füglicher vergleichen, als mit der geheimnißvollen menschlichen Hülle des Sohnes Gottes, der da gen Himmel gefahren, zur rechten Hand Gottes sitzet. Nur in einem lebendigen Leibe offenbart sich der Geist, und nur dadurch offenbart er sich, daß alle Theile des Leibes harmonisch und in der nöthigen Unterordnung im Dienste des Geistes zusammenwirken. Gerade so ist es mit der allgemeinen christlichen Kirche. Nur dadurch, daß alle verschiedenartigen und mannigfaltig neben und unter einander geordneten Theile dieses großen geheimnißvollen Körpers harmonisch zusammenwirken (lehrend und hörend, richtend, wachend, strafend und büßend) wird die göttliche Lehre durch alle Jahrhunderte fort geoffenbaret und ist also einzig wahre, untrügliche Glaubens-Regel. Nicht was das Haupt ohne Leib, oder der Leib ohne

Haupt, oder ein Glied ohne den übrigen Theil des Leibes von der Lehre offenbaret, ist die untrügliche Lehre, sondern was alle Glieder des wundervollen Leibes einhellig, überall und immer als wahre Lehre erkannten, erkennen und erkennen werden. In dem Sinne schrieb auch Vicentius von Lirins: In ipsa item Catholica Ecclesia magnopere curandum est, ut id teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est. Hoc est enim vere, proprieque catholicum, quod ipsa vis nominis ratioque declarat, quae omnia fere universaliter comprehendit. Sed hoc ita demum fiet, si sequamur universitatem, antiquitatem, consensionem. Sequemur autem universitatem hoc modo, si hanc unam fidem veram esse fateamur, quam tota per orbem terrarum confitetur Ecclesia. Antiquitatem vero ita, si ab his sensibus nullatenus redeamus, quos Sanctos majores ac Patres nostros celebrasse manifestum est. Consensionem itidem, si in ipsa vetustate omnium vel certe pene omnium sacerdotum pariter et Magistrorum definitiones sententiasque sectemur. Träfe sichs auch, daß einzelne Glieder sich in Bekenntniß und Offenbarung der ewigen Wahrheit gegen den übrigen Leib auflehnten, daß sie sich selbst davon loslösten, so werden sie von der nie alternden Restaurations-Kraft des wunderbaren Kirchenkörpers wieder ersetzt, wenn nur die Seele gesund und Haupt und Rumpf beysammen bleiben. Die abgelösten Theile gehen dann zur Strafe für den Frevel früh oder spät in Fäulniß über. — So betrachtet, hat das Bild von dem aufzubauenden Leibe Christi einen tiefen Sinn und die Hoffnung auf den felsenfesten Widerstand der Kirche, selbst wenn sich die Macht der Hölle, das ganze Reich der Lüge und des Betrugs gegen sie auflehnte, wird auf eine fast überzeugende Weise gerechtfertigt.

b) »Das 70. Kapitel behandelt die wesentlichen Bestandtheile »jeder äußern Kirche oder geistigen Gesellschaft, deren Inbegriff »man ihre Verfassung nennt.«

So wie sich der Hr. Verfasser die äußere Kirchenverfassung denkt, besteht diese theils in wesentlichen, aus der Natur der Sache selbst sich ergebenden Verhältnissen, theils in positiven Formen und Hülfsmitteln, und zwar aus den ersteren weit mehr als aus den letzteren. Aus dem Zwecke der Verbreitung der Lehre gehen hervor die Sendungen, Missionen, und also die Verhältnisse zwischen dem Oberhirten oder ursprünglichen Lehrer und dessen unmittelbaren und mittelbaren Jüngern oder Gehülfen (Papst, Bischöfe, Priester, Diakonen), so auch das Verhältniß der Töchter-Gemeinden, Töchter-Kirchen und Schulen zu der Wurzel-, Stamm-, Muttergemeinde, Kirche, Schule; aus dem

Zwecke der Fortdauer der Lehre: die feyerlichen Aufnahmen in die Gesellschaft, Beschneidung, Taufe, Ablegung der Glaubensbekenntnisse (nicht auch die geistlichen Ordinationen?), die Versammlungen der Gläubigen und Versammlungsorte zur Belehrung, Erbauung, Begehung der Geheimnisse des Heils und zur Versinnlichung der Einigkeit aller Gemeindeglieder, Tempel, Kirchen, Synagogen, Moscheen, Bethäuser, Logen, Predigten, Kinderlehren, Opfer, Ausspendung der Gnadenmittel (Sakramente), gemeinschaftliche Gesänge und Gebete, Ceremonien sammt dazu verordnetem Personal und nöthigem Apparat; aus dem Zwecke der Sicherung, Aufbewahrung und Verfestigung der Lehre, so wie der Integrität des Wandels: die heiligen Bücher, die mündliche und schriftliche Ueberlieferung oder Tradition (darüber ist der Hr. Vrf. ziemlich ausführlich, ja sogar polemisch), Sendschreiben, Hirtenbriefe, Symbole, Glaubensbekenntnisse, kurze Kompendien der Lehre (Katechismen), Lehrbücher, Festtage, Konfirmationen, Selbstprüfungen und Sündenbekenntniß (Beicht), Reinigungen, Beten, Fasten, Fußwaschen, Almosen-Spende, Krankenbesuch, Hochzeits- und Leichenfeyerlichkeiten, Wallfahrten, Processionen, Kanonisationen und Beatifikationen, Gelübde, Orden, Klöster, Interdikte, Exkommunikationen, Schulen, Seminarien, Kranken-Versorgungsanstalten u. s. w.

Wie sehr auch der Hr. Verf. bemüht war, die Organisationen aller ihm bekannten Religions-Gesellschaften in diesem Kapitel zu umfassen, so bleibt dieses im Grunde doch nur eine mit Liebe entworfene Skizze der christkatholischen Verfassung (versteht sich mit Hinblick auf einige andere Gemeinschaften) und spannt die Erwartung auf den zweyten Band dieser Theorie geistlicher Staaten, wo von der Makrobiotik derselben die Rede seyn wird. —

7) »Nachdem der Ursprung, die Natur und die Organisation »einer Kirche oder religiösen Gesellschaft dargestellt worden: so »ist es natürlicher Weise um die zwischen ihren Vorstehern »und Mitgliedern bestehenden wechselseitigen »Rechte und Verhältnisse zu thun (Kap. 71). Nachdem der Hr. Verfasser aus dem Heiden- und Judenthume, aus dem Chalifat, aus den Verfassungen geistlicher Orden und wiederum selbst der verderblichen Sekten dargethan, daß ohne ein sichtbares Oberhaupt sich durchaus keine Kirche weder in ihrem Ursprunge noch in ihrer Fortdauer denken lasse, verweilt er mit besonderer Liebe bey dem Primate des h. Petrus und seiner Nachfolger in der allgemeinen christlichen Kirche, ja er polemisirt über diesen Gegenstand nicht nur gegen alle vom Stuhle Petri abgefallenen Sekten, sondern selbst gegen so manche pseudo-

katholischen Sirenen-Stimmen, welche in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich gegen die alte Lehre vom Primate hie und da vernehmen ließen, und welche in neuerer Zeit mit pseudo-apostolischer Salbung einer Art Schatten-Primat das Wort reden, um unter dieser Firma ein jakobinisch-konstitutionelles System in die Kirche einzuführen *). Wohl wissend aber, daß gerade die stärksten Beweise aus der Bibel und Tradition unanwendbare Waffen bey Gegnern sind, welche jene nach ihrem Kopfe auslegen und diese ganz verwerfen, begnügt er sich auf die Schrift- und Traditions-Beweise, auf die kräftigen Stellen aus den heil. Vätern nur hinzuweisen, und hält sich fest an die historische Wahrheit, an die Thatsache, daß in der allgemeinen christlichen Kirche

*) In der Schrift: Die europäischen Staats- und Kirchengrundsätze in dem Geiste unserer Zeit dargestellt, Mainz 1818, heißt es z. B. in der dritten Abtheilung von der Reformation der christlichen Kirche §. 6, S. 67: »In der »christlichen Kirche gibt es keinen Unterschied der Bürger und Stände. »Der Bettler wie der König, der Ungelehrte wie der Gelehrte, der »Christ wie der Bischof sind in dem Gnadenreiche einander gleich.« (Predigt nur solche Lehren fleißig in der Kirche und im Beichtstuhle — man wird sie früh genug auch außerhalb der Kirche befolgen! — Jene Gleichheit ist ein Werk der Liebe, nicht aber des Rechts, und wer die Rechte allzustreng geltend macht, hat die Liebe nicht, denn die Liebe ist demüthig und rechtet nicht. —) »Da »aber zur Verwaltung der Kirche Lehrer und Häupter nöthig wer»den, so finden wir schon im Evangelium einen Unterschied zwi»schen Aposteln und Jüngern« (also nicht zwischen Petrus und den übrigen Aposteln?), »in der Apostelgeschichte Abtheilungen in ein»zelne Gemeinden und untergeordnete Verwaltungen durch die Dia»konen, Priester und Bischöfe. Obwohl aber ein jeder kirchlicher »Lehrer oder Bischof den unauslöschlichen Charakter seines Amtes »und das unveräußerliche Recht — zu lehren und aufzuse»hen hat« (auch wenn er wie Arius, Nestor, Eutyches Irrthümer lehrt und in den Bann gethan, suspendirt oder gar abgesetzt wird? —), »so kann er beydes doch nur nach den Vorschriften »des Evangeliums oder der allgemeinen Kirchenlehre ausüben« (Aber wer erkennt darüber, daß es geschieht? —) »Da nun Christus nach »Matthäus 28, 19, und Marcus 16, 15, ausdrücklich keine »National- sondern eine Universal-Religion und Kirche stiften wollte, »und die christlichen Völker dieselbe auch als eine solche angenommen »haben, so können die Grundlehren derselben auch nur von einem »allgemeinen oder General-Concilium erklärt und festgesetzt werden. »Ein General-Concilium muß aber aus den Vorstehern und Bischö»fen aller christlichen Kirchen und Nationen zusammengesetzt seyn, »wenn seine Aussprüche als allgemeine christliche Lehre gelten sollen.« (Ist das nach Ort und Zeit immer möglich, wenn es nöthig wird? Oder soll eine perpetuirliche Repräsentation, eine Deputirten-Kammer kreirt werden? —)

immer ein Primat bestanden, und daß selbst die Feinde des Primats diese Thatsache nicht läugnen können. — Der lahme Einwurf, als gründe sich dieses Faktum auf veraltete Usurpation, fällt wirklich ganz zusammen, wenn man bedenkt, daß gerade in den Zeiten des Mißgeschicks, in denen man so gern von Usurpatoren abfällt, der Primat seine eifrigsten Vertheidiger und Anhänger gefunden. Sogar die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts dachten Anfangs nicht daran, sich von dem rechtmäßigen Oberhaupte der allgemeinen Kirche zu trennen, oder dessen rechtmäßige Macht zu läugnen.

Die Rechte, Befugnisse und Pflichten des geistlichen Oberherrn, welche die Kanonisten sonst aus dem Zwecke des Primats und aus der ältesten Kirchen-Praxis herleiten *), ergeben sich nach Hrn. v. Haller alle einfach und befriedigend aus der Natur des Verhältnisses selbst (zwischen Papst, Bischöfen und Gläubigen), und haben in geistiger Rücksicht mit den Rechten und Pflichten weltlicher Fürsten eine auffallende Aehnlichkeit. Hier nun scheint der Hr. Vrf., was die katholische Kirche betrifft, einen neuen Weg zu gehen; darum muß der Grundsatz, von dem er ausgeht, genau ins Auge gefaßt werden, sonst dürfte man sich seiner eisernen Konsequenz in der Folge nicht mehr erwehren können. Also zu Folge seiner philosophischen Theorie ergeben sich die Befugnisse und Pflichten des Primats oder der geistlichen Oberherrlichkeit aus der Natur des Verhältnisses zwischen einem ursprünglichen Lehrer, dessen unmittelbaren und mittelbaren Jüngern oder Gehülfen, und haben in geistiger Rücksicht mit den Rechten und Pflichten weltlicher Fürsten eine auffallende Aehnlichkeit. Weder das Eine noch das Andere ist wahr, wenn von dem Oberhaupte oder dem Primate der allgemeinen christlichen Kirche die Rede ist. Mögen sich die Befugnisse und Pflichten aller Obervorsteher der verschiedenen Religionssekten aus dem natürlichen Verhältnisse eines ursprünglichen Lehrers zu seinen Gehülfen und Gläubigen herleiten lassen, mit dem christkatholischen Primate ist das nicht so, Hr. v. H. müßte denn zeigen können, daß die Apostel ihre Sendung von dem h. Petrus erhalten haben, was der h. Schrift und der Geschichte offenbar widerspricht. Die Natur des Verhältnisses ist hier ein ganz anderes, und weit entfernt mit jenem weltlicher Fürsten zu ihren Gehülfen, Beamten und

*) Enchiridion juris ecclesiastici austriaci *Georgii Rechberger*, T. I. §. 123, *Jos. Joan. Nep. Pehem* etc. Praelectionum in jus ecclesiasticum universum, Pars I. (*Viennae* 1791) c. 4. §. 267.

Unterthanen eine große Aehnlichkeit zu haben. Beweis aus dem Werke des Hrn. v. Haller selbst: Wenn der weltliche Fürst überhaupt und der Patrimonial-Fürst insbesondere im Grunde nur seine eigene Sache regiert (Restauration I. B. Kap. 16, 18, 22 und II. B. Kap. 26), wenn dasselbe auch von dem militärischen Anführer gilt, dessen Befugnisse oft noch durch sogenannte Dienstvertrage seiner Kriegsgesellen modificirt werden (Restaur. III. B. Kap. 54, 55), so ist der ursprüngliche Lehrer, das sichtbare geistliche Oberhaupt nicht der eigentliche geistliche Herr, sondern nur der Mittler oder das vermittelnde Werkzeug zwischen den Unterrichts- oder Leitungs-bedürftigen Menschen und demjenigen, der allein ihr Herr ist (Restaur. IV. B. Kap 67, S. 16), und das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen christlichen Kirche ist daher auch nicht der Herr dieser allgemeinen Kirche, dieses Reiches Gottes, sondern nur der Statthalter des eigentlichen Herrn, Jesu Christi; er ist ferner zwar der oberste, aber nicht der einzige Lehrer; die wahre Kirche, die allgemeine für jeden entscheidende Autorität, liegt nicht in ihm allein, noch in den Brüdern oder Gehülfen allein, sondern in der Vereinigung oder Uebereinstimmung von beyden. (Restaur. IV. B. Kap. 71. S. 153.)

Woher soll man also das eigentliche Verhältniß zwischen Papst und Bischöfen, zwischen dem h. Petrus und den übrigen Aposteln schöpfen? Aus dem Wesen eines ursprünglichen Lehrers? Aber dieser war Christus der Herr selbst und der sendete nicht nur den Petrus, sondern auch die übrigen Apostel in der Art, wie er selbst vom Vater gesendet worden. »Mir ist alle »Macht gegeben worden in dem Himmel und auf Erden: gehet »hin, unterweiset alle Völker der Erde, taufet sie im Namen des »Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, und lehret sie, daß »sie alles beobachten, was ich euch befohlen habe. Matthäus »28, 18. Ich sende euch, wie mich mein Vater gesendet hat. Neh»met hin den h. Geist, denen ihr die Sünden vergeben werdet, »denen sollen sie vergeben seyn, und denen ihr sie aufbehalten wer»det, sollen sie aufbehalten seyn.« Wenn also auch Christus der Herr und ursprüngliche Lehrer den h. Petrus vor dessen Mitaposteln dadurch auszeichnete, daß er ihm den ersten Rang unter ihnen anwies, daß er auf ihn wie auf einen Felsen seine Kirche bauen wollte, daß er ihm die Schlüssel des Himmels gab, daß er ihm die Schafe und die Lämmer zu weiden und seine Brüder zu stärken auftrug, übertrug er ihm dadurch die Würde und Macht eines ursprünglichen Lehrers? Aber dann hätte Christus sich selbst derselben entäußert. Waren darum die übrigen Apostel weniger unmittelbar von Christo dem Herrn gesendet? Hatten die übrigen Apostel ihre Sendung, ihr Lehrbefugniß von dem h. Petrus?

Der Hr. Vrf. sieht, daß seine philosophische Theorie der geistlich-oberherrlichen Rechte und Befugnisse auf das christkatholische Kirchenregiment, namentlich auf den christkatholischen Kirchen-Primat, keine unbedingte Anwendung verträgt. Die Rechte und Befugnisse weltlicher Fürsten und Herrn mögen sich wohl nach Vernunft-Principien bestimmen lassen, denn es liegt in der Natur der Dinge, daß das Weltliche vom Geistigen regulirt wird. Das Geistige aber kann nur vom höchsten Geiste, somit das Himmelreich, das Reich Gottes nur von Gott selbst regulirt werden: da wird der Verstand der Verständigsten unzulänglich, da reicht keine menschliche Theorie von dem natürlichen Verhältnisse zwischen ursprünglichen Lehrern und Schülern oder Gehülfen aus, da ist das natürliche Verhältniß zwischen Oberhaupt und Unterhäuptern ein übernatürliches, d. h. unmittelbar von Gott gegründetes.

Ganz etwas anderes wäre freylich, wenn Christus der Herr nur den h. Petrus, und dieser dann wieder die Apostel gesendet hätte. Aber das ist nicht der Fall gewesen, wiewohl dieß nur bey Christo dem Herrn gestanden wäre; sondern die Zwölf alle wurden unmittelbar von Christo dem Herrn selbst aufgenommen, erwählt und gesendet, so wie er gesendet worden; sie standen also in unmittelbarer geistiger Parentel des göttlichen Meisters, und nur zur Erhaltung der Einigkeit erhielt Einer vorzugsweise die Schlüssel des ganzen geistigen Gebäudes (nicht bloß wegen den Brüdern, die ebenfalls die Schlüssel hatten, sondern damit nicht reißende Wölfe darin den Frieden störten und ihr Unwesen trieben); die Kirche wurde auf den h. Petrus nur als auf den Wächter und Handhaber der Einigkeit wie auf einen Felsen gegründet (denn die Einigkeit hält fester als Berg und Felsen —). Aber die Einigkeit ist das Produkt des Einigenden und der Zueinigenden, — darum hat der Einiger auch die Pflicht, seine Brüder (nicht seine Unterthanen oder Beamte) zu stärken, Primatum jurisdictionis. Diese Ansicht ist auch eigentlich immer die Ansicht der allgemeinen Kirche, deren Autorität nicht trügt, gewesen; denn hätte darüber das Haupt als Einiger für sich allein und abgesondert, oder hätten die Glieder als Geeinigte und Zueinigende für sich zu erkennen, so wären sie Partey und Richter in eigener Sache zugleich; daher einzig beyde verbunden und einig ein gültiges Zeugniß in der Sache geben können. Davon scheint denn auch der Hr Vrf. an einem andern Orte (S. 155 desselben Kap.) überzeugt gewesen zu seyn, wo er schreibt: »Daher es auch in dieser »Hinsicht ein Zeichen der außerordentlichen Weisheit Jesu Christi »ist, daß er den Beystand des h. Geistes oder des Geistes der »Wahrheit nicht dem Petrus allein und nicht den Aposteln al-

»lein, sondern den mit Petrus vereinigten Aposteln versprochen hat.«

Es hat auch wirklich zu allen Zeiten einzelne große und gewichtvolle Männer in der Kirche, und Päpste gegeben, welche diese Grundsätze laut bekannten. Der h. Papst Gregor der Große mußte doch wohl seine Rechte kennen, wenn er an den Bischof Eulogius von Alexandrien schrieb: Befehlen komme nur den Gebietern und Herren zu, der Papst sey aber nicht der Herr, sondern der Bruder der Bischöfe, er habe nicht befohlen, sondern nur vorgestellt, was ihm nützlich und dienlich schiene. Der h. Bernhard (L. 3. de Consid. C. 8.) spricht also zu Papst Eugen, seinem ehemaligen Schüler: Wohlan, laß uns noch genauer untersuchen, wer du seyest und wessen Person du itzt in der Kirche Gottes vertrittst. Wer bist du also? Du bist ein großer Priester, der höchste Bischof, du bist der Fürst (der erste, oberste) unter den Bischöfen. .... Dir sind die Schlüssel des Himmels übergeben und die Schafe anvertraut. Es sind zwar in mehreren Händen die Schlüssel des Himmels, es sind auch mehrere geistliche Hirten, du aber bist vor allen diesen herrlicher, je größer der Unterschied ist, mit welchem du das Schlüssel- und Hirtenamt vor allen übrigen Bischöfen ererbt hast, u. s. w. Um auch minder wichtige Zeugnisse zu erwähnen, so schreibt z. B. auch der Priester Peter Ballerini, dem man doch nicht vorwerfen wird, daß er den Rechten des Primats etwas vergeben wollte: de potestate ecclesiastica summorum Pontificum etc. §. 3. pag. 7. edit. *August. Vindel.* 1770): *S. Petrum* et Apostolos omnes potestate pares fuisse, excepto tantum jure proprio ac personali primatus, qui fuit non meri honoris et ordinis, sed praecipuae jurisdictionis primatus, exploratum fecimus etc. und will die Rechte des Primats aus dem Zwecke der Einsetzung desselben, welcher die Einheit der Kirche ist, bemessen haben. Hoc porro jus primatus proprium ex fine instituendi ipsius primatus est colligendum (l. c.) Der Hr. Verf. schreibe diese etwas längere Bemerkung nicht unberufener Zionswächterey zu, sondern der reinen Liebe zur Wahrheit. Der allgemeinen Kirche ist damit nicht gedient, wenn die apostolische Lehre, sey es zu Gunsten des Ober- oder der Unterhirten irrig aufgefaßt wird, und seiner Theorie der geistlichen Staaten würde es nicht zum Lobe gereichen, wenn man ihr nachweisen könnte, daß darin die Privatrechte der weltlichen Güterbesitzer in Schutz genommen, die Privatrechte (und sie sind es in untergeordneter Stellung zum Oberhirten) der Bischöfe aber hintangesetzt werden.

Es würde die Geduld der Leser ermüden, wenn hier noch die

Rechte des Primats nach der v. Hallerischen Theorie der juribus essentialibus und accidentalibus der Kanonisten parallel gegenüber gestellt erschienen; darum nur noch Folgendes, daraus sich die wahre Gesinnungsart des Hrn. Verf. hinsichtlich der katholischen Primatsrechte und Bischofsrechte so ziemlich entnehmen läßt.

»Kraft der jurisdictio primatis kömmt dem Oberhirten »nicht nur die sogenannte gesetzgebende, vollziehende und »richterliche Gewalt in kirchlichen Dingen zu, sondern über»haupt das Recht zu allen Handlungen, die nach dem Maß der »besitzenden Kräfte möglich, zugleich nach dem göttlichen Gesetz »der Gerechtigkeit und Liebe erlaubt oder geboten sind.« (S. 156.) Wie monarchisch dieß auch klingt, so mildernd ist folgende Stelle (S. 157 und 158): »In den besondern Sprengeln, d. h. den »größern oder kleineren Abtheilungen der über den ganzen Erdkreis »verbreiteten Gemeinde, welche ursprünglich nicht immer von ihm »(dem geistlichen Oberherrn), sondern von Brüdern und Gehülfen »gestiftet werden, wo die äußern Güter oder Erhaltungsmittel »von andern gegeben sind, wo er der Entfernung wegen Personen »und Bedürfnisse nicht kennt, und selbst die menschlichen Kräfte »dazu nicht hinreichen würden, da ist auch sein Anstellungs-, Be»förderungs- und Entlassungsbefugniß vermög der Natur der »Sache selbst nicht so vollkommen, nicht so unbedingt. Des ab»hängigen Verbandes ungeachtet, haben die Hirten der einzelnen »Sprengel auch ihre eigenen Rechte und Befugnisse, die ihnen »ohne außerordentliche Gründe, z. B. der gänzlichen Unwürdigkeit »oder der physischen Unmöglichkeit, die Pflichten ihres Amtes zu »erfüllen, nicht entzogen werden dürfen. Die Kirche ist keine »absolute Despotie, sondern, um sich in üblicher Sprache auszu»drücken, eine, durch das aristokratische Ansehen der ersten Ge»hülfen und Hausgenossen gemilderte Monarchie.«

8) In dem 72. Kap. wird gründlich und vollständig dargethan, »wie daß die kirchlichen Vereinigungen zu ihrer Erhaltung »auch irdischer Hülfsmittel bedürfen, und wie die geistige Auto»rität sich auch mit einer grundherrlichen, weltlichen Macht ver»einigen kann; wie rechtmäßig, wie nothwendig, wie nützlich sogar »diese Erwerbung von eigenthümlichen liegenden Gütern in man»cher Rücksicht ist, und wie endlich die mögliche Befreyung dieser »Besitzungen von jedem höheren Dienst oder Abhängigkeitsverbande »die Kirche auch in weltlicher Rücksicht befreyt, mithin der Prie»sterstaat vollendet, den Oberhirten und bisweilen einzelne Hirten »selbst zugleich zu Landesherren macht.«

Die Kirchengüter gehören in rechtlicher wie in historischer Hinsicht unstreitig unter die vielbesprochenen, für Klerus und

Laien, Fürsten und Politiker gleich wichtigen Gegenstände der neueren und neuesten Zeit, ja des gegenwärtigen Tages. Was ist nicht seit dreyhundert Jahren über das Kirchengut, über den Kirchenstaat (anzufangen von der ersten konstantinischen Schenkung bis auf Fontanini's Werk, L'istoria del Dominio temporale della sede Apostolica nel Ducato di Parma e Piacenza) von Historikern und Rechtsgelehrten für und dawider gestritten und geschrieben worden! Wie oft hat der Kirchenstaat feindliche Invasionen erfahren, wie oft sind die Kirchengüter trotz Kirchenvögten und Kirchenvasallen in aller Welt den gewaltsamsten Plünderungen und Zerwürfnissen ausgesetzt gewesen! Wie oft haben sie dazu dienen müssen, den christlichen Fürsten das Schwert aus den Händen zu winden, und den Finanzen aufzuhelfen! Fast möchte man sagen, die Kirche habe sich gleich einer zärtlichen Mutter alles ihres Schmuckes, ihrer letzten Edelsteine beraubt, um nur ihre streitsüchtigen, ungenügsamen Söhne zu begütigen. Damnosa quid non imminuit dies? Eben darum wird es dem Hrn. Verf. bey der gerechten Mit- und Nachwelt zu nicht geringem Lobe gereichen, diesen wichtigen Gegenstand vielleicht zur rechten Zeit mit philosophischem Blicke in das wahre Wohl der Staaten, mit dem Blicke gereifter Erfahrung in das Wesen kirchlicher Bedürfnisse und Erwerbungen, endlich mit christlicher Freymüthigkeit und Wärme behandelt zu haben.

Folgende Fragen sind es vorzüglich, deren genügende Beantwortung Noth thut, und worauf sich Hr. v. H. eingelassen: Hat die Kirche zeitliche Güter nothwendig, besaß und besitzt sie dieselben rechtmäßig, und welchen Nutzen hat die Welt davon? Dann, wozu dient die weltliche Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes? Freylich wären auch folgende zwey Fragen von praktischem Interesse: Wie weit darf sich die Erwerbungsfähigkeit der Kirche zu ihrem eigenen Heile und zum Wohle des Staates erstrecken? dann, in welchem Verhältnisse des inneren Werthes stehen die von der weltlichen Macht abhängigen zu den weltlich unabhängigen Kirchen? — Der Hr. Verf. hat aber diese beyden Punkte nur kurz abgefertigt.

Was nun die Nothwendigkeit weltlicher Güter für den guten Fortbestand der Kirche betrifft, so gibt es darüber zwey diametral entgegengesetzte Ansichten. Die Sophisten der neuern Zeit behaupteten nämlich: »das Reich der Kirche sey nicht von dieser »Welt, und es dürfe hiermit zu der geistigen Autorität kein irdi»sches Vermögen hinzukommen.« Die Unbefangenen dagegen sagen mit Hrn. v. Haller: Eine geistliche Gesellschaft kann ohne weltliche Güter und Einkünfte nicht bestehen, die Erbauung, Unterhaltung, Auszierung der Tempel, die Bestreitung eines wür-

devollen, äußern Kultus, der Druck und die Verbreitung heilsamer Lehr- und Erbauungsbücher, die Schulen und Seminarien, Kranken- und Versorgungs-Häuser, die Missionen, kirchlichen Korrespondenzen, der standesmäßige Unterhalt der Hirten, Lehrer, und Seelsorger u. s. f. wollen einen Fond, am besten in liegenden Gütern, Grund und Boden, oder doch darauf versichert. Wie frey und unabhängig auch die Kirche in Ansehung ihrer geistlichen Macht ist, so wird sie doch eben hinsichtlich dieser Bedürfnisse von der weltlichen Macht, von der Großmuth der Gläubigen, abhängig, und dieses wirkt in sehr vielen Fällen nachtheilig auf die Würde der Religion zurück, um so leichter bey überhand nehmendem weltlichen Sinne, Indifferentismus und Kälte gegen Religion und Kirche.

Was die Rechtmäßigkeit des Kirchengutes betrifft, so dürfte dieselbe um so weniger angefochten werden, als Verträge, Privilegien, Schenkungen der weltlichen und geistlichen Fürsten und Großen, Vermächtnisse und Legate frommer in Christo dahin scheidender Seelen doch gewiß eben so gültige Rechtstitel sind, als Eroberungen, Mitgift und Heirathsgeschenke. — Darum handelt sichs auch gar nicht, sondern die Frage ist: soll post tantas rerum vicissitudines unbedingt nur denjenigen beygepflichtet werden, welche da unausgesetzt rufen:

Delicta majorum immeritus lues
Romane, donec templa refeceris
Aedesque labanteis Deorum et
Foeda nigro simulachra fumo,
Diis te minorem quod geris, imperas.
Hinc omne principium, huc refer exitum,
Dii multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae!

oder verdient das Votum derer nicht auch berücksichtigt zu werden, welche mit dem Motto in der Hand: rerum inrecuperabilium optima medicina est oblivio, zwar auf Ersatz und Zurückstellung des Unentbehrlichen dringend antragen, aber die Kirche übrigens auf Matth. 6, 33, verweisen, wo es heißt: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige von selbst zufallen? —

Ueber die Ersprießlichkeit der Kirchengüter für den Staat, für die Welt, darf man weder den Physiokraten und Staatsrechenmeistern noch den Lobrednern der alten guten Zeiten unbedingtes Gehör geben. Das Unentbehrliche wird die Kirche immer haben müssen, man mag es ihr nun schon in eigene Verwaltung geben oder selbst verwalten, und ihr den Bedarf nach ihrem eigenen Ermessen fristenweise einhändigen. Ja es steht dahin, ob bey wiederkehrender Ehrfurcht gegen das Heilige, die Kirche in letzterem Falle nicht besser fahren dürfte; sintemalen

die Kinder der Welt in derley Sachen, d. h. in Bewirthschaftung des Weltlichen, klüger sind als die Kinder des Lichtes, — welcher Mangel den Letztern immer zu größerer Ehre gereichen wird, als jene allzugroße und allzukleinliche Verständigkeit in zeitlichen Dingen.

Daraus folgt aber auch wieder keineswegs, als ob geistliche Personen aus Besorgniß, von der Welt verschlungen zu werden, durchaus von aller weltlichen Einsicht, Wirksamkeit und Bedienstung fern bleiben müßten. Wie soll der gute Sauerteig das Mehl durchkneten, wenn er nicht darunter gemischt wird? Die Erfahrung spricht dafür und dagegen; darum scheint es am besten, auch dem Talente und besondern Berufe dießfalls einen freyen Spielraum zu lassen, so weit es mit den höhern geistlichen Erfordernissen verträglich ist. — Die natürliche Beschränktheit menschlicher Kräfte setzt hier ohnehin schon heilsame Schranken.

Von der weltlichen Unabhängigkeit und Landesherrlichkeit des geistlichen Oberhauptes, deren Nothwendigkeit oder Nützlichkeit zu reden, so bedarf es nicht vieler Worte; die einsichtsvollen, weltlichen Machthaber, auf die es da vorzüglich ankömmt, haben sich hierüber durch die That einig erwiesen, und zwar zu ihrem eigenen Vortheile. — Als in den letzten Tagen der Neid und die Verkehrtheit der Zeit diese höhere Fügung hatte vernichten wollen, vernichtete dieselbe göttliche Fürsehung den Vernichter und richtete den Stuhl Petri wieder auf unabhängiger Erde auf. Aehnliches, Besseres und Schöneres, wiewohl oft ziemlich sarkastisch, sagt der Verf. (todte Hand, Gelderportation ꝛc.) bey dem wir uns nicht länger aufhalten können, soll diese Anzeige nicht zu einem Buche anwachsen, wie es denn überhaupt keineswegs unsre Absicht seyn kann, die im vorliegenden Werke berührten, so wichtigen und mannigfaltigen Gegenstände erschöpfend zu beurtheilen.

9) In dem 73. Kapitel werden die natürlichen Folgen entwickelt, welche aus der Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht entspringen. Ist gleich das geistliche Oberhaupt ein souverainer, weltlicher Fürst geworden, so bleibt doch die Kirchenverfassung, das Kirchenregiment, die Hauptsache, die Grundlage des weltlichen Reiches, und alles, Bedienstungen, Chargen u. dgl. trägt den Charakter und die Gestalt des kirchlichen Regiments. Die Rechte und Pflichten des geistlichen Landesfürsten sind dieselben wie in rein weltlichen Reichen, nur ist das Regiment, eben weil der Landesfürst ein Geistlicher, viel sanfter, und der Regierungs-Luxus geht da meistens auf wohlthätige und geistige Zwecke, Kirchen, Seminarien, Akademien, Stiftungen, Wohlthätigkeitsanstalten, geistliche Orden u. dgl.,

damit recht sichtbar werde, daß hier alles Weltliche nur dem Geiste diene. — Derselbe Gegenstand wird im 74. Kap. noch mehr entfaltet und gezeigt, wie die Vereinigung unabhängiger geistlicher und weltlicher Herrschaft die größte (und doch rechtmäßige) Macht ist, die sich denken läßt. Das 75. Kap. handelt von den Rechten der Unterthanen in geistlichen Staaten, von der Heiligkeit dieser Rechte selbst im Falle der Glaubensverschiedenheit, von dem Vorzuge der gläubigen Unterthanen und vom Kirchenadel. Die Toleranz in geistlichen Staaten darf nie so weit getrieben werden, daß Unterthanen von einem andern Bekenntnisse als dem des geistlichen Landesfürsten größern Einfluß auf die Regierung erhielten als diejenigen, die mit dem Landesfürsten gleichen Glaubens sind. —

Das 76. Kap. beschäftigt sich ganz mit dem milden Regimente in den geistlichen Staaten aller Zeiten (das ganze alte, und selbst das neue Testament, erhält durch diese liebevolle Ansicht noch ein neues Interesse), beweiset aus der Geschichte, wie unter dem Krummstab gut zu wohnen sey, und schließt mit einer Apologie der Regierung im römischen und in den ehemaligen deutschen Kirchenstaaten.

Das 77. Kap. ist der Betrachtung geweiht, daß die Vergrößerungsmittel geistlicher Staaten viel beschränkter, aber meistens rechtmäßiger sind, als jene der weltlichen Fürsten. Das Vorurtheil vom Mißbrauche geistlichen Einflusses durch Ueberredung zu frommen Schenkungen, durch Gewissensängstigung am Krankenbette u. dgl. wird nach Gebühr in seiner Nichtigkeit gezeigt, dürfte wohl auch in unsern sogenannt aufgeklärten Zeiten kaum des Bestreitens werth seyn. —

In dem 78. Kap. ist von der Unveräußerlichkeit der Domänen oder landesfürstlichen Güter, dann von der Wahlform des Oberhauptes und der übrigen Dignitäten in geistlichen Staaten die Rede. Mit Recht nennt der Hr. Verf. die von Manchen so hochgehaltene Unveräußerlichkeit der Nationalgüter eine Nachahmung der Staatsprincipien im Kirchenstaate; bey näherer Untersuchung dürfte sich wohl noch manche andere Nachahmung ausweisen lassen, — und dieß beurkundete vielleicht neuerdings die Ueberschätzung weltlicher Güter, da man sie so unverletzbar machen wollte, als das für heiligere Zwecke bestimmte Kirchengut. — Sehr bemerkenswerth ist, was Hr. v. H. über die Wahlform des h. Vaters zu Rom sagt. Weit entfernt, den Einfluß der weltlichen Fürsten auf die römische Papstwahl zu läugnen, so lange der Papst selbst noch nicht weltlicher Souverain war, zeigt Hr. v. H. das Inkonveniente, wenn sich ein Concil (versteht sich ohne rechtmäßigen Präsidenten) herausnehmen wollte, den römischen Kirchenfürsten in der Regel wählen zu wollen.

Denn der Papst ist Papst einzig, weil er römischer Bischof, und also Nachfolger des h. Petrus ist: nun vermag aber keine Versammlung von Bischöfen, auch nicht die größte, in das Wahlrecht derer einzugreifen, welche den römischen Bischof zu wählen haben. Rom aber ist, wo der Papst oder seine nächsten und obersten Gehülfen. —

Die Bischofswahlen und Ernennungen, in welcher Form sie auch geschehen mögen, bedürfen doch immer die Bestätigung des h. Stuhls, weil es kein rechtmäßiges Lehramt in der Christenheit geben kann, das nicht aus dem Centrum der Einigkeit hervorgegangen und von daher seine Sendung erhalten hat. Was von den Bischöfen, das gilt auch von den Pfarrern und Kuraten. Auch sie erhalten ihre Sendung oder Bestätigung in der Regel nur von ihren Bischöfen, wiewohl den Patronaten hierbey schöne Gerechtsame eingeräumt sind. Aber gleichwie der h. Vater in der Wahl seiner nächsten Gehülfen, der Kardinäle, nicht ganz freye Hand hat, so ist dieses der Fall auch an den Bischofssitzen mit der Domherrnwahl. Kurz, wie groß auch die Macht des geistlichen Oberhirten und der Bischöfe, so hat sie doch auch hie und da, gleich der weltlichen Macht, ihre Schranken.

10) »Den Concilien oder Kirchenversammlungen wird das »79. Kap. gewidmet, und mit demselben der Schluß, nicht aber »der Anfang gemacht, darum, weil sie auch nicht die ordentliche »Regel, nicht der gewöhnliche Zustand der Dinge, sondern nur »ein außerordentliches Hülfsmittel gegen größere Gefahren sind. »Sie haben mit den weltlichen Reichs- und Landständen eine auf»fallende Aehnlichkeit.«

Ob aber selbst solche Concilienbeschlüsse noch einer besondern Bestätigung des h. Stuhles bedürfen, darüber sind die Meinungen nicht ganz einig. Hr. v. H., wiewohl er S. 328 schreibt: »In ihnen (den Bischöfen) liegt allerdings die höchste kirch»liche Gewalt, nicht in dem Sinne, als ob sie den Gliedern »allein gehörte, sondern, weil da Haupt und Glieder sichtbar »zusammenstimmen,« u. s. f., vindicirt dennoch dem h. Stuhle das Recht, den Beschlüssen (des allgemeinen Concils) bloß durch seine Genehmigung Gültigkeit zu verschaffen.

Da indeß dieser Gegenstand in der v. Hallerischen Theorie der geistlichen Staaten nicht weiter besprochen ist, so wäre überflüssig, hierüber noch ein Mehreres zu sagen.

11) Von dem 80. Kap., welches die natürlichen Verhältnisse zwischen der Kirche und den weltlichen Staaten behandelt, urtheilt der Hr. Verf. selbst, daß es in Etwas zu weitläufig ausgefallen sey. (Es enthält nämlich 120 Seiten.) Schreiber dessen wüßte daran nichts auszusetzen, wenn der Inhalt anders die

Seitenzahl rechtfertigt, besonders da der Gegenstand, um den sichs handelt, verwirrt, viel bestritten und für jeden Fall sehr wichtig ist, auch vorliegender Theorie daran zu liegen scheint, das Verwirrte aufzuwirren, und das Strittige beyzulegen.

Nachdem also der Hr. Verf. die friedenstörende Frage ganz beseitigt hat, ob der Staat über die Kirche, oder diese über den Staat sey (über eine andere Frage, ob der Staat in der Kirche oder die Kirche im Staate liege, hat sich der Hr. Verf. schon früher erklärt), stellt er folgenden Satz auf: »Es lassen sich nur »drey Verhältnisse denken, in denen die Kirche (zum Staate) ste»hen kann, und welche auch verschiedene Rechte und Verbindlich»keiten nach sich ziehen. Entweder ist sie sammt ihrem Oberhaupte »selbst mit einem weltlichen, unabhängigen Gebiete versehen; oder »sie wird mit ihrer Lehre, ihren Gesetzen und Einrichtungen in »einem andern weltlichen Gebiete, dessen Landesherr und der »größere Theil seiner Unterthanen sich nicht zu derselben bekennt, »aufgenommen und geduldet; oder endlich sie herrscht auf gleiche »Weise in einem fremden Lande, dessen Fürst nebst der Totalität »oder doch dem größten Theile aller Einwohner, ihrer religiösen »Lehre beypflichten, mithin als Jünger und Gläubige der Kirche »selbst anzusehen sind.« Im ersten Falle sind Kirche und Staat eines und dasselbe, und das Verhältniß ist das im 73. Kap. entwickelte, d. h. die weltliche Macht ist der geistigen unterworfen, wie das Mittel dem Zwecke. Die andern beyden Fälle, die der Hr. Verf. angegeben, lassen sich mit kürzern Worten so stellen. Die Kirche (oder irgend ein religiöses Bekenntniß) ist entweder die geduldete oder die herrschende in weltlichen Staaten, je nachdem sich der Fürst mit der Mehrheit oder einem großen Theile seiner Unterthanen dazu bekennt. Demnach wäre nur zu zeigen, welche Rechte und Pflichten der weltliche Landesfürst gegen seine eigene Kirche und welche er gegen die, von dem Seinigen verschiedenen, Bekenntnisse seines Territoriums habe? —

Wie einfach dieses in der Theorie klingt, so lassen sich in der Wirklichkeit doch noch so manche Modifikationen nachweisen. So kann in einem Lande die Mehrzahl der Unterthanen, wie in Sachsen und Polen, eines ganz andern Bekenntnisses seyn als der Landesfürst; welche Religion wäre dann die herrschende? Es kann eintreffen, daß sich die verschiedenen Glaubensbekenntnisse eines Landes in Ansehung der Zahl der Bekenner das Gleichgewicht halten; daß die vornehmern Stände zu einem, die minderen zu einem andern Bekenntnisse gehören; es kann z. B. in Republiken der Fall sich ergeben, daß selbst die Regierung ohne Rücksicht auf die Unterthanen, gemischten Bekenntnisses sey, und diese Mischung kann dann wieder von der Art seyn, daß selbst die

politischen Verhältnisse zwischen Aristokraten und Demokraten zu berücksichtigen wären. Wie da? Auch das Princip, nach welchem derley Verhältnisse zu beurtheilen sind, dürfte nicht so befriedigend und einfach erscheinen, als der Hr. Verf. meint. Wenn er z. B. sagt: »Gleichwie ein Fürst gegen alle andern Menschen »und Korporationen, wenn sie auch seine Unterthanen sind, im »Grunde nur seine eigenen natürlichen und erworbenen Rechte »hat, so kann er auch gegen die kirchliche Gesellschaft nicht mehrere ansprechen. Diese seine eigenen Rechte ist er allerdings zu »behaupten und zu vertheidigen befugt (nicht auch die seiner Unterthanen?); er kann von der Kirche fordern, daß sie ihm das »Seine lasse (und seinen Unterthanen das Ihrige —), er darf »von ihr erwarten, daß sie sogar Wohlwollenspflichten gegen ihn »erfülle, ihm nütze und helfe, in Kollisionsfällen, so weit es die »Pflicht erlaubt, verträglich sey, u. s. w. Auf der andern Seite »hat aber auch die Kirche, gleich allen übrigen Gesellschaften und »Korporationen, ihre eigenen Rechte, die ihr theils durch die Natur »der Sache, theils durch wirkliche Verträge zukommen, und die »ihr, so lange sie selbst niemand beleidigt, nicht entrissen werden »sollen. Sie darf für dasjenige, was sie dem Landesherrn oder »seinen Unterthanen leistet, allerdings auch Schutz und die Uebung »gemeiner Liebespflichten erwarten; mögliche Kollisionen werden »am besten durch billige Verträge beseitigt, wobey die Fürsten »immer noch den natürlichen Vortheil auf ihrer Seite haben; und »wenn endlich auch diese Verträge nicht geschlossen werden können, so muß hier, wie überall, der Schwächere freylich dem Mächtigern nachgeben, bessere Zeiten erwarten und dulden, was er »nicht hindern kann, ohne daß es deßwegen zur Regel selbst erhoben werde,« — und darnach über alle zwischen geistiger und weltlicher Macht möglichen Berührungen zu entscheiden gedenkt, so dürften in der Sache bewährte Praktiker den Kopf schütteln. Ja nach den von dem Hrn. Verf. selbst aufgestellten Rechten weltlicher Landesfürsten und des weltlich unabhängigen Kirchenoberhauptes dürften sich schon kritische Berührungen ergeben. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung mögen hier gleich selbst einige von den Stellen aus der Restauration der Staatswissenschaft des Hrn. Verf. folgen. So schreibt er

für die geistliche Macht:
(im 4. B. der Restaur. S. 44.)

»So ist es auch ein, in der »Natur der Sache liegendes »Grundgesetz aller geistlichen »Verbindungen ohne Ausnahme, »daß sogar die individuelle

für die weltliche Macht:
(im 2. B. der Restaur. S. 65.)

»Die Könige stehen nur unter »dem göttlichen oder natürlichen »Gesetze. — (S. 67.) Was nach »der Natur der Dinge nicht anders möglich ist, kann nieman-

»Freyheit und das äußere Glück »eines jeden Mitglieds aufge»opfert und hintangesetzt werden »sollen, sobald sie mit der Lehre »selbst in Kollision kommen, ih»ren Geboten widersprechen, oder »ihrer Verbreitung und ihrem »Ansehen hinderlich seyn kön»nen.«

(S. 125.) »Vor allem aber sind »in jeder Kirche oder weit verbrei»teten geistlichen Gesellschaft »Schulen und mancherley Lehr»anstalten nothwendig, theils »um die aufwachsende Jugend »in dem nämlichen Glauben zu »unterrichten, theils um künf»tige würdige Lehrer zu bilden. »(S. 127.) Wir verdanken diese »bescheidenen und doch so nützli»chen Land- oder Kinderschulen »nicht den sogenannten Staa»ten, d. h. den weltlichen Für»sten und Herrn, sondern bloß »der christlichen Kirche. (S. 128) »Ferner fanden sich in jeder nur »etwas bedeutenden Stadt jene »trefflichen Literatur- oder Ge»lehrtenschulen, Kollegien, oder »wie man sie jetzt nennt, Gymna»sien, die alle von der Religion, »ihrer Mutter, ausgingen.«

»den schädlich seyn (S. 68.) Und »wenn man also die Fürsten in »älteren Zeiten Statthalter »Gottes nannte, so lag die»sem Ausdrucke gar kein Stolz, »sondern ein schöner und tiefer »Gedanke zum Grunde. Denn »die Macht oder die Glücksgüter, »wodurch sie herrschen, haben »sie doch nur von ihm.«

(S. 358.) »Unter ihre Befug»nisse gehört: für die Wissen»schaften überhaupt oder für »seinen besondern Dienst allerley »hohe und niedere Schulen mit »ihren Subsidiaranstalten zu »stiften, zu unterhalten, dazu »die Lehrer zu berufen, zu er»nennen, zu besolden, oder mit »Ehre und Auszeichnung zu be»lohnen.«

Man sieht schon aus den wenigen Beyspielen, was für schwierige Kollisionsfälle sich ergeben können, wenn die geistliche und weltliche Macht ihre Befugnisse gewissenhaft und rücksichtslos ausüben. Gesetzt, es bestünde das Grundgesetz unbeschränkter Toleranz in einem Staate, wobey jedoch z. B. die katholische Religion in Gefahr geriethe, durch Abfall der Bekenner sehr geschmälert zu werden, soll der katholische Fürst, selbst bey Gefahr die Krone zu verlieren, dieses Gesetz einschränken? — Wie ist es ferner zu nehmen, wenn ein katholischer, somit in geistigen Sachen dem allgemeinen Kirchenoberhaupte unterworfener Landesfürst seine Unterthanen durch Protestanten, und somit seine welt-

liche Macht vermehren könnte, soll er diese Protestanten zurückweisen, die ihn kraft ihrer Lehre noch als geistliches Oberhaupt anerkennen, somit seiner weltlichen Macht noch die geistliche hinzufügen? — Oder es fände sich, daß die Schulen, die von der Kirche ausgehen und von ihr dirigirt werden, den Absichten des Landesfürsten nicht nur nicht entsprechen, sondern darin Grundsätze gelehrt werden, welche in der Ausübung den Frieden der Unterthanen stören, den Rechten des Landesfürsten präjudicirlich werden, darf er der Toleranz, ja der Ehrfurcht gegen sein eigenes Kirchenoberhaupt zuwider auf Schließung solcher Schulen dringen und andere errichten, die wohl seinen Absichten, aber nicht den Absichten der geistlichen Macht entsprechen? — Wie ist es überhaupt mit dem Schulwesen zu halten, wenn die Religionsbekenntnisse zahlreich in einem kleinen Staate sind, also daß für jedes Bekenntniß eigene Schulen zu errichten, die Kräfte des Staates und der verschiedenen Religionsgenossen übersteigt; dürfen die verschiedenen Bekenntnisse in eine Schule zusammen gethan werden, und von welchem Bekenntnisse müssen die Lehrer seyn? — Welche Gegenstände dürfen überhaupt in derley Schulen gemeinschaftlich gelernt, für welche müssen eigene Lehrer nach den verschiedenen Konfessionen aufgestellt werden? u. s. f. —

Ueberhaupt genommen ist dieses ganze Kap. mehr deklamatorisch polemisch, als belehrend dogmatisch abgefaßt, und dürfte dem besonnenen Leser nicht durchaus als das gelungenste erscheinen. Der Hr. Verf. hätte die sogenannten gemischten Gegenstände und strittigen Punkte in Reih und Glied aufführen, sodann mit Ruhe und Liebe, sine ira et odio, darlegen sollen, was von Seiten der Kirche und des Staates nach den Principien seiner Theorie in jedem einzelnen Punkte Rechtens ist. Zum Theil geschieht es wohl S. 410—415, wo es unter andern heißt: »Wenn z. B. die »Kirche, oder auch nur einzelne Vorsteher derselben durch Ver»änderung ihrer Dogmen, auf Kanzeln oder in Schulen neue »gefährliche Lehren predigte, oder auch den alten Glauben auf »eine neue und schädliche Weise auslegte; wenn sie zu den kirch»lichen Lehr- und Hirtenämtern solche Personen bestellte, die »ihren geistlichen Einfluß gegen die Rechte des Fürsten mißbrau»chen, oder denselben sonst aus guten Gründen nicht angenehm »wären; wenn sie ihre religiösen Feste und Feyerlichkeiten (zu deren »Anordnung sie allerdings das Recht hat) so sehr vervielfältigen »sollte, daß der nothwendige Nahrungserwerb offenbar darunter »leiden müßte, oder die dem Fürsten und seinen Unterthanen schul»digen Arbeiten und Dienstleistungen nicht mehr erfüllt werden »könnten; wenn etwa neue Orden mit schädlichen oder schädlich »erachteten Gelübden errichtet würden; wenn auch nur die Zeit

2365064

»und der Ort des gewöhnlichen Gottesdienstes, oder der Umfang »der Diözesen und Parochien zum Nachtheil weltlicher Rechte »und Verhältnisse einseitig verändert werden sollte; wenn je die »Kirche es versuchen würde, ihr geistliches Strafrecht zu weit »auszudehnen, solche Strafmittel anzuwenden, zu deren Ausfüh»rung die Macht des Fürsten erfodert wird, oder die der Erfül»lung anderer weltlichen Pflichten nachtheilig wären; wenn end»lich auch nur ihre Güter nicht ihrer Bestimmung gemäß verwen»det, zum Nachtheil früher bestehender Rechte, herkömmlichen »allgemeinen Lasten oder Beschwerden entzogen werden sollten »u. s. w., so versteht sich von selbst und wurde nie geläugnet, (?) »daß der weltliche Landesfürst befugt ist, solchen und ähnlichen »Mißbräuchen sich zu widersetzen, bey den unmittelbaren Obern »Abhülfe zu verlangen, wenn sie nicht erfolgt, solche selbst zu »veranstalten u. s. w., als wobey er die Kirche weder regiert noch »verfolgt, sondern nur das Seinige vertheidigt, und mithin inner »den Schranken seines Befugnisses bleibt.«

Im 81. Kap. handelt der Hr. Verf. von dem Untergange der geistlichen Staaten, und zwar: 1) von dem Verluste der weltlichen Güter, darunter die weltliche Unabhängigkeit das größte ist, ohne welche jedoch die geistliche Herrschaft, wiewohl geschwächt und in ihrer Ausübung gelähmt, noch immer fortbesteht. Die geistliche Herrschaft aber geht nach und nach zu Grunde, 2) durch Beyseitsetzung, Verderbniß oder Erschlaffung der Lehre. Dieses auf die von der wahren Kirche abgefallenen Sekten angewendet, dürfte in einiger Hinsicht die Rückkehr derselben zur Wahrheit erschweren: denn indem sie z. B. die Lehre von der eigenen Autorität und Geistesfreyheit in Auslegung der h. Schrift erschlaffen oder gar fahren lassen, nähern sie sich der allgemeinen christlichen Kirche; verlieren aber ihre geistige Herrschaft. Was die christkatholische Kirche betrifft, so ist zu wünschen, daß die Lehren des Hrn. Verf. wohl beherzigt werden mögen: sie sind aus dem großen sybilliniſchen Buche der Geschichte und haben darum noch selten betrogen. Doch wollen wir dießfalls mit dem festen Glauben an die Verheißungen Jesu Christi: »Und siehe, ich bin immer bey euch bis an der Welt Ende,« (Matth. 28,20.) ruhig der Zukunft entgegen sehen.

R.

Art. VII. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, herausgegeben von J. Lambert Büchler, badischem Legationsrath und beständigem Sekretär der Gesellschaft, und Dr. Karl Georg Dumge, badischem Archivrathe, Redakteur der Gesammtausgabe. — III. Band 4. 5. und 6. Heft. — Frankfurt a M. in der Andreäischen Buchhandlung.

Ueber das vorliegende, im Entwurfe großartige, in der Ausführung bereits unerwartet fortgeschrittene, durch viele berühmte Namen geschmückte, durch manchen wissenschaftlichen Glücksfall würdig belohnte Unternehmen strebten diese Jahrbücher bereits mehrmals, mit jener achtungsvollen Liebe sich auszusprechen, deren es in jedem vaterländisch gesinnten Gemüthe gewiß seyn darf. — Im XIV. Bande 250—267, dann XV. 214—229 wurden der I. und II. Band erörtert, und zwar: in der ersten Hälfte dieser Recension sind die von der Gesellschaft aufgeworfenen Vorfragen über Umfang und Grenze der Ausgabe, über die Aufnahme des bereits Gedruckten, über Plagiate und fremdartige, nicht geschichtliche Digressionen, über Beylagen, Format und Scheidung des Textes und der Noten, nach den individuellen Ansichten und Erfahrungen des Ref. beleuchtet und weiterer Prüfung unterzogen worden. Erfreulich war das Gewicht, das die Direktion der Gesellschaft zu Frankfurt auf den guten Willen dieser Bemerkungen legte. IV. 4. 7. 8. 9. 13. 15. 24. Die zweyte Hälfte war theils extraktiver Natur, um Oesterreich mit dem erfreulichen Inhalte dieses Archives ermunternd und auffordernd bekannt zu machen; theils enumerirte sie die in Oesterreich vorhandenen Schätze, die bisher noch unbekannten, theils noch zu wenig bekannten Leistungen und Vorarbeiten unserer Abteyen und Provinzial-Museen, denn die erste Bürgschaft gemeinsamen Fortschreitens ist, daß man sich wechselseitig orientire, daß man sich wechselseitig kennen lerne! — Der vorliegende Band läßt instruktiven Betrachtungen nur wenigen Raum, desto mehr aber erfreulicher Mittheilung des unaufgehaltenen, intensiven und extensiven Wachsthums der trefflichen Anstalt.

Zuvörderst würdigt der rastlose Docen mehrere Handschriften der S. Emmeraner Sammlung; ja wohl wäre es ungemein wünschenswerth gewesen, die monumenta boica hätten sich von den allzuengen Banden bloßer, oft höchst unbedeutenden Klosterurkunden schon früher losgemacht, und die alten Landesgesetze, die noch unbekannten historischen Denkmale bis zum Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit unter Max I. (zugleich der Epoche mehrerer Einheit, für das

bis dahin in so viele Linien zersplitterte, baierische Regentenhaus), und die Kataloge der historischen Handschriften, Briefe und Diplome, aus so vielen säcularisirten Hochstiftern und Abteyen mit aufgenommen. — Dadurch würden diese preiswerthen monumenta, denen die Geschichten des südlichen Deutschlandes so dankverschuldet, deren erste XVI Bände so wichtig sind, fortan den alten Ruhm behaupten, und der Akademie zur besten Schutzschrift gegen alle ungerechten Angriffe dienen. — Mit Freude nimmt der Forscher die neue, vom Ministerialrathe Fink redigirte Zeitschrift: »Die geöffneten Archive des Königreichs Baiern,« gewahr. Sehr erfreulich ist die Fortsetzung der Regesta des Reichsarchives durch den Ritter von Lang. Der allzufrüh verewigte Stumpf, hat in seiner politischen Geschichte Baierns den Faden an jenem oberwähnten Endpunkte des Uebergangs in die neuere Zeit aufgenommen. Durchdrungen von der vielfach bedingten Untrennbarkeit der Geschichten nachbarlicher Lande, widmeten diese Jahrbücher durch längere Zeit eine stehende Rubrik der überaus achtungswerthen neuesten historischen Literatur Baierns, und ihrer besondern Ausbeute für Oesterreich. Somit erlauben sie sich auch die Hinweisung, was noch geschehen könnte, wenn die vereinzelten Arbeiten mehr koncentrirt und die Ergebnisse der noch unbenutzten Quellen des Mittelalters, in den ehrwürdigen monumentis boicis, in einen ansehnlichen Strom vereiniget würden? — S. 359 gibt Docen Nachricht von einer noch ungedruckten Regensburger Chronik, aus dem XII. Jahrhundert. Merkwürdig dünken uns die etwa um die Zeit der Aechtung Heinrichs des Löwen auf Pergamentstreifen beygesetzten Data: »Huni, *VVnger;* Gothi, *Meranare;* Wandali, *Nortlute;* Amelungae, *Baier;* Sclavi, *Wilz?*« und zwar nicht bloß für die Glossare der Theotisca, sondern für manche geographische und ethnographische Ansicht jener Zeit. — S. 351 wird unser trefflicher Dobrowsky die Frage wegen der Appatowitzer Chronik bereits gelöst haben? Prof. Wyttenbach in Trier theilt eine Auswahl von Briefen, größtentheils päpstlichen, aus dem IX. Jahrhundert mit. — Von großer Wichtigkeit ist S. 414 das Verzeichniß der deutschen Geschichtsquellen im Bücherschatze des Vatikan, obgleich selbes äußerst summarisch und unvollständig ist, was wir aber nicht dem Mangel an Fleiß und Scharfsinn des Beobachters, sondern nur ungünstigen äußern Umständen zuschreiben können. Tadelnswerther dünkt uns Dr. Färbers Manuscripten-Verzeichniß von Oxford und Cambridge, wo die Gesellschaft allerdings nähere Bezeichnung des Alters, der Beschaffenheit, der Uebereinstimmung mit den bereits im Druck

vorhandenen Ausgaben, oder, ob solche noch völlig unbekannt seyen, hätte erwarten dürfen? Ein extensiv approximirender Begriff von den aus England für das Unternehmen zu erwartenden Hülfsmitteln ist denn doch durch dieses Verzeichniß gewonnen. Auch diese, neben mehreren der neuesten Erfahrungen, über die Einrichtung der Handschriftenkataloge und über die planmäßige Beyhülfe der nöthigen Subsidien in England, ist eben nicht erbaulich, noch dazu geeignet, Freude zu erwecken über die bibliographischen Flibustiaden von Dibdin und Konsorten, die aus allen Ländern Inkunabeln und Codices zusammenkaufen, hie und da auch nicht viel besser, als zusammenstehlen, um sie dort — zu vergraben! — Ueberhaupt scheint es, nähmen in jenen Inseln, die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst, mehr und mehr den Charakter von Kuriositäten und Fabrikaten an. — Prof. Grautoff gibt ein verdienstliches Verzeichniß der Manuscripte auf der Stadtbibliothek zu Lübeck; Prof. Stenzel, aus dem Büchersaal der Breslauer Hochschule. — Anziehend ist Göthe's Beytrag über ein von der Erbgroßherzogin von Weimar, Großfürstin von Rußland k. H., aus der Sammlung des verewigten Chorherren Pik erkauftes, gewiß höchst merkwürdiges Denkmal: eine aus fünfzehnlöthigem Silber gearbeitete Schale von $4\,^3/_4$ Loth Schwere, 10 Leipziger Zoll Durchmesser, 2 Zoll Tiefe, Rand und Mitte vergoldet, jener mit Laubwerk, diese mit dem Bild einer Taufhandlung. — Die Umschrift:

Cesar et Augustus hec Ottoni Fridericus
Munera patrino contulit ille donum
Quem lavat unda foris, hominis memor interioris
Ut sis, quod non es, ablue, terge, quod es.

Die Inschrift aber:

Fridericus, Otto, Imperator, Episcopus.

(Das Letztere: Episcopus, dünkt uns sehr zweifelhaft, wenigstens wie der vorliegende Steindruck diese Abkürzung darstellt.) — Dümge und Grotefend gaben Erklärungen darüber, einstimmend, diese Schale sey allerdings ein Pathengeschenk des grossen Barbarossa, aber, wie Dümge meint, nicht nach der gemeinen Meinung, für den nachmaligen Kaiser Otto von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, sondern für den askanischen Otto, jüngern Sohn eines der bewährtesten Freunde der Hohenstaufen, Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg. — Grotefend hält aber Friedrich I. selbst für den Täufling, und für seinen Pathen entweder seinen Oheim, Freund und Geschichtschreiber, Bischof Otto von Freysing, Sohn Leopolds des Heiligen

und Agnesens, der Babenberger und der Hohenstaufen gemeinsamer Ahnfrau), oder wahrscheinlicher, der um die Hohenstaufen gleichfalls hochverdiente Graf Otto von Kappenberg, seines Hauses Letzter, Stifter der Prämonstratenserabtey Kappenberg, aus der auch der Chorherr Pik dieses herrliche Ueberbleibsel altdeutscher Kunst erkaufte. Die Abkürzung liest Grotefend: Filiolus, statt Episcopus zur Bekräftigung des oben geäußerten Zweifels der Lesart. — Wir neigen uns zu Grotefends sinnreicher und mit mehreren, wenigstens indirekten Beweisen gerüsteter Erklärung.

Aus allen Voreinleitungen der Gesellschaft hat sich wohl keine so wucherisch verzinnst, als die Sendung des eben sowohl durch gründliche Gelehrsamkeit, als durch die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit ausgezeichneten Dr. Pertz (jetzt noch auf der Reise nach Venedig, Rom und den Abteyen in Unteritalien, Archivars in Hanover. — Sein Verzeichniß der Handschriften der k. k. Hofbibliothek ist hier fortgesetzt, und vorzüglich der Briefwechsel von der reichsten Ausbeute. Wenn indessen unlängst in mehreren Zeitschriften von dem unstreitig großen Excerpten- und Kopier-Fleiße des, auch aus diesen Jahrbüchern rühmlich bekannten Julius Max Schottky die Rede war, ganz in dem Tone, als wären Eckhard, Schöpflin und Senkenberg, in einer Person vereinigt wieder dem Grabe entstiegen, und mit dem Seitenblick, als müßten den Oesterreichern die Entdecker und Benützer ihrer Schätze und die nothwendigen Schirmvögte ihrer ewigen Minderjährigkeit allezeit von außen her zugeschickt werden, und die Fremden seyen es allein, die in Oesterreich Etwas geleistet hätten; so verräth sich einerseits die Warte sehr deutlich, von welcher, von Zeit zu Zeit, diese Trompetenstöße geschehen, theils steigern sie ihr Falsett in dem Grade, je mehrere und rühmlichere Beyspiele einheimischen Forschungsgeistes erstehen, und je weniger sich diese, im ersten Augenblick, gleich den englischen Reitern in seltsamer Tracht und mit türkischer Musik verkünden! —

Endlich möchte die noch häufig sichtbarere Verkennung, oder doch sehr späte Anerkennung des Nahen und Einheimischen, und die Ueberschätzung des Fremden, nicht selten jene Klage begründen, die in München und Landshut, aus Anlaß der äußerst liberalen Unterstützung von Heinrich Zschokkes baierischen Geschichten, durch öffentlichen Druck mehrfach laut geworden ist, daß zum Theil noch nicht einmal genugsam bekannte »Ausländer, weit mehr und schneller hülfreichen Beystand ihrer »literarischen Unternehmungen gefunden haben, als mancher dazu »berufene Inländer, selbst wenn seine Persönlichkeit, sein klöster-

»licher Stand ꝛc. jeden bedenklichen Nebenbegriff ferne hielt, und »daß insonderheit die, im Inlande angestellten Fremdlinge, die »noch nicht angestellten Fremdlinge im Auslande weit mehr be»günstigen, als den Eingebornen!?« Jedem Verdienste seine Krone, aber ohne jedesmal eine Nationalinjurie damit zu verbinden, ohne unaufhörliche Wiederholung der Lieblingssage von den Guckuckseyern, worüber sich allenfalls eine kleine Gallerie von Thatsachen vorweisen ließe! — Ueber Günther den Eremiten, Anverwandten des apostolischen Königs von Ungern, Stephan, u. s. w. XIV. 264. — S. 525 über das Schreiben des Dr. Pertz, bekennen wir uns, als Vertreter der anfänglichen, möglichsten Beschränkung, um nicht den Hauptzweck durch Nebenarbeiten aufzuhalten und zu erdrücken, für die vorläufige Ausschließung der angelsächsischen Geschichten, seyen selbe auch immer, bis zur normännischen Eroberung, deutsch geblieben, und weisen sie uns auch immerhin einen Beda, Bonifaz und Alfred. — S. 529 der herrliche, von Salzburg späterhin nach Admont geschenkte, karolingische Kodex. — S. 535, 548, 559 aus dem Wiener geheimen Staatsarchive, theils aus den Autographen, theils aus Transsumpten abgeschriebenen Urkunden, aus welchen aber weit mehrere, als der treffliche Pertz vermuthet, bereits abgedruckt sind, in des Präsidenten Kleinmayern Juvavia, in des Chorherrn Kurz Beyträgen zur Geschichte des Landes ob der Enns, in Hormayrs Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter, in seinem Archiv für Süddeutschland, in seinem Urkundenbuch der Geschichte Tyrols, in seinen staatsrechtlichen Abhandlungen, in seinen »sämmtlichen Werken,« im Archiv für Geographie, Historie ꝛc., zumal vom VI. bis XIV. Jahrgange. — Nicht unbrauchbar für die Zwecke der Gesellschaft dürfte das chronologische Direktorium über sämmtlich wichtigere, von Hormayr herausgegebene Urkunden, bey achthundert an der Zahl, seyn, das dem IV. Bande seiner sämmtlichen Werke beygedruckt ward. Aus der Bibliothek des berühmten Wallfahrtsortes Mariazell, der »Dichtergarten Heinrichs von Müglin,« woraus Dr. Pertz einige Proben liefert. — Der Otto von Freysing in Heiligenkreuz, wo er selbst in seiner Jugend das Ordenskleid getragen, und die dortigen, merkwürdigen Leben der Heiligen. — Die prächtigen venezianischen Kodices, liber albus und liber blancus, in die der Doge Dandolo, zum Behufe seiner Geschichte, die wichtigsten Staatsverträge der Republik zusammentragen ließ. — S. 588 wichtiger Brief des Bibliothekars Moritz zu Amberg, insonderheit auch über seine trefflichen Regesta von Lothar und Konrad III. von 1125 bis

1152. — Von welchem wohlthätigen Einflusse würde es seyn, wenn wir etwas Solches aus jeder Kaiserperiode aufzuweisen hätten? Manches Kompendium aus Kompendien könnte für eine solche trockne Arbeit ungeschrieben bleiben. — S. 612. Fortsetzung der großen corpora diplomatica des alten Venedig, liber blancus, meist Verträge mit Städten des italienischen Festlandes; liber albus, die Verträge mit den Byzantinern, die Rechte und Verhältnisse im heiligen Lande, in Armenien, Trapezunt, Aegypten, Syrien, Tunis, Ikonium und Kaptschak, mit Triest und Istrien, dann die libri de *Platti*, meist die terra ferma betreffend. — Auf die beygefügten Fragen werden wir uns die Antwort erlauben, daß Manfred, daß Venedigs Bündnisse zum Untergange des Hauses della Scala und die Verträge Venedigs mit italienischen Städten nach dem Untergange der Hohenstaufen allerdings ausgeschlossen bleiben dürften, nicht so die Quellen über Friedrichs II. Feldzug in Syrien, und von jenen der Kreuzzüge nur diejenigen aufzunehmen wären, welche Deutschland und deutsche Fürsten betreffen.

Die Frage: in wie ferne das Patriarchat von Aquileja, in wie ferne Triest, Istrien und das liburnische Küstenland zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation gehört habe? ist in vielfacher Beziehung wichtig, aber auch schon sehr umständlich erörtert und entschieden in Hormayrs Archiv für Süddeutschland, II. am Schlusse des Diplomatars für Innerösterreich, dann in seinen und in des verdienstvollen Professors Richter zu Laibach, Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann von der Geographie Innerösterreichs, von der Wiedererweckung des römischen Westreiches durch Karl den Großen bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen; abgedruckt in Hormayrs Archiv 1815. Nr. 105, bis einschlüßlich Nr. 123, dann 1819. Nr. 15 bis 28, dann 56 bis 64, endlich 1822 Nr. 27—97. — Ueber den gleichfalls von Dr. Pertz berührten Nachlaß der beyden berühmten Gebrüder Petz, Bernard und Hieronymus, befindet sich eine umständliche Auskunft in Hormayrs Archiv von 1821, Nr. 130, von dem verdienten Mölker Kapitularen Ignatz Keiblinger, von welchem eben dort auch Mölk als die älteste Burg der Babenberger beleuchtet, und gegen die mehrfache Verwechslung mit Mödling gesichert ward (1822 Nr. 1—15). Mit Verlangen sieht man den gewiß eben so gründlichen als humoristischen Winken Dobrowskys, über den erdichteten markomannischen Friedensschluß entgegen. — Auch der markomannische Thurm zu Klingenberg mit seinen

markomannischen Schriftzeichen, Marbods Residenz, des Ptolomäus Marobudum?? (Jahrbücher I. Anz. Bl. 12) hat vor eben dieses großen Gelehrten Scharfblick keine Gnade gefunden. Doch zeigte ja manches Beyspiel von Lazius bis auf Visconti, daß auch wirklich gelehrte Archäologen über ihre vermeintlichen Inschriften nicht selten eben der gutmüthigen Leichtgläubigkeit voll sind, wie manche Lebemänner über die Treue ihrer Maitressen!

Von der alten Hanse her ertönt die Stimme des Bibliothekars Rump in Bremen, so wie von Prof. Grautof, und S. 640 vom Senator Hach; — S. 950 wichtige Anomalien in Adam von Bremen, nach der Wiener Handschrift, angeführt von Dr. Pertz. Schwerlich haben sich noch irgendwo so überaus wichtige Varianten gefunden? — Die Diktamina des Thomas von Capua, nach dem schätzbaren Codex von Mölk, finden sich, wie noch nirgend erläutert durch den dortigen Kapitularen und Prof. Theodor Mayer, in Hormayrs Archiv (1821. Oktbr. Nr. 129—149).

Am Schlusse finden sich die Belege der Würdigung des Unternehmens in den deutschen Bundesstaaten. Die finanzielle Seite desselben, keineswegs so tröstend wie die wissenschaftliche; dennoch viele Beweise reger Theilnahme, und ein ehrenwerther Beschluß der Bundesversammlung. — Recht passend für den gemeinsamen Zweck ist die Aufnahme der Ankündigung der bereits erwähnten: »geöffneten Archive Baierns,« unter der Redaktion des Ministerialrathes und geheimen Archivars Fink, dann einer neuen Zeitschrift von dem Verf. der Budorgis (Jahrb. IX. 134), Dr. Kruse in Breslau: »Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer der germanischen Völkerstämme.« — Herausgabe und Kommentirung der hierauf Bezug habenden Griechen und Römer, und der neuern Bearbeitungen der alten Geographie, raisonirende Zusammenstellung der Alterthümer aus allen germanischen Ländern, zum Behufe allgemeiner Resultate ꝛc. ist das vorgesteckte Ziel.

Art. VIII. Regesta, sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC. e Regni Scriniis fideliter in summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura *Caroli Henrici* de *Lang*, sacrae Coronae Bavaricae Equitis aurati. Volumen I. *Monaci*, impensis regiis. 1822.

Diese erfreuliche Erscheinung wurde schon in ihren Probebogen XII. 100—108 in den Jahrbüchern angezeigt. Wie bereits

bemerkt, bilden die Regesta mit den »geöffneten Archiven des Königreichs Baiern,« mit des Ritters von Lang Fortsetzung des chronologischen Auszugs der Geschichte Loris, mit Stumpfs politischer Geschichte Baierns, mit zahlreichen, verdienstlichen Arbeiten Einzelner, wiewohl ohne alles vorsätzliche und planmäßige Zusammenwirken, eine imposante Totalität, und zugleich mit der eifrigen Förderung der Arbeiten Zschokkes und anderer Ausländer, dann der Frankfurter Gesellschaft zur Herausgabe der Quellen des Mittelalters, und mit den, über die allgemeine Mittheilbarkeit archivalischer Schätze ausgesprochenen Normalgrundsätzen, ein höchst ehrenwerthes Zeugniß, wie durchdrungen das baierische Ministerium von der Wichtigkeit der Vaterlandsgeschichte sey; als eines mächtigen Hebels zur Belebung des Nationalgeistes, der Anhänglichkeit an das erprobte Bestehende, an die Dynastie, an die wichtige und heilige Familien-Verzweigung des Einzelnen und Allgemeinen, des Häuslichen und des Oeffentlichen! —

Vergleichen wir jedoch die Größe und Würde des Unternehmens, den praktischen und wissenschaftlichen Zweck und die dargereichten Hülfsmittel; so müssen wir frey gestehen, daß unsere Erwartung in keiner Hinsicht befriediget worden sey.

»Otium cum dignitate« ist allerdings zu Arbeiten dieser Art eine höchst erwünschte und großartige Begünstigung. Allein eben so schwierig dünkt es uns, einen solchen Körper, wie ein Staatsarchiv, aus der Ferne zu bearbeiten, wo doch die tägliche und stündliche Nähe zur (sey es nun historischen oder technischen) Würdigung der einzelnen Dokumente unerläßlich seyn dürfte, soll nicht am Ende, wenigstens zum Theil, ein bloßer Abdruck der, meist sehr oberflächlichen Repertorien herauskommen, mit gerade so viel Noten, als der Zufall und das freye Gedächtniß eben an die Hand gibt. — Es können in solchen, ihrer Natur nach, weit aussehenden Leistungen specielle Verhältnisse eintreten, welche die Forderungen der Vollständigkeit und des Ebenmaßes zu erfüllen schlechterdings unausführbar machen. Aber in diesem Fall wäre es für die gute Sache höchlich zu wünschen, daß solche Unternehmungen lieber noch ein Decennium auf sich beruhten, und alsdann, nach einem festen Plan und unter gehöriger Vertheilung der Vorarbeiten reassumirt würden — So z. B. belehrt uns weder das Vorwort, noch das Werk selbst, mit der wünschenswerthen Genauigkeit über das darüber ausgebreitete Netz, über seinen Umfang. — Soll ein Corpus diplomaticum bajuvaricum nicht eine chronologische Uebersicht sämmtlicher, diesem Königreich angehöriger, durch Alterthum merkwürdiger, oder irgend einem inneren oder äußern Interesse desselben ver-

wandter, gedruckter sowohl, als ungedruckter Urkunden seyn, mit Angabe des Datum und Aktum, und Reducirung derselben auf die heutige Zeitrechnung? — oder wenn diese Umzäunung, unstreitig die erschöpfendste und würdigste, zu weit ausgedehnt ist, nur der ungedruckten? — oder gedruckter und ungedruckter, nach dem Zufalle, wie sie sich eben im Moment der Redaktion der Regesta zu München im Reichsarchive beysammen befunden haben? — Allein hier tritt die wichtige, faktische Vorfrage ein: ob hiezu die Centralisation des Münchner Staatsarchives, aus so vielen hoch- und domstiftlichen, reichsstädtischen, ritterschaftlichen, und aus den Archiven der vom Preßburger Frieden bis zur Wiener Kongreß- und deren Additionalakten zugewachsenen Lande (1802—1816) weit genug gediehen, oder ob nicht Vieles des Wichtigsten in eben den Provinzen zurückgeblieben sey? wo dann wenigstens auch diese Repertorien hätten durchgegangen werden sollen, die sich theilweise in einem guten Zustande zu befinden scheinen, und es wohl seyn müßten, wo Männer walten, wie Stumpf, Raiser und Oesterreicher. — Der verehrte Verf. spricht im Vorworte seinen dießfälligen Gesichtspunkt dahin aus: »ut abstinentes ab omni literarum vel chartarum *externa* copia nos nullas admiserimus, nisi *quae recte ad Bavarici Regni ortum* referantur, et *hodiernos fines*, nullas praeterea, nisi quas archetypas et genuinas ex ipso Monacensi *summo Archivo*, manibus nostris tractatas habuimus, vel ex *provincialibus Archivis*, per conservatores fideliter nobis suppeditatas, nullibi, quae nobis spuriae, corruptae et dubiae occurrerunt, reticentes.« — Allein der hier angegebene archivalische Schlüssel scheint auf die behandelte Masse nicht zu passen. Wir finden eine Unzahl von Diplomen, von denen es nicht leicht auszumitteln seyn dürfte, was sie »cum ortu regni bavarici« gemein haben, und in den Einsendungen »ex provincialibus Archivis« vermissen wir häufig das für die Geschichte, für den Kausalzusammenhang der großen Geschicke von dem Wiederhersteller Karl bis auf Friedrich II. (773—1200) Bedeutendste, z. B. wie vieles, was wir von Bamberg aus Hoffmann, Ussermann, aus den Deduktionen über Fürth und Ebrach, aus Hansitz und Ambros Eichhorn kennen. Derselbe Fall ist bey Passau (Hund, Hansitz, Schreitwein, Buchinger), bey Kempten (Trudpert Neugart). Wie wenig sind die Erwartungen befriedigt von Augsburg, Stadt und Stiftern, von Regensburg, der alten metropolis Noricorum, ducatus norici, von S. Magnus in Füessen, so interessant für den noch hangenden dichten Nebel über den Landen zwischen dem Lech und dem Bodensee? —

Die Regesta in dieser Anlage ersparen dennoch keine der frühern Urkunden-Sammlungen, und ihr Nutzen für den chronologischen und synchronistischen Ueberblick verringert sich wesentlich! — Auch die Einschließung »in hodiernos fines,« die wir übrigens gar nicht so enge wünschen, scheint nicht zu strenger Richtschnur gedient zu haben, denn es finden sich viele Diplome, die schlechterdings nur die Lande ob und unter der Enns, Tyrol ꝛc betreffen. — Von vielen können auch die Originale schwerlich in München seyn, z. B. von Ludwigs des Kindes Schenkung von Brixen an den Bischof Zacharias von Seeben (901) und Otto's II. Schenkung von Villach an Bischof Albuin von Seeben (979) u. v. a.?? — Bey vielen sind die Werke angegeben, in denen sie gedruckt sind (Hund, Lünig, Bernard Pez, Ludewig, Eckhardt ꝛc. von den neuesten Ried); aber bey einer Unzahl, in Resch Annal. Sabion. bey Trudpert Neugart, bey Eichhorn, und vorzüglich in Hormayr's verschiedenen Werken längst abgedruckten, ist dieses mit keiner Sylbe bemerkt; zum Theil auch der Urkunden-Extrakt so unvollständig, daß selbst der vollkommen orientirte Kenner nicht weiß, sind z. B. die Brixner Urkunden Heinrich's IV. von 1063, 1073, 1091 ganz und gar dieselben, mit den in Hormayr's Beyträgen abgedruckten, oder (welcher Fall nur zu häufig ist) mehr oder weniger davon verschiedene Ausfertigungen? welche ist das eigentliche Autographum? — Kurz, die Vollständigkeit und das wechselseitige Ebenmaß dünkt uns nicht vorhanden. Es ist nicht bey einer Urkunde beobachtet worden, was bey der andern, wie es doch hätte seyn können und seyn sollen. Diese Ungleichheit ist störend in einem Werke von solchem Gewicht, durch welches die Jahrhunderte majestätischen Schrittes hindurchschreiten, und das, seiner Natur nach, schwerlich alle fünf und zwanzig Jahre von Neuem unternommen wird, das keine Gelegenheitsschrift, keine Eilarbeit ist und wiewohl ein (höchst ehrwürdiges) »ouvrage de commande,« doch am wenigsten Stückwerk seyn darf! —

Dieser Jahrbücher vorläufiges Wort, über die Probebogen der Regesta vor zwey Jahren gesprochen, enthielt den Wunsch, bey der wirklichen Herausgabe dürfte nicht allein und vorzugsweise die Geschichte berücksichtigt werden, sondern auch (wenigstens bis zum Jahre 1300, dem ohnehin vorläufig angenommenen terminus ad quem) Diplomatik und Archivswissenschaft.

In dieser Rücksicht würde das Unternehmen unendlich gewonnen haben, wäre die Edition, statt in Quart, in Regal-Querfolio geschehen, nach der Weise synchronistischer Tabellen. Zur

Linken die hier vorhandenen drey Hauptabtheilungen Diplomata *bavarica*, *alemannica* und *franconica*; zur Rechten die kurze Charakteristik der Urkunde, nach ihren graphischen, semiotischen und formularen Eigenthümlichkeiten, bey dem oftmaligen dubiae oder suspectae fidei, auch ein warum? und hie und da eine Anmerkung über die praktische Richtung des einen oder andern Diploms, zur Widerlegung irgend eines alten Irrthums, oder auf irgend ein inneres oder äußeres Staatsinteresse. — Dadurch wäre dies Werk klassisch und gleichwohl Mühe und Arbeit der Redaktion, nicht um so viel größer geworden, denn solche Werke schreibt man ja nicht aus freyer Hand, nicht bloß aus dem Gedächtnisse nieder, sondern der geübte Archivar prägt sich ja jene Physiognomie des Dokumentes ohnehin ein, indem er es liest und einträgt und kann sie also auch mit wenigen Worten enunciren? —

Warum jenen drey Abtheilungen in die Diplomatare Baierns, Frankens und Alemaniens (Ostschwabens) nicht noch eine vierte, der Rheinlande hinzugetreten sey, vermögen wir nicht zu beurtheilen. In sofern das Münchner Archiv nicht nur Staats- sondern auch Haus-Archiv ist, verdiente die ältere Geschichte jener herrlichen deutschen Gauen allerdings erhöhte Aufmerksamkeit.

Der alte, heftige Streit zwischen dem Ritter von Lang und einigen Altbaiern, z. B. Günthner ꝛc. über die Echtheit und Verläßlichkeit der Monumenta boica ist bekannt. — Welche Fehler auch jene Sammlung haben möge, ihr Verdienst für ihre Zeit war groß, und die Hyperkritik und Skeptik hat sich zu unverhältnißmäßig auf Einzelnes geworfen, um das Ganze zu entwürdigen. — Es ist sehr zweifelhaft, ob man in einem Vierteljahrhundert finden wird, die Geschichte habe mehr durch diese Regesta gewonnen, oder durch die Monumenta? — »Hinc porro (sagt hierüber das Vorwort) dabitur nobis accedere ad dijudicandam *fidem et veritatem Monumentorum Boicorum*, a nonnullis interdum in dubium vocatam. Etenim quum ubique ad ea, quae in Monumentis jam continentur, remiserimus, et quae perperam saepius ratione temporum aliarumque rerum graviorum irrepsere, breviter emandaverimus, sic contra, *quorum in Regestis nostris nulla fit mentio*, ea per Archiva Regni frustra adhuc requiri praestamus. Quae *nisi reperiantur forte*, vel suppleantur benevole ex illis monasteriis, quae exauctorata non in publicam, sed in *privatam* transierunt potestatem, quale, verbi causa, Lunaelacense, Osterhovense, S. Crucis in *Werdea* coenobium, inter cetera *apo-*

grapha sunt habenda, et quamvis nequaquam testium vel archetypi fidei aequiparanda, nec tamen, ut veritatis quoddam adminiculum, omnino rejicienda, quatenus aliis non repugnent testimoniis, sed rebus, temporibus et verborum consuetis formulis et solennitatibus sint congrua. — Ut nihil dicamus de variis eorundem monasteriorum *Traditionum Codicibus*, quos ex dissimilibus foliis, ita inspeximus consarcinatos, rasos, interscriptos, emendatos, in Monumentis ipsis Boicis autem ex ordine suo sic disjectos, laceratos, mixtos, et nominibus et temporibus ex arbitrio suppletos, ut priusquam nos in eis moremur curiosi, peritissimam antea et solertissimam requirant instaurationem novamque penitus recensionem.« Warum z. B. das tausendjährige, agilolfingische Mondsee soll wegbleiben dürfen aus einem Werke, das nicht der Fleiß eines Privatschriftstellers, sondern die Regierung selbst veranlaßt hat? — Soll wirklich Alles aus der Historie verschwinden, was die unglaubliche Sorglosigkeit und der empörende Vandalismus einer, wie allen Glauben, so auch alles urkundliche Recht verhöhnenden, sich von jeder Vergangenheit emancipirenden und von heute am liebsten datirenden Zeit zertrümmert hat?! Aergernisse dieser Art haben die Jahrbücher genug aufgezeigt, und die Aufhebung der baierischen Abteyen gibt überreiche Beyträge hiezu. — Wenn aus den Monumentis Boicis Alles seine Glaubwürdigkeit verlieren, Alles in die Reihe später, werthloser Abschriften herabsinken soll, was in diesen Regestis nicht aufgenommen ist, so könnten sie freylich auf einen mäßigen Band zusammenschmelzen. — Auch die Zeugenunterschriften hätten ohne Ueberladung, zu großer Aufklärung einzelner streitiger Punkte, öfter angeführt werden dürfen.

Einige, Oesterreich im Einzelnen berührende, Merkwürdigkeiten aus der karolingischen Zeit bemerkten wir schon gelegenheitlich der Probebogen. Ferner möchte bemerkenswerth seyn: Ottos Schirmbrief für Passau sammt den ihm einverleibten Abteyen St. Florian, Kremsmünster und Treisma (Herzogenburg) von 976. — Ist Leopold Graf im Sundergaue in einer Tegernseer, und Leopold Graf im Donaugau in einer Emmeraner Urkunde (983) nicht unser erster Markgraf Leopold der Erlauchte? — 1002 schenkt Heinrich II. seinem getreuen Pilgrim ein Gut in Ostarich in der Grafschaft Heinrichs (des Starken, Sohnes jenes Leopold). 1086 der Schenkbrief Heinrichs IV. an Friedrich von Bogen, Vogt von Regensburg mit Gütern in der Mark

Camba (ob Chamb auf dem Nordgau, der Vohburger Mark, oder die Mark an der Kamp, unter der Enns? erörtern wir ehestens). Trasendorf, Puchberg, Krabat, Furth, klingen sehr österreichisch, auch ist wohl statt SICHOVVA zu lesen WACHOVVA, die Wachau?

Erzbischof Konrad von Salzburg bestätigt der dortigen Abtey Nonberg ihre Güter in der Ostmark, in Schalach zu Radstadt, im Pongaue, Ennsthale ꝛc. 9. Jänner 1117 zu Frisach, unter Zeugschaft des Herzogs Engelbert von Kärnten und seines Vetters Bernard, Meinhards Grafen von Görz ꝛc. und belehnt als Schirmvogt der frommen Frauen, Ottokarn den Markgrafen von Steyer. — Derselbe Ottokar ist 1141 zu Regensburg mit Leopold dem Babenberger, Herzogen in Baiern, und seinem Bruder Heinrich Jasomirgott, Otto Pfalzgrafen von Wittelsbach, Friedrich von Bogen und Diepold Markgrafen zu Vohburg Zeuge von Konrads III. Bestätigung für Münchs-Münster. — Die meisten der hier vorkommenden, die Lande ob und unter der Enns geographisch oder publicistisch berührenden Urkunden, finden sich bereits chronologisch zusammengereihet in Hormayr's historischem Taschenbuch auf 1813. III. 10—194. — In einer fränkischen Urkunde von 1164 kommt neben den Oberhirten von Bamberg, Passau und Eichstädt ein bisher unbekannter Bischof Gero von Brixen vor, wahrscheinlich nach des h. Hartmann Tode von der päpstlichen Partey erwählt, wider den gut kaiserlichen Otto von Andechs, nachmals Bischof zu Bamberg? — 1168, 27. April, übergibt Bertrand, Meister des Tempels, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach die Güter des Tempelhauses zu Ottmannshart und im Luichenthal (tyrolischen Unterinnthal?). Zeugen, Bruder Bonifaz, Präceptor der Lombardey. Das Siegel des Großmeisters ist angehängt, gleichwohl die Urkunde verdächtig. Auf 1179 findet sich auch ein Brief Rogers, Meister vom Spital zu Jerusalem, vom Ordenshause zu Würzburg Almosen heischend für das zerstörte Ordenshaus zu Jerusalem. — 1200, 29. März, zu Passau sieht Leopold der Glorreiche dem dort von ihm gestifteten Hospital das Bergrecht nach. — 1190 im Bestätigungsbriefe des Prager Bischofs und Herzogs von ganz Böhmen, Heinrich, wären die Zeugen näherer Prüfung werth: Engilbertus episcopus moravensis, Florianus cancellarius, Bohuslaus comes Facensis, Ratibor comes Dadhc. (??)

Wir geben diese Bemerkungen und Anfragen für das, was

sie sind: in der für den Ritter von Lang stets ausgesprochenen ganz besondern Achtung, als unstreitig für einen der vorzüglichsten deutschen Kritiker und Archivare, jede Belehrung darüber mit aufrichtigem Dank, und jede Berichtigung mit Freude empfangend.

Art. IX. Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich, in einer Reihe von Bildnissen Habsburgischer Fürsten und Fürstinnen, von Rudolph I. bis Philipp den Schönen, nach dem in der k. k. Ambraser Sammlung befindlichen, auf Befehl Kaiser Maximilians I. verfertigten Original-Gemälde, zum ersten Male herausgegeben durch das lithographische Institut, und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von Alois Primisser, Kustos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet, und der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien. (Groß-Regal-Folio 15 Blatt gedruckter Text, und 56 Bl. Steindruck, welche sowohl als Schwarzdrücke, als nach dem Originale kolorirt zu haben sind.)

Seit dem großen, klassischen Prachtwerke der Monumenta Augustae domus austriacae, durch welches sich die gelehrten Benediktiner von St. Blasius im Schwarzwalde, Hergott, Abt Gerbert und Hieronymus Heer den Dank der Oesterreicher und ihren unvergänglichen Ruhm gesichert haben, ist ein halbes Jahrhundert verstrichen, aber kein zweytes Werk ähnlicher Art in Europa erschienen, welches mit jenem zugleich an Gediegenheit und Klassicität, so wie an Pracht und Glanz der Ausstattung in die Schranken treten könnte. Welch eine reiche Fundgrube für Diplomatik, Quellenstudium, Genealogie, Chronologie und deren Feststellung bis in die genauesten geschichtlichen Details, für Münzkunde, Ikonographie, Taphographie des österreichischen Kaiserstammes vom ersten Ursprung an bis in die Zeiten der Verfasser. Wirklich ist oft die Verlegenheit nicht gering, in welcher man sich befindet, wenn Materialien aus den berührten wissenschaftlichen Fächern für eine uns näher liegende Zeit gesucht werden sollen, während jene Männer mit dem unverdrossensten Fleiße und ungeheurem Aufwande an Geld und Mühe alle Länder und Städte, alle Museen und Kabinette, Gallerien und Sammlungen, sowohl öffentliche, als Privaten gehörige, durchforschten, um uns die Früchte ihres Fleißes zu hinterlassen.

Und doch ist auch durch dieses viel umfassende Werk die Masse der vorhandenen Denkmale des Kaiserhauses noch lange nicht erschöpft. Wirklich ist schwer zu sagen, wie es möglich war, daß den fleißigen Verfassern die damals noch auf ihrem Stammsitze

befindliche Sammlung des Schlosses Ambras so unbekannt geblieben, und deren Schätze so wenig von ihnen benutzt wurden, wenn nicht etwa die damalige Einrichtung und Verwaltung des Schlosses daran schuld ist. Hätten sie den vorliegenden Stammbaum gekannt, sie würden ihn gewiß demjenigen vorgezogen haben, den sie nach einer Pergamentrolle des Wiener Magistrats-Archives in ihrer Pinakothek Tabb. VIII—XIII. in Kupfer gestochen, mittheilen.

Indeß gab es damals schon mehrere Nachbildungen einzelner auf unserm Stammbaume befindlicher Figuren, vorzüglich in den Supplementis Gerharts von Roo, der als Bibliothekar des Erzherzogs Ferdinand zu Ambras diese großen Original-Bilder ganz oder zum Theil mag haben nachzeichnen lassen, und in den Thecis Heraei, so wie auch in Birkens gedruckter Ausgabe von Fuggers Ehrenspiegel. Alle diese zerstreuten, mehr oder minder treuen Abbildungen einzelner Fürsten und Fürstinnen haben unsern Stammbaum zum gemeinsamen Vorbilde, und nur sie wurden von den Herausgebern manchmal benutzt, ohne zu wissen, woher sie ursprünglich stammen. Leider trifft der Vorwurf, der den Monumentis gemacht werden muß, daß die meisten Abbildungen ihres Werkes unvollkommen, die Porträtähnlichkeit nur zu oft unzuverläßig, und die Stiche sehr mittelmäßig sind — dieser Vorwurf trifft auch viele ihrer Nachbildungen jener Fürsten. — Eine Fortsetzung und Ergänzung dieses Werkes, in ähnlichem Plane, nur mit mehr künstlerischem Geiste behandelt, schien daher längst wünschenswerth; nur fehlte es an den hiezu nöthigen Kräften, die den reichen noch jetzt dargebotenen Stoff hätten verarbeiten mögen.

Es war also ein glücklicher Gedanke, daß das lithographische Institut von dem Augenblicke an, wo es seinen Unternehmungen größere Ausdehnung geben konnte, den Entschluß faßte, auch der Darstellung vaterländischer Denkmale der Kunst und des Alterthums in fortgesetzten Leistungen seine Kräfte und Thätigkeit zu weihen: und wohin hätte es sich besser wenden können, als zu der seit dritthalbhundert Jahren in der k. k. Ambraser Sammlung bestehenden Vereinigung vaterländischer Merkwürdigkeiten, welche einen nicht so bald zu erschöpfenden Stoff für den vorliegenden Zweck darboten. Die Reihe dieser Denkmale eröffnet nun das vorliegende Werk, dessen Original aus zwey sehr großen Blättern bestehet, jedes in einer Höhe und Breite von 14 1/2 Wiener Fuß. Nach den Notizen, welche der Verfasser in dem Vorberichte über die Original-Blätter mittheilt, enthalten sie 142 Bildnisse, welche so vertheilt sind, daß das erste Blatt die Fürsten und Fürstinnen von Kaiser Rudolph dem Ersten bis Otto den Freu-

digen, das zweyte aber die folgenden Glieder von Albrecht dem Weisen bis zu Maximilians Sohn, Philipp dem Schönen, darstellt. Alle diese Ebenbilder nun sind in halber Lebensgröße, bis zu den Knieen, in Wasserfarben auf Leinwand gemalt. Die große Mannigfaltigkeit in Geberden und Stellung, die besondern Attribute zur Bezeichnung ihrer Sitten, Handlungen und Schicksale sind immer sehr bedeutsam, und man kann dem Maler der Originale das Lob eines kräftigen, wahren Ausdrucks in den streng gezeichneten Köpfen, so wie einer reichen und meistens geschmackvollen Behandlung der Gewänder nicht absprechen. Ein vorzügliches Interesse gewinnen aber diese Blätter dadurch, daß sie erweislich auf Befehl Kaiser Maximilians I. verfertigt wurden, mit dessen Kindern sie schließen, und dessen Monogramm sich an einer halb verlöschten Stelle des ersten Bildes findet, welches auf dem 28. und 54. Blatte des lithographischen Stammbaumes zu sehen ist. Aus den Inschriften des Stammbaumes wird es gewiß, daß er im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (Max starb 1519) verfertigt worden; selbst die Größe und Kostspieligkeit des Unternehmens läßt keinen Zweifel übrig, daß die erste Veranlassung dazu von diesem Kaiser ausgegangen, dessen beynahe schwärmerischer Eifer für seinen und seines Hauses Ruhm und Glanz hier einen neuen Beleg findet.

Man könnte fragen, was von der Aechtheit und Zuverläßigkeit der Bildnisse selbst zu halten sey? Der Verfasser, dem hierüber allerdings eine Stimme zusteht, erklärt sich so: »Frägt man »nach der Aehnlichkeit unserer Bildnisse mit den dargestellten Per»sonen, deren einige von den ältern um mehr als zweyhun»dert Jahre von der Zeit des Malers entfernt sind, so können »wir versichern, daß die Vergleichung unserer Bätter mit den äl»tern Monumenten, so wie mit den Beschreibungen, die uns »gleichzeitige Schriftsteller von der Gestalt manches Fürsten auf»bewahrt haben, meistens zu ihren Gunsten entschieden haben. »Dasselbe gilt von der Beobachtung des Kostums und der Mode; »auch hierin unterscheiden sich unsere Porträte vortheilhaft von den »Gebilden, in welchen neuere Künstler auch schon zu Maximi»lians Zeit nicht selten höchst lächerliche Anachronismen sich zu »Schulden kommen ließen, z. B. wenn sie Rudolphen I. und »Albrecht I. bärtig, oder Rudolphs burgundische Gemalin mit »einer Spitzhaube, wie sie zweyhundert Jahre später von der bur»gundischen Maria getragen wurde, darstellen. — Zudem ist »vernünftiger Weise vorauszusetzen, daß ein sinniger und von ei»nem Kaiser, wie Maximilian, unterstützter und angeleiteter »Künstler gewiß ältere Denkmale und Bildwerke zu seiner Ar»beit benutzt habe, deren ihm damals noch weit mehrere zu Gebote

»stehen konnten, bevor eine herzlose Zeit, die sich die aufgeklärte »nannte, Grabsteine zertrümmerte, Inschriften vermauerte, Bild»nisse der ehrwürdigsten Fürsten (wie dieß mit den gleichzeitigen »Statuen Rudolphs und seiner Gemalin zu Tuln vor lan»gerer Zeit geschehen ist) als gemeines Steinwerk zum Pflastern »oder anderem Gebrauche herabwürdigte oder entweihte. — Ei»nen sprechenden Beweis dafür, daß Maximilian alte Bild»nisse seiner Ahnen aufsuchen und — wohl auch zu jenem Zwecke — »abbilden ließ, liefert die alte Kopie des Grabsteines Rudolphs »von Habsburg, welche mit der buchstablich genauen Um»schrift und dem Bildnisse dieses Königs, zu Ende des funfzehn»ten Jahrhunderts für ihn gemalt, noch in der Ambraser Samm»lung bewahrt wird, ein um so schätzbareres Denkmal der Sorg»falt Maximilians, da der alte Grabstein nach dieser Zeit »durch rohe Hände verstümmelt worden, und nur sehr beschädigt »noch zu Speyer bewahrt wird.« —

Es wäre für Maximilians Geschichte von Bedeutung, die nähern Umstände der Entstehung dieses großen genealogischen Werkes, so wie die Personen zu kennen, welche dabey vorzüglich thätig waren. Darüber aber gibt es nur Vermuthungen. Ohne Zweifel haben seine vertrauten Hausgelehrten, Johann Stabius und Ladislav Suntheim, vielleicht auch der berühmte Doktor Peutinger, nicht geringen Antheil an der Anordnung und Einrichtung des Ganzen, und Angabe und Abfassung der kurzen, jeder Bildergruppe beygefügten Inschriften. Von Stabius sagt schon der gleichzeitige Cuspinian, daß er nobilissimam et pulcherrimam propagationis et genealogiae (Habspurgo-Austriacae) arborem depinxit, quae impressa circumfertur, und ihn halten die Verfasser der monumenta austriaca auch für den Urheber des Pergamentstammbaumes, den sie, wie schon oben erwähnt, in ihrem Werke haben abbilden lassen: des Peutinger aber thut Rec. deßhalb Erwähnung, weil Kaiser Max selbst einmal genealogische Skrupel in einem Briefe an ihn äußert, des Inhaltes: »Ob Zwentebulchus zu den »andern Königen in unser Genealogi-Buch zu setzen, wollest uns »auch hierin dein Rath, und Gutbedunken anzeigen, »ob wir denselben König in bemerkte unsere Genealogie, und wo»hin wir denselben setzen sollen? daran thust du unser ernstlich »Meinung.« Dieser Brief ist vom 21. Dezember 1517 zu Hagenau datirt. — Daß eine Chronik den Inschriften zum Grunde liege, bekennen sie selbst, wenn sie sagen: »Ejus sepul»turam *Chronica* non commemorat;« oder im deutschen: »von »seiner Grebnus thut die *Cronica* ditzmal nit meldung,« welche diese aber sey, ob wir sie überhaupt noch besitzen, wissen wir

nicht zu sagen; es scheint auch, nach den gröblichen Fehlern und Irrthumern der Inschriften zu schließen, wenig daran verloren.

Diese Schriftfelder nun sind durch den Zahn der Zeit bey vielen Gruppen des Originales ganz, oder zum Theil unleserlich geworden; um sie wenigstens im Steindrucke wieder herzustellen, fand der Herr Herausgeber ein zwar mühsames, aber ziemlich genügendes Mittel: er ergänzte nämlich die fehlenden Stellen aus einem noch ältern, aber sehr schlecht gemalten Stammbaumblatte, welches lateinische Schriften hat, deren wörtliche Uebersetzung unsere deutschen sind: diese Ergänzungen sind in den lithographischen Blättern durch kleinere Schrift gewissenhaft angezeigt.

Es bleibt uns noch übrig, über die Einrichtung des vorliegenden lithographischen Werkes Einiges zu sagen. Da es vorzüglich darum zu thun war, daß die Köpfe den Originalien so treu als möglich nachgebildet und auch das Kostüm, die reichen Kleidertrachten, der Schmuck, die Waffen und Wappenbilder deutlich und genau dargestellt würden, so konnte nur das gewählte Großfolio-Format genügen, wo auf jedem Blatte eine Gruppe von zwey bis vier zusammengehörenden Personen abgebildet ist, in derselben Stellung, wie sie im Originale vorkommen. Auf diese Art entstanden 53 Blatter in Kreidenmanier, und mit einer bräunlich grauen Tonplatte ausgeführt, als deren Hauptverdienst die durchgehends wohl gelungene Aehnlichkeit der Bildnisse anerkannt werden muß, wenn auch in der Behandlung des Einzelnen, z. B. in den Gewändern, die wünschenswerthe Genauigkeit hie und da vermißt wird. Wir geben gerne zu, daß es unbillig wäre, durchgängige Gleichheit und Reinheit vom Zeichner sowohl als vom Drucker zu fordern; aber wenigstens soll man der Zeichnung nie eine gewisse Ungeduld, bald fertig zu seyn, ansehen; sie sollte immer mit Liebe und Fleiß ausgeführt werden.

Herr Lanzedelly — so heißt der geschickte Porträtzeichner und Maler, der dem Institute seit seiner Entstehung redliche, treue Hülfe geleistet und dadurch sein Kunstfach zu einer seltenen Fertigkeit gebracht hat — verdient hier ehrenvolle Erwähnung für das, was er geleistet, und unser Wunsch, manches noch besser ausgeführt zu sehen, wird ihm nur ein Sporn seyn, seinen Erzeugnissen in Zukunft jene fleißige Vollendung zu geben, die wir in einigen seiner Blätter, z. B. in den kleinen Bildnissen der Herzoge von Urbino aus der k. k. Ambraser Sammlung bewundern. Ein einziges Blatt des Stammbaumes ist von Herrn Fendi gezeichnet, das Bildniß des jungen Herzogs Leopold, Nro. 28, Sohnes von Otto dem Freudigen; es empfiehlt sich durch Bestimmtheit und Nettigkeit der Zeichnung.

Bey der heftweisen Lieferung der Blätter wurden einige weniger bekannte Glieder des Hauses und fürstliche Kinder, deren Porträte durchaus nichts Charakterisches darbieten, weggelassen, um das Werk nicht unnöthig zu vergrößern; damit aber auch diese nicht ganz vergessen blieben, und damit der Kunstfreund eine genaue Vorstellung der großen Originalblätter erhalte, ließ der Herausgeber zum Schlusse des ganzen Werkes zwey Platten, die den gesammten Stammbaum ums Zehnfache verkleinert, aber mit allen seinen Aesten, Zweigen und Blättern, Thieren und Sinnbildern (welche Dinge in den einzelnen Gruppen hatten wegbleiben müssen), in genauen und netten Umrissen graviren; sie sind von der Hand des Herrn Brandin, und verdienen allen Beyfall. Hieran schließt sich noch eine sehr willkommene Zugabe auf dem 56sten und letzten Blatte, dessen Inhalt wir unten angeben werden.

Nach dem Plane des Herausgebers ist der gedruckte Text — wovon jedem Hefte nur eine Seite beygegeben wurde — nur Begleitung der Bilder, er sollte daher »nur Skizzen liefern, »welche die Hauptmomente berühren. Die meisten männlichen »Stammesglieder — sagt der Verfasser — haben bereits in neuerer »Zeit ihre besonderen Biographien gefunden; in des Freyherrn »v. Hormayr österreichischem Plutarch, der als National»werk längst in allen Händen ist, und früher schon in Weiseg»gers historischen Gemälden. Weniger ist dieß mit den weiblichen Sprößlingen, zumal aus der frühesten Zeit, der Fall.« — Jedes Textblatt hat am Ende einen Zusatz, der theils zur Erklärung der Bilder, ihrer Wappen und Inschriften nöthig war, theils sonst dem Kunst- und Geschichtsfreunde manche willkommene Anzeigen gibt, über Kostume, Gestalt und Bildung der Fürsten, anderweitige noch unbekannte Denkmale. —

Wir können es uns nicht versagen, nun auch das Einzelne eines so ausgedehnten, und mit lobenswerthem Aufwande von Zeit und Fleiß vollendeten Werkes, noch näher zu untersuchen, und hie und da einige Bemerkungen beyzufügen. Die ersten zehn Blätter sind dem Stammvater Rudolph, mit seinen beyden Gattinnen, Anna von Hochberg und Agnes von Burgund, und seinen drey Söhnen und sechs Töchtern, alle mit ihren Gatten und Gattinnen, zusammengenommen einer ehrwürdigen Familie von siebzehn Personen, gewidmet. Diese Blätter sind um so schätzbarer, da Abt Gerbert selbst gesteht, er sey in Aufsuchung der Bildnisse von Rudolphs Kindern nicht glücklich gewesen. Er erwähnt nur die Bilder Hartmanns und Rudolphs, der beyden Söhne K. Rudolphs I, aus Fuggers Ehrenspiegel, die aber eben aus Maximilians Stammbaum entlehnt sind, und ein von Kilian gestochenes

Bild Klemenzia's, der Tochter Rudolphs, welches aber mit dem auf dem Blatte Nr. 9. gegebenen nicht übereinstimmt.

Nur bey dem Bilde Rudolphs hat der Herausgeber die Abänderung nöthig gefunden, statt der auf dem Originale befindlichen verzerrten Figur, welche den Ottokar ersticht, des Königs Bild zu geben, wie es sich an der Straßburger Reiterstatue (in den Monum. Austr.) zeigt. — Kaiser Albrechts volles, derbes Gesicht stimmt gut mit der Schilderung Gleichzeitiger überein, die ihn grossus, rusticanus, distortum vultum habens, nennen. — Hartmann und die ihm verlobte englische Prinzessinn, beyde im hochzeitlichen Schmucke, ein höchst liebliches und auch in der Ausführung sehr gelungenes Bild. Merkwürdig genug ist Pfalzgraf Ludwig der Strenge von dem Maler auf dem fünften Blatte gerade so dargestellt, als ob er seiner Gemalin Mechtild, Rudolphs ältester Tochter, an den Fingern die Schicksale seiner beyden früheren Gattinnen aufzählen wollte, von welchen er die erste, Maria von Brabant, auf den ganz grundlosen Verdacht einer Untreue, hatte hinrichten lassen; die zweyte aber, Anna von Glogau, in der Blüte ihres Lebens gestorben war. Ludwig ist eben am dritten Finger. — Bey Agnes, Rudolphs Tochter (Nr. 6) und Gemalin des Herzogs Albrecht II. von Sachsen (einem sehr schönen Blatte), ist das Mährchen von der Entstehung des sächsischen Wappens aus Agnesens Hauptschmuck, mit Recht zurückgewiesen. —

Eine der anmuthigsten Gruppen des ganzen Werkes ist unstreitig das schöne jugendliche Paar, (Nr. 8) Hedwig, Rudolphs Tochter, und Markgraf Otto von Brandenburg. Otto, ein blühender Jüngling mit blonden herabrollenden Locken, legt den linken Arm auf Hedwigs Schulter und streichelt mit der Rechten die junge in kindlicher Unschuld hold lächelnde Braut. Hedwig wird auch von den Geschichtschreibern als die liebenswürdigste Fürstin geschildert; Otto liebte sie nach einer vier und zwanzigjährigen Ehe noch mit der Zärtlichkeit eines Neuvermälten, und ihr Verlust erfüllte ihn mit so tiefem Grame, daß er vor dem Geräusche eines glanzvollen Hofes in die stille Einsamkeit des Klosters Lehnin floh, wo er in wehmüthiger Erinnerung an sie, und in geistlichen Uebungen zum Heile seiner Seele seine Gattin nur um wenige Monate überlebte. (S. den Text zum III. Hefte.)

Nr. 11 bis 21. Kaiser Albrechts I. Kinder mit ihren Gemalen und Gemalinnen, zusammen acht und zwanzig Ebenbilder; Nr. 11. Rudolph, der älteste Sohn Albrechts, ist vom Maler viel zu alt dargestellt, da er schon im drey und zwanzigsten Lebensjahre starb. Der Verf. erinnert hier billig an das

herrliche Grabmal der Gemalin Rudolphs, Blanka, welches noch zu Hergotts Zeit in der Wiener Minoritenkirche stand. Traurig ist aber die beygefügte Nachricht: »Leider konnte ich jetzt »keine Spur mehr davon entdecken; nicht einmal über den Platz, »wo es nach Hergotts Beschreibung gestanden haben soll, »wußte man auf meine Nachfrage Bescheid. Wohin ist das Denk»mal gekommen? Ist es verbaut, oder zerstört?« Die Beantwortung dieser Fragen wäre um so wünschenswerther, da dieses Denkmal nach Hergotts Kupferstich zu den besten Arbeiten jener Zeit gehörte.

Nr. 12. Friedrich der Schöne, mit seinen zwey Gattinnen, und Nr. 13 der tapfere Leopold. — Nr. 14. 15. 16. Albrecht der Weise, Heinrich der Freundliche, Otto der Fröhliche; letzterer durch einen Blumenkranz auf dem Haupte näher bezeichnet, als der, zu dessen Zeit, wie die deutsche Inschrift dabey sagt: »Ritter Neithart mit den »pauern zu Zeisselmaur viel Hoflichkeit (das heißt Schwänke »und Possen) vollbracht, als seine Gedicht von ihme sagen.« — Den Söhnen Albrechts folgen seine fünf Töchter: Nr. 17. Agnes, mit ihrem Verlobten, Friedrich Colonna, und Gemal Andreas, König von Ungern; Nr. 18. Elisabeth mit Friedrich von Lothringen; Nr. 19. Anna mit Herrmann von Brandenburg, und Heinrich dem VI. von Breslau; Nr. 20. Gutta mit Grafen Ludwig von Oettingen, und endlich Nr. 21. Katharina, Gemalin Kaiser Heinrichs VII. dann Herzog Karl von Kalabrien. — Alle diese Blätter machen dem Künstler des Originals, und jenem der Nachbildungen die größte Ehre, und zeigen einen Reichthum von herrlichen Trachten, der mit der traurigen Einförmigkeit späterer Zeiten im grellsten Widerspruche steht. Der Verf. gibt in der Textbegleitung wünschenswerthe, unsers Wissens noch nirgend gedruckte Auszüge aus der Königsfelder Chronik, über das Leben der frommen und weisen Agnes; Stellen aus dem freygebigen Testamente Guttas, so wie eine sehr merkwürdige Stelle über die Kleidertracht jener Zeit, aus der Chronik von Leoben, und der französischen Chronik des Wilhelm von Nangis, ins Deutsche übertragen.

Auch andere Chroniken jener Zeit bieten interessante Belege, daß man gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts eine gewaltige Aenderung in der Kleidertracht, zum Nachtheil der Einfachheit und der Natürlichkeit, folglich auch der Schönheit einzuführen suchte. Wir können uns nicht enthalten, hier einige Worte aus Ottokar Hornek anzuführen, der, Kapitel 714 (nach Schachts Auszügen) sagt: »Wollte Gott, die Steyrer

»wären noch so, wie vor wenig Jahren! Ich habe oft gehört, daß Ritter und Junkherrn von den Frauen gepriesen wurden, wenn sie vom Harnisch Schmutzflecken an sich hatten. Jetzt tragen sie am Kragen stets eine Gugel, um sich den Hals weiß zu halten, und daß die Sonne sie nicht brenne; drum möchten auch die Rheinländer euch nicht mehr fürchten, als da den Frauen die schwarze Eisenfarbe noch ritterlich dünkte. Auch zieren manche ihr Haar, wie sonst die Dirnen; wo man aber nach alter Sitte lebt, wird ihrer gespottet: sonst wenn einer gegen großen Winterfrost in seiner Gugel ritt, der vergaß nicht, sie vor der Herberge abzunehmen, und nun legt mancher sie kaum beym Essen ab, und hat die Spitze nicht Spannen Länge, und ist die Gugel inwendig nicht so eng, daß der Kopf nur mühsam durchgeht, so taugt sie nichts. O wollte Gott, ihr Steyrer, die Sitte eurer Väter wäre euch noch lieb!« Aehnliche Klagen führt der spätere Wiener Dichter Suchenwirt u. a.

Nr. 22. Johann von Schwaben, der Mörder Kaiser Albrechts, in einer von dem Originalblatte etwas verschiedenen Darstellung. — Nr. 23, 24: Die Töchter Friedrichs des Schönen, Anna mit ihrem Gemal, Joh. Heinrich von Görz, und Elisabeth mit ihrem Bräutigam, König Johann von Böhmen. Nr. 25 und 26, Katharina und Agnes, die Töchter Herzogs Leopolds des Ritterschmucks, mit ihren Gemalen.

Nr. 27 und 28. Die Söhne Herzogs Otto des Freudigen: Friedrich mit seiner verlobten Johanna von England, und Leopold, der als Kind starb. Dieses letzte Blatt, von der Hand Fendis, hat neben sich das schon erwähnte merkwürdige Monogramm, wodurch sich Kaiser Maximilian gleichsam als den Maler dieses Stammbaumes ankündiget; dasselbe findet sich auf echten Münzen dieses Kaisers, und anderwärts. Der Knabe Leopold trägt eine Armbrust und einen Bolzen, nebst der Pfeiltasche und dem Dolche am Gürtel.

Nr. 29 bis 33. Kinder Herzog Alberts des Weisen: Rudolph IV, Friedrich, Albrecht III, Leopold der Fromme, und Margaretha, mit Gattinnen und Gatten. —

Nr. 34—38. Die Kinder Herzogs Leopolds des Biederben; Wilhelm der Höfliche, Nr. 34. »Der ein Leven (Löwen) erzogen, den nach seinem Absterben hat niemand von seinem grab mugen bringen,« hat einen reichlichen Bart, und kraftvolle Züge; neben ihm die geliebte, durch den mächtigen Jagello geraubte Braut Hedwig, und Johanna von Sicilien, seine Gemalin. — Nr. 34. Leopold, genannt der Dicke, mit seiner burgundischen Katharina. — Ernst der Eiserne (Nr. 36) mit

seinen beyden Gattinnen, der Pommerschen Margaretha, und der Heldenfrau Cimburg, in welcher Riesenstärke mit der rührendsten Frömmigkeit gepaart war: auf der Wallfahrt nach Mariazell starb sie, die Stammmutter des gesammten noch lebenden Kaiserhauses. Ihr Bild ist eins der anmuthigsten. — Nr. 37 ist der tyrolische Friedrich mit langem Barte, wie er auch auf einem alten Oelgemälde und dem Votivbilde zu Wilten erscheint, neben ihm die beyden Frauen; endlich Nr. 38. Elisabeth mit ihrem Bräutigam, Grafen Heinrich von Görz. Nr. 39. Albrecht IV., genannt das Weltwunder, wegen seiner Reise nach Palästina, die in abenteuerlichen Gedichten besungen wurde, er war Albrechts III. Sohn. — Nr. 40. Sigmund von Tyrol mit seiner Braut und seinen zwey Frauen.

Nr. 41 bis 44 werden die Kinder Herzogs Ernst des Eisernen und der schönen Cimburgis geliefert. Kaiser Friedrich, und seine Gattin Eleonora; der verschwenderische und mit dem Bruder in langer Fehde lebende Albrecht, die mit dem sächsischen Herzoge Friedrich vermählte Margareth; und Katharina, an Karl von Baden vermählt.

Albrechts IV. Kinder, Albrecht (Nr. 45), der als Kaiser der II. hieß; der Gründer der Größe Oesterreichs durch die Heirath mit Elisabeth, der Erbin Ungerns und Böhmens, und Nr. 46. Margaretha, die Gemalin Heinrichs des Reichen. — Albrechts Bild stimmt vortrefflich mit des gleichzeitigen Arnpek Zeugniß: »homo competentis proceritatis, facici plus ad nigredinem, quam albedinem tendentis etc.« und Aeneas Silvius sagt von ihm: »nervosum et validum corpus, facies ejus terrifica, more gentis (Hungaricae) erasa barba, superius labium intonsum, vestem haud spendidam baltheus auro gravis cinxit, nec unquam lateri defuit ensis.« —

Nr. 47, 48, 49. Kaiser Albrechts II. Kinder. Offenbar zu alt hat der alte Maler das Bild des in der Blüte seines Lebens wohl sicher von Gift gestorbenen Ladislav dargestellt, dessen Braut, Magdalena von Frankreich, wehklagend neben ihm steht. Anna und Elisabeth sehen wir auf der 48. und 49. Tafel. Jene, die unglückliche Gemalin des harten Wilhelm von Sachsen, diese gebar dem frommen König Kasimir von Polen vier Könige und noch viele andere Kinder.

Den Schluß des Stammbaumes macht der Stifter und Veranstalter desselben, Maximilian selbst, Nr. 50, mit seinen beyden Frauen, der burgundischen Maria, und der Mailändischen Blanka, ferner seine Schwester Kunigunde, Nr. 51,

Albrechts IV. von Baiern Gattin, und endlich Nr. 52, 53, Maxens Kinder, Philipp der Schöne mit der arragonischen Johanna, und die geistreiche, schone und fromme Margaretha, mit ihren beyden Gemahlen, Johann von Asturien, und Philibert von Savoyen (ein leider im Abdrucke sehr mißlungenes Blatt). Es ist dem Gegenstande angemessen, daß der Verfasser in der Textbegleitung zum XIII. Hefte eine Uebersicht der vorzüglicheren aus der erstaunenswerthen Menge von Denkmalen Maximilians gibt, wovon die Ambraser Sammlung selbst ohne Zweifel nebst der Stadt Innsbruck den größten und herrlichsten Theil besitzt.

Hier endigen die einzelnen Bilder des Stammbaumes. Der nun folgenden zwey brav gearbeiteten Blätter 54, 55, mit der Gesammtdarstellung des Werks in Umrissen, haben wir bereits oben gedacht; der Text dazu gibt nicht nur das Register der früher gelieferten Bildnisse, sondern auch aller übergangenen Mitglieder, nebst den auf Schrifttafeln vorkommenden Inschriften.

Eine sehr passende Zugabe ist das letzte, oder 56ste Blatt, welches ganz dem Andenken des Stammvaters Rudolph geweiht ist, von welchem es sieben, meist bis jetzt unbekannte Denkmale darstellt. Die Textbegleitung gibt nähere Aufschlüsse. Fig. I. ist eine alte, wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers Maximilian in Wasserfarben gemalte Kopie des Grabsteines Rudolphs, die in der k. k. Ambraser Sammlung neben dem großen Stammbaum aufbewahrt wird: es zeigt den liegenden König in rothem grün gefüttertem Leibrock und goldstoffenem Mantel, auf dessen drey Schildern der habsburgische Löwe, der allemannisch-schwäbische Löwe, und der einfache Reichsadler in der Mitte angebracht sind; Krone, Zepter und Salbenbüchse bezeichnen seine hohe Würde, der schlafende Löwe zu seinen Füßen die Kraft, mit welcher Rudolph das Regiment des lange herrenlosen Deutschlandes geführt. Dieses Denkmal ist um so schätzbarer, da sein Original, der Grabstein selbst, leider bey der zweymaligen Verwüstung der Gruft zu Speyer durch die Franzosen 1689 und 1793 so verstümmelt worden, daß weder die Gesichtszüge, noch die Schrift, noch die Attribute mehr kenntlich sind. Doch ist von allem noch gerade so viel da, um seine Identität zu erweisen, und das Fehlende durch unsere alte sehr genaue Kopie zu ergänzen, wie der Anblick der Durchzeichnung des Grabsteins Fig. II. aus Laborde's Voyage en Autriche uns belehrt. Merkwürdig ist noch, daß die Inschrift unserer gemalten Kopie buchstäblich stimmt mit der Grabschrift, die Fugger gibt: (Ehrenspiegel S. 258) RVDOLFVS. DE. HABESBVRC. ROMANORVM.

REX. ANNO. REGNI. SVI. XVIII. O. (obiit) ANNO. DNI. MCCXCI. MENSE. IVLIO. IN. DIE. DIVISIONIS. APOSTOLORVM.

Es ist nach allem diesem wohl kein Zweifel, daß uns in diesem Gemälde das beste und zuverläßigste Bild Rudolphs von Habsburg bewahrt sey. — Der Verfasser gibt hier auch die bekannte Stelle aus Ottokar Hornecks Reimchronik, die von dem Grabsteine Rudolphs spricht.

Fig. III. zeigt Rudolphs Bildniß in ganzer Figur, und im kaiserlichen Ornate, mit Krone, Zepter, Reichsapfel und Mantel, entlehnt aus einer alten, zu Maximilians I. Zeit verfertigten Pergamentrolle mit illuminirten Federzeichnungen vieler, vorzüglich aber derjenigen Fürsten und Fürstinnen, deren Statuen in Innsbruck neben Maxens Grabmal stehen. — Fig. IV. Brustbild Rudolphs in Muscheln geschnitten, mit Gold und Edelsteinen reich verziert, wie es sich an der herrlichen Kette neben den andern Bildnissen österreichischer Fürsten befindet, welche, zwischen 1637 und 1657 verfertigt, jetzt in der Ambraser Sammlung bewahrt wird.

Fig. V. Die echte Krönungsmünze Rudolphs zu Aachen, 1273, geprägt. — Fig. VI. Eine spätere Sterbmedaille Rudolphs, und endlich Fig. VII. eine schlechte Denkmünze, welche wohl im sechzehnten Jahrhundert von einem unwissenden und geschmacklosen Italiener geprägt seyn mag, worauf Rudolph mit dem goldenen Vließe (!) geziert erscheint.

Nachdem Rec. die Vorzüge, wie einzelne Fehler, die er an diesem Werke zu bemerken glaubt, dargelegt hat, muß er hier seine Ueberzeugung aussprechen, daß er kein neueres Porträtwerk kennt, das diesem an Umfang, an historischem und künstlerischem Interesse, an Wichtigkeit für Ikonologie und Sittengeschichte, gleichkommen dürfte, und daß es unstreitig als Prachtwerk in jeder Bibliothek einen vorzüglichen Platz einnehmen wird.

Auf diesen machen nun mit Recht vorzüglich die illuminirten Exemplare Anspruch, welche wirklich eine seltsame, überraschende Wirkung thun, wobey auch jene oben berührten Mangel in der Ausführung mancher Blätter glücklich gehoben, das Ganze eine gleichförmigere Haltung und ein entschieden alterthümlich heraldisches Ansehen gewinnt.

Wir wünschen und hoffen, daß die Herausgeber durch die wirklich in unserer Zeit unerwartete, aber auch wohl und redlich verdiente günstige Aufnahme dieses Werkes, im Vaterlande so wie im Auslande aufgemuntert, ihre rühmlichen Bestrebungen zur Herausgabe ähnlicher alter Denkmale recht bald durch ein zweytes großes Werk dieser Art bethätigen mogen.

Art. X. Ueber die Verfassung der freyen lombardischen Städte im Mittelalter. Von Heinrich Leo, Dr. Ph. Rudolstadt, gedruckt in Dr. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerey, 1820.

Die italienischen Städte im Mittelalter, die Entwicklung ihres Munizipalwesens, ihr Verhaltniß zu den Königen und Kaisern, zur hohen Geistlichkeit, zum Adel, zu den Landleuten ꝛc. waren schon einmal (VIII. 1—144) in diesen Jahrbüchern der Gegenstand ausführlicher, gründlicher Erörterung. — Diese kleine Schrift beschränkt sich auf die lombardischen Städte, und unter ihnen meist auf Mailand, in welchem das ganze Leben in der Lombardey seine Spitze hatte und alle Erscheinungen desselben bestimmter und großartiger hervortraten. — Die Verfassung der Seestädte war weniger entstellt und emsiger überliefert. Die toskanischen Städte sind erst später bedeutend geworden, jene in der Romagna niemals.

Nach dem richtigen Gange des Verf. muß das Verhältniß der verschiedenen Stände unter einander zuvorderst den Schlüssel geben, zur allmälichen Heranbildung des Städtewesens, das in Deutschland und in Italien nur die besondere eigenthümliche Darstellung einer und derselben Idee ist, so wie das städtische Leben in allen Reichen der großen fränkischen Monarchie größere oder geringere Aehnlichkeit hat. — Savignys und Eichhorns treffliche Forschungen dienen dem Verf. durchgehends als Leitfaden, in Gemäßheit deren erklärt er das analoge Reifen des Städtewesens in Italien und Deutschland also, daß die ursprünglich freyen und hörigen Gemeinden, die freyen unter den Grafen, die hörigen unter dem Vogt des Lehensherrn koexistirten, daß es im innersten Interesse des Lehensherrn lag, den Grafen ganz zu verdrängen, dessen Ambacht, Bann oder Gerichtsbarkeit ganz unter den eigenen Vogt zu bringen, und Freye und Hörige somit unter ein und das nämliche Gericht zu vereinigen. — Die Freyen strebten nun nach einem fest umgränzten Mittelpunkt, nach der alten Gemeindeverfassung. Die Hörigen suchten die Gleichstellung mit den Freyen in Allem und Jedem. Beyde koagulirten sonach in zahlreiche und verschiedene Korporationen, die den Einfluß des Lehensherrn und seines Vogtes immer mehr verringerten. Eben in diesen vielen Mittelpunkten und Kreisen des Lebens lag ein Vorzug jener Zeit. »Das Streben des Volkes und des Einzelnen war dasselbe, und nicht zersplittert, nicht divergirend, nicht auf das möglichste Abschleifen und Gleichmachen aller Eigenthümlichkeiten gerichtet, nicht darauf, das Leben zu einer Stereotypen-Druckerey zu machen und den ewigen Frieden durch ein Bett des Prokrustes herbeyzuführen, um dann in süßer Muße recht viele neue Kinder-

erzielungs- und Erziehungs-, Düngungs- und Holzspar-Methoden, nebst Kartoffelbau und Himalaja-Gerste, so gemeinnützig als möglich zu verbreiten.«

Den Keim des Verderbens im italienischen Städteweſen sucht der Verf., nicht wie in Athen und Rom, in der allzuhäufigen Ergänzung der Bürger durch Fremde, sondern in dem anarchischen Emporstreben der untern Volksklassen, zu welchen dann aus den höhern einige hinüber apostasirten. — Das verkehrte Widerstreben gegen den Kaiser erzwang Anstrengungen, weit über die alte ständische Ordnung hinaus. Wie auf der Flucht die Beine gleichen Werth bekommen mit dem Haupte, setzten sich auch die niedern Klassen den höhern gleich, weil sie auch gleiche Kriegsdienste leisten und verhältnißmäßig ihrer Armuth und Niedrigkeit auch größere Lasten trugen. — Sehr gute Bemerkung, wie die kaiserliche Gewalt der wahre Grund der städtischen Freyheit war; ein fester Damm gegen das Aufwerfen einzelner Zwingherren sowohl, als gegen die Pöbelherrschaft. — Rechtmäßigkeit der Forderungen der Kaiser, als nur gegen die Versuche der Städte gerichtet, sich der gesetzmäßigen kaiserlichen oder durch sie verordneten bischöflichen Hoheit zu entziehen — Es liegt ein seltsames Verwechseln aller Zeitalter und aller Begriffe darin, die Kaiser als angreifenden und um sich greifenden Theil, oder wohl gar (wie Einige, bey ihren entschiedenen Talenten, weiß man nicht, ob Betrogene oder Betrüger?) den großen Otto und den herrlichen Barbaroſſa als ausländische Eroberer und Tyrannen, Napoleon aber, als einen Wohlthäter und Restaurateur (!!) der italischen Halbinsel zu betrachten!!

In diesem, völlig verkehrten, thörichten Streben nach Freyheit aus der Anarchie, nach dem Ausreuten und Umpflügen der Gegenwart nicht nur, sondern auch der gesammten Vergangenheit, aus der gleichen und gleichzeitigen Verachtung der Idee des Kaiserthums und des Papstthums (welches letztere nur gebraucht wurde, gegen das erstere, die Kastanien aus dem Feuer zu holen) erübrigte freylich nichts, als eine kurzsichtig-egoistische, wahrlich nicht antike, höchstens antikische Stadtpolitik, zu ihrem großen Nachtheile verschieden von dem in Sitte und Ordnung, in ausharrender Kraft und nivellirender Klugheit, unstreitig überlegenen deutschen Städteweſen. — Ein einfaches, strenge verurtheilendes Wort, treffender als ganze Werke, sprach des großen Barbaroſſa Freund und Geschichtschreiber, der Sohn Leopolds des Heiligen, Otto von Freising, über diesen wälschen Städtebund: »Barbaricae faecis retinent vestigia: quod cum legibus se vivere glorientur, legibus non obsequuntur!«

1) Die verschiedenen Stände und ihre, durch den Verein in eine Stadtgemeinde herbeygeführte Verhältnisse. — Widerspruch Sismondis, der das eine Mal die Freyheit der italienischen Städte als ein, auf äußern Andrang plötzlich auf einen Guß hervorgegangenes Ganze posaunt, und dann wieder von einer incohérente et bisarre constitution du *Milan* et des villes *Lombardes* redet, wahrscheinlich, weil in der nämlichen Stadt häufig die verschiedenen Stände eben so viele verschiedne, ja meist gegen einander aufsichtige und feindselige Staaten darzustellen scheinen. — Viel früher als vor Ottos des Großen Wiedervereinigung Deutschlands und Italiens und Wiedererweckung der Kaiserwürde, ist der Ursprung der städtischen Verhältnisse zu suchen; meist noch Reste römischer Staatsverwaltung. — Sehr früh wurde schon der Herzogs- und Grafenbann den Bischöfen übertragen. — Freye Gemeinden deutscher Abkunft. Die Motta und die Arimani. — Der Verf. leitet die Motta her, von den ihres Adels, ihrer Lehen und ihrer Würden beraubten Gegnern des Erzbischofs Heribert (1025, nicht lange vor jener berühmten Lehenssatzung König Konrads auf den roncalischen Gefilden). Diese Vertriebenen, der frühere freye Adel Mailands, bauten mit Hülfe von Lodi die Trutzfeste Motta, daher ihr Parteyname. — Der Verf. zählt die Arimanen (freye Lombarden und deren Nachkommen) unter die Zahl der Mottenser, dieser Haupturheber der ewigen Unruhen in Mailand. Sie trachteten nämlich, dem Volke verbündet, ihre alten Adelsrechte wieder zu erringen. Als aber das Volk übermächtig, als die Della Torre fast allgewaltig wurden, trat die Motta wieder auf die Seite des Adels.

2) Dienstpflichtiger Adel deutscher Abkunft, Kapitane, Valvasoren. — Die Herzogs- und Grafenwürde verschwand nämlich, ihr Ambacht und Bann wurde dem Erzbischof und dessen Beamten, dem Vicegrafen, Vicecomes (Visconti?) übertragen, der alle Unterbeamten, auch die städtischen Konsuln selbst erwählte; daher neue Macht des dienstpflichtigen Adels, aus dem das Volk durch geraume Zeit sogar seine Defensoren erkor. Gewöhnlich sechs Konsuln, wie gewöhnlich sechs deutsche Schöffen, oder zwölf, wo zwey Schöffengerichte vereinigt waren. — Kapitanei, Valvasores oder Vassi vorzugsweise, hießen des Kaisers oder Erzbischofs unmittelbare Lehensträger oder Ministerialen; die Afterlehensleute: Valvasores minores. — Aber der dem Kaiser unmittelbar unterworfene Adel ward immer weniger; er sah sich bald gezwungen, um zu gelten, um zu steigen, Lehen zu nehmen von den Mächtigen, oder Bürger zu werden in den Städten. — Wie in Mailand, so war auch in Modena, auch in

Brescia eine ganze Reihe adeliger Geschlechter von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, wohl aus Eifersucht des Volkes, wahrscheinlich auch in Folge dieser oder jener Kontrerevolution, an deren Spitze sie sich gestellt und dabey den Kürzern gezogen hatten.

3) Freye Gemeinden römischer Abkunft. — Die nicht ritterbürtigen Einwohner der lombardischen Städte schieden sich in die Artistae majores und minores; die majores, il popolo grasso, die Reichen, umfaßten die Kaufleute, die vermöglichsten und mächtigsten Handwerker, die Aerzte, die unadeligen Doktoren der Rechte, die ihre Consules mercatorum wählten, ein Abbild der Curie in den römischen Municipien, oder der Zeche der Reichen (Richerzechheit) in dem einst hochansehnlichen Cölln. — In Ravenna (und wohl auch in andern Städten?) *romani* consules und *germani* consules.

4) Die Handwerker und die Zünfte, artistae minores, paratica, credenza di san Ambrogio, lange in enger Verbindung mit der Motta (unter ihnen die unruhigsten und gewaltigsten, die Fleischhauer, Bäcker, Schuster und Seiler), an ihrer Spitze meist Leute adeliger Herkunft, ein Tribun, ein Diffensore, der sich nicht selten im Augenblicke der Ermüdung der Parteyen von dem langwierigen Kampfe, des Regiments bemächtigte. Auch in Deutschland blieb dem Adel oft nur die Wahl zwischen Verbannung oder sich in die Zünfte einschreiben zu lassen, so in Augsburg, in Straßburg, in Mainz. — Grundlagen der städtischen Verfassung. — Gemeinden von alter deutscher Freyheit in der neuen Verbindung mit Communen anderer Art gefährdet und in die Opposition versetzt, unterliegend und ihre Ritter- und Schöffenfreyheit verlierend durch ihren Widerstand oder durch die Beschäftigung mit Handel und mit Gewerben. — Gemeinden ritterbürtiger Dienstleute, die bald das Steuer ausschließend an sich rissen und aus denen sich Einzelne hie und da zu Zwingherren der Städte machten. — Ein freyer Kaufmannsstand, Ueberrest römischen Municipalwesens. — Ein von der ursprünglichen Hörigkeit mehr und mehr frey gewordener Handwerkerstand, häufig in seinen gleichmacherischen Versuchen von Renegaten aus dem Adel angeführt, zuletzt übermächtig. — Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten führte ein Schöffen-Rath und sein mit Grafen- und Vogtsgewalt ausgerüsteter Vorsitzer. Als Richter über alle Stände mußten sie aus einem freyen und aus dem höchsten Stande seyn. Das war allein noch der Stand der ritterlichen Dienstleute, adeligen Ministerialen. — Außer dieser gemeinsamen Obrigkeit hatten die einzelnen Stände ebenfalls Vorsteher, Konsuln, Anziane, die aber nur

dann frey und schöffenbar zu seyn brauchten, wenn ihr Stand es war.

II. Der römische Kaiser, König in Germanien und Italien, war im Recht der allgemeine oberste Herr und Richter, dominus urbis et orbis. In der That aber war er es fast nie, daher weit mehr die Gewalt jener Obrigkeiten zu betrachten kömmt, die man als seine Stellvertreter oder Delegaten betrachtete. — 1) Die Grafen und deren Stellvertreter, die bischöflichen Vicecomites. — In der Lombardey, des Kaisers oberster Stellvertreter, der Pfalzgraf, manchmal zugleich Graf von Mailand. Er nahm die Appellation an den Kaiser, und zwar nicht nur von den ordentlichen Gerichten, sondern auch von den außerordentlichen Machtboten der Justiz, den missis dominicis. — Die Comites majores, fortiores hießen häufig auch duces. Früh erlangte der Mailänder Erzbischof den Herzogsbann. Sein Vicecomes übte den gräflichen Ambacht, aber nur über die Stadt; denn im Gau, im Weichbild, in der March, in marchia Mediolani konnte deßhalb doch ein anderer Comes oder Marchio ein Mallum oder Placidum halten, ja in Mailand selbst, in der dortigen Kaiserpfalz, in palatio imperiali. — Der Grafenbann fast überall an die Bischöfe übertragen; die Frage wurde späterhin, wie in der Welt fast immer, geradezu umgekehrt. Der Bischof hatte den Grafen abgelöst im Gau und in den darin gelegenen Städten; nun rissen sich die Städte allmälich von der bischöflichen Gerichtsbarkeit los und machten zuletzt gar noch Ansprüche an den Gau, als hätte sich dieser von ihnen emancipirt! — Der Vicecomes wurde einerseits vom Bischof, andererseits vom Volke bewacht. Die Motta überflügelte den Adel durch die Credenza, und als diese ihr über den Kopf wuchs und sie aus dem Neste warf, mußte sich die Motta dem Adel anschließen. Die Credenza riß ein Recht nach dem andern an sich, wählte sogar die Stadtkonsuln, nicht bloß die Konsuln ihrer Caste. Der Vicecomes war zuletzt bloß Vorsteher der adeligen Ministerialen und die Gerichtsbarkeit über die Stadt an seiner Stelle dem Prätor oder Podesta übergeben.

2) Wo nun der Vicecomes von seiner Stelle als Präsident der Konsuln verdrängt war und diese allein regierten, mußte der Kaiser, um seinen Einfluß nicht gänzlich aufzugeben, eine neue, den Umständen angemessene Obrigkeit setzen. Diese wurde der Podesta oder Prätor, ein Fremder, auf daß er auch der Parteywuth fremd sey; — nur auf ein Jahr, zu desto geringerem Spielraum des Mißbrauchs; — von der Bürgerschaft gewahlt oder doch anerkannt, vom Kaiser eingeführt oder bestätigt; hiedurch, wie man glauben sollte, alle Interessen befrie-

digend, zumal bey seinem bald in förmliche Statuten sich auswachsenden, strengen Eide, bey der Vorsorge gegen seine Verwandtschaft oder Umgebung, bey der Aufstellung des Syndikats (oder Gerichtes, vor welchem er am Ende seines Regiments Rechenschaft ablegen und wo alle etwaigen Klagen gegen ihn angebracht werden sollten).

3) Die Ausschüsse der Gemeinden oder Consilia, durch die Begebenheiten jeder einzelnen Stadt ins Leben gerufen, also auch beynahe in jeder verschieden und ein treues Abbild des Verhältnisses der Stände unter einander, so das consilium credentiae oder der eigentlichsten Volkspartey in Mailand, und das consilium majus oder der Ausschuß der Konsuln der übrigen Societaten und der Credenza. — In Padua, in Vicenza hießen die Gilden und Zünfte der Bürgerschaft Frataliae, und ihr Vorstand Gastaldio oder Tribun.

4) Obgleich der Podesta kein aus dem Mittel der feindseligen Adeligen gewähltes Haupt war, noch auch dem Dienste des Bischofs angehörte, setzte ihm das Volk doch fast allgemein einen eigenen Kapitän oder Diffensore entgegen, der im Palazzo del popolo wohnte, während die Wohnung des Prätors oder Podesta, Palazzo del comune hieß. Der Kapitän hatte die bewaffnete Macht und dadurch am Ende die Uebermacht. Die Kapitäne waren häufig ihrem Stand abtrünnige Adelige. »Les nobles (sagt Sismondi mit lebendiger Farbe) qui se séparent de leur ordre, pour s'ériger en démagogues, ont un bien grand avantage sur tous les autres chefs de parti, c'est bien aisément qu'ils acquièrent sur ceux qu'ils entreprennent de conduire la plus haute et la plus précieuse influence. Il leur est si facile de paroître généreux quand ils ne sont qu'égoistes et calculateurs, de s'afficher comme les protecteurs du peuple, quand ils viennent au contraire faire la cour à sa puissance pour s'armer de sa force; ils peuvent prendre d'emprunt tant de vertus utiles, et le peuple est si aisément séduit par l'apparence des vertus, que bien peu d'hommes, nés dans une cité libre, se sont emparés de la tyrannie par une autre conduite que par celle-là.« Wenigstens waren sie trefflich dazu gemacht, den Haufen der republikanischen Formen zu entwöhnen und an die Alleinherrschaft zu gewöhnen. Oft knüpfte solch ein Parteyhaupt das Interesse der Seinigen nicht nur an seine Person, sondern auch an seine Familie, und die Fehden zwischen zwey Ständen arteten in Fehden zwischen zwey Familien aus: so in Ferrara, zwischen den Estes und Salinguerra, in Mailand zwischen den Della Torres und Viscontis, in Florenz zwischen den Uberti und

Buondelmonti, Bianchi und Neri ꝛc. — Die Häupter des Adels nannten sich auch Capitanei und obsiegten wie in Mailand durch die Viscontis den Volkshäuptern, aber selten. — In manchen Städten dauerte die Prätur, die Podestarie noch fort, nachdem längst jede republikanische Form verschwunden war. — So ließ sich in Verona der schreckliche Ezzelin alle Würden zugleich ertheilen, die des Volkskapitäns und die des Podesta, legte Kaiser Friedrichs Volker in die Stadt und waltete unumschränkt, ohne die geringste Veränderung der Regierungsform. — Die spätern Podestas waren bloß seine Beamten und Werkzeuge, wie es auch in andern Städten sich begab und bey gleicher Macht begeben mußte.

Art. XI. Réflexions morales et politiques sur quelques opinions et théories de notre temps. 1820. 59. pag. 8.

Diese kleine Schrift, welche von einem mit den Staatsgeschäften und öffentlichen Verhältnissen hinlänglich vertrauten Verfasser herzurühren scheint, wie es auch das Vorwort und die Art des Vortrages anzudeuten scheinen, soll dazu beytragen, die innere Richtigkeit, die Widersprüche und den eben so verächtlichen als zerstorenden Charakter der revolutionären Theorien und der Konstitutionsmacherey unserer Zeit fühlbarer zu machen. Es ist nicht sowohl irgend eine ausschließende Vorliebe oder Abneigung für oder wider diese und jene bestimmte Regierungsform, die den Verf. bey seinen Urtheilen und Bemerkungen leitet, als vielmehr die Einsicht, daß die revolutionären Systeme der neueren Zeit dem wahren öffentlichen Leben der Völker, einer dauernden Einheit der bürgerlichen Gesellschaft feindlich und zerstörend entgegen treten; und zwar vor allem, weil Volk und Staatsgesellschaft, als etwas das ganze Leben und alle Kräfte und Richtungen Umschließendes und Berührendes, ihre öffentlichen Einrichtungen nicht vermittelst einiger wenigen Begriffe des abstrahirenden Verstandes, durch eine chemisch-politische Scheidekunst und mechanische Konstruirung, sondern nur durch Geschichte und persönliches Leben, durch das, was ganze Generationen und unendlich viele einzelne Menschen gethan und erlebt haben, gewinnen können. Dieses Letztere aber schon deßwegen, weil auch in den Fällen, wo solche bloß auf ganz willkürlichen Abstraktionen des mechanisch berechnenden Verstandes gegründete Konstitutionen, von den Regierungen selbst dekretirt oder gutgeheißen worden, diese selbst die Artikel derselben nicht strenge und aufrichtig zu halten im Stande seyen, und daher ein unversöhnter Kampf zwischen Despotismus und Demokratie daraus hervorgehe. — Der Verf. erklärt, daß

er jede Staatsverfassung, die von der Zeit ausgebildet und gereift, den wirklich vorhandenen Bedürfnissen irgend einer Gesellschaft entsprechend sey, als legitim betrachte; und er rechnet insbesondere das Vorbild und Muster der meisten neueren dekretirten Verfassungen, die englische Konstitution, in die Reihe der sehr wohlgeordneten und gesetzlichen, eben weil die Grundgesetze und Statuten, worauf sie beruhen, den Ausdruck und die Bezeichnung in gesetzlicher Form von den verschiedenen Epochen der Nationalentwicklung enthalten, und diese selbst als die langsam gereifte Frucht der Statt gefundenen Schicksale, Bürgerkriege und inneren Zerwürfnisse zu betrachten sey; weil endlich diese Verfassung ein wirkliches Gleichgewicht zwischen der monarchischen und demokratischen Reaktion in sich fasse, welches eine zu große Erschütterung derselben verhindere. Dagegen aber erklart der Verf. sich wider alle, bloß aus der Theorie geschöpfte todte Nachahmung auch selbst der englischen Verfassung, weil durch Annahme der Formen derselben, ohne daß ihr Geist wahrhaft begründet und vorhanden sey, alle Nachtheile, nicht aber die Vortheile einer repräsentativen Verfassung erhalten würden. — Zuletzt faßt die Schrift das Ganze der revolutionären Bestrebungen seit dreyßig Jahren, und insbesondere auch die Umwälzungen der letztern Zeit ins Auge, und verbindet mit gerechtem Unwillen über die Schlechtigkeit und Verwerflichkeit, welche die Revolution in der neuesten Zeit in Aller Augen aufs neue enthüllet habe, die Hoffnung, daß die mit neuer Macht vordringenden, so lange verkannten Rechte, wo nicht des Gewissens und der Ehre, doch wenigstens der allgemeinen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, sich aufs neue gegen die heutige Revolution geltend machen würden, und glaubt, daß die monarchische Reaktion gegen das rein demokratische Princip als der wahre jetzige Zeitgeist, als das moralische Bedürfniß, wenigstens für einzelne Länder, z. B. Frankreich, betrachtet werden müsse, welchem von selbst Talente und Leidenschaften, d. h. die überwiegende öffentliche Meinung zufallen und dienen würden.

Die einzelnen Bemerkungen, in welchen diese Ansichten dargelegt und nachgewiesen werden, scheinen im Allgemeinen weniger einem tiefen wissenschaftlichen Nachdenken, als einer scharfsinnigen und geübten politischen Beobachtung abgewonnen zu seyn. Zunächst stellen manche derselben die Flachheit und Einseitigkeit einer vermeinten Gesetzgebungskunst ins Licht, welche das ganze mannigfaltige und reiche Leben irgend einer Nation in wenige arithmetisch berechnete Formeln bannen zu können wähnet, und das gesammte öffentliche Daseyn, nach rein materiellen Gesichtspunkten auffaßt, alle Kräfte des Gemüthes, der Erinnerung,

der Ahnung, des Begehrens und Verabscheuens, der Liebe und des Hasses, mit einem Worte, Leidenschaft und Herz, den ganzen persönlichen Menschen gleichsam als nicht vorhanden betrachtet. Systeme, die in ihrem Grunde so durchaus verkehrt und falsch verstanden sind, können nicht anders, als ihre Unwissenschaftlichkeit sowohl, als ihre sittliche Unwürde aufs vielfaltigste in ihren Folgerungen offenbaren. — Die Gemeinplätze, welche in den durch revolutionäre Bewegungen entstandenen Konstitutionen enthalten sind, geben nach des Verfassers allerdings nicht neuer Bemerkung, in dieser abstrakten Allgemeinheit mehrentheils nichts, als was schon da war, oder was sich von selbst versteht, und es gereicht wenigstens Systemen, die sich einzig auf den berechnenden Verstand, als auf die unbedingt gesetzgebende Kraft im Menschen stützen, nicht zur Ehre, so unlogisch zu verfahren. Selbst z. E. der allgemeine Grundsatz, daß die Presse zwar frey seyn, aber der Mißbrauch durch das Gesetz verhindert werden soll, könnte nach des Verfassers nicht unwitzigen Bemerkung mit einer in großen Buchstaben gesetzten Inschrift eines Gartenthores verglichen werden: Jedem Menschen ist es erlaubt, hier Gebrauch von seinen Beinen zu machen und spazieren zu gehen, nicht aber die Pflanzen dabey zu zertreten. Jedermann wußte das eigentlich vorher auch. Der Satz, daß die Fremden eben sowohl, als die Einheimischen den gesetzlichen Schutz für Leben und Güter haben sollen, gewähre nichts anders, wird gesagt, als was, wenigstens der Absicht und Intention des Großsultans nach, auch jedem friedlichen Europäer in der Türkey bewilligt seyn sollte. Die Gleichheit vor dem Gesetze buchstäblich genommen, sey nirgends besser ausgeführt, als im Oriente, wo alles gleich sey vor dem geltenden Gesetze, nämlich dem Willen des Alleinherrn; vernünftig genommen, sey sie, dem Grundsatze nach, in allen Staaten anerkannt. — Die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe sey ein Grundsatz, welcher der Monarchie selbst, und keineswegs erst der Revolution angehöre, und so weiter. — An sich selbst unschuldig, seyen diese Gemeinplätze gefahrvoll, sobald sie Vorwand und Hülfsmittel für einen zerstörenden Parteygeist werden; und was die demokratischen Einrichtungen und Formen selbst betreffe, so springe es in die Augen, daß sie in jedem Fall erst in den Sitten und Neigungen des Volkes und in geschichtlichen Vorgängen und Entwickelungen begründet seyn müßten, um Zweckmäßigkeit zu gewinnen. Auch in der Walachey z. E. würde man keinen Augenblick anstehen, nach der heutigen konstituirenden Weisheit, Wahlversammlungen und eine Nationalrepräsentation, Geichheit der Rechte, eine Jury u. s. w. zu dekretiren: — aber die Walachen würden deßhalb noch keine Republikaner seyn. »Die mensch-

»liche Weisheit,« heißt es ferner in eben diesem Sinne, »besteht vor »allem darin, zu erforschen, was vorhanden ist, und es ist eben »so irreligiös als unvernünftig, etwas erschaffen zu wollen. Allein »selbst auf die Religion erstreckt sich die verwegene Anmaßung der »Staatskünstler unserer Tage; betrachten sie nicht jede Religion »nur unter dem Gesichtspunkte der Analogie, worin sie mit ihren »politischen Zwecken steht?«

In der englischen Verfassung erkennt der Verf. das Vorhandenseyn einer erhaltenden Kraft durch Nationalsitte, durch eine mächtige Aristokratie, durch alte Korporationen begründet; und bewundert vor allem, daß dieselbe ein unbegränztes Feld jeder naturgemäßen Entwickelung offen gelassen habe, und großartig wie die Nation, der sie angehöre, von der Anmaßung fern geblieben sey, dasjenige, was als Gottes Werk angesehen werden müßte, in die engen, von der menschlichen Kurzsichtigkeit und Unwissenheit vorgezeichneten Schranken einschließen zu wollen. — In einer glänzenden Stelle beurkundet der Verf. noch näher seine Hochachtung sowohl vor dem Geiste der brittischen Verfassung, als vor einem würdigen politischen Charakter überhaupt, welcher von Liebe zur wahren Freyheit und Ordnung durchdrungen, beyde zur rechten Zeit durch Opposition gegen das Uebergewicht der Gewalt aufrecht zu erhalten, aber auch durch rastlosen und gründlichen Kampf gegen revolutionare Verwegenheit und Verblendung zu vertheidigen, das feste Bestreben hat. »Will man,« so sagt er, »den Geist der englischen Verfassung in einem Manne persönlich dargestellt sehen, so kann man ihn in dem politischen Betragen seines edelsten Vertreters, des berühmten Burke, bewundern. Ein Glied der Opposition, während des amerikanischen Krieges, so lange als ein unbegränztes Uebergewicht der königlichen Macht alle Talente zur Unterstützung der Volksfreyheiten aufforderte, trennte er sich zu einer andern Zeit, als ein achtjähriger Friede der Volkspartey ihren gesetzlichen Einfluß bereits zurückgegeben hatte, und als die ansteckende Seuche der französischen Revolutionsgrundsätze die Rechte der Krone mit einem nur allzu ungleichen Kampf bedrohete, im offenen Bruch von seinen politischen Freunden, und warf seit jener nächtlichen Parlamentssitzung im November 1791 das unermeßliche Gewicht seines Genies, seiner Beredsamkeit, und seines persönlichen Ansehens in die monarchische Wagschale. Unerschütterlich seitdem in seinen Anstrengungen für Aufrechthaltung dieser geheiligten Rechte, hat er nicht aufgehört, dieselben als Repräsentant der Nation zu vertheidigen, gleichwie er nicht aufhörte in seinen unsterblichen Schriften die ewigen Grundsätze der Gesellschaft zu predigen. Auch nachdem er dem öffentlichen Leben ent-

sagt hatte, ließ er aus dem Sitze stiller Zurückgezogenheit, wo er den Tod seines einzigen Sohnes, und in diesem die Erlöschung eines Geschlechts beweinte, welches er für immer verherrlichet hatte; als er schon losgerissen sich fühlte von der Erde, über welcher sein Genius emporgetragen schwebte, ähnlich den Propheten der Wüste, nur dazu seine erhabene Stimme ertönen, um anzuklagen ein gottvergessenes Geschlecht, welches von frevelnder Hoffart fortgerissen verblendet genug war, um den Thurm des Babels menschlicher Leidenschaften auf den Trümmern des Tempels des lebendigen Gottes zu errichten.«

Als die einzige Quelle republikanischer Einrichtungen in England, so wie in dem vormaligen Holland, glaubt der Verf. den Republikanismus der Sitten bey der großen Masse des Volkes ansehen zu müssen, und dieser hätte wiederum, so meint derselbe, seinen speziellen Grund in der Strenge des Kalvinismus und in der vom Handel erforderten Freyheit gehabt. Diesem scheint jedoch, was wir hier nur beyläufig bemerken, die Geschichte jener Verfassung, und die tiefere Auffassung des Geistes derselben zu widersprechen. Ihr Charakter scheint uns vielmehr wesentlich auf dem geschichtlichen Rechte gegründet, und aristokratisch, im umfassenden Sinne des Wortes, zu seyn, und zugleich, wenigstens der Idee nach, monarchisch. In dieser Eigenschaft aber ist die brittische Verfassung nicht nur weit älter, als die eben genannten Ursachen, sondern auch von ganz anderer, ja entgegengesetzter Natur; so daß, seitdem kalvinistischer Geist und Herrschaft des merkantilischen Interesse Einfluß auf die Verfassung erhalten haben, welches eher willkürlich andernde und auflösende Elemente sind, sich der wahre Geist der öffentlichen Einrichtungen Englands vielmehr trotz und im Widerspruch mit denselben sich behauptet hat, als daß die Verfassung durch diese neueren Kräfte im Grunde am meisten bestimmt worden wäre. Es hat zwar die innere Lebenskraft, vermöge welcher die englische Verfassung so manche Stürme und alles, was aus der Religionsparteyung und später aus den Verwicklungen des Welthandels Erschütterndes und Zerstörendes sich entwickeln mußte, überdauert hat, auch allerdings aus den damit verbundenen Anstrengungen und Kraftentwickelungen neue Stärke gezogen und früher unbekannte Hülfsmittel erlangt; — gewiß aber kann nicht bloß so neuen und ihrer Natur nach zu Gewährung dauernden Lebens unfähigen Grundursachen zugeschrieben werden, was ursprünglich schon in den ältesten Schicksalen und Anlagen der Nation seine tiefsten Wurzeln zu haben scheint.

Im Allgemeinen schwebt dem Verf. überall der Gedanke vor, daß nur solche Formen und Einrichtungen in legitimer Geltung

anerkannt werden sollen, welche auf Bedürfniß, Sitten, auf der Kraft der Gewohnheit und geschichtlichen Vorgängen begründet seyen; und daß eine willkürliche Aufstellung republikanischer Formen, für welche diese Bedingnisse nicht einträten, sich durch innern Kampf zwischen Despotismus und Demokratie bestrafe. — Er führt aus, warum es eine falsche Politik seyn würde, einem Hange einzelner Parteyen für solche revolutionäre Einrichtungen, welche den Sitten und Neigungen der gesunden Masse des Volkes fremd seyen, nachzugeben, weil durchaus keine Hand stark genug befunden würde, um den Wirkungen eines einmal anerkannten falschen Grundsatzes Schranken zu setzen. — Nachdem in dieser Beziehung die umwälzenden Kräfte so viele Kämpfe hervorgerufen, und so großen Spielraum gewonnen haben, sey nunmehr eine Rückwirkung zu Gunsten der monarchischen Kräfte, so wird ausgeführt, der wahre öffentliche Geist, wenn nicht für Europa überhaupt, doch in den Ländern, welche vorzugsweise von der Revolution erschüttert worden seyen. Das revolutionäre Prinzip habe dort bereits alles ergriffen, und sey eben daher abgenützt und abgestumpft, das monarchische hingegen sey in vollem Leben, weil es alles wieder zu gewinnen habe. »Talente und Leidenschaften,« wird gesagt, »sammeln sich nach dem natürlichen »Gang der Dinge um dasjenige Prinzip, welches sich eines un»natürlichen Uebergewichts des ihm entgegengesetzten Prinzips zu »erwehren hat. Weder die Deklamationen der Liberalen, noch »kleinmüthige Einräumungen, das Hin- und Herschwanken, und »die falschen Systeme der Regierungen können diesen natürlichen »Gang aufhalten. — Die Zeit allein sey der wahre Vermittler »und Moderator, die Menschen hätten, im Ganzen genommen, »kein anderes Ziel, als ihre Interessen, und keine andere wirk»same Kraft zum Handeln, als ihre Leidenschaften.« Der Verf. hält dafür, daß die Monarchie (in welcher er eine gewisse moralische Repräsentation, die sich überall bilde, voraussetzt) — mit ihrem lebendigen und persönlichen Einheitsprinzip weit geeigneter sey, als die Herrschaft irgend eines geschriebenen Buchstabens, den Sitten ihren gebührenden Einfluß zu erhalten, jede langsam von der Zeit und der Natur der Verhältnisse herbeygeführte Aenderung ohne Nachtheil für das Ganze eintreten zu lassen, das ganze moralische Eigenthum des Volkes und selbst seine Nationaleigenthümlichkeit zu respektiren und zu begünstigen. — Um so lebhafter glaubt der Verf. von dem richtigen Sinne und dem Bedürfniß der großen Mehrzahl, von dem allgemeinen Interesse an einem ruhigen Zustande, vom Gefühl der Würde bey den Regierenden, und dem Wunsche nach Sicherheit bey den Regierten

hoffen zu dürfen, daß jene, in ihren Grundsätzen so falsche, als in ihren Folgen gefahrvolle und zerstörende Bestrebungen in verdiente Ohnmacht zurücksinken mögen. Einen neuen Grund für diese Hoffnung entnimmt er aus der Schande, welche die Revolutionsversuche in Italien auf sich geladen hätten.

In wie fern nun diese letzte Hoffnung begründet und zuverläßig ist, muß die Zeit noch näher lehren. Die Erfahrung zeigt, daß auch gerade das ganz Unverständige und falsch Gerichtete oft eine unermeßlich mächtige Herrschaft über die menschlichen Dinge ausübt: und daß wohl auch die verderblichsten Bestrebungen von einem so innerlich unabhängigen Trotz und ausgearteten Ernste begleitet sind, daß das Lacherliche keine Macht mehr darüber ausübt. Diese Waffe ist nur gegen kleine und schwache Feinde siegreich: mächtige, geistige Kräfte, im Bösen eben so sehr, wie im Guten, entkräften ihrerseits das gegen sie gerichtete Geschoß sowohl des gerechten als ungerechten Spottes, und eben so die Waffe der richtigen wie der falschen Schlußfolgen und dialektischer Kunst; denn nicht in dem, was Andere vernünftig finden, erkennt eine geistige Kraft ihr Gesetz, welche das ihrige entweder im Himmel oder in der Hölle gefunden hat.

So unvermeidlich und naturgemäß übrigens auch jene vom Verfasser angedeutete Gravitation der Kräfte nach dem der Revolution entgegengesetzten Mittelpunkt ist, und so viel Grund die Erwartung haben mag, daß die Erfolge selbst vielen Zeitgenossen endlich die Augen über den Werth der revolutionären Weisheit öffnen, und selbst das tiefgefühlte Bedürfniß nach Ruhe viele Kräfte dem monarchischen Prinzip im Kampfe wider das Uebergewicht des demokratischen zuwenden werde, so dürfte sich doch eben aus den vom Verfasser selbst seinen Betrachtungen zu Grunde gelegten richtigen Grundsätzen von der Staatsgesellschaft, wonach nämlich dieselbe nicht nach mechanischen Gesetzen konstruirt oder berechnet werden kann, einleuchtend ergeben, daß die große Erscheinung und Aufgabe der Wiedergeburt im alternden Europa nicht aus dem bloßen Begriffe der Reaktion und Gravitation, der ja ebenfalls der Mechanik entnommen ist, begriffen werden kann. Im Gegentheil möchte sich wohl behaupten lassen, daß jede Tendenz, welche nicht noch einen wesentlich andern Charakter trägt, als einen solchen, wie er aus Vergleichung mit den physischen Gesetzen der Schwere und Bewegung erkannt werden kann, die Bedingnisse nicht erfüllt, welche von einer richtigen Einsicht ins Wesen der Staatsgesellschaft gefordert werden. Die allerdings furchtbaren offenen und stillen Eroberungen, welche die Sache der Revolution ihrerseits gemacht hat, und fortdauernd macht, lassen sich, wie es scheint, glücklicher und mit größerer

Frucht mit den Symptomen einer großen tiefliegenden Krankheit in dem organischen Korper der Gesellschaft, als mit bloßen Schwankungen der von entgegengesetzten Mittelpunkten angezogenen Kräfte vergleichen. Nicht daß gewisse vorhandene Talent, vorhandene Thatigkeiten und intellektuelle oder physische Kräfte durch die stärker werdende Anziehungskraft des monarchischen Prinzips, aus dem Anziehungskreise des demokratischen gerissen werden mögen, kann allein die beruhigende Aussicht darbieten, sondern daß die Natur dieser Kräfte selbst gebessert und umgewandelt werde. Der Krankheitstoff, welcher die edelsten Theile ergriffen hat, muß so viel als möglich ausgestoßen oder neutralisirt und unwirksam gemacht werden, damit er nicht den gänzlichen Tod hervorbringe, und anstatt seiner möge die Gesundheit, neugekraftigt, die verschiedenen Theile des großen Ganzen durchdringen. Ohne Bild! Dieß gewaltsame Bestreben, zu ändern, sich die Macht zu neuen Aenderungen zu erobern, sich irgend einem gegebenen Verhältniß nicht zu fügen, nach einer allgemeinen Unbeschränktheit außer den in der Gleichheit Aller gegebenen Bedingungen des gemeinschaftlichen Vordringens ohne Ziel und Maß zu trachten, mit einem Worte, der revolutionäre Geist muß einem besseren Geiste weichen, welcher das ewige Gesetz, das von der Gottheit ausfließt, mit geringerer oder größerer Klarheit ahnend, bereit ist, die Schranken anzuerkennen, innerhalb welcher er die ihm gewordene Lebensaufgabe rühmlich und ehrenwerth vollziehen, den eigenen Beruf mit Liebe erfüllen, in der ihm bestimmten großen oder kleinen Sphäre herrschen, dagegen aber außerhalb derselben die Verfügung der Autorität und die Anordnung Gottes anerkennen soll. Frägt man nun darnach, was von selbst, dem natürlichen Gange der Dinge gemäß, geschehen würde, so wird man eben auch nach denjenigen Wirkungen der vorfallenden Ereignisse zu forschen haben, welche sie in Beziehung auf jenen großen Zweck der geistigen Heilung, Besserung und geistigen Umwandlung haben können. Frägt man aber, was geschehen soll, um die Erreichung dieses Zweckes auch durch Anwendung aller Mittel, die man in Händen hat, zu befördern, so kann auch hiefür wohl nicht aus dem Bilde eines mechanischen oder chemischen Bewegungsgesetzes, sondern aus der eigenen Beschaffenheit des vorhandenen Uebels, so wie aus der Kenntniß des natürlich-gesunden Zustandes des socialen Körpers, dasjenige abgenommen werden, was jenem Zwecke dienlich seyn kann.

So zeigt es sich zwar auch in dieser Vergleichung in hohem Maße nothwendig, das Umsichgreifen der Krankheit im menschlichen Körper oftmals auch durch gewaltsame chirurgische Operationen zu verhüten, Ausschneidungen, Unterbindungen u. s. w.; allein

da hierdurch selbst die organische Lebenskraft angegriffen wird, so wird die höhere Arzneykunde in richtiger Verbindung mit der Kunst des Wundarztes zu bestimmen, bedacht seyn, bis zu welchem Maße, an welchen Stellen und Theilen, und in welchen Zeitpunkten die Operationen des letztern einzutreten haben, und sie wird auch ganz besonders dafür zu sorgen suchen, daß die durch die Krankheit selbst sowohl als auch unvermeidlicher Weise durch die gebrauchten Gegenmittel geschwächte Lebenskraft anderswoher wiederum neu gestärkt werde.

Wer dasselbe Bild von Gesundheit und Krankheit des organischen Körpers im Auge behält, wird nie zu vergessen in Gefahr seyn, daß eben in den Augenblicken einer gewaltsamen Krisis es wohl am meisten darauf ankomme, ob die Natur sich selbst wieder aufzuhelfen vermöge, ob die innere Lebenskraft stark genug ist, die Wuth der Krankheit zu überdauern. Er wird nach Mitteln sich umsehen, jener Lebenskraft aufzuhelfen, und ernstlich darnach forschen, in wie fern diese der arzneylichen Einwirkung unerreichbar, zur Erhaltung und Verjüngung vorhanden sey, als unsichtbare und höhere Quelle gleichsam, woher die Genesung fließen kann. — Wie bey allem Großen und Würdigen das a Jove principium der auch von den Alten anerkannt gewesene Grundsatz ist, so wird auf diesem Standpunkte der göttlich-geistige Einfluß, als die stärkste Heilkraft zur Rettung vor dem um sich greifenden Verderben sich von selbst darbieten. Von göttlicher Hülfe die Erhaltung und Stärkung, die Reinigung und Besserung des Daseyns ganz vorzugsweise zu erwarten, aus dieser einzig hohen und unversieglichen Quelle den Thau des Lebens zu schöpfen, von dieser lichten Höhe den Funken des belebenden Feuers mit lautester Aufrichtigkeit herzuleiten, dieses wird sich als das natürlichste und wirksamste Hülfsmittel darstellen.

Den Stoff der Krankheit durch scharfwirkende Mittel zu bekämpfen, wird sich zu dem Ende als nothwendig Mittel zeigen, damit die Gesundheit mit stiller und ruhiger Kraft alle Theile wiederum zu durchdringen vermöge. Vor allem aber wird das Bemühen, in so weit es die Abwehr des Uebels bezielt, darauf gehen, daß das Verderben von den Theilen abgehalten werde, wohin es noch nicht vorgedrungen ist, und es wird als ein großer Gewinn erscheinen, wenn alle jene Theile, die noch nicht von der Fäulniß ergriffen, gesund, oder doch in einem solchen Zustande bleiben, daß sie der Mittheilung der Gesundheit noch empfänglich befunden werden mögen. Es wird allerdings auch das zu vermeiden seyn, daß durch die heftige Gegenwirkung nicht die Verbreitung des Uebels selbst bis zu den edelsten Theilen des Körpers vermehrt werde. — Wer in Anwendung dieses näml-

chen Gleichnisses dem Ganzen zu dienen suchte, würde, wofern ihm die Macht dazu verliehen worden, die ungerechte Gewalt revolutionärer und auflösender Willkür durch heilsame Fesseln zu bändigen bedacht seyn: der Ungebundenheit die Macht, dem Trotz auch wohl die gewichtvolle Drohung entgegensetzen; er würde die falschen Doktrinen durch ihre innern Widersprüche, den täuschenden Tugendglanz durch die entlarvte Abscheulichkeit selbstsüchtiger Leidenschaften zu zertrümmern suchen. — Er würde aber auch ganz besonders als Gewinn achten, wenn viele Gemüther in glücklicher Unbefangenheit, vom großen Kampfe der Parteyen nur wenig berührt, ihre Empfänglichkeit fürs Wahre und Gute, während der Streit alles zu verschlingen droht, bewahren und retten. Es würde für ihn ein Hauptbestreben seyn, daß das noch wirklich unerreicht und unverletzt Gebliebene dem feindlichen Geiste, in welcher Verlarvung er sich auch zeige, vor allem seine Zustimmung versage; — daß jeder Theil an seiner Stelle und in seiner Bestimmung den Forderungen der Revolution ein standhaftes Nein entgegensetze, oder wenigstens nicht mit Gutheißung und Bejahung einwillige. — Nur ungern und gezwungen würde er übrigens die eigenthümliche Kraft der Erhaltung und Heilung, der Belebung und Genesung, welche in den innersten Lebenswerkzeugen ihren Sitz hat, selbst in kämpfender Anstrengung sich denken, und namentlich die Religion, als die friedebringende Tochter des Himmels, weit lieber als segnend in feyerlicher Stille, als angethan mit glänzender Kampfesrüstung erblicken, welche derselben auch dann noch fremd und lästig bleibt, wenn sie erzürnt über den Frevel am Heiligthume sich im heiligen Unwillen mit derselben bekleidete.

Das, was wir, ohne uns hier in die fruchtbare Materie tiefer einzulassen, was nämlich für Wiederbegründung eines geordneten socialen Zustandes von der Zeit zu erwarten, und wie dafür gewirkt werden könne, durch vorstehende Andeutungen bezielen, ist die Aeußerung des Zweifels, ob das bloße, der nicht lebendigen Natur und physisch-nothwendigen Gesetzen entnommene Bild vom Gravitiren der Kräfte nach dem monarchischen Mittelpunkte sowohl für die theoretische als praktische Seite der großen Aufgabe mit Vermeidung jedes wesentlichen Fehlgriffs die richtigen Aufschlüsse an Hand geben können. In allen Fällen bedürfte dasselbe noch einer näheren Bestimmung, und in dieser Beziehung muß der Wunsch ausgesprochen werden, der Verfasser mochte die Gedankenfolge dieses das Nachdenken mehrfach anregenden Werkchens genauer bestimmt, und erschöpfender ausgeführt haben.

Art. XII. 1. Juwelenschnüre Abul-Maanis (des Vaters der Bedeutungen), das ist: Bruchstücke eines unbekannten persischen Dichters. Gesammelt und übersetzt durch Joseph von Hammer. Wien 1822. Im Verlage bey Anton Doll. 8. S. 196 u. XIX.

2. Oestliche Rosen, von Friedrich Rückert. Drey Lesen. Leipzig F. A. Brockhaus. 1822. 8. S. 466.

3. Ghaselen, von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen, 1821, bey Karl Heyder.

4. Lyrische Blätter, von August Graf von Platen Hallermünde. Nr. 1. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1821. S. VIII u. 152.

5. Vermischte Schriften, von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen, bey Karl Heyder 1822. gr. 8. S. 174.

Indem wir uns anschicken, einen Bericht über vorstehende Schriften zu erstatten, sehen wir uns gedrungen, einige allgemeine Bemerkungen voraus zu schicken, welche die Sache erfordert. Es scheint jetzt wirklich die Zeit heran gekommen zu seyn, wo die Dichtkunst des Orients, wie vor dieser jene der Griechen und Römer, einen bedeutenden Einfluß auf uns gewinnen, und, wenn man so sagen darf, die Form unsers Denkens nach ihrer Weise beugen und ändern soll. Ob man sich darüber zu betrüben oder zu freuen habe, halten Viele für zweifelhaft. Die poetische Selbstständigkeit der Deutschen nämlich, die sich seit einiger Zeit wirklich begründen zu wollen schien, wird, durch eine solche herein brechende fremde Herrschaft aufs neue in eine ungewisse Ferne hinausgerückt, nur erst dann bey uns wahrhaft ins Daseyn treten können, wenn der neu herein gebrachte Stoff im Innern vollständig verarbeitet, und der Nation angeeignet seyn wird; denn nur so kann er aufhören, eine fremde disharmonische Erscheinung in dem Ganzen deutscher Dichtung zu bilden. Indeß darf man dieses Streben nach Einbürgerung orientaler Poesie (welchem bald ein Gleiches in Hinsicht der Philosophie des Orients folgen möge) nur als ein im Charakter der Deutschen begründetes betrachten. Es ist bis jetzt, wie so manches andere in seinem Beginne war, eine Arbeit, welche deutsche Gelehrsamkeit ohne Zustimmung des Volkes unternahm, das im Anfange weder dankbar seyn, noch sich der Sache mit Theilnahme wird annehmen können: gleichwohl wird, wie früher bey anderen ähnlichen Bestrebungen, im Verlaufe der Zeit diese allgemeine Theilnahme von selbst nachfolgen, und die Unternehmung mit einem günstigen Erfolge gekrönt werden.

Daß wir unter diesen bis jetzt noch zweifelhaften Unternehmungen nicht jene gelehrten Arbeiten verstehen können,

welche Herr Hofrath von Hammer, oder die beyden Schlegel und Herr Kosegarten der Lesewelt mittheilten, ist von selbst klar. Treffliche Uebersetzungen der Meisterwerke des Originals, Untersuchungen über die Geschichte ihrer Kunst, welche jetzt, je gründlicher sie sind, durch die gleichzeitigen, von Herrn Hofrath Creuzer eigentlich erst wahrhaft eröffneten Untersuchungen über den Charakter der alten Religionsansichten wirklich tiefen Gewinn bringen können, gehören der deutschen Gelahrtheit unbedingt an, und werden den Einfluß, den sie auf deutsche Poesie unausweichlich haben müssen, durch allmahliche Steigerung der Ansichten ohne eigentliche Umbeugung der Form deutscher Kunst gewinnen. Wir wollen damit nicht läugnen, daß eben durch solche Untersuchungen, Uebersetzungen und Bearbeitungen, wie sie z. B. die beyden Schlegel und H. v. Hammer geliefert, die Begeisterung für jene fremde Literaturen angeregt werden könne, oder wirklich angeregt worden sey; allein es ist noch eine große Kluft zwischen solchen Arbeiten, und Erzeugnissen des heimatlichen Bodens im Sinne des Orients. Die Sache hat aber bey uns die Wendung genommen, daß man sich nicht mit Uebertragungen herrlicher Dichtungen des Orients begnügt, sondern selbst im Geiste jener Poesie Welt und Menschen zu betrachten sucht, und damit Erzeugnisse einer im deutschen Vaterlande noch ganz scheuen Muse zu Tage fördert. Dieß ist der eigentliche Gegenstand der Klage der Einen, wie mancher froher Erwartungen der Andern; und die Absicht der gegenwärtigen Anzeige geht vorzuglich dahin, beydes, Hoffnung und Furcht der Freunde deutscher Kunst gehörig zu berücksichtigen, und das Verhältniß jener neuen Bestrebungen zum Ganzen bestehender deutscher Kunstbildung gehörig zu würdigen. Billig beginnen wir mit der Anzeige des neuesten, ursprünglich orientale Poesie in einer ansprechenden Uebertragung gebenden Werkes des Herrn Hofraths von Hammer, der ohnehin, wie wir überzeugt sind, die, zwar unfreywillige, Veranlassung des neuen, eben zur Sprache gebrachten Bestrebens geworden ist.

Die Juwelenschnüre Abul Maanis (des Vaters der Bedeutungen) liefern, wie bereits der Titel anzeigt, Bruchstücke eines unbekannten persischen Dichters. Schon im ersten Bande dieser Jahrbücher hat Recensent bey Gelegenheit der Anzeige der Geschichte der schönen Redekünste Persiens den Wunsch geäußert, daß Herr von Hammer durch Uebertragung eines persischen Dichters einen anschaulicheren Begriff dessen, was die Geschichte der Kunst über die Natur persischer Poesie aussagt, geben möchte, da diese bis dahin kaum mehr als aus der Uebersetzung Hafisens bekannt geworden war. Durch Mittheilung Abul Maanis aber hat der Uebersetzer einen Dichter vor die deutsche

Lesewelt gebracht, der im Oriente selbst in seiner ächten Gestalt, der Bestrebungen mehrerer Gelehrten ungeachtet, nicht aufzufinden war. Herr von Hammer berichtet nämlich in der Vorrede: er habe in dem zu Konstantinopel im Jahre 1742 gedruckten äußerst schätzbaren Wörterbuche Ferhengi Schuuri, welches wohl gegen fünfhundert persische Dichter in 22,458 Doppelversen anführe, bey weitem die schätzbarsten und meisten Citate aus des oben benannten Abul Maani Dichtungen vorgefunden, der weder dem Namen noch dem Stamme nach bisher bekannt war. Eine zehnjährige Nachfrage zu Konstantinopel wie zu Teheran, und bey den Orientalisten zu Paris und Petersburg wegen näherer Aufklärungen über den Dichter sey vergebens gewesen. Einzig nur dieß habe der k. k. Dollmetschgehülf, Herr von Raab, zu Konstantinopel vom Reis Effendi als Vermuthung in Erfahrung gebracht, daß Abul Maani ein persischer Derwisch gewesen sey, welcher zu Sultan Murads III. Zeit größtentheils zu Konstantinopel gelebt, früher aber den ganzen Orient als Reisender durchzogen habe. »Habe er aber,« fährt H. v. Hammer fort, »gelebt wo und wann immer, sey er seines Stammes und Standes gewesen, wer er wolle, er war Dichter im vollesten Sinne des Wortes, wie dieß fast jedes der aus seinen Werken abgerissenen Distichen bezeugt.« Bey dem großen Werthe der in gedachtem Wörterbuche enthaltenen Bruchstücke aus den Dichtungen des Abul Maani, hielt es daher der Uebersetzer für einen eigentlichen Gewinn, dieselben zu sammeln, und, da ihm das wahre Ganze der Dichtungen für immer unbekannt bleiben zu sollen schien, diese Bruchstücke so an einander zu reihen, wie es der Sinn gestatten wollte. Er liefert auf diese Weise Dichtungen, die dem Originale in Hinsicht ihres Inhalts vollständig angehören, hinsichtlich ihrer Begränzung aber und der Reihenfolge der Ideen ihm wahrscheinlich gänzlich fremd sind. Nichts desto weniger hat, wie sich der Leser leicht überzeugen wird, der Uebersetzer durch seine Zusammenstellung Dichtungen hervorgebracht, welche ihrem innern Zusammenhange nach durchaus so, wie sie vorliegen, erfunden worden zu seyn scheinen. Die Natur der persischen Dichtung überhaupt, welche so gern einen Gedanken innerhalb eines Doppelverses einschließt, und ihn in diesem Raume vollständig abrundet, und der so vielen Dichtungen gemeinsame Stoff haben diese Arbeit sehr begünstigt.

Abul Maani hat, wie uns der Uebersetzer belehrt, Gasele und Kaßide, d. i. einfach gereimte, erotische und elegische, dann Mesnewi, d. i. doppelt gereimte didaktische, romantische und satyrische Gedichte geschrieben; von denen das Wörterbuch Proben

in zwölfhundert Distichen anführt. Der Uebersetzer glaubt, die Methode der Aneinanderreihung dieser Bruchstücke nach ihrer wechselseitigen Beziehung auf einander sey dem Dichter selbst günstig, wenigstens bey europäischen Lesern, da sie dadurch eine größere Verständlichkeit erhielten, als die liebenswürdige Unordnung persischer Lyrik gewöhnlich zu besitzen pflege. Ueber die Ordnung, in der er die auf diese Art entstandenen einzelnen Dichtungen sich folgen läßt, drückt er sich in einem gewissen orientalischen Schwunge der Rede folgendermaßen aus:

»Demnach erscheinen hier, nachdem einige reine Sapphire zum Preise der Einheit Gottes vorausgesendet worden, die vielseitig geschliffenen Diamanten des Fürstenlobes, auf welche als Gegensatz spitzige Korallen blutiger Satyre folgen; dann die Smaragde der Frühlingsoden, und die Türkisse der Klaggedichte über den unabänderlichen Gang des Himmels und die Unbeständigkeit der Welt; die Amethyste der Trinkgedichte, die Perlen des Schönheitslobes, die Granaten der Liebeserklärungen, die Rubine des Genusses und der Trennung, die Rauchtopase des Liebesschmerzes, die Achate der Liebespflichten und die Karneol-Talismane der Weisheitslehren und Tugendsprüche. Mehr als hundert Distichen sind unübersetzt geblieben, weil sie als Zoten besser für eine Schnur von Saubohnen, als für eine Schnur edler Steine poetischen Halsgeschmeides sich eigneten.«

Wir wollen nicht den logischen Grund dieser Juwelenbezeichnung kritisch beanständigen, und lassen es dahin gestellt seyn, ob nicht dennoch ein oder das andere Paar der hier sich für Edelsteine gebenden Distichen vielmehr in die Klasse jener Bohnen gehöre, die hier das erste Mal einer mystischen Bedeutung gewürdigt worden sind, glauben aber mit dem Uebersetzer, daß es leicht seyn müsse, unter diesen selben Rubriken der gewählten Edelsteine alle in jenem Wörterbuche Ferhengi Schuuris befindlichen Dichterproben in ein großes Werk persischer Dichtung zusammen zu fassen, welches wohl den herrlichsten Anblick persischer Dichtergröße geben würde, einen Brustschild des Mithras, wie der Uebersetzer sich ausdrückt, für ewig strahlend in Klarheit und Wahrheit. »Dieser Schmuck,« fährt er fort, »sey vorbehalten einem in die Geheimnisse persischer Sprache eingeweihten hohen Priester westöstlicher Poesie, welcher, wie Göthe, die Tiara als Hierophante zu tragen versteht; dem Hermeneuten genügt es hiermit den Wink gegeben zu haben, wie die Edelsteine des Brustschildes zu fassen seyen.«

1. Sapphire. Lob Gottes. — Ein einzelnes Gedicht, worin Abul Maani die Größe des Schöpfers und die menschliche

Unwürdigkeit erwägt, und mit der erhabenen Beschauung der Einheit und Heiligkeit Gottes endigt. Diese hier zu einem Ganzen zusammen gereihten Ideen stehen indeß weit hinter den Ansichten anderer persischer Dichter über die Gottheit, wie sie uns Herr v. Hammer in seiner Geschichte der persischen schönen Redekunst mittheilte, und hinter dem hohen Schwunge der Begeisterung zurück, der in jenen Dichtern sichtbar wird. 2. Diamanten. Fürstenlob. — Ein in sechs verschiedenen Dichtungen gesammelter Lobgesang, worin die Herrlichkeit, Größe und Gerechtigkeit, die Großmuth und Machtvollkommenheit des Schah's gepriesen, und auch nebst dem Lobe seines Schwertes der Preis seiner Hofdienste und seines Vesirs gewagt wird. Diese Lobgesänge zeichnen sich durch Kühnheit der Phantasie und eine überall feurige Beredsamkeit aus. Ihr Inhalt ist dem deutschen Leser fremdartiger als irgend ein anderer Stoff eines orientalischen Dichters, dennoch aber wird man sie mit Theilnahme lesen. Als eine Probe dieser Abtheilung geben wir einiges aus dem Lobe der Kriegsmacht des Schah's:

Löwenherziger Held, einspänniger Reiter des Treffens!
Feindezerwerfender Schah, Löwe des Tages der Schlacht!
Ueberall gehen Ihm am Bügel des Rosses zur Seite
Waffenträger des Siegs, Bügelhalter der Macht.
Königsreiter des Felds, und Heere zerbrechender Feldherr!
Pehliwane des Kampfs, Löwe des Tages der Schlacht!
Deine Pfeile stürzen auf's Haupt des Feindes, wie Regen,
Als vielfärbiger Blitz strahlet demselben das Schwert.
Seinem Feind' erübriget nichts als Lügen zu sammeln,
Sichelgekrümmt wie der Stahl, fängt er als Zunder die Glut;
Ihn zu denken nur erzittert die Seele des Feindes,
Wenn der Feind sein denkt, kann er im Felde nicht stehn.
Seines Grimmes Flamme verzehrt den Feind wie das Reisig,
Das auf Inseln brennt, mitten in Fluten des Meers:
Wohl bebaut und gesegnet sey die Stätte der Freunde,
Aber der Feinde Platz werde zerstört und verheert.
Da der Schätze Huth in seine Hände gelegt ward,
Ist es billig auch, daß ihn behüthe der Herr.
Seinem Schenkel gehorcht im Lauf der muthige Renner,
Nicht mit tausend Müh kommt in die Nähe der Ost.
Wolken der Leib, und Winde die Füß', ein Donner das Wiehern,
Und im Laufe wie Blitz, oder wie fallender Stern.
Führt die Mauern nur auf, das Dach bedarf nicht des Vorsprungs,
Denn der Vogel des Glücks schattet statt selbem herab.

Das Lob der Hofdienste des Schah zeichnet sich nicht auf gleiche Weise aus, sondern ist vielmehr einem europäischen Ohre unerträglich.

3. Korallen. Spottgedichte. 4. Smaragde, Frühlingsgedichte. — Sie stehen hier im schönen Gegensatze neben einander.

Die Satyren, welche den falschen Sofi und schlechten Dichter geißeln, führen eine oft derbe, dieser Dichtungsart jedoch beynahe unentbehrliche Sprache; die Frühlingsgedichte, welche indeß besser Lob der Natur überschrieben wären, weil sie zugleich den Sommer und Herbst feyern, erinnern eben so wie Hafisens Dichtungen dieser Art an Horaz:

Glückliches Jahr, und gesegneter Mond, und erfreuliche Tage,
Blüte der Rosen, und Freundeversammlung, und Trinkergelage!
Nun bey den grünenden Fluren, wo alles nur Lust und Vergnügen,
Ist es bloß Narrheit noch länger verdrießlich zu Hause zu liegen;
Wahrlich ich schwör' es beym Wunder der Schöpfung, bey Thälern und Bergen,
Schwör' es bey Blitzen, die Feuer, bey Wolken, die Wasser verbergen.
Monde des Frühlings und Tage der Rosen sind wieder gekommen;
Froh sind die Welten, was soll das zu Hause Verbleiben uns frommen?

Die Beschreibung des Sommers gibt uns freylich kein angenehmes Bild jener Jahrszeit in Persien:

Es geben Eis und Schnee dem Leben Lust,
Sie schaffen Frühlingskühlung im August;
So groß ist nun des Sommers Sonnenhitze,
Daß Schnee allein gewähret Ruhesitze.
Der Himmel birgt sich ganz in schwarzen Rauch,
Es glüht die Welt wie der Kometen Hauch.

Reizend ist dafür das kurz entworfene Bild des Spätherbstes:

Die Bäume gießen aus ihr Laub,
Wie Goldarbeiter goldnen Staub.

Doch steht auch in diesen Schilderungen der Natur der Dichter hinter Hafis zurück, in dessen Gesängen ein reicher Schatz der Freude und des Entzückens über die Schönheit auch der leblosen Natur sich vereint findet.

5. Türkisse. Klaggedichte. — Sie sind von vorzüglicher Schönheit, durch tief greifende Reflexionen über das Leben und den Wandel des Glücks zugleich anziehend und belehrend. Es sind nicht zu weiche Klagen eines durch die Mißgeschicke des Lebens gebrochenen Herzens; auch nicht Ergießungen eines in Bitterkeit verwüsteten Geistes; sondern Aussprüche eines kraftvollen Gemüthes, dem die Welt nicht geworden, was sie ihm gerechter Erwartung nach hätte werden sollen, das zuletzt sich die Lehre gewann:

Wer diese Welt durchzieht als ein vernünft'ger Gast,
Erbauet sich darin zu bleiben nicht Pallast.

Es können diese Klaggedichte selbst in gewisser Hinsicht als eine Biographie des Dichters dienen; er spricht hier viel von sich und seinem Loose: man sieht wenigstens, daß er den Lohn seltener Verdienste, die ihm eigen waren, nicht gefunden habe. Er warnt

vor zu großem Vertrauen auf das Glück, und beklagt sein im vergebenen Suchen desselben verlornes Leben:

»Blind ist das Loos, und ist es nicht blind, so ist es doch schielend,
Weil es den Wissenden sieht, und dem Unwissenden gibt;
Sollte dasselbe sich flüchten zu dir, als Schattengenosse,
Nimm vor dem Schmeichelnden dich, nimm dich, Vernünft'ger in Acht.
Wenn die Pilze des Glücks aufschießen als Bäume der Tage,
Zeigen sie sich zuerst mächtig zur Großmuth geneigt,
Tragen Pistazien gleich dies Jahr erfreuliche Früchte,
Aber im kommenden ist leer von dem Kerne die Schal'.
Wie die finstere Nacht ist vorüber das Leben gegangen,
Und mein Unglücksloos kehrte den Morgen in Nacht.
Im Verfolgen der Gier ist vorüber gegangen das Leben,
Selbst der Erfahrene denkt nicht an das wahre Geschäft.
Warum beklagst du dich? geschehn muß, was zu geschehn hat,
Was von Ewigkeit her gut oder bös ist bestimmt.
Gelb ist geworden das Herz aus Sorge des täglichen Futters,
In der Welten Saat bin ich gereifet als Korn.
Männer von Herz gehn lachend, wie Zähn' in dem Rachen des Unglücks,
Weit auf sperren den Schlund überall Drachen der Welt.

6. Amethyste. Trinkgedichte. — Sie sind, wie man persische Trinklieder kennt, heiter, aufmunternd, voll Anspielungen auf Gegenstände höherer Art, welche herbey zu führen, das Lob des Weins nur die Veranlassung geben sollte. Wahrscheinlich gehören hieher noch manche unter andere Rubriken aufgenommene Fragmente, denen man es in ihrer abgerissenen Gestalt nicht mehr ansieht, welchem Haupt-Thema sie eigentlich zur Zierde und Erweiterung dienten. Der Uebersetzer hat nur vier aufgenommen, von welchen das Letzte, aus dem Buche des Tonkünstlers, in seiner Aneinanderreihung von vorzüglicher Schönheit, und auch, insbesondere als Arbeit des Uebersetzers betrachtet, in Sprache und Versbehandlung sehr gelungen ist. 8. Perlen, Schönheitslob. — Höchst mannigfaltig, obwohl immer zu denselben Ideen zurückkehrend, und meistens, ohne in seinem Sinne völlig klar da zu liegen, höchst bedeutungsvoll. Es ist die reichste Rubrik der ganzen Sammlung, und zählt fünf und zwanzig Gedichte. Die Schönheit überhaupt, der Wuchs in seinen mannigfaltigen Gestaltungen, Gesicht und Locken, das Auge mit seinen Wimpern und seiner Schminke, Wangen, Lippen und das Maal der Wangen finden ihr begeistertes Lob. Manches ist auch hier mystisch zu deuten, und würde, recht verstanden, einen erhabnen Sinn gewähren, der sich jetzt nicht immer enträthseln läßt. Manches muß auf diese Weise jetzt als anstößig erscheinen, manches ist es vom Ursprunge her gewesen. Das trochäische Maß, welches der Uebersetzer hier häufig angewendet, ist mit vielem Glücke behandelt, und hilft dem Ausdrucke dieser feurigen Ergie-

ßungen des Entzückens, diesem Verlorenseyn im Anblicke der Schönheit, diesen an Witz gränzenden Gegensätzen eines leidenschaftlichen Gemüthes, welches mit dem Ausdrucke ringt und jedes Mittel versucht, sich verständlich zu machen. Die Gedichte dieser Abtheilung, so wie jene der vier folgenden: 8 Granaten. Liebeserklärungen. — 9. Rubine. Genuß und Trennung. — 10. Rauchtopase. Schmerz und Wahnsinn. — 11. Achate. Liebespflichten — von welchen allen obige Bemerkungen gelten, sind selbst wahrhaft blühende Kränze der Schönheit, während sie nur Reflexionen und Empfindungen, welche das Schöne oder die Schönheit veranlaßte, geben zu wollen scheinen. Sie zeigen eben so sehr ein tief erregtes als seiner überall mächtiges Gemüth, einen durchaus Begeisterten, den gleichwohl die Kraft ruhiger Beschauung nicht verließ, mit der er sowohl die eigenen Stürme seines Innern als die ihn umgebende Welt überblickt, und sich Rechenschaft von Allem zu leisten weiß. Es sind Erzeugnisse eines Dichters im echten Sinne des Wortes.

Für ein Meisterwerk vorzüglicher Art, wenn gleich in seiner Gattung dem persischen Dichterkreise einheimisch, halten wir den Schluß der Sammlung: 12. Karneole. Buch des Rathes — im wahren Verstande ein Buch des Rathes, wie es der Uebersezer genannt hat. Es ist eine Aneinanderreihung allgemein verständlicher Sprüche der Weisheit über das Leben und die Verhältnisse des Menschen zu demselben, Erwägungen der Pflichten, welche die Pilgerwanderung durch dieses Daseyn Jedem, dem Großen wie dem Kleinen auflegt. Herr v. Hammer hat die in diese Rubrik gehörigen Fragmente in funfzehn Gedichte gesammelt, denen er angemessene Ueberschriften gegeben. Die ersten vier: Habgierigkeit, Genügsamkeit, Mäßigkeit, Freygebigkeit, handeln, in sich wechselseitig stützenden Ansichten, Lehren einer Lebensweisheit ab, welche das Glück allein nur in dem innern Frieden sucht, den das Bewußtseyn der Tugend gewährt. So heißt es gleich im Beginne:

Sey nicht gierigen Blicks die Schätze der Erde zu sammeln,
Trage Rechenschaft nicht mit hinunter in's Grab.
Schäme dich hungrigen Augs nach Gütern der Welt zu verlangen,
Wie der Käfer des Mist's, rollend aus Dünger den Ball.
Denke doch, wer du bist! gedenkst du denn ewig zu weilen,
Gleich der Motte des Kleides zwischen dem Zobel und Luchs?
Bist du ein Mann von Herz, so kleiden dich Tugend und Thaten,
Atlas und Damast brauchen Vernünftige nicht.
Sage, wie lange noch wirst du dich abmühen als Pflugstier?
Abarbeitend bist du Anderen, dir nicht zum Trost.

Rechtmäßigkeit des Handelns, jenes Gleichgewicht im Herzen des Tugendhaften, die ihn hindert, aus dem Mittelpunkte eines ed-

len Seyns zum Uebermaß oder zur Kleinlichkeit sich hinüber zu neigen; dann, als Ausdruck solcher gewonnener Stärke, die Gabe der Beredsamkeit, und als Klugheitsregel die Behutsamkeit im Reden wird mit wohlwollender eindringender Lehre angepriesen. Wir heben einige Sprüche aus, die der Uebersetzer in einfachen vierfüßigen Jamben gegeben, und dadurch dem Gebrauche und der Benützung im Leben auch bey uns angemessen gemacht hat; denn diese Sprüche sind so allgemeingültig, daß sie, Weniges ausgenommen, was die Fremde verräth, überall zu Hause sind.

Viele Städt' und Länder habe ich durchzogen,
Des Guten und des Bösen hab' ich viel geseh'n:
Ich sah, daß Alle, die dem Recht gewogen,
Als edle Menschen hoch in Achtung steh'n.

Ich sah, daß Alle, so die Großmuth üben,
Auch zweifelsohne Herrn des Landes sind;
Daß, wer mit Billigkeit den Nächsten liebet,
Auch von der Welt behandelt wird gelind.

Den Baum, der feste Wurzel hat geschlagen,
Reißt mit Gewalt ein einz'ger Mensch nicht aus;
Vernunft läßt sich aus festem Schloß nicht jagen,
Es herrscht das Herz im Leib, als seinem Haus.

Du sollst dem Dichter nicht das Wort abwägen,
Den Meistern nachzuwägen ist nicht Art;
Es starret dir das Wort im Mund, dem trägen,
Weil in der Brust zuvor zu Eis es ward.

Warum will man mir nicht ein Wort gewähren,
Der ich so viel geleistet durch das Wort?
Mein Wunsch ist mit den Freunden zu verkehren,
Doch leidet es mich nicht an einem Ort.

Verwahre dich im Winter vor der Kälte,
Und bleibe fein am Feuerheerd zu Haus;
Bohr' Perlen mit den Weisen in dem Zelte,
Und streu' sie Pilgern auf den Straßen aus.

Mit holdem Blick sprich holdes Wort,
Und störe zornig Niemands Ruh;
Bewahre! daß von Großen du
Kühn sprächest am unrechten Ort.

Wenn Gott du fürchtest, schmähe nicht!
Gott kennt die Fehler und verzeiht;
Die Zung ist Schlange, die aus Neid
Wie durch die Hand den Busen sticht.

Der Nachtigall gib nicht dein Herz,
Sie schwätzt es aus im Rosenhain;

Sie koset nur von Liebeleyn,
Und was sie singt, ist Lüg' und Scherz.

So führt er auch über die Wissenschaft, über das Gefühl der eigenen Würde, das Verdienst des Mannes, und über Vergeltung des Guten und Bösen bemerkenswerthe Lehren in einer Reihe wohlwollender Sprüche auf, die sich jedes Herzens bemeistern. Die Reinheit der Seele durch Furcht Gottes, Wahrheitsliebe und Treue gegen die Mitmenschen rühmt er in eindringlicher Rede an, und geißelt mit scharfer Ruthe Selbstsucht und Neid. Das Betragen gegen Freund und Feinde will er wohl abgewogen wissen, und muntert auf, letztern alles Unheil, was die Kraft vermag, zuzufügen; welches an sich gegen die durch das Christenthum gewonnene höhere Lehre der Feindesliebe streitet, aber aus dem Standpunkte des Krieges betrachtet, überall in Uebung ist. Der Uebersetzer scheut sich daher auch nicht, dies Gedicht und mit ihm das Buch mit folgender Rede zu schließen:

Ich bin genennet Jussuf Hammer,
Doch heiß ich nicht für Alle gleich;
Den Freunden Jussuf in der Kammer,
Die Feinde trifft des Hammers Streich.

Ohne sich durch die Androhung solch eines Streiches beunruhigt zu fühlen, schließt Recensent die Anzeige dieses Buchs mit folgenden Bemerkungen: Die Aufgabe, welche sich H. v. Hammer bey Mittheilung dieses Vaters der Bedeutungen gegeben, war die doppelte eines Sammlers, oder vielmehr Ordners, und jene des Uebersetzers. In ersterer Hinsicht hat er seinen Stoff mit so vorzüglichem Glück behandelt, daß wir zweifeln müssen, ob es ihm hierin irgend jemand zuvorthun könnte: all diese aufgefundenen zerstreuten Bruchstücke reihen sich, wie oben bemerkt wurde, nach der Wahl des Ordners zu verschiedenen sinnvollen Ganzen. Für den Kenner der Sprache weiset überdieß jedes Fragment in der Anmerkung die Stelle nach, woher es entlehnt wurde. Die Arbeit des Uebersetzers aber, welcher sehr oft poetisches Verdienst zugesprochen werden muß, ist im Ganzen, wie aus allem hervorgeht, mehr auf die Treue des Wortsinnes, als auf eigentliche poetische Uebertragung gerichtet gewesen, welches dem Buche bey einem großen Theile der Leser Schaden bringen, darum aber nicht hindern wird, daß die Meister der Kunst, wie dieß auch bey der Uebersetzung Hafisens der Fall war, Gold als Gold erkennen und achten werden. Es mag hier schwerer seyn als irgendwo (insbesondere bey der Fremdartigkeit mancher Ansichten und Vergleichungen, bey oft halb verständlichen Beziehungen und bey der Kühnheit der lyrischen Sprünge) Treue und wahr-

haft poetisches Verdienst zu vereinigen. In diesem Falle aber glauben wir, da es sich insbesondere darum handelt, die erste Bekanntschaft mit jenen Dichtern zu gründen, daß Herr v. Hammer den besseren Theil erwählt habe. Dieß ist heut zu Tage um so gewisser, da freye und freyeste Nachbildungen persischer Dichter anfangen an die Ordnung zu kommen, und es daher um so nöthiger wird, diese Dichter selbst neben den Erzeugnissen, die sie veranlaßten, im möglichst treuen Nachbilde ihrer Geistesäußerung zu besitzen. Die Zueignung seines Werkes an zwey durch den Ernst ihrer Studien geachtete Männer (deren einer, Hofrath Creuzer, der Wissenschaft des Alterthums ganz neue Bahnen aufschloß, der andere, Professor Umbreit, durch seine Forschungen im Gebiete der Israelitischen Vorzeit sich rühmlich auszeichnete) beweiset, von welchen Männern vorzüglich, und in welchem Geiste er seine Arbeit gewürdiget wissen wolle.

In wie ferne eine auf gründlicher Gelehrsamkeit beruhende Arbeit, wie die hier angezeigte, die daher, bey dem Stoffe, über den sie sich verbreitet, und bey der Fremdartigkeit der äußern Erscheinung, die sie zur Folge haben muß, immer etwas an sich trägt, was die Zustimmung des eigenen poetischen Gefühls solcher Leser erschwert, die der Sprache des Originals nicht mächtig sind (wie dieß Recensent an sich selbst erfuhr), Anregung zu Nachbildungen geben könne, ist allerdings eine Frage, die einige Erwägung verdient. Wir sprechen hier nicht von jenen Kunstarbeiten, welche zwar im Geiste des Orients gedichtet, doch mit eigenthümlichem Sinne unternommen worden, und daher eines Nachklangs in dem Herzen jedes gebildeten Lesers gewiß seyn dürfen. So hat einst Hr. v. Hammer in seiner Schirin ein Werk geliefert, in welchem der reiche Schatz persisch epischer Dichtung späterer Zeit zu einem Ganzen verschmolzen wurde, welches durch tiefe Glut des Gefühls, durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts und große Vorzüge der Behandlung allgemein interessant ist, was man auch für Anforderungen einer höhern Vollendung und Rundung des Ganzen an dasselbe stellen möchte. Eben so hat jener Kranz gnomisch elegischer Dichtungen, den er, arabischen, persischen und türkischen Vorbildern folgend, mit eigenthümlichem poetischen Sinne zu einem schönen Ganzen vereinte, allgemein angesprochen. Es haben sich keine Erfolge der Art gezeigt, wie Hafis sie hervorbrachte, ein Werk, beynahe durchaus nur des gelehrten Fleißes und streng wissenschaftlicher Studien, bey dessen Vollendung freylich die Phantasie des Uebersetzers, wie bey Abul Maani, nicht zurück bleiben konnte, und das Ihre zu einer poetisch angemessenen Gestaltung beytrug, aber immer nur als dienende Gehülfin. Es mangelt daher auch dem Hafis an eigen-

thümlicher Melodie, und man ist erst bey fortgesetzter Beschäftigung mit dieser Uebersetzung im Stande, den Geist des Dichters in seiner Größe und Liebenswürdigkeit zu würdigen, und das große Verdienst der Uebersetzung vollkommen einzusehen. Dann erst, nach anhaltendem Studium tritt, wie aus sich zerstreuenden Nebeln eine reizende Landschaft, die Herrlichkeit des östlichen Dichters zur Anschauung hervor, und man wird der Treue des Uebersetzers froh, die Anfangs nur hemmend wirken zu sollen schien. Dieser Ernst der Beschäftigung, welche erfordert wird, um des Hafis in der Uebersetzung mächtig zu werden, hat auch nur wahrhaft tiefe Gemüther zum Studium des Dichters führen können. Das Verständniß war von Seite des Uebersetzers, der seinem Werke zehn Jahre der Arbeit gewidmet hatte, so viel es möglich seyn konnte, erleichtert worden; Anmerkungen erklärten die schwierigsten Stellen, das Historische war überall nachgewiesen; und das epische Gedicht Schirin, in freyer Entfaltung persische Phantasiebildungen darstellend, warf den Glanz des in ihr dargestellten Lebens erhellend auf Hafis zurück, Gefühle und Ansichten des neu erscheinenden Liederdichters verdeutlichend. So trat dann der Beschauung des um ihn bemüht gewesenen Lesers ein Dichter entgegen, wie nur wenige glückliche Jahrhunderte sie hervorbringen; reizend in schöner Fremdheit, doch durch Gefühl und Ansichten uns überall verwandt; im überraschendsten Gleichgewichte von Phantasie und Empfindung; Herr seiner selbst, obgleich überall der Welt sich hingebend, die ihn mit willkommener Anlockung zu ihren Freuden ruft. Ein heiteres Gemüth, und die tiefste Weisheit, welche die Schönheit der leblosen wie der belebten Natur und auch den Leichtsinn des menschlichen Lebens selbst mit kunstfertiger Hand als Mittel braucht, ihre Sprüche zu entfalten, vereinen sich in diesem Dichter in voller Harmonie; und er hebt uns über alle Mißverständnisse, die er oft, bey nur flüchtiger Bekanntschaft mit seiner Art und Weise, zu veranlassen fähig wäre, hinüber in die Regionen eines durchaus ungetrübten Himmels der Schönheit. Mit der Vorzeit seines Vaterlandes, jener tief begründeten ernsten Religiosität des persischen Alterthums, welcher das Leben selbst beynahe nur als Symbolik eines höhern Seyns galt, hängt er in seiner Denkweise nur in so ferne zusammen, daß ihm die Sagen und Märchen, wie sie reizend verwandelt aus einer ältern Zeit zur seinigen herabkamen, als nicht zurück zu weisende Erinnerung durch die Seele ziehen, und seine Begeisterung ausschmücken. Er selbst ist ganz nur das Kind der Gegenwart, in der er gelebt, die ihm eine Schule der Weisheit aufschloß, welche die große Lehrmeisterin Erfahrung reich ausgestatteten Gemüthern darzubieten pflegt. Er ist daher auch in der

äußern Erscheinung, bey allen orientalen Bildern und Ideen, in denen er sich gefällt, dem Leben unserer Tage und daher dem Verständnisse unserer Zeit näher als epische Dichter seyn können.

Es wäre bey erwogenem Reichthume persischer Poesie befremdend, daß Göthe, oder deutsche Dichterphantasie überhaupt, sich nicht vielmehr von den schon durch ihren Stoff reizenden jüngern epischen Dichtern, von dem altem Epos hier nicht zu reden, angezogen gefunden, als von einem Lyriker, wie Hafis, käme nicht zu seinen eigenthümlichen Vorzügen noch jene nähere Verwandtschaft der Ideen des Dichters hiezu, von welcher wir eben gesprochen haben. Göthen aber (von welchen Studien auch der prosaische Theil seines Diwan zeugen mag) war es überdieß, wie aus Allem hervorgeht, nicht sowohl darum zu thun, die Uransichten, nach welchen das ältere Epos geformt war, oder die heitere, wenn gleich bedeutende Sagenwelt der jüngern epischen Dichtungen den Lesern vorzulegen, als vielmehr sein ruhmvolles Alter mit einem duftenden Kranze aus dem Blütenreichthume Hafisens zu schmücken, von dem wohl auch seine Liebe zur persischen Dichtung ausgegangen war. Was ihm in einsamer Stunde der Hingebung so sehr an dem Dichter gefiel, die ihm neu aufgeschlossene Welt der Ideen und Gefühle, wollte er auch dem deutschen Vaterlande, indem er selbst in dem Geiste des Parsen arbeitete, als einen gewonnenen Schatz überliefern. Der west-östliche Divan wurde, diesen Bestrebungen zu Folge, eine Sammlung heiter nachempfundener, aus der modificirten Individualität des deutschen Dichters hervorgegangener Poesien, dem sich ein Kreis lose unter sich zusammenhängender Untersuchungen über Geschichte orientaler Poesie, über Lebensmomente orientaler Völker u. d. gl. anschloß, wie sich diese Gegenstände dem Dichter, der mit der Wiedererneuerung der orientalen Posie, und mit einem dem gemäßen Studium der Hülfsquellen sich beschäftigte, gleichsam von selbst sich darboten. Die Welt, befremdet durch die unerwartete Erscheinung, staunte in ungewissen Zweifeln ein Werk an, das sie am wenigsten erwartet hatte, obgleich seit längerer Zeit von vielen Seiten her Spuren sichtbar geworden waren, wie sehr die Aufmerksamkeit deutscher Gelehrten nun auf Enthüllung und Entzifferung orientaler Poesie und Sagengeschichte gerichtet sey, Gegenstände, welche sie als den Schlüssel zu den heiligen Geheimnissen der Vorwelt betrachteten.

Daß das Beyspiel des Vaters neuerer deutscher Dichtkunst nicht ohne Nachahmung bleiben werde, war leicht voraus zu sehen. Man glaubte daher in diesen Jahrbüchern der Literatur Göthe's west-östlichen Divan nicht sogleich bey dessen Erscheinung zur Anzeige bringen, sondern vielmehr abwarten zu sollen,

welchen Gang das neue Bestreben nehmen werde. Ueberdieß hat Göthe jenen Divan gleichsam nur als Probearbeit, der bald eine ausführlichere gediegenere nachfolgen solle, dem Publikum vorgelegt. Und wenn wir auch jetzt ein Werk wie dieses, welches deutschen Dichtern Anregung zu einem neuen Streben gab, hier, wo von diesem neuen Streben die Rede seyn soll, nicht mit Stillschweigen übergehen können, halten wir uns doch auch nun zu einer eigentlichen Anzeige nicht berufen; weil wir nicht gerne so manchen in dem abhandelnden Theile des Werks befindlichen Aeußerungen widersprechen möchten, die vielleicht der verehrte Verfasser jetzt selbst zurück nähme, wenn er denselben Gegenstand nochmals zur Sprache brächte. Jedermann wird, was den poetischen Theil des Divans betrifft, anerkennen müssen, daß das Gebiet der Poesie durch die Dichtungen, die er enthält, wahrhaft erweitert worden sey. Sie kleiden sehr oft eigenthümliche heimatliche Ideen in persisches Gewand, wenn sie nicht, bestimmt an Ausdrücken Hafisens sich erfreuend, diese wiederholen, dort vorfindige Bilder erneuern, und die gänzliche Hingebung des deutschen Dichters an den persischen andeuten, wie öfter der Fall ist. Ueberall aber ist auch hier die Selbstständigkeit des Deutschen sicher gestellt, und der Leser, der in den Sinn des Werks eingedrungen, erfreuet sich an Dichtungen, wie er sie hier, das erste Mal aus der Phantasie eines Deutschen hervorgequollen, findet, die seinen Geist auf das mannigfaltigste in Anspruch nehmen, da sie manchmal an das höchste Erhabene reichen, manchmal in liebenswürdiger Nachläßigkeit oder vielmehr Sorglosigkeit über Phantasien und Empfindungen des Dichters Rechenschaft leisten; zu Zeiten, leicht reflektirend, Aufschlüsse der heitersten Art über die Erscheinungen des Lebens zu geben trachten, immer aber den Menschen ganz in Anspruch nehmen, und mit unsicheren gelehrten Versuchen nichts gemein haben.

Von Wein und Liebe zu singen, ist zwar gewiß nichts Neues noch Merkwürdiges; Mohammed zu preisen kann nicht zu den höchsten Bestrebungen der Kunst eines christlichen Dichters gezählt werden; auch sind die Entzückungen eines ganz in den Freuden des Lebens verlornen Sängers schon oft gedichtet und gelesen worden. Allein es ist eben das Ungewöhnliche in dieser scheinbaren Alltäglichkeit, und die aus dieser Ungewöhnlichkeit selbst wieder hervorleuchtende wunderbare Uebereinstimmung der Ideen und Empfindungen, der Lebensverhältnisse und des Ganges der Einbildungskraft unserer Zeit mit jenen eines so entfernten Jahrhunderts und eines so ganz andern Volkes, was einen so großen Dichter, wie Göthe, in den Jahren des gereiftesten Urtheils so zu dichten veranlassen konnte. Es ist dieß ein eigener Reiz, welchen Männer

von Geist in jedem Zeitalter nicht von sich zu weisen vermochten: daß in so manchen Individualitäten des Lebens sich eine so ähnliche Empfindungsweise bey der größten, nicht bloß scheinbaren, sondern reellen Verschiedenheit im Aeußern der Bildung vorfindet; dieses allen gemeinsame Streben nach heiligen Ideen, nach denselben heitern beglückenden Empfindungen, jene so sehr unter sich gleichen Resultate des Denkens, jene so sehr unter sich verbrüderten, allein nur aus den Anregungen einer beynahe bewußtlosen Natur hervorgehenden Spiele der Phantasie, wie sehr auch äußere Gestalt und Farbe verschieden sich zeigen mag; diese merkwürdigen Erscheinungen sind es, welche von jeher die Dichter auch des eigenthümlichsten Geistes zu jenen Erzeugnissen verbrüderter Geister oft durch Jahrhunderte entfernter, unter ganz verschiedenen Einwirkungen des Lebens heran gewachsener Völker hinzog. Diese Uebereinstimmung so sehr unter sich verschiedener, durch die mannigfaltigsten Umstände des Lebens, durch die verschiedensten Prüfungen des Schicksals, und durch die Tyranney der Himmelsstriche in mannigfaltige Formen gedrückter Völker, weiset unmittelbar auf die gemeinsame Würde des Menschengeschlechtes, und auf den Mittelpunkt unseres Lebens in der Existenz jenes Einen und Höchsten hin, in welchem von Ewigkeit her alle Trefflichkeit ruht, und in dem mannigfaltigen Treiben und Gestalten dieses irdischen durch ihn hervor gerufenen Lebens in wechselndem Blütenreichthume, verschieden zwar, doch immer auf das Eine und Höchste hinweisend, sich entwickelt.

Wer dieß erkannt hat, wird es nicht mehr befremdend finden, wenn, wie in der Völker- so in der Literatur-Geschichte von Zeit zu Zeit sich Epochen zeigen, wo der mit sich unzufriedene Geist in das Alterthum zurückstrebt, und die erkannten Mängel der Gegenwart durch indeß klar gewordene Vorzüge einer oft sehr entfernten Vergangenheit zu ergänzen bemüht ist. Suchet doch, wie leicht nachgewiesen werden könnte, der menschliche Geist in manchen Erzeugnissen der Kunst die Zukunft zu anticipiren, und legt in erhabenen Werken eines schöpferischen Genius Ideen und Empfindungen nieder, welche erst spät, durch Ereignisse des Lebens hervorgerufen, das Eigenthum nachfolgender Generationen werden sollen. Ueberall und jederzeit hat dem Menschen der Haß der Einseitigkeit, Beschränkung, der Unvollendung beygewohnt, und er hat von jeher immer sich zu ergänzen gesucht. Den Deutschen ziert aber vor allen Völkern dies Herausstreben aus angeborner Beschränkung; nicht zwar um die eigene Individualität an eine fremde zu vergeuden, sondern um sie zu erweitern, und alles, was eigentliche Einseitigkeit wäre, von ihr abzustreifen. Insbesondere war dieß der

Charakter Götheſcher Dichtung von ihrer erſten Entſtehung an bis in dieſe letzte Zeit ſpäter Blüten ſeines reich ausgeſtatteten Geiſtes. Die Einheit in ſeinen mannigfaltigen Dichtungen iſt eben jenes große Beſtreben, nicht die nächſte Umgebung des Vaterlandes nur, deſſen geheiligten Eigenthümlichkeiten er gleichwohl nie untreu wird, ſondern die Welt im Geiſte zu erfaſſen und ein klares und reines Bild der Menſchheit darzuſtellen. Er iſt dadurch eben ſo ſehr deutſch geweſen, als manche, die dieſen Vorzug in freywilliger Beſchränkung auf die Empfindungsweiſe unſerer ehrwürdigen Vorwelt geſucht. Dieſe haben indeß gleichwohl durch die erwähnte Beſchränkung, bey glänzenden Arbeiten, die ſie entweder ſelbſt lieferten, oder aus der Vergeſſenheit hervorzogen, einen unüberſteiglichen, wie Recenſent glaubt, für immer feſten Damm jener Gefahr entgegen geſetzt, welche aus einer zu großen Verallgemeinerung der Ideen in der letztern Zeit Götheſcher Dichtung deutſcher Poeſie zu drohen begann: ſie ſind hierin ſiegreich geweſen, und dürfen auf ihre Bemühungen mit gerechter Freude zurück ſehen.

Unter jener Verallgemeinerung der Ideen verſteht Recenſent jene Eigenheit Götheſcher Poeſie, welche die Freunde derſelben, ſeit die philoſophiſche Kritik der Kunſt erwacht war, als reine Objektivität mit Recht anzurühmen pflegten. Sie macht allerdings den weſentlichſten Vorzug der Kunſtbildungen Göthes, und prägte ſeinem Style einen eigenen Charakter auf. Alle Objektivität in der Kunſt kann aber nur in ſo fern wahrhaft und echt ſeyn, als ſie ihre Kraft an einem Realen, an einer Individualität des Gedankens oder der Empfindung bewährt, die ſie zur Allgemeingültigkeit ſteigert. Daher iſt auch die Kunſt aller Völker national geweſen. Es kann ſich nämlich nicht darum, als um einen Vorzug handeln, der Eigenthümlichkeit des Seyns zu entbehren, ſondern dieſe Eigenthümlichkeit in ſolcher Reinheit auszuprägen, daß ſie der Menſchheit im Ganzen würdig ſey. Gerade hierin hat Göthe in den Jahren ſeiner Kraft das Höchſte geleiſtet, und auch das ſcheinbar Widerſtrebende ſo ſehr zu rein menſchlicher Höhe zu heben gewußt, daß er Muſter und Vorbild glücklicher Dichter geworden. In ſpätern Jahren hat es ihm zu Zeiten gefallen, mit dem Stoffe zu ſpielen, und deſſen heiliges Recht nicht anzuerkennen. Er hat den Inhalt der geläufig gewordenen Form nachgeſetzt, und ſich nicht ſelten in dem Falle der Maler befunden, die über dem Beſtreben, das Schöne überhaupt darzuſtellen, die Anforderungen des gewählten Stoffes nicht berückſichtigen wollen. Er hatte hierin ſogleich Nachahmer gefunden, die, ſich in einem ganz leeren Objektiviren gefallend, die hohle Seifenblaſe ihrer Gebilde mit Kinderfreude vor ſich her

bliesen, schon durch den Glanz befriedigt. Wenn dieses Behagen an beynahe inhaltsleerem Objektiviren in dramatischen und idyllischen Dichtungen schon unangenehm auffiel, wo doch der Stoff selbst zu einem gewissen Verweilen im Realen nöthigte, so erreichte sie in den lyrischen Versuchen den höchsten Grad der Nichtigkeit, und tödtete sich selbst durch Uebermaß. Wir wollen hier nur auf jene Sammlung lyrischer Dichtungen zurück weisen, welche bey der feyerlichsten Gelegenheit, die dem Deutschen nur werden konnte, als nämlich das Vaterland vom Joche des Fremden gerettet zu seyn schien, unter dem Titel: »Willkommen!« ins Publikum trat. Es herrscht in diesen sonderbaren Auswallungen einer kühlen Begeisterung die förmliche Furcht vor dem Stoffe, der sie veranlaßt hatte, welcher doch der großartige Hintergrund dieses Willkommens war. Dennoch hatte der Meister, der diese Abwege herbeygeführt, einst weder die in Koth getretene Gemeinheit noch den Teufel selbst in seinen Darstellungen gefürchtet, und Alles ins Gebiet einer durchaus edeln Kunst herüber zu ziehen gewußt.

Die an würdigem Inhalte reiche Tiefe seiner Dichtungen hatte sich aber bereits, als nun jene der Form nachjagenden Versuche unglücklicher Schüler das Licht betraten, eine Schule gebildet, welche seiner eigentlichen Wesenheit zu treu war, um diese neuen Versuche sich aneignen zu wollen. Durch Faust und Götz von Berlichingen war der Sinn für deutsche Vorzeit wach geworden, die unermüdlichen Arbeiten wahrer Priester der Kunst hatten bereits einen Schatz edler Dichtungen unserer Vorzeit an den Tag herauf gebracht. In dem Geiste jener alten Kunstwerke war, wie oben bemerkt ist, bereits mehreres gedichtet, und nicht die Form, sondern der kunstgemäß gebildete Inhalt ergriff die Gemüther. Die Kunst war in der Heimat auf ihre eigenthümliche Grundlage, auf alt-vaterländische Geschichte und Poesie, das ist, auf das Leben selbst und auf dessen Verklärung zurückgeführt worden. Nachdem der Deutsche sich in seinen Vorfahren ehren gelernt hatte, fing er an, seine eigentliche Würde zu fassen, und sich auch in der Gegenwart selbst zu verstehen. Diese, wie sie ihn in That und Handlung zum Höchsten aufforderte, und die Befreyung des Vaterlandes von ihm verlangte, die er mit Riesenstärke vollbrachte, schien auch einer, so edlen Bestrebungen geweihten Kunst zu bedürfen, und fand die Meister eines so ehrwürdigen Gesanges. Unmittelbar aus dem Götheschen Liede hervorgegangen, doch ganz auf der neuen glanzvollen Gegenwart ruhend, wenn gleich immer auf eine ruhmvolle Vergangenheit deutscher Heldenstärke zurückweisend, hoben Schenkendorfs Lieder das Herz jedes Hörers und Lesers mit sanfter, doch un-

widerstehlicher Gewalt zu einer Sphäre empor, von welcher aus das Daseyn, wie es die heimatliche Gegenwart darbot, mit all seinen Anfoderungen an die Zeitgenossen, mit all seinem Streit und Zwiespalt, im epischen Einklange seiner Strebungen erschien, und ein begeisterndes Bild erhabner Schönheit gab. Andere Wege hatten Andere eingeschlagen, gleiche Zwecke verfolgend, ehrenvolle Kränze des Beyfalls sich gewinnend, wenn gleich nicht mit so glänzendem Erfolge gekrönt. Das Lied erhielt seine Gestalt wieder, in der es Göthe dem Vaterlande ursprünglich geschenkt hatte; ein Kreis bescheidener Dichter, unter welchen Uhland als ein Stern erster Größe hervortrat, wetteiferten unter sich, es auf eine, Deutschlands in jedem Sinne würdige Gestalt fortzubilden, und wir glauben nicht, daß es, so lange deutsche Sprache lebt, in anderer Weise tönen wird. Zugleich mit Schenkendorf auftretend, doch nicht mit so heiterer Seele über die Gegenwart hinschauend, vielmehr von Zorn über die Schmach, die ihr zugefügt werden wollte, erregt; ruhelos im glühenden Hasse gegen den allgemeinen Feind, und von Begierde entflammt, die Zeitgenossen zu gleichem Gefühle zu wecken, und damit alles Uebel zu enden, hatte Friedrich Rückert, als Freymund Raimar, über die Gränzen des Liedes hinaus schreitend, sich beynahe eine neue Sprache geschaffen, den Sturm seines wild bewegten Gemüthes kund zu geben. Seine Gedichte bieten den erhabenen Anblick eines auf Gott und eigene Kraft vertrauenden, durch die Schläge des Unglücks selbst zu heiliger Stärke in Todesverachtung erwachten Helden dar, und es ist nie etwas Aehnliches geschrieben worden. Deutscher Sinn und deutsche Dichtung haben sich in jenem Werke ein unverwüstliches Denkmal der Ehre gesetzt.

Es muß daher vorzüglich bedeutungsreich erscheinen, daß gerade Herr Rückert derjenige gewesen, der der erste auf der von Göthe eröffneten Bahn den Orient besuchen, und die gewonnene Ausbeute dem Vaterlande darbringen wollte. Daß er zu diesem Zwecke der persischen Sprache selbst die ernstesten Studien widmete, ist Recensenten anderweitig bekannt geworden. Mangel an eigenthümlichem vaterländischen Sinne wird unter den Dichtern gewiß am wenigsten ihm vorzuwerfen seyn, der durch jene denkwürdigen Dichtungen eine unruhvolle Zeit in ihren Gefühlen befestigen, und ein edleres Seyn im Vaterlande begründen half. Wohl aber glaubt Herr Rückert nach echter deutscher Weise Fremdes bey sich einbürgern, und das Schöne, wo er es antreffen möge, in heimatliches Gut durch die Arbeit eines treu bemühten Geistes, parteyloser Ueberzeugung folgend, verwandeln zu dürfen.

Die östlichen Rosen, in drey Lesen abgetheilt, beginnen mit einem Gedichte statt des Vorberichts oder der Zueignung: »Zu Göthes west-östlichem Divan« überschrieben, worin der Verfasser seinem Meister und Vorgänger gebührendes Lob für die Einführung der neuen Dichtungsart auf deutschem Boden spendet, und ihm lange dauerndes Leben, gleich Saadi und Dschami, nicht nur wünscht, sondern gleichsam voraussagt. Wer in Ermanglung der Kenntniß der persischen Sprache den Hafis, wenigstens in Herrn von Hammers Uebersetzung studiert hat, wird bey Durchlesung der östlichen Rosen erstaunen müssen über die Gewandtheit des deutschen Dichters, womit dieser das Schwerste auf die ungezwungenste Weise der deutschen Sprache zu befreunden wußte. Wir setzen hier zur Probe der Dichtungsweise dieser Rosen gleich das zweyte Gedicht der Sammlung her, welches, ohne Uebersetzung zu seyn, so ganz im Geiste Hafisens gedichtet ist, daß es für ein Werk jenes Dichters gelten könnte.

Von einer Seite die Laute,
Und von der andern die Flöte,
Was doch mir die vertraute?
Was doch mir die entböte?

Die Laute ruft zum Weine,
Die Flöte ruft zur Liebe.
Nimmst du, o Herz, das Eine,
So nehmen das Andre Diebe.

Die Laute ruft: o eile!
Der Sonne Glanz ist hier.
Die Flöte ruft: o weile!
Des Frühlings Kranz ist hier.

Mein Herz schwebt in der Mitte,
Und wird so keiner froh.
Geh! Ostwind, hin und bitte
Die beyden Trauten so:

Sie sollen sich verfügen
Hieher allbeyde zusammen,
Die Eine mit ihren Krügen,
Die Andre mit ihren Flammen.

Und wenn du mir in's Gehege,
Mein Bote, sie hast bestellt,
So geh du deiner Wege,
Und nimm mit dir die Welt.

Ihr närrischen Geschwister,
Nun ist ja kein Hinderniß.
Vereint hier euer Gestister,
Hier liebt und trinkt Hafis.

Dennoch, wie sehr auch dies Lied im Geiste Hafisens gedichtet ist, läßt sich, was die geheimere Verknüpfung der Ideen betrifft, der Gang des deutschen Liedes, wie es durch Göthe erneuert worden, und seitdem sich fortbildete, darin nicht verkennen. Dieß macht, unseres Bedünkens, gerade den wesentlichen Vorzug des Werkes aus, welches nicht Uebersetzung seyn will, nicht eigentliche Nachahmung, auch nicht ein ursprüngliches Werk, sondern die Einbürgerung orientaler Dichtung in deutschen Gemüthern. Der Verfasser würde der Verbreitung seines Werkes, nicht der Uebersiedlung des Buchs in die Bibliotheken, sondern

in die Herzen, sehr beförderlich gewesen seyn, wenn er dasselbe nicht so ganz ohne erklärende Anmerkungen hätte erscheinen lassen wollen. Er könnte diesem Uebel durch eine Abhandlung über den Ideengang der persisch-lyrischen Dichtung, und über den Inhalt des Stoffs, den sie verarbeitet, hinlänglich abhelfen, und würde dadurch erst seinem Werke das wahre Verständniß eröffnen. Denn wie mäßig Herr Rückert auch in Ansehung des Gebrauchs der im Hafis üblichen Beziehungen und Anspielungen gewesen, so konnte er sie doch nicht beseitigen, da sie oft die vorzüglichste Schönheit des Gedichts begründen müssen. Wir sind in Hinsicht orientaler Dichtung noch lange nicht so weit, wie in der hellenischen, und es ist hier noch Manches manchen Lesern ein Geheimniß. Wer H. von Hammers Schirin und dessen Rosenöl (interessante Sagen und Kunden des Morgenlandes), vor allen aber dessen Uebersetzung des Hafis gelesen, und mit den Fundgruben des Orients sich vertraut gemacht hat, ist freylich hinreichend zum Verständniß der östlichen Rosen ausgestattet; dieß alles kann aber nicht überhaupt bey dem Leser voraus gesetzt werden. Nur durch eine solche Nachhülfe wird sich Herr Rückert in Zukunft alberne Kritteleyen seyn wollender Richter des Geschmacks ferne halten, denen wie über Vieles, so auch über den Geist seiner Dichtung und über Hafis noch kein Licht aufgegangen.

Recensent hat seine Ansicht über die östlichen Rosen oben bereits in Kürze angedeutet. Sie sind eine schöne Verschmelzung orientaler Lyrik mit germanischer Denk- und Gefühlsweise, und zwar, bey immer behaupteter Selbstständigkeit des Dichters, mit einer weit innigeren Anschließung an die geheimere Tiefe des Gefühls, des Ideengangs und der Phantasiebildungen Hafisens, als dieß im west-östlichen Divan der Fall war. Diese Rosen sind daher, wie der Divan Hafisens, ein reizender Verein holder Liebesklagen, feuriger Loblieder der Freude, tief empfundener Erwägungen des Lebens in seinen mannigfaltigen Bildungen; die Weisheit tritt hier im Gewande des Leichtsinns auf, sich in der Ueberraschung selbst, die ihre Entdeckung herbeyführt, unserer desto sicherer zu bemächtigen. Was dem gereinigten Gefühle eines im Christenthume herangewachsenen Zeitalters anstößig seyn müßte, ist hier entfernt worden, und das Werk liefert einen so harmonischen Verein von Schönheit, Erhabenheit und heiterer Beweglichkeit der Ideen, daß derjenige, der nur einmal in den Sinn der Dichtungen eindrang, immer wieder dahin zurückkehrt, und sich nicht mehr von einem so sehr das Ganze seines Wesens ansprechenden Buche trennen will. Um von der Art, in der Herr Rückert ein Lied Hafisens bearbeitet, einen Begriff zu ge-

ben, wollen wir hier seine Bearbeitung, und das Lied selbst nach der Uebersetzung des Herrn von Hammer nebeneinander stellen.

Oestliche Rosen.

Fülle Dschemschids Becher an
Bis zum höchsten Rande,
Höchsten Himmel bist du dann
Drin zu sehn im Stande.

Kennst du nicht des Bechers Glanz?
Das Gefäß Dschemschidens
Ist dein Herz; du füllst es ganz
Mit dem Schaum des Friedens.

Bleibst du niemals ohne Wein,
Ohne Lieb und Lieder,
Fehlt nicht Erdenwüstenein
Himmlisches Gefieder.

Ihrer Liebe Schleyer wird
Lüften deine Rose,
Ostwind! wenn du ungeirrt
Fortübst dein Gekose.

Wenn du auf der Liebe Pfad
Gehst mit treuem Sinne
Machest du als wie Ferhad
Lieder zum Gewinne.

Ferhad muß verbannet seyn
Aus Schirinens Gärten,
Einzuprägen hartem Stein
Ihres Herzens Härten.

Sonst am Berge Bissutun
Wäre nichts zu staunen;
Durch verbannte Liebe nun
Ward er zum behau'nen.

Sieh! kein Schleyer deckt dein Bild;
Rege, wo du gehest,
Keinen Staub nur im Gefild,
Daß du klar mich sehest.

Ruf den Blitz auf deines Ichs
Dunkles Wohngebäude,
Und verklärt erweitert sich's
Zum Palast der Freude.

Der Divan.

Einen Blick ins Glas Dschemschids*)
Bist im Stand zu machen,
Wenn den Staub der Schenk' zur Schminke
Bist im Stand zu machen.

Bleibe niemals ohne Wein,
Niemals ohne Sänger,
Allen Gram der Welt bist du
Fern im Stand zu machen.

Deines Wuchses Rose wird
Dann den Schleyer lüften,
Wenn du gleich dem Ost den Dienst
Bist im Stand zu machen.

Setze vor den Fuß zur Reis'
Auf dem Weg der Liebe,
Viel Gewinnes auf der Reis'
Bist im Stand zu machen.

Keinen Schleyer hat der Freund,
Laß den Wegstaub niedersinken,
Daß du einen Blick auf ihn
Seyst im Stand zu machen.

Das Gebäude deines Ichs
Willst du nie verlassen,
Bist zur Wahrheit einen Schritt
Nie im Stand zu machen.

*) Anmerkung H. v. Hammers. Der Becher Dschems, oder das Glas Dschemschids hatte die Eigenschaft, dem, der hinein sah, alle Geheimnisse des Staats zu enthüllen. In der mystischen Sprache der Scheihe und der Sofis ist das Glas Dschems das Herz des Betrachtenden, dem sich die Geheimnisse der innern Welt aufthun, dem Dichter aber ist es nur das Weinglas. Wie aber Schatzgräber, um das unter der Erde verborgene Gold zu schauen, ihre Augen mit einer magischen Augensalbe bestreichen müssen, so muß, wer die Geheimnisse des Bechers klar sehen will, den Staub der Schenke zur Augenschminke machen. Das Glas Dschemschids hatte sieben Linien oder Abtheilungen vom Boden bis zum Rande. Je höher der Blick hinauf stieg, desto höher die Erkenntniß; je voller das Glas, desto voller die Erleuchtung.

Zittre nicht Verzicht zu thun,
Herz! auf deine Reinheit,
Wenn du aufgenommen ruhn
Willst in meine Meinheit.

Forderst du das volle Glas
Von der Freundin Lippen,
Fordre nicht noch dieß und das
Von der Erde Klippen.

Geh zufrieden, wie Hafis
Auf Entsagungs-Wegen,
Und es geht dir hier gewiß
Einst die Lieb' entgegen.

Betteln an der Schenke Thür
Ist der Stein der Weisen,
Aus dem Staube bist du Gold
So im Stand zu machen.

Bist du, o mein Herz bekannt
Mit dem Licht der Reinheit,
Dann bist auf den Kopf Verzicht
Du im Stand zu machen.

Foderst du des Glases Rand
Und der Freundin Lippen
Fordre nicht daß du noch was
Seyst im Stand zu machen.

Hörst du diesen Rath, Hafis,
Wiß, daß du zum Wege
Der Enthaltsamkeit den Schritt
Bist im Stand zu machen.

Vergleicht man diese beyden Dichtungen mit einander, so ergibt sich das Streben des deutschen Dichters, dasjenige, was Hafis für uns, die wir durch Zeit und Verschiedenheit der Lebensweise zu sehr von ihm entfernt stehen, nur zweydeutig und dunkel ausdrückt, zur vollständigen Klarheit der Anschauung zu bringen. Es entsteht in Folge dieses Strebens für uns ein Gedicht, welches die höchste Lehre ausspricht, die wir nur immer erhalten können: Verläugnung unsrer selbst um eines höheren Seyns willen, das nur nach gänzlicher Beseitigung unseres Eigenwillens in uns zur Reife kommen kann. Eine Lehre, welche eine der heiligsten, vielmehr die Grundlehre des Christenthums ist, und wie so manche andere in den Koran und die geheimere Weisheitslehre der Moslemin überging. Es ist auch nicht zu läugnen, daß das Gedicht Hafisens gar keinen ächten Sinn gibt, wenn es nicht auf diese Art gedeutet wird. Hr. v. Hammer war bey der Uebersetzung des Hafis, durch so viele heitre Laune, die aus dem Dichter überall hervorleuchtet, durch die zu Zeiten offenbare Verspottung mohamedanischer Religionsgebräuche, und durch den eigentlich schneidenden Gegensatz, den Hafis zwischen seiner und der orthodoxen Lebensweise auffallend anerkannt wissen will, der Meinung geworden, daß der Divan Hafisens überhaupt nicht mystisch zu deuten sey. Recensent bekennt, daß er diesen Irrthum mit dem Uebersetzer getheilt hatte. Das Zeugniß so vieler Ausleger Hafisens für die mystische Deutung, wie erzwungen diese auch oft erscheinen mag, fordert indeß schon zum Mißtrauen gegen eine zu isolirt stehende Behauptung auf. Vieles, ja das Meiste wird sich ohne Annahme eines solchen mystischen Sinnes erklären lassen, Vieles aber gibt ohne diese Annahme durchaus keinen rein verständlichen Sinn; ja manche scheinbar grobe Ungezogenheiten des Dichters hören auf diese Weise auf, es zu

seyn, und der Dichter wird durch die ihm gebührende Auslegung erst eigentlich wahrhaft edel.

Herr Rückert hat sich übrigens eben so, wie Hafis, in Dichtungen versucht, welche ein naives Wohlgefallen an den Freuden des Lebens ausdrücken sollen, und keine weitern Ansprüche auf verborgenen Sinn machen. Er ist in dieser Gattung so glücklich wie in den andern gewesen; eine eigene Liebenswürdigkeit, welche durchgehends über diese heitern Ausbrüche eines wohlwollenden Gemüthes, einer schuldlosen Freude an Schönheit der Natur jeder Art, an den Reizen der Geselligkeit und häuslicher Zerstreuungen, sollten diese auch in der Gabe des Weins ihren vorzüglichsten Stützpunkt finden, sich verbreitet, erhebt das Buch zu einem angenehmen Begleiter durch das Leben. Diese Gedichte sind freylich, wie alle Sammlungen lyrischer Dichtungen, ja weniger als die meisten, nicht dazu gemacht, in fortlaufender Durchlesung vom Beginne zum Schlusse vorgenommen zu werden, und würden so ihren Zweck ganz verfehlen; einzeln aber einer poetischen Erwägung, nach Bedürfniß des Augenblicks, unterzogen, sind sie nach Maßgabe ihres Inhalts eines im Gemüthe des Lesers zurück bleibenden wohlthätigen Eindruckes gewiß. Was sich in denselben jetzt noch als ein fremdes Unbegriffenes zuweilen darstellt, wird sich im Verlaufe der Zeit nicht mehr so darstellen, wenn die Grundlagen persischer Dichtungsweise in der deutschen Lesewelt bekannter geworden seyn werden.

Recensent ist der Meinung, daß Herr Rückert gleichwohl gut thun würde, sich diesen neuen Studien nicht mit zu ausschließender Sorgfalt hinzugeben, da sie, mit Ernst fortgeführt, die Dauer eines Menschenlebens leicht für sich hinwegnehmen. Herrn Rückert ward aber eine selbstständige Muse, und mit eigenthümlicher Kraft der Rede zugleich die eigene Anschauungsweise der Welt und ihrer Ereignisse gegeben, damit zugleich der Beruf, nicht nur in eigener Art durch die Welt der Poesie zu wandeln, sondern, wie er bereits mit Glück versuchte, aus dem Gebiete des Lyrischen in jenes epischer Darstellungen herüber zu treten. Hier dürfte er vielleicht wahre Befriedigung und die volle Anwendung der ihm verliehenen Kräfte finden.

Am Schlusse haben wir noch die Poesien des Herrn Grafen von Platen dem Leser vorzulegen. Sie sind hier in die gemeinschaftliche Anzeige persischer Dichtung gebracht worden, weil bey weitem der wichtigste Theil derselben auf dem Pfade Hafisens zu wandeln sucht. Niemand wird in diesen Dichtungen ein schönes Talent des Verfassers verkennen dürfen; dennoch aber, wie sehr gelungen auch das Einzelne sey, und nach welchen richtigen Ansichten des Schönen auch das Ganze der drey Sammlungen

wirklich geformt ist, wird man dem Dichter nicht unrecht thun, wenn man die Meinung unbefangen äußert: daß er noch auf dem Wege der Versuche wandle, und mit sich selbst und den Anforderungen seines Dichterberufes noch keineswegs einig sey.

Das erste, was Graf v. Platen der Lesewelt vertrauen wollte, sind jene Gaselen erster Sammlung, die, obgleich noch nicht lange zur Kenntniß der Freunde der Dichtkunst gebracht, die Aufmerksamkeit in einem hohen Grade erregten. Sie sind weit strenger nach Form und Inhalt im Style Hafisen's gedichtet, als selbst Rückerts östliche Rosen, und suchen überall nur den würdigsten Gegenstand, mit einem den Dichter selbst ehrenden Eifer für die heiligsten Ideen des Lebens. Der Verfasser bemerkt nur in kurzen Worten in der Vorrede: »er gebe seine ersten Mittheilungen in einer zugleich schwierigen und fremdartig erscheinenden Form, die durch die Gedichte selbst verstanden seyn wolle. Diese nicht bloß äußerlich ergriffene Form sey das ursprüngliche Eigenthum vorderasiatischer Völker. Er habe sie um so mehr mit Liebe umfaßt, da sein jetziges Studium vorzüglich der schönen Kunst des Morgenlandes angehöre.« Wir glauben, daß eben diese Strenge der Form, in der sich der Dichter gefallen hat, wesentlich dazu beytragen werde, einen richtigen Begriff, oder vielmehr die wahre poetische Anschauung, von persischer Lyrik unter uns fest zu stellen. Diese Dichtungen werden daher ein stets bleibendes Verdienst haben, ob sie gleich, wie Recensent überzeugt ist, in der Art, wie sie gegeben wurden, sich nicht in Deutschland wahrhaft fortbilden können. Sie haben etwas der Richtung unseres Geistes Fremdartiges, und sind wie manche aus fremden Sprachen bey uns aufgenommene Worte zu betrachten, die wohl das Bürgerrecht erhielten, aber sich nicht wie einheimische, aus dem Urstamme der Sprache herstammende Worte, durch weitere, aus ihnen abgeleitete Wortbildungen als Wurzelworte thatig zeigen. Der Gewinn, den diese und andere, orientalischer Dichtungsweise so streng folgende Poesien bringen werden, wird aber in anderer Hinsicht um so größer seyn. Indem sie das Fremde als fremd hinstellen, bewahren sie vor einer bloß eitlen Nachahmungssucht, und lehren dafür mit desto richtigerem Gefühle die eigentliche Wesenheit jener Dichtungen erfassen, die, wenn sie in ihrer eintönigen Erhabenheit deutsche Phantasie erfüllen und durchdringen, ihr religiösen Ernst und eine auf die Tiefe des Seyns gehende Richtung geben müssen, die ihr im Ganzen immer noch zu sehr mangelt.

Welchen erhabenen Ideen Graf von Platen in dieser ersten Sammlung seiner Gaselen nachgehe, glauben wir am besten dadurch deutlich zu machen, wenn wir ihn selbst sprechen

lassen, und wählen gleich die beyden ersten des mit dreyßig Gasele geschlossenen Ganzen.

1.

Der sich schaffend hat erwiesen siebenmal,
Wohnt in sieben Paradiesen siebenmal;
Adler, siebenmal umkreise du den Fels,
Krümme, Bach, dich durch die Wiesen siebenmal;
Feuer schürt am Stamm der Ceder, und sein Duft
Wind' als Rauch sich um den Riesen siebenmal.
Schenke, nimm die beyden Becher, beyde nimm,
Fülle jenen mir und diesen siebenmal;
Siebenfach ist deine Locke schön getheilt,
Deine Locke sey gepriesen siebenmal!

Wem diese Symbolik zu dunkel ist, oder ihrer Ungewohntheit wegen zu unerfreulich, wie dieß bey vielen Lesern der Fall seyn dürfte, wird dennoch in der zweyten Gasele, wenn ihm überhaupt Sinn für das Höchste geworden, ohne Zweifel volle Befriedigung finden.

2.

Entspringen ließest du dem Ey die Welt;
Dein reiner Wunderspiegel sey die Welt;
Es schaut nach dir, wiewohl dich Keiner schaut,
Voll liebesüßer Schwärmerey die Welt.
Du athmest Leben, und du athmest aus
Mit jedem Athemzuge frey die Welt;
Du siehst dich selbst, und dir am Auge geht
In jedem Augenblick vorbey die Welt;
Der einzig Eine bist du, doch du lenkst
Als eine mystischgroße Drey die Welt.

So fährt der Dichter in dem ganzen Kranze seiner Dichtungen fort, theils Gott zu preisen, theils das Leben in Beziehung auf den Schöpfer mannigfaltig zu betrachten, theils die Geschichte seines eigenen Geistes in so erhabenen Beziehungen zu erwägen. Jeder sieht wohl, daß solcherley Arbeit ohne ein tiefes Gemüth, ohne philosophischen Sinn und eine, erhabenen Zwecken willig sich beugende Phantasie nicht vollendet werden kann. Eben so wird jeder überzeugt seyn, daß man Dichtungen von so eigenthümlicher Gründlichkeit der Ideen ohne selbstständigen Sinn, möge die Form seyn, welche sie wolle, nicht zu Stande zu bringen vermöge. Dennoch aber liefert die zweyte Sammlung, Lyrische Blätter überschrieben, so wie die dritte, die unter dem Titel: vermischte Schriften, erschien, den Beweis, daß der Dichter, nicht bloß wenn er im Sinne des Orients zu dichten wünscht, sondern überhaupt in Hinsicht des Tones, den er seinen Liedern geben will, noch nicht zur Eigenthümlichkeit gelangt sey, und sich vorerst darin gefalle, sich würdigen Vorbildern anzuschließen, und gesungene Weisen wieder zu singen. Wir sprechen hier nicht von der äußern Form seiner Erfindungen, sondern von jener innern,

welche beynahe die Seele der Dichtung selbst ist, weil sie schon auf einer Idee beruht, die sich durch dieselbe ausdrückt, und daher, wenn sie nicht wahres Eigenthum des Dichters ist, das Lied als ein nachgebildetes bezeichnet. Der Verfasser sagt zwar selbst in der Vorrede zu den lyrischen Blättern, er lege auf diese Dichtungen früherer Zeit weniger Werth, als auf die darin befindliche zweyte Sammlung der Gaselen; Recensent findet indeß, daß auch die romantischen Dichtungen der dritten Sammlung (der vermischten Schriften) denselben untergeordneteren Charakter zeigen. Betrachtet sie der Verfasser wirklich als Verirrungen, welchen das poetische Gemüth unterworfen ist, so hätte er sie mit raschem Entschlusse, in der Ueberzeugung, daß er künftig Großeres leisten werde, der Bekanntmachung entziehen sollen. Wir zählen aber zu diesen nachahmenden Dichtungen nicht die Sammlung der Sonette, welche ein würdiger Beytrag zu so manchem Schönen sind, was deutsche Poesie in dieser Art aufzuweisen hat; auch glauben wir, dieser Bemerkungen ungeachtet, von dem Verfasser nicht zu Jenen gezählt zu werden, die sich, wie er in der Vorrede sagt, auf ihre reinästhetische Ansicht viel zu gute thun, und die Wesenheit der Dichtung darüber versäumen. Wir stimmen, wie wir es auch im Verlaufe dieser Anzeige bereits mehrmahl kund gaben, vollständig seiner weitern Bemerkung bey, daß man auch das Kleinste nur im Bezug zum Höchsten schauen müsse, und daß die wahre Poesie erst dann beginne: »wenn sie Hand in Hand mit dem Glauben lustwandelt im Eden lebendiger Wahrheit, und hinter sich läßt die Vergötterung der Natur.«

In der gerechten Ueberzeugung, wie sehr er einem so hohen Berufe in der zweyten Sammlung seiner Gaselen gefolgt sey, spricht er über sich und seine Arbeit sowohl in der Vorrede als im Prologe mit einer gewissen Sicherheit und Selbstachtung, die ihm zwar an sich gebührt, aber durch den Ausdruck der Verachtung entstellt wird, die er über jene auszugießen bemüht ist, die ihn, wie er voraus sieht, nicht werden verstehen können. Wir glauben nämlich, daß das Beyspiel mancher Dichter und Kritiker, die vor funfzehn oder zwanzig Jahren auftraten, und ihre Gegner auf mannigfaltige Weise zu bekämpfen hatten, heut zu Tage, wo die Schule der Plattheit so ziemlich zu Grabe getragen wurde, und wo man in der Poesie andere Dinge als leere Reimerey sucht, nicht mehr anwendbar sey. Für denjenigen, der etwas wirklich Würdiges in der Kunst unternimmt, sind keine eigentlichen Gegner mehr vorhanden; denn diejenigen, die sich vielleicht für Gegner halten möchten, haben keine Stimme mehr im Publikum. Was aber Mißverständnisse betrifft, die sich bey Einbürgerung einer so fremden Sache, wie persische Dichtungsweise für jetzt noch unter uns ist, leicht ereignen können, ja beynahe sich ereignen

müssen, so ist ihnen nicht irgend eine Verachtung, sondern Aufklärung und Berichtigung der Ansichten entgegen zu setzen; denn wer auch an Gaselen durchaus nicht Geschmack fände, könnte den Ideen, die sie vortragen, in einer ihm mehr zusagenden Form durchaus beystimmen, und innere Erhebung durch sie zu gewinnen im Stande seyn.

Den Gaselen der zweyten Sammlung zieht Recensent zwar jene der ersten vor, weil sie weniger willkürliche Symbolik enthalten; dennoch sind auch sie, in gedrängter Aneinanderreihung religiöser Ansichten und Gefühle so trefflich, daß sie das Gemüth, wo sie begriffen werden, wahrhaft erheben, und veredelnd auf den Geist zurück wirken. Dankbar gedenkt in beyden Sammlungen der Dichter Göthe's und Rückerts, die ihm auf schwieriger und ruhmvoller Bahn voran geschritten, und ihn für das, was er als das Echte anerkennt, begeisterten. In der dritten Sammlung (jener der vermischten Schriften) äußert sich der Verfasser in der Vorrede über seine Versuche zwar mit Bescheidenheit, und er hat hiezu auch allerdings, die Sammlung im Ganzen betrachtet, hinlängliche Aufforderung; wie er aber an den Spiegel des Hafis kommt, kann er sich nicht enthalten, seinen muthmaßlichen Gegnern den Ehrennamen »Philister« als Eingangsbegrüßung zuzurufen. Für Recensenten wenigstens wären die wahrhaft liebenswürdigen Gaselen dieses Bandes ohne jenen Eingang ansprechender gewesen.

Möchte der Dichter diese in drey verschiedenen Büchern erschienenen Gaselen bald in eine einzige Sammlung vereinigen; sie würden, gesondert von den übrigen Versuchen, ihren eigenthümlichen Charakter desto deutlicher zur Erkenntniß des Lesers bringen, und sich wechselweise stützen. Möchte aber überhaupt das Streben deutscher Dichter nach den Blüten des Orients nicht mit zu ausschließender Liebe bey der Lyrik der Perser verweilen, da sich vielmehr aus dem alten Epos, der ersten Hälfte des Werks Ferdussi's, unerschöpflicher Gewinn nicht allein für die Kenntniß eines ehrwürdigen Alterthums, sondern für Ergänzung und Veredlung unsers poetischen Gefühls hoffen läßt. Mochten vor Allem die neueren Arbeiten Herrn A. W. Schlegels und Kosegartens, welche die überwiegende Schönheit indischer Dichtung aufgeschlossen, auch Andere zu eben so glücklichen Nachforschungen und Uebertragungen aneifern, und uns zur Kenntniß einer Kunstbildung bringen, die für deutschen Sinn wichtiger und fruchtreicher als die der Perser seyn würde; welche Verwandtschaft zwischen Deutschen und Persern, besonders in der Bildung beyder Literaturen, auch immer nachgewiesen worden ist.

M. v. Collin.

Art. XIII. Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, I—V. Band. 1812—1820.

Anmerkung zu einer Recension der Jacobischen Schriften, im XIV. Bande des Hermes, S. 255—339 *).

Die weit ausgedehnte Nachsicht über die Lehre von der Persönlichkeit Gottes, welche der Rec. mit seinem Philosophen, obwohl aus verschiedenem Grunde, theilt, könnte allzu große Mißdeutungen veranlassen, und ist an sich schon in ihren Folgen zu wichtig, als daß wir nicht eine nähere Erörterung darüber wohl der Mühe belohnend und für den jetzigen Zeitpunkt hier ganz an ihrer Stelle achten sollten. Wenigstens was den Artikel der Lehre selbst betrifft, über welche nichts nachgegeben werden kann; in Hinsicht der Denker, welche solche Meinungen aufgestellt haben, kann leicht zugegeben werden, daß gerade ein sehr hoher Begriff von der Unbegreiflichkeit und Nichterkennbarkeit Gottes, für dessen Wesen eine jede ihm beygelegte Eigenschaft jederzeit noch als ganz unangemessen erscheint, sie auf diese negative Ansicht geführt haben kann; und diese Seite der Sache ist auch in der erwähnten Recension so wie von Jacobi selbst mehrmals hervorgehoben und ins Licht gestellt worden. Man soll Männer wie Spinosa und Fichte, deren sittlich strenge und große Eigenschaften des Geistes und des Charakters manchem, der über sie abspricht, noch zum Vorbilde dienen könnten, nicht mit dem gemeinen Haufen der rohen Materialisten zusammen werfen; und es muß überhaupt der bloß spekulative und rein wissenschaftliche Atheismus, der mit einer strengen, wenigstens stoischen, wenn

*) Die erwähnte, wohlabgefaßte und an nützlichen Bemerkungen reichhaltige Beurtheilung und Charakteristik der Jacobischen Schriften, gibt uns eine erwünschte Veranlassung, die eigentliche Bedeutung der Jacobischen Philosophie, und die Stelle, welche sie im Verhältnisse zu den übrigen vornehmsten Systemen der letzten Epoche der Deutschen Philosophie einnimmt, in wissenschaftlicher Bestimmtheit zu bezeichnen, so wie diese Systeme selbst insgesammt in ihrem gemeinsamen Zusammenhange zu charakterisiren und zu würdigen, nach dem Standpunkte und Zeitmomente, in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, welchem sie angehören. Dieser Standpunkt aber ist der eines noch sehr unvollkommenen Ueberganges von dem früherhin allgemein herrschenden Materialismus und Systeme des Unglaubens, zu einer sittlich lebendigen und christlichen Philosophie, nach den Grundsätzen des reinen Spiritualismus, wie dieser von Anfang in der Offenbarung gegeben und durch alte heilige Ueberlieferung beglaubigt und erhalten, in dieser wohl niemals ganz erloschen, aber sehr selten ganz verstanden und verständig angewandt ist; daher derselbe also auch zwar keiner neuen Aufstellung, da es eine uralte Lehre ist, wohl aber einer erneuernden Belebung und durchgreifenden Wiederherstellung bedarf. — Diesen Gedanken weiter zu entwickeln, ist die folgende Anmerkung bestimmt. S.

auch nicht christlichen Sittlichkeit und Sittenlehre vereinbar ist, noch sorgfältig unterschieden werden von dem sittlichen, und eigentlich so zu nennenden Atheismus aller derjenigen, deren Denken und Leben ohne Gott, und ohne alle Spur des Göttlichen ganz im Schlamme der Materie und des Egoismus befangen ist; von denen viele nicht einmal fähig seyn würden, sich bis zu jenem spekulativen Irrthum zu erheben, der nicht immer seinen Grund hat in einem Widerstreben gegen die Idee Gottes, oder in einer gänzlichen Unfähigkeit zu dem Gedanken des Göttlichen, sondern wie dieß auch bey den genannten Männern auf entgegengesetzte Weise der Fall war, nur in einer durchaus verkehrten Auffassung dieser Idee aus einem falschen Standpunkte.

Wenn nun Jacobi in der letzten Epoche seiner philosophischen Laufbahn besonders auch gegen Schelling den Einwurf über den Satz von der Persönlichkeit Gottes geltend macht, daß Gott dadurch eine Beschränkung beygelegt zu werden scheine, was ihm auch nur zu denken ganz unerträglich sey; so kann man wohl zugeben, daß dieser Einwurf auf dem irrigen Standpunkte des gemeinen Denkens nach der bloßen spekulativen Vernunftansicht, allerdings den falschen Anschein einer Schwierigkeit annimmt, und hier von einigem Gewicht zu seyn scheint. Es ist nur zu bedauern, daß Jacobi nicht lieber, um die Schwierigkeit zu lösen, selbst aus der Quelle hat schöpfen wollen, zu der er doch als Philosoph durch alle seine Schriften hindurch die Welt hinzuführen bestrebt war. Ich meine die Quelle der Offenbarung und des lebendigen Glaubens, wozu er jederzeit nach vollbrachter Vernichtung der spekulativen Vernunft den Uebergang durch seinen bekannten salto mortale nachweist, oder wenigstens andeutet. Denn vollständig entwickelt hat er seine Idee von Offenbarung nie; einleuchtend ist jedoch, daß er ausschließlich nur eine innere meint, ohne je zu der Erkenntniß zu gelangen, daß diese innere Offenbarung schon mit in der positiven umfaßt und mit derselben unzertrennlich verknüpft sey; daher ihm auch die Idee der Offenbarung nie völlig klar geworden ist. Er macht es darin, wiewohl auf etwas andre Weise, doch in der Hauptsache eben so, wie Kant, daß er uns auf beschwerlichem Wege, weitläuftig und mühsam, bis an die Pforte des göttlichen Glaubens führt, dann aber vor der Thür plötzlich wieder umkehrt, und uns, verwundert und betroffen, mit leerer Hand stehen läßt. —

Hätte Jacobi, statt der bloßen Berufung auf eine innere Offenbarung, die so isolirt aufgefaßt, unerklärlich und unfruchtbar bleiben mußte, auch die positive Offenbarung mit vollem Herzen anerkennen und ergreifen, und nur dreist hineingehen wollen durch jene Pforte, vor der er unentschlossen stehen

bleibt, so würde er hier in dem Christenthume den jedermann bekannten und auch jedem Herzen verständlichen Begriff von der liebevollen Herablassung und Barmherzigkeit Gottes gefunden haben. Ein Begriff, der wie für das praktische Leben, so auch philosophisch höchst wichtig ist, und wodurch jener Zweifel über die mit der Persönlichkeit Gott scheinbar zugleich beygelegte Beschränkung, seine Auflösung so leicht findet. Was ist jene Herablassung Gottes, metaphysisch ausgedrückt, anders, als eine freywillige Selbstbeschränkung aus Liebe, durch wundervolle Zurückhaltung seiner Allmacht; und wo zeigte sich wohl das Wesen Gottes oder seine Liebe, d. h. seine Allmacht, wesentlicher, diesem Wesen entsprechender und allmächtiger, als eben in jener wundervollen Zurückhaltung seiner Allmacht, in deren Begriff auch zugleich der einzige Ausweg gegeben ist, die göttliche Allwissenheit mit der menschlichen Freyheit vollkommen zu vereinbaren? Dieses ist allerdings ein göttliches Geheimniß, als solches aber jedem christlichen Herzen klar, und in jedem christlichen Unterricht auch zur Genüge bekannt. So wenig aber darf diese liebevolle Herablassung, oder freye Selbstbeschränkung aus Liebe, uns als Gottes Wesen nicht entsprechend, oder seiner Würde nicht angemessen erscheinen, daß vielmehr gerade diese Herablassung und Barmherzigkeit Gottes das eigentliche Kennzeichen von dem wahren Begriff des lebendigen Gottes, wie ihn das Christenthum lehrt, bildet; dagegen aber jeder an sich unbarmherzige und schlechthin nicht herablassende Gott, mag er uns auch in noch so erhabenen Abstraktionen aufgestellt werden, nichts ist, als ein blindes Fatum, ein falscher Götze und bloßes Trugbild des Absoluten.

Gegen Schelling hat Jacobi hier aber noch ganz besonders Unrecht, wenn er gerade gegen diesen den erwähnten, wie wir gesehen haben, ganz nichtigen Einwurf über die Persönlichkeit und scheinbare Beschränkung Gottes geltend zu machen sucht, da er ihn vielmehr in diesem sichtbar besseren Bestreben hätte auf alle Weise bestärken und darin bestätigen sollen, auf solchem Wege in herzlicher Anerkenntniß des lebendigen Gottes die Schlacken seines alten Systems hinter sich zu werfen. Denn so viel ist wohl jedem einleuchtend, wenn Schelling auch nur den in seiner Schrift gegen Jacobi anerkannten und aufgestellten Satz, daß die Erkenntniß Gottes eine persönliche sey, daß wir mithin Gott nur soviel erkennen, als wir Umgang und Bekanntschaft mit ihm haben, oder mit andern Worten, daß die Metaphysik eine durchaus empirische Wissenschaft sey, nämlich aus der Empirie des innern Lebens; wenn er, wie gesagt, nur diesen einen Satz in seiner ganzen Konsequenz hätte festhalten und weiter fort-

führen wollen, daß alsdann das Gespinst des Absoluten aus seinem frühern System sofort hätte vor seinen Augen verschwinden müssen.

Es lag überhaupt in Jacobis eigenthümlich philosophischem Standpunkte, und in der ganzen Stellung, die er gegen seine vornehmsten Mitphilosophen einnahm und behauptete, daß er unbewußter Weise oft sehr ungerecht gegen sie war und fortdauernd in unauflöslichem Hader mit ihnen lag, obwohl er mehrentheils mit nur sehr geringem Unterschiede demselben unglücklichen Joche oder Bann unterlag, und die gleichen Fesseln, wie jene, trägt. Wie konnte gerade Er z. B. Fichte'n sein atheistisches Denken, zugegeben, daß es ein solches war, nicht bloß so hart, sondern so ganz persönlich, und als den sittlichen Charakter selbst betreffend, vorwerfen, da er doch selbst auf das Innigste überzeugt war, und unzählige Male gezeigt hatte, daß alle rein spekulative Forschung auf ein solches Resultat führe, und während er doch, aufrichtig genommen, sehr wohl inne werden konnte, daß Gewissen, Ehr- und Liebesgefühl, überhaupt ehrliche Menschen-Motive aller Art, jenen großen Denker in der Konsequenz seines spekulativen Irrthums nur allzuoft, eben so gut wie ihn, den Tadler Jacobi selbst, vielfältig irre, und auf eine edle Art an seinem Systeme untreu gemacht haben? — Noch auffallender aber ist es, daß er selbst nie deutlich bemerkt zu haben scheint, wie nahe er eigentlich dem Kant gewesen. Denn wenn Jacobi späterhin, was er früher Glauben genannt, nun als Vernunft erkannte, und diese »als das Vermögen der unmittelbaren, innern Wahrnehmung des Uebersinnlichen« erklärte; so ist dieses ja augenscheinlich nichts anders als der Kantische Primat der praktischen Vernunft, wodurch diese hinterdrein wieder auf den Thron gelangt, während sie theoretisch erst mit großem Aufsehen herunter geworfen war; und der ganze Unterschied reducirt sich am Ende darauf, daß Kant mehr das Objektive, und das praktische Gesetz der Vernunft ins Auge faßt, während Jacobi auf eine an dieser Stelle ganz löbliche Weise die Rechte der Individualität und eben damit auch eines eigenthümlichen Genies selbst in moralischen Dingen vertritt und in Schutz nimmt.

Der gemeinschaftliche Fehler und Irrthum aber, der allem diesem Philosophiren von beyden Seiten zum Grunde liegt, besteht in dem ganz fälschlich angenommenen und durchaus willkürlich als absolut vorausgesetzten Gegensatz und Widerstreit zwischen Glauben und Wissen, worüber denn der wahre Unterschied zwischen den beyden verschiedenen Arten des Wissens völlig übersehen wird. Und dieses ist eben der Punkt, der ins Licht gesetzt werden muß, um die obgedachten Zweifel Jacobi's und seines Recensenten, so wie alle jene skeptischen Zustände, welche aus dem falschen Gegensatz von Glauben und Wissen ohne rechte Unterscheidung

des letztern, entspringen, nicht nur vollständig zu lösen, sondern auch ihrem Ursprunge nach zu erklären. Die eine Art des Wissens ist die, welche auf die Uebereinstimmung des Begriffs oder des Denkens mit sich selbst gerichtet ist, und in ihrer formellen Vollkommenheit die absolute Gewißheit und Nothwendigkeit mit sich führt. Auf einem solchen Wissen beruhen die mathematischen Erkenntnisse und logischen Beweise. Mit dieser Art des Wissens steht der Glaube außer aller Berührung, und hat auf diesem Gebiete nichts zu schaffen; denn daß ein verwickelter mathematischer Satz im gemeinen Leben auch auf Glauben angenommen und praktisch angewandt werden kann, im Vertrauen auf die Richtigkeit der von andern erkannten Beweise desselben, können wir hier füglich bey Seite lassen. Das andere und höhere Wissen aber ist das freye und persönliche, welches mit dem Glauben keinesweges im Streit befangen, sondern auf das innigste verwebt ist, und überall den Glauben als seine erste Grundlage, und als sein letztes Ziel voraussetzt; so wie im Gegentheil auch der Glaube nicht beginnen kann, ohne daß wir zuvor, wenigstens einigermaßen, wenn auch noch nicht vollständig, zur Erkenntniß gelangt sind; und wie mit der Klarheit des Verständnisses zugleich auch der Glaube wächst, und immer inniger und lebendiger wird. Der Glaube ist in dieser Beziehung der erste Grund und Anfang, so wie auch die vollendende Ergänzung des freyen und lebendigen Wissens, so wie dieses hinwieder die erzeugende Ursache und die letzte Frucht des göttlichen Glaubens ist. Dieses freye Wissen aber ist eben der Gegenstand und Inhalt der Philosophie; es ist die lebendige Erkenntniß des Lebens, welche wie das Leben selbst, frey ist, und daher keinesweges in die Form jener absoluten Nothwendigkeit geschlagen werden darf, welche, in dem mathematischen Wissen und in dem bloß logischen Denken herrscht. Weit entfernt, daß sie diesem darum nachstehen müßte, erhält vielmehr die logische Kunst, an sich leer und unfruchtbar, erst durch die Erkenntniß des Lebens einen festen Boden und reellen Gehalt, ohne welchen sie in ein völlig nutzloses und dem wahren Wissen sogar verderbliches dialektisches Spielwerk, und sophistische Scheinkunst ausarten muß; und wenn gleich der Mathematik in der von der Natur selbst ihr gegebenen Basis und Sphäre, die weiteste materielle Anwendung hinreichend gesichert bleibt, so erhält doch auch diese erst von der Philosophie, wenn dieselbe ihrer Bestimmung Genüge leistet, ihre höhere Bedeutung, und wird nebst der ihr eigenthümlichen Gewißheit, nun auch für den Geist verständlich und in ihrem ganzen Zusammenhange klar, und eben dadurch erst eine Wissenschaft im wahren Sinne des Worts. Selbst die formelle Vollkommenheit, nach welcher die Philosophie

zu streben hat, ist eine ganz andere, als jene logisch mathematische. Man gelangt nicht zur Erkenntniß des Lebens, als nur durchs Leben selbst, und dieses ist die subjektive oder vielmehr persönliche Bedingung, welche in aller Philosophie gefordert und vorausgesetzt wird. Die Philosophie als ein positives und zwar als das Umfassendste und Höchste von allem positiven Wissen, setzt dieses ihr Positives als gegeben voraus. Und auch die eigenthümliche Form und Gestaltung, wie des Lebens selbst, so auch der Erkenntniß des Lebens, ist vielmehr eine lebendig organische, und keineswegs jene untergeordnete, und wo sie die Stelle des Höheren einnehmen soll, falsche Methode des todten und abstrakten Wissens. Alle falsche Philosophie geht mehrentheils aus dem verkehrten Bestreben hervor, die philosophische Wahrheit in mathematischer Gewißheit durch logische Beweise, sowohl selbst erfassen, als auch für andere aufstellen zu wollen. Das ist der grundzerstörende, und sogar jeden Weg zur höhern und richtigen Erkenntniß versperrende, bey Jacobi wie bey Kant gleich sehr obwaltende und beyden gemeinsame Irrthum, daß sie immer nur jenes gemeine, todte, abstrakte Wissen im Auge haben, und weil dieses freylich nie zur Wahrheit und zum Leben in göttlichen Dingen führen kann, nun zu einem selbstgemachten Glauben ihre Zuflucht nehmen, und diesen auf die Vernichtung alles Wissens gründen wollen. Aus der Verzweiflung an dem Wissen aber entsteht zwar wohl das Bedürfniß eines als nothwendig erwiesenen Glaubens, nicht aber der lebendige Glaube selbst; ein Vorwurf, der auch alle diejenigen religiösen und theologischen Schriftsteller trifft und drückt, welche diesen falschen skeptischen Weg einschlagen, wie noch neuerdings La Mennais, noch halb mit befangen in dem demonstrirsüchtigen Zeitgeiste, den er bekämpfen möchte, gethan hat. Bey solchen Schriftstellern aber, wie der letztgenannte, und andern ihm ähnlichen, wird diese falsche Methode im Ganzen leicht überwunden und bald beseitigt durch das Positive, an welches sie sich anschließen, und welches sie auf einem ganz andern Wege ergriffen und gefunden haben, als auf diesem erkünstelt skeptischen; obwohl die ganze Darstellung dadurch immer eine schiefe Richtung erhält. Bey Jacobi und Kant aber, welche nie zu einem göttlichen Positiven gegebener Offenbarung durchgedrungen sind, fühlt man überall nur allzudeutlich das Halbe, Ungenügende und Leere ihres gemachten Glaubens, der innerlich an sich selbst nicht glaubt, noch irgend entschlossen an sich selber festhält. Der Weg aber, welchen der Rec. einschlagen will, indem er auf ähnliche Weise Glauben und Wissen nur noch viel schärfer trennt, und zu diesem Ende behauptet, daß die Gottheit, nebst allem was sich auf sie bezieht, ganz dem Glauben

und der Religion überlassen bleiben, die Philosophie aber durchaus auf die Erkenntniß des Menschen allein sich beschränken soll, ein Weg, den auch schon manche andre zu verschiedenen Zeiten versucht haben, kann eben so wenig zum Ziele führen, weil das Wesen des Menschen eben gar nicht allein und ohne Gott erkannt wird. Denn wir mögen nun subjektiv in die Tiefe unsers Bewußtseyns hineingehen, so finden wir das innere Selbst da nicht anders, als zugleich mit Gott, und können es nur in der Beziehung und innigsten Verbindung mit ihm ergreifen; oder wenn wir objektiv die Natur des Menschen zu erfassen streben, so kann er auch da nur als ein Ebenbild Gottes begriffen und verstanden werden. Wollte man ganz auf der Oberfläche stehen bleiben, wie die gemeine Reflexion, so würde man eben damit die Philosophie aufgeben, welche die Tiefe ergründen will; in diesem Sinne aber gibt es keine Philosophie des Menschen, und hat nie eine gegeben, die nicht zugleich auch Gottes Philosophie oder »Theosophie« im rechten Verstande des Worts wäre und seyn müßte. Die unnatürliche und gewaltsame Auseinanderreißung des Glaubens und des Wissens in göttlichen Dingen, wie sie bey Jacobi nicht minder als bey Kant obwaltet, kann nichts anders bewirken, als daß das Wissen aufgegeben und vernichtet wird, ohne doch den rechten Glauben erreichen zu können, welcher wie das rechte Wissen, auf der Erkenntniß der Offenbarung des Göttlichen beruht, und mit diesem daher unzertrennlich verbunden ist.

Die beyden andern Mitphilosophen Jacobi's, welche in der gleichen Epoche gewirkt haben, und mit denen er sich so oft im Kampfe verwickelt findet, Fichte und Schelling, erkennen nun zwar ein Wissen des Höchsten an, indem Fichte nur scheinbar in seinen frühern Darstellungen sich an die Kantische Deduktion des Glaubens aus der Unwissenheit anschließt; indem sie aber dieses freye und göttliche Wissen in die Form der absoluten Nothwendigkeit schlagen, wird es nicht als ein lebendiges und positives bewahrt und hingestellt, sondern es wird eben dadurch mit dem gemeinen, todten, abstrakten Wissen in Eins gegossen, und geht darin unter. Denn es ist nicht etwa, wie es die Anhänger dieser Systeme meinen, das absolute Wissen, ein drittes höheres, in welchem die freye, lebendige Erkenntniß und das gewöhnliche abstrakte Wissen vereinigt und zugleich umfaßt würden; sondern die lebendige Erkenntniß ist selbst das höchste Wissen, das absolute Wissen, oder was sie so nennen, ist das untergeordnete, welches erst in dieser Unterordnung und durch dieselbe, wie oben angedeutet worden, seine praktische Anwendbarkeit, oder seine intellektuelle Bedeutung erhält. Wo diese Unterordnung verkannt wird, ist es immer das Höhere, welches aufgeopfert

wird durch die unnatürliche Verschmelzung, und in dem Niedern untergeht; daher auch beyde Systeme des Absoluten, sowohl das idealistische, als das der dynamischen Naturwissenschaft, aller vorgeblichen oder scheinbaren höhern Potenzirungen ungeachtet, immer nur in der Sphäre des zersplitterten und abstrakten Bewußtseyns befangen bleiben, dessen ganzen Umfang nach allen vier Hauptregionen und vorherrschenden Elementarkräften desselben, sie nebst jenen beyden skeptischen Philosophen erschöpfen. Denn wenn Kant sich in allen seinen Schriften mit seinem kritischen Verstande vergeblich abmüht, ohne das Ziel erreichen zu können, so sehen wir Jacobi'n sein ganzes Leben hindurch mit seinem moralischen Willen in dem gleichen endlosen Titanenkampf nach der göttlichen Wahrheit; und wie Fichte den Gipfel der ideellen Vernunft aufgestellt hat, so ist in der Naturphilosophie die Grundlage der spekulativen Einbildungskraft und eben damit auch des dynamischen Denkens und Wissens gegeben. Hier kam die Naturwissenschaft selbst, die schon auf ihrem eigenen Wege durch die Tiefe ihrer letzten großen Entdeckungen mehrentheils dynamisch geworden war, der Philosophie mit ihrem ganzen Reichthum entgegen; der positive Anhalt und reelle Boden, der dadurch allerdings mehr als auf einem der drey andern Wege gewonnen ward, betraf jedoch nur die Natur selbst und ihre Erkenntniß, ohne den Hauptpunkt des innern Lebens und philosophischen Bewußtseyns in dem System zu verändern oder zu berühren.

Alle Philosophie, wie sie sich auch selbst verstehen und definiren mag, schließt immer eine Theorie des Bewußtseyns in sich, und trägt den Stempel einer solchen in ihrem ganzen Wesen und Charakter an sich, wenn sie auch nicht grade davon als von ihrem Anfangspunkte ausgeht. So lange es nun aber ein zersplittertes, gebundenes, bloß abstraktes und todtes Bewußtseyn ist, auf welchem sie beruht und aus welchem sie hervorgeht, so kann auch die daraus hervorgegangene Philosophie selbst nur eine todte, in sich und ihren eigenen Abstraktionen zersplitterte, und im Streit der Systeme befangene und getheilte seyn. So lange z. B. der Streit über den Vorzug und Primat der Vernunft oder des Verstandes noch in der bisherigen Weise fortgeführt wird, kann man sicher seyn, daß die Philosophie noch in den dunkeln Regionen des verworrenen Streits umherirrt, und noch nicht zu dem Tageslicht der christlichen Erkenntniß empor gedrungen ist. Das abstrakte und verderbte Bewußtseyn ist eben jenes, welches im Zwiespalt und Gegensatz von Verstand und Willen, von Vernunft und Phantasie befangen ist; wo denn so lange die Philosophie noch in dieser Sphäre festgehalten bleibt, eine von jenen Elementarkräften,

die mit sich selbst und mit ihrem Gegensatz in einem Streit begriffen sind, der durch sie selbst nie gelost werden kann, in jedem Systeme, oder jedem eigenthümlichen Wege der spekulativen Forschung mehr oder minder ausschließend vorherrschen wird, wie solches bey den genannten vier großen Systemhäuptern der bisherigen deutschen Philosophie so einleuchtend sichtbar ist, die nach einem sehr richtigen Gefühl als zusammengehörend betrachtet werden, und einen abgeschlossenen Cyklus bilden. Soll die Philosophie ihr Ziel erreichen, so muß vor allen Dingen erst das vollständige und rechte, lebendige Bewußtseyn gegeben oder vielmehr wieder hergestellt, es muß das innere Leben, welches allein »der Geist durch die Seele, in Gott« oder in dem ewigen Worte, als der Offenbarung seiner Herrlichkeit lebt, und findet und erkennt, gegeben und gefunden und anerkannt seyn. Dieses ist die Bedingung, welche die wahre Philosophie voraussetzt, und ohne welche das ganze Streben der Philosophie vergeblich und leer, und ein nichtiges Bemühen bleibt. Ist das wahre Bewußtseyn aber einmal, wo nicht sogleich vollständig, doch in der Anlage zu dieser Vollständigkeit hergestellt und wiedergeboren; ist das innere Leben aufgegangen und wiedergefunden, so kann auch die wissenschaftliche Konstruktion desselben keine so große Schwierigkeit mehr haben. Es kann in derselben alsdann wohl noch verschiedene Grade der formellen Vollkommenheit, noch manche eigenthümliche Modifikationen geben, es können noch mögliche Abwege sich darbieten, welche letztere doch alle nur Rückfälle in den alten Irrthum seyn würden; im Wesentlichen aber kann alsdann die Aufgabe der Philosophie, welche selbst nichts anders ist, als die wissenschaftliche Konstruktion des innern göttlichen und menschlichen Lebens, als gelöst betrachtet werden, oder es kann wenigstens die Philosophie dieser Lösung ihrer Aufgabe dann mit Sicherheit entgegenschreiten. Jenes dreyfache Leben der Seele durch den Geist, oder des Geistes durch die Seele in Gott und dem ewigen Wort, ist das Christenthum, und eben darum ist alle Philosophie eine christliche, und soll es auch in dieser Beziehung, und in diesem Sinne durch den Geist, den Inhalt und das Ziel des Ganzen, und nicht etwa bloß durch eine vielleicht absichtlich erkünstelte Uebereinstimmung in einzelnen Artikeln und Dogmen seyn. Denn das Christenthum ist nicht bloß die Lehre vom innern Leben, oder eine Anleitung dazu, sondern die lebendige Mittheilung und Erregung desselben selbst, und alle seine Anstalten dienen nur dazu, dasselbe wieder herzustellen, zu bewahren, mehr und mehr zu reinigen, und immer herrlicher zu entfalten.

Es versteht sich daraus wohl schon von selbst, wenn anders

eine solche Mißdeutung denkbar wäre, wie dadurch daß die Philosophie eine christliche ist, die Philosophen vor Christo keineswegs unbedingt ausgeschlossen werden sollen, indem wir hier das Christenthum in einem dreyfachen Sinne zu nehmen haben Erstens in dem metaphysischen, als die Offenbarung des ewigen Worts, und die Lehre von dieser Offenbarung; und in diesem Sinne ist das Christenthum so alt als die Welt. Im historischen Sinne beginnt es mit der Person des Heilandes, mit der Stiftung der christlichen Kirche, und der Begründung des katholischen Glaubens; selbst aus diesem Standpunkte, der auch die Voranstalten zu der Kirche Christi mit einschließt, haben schon die Kirchenväter den Plato und Sokrates noch als Vorgänger des Christenthums betrachtet. In der dritten moralischen Bedeutung, welche man sonst die mystische nannte, wird darunter das innere Leben verstanden, worin das Wesen des Christenthums nicht minder als die Grundlage der Philosophie beruht. Nach diesem Standpunkte könnte man die christliche Philosophie auch die Wissenschaft vom Worte des Lebens nennen, oder mit Beziehung auf den Anfang derselben, und auf das, was dieser Anfang voraussetzt, auch die Lehre von der Wiedergeburt des Bewußtseyns. Wenn wir diese intellektuelle Wiedergeburt, ohne die es keine Philosophie gibt, hier noch weiter betrachten wollten, sowohl die Art, wie sie zu Stande kommt, als von welchen Punkten sie ausgeht, so würde es sich auch leicht zeigen, ob der Mensch sie wohl jemals durch eigne Kraft allein selbst bewirken könne, oder ob sie nicht vielmehr jederzeit ein Gegebenes und Positives göttlicher Erregung und Veranlassung voraussetze.

Dieser Weg einer nicht bloß nach äußerem Schein und zufälliger Benennung, sondern im innersten Wesen und im höchsten Ernste durch und durch christlichen Philosophie, wird die Bahn seyn, die wir gegenwärtig vor uns sehen, und auch fernerhin immer mehr zu begründen haben. Jener erste Cyklus der deutschen Philosophie, nach den geschilderten vier Systemen und verschiedenen Principien des abstrakten oder absoluten Wissens, muß nun als ganz beschlossen und vollkommen vorübergegangen betrachtet werden. Ein Kant redivivus, in was immer für einer neu verdünnten Gestalt, kann uns eben so wenig frommen, als der Dilettantismus mit Jacobi's Genie. Diese Zeit ist einmal ganz vorüber, und es kann diese halbchristliche Philosophie höchstens nur noch als eine suchende gelten, und ein Interesse gewähren; wie wir denn jener ganzen Epoche ihren hohen historischen Werth gern unbestritten lassen wollen, wenn man sie uns für das gibt, was sie wirklich war: der Uebergang nämlich und das erste Emporstreben aus dem Abgrunde eines ganz vollen-

deten Unglaubens und des seichtesten Materialismus, der noch kaum jemals so allgemein herrschend gewesen. Eben so würde es eine ganz unnütze Mühe seyn, wenn uns jemand etwa einen vollendeter durchgeführten oder auch höher gesteigerten Fichte vorstellen wollte, indem er aller jener nachtheiligen Einflüsse, welche Gewissen, Moralität, oder andere Menschengefühle auf die strenge Konsequenz des Systems manchmal bey jenem Philosophen noch äußerten, sich großmüthig abthun, und uns das atheistische Denken ganz rein darstellen wollte. Denn dieses ist, im buchstäblichen Sinne, glücklicherweise doch ohnehin nie ganz möglich, und statt jener edlen Inkonsequenz möchte dann die viel gemeinere Beschränkung eines absoluten Stumpfsinns für alles Göttliche bey einem unendlichen Fluß und Zufluß des leeren abstrakten Denkens eintreten, wie solches etwa in dem Hegelschen System und Schriften gefunden wird. Und wenn wir, mit Bedauern zwar, zugleich aber doch auch mit Belehrung, einen großen Charakter in jenem seltsamen Abgrunde verirren und sich darin verlieren sehen, so können die abstrakten Verzerrungen eines solchen nachgeäfften Fichte nur Widerwillen erregen. Mußten die spekulativen Irrthümer des Zeitalters, damit es seinen vollkommenen Umschwung erhielt, bis zu diesem Extrem durchgeführt und erschöpft werden; so war es dazu an Einem Exemplar der ungeheuren Verirrung, wie im siebzehnten Jahrhundert an Einem Spinosa, genug, nachdem ohnehin dieser Zweck nun schon längst erreicht seyn sollte. Dem Zeitalter hat Fichte allerdings wohl den großen Umschwung in dem intellektuellen Gebiet, wo nicht allein, doch zuerst, und mehr als jeder andre gegeben; anders gewiß, als es die göttliche Absicht war, so wie der Umschwung auch wieder ganz anders erfolgt ist, als er selbst es sich jemals gedacht hat. Ich kann hier nicht tiefer in diesen welthistorischen Gang und Zusammenhang des Denkens und Wissens eingehen; doch liegt schon in dem, was ich so eben angedeutet, viel. Von jenen andern mit ihm zugleich wirkenden Philosophen kann man sagen, sie hatten ein großes, bewundernswürdiges Talent, und entschiedenes Genie; Fichte aber hatte eine Sendung, wenn er sie auch nicht viel weniger, als Luther die seinige, verfehlt haben sollte. Alle jene Versuche, die Kantische, Jacobische und Fichtische Philosophie wieder zu erneuern, oder noch länger festzuhalten, sind nur vorüberziehende Luftmeteore eines vergeblichen Rückfalls in den alten Irrthum, und ein durch und durch falsches und vergebliches Bestreben. Dasselbe würde auch von der Naturphilosophie gelten, wenn wir sie bloß als System des Absoluten betrachten; das was reell und bleibend in ihr ist, und worin sie auch ungehindert Fortschritte macht, ist das Positive der dynamischen Na-

turwissenschaft selbst, welche sie mit umfaßt; die grenzenlose Willkür des dynamischen Denkens aber, wie es in dem Wissen waltet, die Spielerey mit den stets wechselnden Naturkonstruktionen, die babylonische Verwirrung und der leichtsinnige Wechsel dieser zahllosen Systemgebäude ohne Fundament, zeigen zur Genüge, daß es auch hier noch an einem höhern Anhalt und Leitstern von oben, an dem göttlichen Positiven fehlt. So gern wir schon jetzt das Streben dahin, die Annäherung zu diesem Ziele bey den bessern Naturphilosophen bemerken und anerkennen; es muß doch erst die dürre Systemschale des Absoluten zersprengt und als todte Schlacke weggeworfen werden, ehe der Kern zur Frucht gedeihen und »eine christliche Naturphilosophie« daraus hervorgehen kann, welche dann mit der christlichen Gottesphilosophie vollkommen übereinstimmen und von selbst sich ihr beygesellen und unterordnen würde.

F. S.

Art. XIV. Die Geschichten der Deutschen, von C. A. Menzel, Prorektor und Professor am Elisabetan zu Breslau. III. Band, 5. Buch (p. 1—904) 6. Buch, erste Abtheilung (p. 1—152). IV. Band, 6. Buch, zweyte Abtheilung (p. 1—444). V. Band, 7. Buch (p. 1—288). VI. Band, 8. Buch. VII. Band, 9. Buch (p. 1—290). Breslau, bey Graß, Barth und Comp. 1818—1821.

Werke, wie das vorliegende, und wie die rheinischen Geschichten und Sagen von N. Vogt (Band VII.) müssen gewiß als sehr erfreuliche Zeichen von gethanen Fortschritten auf der großen und glanzvollen Bahn deutscher Geschichtschreibung angesehen werden. Die beyden ersten Bände dieses Werkes wurden schon im Band II. der Jahrb. angezeigt, da aber der nämliche, vorzugsweise befugte Beurtheiler die Anzeige dieser folgenden fünf Bände den J. B. nicht gewidmet, sondern dieselbe dem Hermes einzuverleiben vorgezogen hat, so liegt den Jahrbüchern noch ob, auch ihrerseits und von ihrem Standpunkte aus eine Meldung von dieser bedeutenden literarischen Leistung zu thun; wobey wir den Vortheil haben, auf vieles Belehrende, was die angeführte Rezension im Hermes (Band XII.) enthält, uns im Allgemeinen beziehen zu können, ohne es uns im Einzelnen zum Zwecke der vorliegenden Beurtheilung zu eigen zu machen, oder wiederholend anzuführen.

Unstreitig ist der Gewinn groß und berechtigt zu den kühnsten Erwartungen für das noch nicht Geleistete, noch nicht Unternommene, welcher aus besserer und vollständigerer Quellenkenntniß und Quellenbenutzung bereits in den genannten umfassenden Geschichtswerken, so wie in so manchen andern, nur einzelne Theile

der so reichen Vaterlandsgeschichte behandelnden Werken vor Augen liegt. Nur der gleichzeitige Gewinn einer geistvolleren Behandlung und besseren Darstellung kommt jenem eines reicheren Zusammenflusses und hervortretender Fülle der Thatsachen gleich oder übertrifft ihn noch: es formen und gestalten sich mehr und mehr die großen Gegenstände selbst vor den forschenden Blicken, und die Sprache, worin so vielfache, so lehrreiche, oft so tragisch erhabene Bilder aus den von unserer Nation durchlebten Jahrhunderten vorgetragen werden, wird allgemeiner anziehend, und verbindet mehr und mehr Leichtigkeit mit Kraft, und gründliche Würdigung der Materie mit wohlthätiger Klarheit.

Was wir in dem Werke, welches uns hier zunächst beschäftiget, in manchen Theilen vermissen, oder doch nicht befriedigend und genügend geleistet finden, ist unbefangene und festbegründete Auffassung der Grundideen, welche den jedesmaligen Richtungen und Bestrebungen zum Grunde lagen oder aus welcher dieselben erkannt und beurtheilt werden müssen. Es ist zwar wenig mit idealischen Darstellungen und Ausstattungen, wenn nämlich die ideale Auffassung nicht auf tiefer Wahrheitserkenntniß oder auf der ahnenden Kraft des echten Genius beruht, und noch weniger mit bloß phantastischer Verzierung gedient, und man muß dem besonnenen und nüchtern forschenden Historiker Dank wissen, wenn derselbe da, wo er in die geheimere Werkstatt und die verborgene Region des Geistes nicht mit sicherem und festem Blicke vorzudringen sich zutraut, lieber nur das berichtet, was das gewöhnliche Auge deutlich unterscheidet, als daß er sich der Gefahr aussetzte, eine zwar scheinbar geistvollere, aber falsche Geschichte zu schreiben. Allein der Fall, von dem wir jetzt sprechen, ist allerdings ein anderer. Es fehlt dem Verfasser weder an geistiger Kraft noch an Willen, die Hauptrichtungen der großen Begebenheiten auch gerade in den sie in Bewegung setzenden Grundideen und tiefer liegenden geistigen Ursachen aufzufassen und darzustellen, wenn er gleich überall die löbliche Mäßigung wahrnehmen läßt, um das zu sagen, was für ihn selbst und Andere einen gewissen Grad der Klarheit und leichter Faßlichkeit erreicht hat. Allein er hat nach unsrer Ueberzeugung diese Grundrichtungen und die Begebenheiten beherrschenden Ideen selbst nicht überall richtig und mit Unbefangenheit aufgefaßt, woher denn auch, wo wir nicht irren, erfolgt ist, daß vermöge des Zusatzes, welchen der Verfasser aus dem Hintergrunde der eigenen Gedankenwelt in das Gemälde der dargestellten Begebenheiten einfließen läßt, die Schilderungen unter einander selbst wohl in einiger Beziehung in Widerspruch gerathen, je nachdem nämlich mehr die wirkliche Natur der vorgefallenen Handlungen und

großen Thatsachen, oder aber die Macht einiger vorgefaßter Grundansichten beym Verfasser das Uebergewicht hatte. Allerdings geschieht es wohl leicht, daß eben bey einer lebendigen und gleichsam dramatischen Behandlung der Historie, da man jede Zeit und jede Partey sich so viel als möglich selbst aussprechen zu lassen, oder auch im Sinne der jedesmal auftretenden Hauptpersonen darzustellen bedacht ist, damit die eigenthümliche Ansichtsweise derselben mehr ins Licht trete, der Anschein von Widersprüchen veranlaßt werden kann, woran der Geschichtschreiber selbst im Grunde ganz unschuldig ist; — und dieser hat ein begründetes Recht darauf, daß man auf seine eigene Denkweise nicht voreilig bloß aus einer oder der andern Stelle seiner Erzählungen Schlüsse ziehe, sondern die gezeigte Theilnahme an der einen Begebenheit, und die ihr beygemischten Bemerkungen und Ansichten durch die an anderen Orten in einer scheinbar davon verschiedenen Richtung an den Tag gelegten Denkweise ergänze und beschranke. Etwas ähnliches scheint nun auch bey vorliegendem Werke, aber wegen der klaren und belebteren Behandlung desselben, wohl in verschiedener Beziehung Statt finden zu müssen.

Der Verf. läßt an manchen Orten eine große Hinneigung und Vorliebe zu den Entwicklungen des europäischen Weltgeistes im Fortgange der neuern Jahrhunderte erblicken, und beklagt häufig bey Darstellung jener mittleren Jahrhunderte die Unterdrückung des Volksgeistes in Deutschland durch Lehenadel und Priesterthum. Wenn er nun unter andern vom Könige Konrad, Sohne Kaisers Friedrichs II., wenigstens ohne ausdrückliche Mißbilligung erzählt, daß er »den verdumpften und verknechteten Geist des Volkes« durch Ermunterung der damaligen schon im hohen Maße fanatisirten Ketzerlehrer in Schwaben zu erwecken gesucht habe, das Schrecken der Kirche aber hiefür zu mächtig gewesen sey, — so könnte man in Versuchung kommen zu meinen, daß der Verfasser selbst gegen Fanatismus in dem Falle tolerant seyn möchte, wenn er ein Mittel zur Volksbefreyung würde. Bey der ausschließenden Wichtigkeit, welche der Verfasser der Entwickelung des Städtegeistes und dem des neueren Volksthums manchmal beyzulegen scheint, könnte man denselben auf dem Wege glauben, überhaupt den Bestrebungen, welche auf allgemeine Gleichstellung hinzielen, das Wort zu reden. Allein andere Stellen beweisen durch die verständigsten Bemerkungen, wie sehr man ihm unrecht thun würde, wenn man ihn für einen bloßen und unbedingten Freund der Gleichheit in bürgerlichen Dingen hielte. So sagt er z. B. in dem Artikel vom Ursprunge des deutschen Adels: »Der Unterschied größerer und kleinerer Grundbesitzer »ist fast überall so alt, als der Anbau eines Landes, und eben

»so natürlich findet überall ein Uebergewicht der erstern über die »letztern sich ein . . . und daß die freye Wahl der Gemeinde ihre »Heerführer und Richter unter den Größeren sucht, und daß das »Ansehen, daß diese erwerben, ihren Söhnen zum Erbe bleibt . . . »ist der einfache Gang des wahren Naturstaats. Wer jemals »Wahlversammlungen beobachtet hat, der wird wissen, wie da, »wo nicht Parteyungen und Bestechungen wirken, die Rathlosig»keit der Menschen immer nur diejenigen zu Würden und Ehren»ämtern befördert, die sie ohnehin schon für Höhere hält: denn »wie abhold der Mensch den Vorzügen der Mächtigen scheint, »doch ist er noch abgeneigter, einen Gleichen oder Niedern über »sich zu stellen, und gewöhnlich froh, einen zu finden, den das »Glück oder Andere schon vor ihm erhoben.« — Und an einer andern Stelle sagt er sogar in Betreff der innern Staatsverhältnisse der Hohenstaufischen Zeiten: »Uns scheint so viel gewiß, daß »die Staats- und Lebensformen jenes Zeitalters sehr tauglich »waren, den ärmeren, durch Gottes Ordnung zur Dienstbarkeit »angewiesenen Theil des Volkes in den Gränzen der ihnen so noth»wendigen Beschränkung zu erhalten, und dagegen den zum »Glücke der Freyheit und des Besitzes berufenen Staatsgenossen »eine weit größere Freyheit und einen weit unverkürzteren Genuß »zu verschaffen, als er da Statt finden kann, wo ein sehr bedeu»tender Theil des Gesammtdaseyns für das Staatsganze in An»spruch genommen wird . . das aber war auf der andern Seite »der Mangel dieser Verfassung, daß bey einem so selbstständigen »Leben der Glieder die Kraft der Gesammtheit gefährdet und das »Nationalgefühl nicht genugsam angeregt ward, ja sogar leicht »erstickt werden konnte.«

Das im Mittelalter überall hindringende theokratische Element stellt der Verfasser nicht bloß nach einzelnen Uebergriffen und Mißbräuchen, sondern auch nach seinem eigenen Wesen und innersten Natur sehr oft mit so ungünstigen Zügen dar, daß dieß übrigens und im Ganzen so gehaltvolle Geschichtswerk je zuweilen selbst bis zu dem Tone eines leidenschaftlichen Zeitungsblattes herabzusinken scheint. Wenn er z. B. sagt: »Das eben war »die Macht der Kirche, daß sie selbst das Unedelste für gottge»fällig, die schwärzesten Verbrechen für Stufen zum Himmel er»klären konnte; dieß aber lenkte auch das Urtheil der Nachwelt »zu ihrem Nachtheile, daß sie nicht selbstständig und in eigener »Kraft, sondern immer nur mit geborgten oder heimtückischen »Waffen dem Gegner zu Leibe gehen konnte;« — wenn er den Zweck der Kirche als geistige und weltliche Unterjochung, und sogar die heiligsten Geheimnisse der Religion als willkürlich behandelte und wohl berechnete Mittel der Machtvermehrung des römischen

Priesterregiments darstellt, so könnte der Verfasser, wenn man bloß solche Stellen betrachtete, wohl kaum einen Anspruch darauf machen, vom Pamphletschreiber unterschieden zu werden, und man könnte ihn für unfahig halten, die Hierarchie des Mittelalters von irgend einer Seite mit Unbefangenheit zu würdigen. Und doch enthalten andere Theile seines Werkes ausführliche und gründlich entwickelte Mittheilungen über das imposante und umfassende System der Oberherrlichkeit der Kirche, wie es in jenen Zeiten geltend gemacht worden.

»Es war ein tief ins Leben eingreifendes Verhältniß,« sagt der Verfasser an einem andern Orte, »in welchem der Papst zur gesammten Christenheit stand. Geistlichkeit, Kirchenguter, Unterricht, Armenpflege und Seelensorge verschafften der Kirche, von der dieß alles ausging, und dem Oberhaupte derselben, auf das in letzter Instanz alles zurückkehrte, eine weit größere Bedeutung im Kreise des Daseyns, als den Beziehungen des weltlichen Staates zukam. Die Verfassung der Kirche war bestimmter und geordneter, als die der weltlichen Staaten. Die in feiner Ordnung gesammelten Gesetze waren in voller Uebung, die zur Handhabung des Regiments angeordneten Einrichtungen griffen wohlberechnet und ungestört in einander, und bedachten das kleinste Dörflein so gut, als ganze Reiche und Länder.« u. s. f.

Er erkennt an, daß die Kirche von ihrem Rechte, nicht weniger, als ihre Gegner überzeugt gewesen sey, er findet es unläugbar, daß das hierarchische Regiment in Wahl seiner Mittel mit großer Verständigkeit zu Werke gegangen — und er gesteht z. E. von den Basler Disputationen gegen die Hussiten, daß sie »bey aller ermüdenden Weitschweifigkeit und scholastischen Ueber»ladung für den, der sich auf den Standpunkt der katholischen »Kirche stelle, Lehrreiches und Treffendes genug enthalten« u. s. w. und man wird wenigstens aus solchen Stellen den Glauben gewinnen, daß der Verfasser jenem christlichen Chalifat, welches er überall zu sehen glaubt, Größe des Entwurfs, Verständigkeit der Mittel, Ueberzeugung von seiner Rechtmäßigkeit und andere nach menschlicher Würdigung achtungswerthe Eigenschaften zuerkennt.

Wiederum wenn der Verf. für die schwärmerischen Sekten des dreyzehnten Jahrhunderts, als eine Haupturſache die Auflehnung des gesunden Menschenverstandes gegen das kirchliche Verderbniß angeben zu können glaubt, so hindert dieß nicht, daß er nicht, und zwar unstreitig aus höchst verständigen Motiven, die damaligen und spätern Ausschweifungen mit gründlicher Strenge verurtheilt. »Das Urtheil der Nachwelt hierüber,« sind seine Worte (nämlich über die Strenge der Kirche gegen die damaligen Schwär-

mereyen nach den Schlüssen des Concils von Vienne u. s. w.) »ist durch spätere einseitige Geschichtsdarstellungen ganz zu Un»gunsten der Kirche bestimmt worden; wir mussen daher doch »hiebey bemerkbar machen, daß die Feinde, aus deren gewaltsa»mer Unterdrückung dem römischen Priesterthum ein harter Vor»wurf gebildet wird, nichts weniger, als den Umsturz aller kirch»lichen und bürgerlichen Verfassung, wie aller wissenschaftlichen »Kultur bereitet haben würden. . . Das umkehrerische Sektenwesen »der Kirchenfeinde des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts »war in dem Prinzip dem Revolutionswesen des achtzehnten und »neunzehnten Jahrhunderts ähnlich, daß es den Menschen nicht »nach christlichen Grundsätzen als ein unvollkommenes, von gött»licher Leitung abhängiges und überall der göttlichen Gnade be»dürftiges Wesen betrachtete, sondern unter Annahme einer sich »selbst genügenden Kraft seines Geistes das höchste Ziel seiner »Bestrebungen als ein schon auf Erden erreichbares aufstellte, »und es demnach für möglich hielt, daß Fleisch und Blut das »Reich Gottes erwerben konne. So führte jener dunkelsinnige »Mysticismus zu demselben Endergebniß, an welchem wir den »aufgeklärten Realismus der neuern Zeit scheitern sehen. Beyde »in ihren Folgen so furchtbare Erscheinungen bewähren die Wich»tigkeit der Grundlehren, und wie sehr diejenigen im Irrthum »sind, welche das Eingehen in die Tiefen des Ursprünglichen als »leere Grübeley abweisen und der menschlichen und göttlichen »Dinge Meister werden zu können wähnen, wenn man nur mit »hellem Auge die Oberfläche der Verhältnisse überschauen, und »von guten Gesinnungen und Gefühlen geleitet, alles was sich »begibt und mit redlichem Wollen unternommen wird, zum Besten »zu kehren bemüht sey. Die Kirche jener Jahrhunderte aber er»scheint uns in ihrer Verderbniß (dennoch) als Inhaberin und »Vertheidigerin der Wahrheit u. s. f.«

Noch bestimmter und zum Theil in sehr bedeutender Weise entwickelt der Vrf. ähnliche Urtheile bey Erzählung des von den hussitischen Sekten geführten Revolutionskrieges und begangenen Gräuel des bedauernswürdigsten und entsetzlichsten Fanatismus. »Die Taboritische Lehre,« sagt er, »fand bey dem großen Haufen Beyfall und schnelle Bethätigung; auch hier war, was in Religionssachen oft erprobt worden ist, die niedere, dem gemeinen Verstande angemessenere Ansicht gerade diejenige, an welche die bösartigste Wuth sich heftete.« (Insbesondere spricht der Verf. hier von der Ansicht der Beguinen und Begharden über das Altarssakrament, und bemerkt, daß, sonderbar genug, es gerade dieselben gewesen, welche hundert Jahre später wiederum das Markzeichen einer die ver-

suchte Kirchenverbesserung zum wilden Bildersturm überbietenden Schwarmsekte geworden sey.) — »Abscheu erregend,« sagt er an »einem andern Orte, sind die Berichte der verübten Frevel; leider »aber verbürgt der Umstand, daß sie aus hussitischen Geschichts»büchern stammen, nur allzusehr ihre Wahrheit, und die Erfah»rung der neueren Umwälzungsgräuel schlägt vollends jeden »Zweifel darnieder, ob die Menschennatur wirklich solch tieger»mäßiger Wuth, oder vielmehr solch kalter, selbst die Wuth des »Tiegers überbietender Mordlust fähig sey? Die böhmischen Ver»kündiger des Reiches Gottes unterscheiden sich von den neuern »Stiftern allgemeiner Freyheit und Glückseligkeit nur darin, daß »sie sich zur eigentlichen Hinrichtung ihrer Gegner, die das »Schwert übrig gelassen hatte, nicht des Mordbeils oder der Kugel, »sondern des Scheiterhaufens bedienten. — Wie widrig es für die »Geschichte ist, dergleichen (Rede ist von den Gräueln der Horebi»ten) zu erzählen, doch ist dieß zu thun ihre unerläßliche Pflicht, um »diejenigen bedenklicher zu machen, die zur Heilung der die Welt »drückenden Uebel allenfalls die Leidenschaft des großen Haufens »entfesseln möchten.« — Und bald darauf: »solch Ungeheures kommt »zum Vorschein, wenn der dunkle Hintergrund des Menschenher»zens geöffnet, und die Ungeheuer, die dort vom Gefühl seiner »Sündhaftigkeit und Hülfsbedürftigkeit gefesselt liegen, als edle Ge»burten des Lichtgeistes hervortreten dürfen. Und die Lehre von der »Allgenügsamkeit und vollkommenen Selbstständigkeit der mensch»lichen Natur hat so scheußliche Wirkungen nicht bloß bey den reli»giösen Schwärmern des vierzehnten Jahrhunderts, sondern auch »im achtzehnten bey den Anhängern einer ganz unreligiösen und »irdischen Weltweisheit hervorgebracht.« (»Selbst für den Adami»tismus,« wird in einer Anmerkung hinzugesetzt, »dürften sich aus »einem Zweige der französischen Literatur, die von den Zeiten der »Orleans'schen Regentschaft an geblühet hat, Belege finden lassen.«)

Wenn also der Verfasser auch, wie es sich erwarten ließ, schon in verschiedenen Stellen dieser vorliegenden Bände, was vermuthlich in den nachfolgenden noch deutlicher ausgeführt werden soll, die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht bloß als ihrem Wesen nach von jenen Umkehrungsversuchen gänzlich verschieden und als eine Bewegung, die sich innerhalb der rechten Gränzen gehalten habe, darstellt, sondern auch als wirkliche Läuterung der Religionslehre und als Uebertragung der Religion von bloßen äußerlichen Verhältnissen ins innere Gemüth, so reichen doch die angeführten Stellen schon hin, um ihn von dem großen Haufen der ganz unbedingten Verehrer des sogenannten Entwickelungsganges des europäischen Weltgeistes, welcher in der Reformation den entscheidenden Ausschlag gegeben habe, zu

unterscheiden, von jenen nämlich, welche selbst in der ärgsten gräuelumwälzenden Wuth gleichsam nichts anders als die unvermeidlichen, und eben darum im Grunde auch nicht allzusehr zu betrauernden und zu beachtenden Mutterwehen einer die vollkommenere Zukunft und Verjüngung des menschlichen Geschlechts gebärenden Zeit, oder als die Gewitterstürme betrachten, in welchen die Reinigung des Dunstkreises sich Bahn brechen müsse, — von Jenen, welche sich in keiner Weise angelegen seyn lassen, das Gute und das Schlechte in dem gepriesenen Fortgange der menschlichen Natur nach dem Grundsatze des Gehorsams gegen das göttliche Gesetz wahrhaft und ernstlich zu unterscheiden.

Allein so sehr wir auch bereit und geneigt sind, in der angedeuteten Weise den Geist des vorliegenden Werkes aus allen seinen Theilen gemeinsam und vortheilhaft aufzufassen, so bleibt dennoch, wie schon erwähnt, die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit und zum Theil allerdings wesentlichen Unrichtigkeit einiger der Darstellung zum Grunde liegenden Vorstellungen, welche auf die historische Beurtheilung überwiegenden Einfluß ausüben müssen.

Vor allem muß wohl hier die Ansicht über die christliche Kirche, wie dieselbe sich geschichtlich darstellt, zur Sprache kommen, um so mehr, da es aus vorliegendem Werke, und überhaupt auch schon aus dem einfachen Ueberblick der Sache hervorgeht, wie fast alle Haupttheile der deutschen Geschichte seit der anfänglichen Bekanntschaft mit dem Christenthume in irgend einer wesentlichen Beziehung und Berührung mit der Kirche gestanden haben, so daß alles, was im Großen geschah, durchaus nicht nach seiner wahren Natur aufgefaßt, und in seinen Folgen nicht richtig kann beurtheilt werden, wenn der Begriff der christlichen Kirche willkürlich bestimmt und falsch verstanden war. Wird dieser, wie er nämlich aus der Geschichte aufgefaßt werden kann, wesentlich entstellt, so wird sich auch über alles, was sich darauf bezieht, nothwendig ein täuschendes Licht verbreiten, und man wird sehr oft den Wirkungen nicht die richtigen Ursachen, den Ursachen nicht die richtigen Folgen zuschreiben.

Es drängt sich hier, bey etwas tiefer eingehender Würdigung jene bey so vielen Neuern zum Grunde liegende, so unsäglich großen Einfluß auf die Darstellung der Geschichte ausübende Ansicht entgegen, welche — wenn der Verfasser des vorliegenden Werks sie auch nicht durchgehends in herber Schärfe aufstellt oder sich zu eigen gemacht haben dürfte, doch auch ihn durchgängig beherrscht, und in seinen Urtheilen geleitet zu haben scheint — nämlich, daß die gesammte Kirche, wie sie im Mittelalter sich darstellt, von Grund aus nicht als eine göttliche und sakramentalische Anstalt, sondern bloß als ein menschlich-weltlicher Priester-

staat, höchstens als eine menschlich-psychologische Sittenanstalt aufgefaßt werden könne, und daß man namentlich die päpstliche Autorität, welche den Mittelpunkt der Einheit des Priesterthums ausmacht, durchaus nicht als auf uraltem Glauben beruhend, sondern als neuentstandene politische Anmaßung und Einrichtung sich vorstellt. Es ist nicht die theologische, sondern die historische Weisheit, welche wir hier zunächst ins Auge fassen. Jene Ansicht, und das Verfahren des Historikers, welches darauf fußet, ist keineswegs bloß der katholischen Glaubens-Ueberzeugung, sondern auch eben so sehr der Wahrheitsliebe und natürlichen Aufrichtigkeit, der Gerechtigkeit, welche die später lebenden Menschen ihren Vorgängern, und überhaupt ein Mensch dem andern schuldig sind, der wissenschaftlichen Strenge und Wahrheit und der einzig rechten Behandlungsweise geradezu entgegen. In der tiefsten Glaubensüberzeugung jener Jahrhunderte, in ihrer unbezweifelten von der sittlichen Verschlechterung vieler Individuen ganz unabhängigen Lehre, und in dem theoretischen Grundsatz, selbst auch inmitten großer Entweihung des Heiligen, um wie viel mehr also bey eifrigen und von Frömmigkeit durchdrungenen Zeiten und Männern, war die Kirche ganz etwas anders, als wie jene durchaus willkürliche, seichte und falsche Ansicht sie darstellt, sie wurde nämlich, was auch menschliche Fehlerhaftigkeit ihrerseits schaden und verderben möge, als eine übernatürliche, göttliche, nur im Wunder aufzufassende, sakramentalische Anstalt betrachtet; — und in Dingen, die vom Glauben ausgehen, wird sich auch für jede tiefere Würdigung und Beurtheilung ganz allein von dem inneren Heiligthum und dem lebendigen Mittelpunkte des Glaubens aus, das wahre Licht nach allen Seiten hin verbreiten können. Wollte sich aber die Erzählung nur im Gebiete der Sinne und des indifferenten Verstandes, ohne alles tiefere und geistige Verständniß halten, so würde auch das von ihr abgelegte Zeugniß dennoch allemal so gefaßt seyn müssen: jene Männer, jene Zeiten, welche von Kirche und Priesterthum das unzweifelbar für wahr zu halten bekannt haben, was die katholische Theologie davon aussagt, sprachen und handelten so und so; — nicht aber in dieser Art: »jene Menschen, denen von Anfang an das Heiligste als ein Mittel für äußere Macht galt, sich und andere betrügend, erfanden und gestalteten die Religionslehren, wie es ihrem weltlichen Nutzen gemäß war, und heuchelten daran zu glauben.« — Denn dieß ist kein geschichtliches Zeugniß mehr, sondern eine willkürliche Voraussetzung und vorgängiges Urtheil, und zwar ein solches, welches die menschliche Natur und Handelsweise über die Gebühr herabwürdiget, und gegen alle, die es betrifft, im höchsten Grade beleidigend erscheint. Die allgemeine

Anerkennung der Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur reicht nicht hin, um die Annahme einer so von Grund aus verkehrten, vorsätzlichen und unwahren Handelsweise zu rechtfertigen, eben so wenig als die Voraussetzung einer so stumpfsinnigen Unmündigkeit oder Wegwerfung bey Millionen Andern, welche sich eine auf menschlicher Klugheit und Eigennutz beruhenden Erfindung, als göttliches Wort und Weisheit immer aufs neue aufdringen ließen.

Die unbefangene Geschichtsforschung wird der christlichen Kirche und Priesterthum die nämliche Achtung und Ehre erweisen, die sie auch dem Priesterthum der Inder, der Perser, der ältesten Germanen, der Aegypter, der Griechen, der Etrusker, ꝛc. nie ganz versagen kann, nämlich sie wird als die Grundlage der priesterlichen Anstalten den wirklichen Religionsglauben, die als göttlich angesehene und aus göttlicher Offenbarung ursprünglich fließende Lehre betrachten; sie wird nach dieser Lehre forschen, und vor allem aus derselben die einzelnen gottesdienstlichen Einrichtungen, Lehren, Gebräuche, Handlungen u. s. f., den innern und ursprünglichen Geist und Charakter des Instituts aufzufassen bemüht seyn. Das Ansehn im Staate, aristokratische Macht und Reichthümer u. s. w. wird sie entweder als später hinzugekommen, oder doch als das vom Anfange her minder Wesentliche und mehr Zufällige betrachten, nicht aber die Religionslehre als das hinzu Erdachte und hinzu Gefundene, um eine durch das bloße Glück erhaltene Herrschaft mehr zu befestigen und dauerhaft zu machen. Welches unverdorbene Gemüth würde sich nicht empören, wenn man annehmen müßte, daß wirklich die höchsten Gegenstände des menschlichen Hoffens und Glaubens in den niedern Kräften des berechnenden Verstandes und eigensüchtiger menschlicher Leidenschaften ihren Grund hätten! Und ein Verfahren, was kein Forscher, welcher Gründlichkeit mit Unbefangenheit verbündet, jenen Religionen der alten Nationen versagen wird, deren Priesterthum an bestimmte Stämme und Geschlechtsfolge geknüpft war, wie sollten das christliche Geschichtschreiber einer göttlichen Weltreligion und ihrem Priesterthum entziehen dürfen, welches an eine weit geistigere und nach allen Seiten hin sich verbreitende Fortpflanzungs- und Uebertragungsweise geknüpft ist?

Mit was könnte sich ein so verkehrtes Verfahren entschuldigen? Sind sie etwa verborgen und unbekannt, die lebendigen Ideen, welche von der katholischen Theologie, von der namentlich in jenen Jahrhunderten allgemein anerkannten und bezeugten Theologie in Absicht auf die christliche Kirche und das christliche Priesterthum beglaubigt werden? Jene erhabene Lehre von

dem mystischen Leibe des Herrn, von der wahren und lebendigen Grundlage der äußern Kirchengesellschaft, in der unter Zeichen verborgenen wahrhaften und anbetungswürdigen Gegenwart des Heilandes; von dem Priesterthume und dem Apostolate, als dem Haupte jenes Leibes; von der Bestimmung und der Würde eben dieses Priesterthums, um diejenigen Handlungen an Christi des Mensch gewordenen Gottes Statt und in seinem Namen zu thun für alle Zeiten und an allen Orten, welche der Heiland selbst in seinem sichtbaren Leben auf Erden zur Erlösung des Menschengeschlechts dergestalt gethan hat, daß sie für Alle wirksam waren, und zugleich für Jeden insbesondere in geheimnißvoller Weise wiederholt werden sollten; von der Vollmacht durch sakramentalische Weihe und Handauflegung in ununterbrochener Folge, um die Lehre Christi immer aufs Neue vollgültig auszusprechen, und um die Wunder des lebendigen Leibes des Herrn in immerwährender Erneuerung und Erweiterung zu begehen? — von der in dieser geheimnißvollen Beziehung, in dieser theologisch-dogmatischen Bedeutung ganz nothwendigen und wesentlichen Einheit des Priesterthums im Apostolate, und des Apostolats im Primate, als dem Mittelpunkte und der festen Grundlage der Einheit, als dem Felsen, worauf Christus seine Kirche hat gründen wollen? — Oder sind der Geschichtsforschung von diesen Lehren, die auch wir hier nur in flüchtiger Berührung andeuten können, nie andere Urkunden und Zeugnisse, als etwa leere Formeln oder todtes Buchstabenwesen vorgekommen? Ist es Unwissenheit der Sache, was ihr Verfahren bestimmt? Aber wie will sich die Gelehrsamkeit mit der Unwissenheit entschuldigen? — Vielleicht jedoch würde man einwenden, die Geschichte bleibe ganz aus dem Bereich der Theologie; aber wenn dieß der Vorsatz war, so müßte man doch gewiß nicht der ganzen Darstellung den Gegensatz von jener Theologie, welche den Glauben der Jahrhunderte, die man beschreibt, ausmachte, nämlich eine neue und verneinende Theologie als Grundlage unterschieben. Setzt die Erzählung die Verneinung statt der Bejahung als ausgemachte Wahrheit voraus, und gibt sich doch die Miene, vom theologischen Glauben ganz abzusehen, so fehlt ihr die lautere Wahrhaftigkeit, und sie verliert den Werth der Unbefangenheit und Gemeingültigkeit, den man ihr ja eben durch jene Trennung der Theologie von der Historie hatte gewinnen wollen. Unterlegt man aber eben diese verneinende Theologie nun auch sogar noch jenen Menschen und Zeiten, welche von der oben angedeuteten bejahenden gänzlich durchdrungen waren, und läßt man sie nun so handeln, als wenn sie nicht ihren, sondern gerade den entgegengesetzten Glauben gehabt hätten, so ist klar, daß man nicht Geschichte schreibt, nämlich was geschehen ist, sondern vielmehr

das, was nicht geschehen ist, und daß man die Sache von Grund aus in ein falsches Licht setzt.

Wir haben etwas länger bey dieser Bemerkung, welche freylich noch eine weit größere Ausführung und andere Begründung bedürfte, verweilen zu sollen geglaubt, weil sie fast immer übersehen wird. Daß auch der Verfasser keineswegs von der Herrschaft jener falschen Grundansicht frey geblieben ist, am auffallendsten in allem dem, was das Papstthum betrifft, dürfte z. B. aus nachstehenden Stellen seines Werkes hervorgehen, welchen sich noch viele andere ähnliche beyfügen ließen.

»Die älteste Verfassung der europäischen Völker war eine priesterliche, welche bey den Griechen und Römern durch das, der dumpfen Abgeschlossenheit des Kirchenthums entgegenstrebende Element der staatsbürgerlichen Freyheit, bey den Germanen durch glückliche Anführer kriegerischer Gefolge gestürzt ward. Aber diese germanischen Kriegsfürsten nahmen, als sie feste Throne begründen wollten, wiederum zum Priesterthum, und zwar zum christlichen, ihre Zuflucht, um ihrer Herrschaft die Weihe der Religion zu ertheilen.« (Sie nahmen vielmehr den christlichen Glauben an, unterwarfen sich und ihre Reiche demselben; und übertrugen dem christlichen Priesterthum um so bereitwilliger politisches Ansehen, als sie auch von Alters her bereits gewohnt waren, die Stimme anderer Priester als Verkündigung eines göttlichen Willens zu ehren.) »Seitdem war alle Staatsgewalt aus zwey verschiedenen Bestandtheilen, einem geistlichen der Meinung, und einem weltlichen der Macht zusammengesetzt, und ohnerachtet das letztere der That nach das Uebergewicht hatte, ... so wurde doch schon durch die Formen des Kaiser- und Königthums die uralte Vorstellung in den Gemüthern der Menschen genährt, daß der Quell aller weltlichen Gewalt im Priesterthum zu suchen sey.« (Wie wäre diese Uebertreibung möglich gewesen, wenn die Macht jenes geistlichen Bestandtheils auf etwas anderem, als auf der Macht des religiösen Glaubens, vor allem bey den Priestern und Königen selbst, beruhet hätte?) »Aber was in den Gemüthern des Volkes bloß als dunkle Vorstellung haftete, hatte sich in der Staatskunst der römischen Bischöfe zu der festen Ansicht gestaltet, daß sie berechtigt wären, im Namen des Apostels Petrus über die ganze Christenheit zu herrschen .. Eines Theils betrachteten sie sich als Erben der alten römischen Größe, anderen Theils als Nachfolger der Apostel. Der Kampf für die Freyheit ihres Standes wurde von selbst ein Kampf um die Herrschaft. .. Die Kirche, die selbst in den Zeiten ihres größten Flores, unter Konstantin, wie unter Karl und Otto den Großen, der weltlichen Macht unterworfen gewesen, hatte unter den Sa-

liern ihr lang verfolgtes Ziel erreicht, und ihr Haupt stand nun nicht bloß neben, sondern über dem Throne.«

Wenn diese Darstellung von einer Seite anerkennt, daß auch vor jener Christianisirung der germanischen Fürsten schon ein christliches Priesterthum vorhanden gewesen sey — freylich ohne irgend anzugeben, welches der wesentliche Charakter desselben war — so vermengt sie auf der andern Seite sogleich wieder alle Begriffe, indem sie dasselbe nur als einen Bestandtheil der Staatsmacht betrachtet, und seinen ursprünglichen und anfänglichen Charakter von seinem politischen spätern und zufälligen nicht unterscheidet. In jenem eigenthümlichen und als göttlich betrachteten Charakter war das Priesterthum im Großen und Ganzen der weltlichen Macht nie unterworfen; — und da eben dieser sakramentalische Bestand, zumal in allen aufgestellten Lehrsystemen in Grundsatz und Theorie, und auch als praktisches Princip bey allen nicht ganz ausgearteten Individuen immer die Hauptsache blieb und bleiben mußte, so wird auch in den spätern Kämpfen nicht bloß und am meisten die Behauptung und Erweiterung des der Kirche allmälich zugewachsenen Antheils an der Staatsmacht, sondern im letzten Grund und Ziel die Vindicirung ihres ursprünglichen, aller politischen Geltung der Kirche vorangegangenen, als von Gott ausfließend betrachteten Charakters als die Sache, wovon es sich vorzugsweise und letztlich handelte, angesehen werden.

Der Verfasser aber macht diese Unterscheidung von Anfang an nicht, und scheint sie je länger, je mehr aus dem Auge zu verlieren. »Der Plan des geistlichen Weltregiments,« heißt es, »den Gregor VII. zuerst mit größerer Klarheit, als seine Vorgänger gedacht hatten, war (im dreyzehnten Jahrhundert) zur Reife gelangt, und die Herrschaft, welche mit der Verlegung des alten Reichssitzes, dem Verfall der Sitten und Kriegskunst, endlich dem Eindrang der Barbaren aus Roms Mauern gewichen war, hatte zum zweyten Mal in demselben ihren Sitz aufgeschlagen ... Der Gehorsam der Fürsten und Völker war nicht geringer, und die Kunst, womit derselbe erworben und behauptet, wie der Zweck, wozu er verwendet ward, traf, obwohl Namen, Formen und Sprache geändert waren, doch im Wesentlichen mit den alten Römerkünsten und Römerzwecken überein ... Unterjochung der Welt zu Gunsten des in Rom herrschenden Standes, Beschatzung und Beherrschung der Barbaren zur prächtigen Erhaltung deren, welche sich im Besitze der Macht über die Republik oder der Kirche befanden, war der dem alten und dem christlichen Rom gemeinsame, nicht gerade von allen römischen Machthabern deutlich erkannte, aber allen dunkel

vorschwebende Zweck. — Vereinigung der Völker zu einem großen Gesammtstaate, dort unter der Idee des römischen Reichs, hier unter der Idee der römischen Kirche, beyder geschichtlichen Erscheinungen gemeinsamer Erfolg.« — »Auch Innocenz III. hatte von seinem Rechte gewiß keine schlechtere Ueberzeugung, als auch Kaiser und Könige seines Geistes; nur daß den Helden des Priesterthums die bewundernde Theilnahme der Nachwelt eher als den Helden des Königthums mangelt, weil der Zweck geistiger Unterjochung, für den sie arbeiten, der denkenden Menschheit allzusehr und mit Recht verhaßt ist, um über demselben nicht ihre Tugenden zu vergessen und ihren Irrthum nicht oft für Bosheit zu halten.« — »Ueber den angeblichen Nutzen des kirchlichen Despotismus wurde das unbegründete Recht desselben und die Gefährlichkeit seiner Folgen vergessen, . . . (aber) die Verständigkeit, womit das hierarchische Regiment in der Wahl seiner Mittel zu Werke gegangen ist, hätte nie über die Verkehrtheit seines innern Wesens täuschen, nie die Dankbarkeit für die von ihm der europäischen Bildung erwiesene Förderung so weit ausgedehnt werden sollen, um seinen Anspruch auf die Beherrschung der Geister dem Herrschaftsrechte gleich zu stellen, welches weltliche Fürsten über Länder und Völker erwarben . . . Es hat aus weltkluger Benutzung der himmlischen Ideen des Christenthums zum Bau einer die Geister bindenden Priesterherrschaft allerdings manch zeitlicher Vortheil, nie aber ein ewiges Recht der Dauer für ein Institut hervorgehen können, welches . . . des Strebens den Himmel als Mittel für die Erde, die Ideen als Mittel für die Sachen zu verwenden, also des erklärtesten Widerspruchs gegen die wahre Bestimmung der christlichen Menschheit, sich nimmer zu entäußern vermag.«

Aber das bey weitem Aergste in dieser Beziehung wird uns im neun und zwanzigsten Kapitel des sechsten Buches geboten, worin eben die heiligsten, zur innersten Erbauung, zur reinsten Erhebung, zur geistigsten Bewunderung der Wirkungen göttlicher Liebe den Gläubigen aufrufenden Geheimnisse und Lehren der Religion — versteht sich, ohne die allermindeste historische Nachweisung und mit schreyender Willkürlichkeit — gleichsam als eine schlaue Erfindung des eilften oder dreyzehnten Jahrhunderts und trugvolle Umstrickung der Geister dargestellt wird. Da die in diesem Kapitel zusammengewebten Behauptungen auch selbst des Scheines einer wissenschaftlichen Gründlichkeit fast gänzlich entbehren, so glauben auch wir hier dasselbe mit der kurzen Bemerkung abthun zu können, daß nicht leicht verkehrtere Ansichten und ungeschichtlichere Behauptungen über so erhabene Gegenstände in einen gleich engen Raum möchten gehäuft werden können.

Mit Unterdrückung des gerechten Unwillens und eines lebhaft empfundenen Schmerzes, den eine so ganz mit wissenschaftlicher Würde streitende Behandlung heiliger Gegenstände — mitten in einem sonst in mancher Beziehung achtungswürdigen und wissenschaftlichen Werke nur um so mehr zu erwecken geeignet ist — glauben wir nun hinlänglich gezeigt zu haben, daß auch der Verfasser von der Idee beherrscht wurde, das weltliche Standeselement oder die weltliche Wirkung und Geltung, welche nach der Natur der Sache vom Staate ausgehen und ihm unterworfen seyn mußte, des Priesterthums eben als das ursprünglich Wesentlichste und Grundsätzliche der Kirche im ganzen großen Mittelalter sich vorzustellen, welches dann die von den Aposteln etwa hinterlassenen unbestimmten Vorstellungen von Vätern und Aeltesten der Gemeinden, und von menschlich sinnlichen Handlungen zur Erinnerung an Christus sich zu Nutze gemacht, nach ihrem eignen Standesvortheil ausgewägt und in Systeme gebracht, durch keckes Behaupten und Benutzen der Umstände, um eigener Macht willen den Glauben daran geltend gemacht hätten. Wir wollen nunmehr in der Kürze betrachten, in welcher Art aus einer so verfehlten Grundansicht, wie aus reichster Quelle des Irrthums sich unrichtige Ansichten über viele andere Theile der historischen Darstellung unfehlbar verbreiten müssen.

Auf Seiten der Kirche erscheint alles, das Gute sowohl als das Böse, in einem andern Lichte, wenn man von der Thatsache ausgeht, daß der Glauben an den sakramentalischen und unmittelbar göttlichen Charakter des Priesterthums im Sinne der katholischen Theologie, und insbesondere auch an den Primat, als die fortdauernde Grundlage der Einheit, deren wirksame Macht da weniger bemerkbar hervortritt, wo das Apostolat von selbst in der Einigkeit des Geistes beharrte, bey Trennungen aber ganz nothwendig in eben dem Verhältniß stärker und mit größerer Vollkraft des Rechts sich äußert, als die Kirche durch die feindlichen Kräfte von Grund aus zerrissen werden sollte, daß dieser dogmatische Glaube der Hierarchie allezeit als der wesentlichste und ursprüngliche Bestandtheil eingewohnt und zum Grunde gelegen habe. Es ist nicht mehr Geschichte, wenn häufig Handlungen und Bestrebungen, die ganz natürlich aus jenem theologischen Glauben, zu dem man sich mit der ganzen Kraft seines Wesens bekannte, sich erklären lassen, mit einem die Menschheit in ihrem heiligsten Besitzthum herabwürdigenden Scharfsinn aus ganz gemeinen Begierden der Geld- und Ehrsucht, oder in andern Fällen aus einer bloßen Privat-Schwärmerey, die allezeit mit Stolz verbunden ist, hergeleitet werden, oder wenn sie allenfalls als eine bloße Verbrämung und Beywerk eines weltlichen Regiments gel-

ten sollen. Was wirklich im Geiste der Kirche geschah, und unendlich Vieles und Großes wird dem unbefangenen Blicke hier begegnen, dem entgeht seine tiefere und eigenthümliche Würdigung, wenn man dabey von dem dogmatischen Glauben, aus dem es hervorging, ganz absieht, und es bloß nach seiner in die Augen fallenden nächsten und äußerlichen Wirkung beurtheilt. Was aber zwar in der Kirche und von ihren Gliedern, aber gegen den Geist derselben geschah, was also eben das höchste Richteramt der Kirche selbst mächtig zur Wirksamkeit aufforderte, das verdiente zwar den allergrößten Tadel; allein es trug dennoch nicht außer seiner sonstigen Fehlerhaftigkeit auch noch diesen Charakter der gründlichsten Schlechtigkeit, daß man nämlich sein Glaubensbekenntniß erheuchelt und erlogen hätte (ein Glaubensbekenntniß, wodurch eben, was man that, verdammt wurde), um nur vermittelst der dadurch behaupteten Autorität noch um so verkehrter und fehlerhafter seyn zu können. Man wird nicht leicht finden, daß auch schlechte und von weltlichen Leidenschaften beherrschte Bischöfe nicht an die Wahrheit der theologischen Dogmen, vermöge deren sie Priester waren, wirklich geglaubt hätten. Der Voraussetzung, daß sie weltlichen Nutzens willen, das Bekenntniß nur täuschend und triegerisch wiederholt hätten, steht einmal die Regel der historischen Vermuthung, dann zweytens auch die Erfahrung entgegen, daß solche schlechte Kirchenglieder, wenn sie wirklich einen von der allgemeinen Kirchenlehre abweichenden Glauben faßten, gewöhnlich gar nicht träge waren, ihn auszusprechen, um nämlich das Ansehen, dessen die Kirche genoß, auf sich selbst zu lenken; endlich bietet sich die Erklärung des Widerspruchs zwischen Glauben und Thun, wie er sich in manchen Fällen zeigt, sehr einfach aus der allgemeinsten Menschenkenntniß dar, da nämlich der Glaube sehr oft ein todter Glaube genannt werden muß. — Jene Behauptung, daß Priester oder Bischöfe, so lange sie sich nämlich zur allgemeinen Lehre der Kirche bekannten, dieses Bekenntniß nur vorgespiegelt hätten, um weltlich herrschen zu können, möchte sich wohl in keinem einzigen individuellen Falle wahrscheinlich machen und noch weniger erweisen lassen; wenigstens würde immer die entgegen gesetzte Behauptung und Erklärungsweise mit eben so viel oder mit weit mehr Grund und Fug geltend gemacht werden können. Im Allgemeinen aber, im Ganzen und Großen von den Bischöfen in ihrer Vereinigung und am meisten von den Päpsten das Aehnliche behaupten zu wollen, würde eine allzu abenteuerliche Mißgeburt eines falschen Scharfsinns seyn.

Hält man es aber fest im Auge, daß der Geschichtforscher bey allem, was die Kirche that, jenen dogmatischen Charakter

als dasjenige ansehen muß, was in der Ueberzeugung und auch in dem Willen Aller nicht ganz Verderbten immer als die wesentlichste Hauptsache gelten mußte, und welches auch von den schlechten Gliedern, wenigstens in der Lehre und dem Grundsatze, wozu man sich bekannte, noch als die Hauptsache allezeit anerkannt wurde, so wird man auch im Stande seyn, das Verhältniß und Verfahren der Kirche gegenüber den weltlichen Gewalten richtiger zu würdigen. Man kann in juristischer und staatsrechtlicher Beziehung von den Theorien und der praktischen Ansichtsweise des Mittelalters sehr gründlich abweichende, ihnen zum Theil ganz entgegengesetzte Begriffe haben, man kann die angewandten Mittel einer mehrfachen und oft mit Schärfe tadelnden Kritik unterwerfen, man kann menschliche Irrthümer bis in ihre ersten Wurzeln und Anfänge nachweisen und verfolgen, man kann endlich die Fehlerhaftigkeit der Individuen in ihrer ganzen Größe, in ihrer vollen Furchtbarkeit auffassen — aber man wird nie den damaligen Kampf der Kirche mit den Reichen als den bloßen Kampf zwischen einem einzelnen Stande mit dem gesammten Staate, oder zwischen zwey bloß weltlichen Mächten sich vorstellen, wovon die eine der Meinung, die andere der Waffen sich bedient, und wovon jene das Heiligste der Menschheit in ein Mittel für usurpirte Macht verkehrt, diese aber im Grunde nur ihre alten Rechte zurückgefordert hätte.

So wie aber bey einer solchen deutlichen Einsicht in die wahre und ursprüngliche Natur der Sache ganz besonders auch der große defensive Charakter erkannt wird, den die Anstrengungen der Kirche in sich trugen, wenn sie gleich darüber auch allerdings und manchmal weit hinausgriffen, eben so wird die gleiche Einsicht allein im Stande seyn, das Verfahren von Seiten der Staaten des Mittelalters gegen die Kirche mit richtiger Unterscheidung zu würdigen. Gegen den Vertheidigungskampf, den die Kirche und in so weit sie ihn für Behauptung ihres ursprünglichen und in der Theologie begründeten heiligen Charakters führte, wird man wenigstens nicht wie der Verfasser es für das Verfahren der Staaten gegen die kirchlichen Anmaßungen mit dürren Worten thut, Gewaltsamkeit in Verbindung mit Verstellungskunst und Beharrlichkeit als den einzig richtigen Grundsatz nicht bezeichnen wollen; und es den damaligen Regenten, wie der Verfasser es in der Geschichte der Heinriche, der Friedriche und unter andern auch noch ganz besonders Ludwigs v. Baiern thut, nicht als ihre größten Staats- und Charakterfehler vorwerfen, wenn sie ungeachtet mancher unläugbaren Gewalthandlungen und Eingriffe in die Rechte der Kirche, in andern Augenblicken auch noch eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem ursprünglich

und wesentlich göttlichen Charakter derselben wahrnehmen ließen. Auf der andern Seite wird man nicht geneigt seyn, die Politik einiger damaliger französischen Könige und der Etats von Frankreich zur trotzigen und unbedingten Abwehr der kirchlichen, mit dem gesammten damaligen Staatsrecht, doch zum Theil auch in Einklang stehenden Ansprüche, ohne alle nähere Unterscheidung zu erheben. — Die Hauptfrage bleibt immer die, vertheidigte man, oder griff man ins fremde Gebiet? War es auf Seite der Kirche eine Vertheidigung des sakramentalischen Charakters der Kirche und der zum Schutz und zur Geltendmachung desselben mit rechtlicher Gültigkeit an die Kirche gekommenen zeitlichen Befugnisse, oder wollte man mit Gewalt erreichen, was das damalige Staatsrecht und Privatrecht derselben nicht zuerkannten? Und auf der andern Seite: war es deutlich oder dunkel erkanntes Ziel der weltlichen Macht, die Kirche als Sache und Anstalt Gottes von menschlicher Willkür abhängig zu machen, oder wollte man bloß das damalige Staats- und Privatrecht geltend machen, oder vielleicht das Staatsrecht selbst reformiren, und vom hierarchischen Einfluß trennen? So lange man nicht in dieser Art unterscheidet und frägt, wird man nie zu einem historisch-begründeten Urtheil über die damaligen folgenreichen Weltbegebenheiten gelangen können.

Um nur ein großes Beyspiel in kurzer Andeutung zu berühren, so wird man den Zerfall und die Schwächung des Reichs, im Falle man jene Unterscheidung vorangehen läßt, nicht so geradezu den Bestrebungen der damaligen Kaiser nach der politischen Oberherrschaft über Italien, und auf der andern Seite den Maßregeln der Kirche in Absicht auf Deutschland zuschreiben; sondern vielmehr untersuchen, welches Ziel bey jenen Zügen nach Italien, welche von Vielen allerdings als eine Vergeudung der besten deutschen Kräfte dargestellt sind, die Kaiser sich vorsetzten? ob es bloß politischer und oberlehensherrlicher Natur oder ob es gegen die Freyheit und den dauernden Bestand der Kirche selbst gerichtet gewesen sey? — Denn es ist viel natürlicher, wenn dieser letztere Fall eintrat, auch hierin eben die tiefste Ursache der Erschütterung anzunehmen, und die nachtheiligste Rückwirkung auf Deutschland zu suchen, nicht aber die ganze Summe der großen Begebenheiten nur in einen gewöhnlichen Streit um die Territorialhoheit über Italien zu setzen; da es vielmehr auffallend ist, daß mächtige Kaiser, dann und so lange sie mit der Kirche in Einklang waren, die Ausübung der damaligen kaiserlichen Hoheitsrechte über den größten Theil Italiens sehr wohl und leicht behaupten konnten. Nur die tiefe Spaltung, die der Kampf mit der Kirche in ihrer eigenthümlichen und wesentlichen

Freyheit und Bestande hervorrief, untergrub in ihren beklagenswerthen Folgen die Hoheit und Macht des Reiches in und außer Deutschland. Der auch vom Verfasser so oft wiederholte Wunsch, die deutsche Nation und ihre Häupter möchten sich in ihren Bestrebungen und Wirkungen innerhalb der Territorialgränzen des eigentlichen Deutschlands gehalten und nach allen Seiten besser abgeschlossen haben, um nach innen ihre Kräfte ungetheilter zu entwickeln, kann, wie es scheint, nur von einer gründlichen Verkennung der universalhistorischen Bestimmung und Anlagen des deutschen Volks eingegeben werden. Nicht der Umfang, wohl aber die verfehlte Richtung der Unternehmungen und der Staatskunst jener Herrscher hat ihren Schaden und Verderben herbeygeführt.

Aber auch über die Zeit des Mittelalters hinaus, und namentlich zur Würdigung der Reformation übt jener Unterschied in der Grundansicht von der Kirche des Mittelalters seine wesentliche Wirkung. Denn war die letztere nichts als jene weltliche Machtanstalt mit Mißbrauch des Heiligen, so wird die Reformation sehr leicht als eine edle Anstrengung erscheinen, die Heiligung des Willens als den großen Zweck des Christenthums gegen menschlichen Pharisäismus zu retten und zu behaupten; — war aber die Kirche, wie wir denn auch schon auf dem wissenschaftlichen Gebiet der Historie behaupten, daß sie es gewesen, eine auf der großen Grundlage des Glaubens ruhende, als aus Gottes unmittelbarer Wirkung hervorgegangen betrachtete Anstalt, deren Diener durch mancherley Vorgänge in den Besitz großer Reichthümer so wie großer Herrscherrechte über die christlichen Reiche gekommen waren, und deren Vertretung auch im damaligen Staatsrechte einen wesentlichen Hauptbestandtheil bildete — so wird man, ehe man sich zu einem Urtheil über die Reformation bestimmte, vorerst unterscheiden und fragen müssen, von welcher Richtung und Erfolg die Rede ist, ob von einer Zurückführung der äußern Kirchengesetze auf ihren ursprünglichen Geist, oder von Abänderung des Staatsrechts in der europäischen Christenheit, oder aber von Aufhebung der Idee einer sakramentalischen Kirche selbst, von gründlicher und ewiger Zerreißung derselben und von Verneinung ihres übernatürlich göttlichen Charakters. Bey so unterschiedener Frage wird dann auch die Beantwortung bey sehr vielen verschieden ausfallen.

Zu allen Zeiten haben den großen Kämpfen, welche den Erdkreis theilten, undeutliche und verworrene Vorstellungen zur Nahrung gedient. Ein dunkler Wahn, das Gute zu befördern, und das Verderbliche zu vernichten, eine Verwechslung der Dinge, hat ohne allen Zweifel auch sehr Vielen beygewohnt, welche von

der Macht der Begebenheiten selbst und von falschem Enthusiasmus fortgerissen, weltzerstorende Irrthümer mit Schwert und Gewaltthat verbreiten halfen. Auf einer andern Seite haben diejenigen Individuen, in deren Hände die Anwendung und Richtung der höchsten Autorität und Macht in entscheidungsvollen Augenblicken gelegt war, das Heil oft mehr in folgerechter Verfolgung eigener Plane, als in der Erfüllung des nach Gottes großen Ordnung ihnen obliegenden Berufes gesucht. Ueber Schuld und Nichtschuld der einen und der andern richtet ein Höherer, welcher die Menschen nicht nach unverschuldeten Irrthümern, sondern nach dem Maße ihres verderbten Willens straft. Die Geschichte kann nur mit größter Vorsicht ein menschliches Richteramt ausüben, aber sie verfehlt ihre große Bestimmung, wenn sie statt aufzuklären und zu entwirren, statt das sichere Urtheil zu begründen, wozu eben die Ruhe der Betrachtung bey voller Reife der Dinge und lange nach dem Aktenschluß der Weltprozesse selbst erst fähig machen sollten, sich aufs neue in die leidenschaftliche Unruhe der kämpfenden Theile einläßt, ihr Zeugniß mit den Aussprüchen des Parteygeistes vermengt, und dieselben noch durch fremdartige Zusätze verstärkt, welche jenen Zeiten selbst, wovon man Rechenschaft geben will, ganz unbekannt waren.

Außer diesem wichtigsten Punkte wollen wir nun auch noch die Veränderungen der Reichs- und Nationalverfassung als solche erwähnen, welche das vorliegende Werk zwar im Ganzen lichtvoll und ziemlich genau, aber doch, nach unserem Dafürhalten, in einigen Stücken ebenfalls nicht ganz richtig dargestellt werden, wie es der Fall gewesen seyn würde, wenn die Grundansichten auch in diesen Stücken deutlicher und richtiger aufgefaßt worden wären. So scheint es uns in Ansehung der ersteren Periode, daß der Verfasser den Standpunkt, den die Fürsten der einzelnen Hauptvölker, welche bis in die Salischen und Hohenstaufischen Zeiten von den Herzogen gleichsam vertreten wurden, in dem System der ursprünglichen und natürlichen Nationalverfassung, im Gegensatz mit den Lehenwesen nicht gehörig ins Licht gesetzt habe. Die Einheit Deutschlands, so weit sie bestand, war von Anfang an wohl nur eine solche, worin die höchste Reichsgewalt der ursprünglichen Fürstengewalt der einzelnen Theile begegnete und bald die eine, bald die andere das Uebergewicht hatte, ohne daß der eine Bestandtheil der höchsten Gewalt von dem andern ganz verdrängt worden wäre. — Bey der Darstellung der großen und allmälichen Umwandlung der Privat- und öffentlichen Verhältnisse, welche die allgemeine Begründung des Lehenwesens bezeichnet, ist, wie uns geschienen, nicht genug nachgewiesen worden, unter welcher Einwirkung von Ursachen und in wie fern die alte Frey-

heit und Ordnung in der Gau- und Stammverfassung in dem Lehenwesen ein entsprechendes Aequivalent erhielt; und welches namentlich der Antheil und Einfluß der Kirche auf diese Milderung der allerdings aus militärischem Fehderecht ursprünglich entstandenen Lehensverhältnisse gewesen sey. — In der spatern Epoche, namentlich von den Hohenstaufischen Zeiten an, legt der Verfasser ein zu ausschließliches Gewicht auf die Entwicklung des Bürgerstandes, welche ihm fast nur in dem Lichte einer neuen Begründung der Nationalfreyheit gegen die Herrschaft der mit dem Kirchenthum verbündeten Lehensaristokratie erscheint, in welcher der königlichen Macht sich gegen eben diese Aristokratie ein mächtiger und heilsamer Verbündeter dargeboten hatte, welcher aber von den Kaisern zu ihrem eigenen Unheil und zum Verderben des Reichs nicht anerkannt und begünstigt worden sey. Wenn der Verf. den Hohenstaufen, namentlich dem zweyten Friedrich den Vorwurf macht, aus undeutscher Gesinnung, oder weil er sich ausschließlich und vorzugsweise mit den unglücksschwangeren fremden Angelegenheiten befaßt habe, die Mittelmacht der Fürsten in Deutschland auf Kosten der übrigen Stände ganz besonders des aufstrebenden Bürgerthums befestigt zu haben, um sich nur der Hülfe der Fürsten für seine auswärtigen Unternehmungen zu versichern, und wenn der Verfasser auch viele der spätern Kaiser deßhalb tadelt, daß sie im einseitigen Standesgeiste befangen, als Ritter dem Ritterthum im Kampfe gegen die Städte beygestanden, anstatt sich als Fürsten der letzteren, als des stärksten Bollwerks sowohl der Nationalstärke als der Macht des Throns zu bedienen, — so soll zwar nicht geläugnet werden, daß diese Darstellung einigen Grund haben könne; allein es würde auf der andern Seite auch offenbar unrichtig seyn, zu behaupten, daß die Kaiser sich nur ausschließend an die Spitze des Bürgerthums, als des einzig richtigen Standesstrebens und nationalen Bestandtheils hätten stellen sollen, da doch offenbar das Ideal jeder fürstlichen und kaiserlichen Fürsorge das Gleichgewicht und das rechtliche Nebeneinanderbestehen aller verschiedenen Stände, und also die Erhaltung der kleinen Lehensmonarchien und körperschaftlichen Verbindungen im Lehenwesen neben den neu aufkommenden Bürgerschaften seyn mußte. Der feudalistisch geordnete Grundbesitz und das darauf begründete Kriegswesen war doch gewiß ebenfalls und zwar eben so gut als der neuere deutsche Städtegeist, dem übrigens sein Ruhm unbestritten und ungeschmälert bleibt, ein Bestandtheil der Nation! Auch scheint die bloße Thatsache der überaus großen Macht des wohlgeordneten Reichthums und der Blüte der deutschen Städte einen Vorwurf, daß die reichsoberherrliche

Macht sich gegen ihr Schicksal gleichgültig bewiesen habe, fast gänzlich zu entkräften. Daß aber die deutschen Stadte nicht in dem Maße, wie die italienischen, die den Grund und Boden besitzenden Stände ganz in sich aufgenommen, und das ganze nationale Daseyn nicht verschlungen haben, gereicht dem Vaterlande unstreitig zu einem großen Segen; und in so fern die Nation dieses dem fürstlichen und kaiserlichen Einfluß verdankte, muß sie demselben dafür den größten Dank schulden.

Wir wollen auch noch diese Bemerkung näher zu würdigen suchen, daß nach der Zeit des großen Interregnums die verschiedenen Kaiser-Dynastien in der Staatskunst übereingetroffen wären, die kaiserliche Würde für Erweiterung ihres jedesmaligen Familienbesitzes durch das erledigte Reichsgut zu benutzen; welche Staatskunst dann zwar in einer andern Richtung, als bey den Hohenstaufen der Fall gewesen (als welche das Reichsgut zu sehr den übrigen Fürsten preis gegeben hatten), aber dennoch wieder auf einem andern Wege zur Schwachung des Kaiserthrons gedient habe. Aber diese Darstellung scheint auf keinem sichern Grunde zu beruhen. Denn wenn die Kaiser die großen erledigten Reichslehen, nach der einmal eingeführten Uebung nicht selbst behalten, oder als vom Reich für immer unmittelbar zu regierendes Reichsland behalten konnten — welchem unter andern auch wohl die schon gesetzlich gewordene Provinzialverfassung der einzelnen Länder, welche überall ein eigenes regierendes Fürstenhaus erforderte, entgegen stand — so mußte doch, wie es scheint, die Verleihung der Lande an Glieder derselben Familie, von welcher der jedesmalige Kaiser das Haupt war, auch zugleich zur Befestigung des Kaiserthums mehr wirken, als die Verleihung an irgend andere Fürstenhäuser. Und eben, weil die ideale Macht des Kaiserthums sowohl als des Papstthums in der Zeit vom dreyzehnten bis zum funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, nach des Verfassers Bemerkung, vielfach geschwächt und erschüttert worden, und daher der realen oder materialen Grundlage mehr und mehr bedurfte, das zerstreute und vereinzelte Reichsgut aber, auch wenn man es dem erblichen Fürstenbesitz wieder hätte entziehen können, immer der Kraft des abgeschlossenen Territorialbesitzes ermangelt haben, und ein solcher eigener Reichsstaat der kaiserlichen Obermacht lange nicht eine so starke Grundlage würde gegeben haben, als der päpstlichen Unabhängigkeit und vermittelnden Autorität der abgeschlossene Kirchenstaat gab — so konnte, wie es scheint, von der Epoche des Unterganges der Hohenstaufen an, mehr und mehr die Kaisermacht nur in der eignen rechtlich erworbenen Hausmacht der Familie die nöthige materiale Unterlage und Befesti-

gung erhalten. Die Wahlfreyheit steht dieser Meinung nicht entgegen, denn die ganze Reichsgeschichte zeigt, daß die wählenden Reichsfürsten fast in ähnlicher Weise, wie es sich in den früheren europäischen Reichen fast allgemein gefunden hatte, bey ihrer Wahl mehrentheils in der Familie des jedesmaligen Kaiserhauses blieben, wenigstens auf diese Abstammung und Verwandtschaft das größte Gewicht legten, und daß nur bey Erlöschen desselben und sonst nur bey außerordentlichen Umständen und Einwirkungen, namentlich im Reiche wenn die Macht der Kirche allzu entschieden und beharrlich entgegen stand, oder auch wenn die Gewählten zu gar keinem eigentlichen kaiserlichen Ansehen gelangt waren, die Kaiserkrone an ein anderes Haus gebracht zu werden pflegte. — Es bleibt immer auffallend, wenn ein Geschichtschreiber, welcher in der mittleren Geschichte die Schwächung des Kaiserthrones so vielfach betrauert, sich gegen das damals einzig noch übrige Mittel erklärt, durch dessen Hülfe jener idealische Thron noch mehr als fünf Jahrhunderte hindurch in vielfachem Ruhm und ehrenreichem Glanze bestanden hat. Aber allzusehr schwebt dem Verfasser im Grunde der Entwicklungsgang der Dinge in Frankreich als das einzig richtige Muster politischer Größe vor, und er wird nur allzuoft verleitet, nach außen der Kaisermacht jene weltgeschichtliche Beziehung, durch die sie weit über die Gränzen des eigentlichen Deutschlands hinaus, ganz besonders durch ihr Verhältniß zur Kirche, gezogen wurde, in seiner Idee zu nehmen, und er scheint nichts schmerzlicher zu entbehren, als in der Geschichte eben diese Kaisermacht nach innen zu ihr auf einer ähnlichen Grundlage wie das französische Königthum begründet und in schneller Entwicklung des neuern Staatsthums durch ausschließliche Hebung des Bürgerstandes einer ähnlichen Bestimmung wie jenes entgegen streben zu sehen.

Das Schwankende sowohl, als die verfehlte Richtung der Darstellung in den erwähnten wichtigen Beziehungen, wovon wir das Werk des Verfassers nicht frey sprechen können, hindert nicht, daß übrigens das meiste Einzelne durch klare, wohlgeordnete und verständige Behandlung sich sehr empfiehlt, und denjenigen, der die von uns erwähnten Mängel aus anderen Quellen zu ergänzen weiß, in weit höherem Grade, als bey den früheren Reichsgeschichten der Fall ist, bereichern und belehren kann. In allen Fällen wird sie auch dem Kundigen und aus vielen andern Werken mit der vaterländischen Geschichte bereits Vertrauten dienen können, den geschichtlichen Blick auf mehrere Epochen zu beleben und zu erweitern. Die Geschichte der einzelnen deutschen Völker und Staaten ist jedoch im Ganzen viel zu ungenügend behan-

delt. Nach einem so glänzenden Beyspiel der Vereinigung beyder, nämlich der allgemeinen deutschen Geschichte mit der besondern der einzelnen regierenden Häuser, Länder und Völker, als Niklas Vogt in seinen, mit echter Genialität und reicher Quellenkunde behandelten Rheinischen Geschichten und Sagen aufgestellt hat, sollte man nicht mehr der Meinung huldigen, als lasse sich die Geschichte der öffentlichen Angelegenheiten der Deutschen bloß in ihren allgemeinsten Umrissen, getrennt von dem besondern und eigenthümlichen Leben der einzelnen Theile, in befriedigender Weise darstellen. Hat die vielfache Theilung dem großen Vaterlande wesentliche Nachtheile gebracht, so sollte um so mehr die Darstellung seiner öffentlichen Angelegenheiten auch ein lebendiger Ausdruck und möglichst getreuer Spiegel von jenem mannigfaltig bereicherten und veredelten Daseyn werden, welches allen einzelnen Theilen, und also am Ende auch der ganzen Nation durch das so vielfach vertheilte und mit schöpferischer Fülle ausgestattete und gestaltete Staatsleben bey der Nation angewachsen ist. So wenig eine italienische Geschichte, oder aus dem Alterthum die griechische Geschichte geschrieben werden kann, ohne daß in die verschiedenen Entwickelungen und Schicksale eingegangen würde, welche die einzelnen Staaten, Völkerschaften und Republiken betroffen haben, eben so wenig kann der Umstand, daß die deutschen Völkerschaften durch eine Reichsverfassung verbunden waren, hinreichen, um die deutsche Geschichte zu einer einfachen Geschichte dieser großen Wahlmonarchie machen zu können, welche sie gemeinschaftlich umfaßte. Die beste römisch-deutsche Reichsgeschichte konnte nur ein großes, wenn gleich das ehrwürdigste Bruchstück von der Geschichte der Deutschen selbst seyn, und zur Würdigung der Nation im Ganzen, ihrer Anlagen, Schicksale und Bestimmung, könnte sie unmöglich hinreichen.

Als solche Theile, die sonst von Vielen übersehene Thatsachen erzählen und von besonderer Quellenkenntniß zeugen, glauben wir zum Schluß noch folgende, obschon bloß beyspielsweise, andeuten zu sollen: das Auftreten des Gegenkönigs Hermann v. Luxemburg, III. 16; die Geschichte Heinrichs des Wenden, Gottschalks Sohnes, III. 17; die Bekehrung der Pommern, III. 21; der Pole Ladislaus auf dem Reichstage zu Magdeburg 1135 (III. b. 1); die Schriften der Seherin Hildegard (worin aber freylich vom Untergange des Papstthums (wir meinen im theologischen Sinne) nichts enthalten ist, wie fälschlich angedeutet wird); die Reichstage Friedrichs I. zu Erfurt und zu Mainz: der Rangstreit des Erzbischofs von Cölln und des Abten v. Fuld auf letzteren, III. 19; die Gefangennehmung Ri-

chards v. Löwenherz in Oesterreich, und die sehr merkwürdige Verhandlung wegen der ihm zur Last gelegten Punkte vor Kaiser und Reich zu Hagenau, IV 23; die Gesandtschaft Kaiser Heinrichs VI. an den griechischen Kaiser, wodurch er das Land von Durazzo bis Thessalonich als Zubehör des Königreichs Sizilien fodern ließ, IV. pag. 168; die Geschichte Ottos des IV. Kap. 27; die dänische Herrschaft über die Elb- und Wendenländer während Friedrichs II. funfzehnjähriger Abwesenheit aus Deutschland und der merkwürdige Krieg gegen die Stadinger, im 31. Kap.; die Ausbreitung der deutschen Herrschaft über Lieoland und Preußen; die Germanisirung Pommerns, der Marken und Schlesiens, 33 Kap.; die Fürstenversammlung zu Merseburg, um das Volk gegen die Mongolen aufzubieten, pag. 280; wie der Gegenkönig Wilhelm von Holland vor seiner Erwählung zum Ritter geschlagen wurde, p. 304; die letzten Schicksale Friedrichs II. und König Enzios zwey und zwanzigjährige Gefangenschaft zu Bologna, p. 312; die Citationen aus der Hornegkschen Reimchronik über Rudolph v. Habsburg und Adolph v. Naßau u. s. f. und Kaiser Albrecht, unter andern der persönliche Hofdienst, wozu K. Wenzeslaus von Böhmen auf dem Reichstage zu Nürnberg genöthiget wurde. — Die Fehde zwischen Adolph von Naßau und König Philipp v. Frankreich, V. p. 40; das Kriegswesen zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, Kap. 13; die Zusammenkunft des Königs Eduard von England mit Ludwig v. Baiern zu Koblenz, und der Spruch des letztern gegen Philipp v. Frankreich, pag. 211; die weit genauer, als gewöhnlich geschieht, behandelte Geschichte des falschen Woldemar von Brandenburg, Kap. 25. und Ende des Kap. 26, welchen Beyspielen noch viele andere beygefügt werden könnten. Auch empfiehlt sich unter andern die Geschichte des Hussitenkrieges durch Unbefangenheit und Klarheit. Uebrigens wäre eine genaue Prüfung aller einzelnen Theile nach der Ordnung der Kapitel dasjenige, was dieses bedeutende aber keineswegs fehlerfreye Werk sowohl verdiente als bedürfte, was aber der Raum dieser Blätter nicht gestattet, wie wir denn auch bey einem solchen alles Einzelne kritisch beleuchtenden Unternehmen uns öfters in dem Falle befinden würden, uns um kundige Beyhülfe umzusehen.

Art. XV. Trauerspiele von Ernst von Houwald.

1. Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwey Trauerspiele von Ernst von Houwald. Leipzig, bey Göschen 1821.
2. Fluch und Segen. Drama in zwey Aufzügen, von Ernst von Houwald. Leipzig, bey Göschen 1821.
3. Das Bild. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ernst von Houwald. Leipzig, bey Göschen 1821.

Diese jüngsten Gaben der tragischen Muse auf deutscher Bühne, die von dortaus den größten Theil des Publikums für sich gewonnen zu haben scheinen, so ungünstiger vielleicht die Lesewelt zu ihrem Vortheil sich getheilt haben dürfte, sind wohl schon als neuestes Erzeugniß im Gebiete der höheren (höchsten?) Dichtkunst, nicht ungeeignet, uns zu einem ausgesprochenen Urtheile in diesen Blättern zu bewegen. Um so willkommener ist uns aber dieses Unternehmen, als sich bey dieser Gelegenheit der Faden zu einer Reihe von Meinungen und Betrachtungen anknüpfen läßt, die sich uns über die innere Natur des Tragischen, und dessen geschichtliches Fortbewegen und Entwickeln im Allgemeinen hier und da aufgedrungen haben, und aus denen sich vielleicht manche Aufklärung und manches Gesetz über den Gang der Fort- und Rückbildung des deutschen Trauerspiels insbesondere abstrahiren ließe. Sehr gern schicken wir hier eines der erfreulichsten Resultate unsrer Ansicht (dessen Evidenz sich im weitern Verfolge dieser Zeilen klar ergibt) voraus. Daß nämlich der tragische Dichter, so unbedingt abhängig von der organischen Sphäre des Lebens seiner Zeit, uns in seinen Gebilden erscheint, daß wir die glücklichsten Dichter-Erzeugungen wie die Wunder der Kirche mit Ehrfurcht und Entzücken anstaunen, aber den Mann weniger, durch den der Herr sie geschehen läßt, weil Er durch seinen geringsten Diener sich zu verherrlichen im Stande ist. Und was ein noch so regsamer Dichter für sich that oder thun kann, verdient von dem Standpunkte unsrer Beurtheilung seiner Werke kaum Berücksichtigung. Aber auch die Verirrungen, Monstrositäten und verkehrten Produktionen im Gebiete des Tragischen, ergeben sich uns auch als nothwendig Gewordenes, und in der krankhaften oder gestörten Organisation der Geschichtsrichtung der Zeit des Dichters unvermeidlich bedingt, so daß wir die Armen nur bemitleiden, die eine solche Zeit auszusprechen theils aus wirklichem Beruf, theils aus Mißverstehen ihrer selbst, ersehen waren, und herzlich gern ersparen wir dann einem solchen Unglücklichen jede Demüthigung, hat er nur gegen die ersten Forderungen der stehenden Schule und der Technik der Poesie nicht zu hart gesündigt. Wir sind übrigens der gewöhnlichen Form der Polemik im Gebiete des Geschmacks so abhold, daß wir lieber auf

Gefahr, hier noch nicht verstanden, oder gar mißverstanden zu werden, einen wichtigen Satz aus dem Ganzen unserer Ansicht herausgerissen haben, um es gleich beym Eingange zu erkennen zu geben, daß wir wenigstens es nirgend mit dem persönlichen oder dem individuellen Leben des Dichters, von dem die Rede seyn sollte, zu thun zu haben wünschen. —

Unser hier aufzustellendes Organon der allgemeinen und der besondern deutschen Tragödie hat mit den bisher üblichen ästhetischen Urtheilsformen nichts gemein, und ist einzig und allein der Nebenertrag einer individuellen Ansicht, über allgemeine und besondere Welt- und Völker-Geschichte. Es muß uns daher vergönnt seyn, diese Ansicht nur mit wenigen Zügen andeuten und vortragen zu dürfen, um den Leser mit uns auf den Standpunkt zu stellen, von wo aus wir eine richtige Genesis der Tragödie, von ihrer Urzeit bis auf ihre jüngsten Sprossen, zu denen wir die Arbeiten des Herrn von Houwald wählten, klar zu überblicken glauben. Und so denken wir uns gegen den Vorwurf der Ab- und Weitschweifigkeit sicher gestellt zu haben, wenn wir jetzt zu einer kleinen geschichtlich-kritischen Skizze übergehen.

Die Geschichte des Lebens der Welt und der Völker hat man bisher nur aus dem Gesichtspunkte ihrer räumlichen und zeitlichen Entwicklung, als erschienene und geschwundene Formen und Gestaltungen zu beobachten und zu erzählen sich bemühet. Das enge Aneinanderschließen der Begebenheiten in ununterbrochener Reihefolge des Herganges ihrer Veränderungen uns zu geben, war, wenn es ihm gelang, die höchste Befriedigung des Geschichtforschers, und da, wo seinem Streben sich Hindernisse in den Weg stellten, wo einzelne Glieder der Kette aus Mangel an Quellen ihm fehlten, begnügte er sich, die entstandenen Lücken mit kühnen Muthmaßungen und gewagten Behauptungen auszufüllen. Doch nur zu oft sah man solch eine scharfsinnig aufgestellte Meinung, die Jahrhunderte hindurch den streng prüfenden Blick des ängstlichsten Kritikers beruhigte, durch eine kleine Entdeckung eines Reisenden, oder einer aufgefundenen richtigern Lesart in einem Alten, zerstört und zernichtet, um einem andern ähnlichen Unternehmen Platz zu machen.

Das Ursächliche im Wechsel der Begebenheiten einzelner Länder und Völker, den Zusammenhang ihrer gegenseitigen Beziehungen fand man klüglich als natürliche Folge der Staatsverhältnisse, und in der politischen Lage eines Landes zu dem andern begründet; die untergelegte Statistik und Politik aber hat man nach Normen der spätern und neueren Zeit geformt.

Das Steigen und Fallen der Völker ließ man einzig und allein von der glücklichen oder unglücklichen Wahl, die sie in ih-

rem zeitigen Beherrscher trafen, oder von der Form, in der sie beherrscht wurden, abhängen. Ob es gleich nirgends an Beyspielen fehlt, die es bewähren, wie Völker beherrscht von Königen und Fürsten der verschiedenartigsten Charaktere, mild oder rauh, friedlich oder kriegerisch, und Staaten in der divergentesten Form ihrer Verwaltung zu einer und derselben Stufe der Kultur gelangten.

Der hohe oder niedere Standpunkt des Glaubens, der Kunst, der Wissenschaft bey einem Volke, ward bald als Ursache seines gediehenen oder nicht gediehenen Zustandes angegeben, bald sah man wieder diese heilige Dreyheit gestiegen oder gesunken, als bloße Folge des tüchtigen oder lässigen Strebens und Wirkens eines Volkes an, ohne Anstoß an dem Widerspruch zu nehmen, der uns dieselbe Erscheinung hier als Ursache, dort als Wirkung angibt.

Das plötzliche Erlöschen und Ersterben eines Volkes aus der Reihe der Völker, an deren Spitze es früher stand, gerade dann, wenn es den Scheitelpunkt seiner Bildung, durch gewaltiges Wollen und vom Glücke begünstigt, errungen zu haben schien (wie nur die reife Frucht von selbst dem Baume entfällt), dieses Phänomen löste man sich damit, daß man in der Sicherheit, mit der alsdann ein solches Volk sich unbewacht dem Vollgenuß seiner Kraft ergab, und im Hochgefühl seiner Ueberlegenheit zu sorglos mancher von innen und außenher drohenden Gefahr zusah, den richtigen Grund seines Unterganges gefunden zu haben glaubte. Wem scheint jedoch nicht diese angegebene Ursache, mehr wohl ersonnen als befriedigend? Da man doch sonst gerade das Fortgeschrittenseyn eines Zustandes zu einer gewissen Vollkommenheit daran am deutlichsten erkennt, daß sich alsdann sein inneres Element der Haltbarkeit durch sich selbst, mehr gekräftigt und gereift unsern Blicken zeiget.

Die Aehnlichkeit der Begebnisse und das verwandte Treiben bey gleichzeitigen Völkern, so sehr diese Völker auch durch den Raum getrennt waren, und durch klimatische Verschiedenheit und daherrührende ganz andere Lebensweise die Bedingungen ihres Daseyns sich fast entgegen gesetzt aussprachen, erklärte man sich auf die leichteste Weise, durch den gegenseitigen Austausch der Ideen und der geistigen Ansichten, der mit dem Handelsverkehr und dem Austauschen der Waaren bey allen Völkern in gleichem Verhältnisse stehen soll. So leicht es auch ist, Erfahrungen bey ältern und neuern, civilisirten und rohen Völkern anzuführen, die im lebendigsten Betrieb ihrer Geschäfte mit benachbarten und entfernten Nationen standen und stehen, ohne sich im geringsten von fremden Sitten und Gebräuchen, von unheimlichen

und unheimischen Ideen, Denk- und Handelsweisen anregen zu lassen, oder angeregt worden zu seyn.

Das oftmalige Wiedererscheinen längst verschwundener Begebenheitsformen bey einem und demselben Volke, oder dieselben bey verschiedenen Völkern in unveränderter Gestalt, kaum der augenblicklichen Zeitstimmung und der veränderten Räumlichkeit in etwas angemessener, war freylich den Erklärern eine schwierigere Aufgabe, um so mehr, als man bisher nur gewohnt ist, der Geschichte, wenn man ihr einen edlern Platz, als den einer zeitvertreibenden, die Neugierde befriedigenden Erzählerin, oder wie in der neuern Zeit einer Staatenrechte begründenden Zeugin einräumen will, man schon alles zu thun glaubt, wenn man sie auch als eine reiche Vorrathskammer für Moralisten betrachtet, aus der ein jeder für seine ausgesprochenen guten Lehren, Warnungen und Meinungen lebendige Belege und Beyspiele sich erholen kann. Um so schwieriger, wiederhole ich, mußte also dieses angeführte oftmalige Wiedererscheinen ꝛc. zu erklären seyn, als diese Erklärer gerade daher zu erwarten berechtigt waren, wie das Menschengeschlecht im Allgemeinen, von den einmal durchlebten Verirrungen gezüchtigt, nicht zu verschiedenen Zeiten dieselbe Bahn durchirren würde. Wie ferner ein und dasselbe Volk von den krampfhaften Anstrengungen zur Erreichung erträumter Zwecke, durch die es nur in Noth und Elend verfiel, belehrt, nicht zu verschiedenen Zeiten dieselbe Neigung, denselben Hang verrathen und in Thätigkeit setzen würde, und wie endlich der fruchtlose oder gar unglückliche Erfolg eines Unternehmens bey dem einen Volke, das andere derselben traurigen Erfahrung entheben würde.

Um jedoch scheinbar dieses Paradoxon nicht unbeschwichtigt aus der Geschichte herausschreyen zu lassen, nahm man zu zweyen sit venia verbo bloßen Redensarten seine Zuflucht, man hielt den Ausspruch Salomons: nihil sub sole novum, nec valet quisquam dicere, für ein halbes Argument, dieses lästig sich aufdringende Problem zur Ruhe zu verweisen, und daß die menschliche Natur zu allen Zeiten und aller Orten sich gleich bleibe, und ihr Einfluß daher in den Handlungen und dem Treiben verschiedener Völker, zu verschiedenen Zeiten und Orten, wo nicht gleiche, doch ähnliche Formen erzeugen müsse, sollte die andere Hälfte des Beruhigungsmittels abgeben. Wer sich aber nicht mit oberflächlich hingeworfenen Worten und Floskeln, die mit ihrem Klange und Schein leicht betäuben und blenden, ihrem Wesen nach aber gar nichts enthalten, abfertigen läßt, wird vielmehr finden, wie der freylich bedeutungsreiche, aber hier mißbrauchte Ausspruch des weisen Fürsten, mehr dazu geeignet ist, das Problematische die-

ser Erscheinung hervorzuheben, weil er nur bewährt, wie man vor mehreren tausend Jahren auch sich daran stieß, als zu seiner Lösung auch nur etwas beyzutragen. Mehr aber braucht es schon, um das Ungenügende und den Trug in dem zweyten Argument, wie nämlich die menschliche Natur in dem geschichtlichen Fortbewegen des Menschengeschlechts als sich allenthalben ähnlich hervortrete, an den Tag zu legen.

Frägt man nach dem Umfange des Begriffs menschlicher Natur, so bietet sich die Aufgabe von selbst dar, erst den Begriff Natur erschöpfend zu definiren, und dann zeigt es sich, wie fast in allen Sprachen, denen dieses Wort eigen ist, oder wo es Aufnahme gefunden, man dasselbe in dreyen höchst unähnlichen, ja heterogenen Bedeutungen im Gebrauche hat. Man versteht bald unter Natur:

Den summarischen Umfang aller sinnlich wahrnehmbaren Dinge, und aller Kräfte, so weit sie in die Sphäre unsers Bewußtseyns treten. Ferner nennen wir Natur:

Die Grundbedingungen oder die letzten Gesetze, nach denen eine jede Wesenheit todt oder lebendig, thätig oder leidend, die Form ihrer Existenz behauptet, und endlich bezeichnen wir mit diesem Worte:

Das Gemeinschaftliche und Eigenthümliche der Dinge in der Aeußerung ihres geistigen oder körperlichen Daseyns im Verhältnisse zu sich selbst, unter einander und ihrer Außenwelt.

Nur in der zweyten und dritten dieser drey Bedeutungen kann das Wort Natur in dem uns angebotenen Argument von der menschlichen Natur gemeint seyn, da wir weder die Natur im Allgemeinen, noch die menschliche Natur insbesondere, nach dem Sinne der zweyten Definition je erfaßt haben, noch je zu erfassen im Stande seyn werden,

»Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist.« — Haller.

so kann uns auch menschliche Natur in diesem Sinne als unverständliches Wort kein Argument für oder wider etwas abgeben. Also nur in der letzten Bedeutung kann menschliche Natur in dem uns angeführten Scheingrunde genommen seyn, und dann ergibt es sich klar, mit welchem Recht diesem Argumente der Name Scheingrund beygelegt wird, da nur der Gang und die Entwicklung der Geschichte einzig und allein im Stande ist, uns auf die Natur des Menschen zu führen, diese also nicht als reagirendes Princip der Geschichte untergelegt werden kann und darf.

Diesen, für die Wichtigkeit ihres Inhalts gewiß eher zu beschränkt, als zu weitläuftig ausgesprochenen Rügen gegen das bisherige Betreiben historischer Studien und deren Ertrag, bleibt, so sehr es auch der Wahrheit oder der Dialektik gelingen könnte,

ihnen Vieles von ihrer Schärfe zu benehmen, ohne Zweifel wenigstens noch so viel übrig, daß sie die unwissenschaftliche Form unserer Geschichte, wie sie bis jetzt ist und nicht seyn sollte, sattsam darthun.

Wir können höchstens unsere Kompendien und voluminösen Werke universal- oder special-historischen Inhalts, nur als niedergelegte Materialien zu einer künftigen Bearbeitung einer Geschichtswissenschaft betrachten. Wie lange Zeit hindurch das Beobachten und Sammeln der Wahrnehmungen an irdischen Dingen und Himmelskörpern nur als eine Masse von ungeordneten Erfahrungen bloß geschichtlich dastand, bis man endlich einige große und umfassende Gesetze entdeckte, denen man alsdann die vermeintlich unverwandtesten Erscheinungen sicher unterordnete und viele der bis dahin scheinbaren Widersprüche und endlosen Räthsel auf der Erde wie am Himmel sich ruhig und klar lösten, und die Physik der Erd- und Himmelskörper erst alsdann wissenschaftlich begründet war (obgleich für diese noch die Entdeckung manchen Gesetzes zu wünschen übrig bleibt, um ihr unbedingt den Namen Wissenschaft einräumen zu können); so wäre für die Begründung einer Geschichtswissenschaft, die freylich in ihrer höchsten Bedeutung die Wissenschaft der Wissenschaft seyn könnte, erst dann etwas gethan, wenn erst ein Grundgesetz für die Bewegung und das Walten der Geschichte als organisches Ganze ihren innern Elementen nach aufgestellt würde, und dessen letzter Grund eben so hypothetisch bleiben dürfte, als die letzte Ursache der Schwere, der Attraktion und anderer physikalischen Kräfte, dessen Umfang jedoch die meisten Erscheinungen der Weltgeschichte berühren müßte, und viele bisher scheinbare Widersprüche und räthselhafte Probleme zu lösen im Stande wäre, die sich in der todten Masse vorhandener Geschichtsfakta vorfinden. Und wie die Kopernikanische Hypothese immer mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, und sich endlich bis zu wissenschaftlicher Evidenz erhob, je mehr sie in ihrer großen Einfachheit kleinere Erscheinungen an einzelnen Gliedern des Ganzen, das sie umfaßt, sich beynahe zufällig unterordnete und erschöpfend erklärte, so würde auch ein aufgestelltes Gesetz über das organische Leben der Weltgeschichte sich mehr und mehr wissenschaftlichen Ansehens zu rühmen haben, je mehr die Natur einzelner Zweige dieses vielarmigen Stammes sich demselben Gesetze unterworfen zeigen würde, oder je mehr Geschichte der Philosophie der Kunst u. s. w. sich in ihren Bewegungen nach demselben Gesetze entwickeln ließen.

Ueber das wirkliche Vorhandenseyn eines oder mehrerer solcher Gesetze, und der Möglichkeit des Auffindens derselben in dem

Walten der Geschichte, d. h. die Geschichte als organisches Ganzes zu erfassen, würde sich kaum ein Zweifel in uns aufregen, da wir täglich das Rollen der Sonnen und ganzer Weltsysteme in ihren Bahnen, und einen zufällig geworfenen Stein, gleichen ewigen Gesetzen unterworfen sehen, und wir selbst schon Normen, freylich von unbedeutendem Umfange, für Pflanzen- und Thierleben hier und da angedeutet finden, wären nur nicht beym etwannigen wirklichen Entdecken solcher Gesetze zwey dem Menschen mit so vielem Rechte höchst heilige und theure Begriffe scheinbar gefährdet.

Den Einfluß des göttlichen Willens und Wirkens auf menschliches Thun und Treiben, und ferner die Würde der moralischen Freyheit des einzelnen Menschen wie ganzer Völker hält man oberflächlich, mit der Ansicht unvereinbar, und fast ihr entgegen, nach der die Geschichte uns als ein Organismus erscheint, der nach ewigen sich selbst bedingenden und unwandelbaren Gesetzen sich verändert und regenerirt. Allein ohne uns bey der Beschränktheit des uns hier verliehenen Raumes in sehr weitläuftige Widerlegungen einzulassen, deuten wir bloß an, und ersparen uns die nähere Ausführung für einen andern Ort, daß so wenig der Begriff moralische Freyheit durch den des göttlichen Einflusses auf menschliche Handlungen, noch umgekehrt der eine durch den andern getrübt oder gar gestört sey, eben so wenig sind beyde zusammen der Ansicht eines organischen Lebens der Geschichte entgegen; denn die zu Grunde gelegten Gesetze selbst bleiben zuförderst ein für allemal ein Werk des Herrn, und da ferner diese Gesetze die äußere Form des Geschichtlebens bedingen, so bleibt in dessen intensiver Thätigkeit, dem göttlichen Einflusse und der moralischen Freyheit die ihnen gebührende Sphäre.

Und somit schreiten wir zur Aufstellung des Gesetzes, das wir in dem Walten der Geschichte entdeckt zu haben glauben. Schon in dem Buche des ewigen Lebens, der heiligen Schrift, finden wir in der Genesis die erste Anregung zum Verfolg eines Grundgesetzes über Welt und Menschenleben, die zusammen das Geschichtsleben bilden. Ohne daß hier der Ort sey, uns darüber auszulassen, wie wir in den beseelten Worten der Schrift, wörtlichen Sinn von dem der Allegorie, der Symbolik, und dem der wahrhaften, tief und heilig begründeten Mystik zu unterscheiden haben, müssen wir doch andeuten, wie das lichtvolle Erkennen und Erfassen des ewig wahren und letzten Grundes alles Seyns, in diesem Buche gleichsam in einer vierfachen Verhüllung uns erscheint. Der wörtliche Sinn läßt uns, die wir blind dastehen, mit dem unbehülflichen Tastsinn, kaum die äußern Umrisse desselben unterscheiden und erkennen. Den Geübtern

ward wohl oft schon die erste, wohl auch gar die zweyte Hülle gelöst, und sie fühlten schon mit mehr Bestimmtheit hier und da die Formen deutlicher; aber desto mehr sind sie bey der eben dadurch größern Aufgeregtheit ihrer Phantasie, Irrungen und Fehlschlüssen ausgesetzt. Die dritte Verhüllung hat sich für wenige wohl schon enger zusammengezogen und angeschlossen, auf daß sie in ihrem Tasten weniger fehlen; und manchem mag auch diese schon gar gefallen seyn, aber die vierte bleibt Sterblichen wohl ewig ungelüftet, bis sie nahe dem Throne des Vaters stehen.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob unser Bemühen, die erste Spur eines Gesetzes vom organischen Zusammenhange im Geschichtswalten, schon in der heiligen Schrift aufzufinden, an ihrer ersten und zweyten oder hier und da schon an ihrer dritten Verhüllung vor sich gehet, aber wir glauben es sagen zu müssen, daß wir die gar zu leicht wuchernde Thätigkeit der Vorstellungskraft allenthalben streng bewacht haben, und daß sich vielmehr in der weniger begeisternden trivialen Geschichte der spätern Zeit, das Walten dieses Gesetzes uns aufgedrungen hat, dessen Daseyn wir erst nachher in der Urquelle aller Geschichte auch bestätigt gefunden zu haben glauben.

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Die erste Stufe des Seyns und Lebens aller Dinge ist im Raum und seinem Gegensatz, also durch Form bedingt. Das Leben in der Form, Formleben, das erste Element des Lebens.

Durch das Wort des Herrn ward dann das Licht. Das zweyte Lebenselement. Wie die Form der Gegensatz des Raumes, so Licht der Gegensatz der Form. Denn die Form bedingt nur sich selbst und nichts außer sich; das Licht alles außer sich, nichts in sich selbst.

Absolutes Leben in der Form, ohne alle Einmischung von Lichtleben, das heißt, das Daseyn solcher geschlossenen Dinge, die nur sich selbst zum Zweck haben, gibt es wohl seit dem ersten Tage der Schöpfung nicht mehr. Aber als die untersten Stufen des Formlebens erscheinen uns Krystalle, geschlossene einfache Organismen beynahe ohne gegenseitige Beziehung und Bedingung, die in der unbelebtesten Gestalt, in geraden Linien und Winkeln sich aussprechen.

Der folgende Tag der Schöpfung hat es mehr mit der Ausbildung des Universums zu thun. Durch das Lichtleben treten die schon dnrch Formleben vorhandenen Dinge in Beziehung zu einander, der schroffe Egoismus der einzelnen Erd- und Himmelskörper schwindet, ihre Gestalten und Bahnen sprechen sich deßhalb in höheren Lebenslinien, in Kreisen aus.

Die Schöpfung schreitet nun in der Kombination dieser bey-

den Lebenselemente, des Form- und Lichtlebens vorwärts, und aus den verschiedenen Mischungsverhältnissen dieser beyden Lebenselemente, wo aber immer das Formleben vorwaltet, erwächst die ganze Reihe von Pflanzen und Thieren bis zum Menschen, dieser ausgenommen. Die Pflanze als Produkt eines größern Grades von Lichtleben im Verhältniß zu seinem Leben in der Form, bedingt in ihren untersten Stufen schon mehr die Außenwelt, weil sie nicht mehr so in sich geschlossen dasteht. In dem Fortschreiten zu höherer Lebensstufe, durch größern Zutritt von Lichtleben, wird die Pflanze sogar von der Außenwelt wie feindlich angeregt (Sensibilität und Irritabilität). In den Gestalten der Pflanzen waltet überall schon die höhere Lebenslinie, die Kreislinie vor. So tritt in der ununterbrochenen Kette der Schöpfung immer mehr unendliche Freyheit, das Prinzip des Lichtlebens, zur selbstsüchtigen Beschränktheit des Lebens in der Form, es entstehen Thiere, Pflanzen mit Locomotivität, äußere Freyheit bey innerer Beschränktheit. Immer größere Verbindung gehet nun das Lichtleben mit dem Formleben ein, es entstehet die unterste Stufe des ahnenden Beschauens seiner selbst, das Lichtwerden, Bewußtwerden seines Formlebens, Sinnlichkeit, Trieb; Thiere mit dunkler Anschauung ihrer selbst, und der Aeußerung des Bewußtseyns ihres Lebens in der Form, Thiere mit Kunsttrieben.

Im Fortbilden auf diesem Wege, dachte sich der Herr die eine Richtung des Menschen, nämlich sein Formleben mehr und mehr bewältigt vom Element des Lichtlebens, und eins dem andern gleich, gelangt von Sinnlichkeit und Trieb zum klareren Bewußtseyn seiner selbst, und des Erfassens der Außenwelt in sich, zum Gemüthsleben. Und wie die unterste Stufe des Bewußtseyn seines Formlebens, die Materie das Sinnliche, den Trieb und Kunsttrieb einschließt, so erscheint auf gesteigerter Staffel das Irdische, das Ich, das Gemüth, Kunstsinn und Kunststreben dem Formleben untergeordnet. Von hier aber, wo das Leben in der Form seine höchst mögliche Ausbildung erreicht hat, müßte eine neue Reihe von Geschöpfen beginnen, in deren Mischung das Element des Lichtlebens vorwaltet. Auf der ersten Stufe solchen Daseyns ergab sich der Mensch von seiner andern Seite. Wie nämlich das Formleben auf seiner höchsten Stufe, das Gemüthsleben, die ganze Außenwelt in sich aufnimmt, und das Ich als beschränkendes Prinzip dem Universum entgegensetzt, so müßte nun ein Geschöpf, dessen Lichtleben vorwaltet, aus sich heraustreten, sein eigenes selbst und alles Materielle vernichten, und im Streben zum Erfassen des Unendlichen sich selbst verlieren. Wissenschaftsleben dem Gemüths-Kunstleben als absolut entgegengesetzt.

Aber der Herr, dessen Zweck in der Schöpfung Fortschreiten zum Vollkommenen war, wußte, wie mit den Thieren die Kette bisheriger Bildung geschlossen seyn müsse, und daß ein Geschöpf nur aus dem bisherigen Lebenselemente, wenn auch gesteigert, gebildet, ein sich selbst ewig bekampfendes und zerstorendes, also ein höchst unvollkommenes Geschöpf werden müsse. Da sprach Er, laßt uns ein Wesen nach unserm Bilde erzeugen, laßt uns ein Theil unsers Selbst diesem Wesen beymischen, auf daß diese beyden, in ihrer höhern Stufe sich widerstrebenden Lebenselemente, ruhige Haltung und Friede gegen einander gewinnen, und ein vollkommneres Geschöpf möglich werde, und sey. Und er gesellte den beyden Lebenselementen ein drittes bey, das Lebenselement des Glaubens. Der Glaube ist ein Theil Gottes im Menschen. Das friedliche Bewußtseyn des Lebens im Herrn als drittes Lebenselement, sollte das egoistische Element des Gemüthlebens, das wie die schwere Materie in sich selbst brütet, und alles Aeußere in sich versenkt, erheben und stützen, daß es den Zusammenhang des Göttlichen in sich mit Gott außer sich erkenne, und nicht in trostloser Selbstsucht vergehe. Das Element des Lichtlebens aber sollte in dem übermüthigen und rastlosen Streben nach dem Unendlichen und der ewigen Vernichtung seiner selbst, durch das Lebenselement des Glaubens, als den letzten endlichen Grund alles scheinbar Unendlichen, gedemüthigt und beschränkt werden.

So aus der innigen Vereinigung dieser drey Elemente des Lebens, Kunst, Wissenschaft und Glaube, und in dem harmonisch geordneten Verhältnisse des einen zu dem andern, entging der Mensch der Hand des Schöpfers vielleicht der Schöpfung letzter Zweck. Sein reiches Gemüth genoß sich und das Universum, das ihm in sich selber ruhig und mild aufging, als den ungetheiltesten und ungetrübtesten Kunstgenuß, und das Bewußtseyn so schönen Daseyns im Herrn löste sich in reiner Demuth und hoher Andacht auf. Der klare Geist (das Wissenschafts-Element) strebte kühn hinaus, alles zu durchdringen, und aller Dinge Grund zu fassen, um ihr Wesen zu beherrschen; aber im unendlich gränzlosen Schweifen führte ihn doch nur der Glaube zum letzten Grunde alles Seyns, und der Geist durchdrungen von der ewigen Wahrheit Gottes, fühlte sich beruhigt, und begnügte sich, nur bewundern zu können.

Diesem seligen vollendeten Frieden des Menschenlebens, der aus der unendlichsten Assimilation der Trinität seiner Lebenselemente entstand, entsprach auch vollkommen alles andere Weltleben. Das ebenmäßigste Fortschreiten von Stufe zu Stufe ohne Sprung und Lücke in der Combination der dualen Lebensformen,

erzeugte eine Kette von Dingen und Wesen um ihn her, die, ob zwar in der genauesten Beziehung zu einander, ein jedes in sich, für die Ewigkeit in der unveränderlichsten Form seines Daseyns berechnet war. Diese stets sich gleich bleibende ruhige Thätigkeit der Weltkörper und der Erdgeschöpfe, wo eines nothwendig und befreundet sich dem andern anreihete, bis auf den Menschen, und die reine Harmonie des Lebens des Menschen, die ihn zu sich selber, seiner Außenwelt und seinem Schöpfer in das glücklichste Verhältniß setzte, und ihn kein andres weder denken noch wünschen ließ, dieses beydes zusammengenommen als treues Bild von Welt- und Menschenleben, wie es sich gleich nach den ersten Momenten der beendeten Schöpfung darbot, geschichtlich erzählt, es wäre auch die Weltgeschichte aller Zeiten gewesen. Denn die Gegenwart, wie sie sich in Zukunft verlor, und erst als Vergangenheit wieder erschien, sie wäre ja ewig sich gleich geblieben, und das bloße zeitliche Fortrücken einer und derselben Gegenwart gibt keine Geschichte. Mit einem Worte, die Geschichte der Schöpfung vom ersten bis zum achten Tage, wäre auch die Weltgeschichte aller vergangenen und kommenden Jahrtausende, wenn der volle Akkord des Allebens unverstimmt, wie der Meister eine Saite zur andern spannte, in reiner Harmonie fortgetönt hätte, wenn die Elemente des Welt- und Menschenlebens, in den ihnen zu einander angewiesenen Gränzen ihrer Thätigkeit, stets gleich kräftig und gleich friedlich fortgewirkt hätten. Erst als es dem Dämon gelang, das lichte Bild zu trüben, befreundete Kräfte, die für und in einander wirkten, gegen einander aufzureizen, um störend und zerstörend in das herrliche Ganze einzugreifen, im Streit der Kräfte, Formen und Gestalten sich verdrängten, und der Mensch nach verschobenem Verhältnisse des Gleichgewichts seiner drey Lebenselemente in keiner Lage sich gefiel, in keinem Besitz Frieden erstrebte, und in Raum und Zeit die Ruhe zu suchen anfing, die aus ihm gewichen war, und der Tod der Dinge und der Menschen, das einzige Mittel, alles wieder dahin zu bringen, von wo aus es sich verirrte, eine traurige Mitbedingung der gegenseitigen Thätigkeit ihrer Lebenselemente wurde, erst da beginnt in der heiligen Schrift unsere Weltgeschichte.

Erst da tritt das Streben zum Schönen, zum Wahren und zu Gott im Leben des Menschen vereinzelt auf, und Kunst, Wissenschaft und Glaube erhalten erst ihre Namen. Wie oft erst im Krankenzustande, Nerv, Muskel und Blutgefäß in ihren Aktionen erkannt werden, die im gesunden Körper in und für einander regsam wirken und sich gegenseitig halten, und nirgend ein System allein in seiner Eigenthümlichkeit den Sinnen sich offenbart. Und nun reihen sich verschiedene Zeiten und

unähnliche Begebenheiten aneinander, deren Charakter aus der gestörten und zerrissenen binären und ternären Verbindung der Lebenselemente sich ergibt, wo bald ein Lebenselement von einem oder zweyen andern bewältigt und verdrängt, bald aber auch eins aus dreyen vorherrschend oder gar allein waltend, die Lebensform der Zeit bedingt.

Doch ehe die heilige Schrift zur Erzählung uns ähnlicher Zeiten übergehet, verweilt sie noch, um die traurige Veranlassung und den Hergang dieser unseligen Trennung uns mitzutheilen, und im ernsten Erfassen dieser geheimnißreichen Erzählung liegen, nach unserer Ansicht, schon Winke zur Ahnung eines Gesetzes über das organische Leben unserer Geschichte und der Bewegung ihrer einzelnen Elemente, denn sie fährt mit andern Worten ungefähr also fort.

»Als das Ebenbild Gottes geschaffen war, da nahm das ewige Wesen den Menschen, und versetzte ihn in die herrlichste Sphäre alles andern Lebens, in das schöne Land, das manche heute noch als das einzige kennen wollen, wo der Mensch ohne Mühe das erringt, was Leben und Oertlichkeit ihm unerläßlich zum Bedürfniß machen, in den Garten Eden. Hier, wo schon die untersten Lebensstufen Wasser-, Stein- und Metallbildung, in ihren edelsten Formationen sich vorfanden, Pflanzen im üppigsten Reiz ihrer Blüte und der Fülle ihrer Früchte da standen, Thiere in der reichsten Verschiedenheit ihrer Gestalten, und der mannigfaltigsten Ausübung ihrer Kräfte und Triebe ihm untergeordnet lebten, hier sollte das vollkommenste Wesen der Schöpfung, im frommen Genusse des Schönen, im klaren Erfassen des in Gott begränzten Wahren das Gute üben, den Garten bauen und ihn wahren.« Und der Herr sprach also zu ihm: »Von jedem Baume des Gartens kannst du essen, nur von dem Erkenntnißbaume, von diesem sollst du nicht essen, denn sobald du von ihm äßest, bist du des Todes.« Wer das Verhältniß des Pflanzenlebens zum Organismus des Menschen nur einiger Maßen zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat, wer die unbegreifliche Wirkung gewisser Pflanzen, durch Genuß und Assimilation dem Körper einverleibt, auch nur entfernt zu beobachten Gelegenheit hatte, dem wird es nicht entgangen seyn, wie ein Theil der Pflanzen nur das Lebenselement der Form und dessen Zweige, die Vegetation, Reizbarkeit der Muskelfasern, Arterienfystem und Blutmasse, und endlich den Herd des Gemüthlebens, das Herz in Anspruch nehmen; andere wieder aber entschieden nur auf das Element des Lichtlebens und auf die dieser Lebensseite subordinirten Organe, die Nerven und das Gehirn einwirken, und alle abnormen Stimmungen des Geistes, vom leichten Delirium bis zum Wahnsinn, der Extase

und der Tollheit, erzeugen können. Denkt man sich die Vegetation der damaligen Welt (nicht, wie einige wollen, noch jugendlicher und deßhalb kraftiger aber wohl noch in der ununterbrochenen Reihe der binären Verbindung ihrer Lebenselemente), so muß sich das Vorhandengewesenseyn solcher Pflanzen an den beyden äußersten Enden dieser Kette von selbst aufdringen, von denen die Einen die intensive Thätigkeit des Formlebens erhohen, ja bis zur ewigen Dauer steigern konnten, die andern aber die Geistesthätigkeit weiter zu entwickeln vermochten, als der Trinität des Menschenlebens Glaubenselement verliehen war, um das zerstörende Walten des Geistes zu beruhigen und zu mäßigen.

Es war aber damals das Formleben im Menschen schon bis zum Grade der ewigen Dauer (der Erhaltbarkeit durch sich selbst) vorhanden, denn der Tod war zur Zeit noch nicht; der Herr hat deßhalb beym Eintritte des Menschen ins Paradies, ihm nicht die Früchte vom Baume des Lebens verboten, auch konnten diese für ihn noch keinen Reiz haben. Aber von dem Baume des Wissens hat der Herr Alles für den Menschen gefürchtet, doch um seine moralische Freyheit (die eben aus der Verbindung des göttlichen Theils im Menschen mit seinen beyden andern Lebenselementen entstand) nicht zu beschränken, durfte er ihn vor dem Genusse desselben, wie er es denn auch that, nur warnen, er machte ihm denselben nicht unmöglich.

Als nun der Mensch im Paradiese wohnte, und geistiges und gemüthliches Bewußtseyn so schonen Daseyns in Gott und in so herrlicher Umgebung den engen Raum seines Busens erfüllte, da fühlte er sich von der Last so reicher Gefühle und Empfindungen bedrängt. Wie oft der höchste Genuß uns schmerzt, wenn wir ihn allein genießen, die Menge der Gaben uns drückt, wenn wir nicht wissen, daß Liebe sie uns gereicht. Er war allein, weder durch Mittheilung, noch durch Auswechslung konnte er sich im Drange seines Herzens erleichtern. Der Reichthum der Gaben mußte ihn demüthigen und beugen, denn er wußte nicht, daß der Herr in Liebe sie ihm verlieh; er kannte die Liebe noch nicht. Da sprach der Herr: »es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey auf Erden, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sey.« Die edlere Geschlechtsliebe sollte ihm einerseits im schwachen Vorbilde die umfassende Liebe Gottes zum All in etwas begreiflich machen, und andrerseits ihm ein Wesen nahe bringen, das jede in ihm angeregte Empfindung mit ihm theile, und er deren Fülle nicht erliege. Da ließ das ewige Wesen, Gott, tiefen Schlaf auf ihn fallen, nahm eine von seinen Ribben, und bildete diese Ribbe zu einer Frau, und brachte sie dem Menschen. Und dieser sprach: »dießmahl ists Bein von meinem Bein, Fleisch von meinem

Fleische. Darum verläßt der Mann Vater und Mutter, und hängt an seinem Weibe, und sie werden ein Fleisch.«

In der Ursprache der h. Schrift ist hier überall die Fleischlichkeit des Weibes, und die fleischliche Beziehung des Mannes zur Frau, mit besondern Worten heraus gehoben. Und allerdings ist es nicht zu läugnen, wie die Materie und das Formleben im weiblichen Organismus, im Verhaltnisse zum männlichen, überall vorwaltet. Die frühere Entwicklung des weiblichen Geschlechts, die weniger schönen Wellenlinien, die Kunstkenner in weiblich idealen Gestalten entdecken, weil in diesen das vollere Fleisch die Umrisse nicht so edel entwickelt, und so alle anderen Stufen des Formlebens hinauf, von Trieb und Sinnlichkeit bis zum höhern Gemüthsleben, überall können wir es leicht bemerken, wie im weiblichen Leben das Lebenselement der Form prädominirt. Und diese Seite des weiblichen Lebens benutzte der Dämon, das Glück der Menschen zu zerstören. Er wußte, wie dem Manne nicht beyzukommen, die Harmonie seiner Lebenselemente nicht zu stören sey; aber er sah die vorherrschende Sinnlichkeit und Gemüthserregbarkeit des Weibes, die der Herr, ohne Störung der Trinität ihrer Lebenselemente zulassen mußte und konnte, weil Er ihr den Mann so nothwendig machen wollte, als sie es ihm geworden war, und weil Er wohl hoffen durfte, wie der Mann in der geordneten Ruhe seines Daseyns, diese leichtere Gemüthserregbarkeit des Weibes nur zum Bessern leiten würde.

Und der Dämon lenkte ihren Blick auf den Baum des Wissens, seine Früchte waren schön und lieblich anzusehen und den Augen eine Lust. Die Sinnlichkeit ward entflammt, da brauchte es nicht viel des Zuredens von der listigen Schlange, und das Weib genoß die verbotenen Früchte vom Baum des Wissens, und reichte auch ihrem Manne davon. Was gewiß keine Ueberredungskunst vermocht hätte, was jeder Versuchung und Reizung auf keine Weise gelungen wäre, das brachte jetzt die Liebe zu Stande; die Neigung, mit der Geliebten jeden Genuß, vielleicht jede Gefahr zu theilen, brachte den Mann dahin, daß auch er aß von der unseligen Frucht. Da wurden ihnen beyden die Augen geöffnet und sie sahen sich nackt.

Das Element des Lichtlebens, das Wissenschaftsstreben, gewann nun die Oberhand in dem gestörten Einklange der dreyfachen Verbindung ihrer Lebenselemente; der Glaube, der Theil des Herrn in ihnen, stand nicht mehr so vermittelnd zwischen den beyden andern nun sich wieder bekämpfenden Lebenselemente, und wie der zügellose Verstand vom Glauben sich weniger beschränkt sah, da war es ihm ein Leichtes, sich von dem hier und da noch entgegen wirkenden Gemüthsleben völlig frey zu machen.

Und ein fürchterliches Licht war dem Menschen nun aufgegangen. Er sah sich und alles in der Schöpfung in jener abschreckenden Nacktheit, in der das in seinem Dunkel aufgeblahete Wissenschaftsstreben seinen Verehrern, zum Lohne ihrer Bemühung, alles trostlos erscheinen läßt. Der Mensch war gefallen, der Fluch Gottes lastete auf ihm und seiner Umgebung, denn auch diese mußte in der Vollkommenheit der binaren Verbindung ihrer Lebenselemente zurückschreiten, damit jedes seiner Bedürfnisse dem Menschen zu erwerben nun erschwert werde.

Der Mensch sollte nun ein ruheloses, freudenarmes, mühsames Leben führen, und der Tod das Ende seiner Bemühung seyn.

Aber in diesem Fluche lagen auch die Mittel zu einer endlichen Wiedererhebung des Welt- und Menschenlebens zu jener Höhe, von der beyde herabgesunken waren.

Wenn rastlos im ewigen Streben nach wahrem Genusse und Frieden, das eine Geschlecht sich unbedingt dem Verstand allein ergab, um durch ihn das Ziel zu erreichen, da raffte es der Tod nach vergeblichem Bemühen hinweg, und machte einem andern Geschlechte Platz, das bereichert mit der Erfahrung des Vergangenen, schon mit lichterem Auge das erweiterte Gebiet des Verstandes durchschaute, und von diesem sich schon weniger versprach, als aus dem Reiche der Kunst und dem Gemüthsleben für die Befriedigung seines Sehnens ihm zu winken schien. Und als auch das ernstliche Streben im Gebiete der Kunst das nicht leistete, was man von ihm gehofft, da mußte dieses Geschlecht einem dritten weichen, das dann im innigsten Verein von Kunst und Wissen (jedes einzelne schon durch die Vorgänger bis zu einer gewissen Höhe gesteigert) sein Heil mit Sicherheit suchte. Und als auch dieses Streben der Erwartung, wie natürlich, nicht entsprach, da kam ein viertes Geschlecht, und gab, demüthig und entsagend, Kunst und Verstand auf, um sich ganz allein dem Glauben in die Arme zu werfen; doch kaum hatte seinem unruhvollen Leben in dieser beseligenden Umarmung ein Schimmer von Trost und Ruhe gelächelt, als ein fünftes und sechstes Geschlecht, das eine seinen Glauben mit Kunst, das andere wieder mit Verstand in Verbindung setzen zu müssen glaubte, um etwas Höheres und Besseres zu erringen, als es schon bereits hatte. So ging der Zyklus wieder von Neuem an. Und so werden wohl die Elemente des Lebens lange noch, bald einzeln, bald zu zweyen im Laufe der Zeit erscheinen, damit ein jedes für sich allein und auch wieder in wechselnder Verbindung mit einem anderen, sich bis zu einer unendlichen Vollkommenheit entwickele, wo Glaube, Kunst und Wissen in jener Ruhe wieder neben einander bestehen werden,

aus welcher die sündhafte irdische Liebe des ersten Menschen sie störte, und welche die unendliche Liebe des Erlösers, versöhnend den zürnenden Vater, zum Theil schon herbeygeführt, zum Theil noch in seinen Verheißungen entgegen blühen läßt.

Dieses hier ausgesprochene Gesetz über die Bewegung der einzelnen Elemente unserer Geschichte, das wir in der Erzählung vom Falle des ersten Menschen, und in dem Fluch, den der Herr über ihn verhängt, angedeutet zu finden glauben, dieses Gesetz bestätigt sich nun vollkommen im weitern Verfolge der heiligen Schrift, denn nun fährt sie also zu erzählen fort.

Als nun die Menschen mit geöffneten Augen eine Zeit lang dieses Verstandsleben führten, da gebar diese unselige Lebensform der Zeit den ersten Mord, einen Brudermord. Zwey Brüder, Kain und Abel, die Söhne Adams, brachten ein jeder dem Herrn Opfer von den Erstlingen ihrer Mühe. Aber der Herr sah wohl mehr auf den Geber als auf die Gabe, und die Opfer des Abel wurden vom Herrn freundlicher aufgenommen. Und wie nun des Bruders Neid und Mißgunst darüber erwachten, und er traurig und verfallenen Angesichts einherging, da führte ihm der Herr ernste Worte zu Herzen, wie es nur von ihm abhange, der Sünde zu entgehen, und seinem Bruder gleich zu werden. Doch dieser glaubte klüglich sich leichter von seinen drückenden Empfindungen zu befreyen, wenn er den Gegenstand seines Neides sich aus dem Wege räume, und er erschlug seinen Bruder.

Nur vorwaltender, aus seiner Bahn verirrter Verstand vermochte den Mord zu erzeugen, gegen den sich jede Regung des Gemüthslebens empört, und der Glaube kennt ja nichts als Duldung und Schonung.

Nach dieser schrecklichen That, erzählt die heilige Schrift ferner, floh der Sünder, mit dem Fluche des Herrn beladen, den Ort, wo alles ihm sein schwarzes Verbrechen ins Gedächtniß zurückrief, und er wurde Vater eines Menschengeschlechts, das nun durch Geselligkeit das unfreundliche, nackte Leben, wie es die vorwaltende Verstandsherrschaft bot, sich erträglicher zu machen suchte, und er erbauete eine Stadt.

Allmälich mochten aber diese Menschen die Trostlosigkeit ihrer Zeit erkannt, und das vergebliche Ringen ihres Verstandes, ihnen ein ruhiges, heiteres Daseyn zu bereiten, empfunden haben, und sie fingen an, sich mit der Kunst zu befreunden, und, in den untersten Regionen der Kunstthätigkeit handwerksmäßiger Technik, so wie auf der hohen Stufe der Kunst, im Gesang und Spiele, jene Harmlosigkeit des Lebens, jene ruhige Freyheit zu suchen, nach der sie sich bis dahin rastlos und umsonst sehnten. Und das

nun entstandene Vorwalten des Gemüthslebens in der Zeit führt die h. Schrift in seiner Genesis folgender Maßen herbey.

Nachdem sie ein Geschlechtsverzeichniß gehaltloser Zeiten flüchtig berührt, verweilt sie endlich, uns zu sagen: »Und Adda gebar Jabal, von dem sind hergekommen die Hüttenbewohner, und sein Bruder hieß Jubal, dieser war der Vater aller Harfen- und Zitter-Spieler. Die Zilla gebar den Thubalkain, der Meister war in allerley Erz- und Eisenwerk.

Ohne hier alle die Spekulationen zu erwähnen, die so viele Uebereinstimmung im Mythus aller Völker über die Entstehung der Kunst, mit diesen Stellen und der h. Schrift entdecken, und ohne die Namensverwandtschaft, die sinnreiche Etymologen mit phönizischen, ägyptischen und griechischen Kunst-Gottheiten und diesen Vätern der Kunst finden wollen, in Anregung zu bringen, ist es uns genug, anzudeuten, wie mit diesen angeführten Worten der heiligen Schrift eine kleine Skizze des nun in der Zeit wieder herrschend gewordenen Elements des Formlebens gegeben sey. Denn sie spricht es klar aus, wie nun die Menschen im freundschaftlichen Verein ihre Erzeugnisse und Bildungen und die höhern Gaben der Kunst gegenseitig auswechselten.

Bey dieser Gelegenheit ermangelt auch die h. Schrift nicht, eine Probe des Gesanges aus jener Zeit aufbewahrt uns vorzulegen. Und die bis jetzt noch nicht hinlänglich kommentirte Stelle: »Und Lamech sprach zu seinen Weibern Adda und Zilla,« u. s. w., die gleich nach der Erwähnung der Kunstväter fast isolirt dasteht, ist unseres Bedünkens eine Dichtung aus jener Zeit, die mit der rein tragischen Begebenheit des Mordes Kains, die jener Zeit so nahe lag, im poetischen Bezuge stehet. Wir werden etwas später noch wieder darauf zurückkommen müssen, und bemerken hier bloß, daß rhythmische Form und eigenthümliche Konstruktion in der Ursprache diese Stelle als ein Gedicht nicht verkennen läßt.

Jetzt bricht die h. Schrift den Verlauf dieser Zeit ab, und erzählt uns bloß, wie dem Adam noch ein Sohn geboren worden, in dem er sich für Abel entschädigt fühlte, und endigt damit: »Und diese Zeit fing man an zu predigen in des Herrn Namen.« Wem wird bey dieser Stelle nicht das nun wieder im Leben der Welt rege gewordene Element des Glaubens sichtlich in die Augen springen.

Und wirklich fährt die Schrift nun fort, indem sie den Faden an Seth anknüpft, durch ein langes Geschlechtsfolge- und Alterverzeichniß uns auf eine Zeit zu führen, wo zwar der größte Theil der Schöpfung degenerirt und entartet den Herrn

reuet, doch aber der Glaube eines einzigen Mannes die Fortdauer der Welt rettet.

Und das Element des Glaubens stehet nun in Noe vorwaltend im Leben da. Aus dem vernichtenden Sturme der Flut hat sein frommer Glaube ihn gerettet. Und der Herr, im siebenfach gebrochnen Bogen des Lichts, knüpft das beseligende Bündniß mit dem Menschen durch ihn wieder an. So ist nun der Zyklus in den Bewegungen der einzelnen Lebenselemente: Glaube, Kunst und Wissen, in der Urwelt geschlossen, der Glaube stehet triumphirend als Retter des neuen Menschengeschlechts, und der neue Kreislauf beginnt.

Im Thurmbau zu Babel, dort erblicken wir schon wieder das Verstandes-Streben im Treiben der Menschen vorwaltend. Im stolzen Uebermuth der ihnen verliehenen Kräfte und der ihnen zu Gebote stehenden Mittel wollen sie bis zum Himmel sich erheben, und im eiteln Trachten, sich selbst ihr eigenes Los zu bereiten, dem Beschluß des Herrn entgegen streben, nach dem sie aus einander gehen und die weit gestreckte Fläche der Erde bevölkern sollten. Aber wie immer solch voreiliges und unfrommes Wollen des Menschengeschlechts sich dadurch rächt, daß es in sich selbst zerfällt, und nur schneller das herbeyführt, was man in seinem Wahn zu entgehen sich bemühte, so sah man hier, wie der Herr ihre Sprache vewirrte, und nun durch ewige Mißverständnisse jene gegenseitige Reizung der Gemüther entstand, daß sie im Ueberdrusse den stolzen Bau aufgaben, ein Stamm vom andern sich trennend löste, und sie sich einander gehäßig mieden, auf diese Weise, früher und weiter aus einander gingen, als es vielleicht erst in späterer Zeit ihre zugenommene Anzahl ihnen nothwendig gemacht hätte. In verschiedenen und entgegen gesetzten Richtungen strahlen nun die einzelnen Menschenstämme von diesem Punkte aus einander, und es entstehen Völker und Staaten in den entlegensten Ländern und Gegenden der Erde.

Hier aber hört der universalhistorische Umfang der heiligen Schrift auf, sie berührt die meisten nun sich gebildeten Völker und Staaten gar nicht, einige nur später und flüchtig, und noch andere nur in so fern, als sie die Wanderungen der Urväter des Volkes Gottes durch diese Länder und des Aufenthalts derselben bey diesen Völkern erwähnt. Die speciellere Geschichte des israelitischen Volkes füllt nun die übrigen Blätter des alten Testamentes.

Und da wir bey der Beschränktheit des uns hier gestatteten Raumes und bey dem emsigen Streben, dem eigentlichen Gegenstande unserer Abhandlung endlich näher zu treten, das Walten des von uns aufgestellten Gesetzes durch alle Zeiten der Ge-

schichte nur im allgemeinen Ueberblick hier geben können, so muß es uns genug seyn, in der Schöpfungsgeschichte die harmonische Koincidenz aller drey Elemente des Lebens als das normale Leben der Urmenschen entwickelt, und im ersten geschlossenen Zyklus die Bewegung der einzelnen Lebens-Elemente vom Sündenfalle bis zur Sündflut, und im Beginn eines neuen Zyklus derselben die Haltbarkeit unserer Behauptung nachgewiesen zu haben.

Wir würden nun unmittelbar dazu schreiten, die Gegenwart dieses Gesetzes auch in der ältesten, neuen und neuesten profanen Geschichte im kürzesten allgemeinen Ueberblick vorzutragen, um dann, unserm Zwecke gemäß, zur besondern Geschichte der Kunst, und der Bewegung ihrer einzelnen Zweige, nach diesem Gesetze entwickelt, übergehen zu können, um von da endlich zur Untersuchung der innern Natur der tragischen Dichtung und ihrem Zusammenhange mit dem jedesmaligen Geschichtsleben ihrer Zeit zu gelangen.

Allein ehe wir diese Stelle verlassen, finden wir es unerläßlich nöthig, um nicht zu oft ermüdend auf dieselbe Urzeit zurückkommen zu müssen, und um unsern Gegenstand erschöpfend zu bearbeiten, die Kunst in dem Augenblicke, wo sie zum ersten Male herausgetreten, aus der innig in einander verwebten Dreyheit der Lebenselemente, wo sie nun erst wahrnehmbar als Kunst waltend erscheint, zu betrachten.

Und um dieses seinem ganzen Umfange nach genügend thun zu können, wird es uns wohl erlaubt seyn, das Wesen der Kunst in seiner Gesammtheit, in drey Unterabtheilungen zu umfassen, die wir Kunstanschauung, Kunststreben und Kunstäußerung nennen wollen.

Es bedarf wohl keiner weitern Erörterung, wie das Wort, der Ton, die Form und die Farbe nur immer armselige, schwache Mittel waren, das rege gewordene Kunstleben im tiefen Gemüth des Künstlers im Raum und in der Zeit zu offenbaren. Gerade die größten Künstler aller Zeiten haben es sich und andern gestehen müssen, wie selbst in ihren noch so bewunderten Erzeugnissen kaum der Schatten von dem festgehalten erscheint, was dem unendlichen Walten ihres Gemüths so klar vorgeschwebt, ja was sie noch mit allem Zauber eines schönern Lebens vor sich sehen, das sich aber ihnen zu tantalischer Qual entfernt, und in verhüllende Nebel sich zurückzieht, so wie sie nur den Arm ausstrecken, um das Herrliche in der Sphäre des äußern Lebens gestaltend zu fesseln. Erwägt man dieses, so versteht es sich von selbst, wie die unvollkommensten und die sogenannten vollendetsten Kunstwerke beyde nur als Approximationen zur Irrationalität des Idealen zu beachten sind. Hohe und weniger hohe Kunstproduktionen

können wohl an einander gestellt, und unter sich verglichen werden, und eines gegen das andere vortheilhafter bestehen; in Beziehung des zu Erreichenden aber, zu dem beyde, wie schon gesagt, nur versuchte Annäherungen bleiben, dürften sie wohl wie endliche Zahlen im Verhältniß zu unendlichen Größen in ihrer Integrität oft als Null verschwinden.

Wenn nun reale Kunstäußerung zur idealen Kunstanschauung sich gegenseitig so verhalten; wenn nun höhere Ausbildung der Sprache, nähere Kenntniß des für Kunstzwecke zu verarbeitenden Materials und der Mittel, mit denen es zu bearbeiten ist, Bereicherung in der Menge der Farben und Erfahrung im Gebrauche derselben, und sinnreiche Erfindung, mit den Saiten die Menschenstimmen nachzuahmen, ja an Umfang sie zu übertreffen: wenn dieses alles nur dürftige Hülfsmittel zur äußern Manifestation des innern Kunstlebens sind, so geht wohl klar daraus hervor, wie die Kunst im ersten Menschen, in dem Augenblick, wo sie aus der ternären Verbindung seiner Lebenselemente vorwaltend als Kunstanschauung sich äußerte, wie sie ihrem Wesen nach schon ganz das seyn konnte, was sie spätern Künstlern war, und künftig seyn wird.

Und dieser hier auf Erfahrung gegründete Schluß entspricht auch vollkommen unserer Ansicht, nach welcher das Gemüthsleben nur aus einer höhern Kombination des Form- und Lichtleben-Elements entstand, wo das Gewahrwerden seiner eigenen Form, und das durch Lichts-Affinität in uns aufgeregte Erfassen der äußern Dinge um uns her, das Kunstleben, Kunstanschauung erzeugt. Denn dieser Ansicht gemäß würde sich Kunstanschauung auf folgende Weise definiren lassen.

Das innere gemüthliche Beschauen unserer selbst und aller außer uns sich befindlichen Gestalten und Dinge, ihre räumliche und zeitliche Bestimmung, ihre Ruhe und Bewegung, ihr Wirken und ihr Leiden, in jene ungetrübte Weise und Ganzheit ihres Daseyns, in der alles in ihnen nur die Behauptung ihrer selbst bedingt und bezweckt, und nichts in und außer ihnen sich befindet, was der Form dieser Existenz widerstrebt, oder widerspricht.

Das höhere Gemüthsleben erkennt nur ein Ich, das sich dem Universum beschränkend entgegen setzt, in so fern das Universum ihm erst in sich selber aufgeht, und es selbst in demselben verschmilzt. Der Künstler lebt in seinem Ideale, verliert sich in seiner Anschauung, sie sind beyde nur eins. Die Kunst ist das Princip der ewigen Einheit und Bejahung, im Gegensatz der Wissenschaft, deren Wesen auf stetem Trennen und Verneinen beruhet. Es ist auch daher leicht zu begreifen, wie das Schöne die ewige unersättliche Forderung der Kunst seyn muß. Denn

Schönheit läßt sich, nach allen vergeblichen Versuchen, ihr Wesen zu erklären, am besten noch auf Ruhe reduciren.

Die ruhige Haltung der einzelnen Theile irgend einer Form zu ihrem Ganzen, wo keines das andere zu beherrschen oder gar zu verdrängen strebt, und jedes an seinem Orte sich so nothwendig zeigt, als uns das Ganze selbst erscheint, werden wir wohl Schönheit der Form nennen können.

Eben so Schönheit der Darstellung, im Worte, die gewiß auch aus jener Ruhe der gegenseitigen Haltung der einzelnen Momente der handelnden Personen zum Ganzen der Handlung und ihres Charakters, oder der dargestellten Dinge zu ihren Umgebungen, hervorgehet.

Auch Schönheit poetischer Erzeugnisse im Gebiet der Töne dürfte sich wohl auch auf jene Ruhe zurückbringen lassen, wofür schon spricht, daß Harmonie, ein wichtiges Lebenselement der Tonkunst, selbst durch Zahlen und Größen verkörpert, sich aus jener Ruhe entwickeln läßt.

Kunstanschauung und das Erfassen des Schönen fallen hier so zusammen, daß die subtilste Distinktion sie hier nicht zu sondern im Stande ist, und daher schon so oft ein Theil für das Ganze gehalten wurde.

Haben wir nun auf dem Wege der Konstruktion, nach unsern aufgestellten Grundgesetzen, das Kunstleben ganz dem analog gefunden, was der oben aufgestellte Schluß, aus der Erfahrung hergeleitet, uns darüber denken ließ; ist es auch aus unserer Theorie einleuchtend, wie Kunstanschauung dem ersten Menschen schon das seyn mußte, was sie dem geübtesten Künstler jetzt noch ist, so wird ein fortgesetzter Blick in dieser Ansicht sogar zeigen können, wie diese Kunstanschauung im ersten Moment, wo das gegenseitige Verhältniß der drey Lebenselemente erschüttert wurde, und der Glaube zwischen Verstand und Gemüth nicht mehr so vermittlend sich bewährte, und endlich die Verstandesherrschaft zu Stande kam, wie nur um diese Zeit gerade Kunstanschauung ihre höchste Stufe erreicht haben müsse, deren sie nur, außerhalb der innigsten Verbindung der drey Lebenselemente waltend, fähig ist, und daß sie also nur im Beginn des ersten Zyklus der Weltgeschichte intensiv am stärksten, und am reichsten in der Fülle ihres Erfassens gewirkt haben konnte.

Denn wie nur im langsamen Verlauf der Zeit die vernichtende Wuth des Ozeans die feste fruchtbare Erde im steten Ankampfe seiner Wellen beleckt und verschlingt, so konnte es auch nur in der Zeit dem zügellosen Verstande (dem bewältigenden Wissenschaftselement), dessen Wesen, wie gesagt, auf Trennen und Verneinen beruhet, gelingen, die Ganzheit der Gemüths-

welt zu erschüttern, und durch mehr und mehr hineingeworfenen Widerspruch zu zerstückeln, und auf diese Weise die Herrschaft ihres Reichs nach und nach zu vernichten. Aber das Widerstreben des Gemüthlebens an und für sich, und der Widerstand, der noch mit demselben unzertrennlich verbundenen Gemüthsseite des Glaubens, denn auch diese mußte sich dem Verstande lange noch widersetzen, diese beyde mochten wohl den Sieg ihren Feinden nicht leicht gemacht haben. Erst wie die Kraft dieses Widerstandes in höherm Grade abnahm, als der Sphäre des Gemüthlebens einzelne Theile ihres Ganzen für dauernde Zeiten entrissen wurden, oder als so vieles in der Schöpfung aufhörte, ein Gegenstand der Gemüthsanschauung zu seyn, erst da war das Wissenschaftelement Meister der Zeit. Schwer ist es, verlornen Besitz durch eigene Kraft wieder zu erringen, wenn das Verlorne, nachdem es unsre Macht geschwächt, mit unserm Feinde verbunden, uns sich gar gegenüber stellt.

Es wird also von hier aus gar nicht schwer einzusehen, wie Kunstanschauung nur im Beginne des ersten Zyklus der Welt, und Menschengeschichte ihre weiteste und höchste Extension haben konnte.

Und eben so leicht dürfte wohl aus dem Gesagten noch folgendes allgemeine Gesetz für Kunstanschauung aller Zeiten mit Sicherheit zu folgern seyn.

Die Sphäre der Gemüthsanschauung einzelner Zeiten und einzelner Menschen nimmt extensiv in dem Maße zu oder ab, als der tödtende Rationalismus (das ungemäßigte und übermüthige Verstandesstreben) diese Zeiten und diese Menschen mehr oder weniger beherrscht. Je mehr oder je weniger die einzelnen Erscheinungen der Welt und des Lebens aus der Einheit ihres Zusammenhangs herausgerissen bey dem Lichte der überklugen Wissenschaftsfackel täuschend blendenden Schein zurück werfen, oder bey der zerstörenden Glut derselben zu schwarzem *) Nichts verkohlen. Intensive aber steigt oder fällt die Kraft der Gemüthsanschauung (die Klarheit des Erfassens) nach einer geometrischen Progression ihrer verlornen oder wieder errungenen einzelnen Objekte als Potenzen.

Nehmen wir mit der zweyten Unterabtheilung der Kunst, mit dem Kunststreben, eine ähnliche Untersuchung vor, legen wir uns die für unsern Zweck hier schon wichtigere, Frage auf: »Wie mag sich Kunststreben der Urzeit zu dem der folgenden Zeiträume verhalten, so müssen wir wohl auch erst den Begriff, den

*) Das Resultat der Hirngespinste der Philosophen mancher Zeiten dürfte wohl so gut nihil nigrum heißen, als die Lamina philosophorum der Alchimisten nihil album genannt wurde.

wir mit dem Worte Kunststreben verbinden, seiner ganzen Ausdehnung nach, so wie seine Begränzungen gehörig und bestimmt festsetzen.

Und dieses wird uns wohl auf dem kürzesten Wege dadurch gelingen, wenn wir das Entstehen des Kunststrebens, in dem Sinne, wie wir es in unsere Ansicht als Unterabtheilung des gesammten Kunstlebens nehmen, bis auf seine früheste Spur verfolgen.

Als noch in ihrer unzersetzten Kraft die drey Elemente des Lebens in und für einander thätig, bewußtes und unbewußtes Wissen des Menschen, in Gott sich beruhigend und erhebend lehnte, und die Worte Glaube, Kunst und Wissen noch nicht da waren, weil eines fast das andere bedeutete, da konnte das Erfassen solchen Daseyns kaum dem verwandt scheinen, was wir hier als Kunstanschauung aufgestellt haben; doch nach der unseligen Trennung der Trinität dieses Lebens, wo alsdann das Verstandsstreben trostlos zu wüthen anfing, da vermochte doch nur diese Kunstanschauung dem Menschen ein schwaches Bild jener geschwundenen Herrlichkeit, jenes heiteren, ruhigern Daseyns zurück zu rufen, um ihn zu hartnäckiger Gegenwehr zu ermuthigen. Die Kunstanschauung dieser Zeit war aber, wie wir oben nachgewiesen, in ihrer höchsten Blüte, noch hatte das vernichtende Wissenschaftselement nicht so weit um sich gegriffen, daß sich nicht in jedem Wesen, in jeder Erscheinung der Gegenwart so viel erhalten hätte, daß sie nicht recht lebhaft und deutlich den Menschen an das freundlichere Daseyn seiner Vergangenheit erinnern konnte, und jedes ernstliche Sträuben gegen die Macht des übermüthigen Wissens belohnte ihn mit realer Kunstanschauung, und er erblickte die wirklich vorhandenen Dinge um sich her in jener Ganzheit, in jener Ruhe wieder, die uns das Leben lieb, die Welt schön finden läßt. Wie aber immer mehr und mehr das verneinende Princip überhand nahm, und sich festsetzte, und dann endlich dem Menschen alle äußeren Begebnisse und Dinge in ihrer Naktheit vereinzelt und allem Ganzen unfreundlich widersprechend sich aufdrangen, und die Welt ihm nun zum Theil wirklich eine andre war, zum Theil ihm so erschien, da mußte sein Gedächtniß, dem noch der Reiz von Bildern aus beßrer Zeit in frischer Erinnerung vorschwebte, zum Zauber seiner Vorstellungskraft, der Phantasie, die Zuflucht nehmen, um sich durch sie Dinge und Wesen, leidend und handelnd zu gestalten und fest zu halten, wie sie ihm das wirkliche Leben nicht mehr zu bieten vermochte, und er mußte die vergangene oder eine neue Welt sich in der Vorstellung schaffen, damit sich seine Anschauungslust in diesen idealen Gestaltungen tröstend erlabe, und so gelangte der Mensch zum Kunststreben.

Also die Sehnsucht des Gemüthlebens, sich durch Anschauung aufgeregter Bilder des Vorstellungsvermögens (in reinern Formen, zu edlern Zwecken, und in ruhigerer gegenseitiger Haltung) seinen gefühlten oder nur noch geahnten Verlust zu ersetzen, nennen wir Kunststreben.

Ist nun der Begriff, den wir mit diesen Worten hier verbinden, gehörig entwickelt, so wird sich bey Gelegenheit dieser Entwicklung zu gleicher Zeit gezeigt haben, wie Kunststreben in einem umgekehrten Verhältniß zur Kunstanschauung der Urzeit stehet: daß nämlich diese Sehnsucht des Gemüthlebens dem Menschen kaum wahrnehmbar seyn konnte, als noch seine Kunstanschauung in der wirklichen Außenwelt sich zu sättigen vermochte, und daß sie hingegen stieg, und in dem Grade zunahm, als die Sphäre dieser realen Kunstanschauung mehr und mehr erlag, und endlich ihre einzelnen Gebilde und Erscheinungen zum Feinde übergingen, um sich mit diesem gegen die wenigen noch Beharrenden treulos zu vereinigen. Es wird sich ferner aus der Herleitung und der Erklärung dieses Begriffes von selbst wohl ergeben, wie diese Sehnsucht des Gemüthlebens, da sie größtentheils dem Gedächtnisse ihre Erregung wie ihre Befriedigung verdankt, wie diese nur die stärksten letzten Eindrücke wirklicher Genüsse, oder nur die jüngsten und deßhalb deutlichsten Erinnerungen oder gar Ahnungen zum Gegenstand der Beschäftigung der Vorstellungskraft vorlegen konnte, und da die beseligende Vermittlung des Glaubens zuerst, im Zyklus der Bewegung der einzelnen Elemente des Lebens abtrat, also die Erinnerung des freundlichen Daseyns im Glauben dem Menschen noch schmerzlich gegenwärtig seyn mußte, so wird wohl die erste Spur dieser Sehnsucht des Gemüths nach Kunstanschauungen, im Frieden des Glaubens genossen, sich geäußert haben. Das Zurückweichen des Wissenschafts-Elements während des Kreislaufs der einzelnen Geschichts-Elemente kann aber, wie bekannt, in Beginnen, wo jenes bloß von seinem ungemäßigten Walten nachläßt, das Gebiet der Kunstanschauung nur erweitern, und daher dem Gemüth gewiß keine Sehnsucht nach der vollern Gegenwart desselben erregen, und wenn es endlich im weitern Verlaufe seines Zurückweichens selbst von seinem normalen Standpunkte gar herabsinkt, so erleidet zwar das Gemüthsleben auch einen Verlust, dessen es sich aber kaum bewußt wird, die Kunst wird beschränkt, aber jene Gemüthssehnsucht wird von diesem Verluste nur schwach ergriffen. Also nach dem allmälichen Abtreten des Wissenschafts-Elements ist das Kunststreben der Menschen nur wenig erhöhet. Wenn nun das Abtreten des Element des Gemüthlebens, wie natürlich, jede einzelne Unterabtheilung der Kunst in ihrem Walten vermindert und das Kunst-

ſtreben dieſer Zeit ſich gewiß dann am ſchwächſten ausſpricht, ſo gehet wohl aus dieſem allem klar hervor, wie das Kunſtſtreben in den Bewegungen der Weltgeſchichte ſich zu einer ſolchen Zeit am aufgeregteſten und thätigſten bewähren wird, wenn gerade das Element des Glaubens dem nun vorherrſchenden andern Lebenselement den Platz raumte. Wir dürfen nur jetzt noch hinzufügen, wie aus dem früher Geſagten auch noch zu folgern ſey, daß, wie das Verſchwinden der realen Kunſtanſchauung der Urzeit, das Kunſtſtreben nach und nach erzeugte, in der Folge, wo alle äußern Erſcheinungen ſchon jeder Kunſtanſchauung völlig Trotz boten, und alles widerſprechend von ſich ſtießen, eben dieſes Kunſtſtreben aber wieder nur durch Uebung und Ausbildung der Vorſtellungskraft zum Vermögen, ſich alle dieſe Verneinungen und grellen Entfremdungen hinweg zu denken, dem Menſchen wieder hier und da eine reale Kunſtanſchauung zu erringen vermochte, um dann auch folgendes allgemeine Geſetz über das Kunſtſtreben aller Zeiten hier aufſtellen zu können.

Die extenſive Sphäre des Kunſtſtrebens aller Zeiten ſtehet im umgekehrten Verhältniß zu aller realen Kunſtanſchauung, deren Produkt das Kunſtſtreben iſt, und nimmt in dem Maße zu und ab, als umgekehrt reale Kunſtanſchauung ab- oder zunimmt; die ideale Kunſtanſchauung hingegen, die erſt vom Kunſtſtreben wieder erzeugt wird, ſteigt und fällt mit demſelben im gleichen Verhältniß. Die intenſive Kraft dieſes Strebens aber wird jedes Mal zu ſeiner Zeit von dem Lebenselement beſtimmt, das kurz vor dieſer Zeit aus dem Zyklus der Bewegungen der Geſchichts-Elemente hinausgetreten iſt. Sie wird am ſtärkſten nach dem Verblühen einer Glaubenszeit ſich offenbaren, weniger ſtark nach dem Zurückweichen einer Wiſſenſchaftsperiode ſich zeigen, und nach einer geſchwundenen Kunſtzeit wie natürlich am ſchwächſten ſich äußern.

Es liegt uns jetzt noch ob, die dritte Unterabtheilung der Kunſtgeſammtheit, wie wir ſie unter Kunſtäußerung aufgeſtellt haben, auf eine ähnliche Weiſe ihrem Begriffe nach zu entwickeln, ihren Zuſtand in der Urzeit zu betrachten, um dann auch über ihr ſpäteres und ferneres Walten ein allgemeines Geſetz ermitteln zu können.

Schon die einfachſte Analyſe des Wortes Kunſtäußerung führt wohl darauf, wie mit dieſem Worte nur jene Thätigkeit gemeint ſeyn kann, vermöge welcher wir uns gewiſſer, zum Theil völlig außer uns ſich befindlicher Mittel, zum Theil aber ſolcher, die gewiſſer Maßen zwiſchen uns und der Außenwelt in der Mitte ſtehen, bedienen, um ideale Kunſtanſchauungen, wie wir ſie durch unſer Kunſtſtreben erlangen und feſthalten, für uns und zur Mit-

theilung für Andere, nach außen so weit als möglich wieder real zu gestalten.

Mittel, die völlig außer uns sich befinden, deren bedienen sich nur zur Erreichung des angeführten Zweckes, die Architektur, die Plastik, die Malerey und ihre Zweige, und die Tonkunst zum Theil, so weit sie nicht den Gesang einschließt. Die Darstellungen des Dichters aber in Wort und Gesang nennen wir diejenige Entäußerung des Kunststrebens im Wiedererschaffen idealer Anschauungen zu realen Formen, die nur solcher Hülfsmittel bedarf, die zwischen uns und der Außenwelt sich befinden.

Da der eigentliche Gegenstand unserer Abhandlung nur Kunstäußerungen der letzten Art zum Ziele hat, so dürfen wir bey denjenigen Dingen, die sich äußerhalb des Künstlers befinden, und von ihm zur körperlichen Verwirklichung seines Kunststrebens verwendet werden, nur kurz verweilen, um dadurch einen größern Raum für die Beachtung des Verhältnisses der Sprache zur Darstellung im Wort, in der Urzeit sowohl als in spätern Zeiten zu gewinnen.

Beym ersten Anblick der Sache dürfte es wohl scheinen, als habe für diesen Theil der Kunstgesammtheit, für Kunstäußerung das wissenschaftliche Streben der Menschen das größte Verdienst; denn nähere Kenntniß der Materialien, und genauere Bekanntschaft mit ihrem Wesen, ihrer Form und Mischung und der daher rührenden individuellen Eigenthümlichkeiten, wie sie dem Künstler für seinen Zweck zu gute kommen, dieses wird man alles dem wissenschaftlichen Fortschreiten im Gebiete der Naturkunde dankbar zuschreiben, und vielleicht von hier aus gegen unsere Ansicht einen Widerspruch entdecken, weil nämlich Trennen und Sondern im engsten Verstande hier der Kunst ersprießlich werden. Es liegt aber diesem scheinbaren Widerspruch eine besondere Täuschung zum Grunde. Das Wort Wissenschaft, wie wir es in unserer Ansicht festgesetzt haben, und wie es im Sprachgebrauch aller Nationen ist, kommt in seiner engsten Bedeutung einzig und allein nur dem Resultat des abstrakten Strebens des Geistes in endlich und unendlichen Zahlen und Größen, der Mathematik, zu. Jedes Streben aber zur Erkenntniß der Dinge und der Erscheinungen des Lebens und der Welt, wenn man bloß auf dem Wege mathematischer Abstraktion dazu gelangen wollte, und die Form der Mathematik zum Muster wählte, um alle auf diese Weise errungenen Wahrheiten und Irrthümer in einem System aufzustellen, nannte man wissenschaftliche Bearbeitung der Erkenntniß. Wie wenig aber alle uns bekannte Resultate solcher Bearbeitung den Namen Wissenschaft verdienen, davon geben gerade die Menge dieser Systeme, wo eins das andere verdrängt, den niederschla-

gendsten Beweis. Betrachtet man dergleichen Disciplinen, was diese vermeintlichen Wissenschaften eigentlich nur sind, näher, so findet es sich, wie sie nur aus einzelnen zerrissenen Kunstanschauungen bestehen, die man der Form nach mathematisch an einander gestellt hat, um sie hier und da in einer scheinbaren Kausalität zu einander erblicken zu lassen; aber nur selten spricht sich aus einzelnen Stellen in ihnen eine evidente Wahrheit aus. Mit der in Anrede gebrachten Naturkunde ist dieses wohl aber am meisten der Fall. Wer wird es läugnen, daß die sinnlichen Wahrnehmungen und Bezeichnungen der Eigenschaften der Dinge, ohne die letzten Ursachen diese Eigenschaften erklären zu wollen, mehr das Produkt einer vereinzelten Kunstanschauung ist? Also nur die Eintheilung und Anordnung der wahrgenommenen Dinge, und das Bemühen, den letzten Grund des Zusammenhanges dieser einzelnen Erscheinungen zu abstrahiren, wäre der wissenschaftliche Theil der Naturkunde zu nennen; wer es nun weiß, wie mangelhaft gerade diese wissenschaftliche Seite der Naturkunde im Allgemeinen ist, dem wird die Behauptung nicht gewagt scheinen, daß die Naturkunde mehr der Kunst als der Wissenschaft verdankt, und daß es also nur wirkliche Tauschung ist, wenn es das Ansehen haben wollte, als hätte das Fortschreiten im absoluten Wissen der Kunstäußerung durch Mittel, die außer uns sich befinden, hülfreich die Hand geboten und sie befördert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. XVI. Zur Beurtheilung Göthe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. Von Schubarth. Zwey Bände. Zweyte vermehrte Auflage. 1820. Verlag von Joseph Max in Breslau. Wien, bey Carl Gerold.

(Beschluß.)

Ueber das wissenschaftliche Verhältniß Göthe's zu verschiedenen Zweigen der Literatur.

Um der Entscheidung dieser Frage näher zu kommen, wird es zweckmäßig seyn, die wesentlichsten Berührungspunkte zwischen Kunst und Wissenschaft zuvörderst aufzusuchen, ohne dabey von besondern Vorstellungsarten auszugehen, wie sie einer bestimmten Schule oder diesem und jenem Individuum eigen sind. Je mehr sich die Betrachtung dem Allgemeinsten nähert, desto sicherer gibt sie einen Maßstab für die Beurtheilung Göthe's ab, der nach seiner ganzen Natur und dem lautesten Selbstbekenntniß überall nach einer klaren Hauptsumme im Leben, Wissen und Leisten hinstrebt.

Folgender Ausspruch seiner Farbenlehre kommt uns hier sehr bequem entgegen: »Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerke darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmahl ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.«

Das Schwankende des Vordersatzes, in so fern er sich für das Wissen auf den Mangel des Innern, und für die Reflexion auf das Abgehen des Aeußern stützt, fällt schon bey einem flüchtigen Nachdenken in die Augen. Das Wissen ist im Sinne der aufgestellten Behauptung eigenmächtig nur nach seiner realistischen Breite, dagegen die Reflexion eben so willkürlich nur im Umfange der Gemüthswelt betrachtet worden, aus welcher Einseitigkeit denn allerdings die schimmernde Antithese zwischen dem Innern und Aeußern täuschend hervorgehen mußte. Sey indessen der beygebrachte Beweisgrund noch so unzulänglich, so steht dessen ungeachtet die ausgesprochene Forderung fest. Denn sobald wir uns die Wissenschaft als eine lebendige, gleichmäßig erfüllte Ganzheit zu denken haben, und wer will das Gegentheil behaupten oder gar beweisen? so muß auch jedes Element, zu dem wir auf folgerichtigem Wege gelangen, vermöge seines Gehalts und Zusammenhanges ein Vollständiges, Durchgreifendes in sich schließen, dem es eben nur wegen der Fülle und Innigkeit seiner Beziehungen als Theil angehört.

Ließe sich der Körper der Wissenschaft mechanisch in Fragmente zerschneiden, die nach dem Maße ihrer abgerissenen Größe dennoch für sich einen bestimmten unabhängigen Werth behaupteten, ungefähr nach Art des Polypen, der auch in jedem einzelnen getrennten Theile noch fortlebt: wo bliebe unter dieser rohen, unnatürlichen Voraussetzung auch nur die leiseste Spur jenes geistigen, bindenden Princips, das schlechterdings nur als Einheit begriffen werden kann, und daher überall und zwar ganz vorhanden seyn muß, wenn dasselbe überhaupt bestehen soll? Wenn schon im Reiche der Natur diejenige Organisation für edler gilt, in der sich irgend eine Grundkonstruktion immer feiner, freyer und höher wiederholt, so muß noch ungleich mehr diese Ordnung im Gebiete der Wissenschaft herrschen, und zwar dergestalt, daß jedes Einzelne ein vollkommenes Gegenbild und Unterpfand des Ganzen ist. Freylich gibt es kein Kriterium, nach dem sich mit Gewißheit bestimmen läßt, ob das Geforderte auch wirklich ist

geleistet worden; denn setzen wir z. B. es sey dasselbe lediglich formal, so reicht es nicht hinan bis zum wesentlichen Gehalt seines Gegenstandes; wollen wir es uns aber als rein material denken, so entlehnen wir den Unterschied offenbar aus dem Gemeinschaftlichen, da der Stoff als solcher sich gleich ist; versuchen wir endlich Form und Materie zugleich in das Urtheil zu verflechten, was wohl am meisten naturgemäß seyn dürfte, so fehlt wieder das entscheidende Gesetz für die Ausgleichung auf beyden Seiten, von welcher letztern nothwendig jede Vollendung in Kunst und Wissenschaft abhangt. Ein ähnliches Verhältniß bemerken wir zwischen den einzelnen Gedanken und dem denkenden Geiste. Niemand wird behaupten, daß wir im Stande seyn, irgend einen bestimmten Gegenstand vollkommen zu denken, ohne die bestmögliche Mitwirkung aller geistigen Kräfte, und doch können wir uns eines solchen Vereins nie unmittelbar bewußt werden, wie denn selbst der Begriff desselben nur erschlossen ist. Gleichergestalt nähert sich auch die obige Forderung mehr der Kraft eines unbedingten Postulats als der Eindringlichkeit eines anschaulichen, klar aufzuweisenden Gesetzes. Mithin bleibt nichts übrig als eine Annäherung an das unerreichbare Ziel, die jedes wohlgeschaffene, mit dem jedesmaligen Werke der Kunst oder Wissenschaft natürlich verwandte Gemüth am sichersten vergleichungsweise nach der Macht der Wirkung abmißt. Nur ist dabey noch zu bemerken, daß der reinste Genuß der schärfsten Reflexion durchaus entgegensteht, weil jedes Unendliche — das hier vorschwebende Ganze verdient so zu heißen — dessen wir im Endlichen theilhaftig werden, uns entflieht, sobald wir die unbedingte Hingebung an den Gegenstand durch einschränkendes Unterhandeln stören.

Der hohen Vortrefflichkeit wegen mögen noch die nächstfolgenden, wahrhaft goldnen Worte Göthe's hier stehen. »Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte der wissenschaftlichen Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann.«

Eine andere Annäherung zwischen Kunst und Wissenschaft liegt in der Uebereinstimmung ihrer Architektonik. Die Verschiedenheit der Materialien kommt natürlich da nicht in Anschlag, wo einzig und allein die Konstruktion derselben entscheidet. Es könnte

auf den ersten Blick scheinen, als enthalte die eben besprochene Forderung schon jede Architektonik der Kunst und Wissenschaft in sich, weßhalb es ein Verstoß gegen die rechte Ordnung sey, noch einmal davon zu reden. Von einer gewissen Seite betrachtet ist jenes Gesetz, vermöge dessen das Ganze sich immer in das Einzelne hinein bilden soll, allerdings die Seele eines vollkommen gegliederten Baues, betreffe derselbe die Kunst oder die Wissenschaft. Wie Mannigfaltiges und Großes wir auch erblicken, immer ist es nur dieselbe Entwicklung des verborgenen Keims, der auch das Einfachste und Kleinste belebt. Da wir es aber hier mit einer Menge von Verhältnissen zu thun haben, die zwar auch dem Abgesonderten zukommen, aber nur durch Vergleichung hinlänglich klar werden, so dient uns in dieser Verlegenheit des Urtheils die Beachtung des Architektonischen als eine untrügliche Probe über die Erfüllung der gemachten Forderung. Denn ist ihr vollkommen genug gethan, so muß der durchgängige Zusammenhang des Hervorgebrachten unwidersprechlich dafür zeugen, in so fern das Ganze, unserm Verlangen gemäß, nur das Einzelne, wiewohl in größern Umrissen darstellt. Was uns auf dem isolirten Standpunkte wegen der embryonartigen Natur des Gegebenen und der Unzulänglichkeit unserer Auffassung in seiner eigentlichen Wesenheit nie entgegentreten kann, dessen bemächtigen wir uns auf dem Wege des Erweiterns, wie mit Hülfe eines Mikroskops, indem wir von dem erhöhten Eindrucke des mannigfaltig Verbundenen auf die Vollendung des Einfachen als einer geschlossenen Welt im Kleinen zurückschließen. Ob es in der durchgängigen Konstruktion nirgends an Gehalt, Schwung, Charakter, Maß, Ordnung und ähnlichen Vorzügen fehlt, oder ob das Gegentheil Statt findet, das ist die unabweisliche Frage; und wird sie bejaht, so haben wir damit auch stillschweigend die vollste und höchste Geltung jedes Besondern ausgesprochen. In dieser Beziehung stehen demnach Kunst und Wissenschaft unter denselben Gesetzen, weßhalb man auch sagen kann, jedes vollendete wissenschaftliche Produkt müsse zugleich ein echtes Kunstwerk seyn.

Die dritte Parallele geht aus der Vermittelung der beyden erstgenannten Berührungspunkte hervor. Es präge sich das Bild des Ganzen noch so glücklich im Einzelnen aus, so darf das letzte dem ersten darum noch keinesweges gleichgestellt werden. Ein Beyspiel diene zur Erläuterung. In jedem angenommenen Zahlensystem drückt zwar jede bestimmte Größe das Gesetz der Verknüpfung aus, allein der Inbegriff aller numerischen Werthe, ließe er sich auch angeben, überschreitet dennoch jeden einzelnen unendlich weit. So verhält es sich auch mit irgend einem besondern Elemente der Kunst oder Wissenschaft und dem dazu gehöri-

gen Ganzen. Daraus entsteht hier wie dort die Aufgabe, den Weg vom Einzelnen zum Ganzen nach jeder beliebigen Richtung zu finden. Solch ein freyes Durchdringen von irgend einem gegebenen Orte bis zu den äußersten Gränzen der Kunst und Wissenschaft verbürgt allein die wahre Gewalt über das jedesmal Dargebotene. Es wird damit nichts Ueberschwengliches, nichts Unmögliches gefordert, denn da sowohl das typische Gesetz als die architektonische Einigung des Ganzen, eine allseitige, unendlich tiefe Verbindung hervorgebracht hat, so stehen unzählige Uebergänge von einer Gegend des Wissens und Könnens zur andern offen, deren richtig erkannte Lage und Ausdehnung von selbst zu einer freyen, leichten und umfassenden Uebersicht führt. Auf dem Felde der Wissenschaft thut sich in der beschriebenen Thätigkeit hauptsächlich das Talent der Dialektik hervor, welches, wie jedes andere wohl ausgebildet, aber nicht mitgetheilt werden, kann. »Von diesen Eintheilungen und Zusammenfassungen, um doch auch reden und denken zu können, bin ich ein großer Freund, sagt Sokrates im platonischen Phädros, und wenn ich einen andern fähig halte zu sehen, wie etwas in eins gewachsen ist oder in vieles, dem folge ich wie eines Unsterblichen Fußtritt. Ob ich nun diejenigen, welche dieses im Stande sind zu thun, recht oder unrecht benamse, mag Gott wissen, ich nenne sie aber bis jetzt Dialektiker.« Es offenbart sich in der Gabe derselben augenscheinlich eine Art von Kunsttrieb, das Wort in der höheren Bedeutung genommen. Sie fassen die feinsten Beziehungen ohne Anstrengung, machen sie neben und durch einander geltend, ordnen sie bald in diesem, bald in jenem Sinne, wie es die Absicht erfodert, doch immer im Geiste und zum Behufe des Ganzen, und geben dadurch nicht selten sogar der Strenge des Systematischen den Schein der Willkür. Ist aber der wissenschaftliche Takt, welcher gleichsam mit geistigen Fühlfaden auf der Stelle das Rechte, Verwandte, Nothwendige ergreift, nicht der künstlerischen Aneignung zu vergleichen, deren Organe von einer unbekannten Nothwendigkeit gedrängt auch nur das Lebendigste, Schönste, Bedeutendste verarbeiten? Wenn ferner eine erhöhte Besonnenheit sich als das schöne und nothwendige Eigenthum jedes wahren Künstlers erweist, so begleitet sie gleichfalls den wissenschaftlichen Dialektiker, indem derselbe jedes Glied der Kette im Voraus zählen und wägen muß, durch welche er irgend eine Verknüpfung zu Stande bringen will. An diesen flüchtigen Nachweisungen mag es hier genug seyn.

Bey dieser Gelegenheit scheint es schicklich, an Plato zu erinnern, in dem bekanntlich die Wissenschaft der Philosophie die Gestalt der Kunst am vollkommensten angenommen hat.

Die angeführten drey Berührungspunkte finden sich nirgends schöner bezeichnet als bey ihm; ein Vorzug, dem er wohl großentheils den ehrenden Beynamen des Göttlichen verdanken mag.

Jenes Gesetz, dem zufolge das Ganze sich in jedem Elemente aussprechen muß, worin wir mit Göthe die erste Uebereinstimmung zwischen Kunst und Wissenschaft gefunden haben, durchdringt die platonische Philosophie als die offenbarste und gewaltigste Lebenskraft, woran nach den scharf- und tiefsinnigen Aufklärungen Schleiermachers kein Zweifel mehr Statt finden kann. Die Verschiedenheit der Geister wird es freylich in dieser Sache nicht zu einer durchgängigen Einstimmigkeit kommen lassen, dessen ungeachtet steht der Grundsatz unerschütterlich fest, den der philosophische Wiederhersteller Platons unter den Deutschen an die Spitze seines Unternehmens gestellt hat, und welcher auf nichts Geringeres ausgeht, als auf die Nachweisung eines lebendigen, überall gegenwärtigen Organismus in den verschiedenen Werken. Die Anordnung und Erklärung derselben dreht sich unausgesetzt um jene höchste Formel, die wir schon so oft für Kunst und Wissenschaft als gleichgeltende Forderung ausgesprochen haben.

Auch das Architektonische, als der zweyte Vergleichungsgrund, breitet sich in den platonischen Schriften mit der fruchtbarsten Klarheit aus. Sie beweisen durch die unläugbare Thatsache ihres Inhalts in den mannigfaltigsten Abstufungen und Richtungen die Einheit einer geistigen Konstruktion, nach und zu der Jegliches geordnet ist. Diese allwaltende Norm ist eben der Leitfaden, an dem das Schwankende durch das Ausgemachte sich befestigt, der Widerstreit durch Zurückführung auf das Höhere sich löst, das Getrennte durch aufgefundene Mittelglieder sich verbindet, das scheinbar Zufällige durch nachgewiesene Absichtlichkeit dem Planmäßigen die Stelle einräumt. Hier haben wir demnach den genugthuendsten Beleg zu jener Probe, welche in der Ausführung des Architektonischen die Reproduktion des Ganzen im Einzelnen unumstößlich beweist.

Nicht minder ist Plato ein großes unübertroffenes Muster in der Geschicklichkeit, von einem Punkt zum andern, sey der letztere auch entfernt und sogar entgegengesetzt, mit der größten Leichtigkeit überzugehen, und dabey doch immer zu dem Geiste seiner Lehre zurückzukehren, welches Talent vorhin als das Wesen der Dialektik angesprochen wurde. Vielleicht erschwert nichts das Verständniß seiner Schriften so sehr, als diese Freyheit der künstlerischen Behandlung. Bald dient etwas nur als Vorbereitung, bald soll es nur den Gegner reizen, bald bleibt es auch wohl unausgeführt, ein Beyspiel der Methodik im Vorbeygehen,

bald ist es nur um die Aufhellung eines einzelnen Begriffes zu thun. Das Gesagte wird hinreichen, um der Vergleichung zwischen Kunst und Wissenschaft nach den obigen Andeutungen durch das würdigste Beyspiel einigen Nachdruck zu geben.

Wie verhält sich nun Göthe, der dichtende Künstler, in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit? Die Frage ist wichtig für das Verständniß seiner Natur, auch hat er häufig und lebhaft genug die bestimmtesten Ansprüche von dieser Seite erhoben.

Betrachten wir ihn zuvörderst in Beziehung auf Philosophie, die als Werkzeug und Norm jeder Wissenschaft billig den Anfang macht. Hier leuchtet nun sogleich ein, daß er seiner eigenen oben erwähnten Forderung nicht nachkommt. Von einem Ganzen ist bey ihm so wenig eine Spur, daß selbst das Beste nur den Wurf des Zufalls verräth; wie könnte also das Einzelne jenen höhern Charakter an sich tragen, der auch die Philosophie als Wissenschaft der Kunst verähnlicht. Dieser Zug der Verwandschaft kann überhaupt nur in dem Uebergewicht der Spekulation hervortreten, der sich Göthe eigentlich nie, vielleicht zu seinem und zu unserm Glücke, mit einer besondern Ausdauer ergeben hat, wie seine Werke, die Selbstbekenntnisse nicht ausgeschlossen, sattsam darthun. Zwar redet er einmal mit großem Behagen von seinem eifrigen Studium des Spinosa; was er aber davon als Probe der erlangten Gotteserkenntniß mittheilt, nähert sich mehr dem praktischen als theoretischen Interesse, und läßt zweifeln an dem tiefern Eindringen.

Erst seit der Bekanntschaft mit Schiller entwickelten sich nach und nach die philosophischen Anlagen unsers Dichters; so erzählt er selbst in dem Beytrage zur Naturwissenschaft, besonders zur Morphologie. Eine gelegentliche Zusammenkunft, bey welcher Göthe dem verewigten Schiller die Metamorphose der Pflanzen aus einander zu setzen versucht hatte, war die nächste Veranlassung ihrer freundschaftlichen Annäherung gewesen, die indessen im Beginnen nicht ohne lebhaften Widerspruch statt finden sollte. Schiller sprach als Kantianer den bekannten Satz aus: »Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren kann.« Göthe erwiederte: »Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.« Die eigenthümliche Denkart der beyden Dichter ist in diesen Erklärungen deutlicher ausgesprochen, als es das Ansehen hat. So wie auf Schillers sehnsüchtigen, strebenden Geist der Zwiespalt zwischen Idee und Erfahrung mit Macht einwirken mußte, so konnte und kann Göthe bey seiner Vorliebe für die Fülle der

aufreizenden, sinnreichen Gegenwart Idee und Erfahrung nicht wohl anders als mit demselben Auge festhalten. Er ahnet das Vermittelnde zwischen den entgegengesetzten Meinungen, hält es aber nicht der Mühe werth, dasselbe näher aufzusuchen, woraus seine Gleichgültigkeit gegen, oder sein Unvermögen für die Spekulation deutlich hervorgeht. Und doch scheint die Beylegung des streitigen Punktes nicht so gar schwer. Jede bestimmte Organisation, also auch die Pflanze, ist in der That eben sowohl ein Träger der Idee als ein Gegenstand der Erfahrung. Der reine Charakter jedes wahrnehmbaren Individuums, das ursprüngliche Schema seiner Bildung, unterliegt keiner Anschauung, wird nur gebrochen und getrübt in derselben zurückgeworfen. In sofern nennen wir billig diesen geistigen Grundriß seiner Natur eine Idee, und von der Seite hatte Schiller Recht in seiner Behauptung. Weil aber die Idee uns zugleich in der sinnlichen Erscheinung anregt, dieselbe erfüllt, so kann ein Dichter, wie Göthe, auch wohl sagen, daß er die Idee sieht, und wir dürfen es ihm nicht einmal übel deuten, wenn er sich unterfängt, selbe mit Händen zu greifen. In Schiller herrschte die Idee besonders auf dem sittlichen Gebiete, daher rührt der schmerzlich süße, wunderbar religiöse Ton seiner Poesie in allen den Stellen, wo er uns aus der gegenwärtigen Welt in eine zweyte erhebt. Man hat diesen Idealismus des edeln Geistes zu tadeln versucht, ohne den tiefen elegischen Sinn desselben zu ahnen. Göthe hält von dieser Seite durchaus die Vergleichung nicht aus, jedes auch nur ähnliche Streben, wie z. B. in der natürlichen Tochter, mißlingt ihm entschieden. Dafür schließt er sich, ganz im Sinne seiner Aeußerung über Idee und Erfahrung, desto fester an den Kern, die Gestalt, das Wirken jedes Dinges an, und erlangt dadurch eine Macht, die unserm unsterblichen Schiller nie in dem Maße zu Gebote stand. Selbst seine Nachforschungen über die Urpflanze während der italienischen Reise führen auf die Spur eines gedankenvollen Materialismus hin, denn so darf man vielleicht seine philosophische Denkungsart umschreiben. In den Studien, die er darüber herausgegeben, offenbart sich nichts so sehr, als das Vermögen der Assimilation, worin eine frühere Bemerkung den unterscheidenden Charakter seines dichterischen Geistes gesucht hat. Ueberall ist er auch in diesen Forschungen bemüht, die wechselnden Zustände des Pflanzenlebens an einander heranzubringen, einen zum Keim, zum Vorboten des andern zu machen. Die außerordentliche Lebhaftigkeit, mit welcher er auf diesem Felde seinen Gegenstand ergreift und festhält, mag ihn allerdings manches Neue, Aufregende, Fördernde haben bemerken lassen; nur scheint es, als verbeiße er sich, so zu sagen, gleich anfänglich zu tief, woher es kommen mag, daß er eben so wenig aus der ersten

Verstellung herauskann, als ein großer, achtungswerther Theil der Mitwelt hinein zu dringen vermag. Ueber die Ausbeute dieses Studiums für die Wissenschaft steht natürlich nur den Kennern ein Urtheil zu.

Wenn jetzt Göthes Philosophie im Verfolge unsers Weges nach der Regel des Architektonischen betrachtet werden soll, so kann man zu dem Ende sowohl von dem Inhalt seiner verschiedenen Werke als von dem Sinne einzelner Aeußerungen reden.

Daß die Schubarthsche Synthesis ohne Haltbarkeit ist, gibt gewiß jeder denkende Leser zu; mag er den früher vorgebrachten Einwürfen beypflichten, oder aus eigenem Reichthume bessere Gegengründe aufstellen, mithin fällt auch die hochgerühmte harmonische Wissenschaftlichkeit über den Haufen, die auf jenem luftig ersonnenen Zusammenhange ruhen soll. Göthes ganze Natur widerstreitet an und für sich jeder ähnlichen kombinatorischen Vergleichung. Muß nicht ein Dichter, dessen bedeutendere Werke insgesammt Glieder einer wissenschaftlichen Kette seyn sollen, entweder in einer selbst genugsamen, schöpferischen Abgezogenheit leben, oder mit erhöhtem und beharrlichem Sinne die Welt der Erscheinungen zu seinem Behufe gestalten? Sey es, daß auch Göthe oft und anhaltend die Kraft einer fruchtbringenden Einsamkeit an sich empfunden hat, so war sie doch gewiß noch weit entfernt von jener tiefen und stillen Rückkehr in sich selbst, unter deren begünstigender Fortdauer er allein den mannigfaltigen Geburten seines Geistes eine inhaltschwere Bezüglichkeit hätte geben können. Noch weniger dürfen wir uns ihn ruhig bildend über den Gegenständen denken, denn wie oft ihn diese mit sich fortgerissen haben, bis auf die Gefahr der Ueberwältigung, hat er beredt genug dargestellt. Sagt er doch selbst der Dichtkunst nach, daß sie das Gähren und Toben seines Innern von jeher am wirksamsten beschwichtigt habe. Ein solches Mittel hilft indessen nur, wenn der krankhafte Gemüthszustand sich mit der zurückgedrängten Poesie versetzt hat. Die Entwicklung des Götheschen Geistes legt gleichfalls sehr bestimmte Zeugnisse gegen eine durchgreifende Verzweigung seiner Werke ab. Wenn diese Statt fände, so müßte schlechterdings eine genealogische Gesetzmäßigkeit in der Folge derselben obwalten, so daß selbst die Pausen der Schöpferkraft auf eine wohlthätige Krisis hindeuteten. Von dieser Art begegnet uns nichts auf dem Wege der Vergleichung. Oder paßt Klavigo, das theatralische Glückskind eines Memoire, in die Reihe, welche Faust, Iphigenia, Tasso anführen? Merk, ein Jugendgenosse Göthes, hatte so unrecht nicht, wenn er ihn von dergleichen Arbeiten abmahnte, weil auch untergeordnete Geister ihnen gewachsen wären. Der Dichter läßt sich bey der Gelegenheit in seiner Selbstbiographie merken, daß es doch keine üble

Sache sey, so nebenhin drey oder vier Stücke mehr aufs Repertoire zu schleudern. Mit diesem naiven Selbstbekenntnisse hat er es jedem kritischen Heraldiker unmöglich gemacht, den poetischen Stammbaum seiner Werke rein und vollständig gegliedert nachzuweisen. Was sollen wir ferner sagen zu den verdeutschten Tankred und Mahomet? Wo die Zeugungskraft so regelmäßig fortschreitet, wie Schubarth haben will, da sollte sie doch nicht in Ueberarbeitungen ausarten, mit denen sich auch schon das Halbtalent erträglich abfindet. Wer wagt es endlich, Eugenien, die natürliche Tochter, in einer echt poetischen Verwandtschaft unterzubringen. Sie ist und bleibt ein adoptirtes Kind, ein geistiger Emigrant, dem man den fremden Himmelsstrich deutlich ansieht. Das unterrichtete Deutschland weiß, wie Göthe von außen, man sagt durch eine interessante Dame, auf diesen Stoff getrieben wurde, und verzeiht ihm das unvollendete Unternehmen leichter als das angefangene. Wie man auch über Schiller den dramatischen Dichter, in Vergleich mit Göthe, urtheilen mag, so wird doch Niemand ihn eines ähnlichen poetischen Okkasionalismus fähig halten. Aus dem Gesagten geht hinlänglich hervor, daß Göthes Werken jene Architektonik fehlt, in welcher die Aehnlichkeit zwischen Kunst und Wissenschaft hervortritt. Sie erwecken gerade deßhalb nach einer andern Richtung wieder ein besonderes Interesse, von dem jedoch hier nicht die Rede seyn kann.

Mit seinen allgemeinen Aeußerungen, in so fern sie einen philosophischen Gehalt darlegen sollen, hat es ungefähr dieselbe Bewandtniß. Es wäre ungereimt, von solchen gelegentlichen Aussprüchen eine strenge, allseitige Bezüglichkeit zu erwarten; man ist schon zufrieden, wenn nur kein greller Widerspruch durchdringt, wenn nur ein leiser Kompler sich fühlbar macht. Eben diese zarte Wahlverwandtschaft suchen wir aber umsonst in Göthes Aphorismen; vielmehr huldigen sie oft dem Ort und der Zeit auf eine höchst ungebührliche Weise. Die Belege werden weiter unten bey einer schicklichern Gelegenheit folgen. Hier sey es genug, an den widerstreitenden Behauptungen über den Werth und das Wesen der Philosophie den Mangel aller wissenschaftlichen Haltung darzuthun. Schubarth geräth aus der alten Ekstase der Anmaßung in die neue des Entzückens, weil Göthe in den Propyläen die neuere Philosophie mit folgenden Worten als eine hypochondrische Grille bezeichnet.

»Was ist das mit der Philosophie, und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eigenen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der

die Sachen beſſer an, weil er immer in ſich gräbt und ſich untergräbt? Gewiß, dieſe Philoſophie ſcheint mir eine Art von Hypochondrie zu ſeyn, eine falſche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Doch hiervon ja nichts weiter. Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es ſoll der Philoſophie gewiß auch nicht gelingen.«

Der Dichter hat ſich in dieſen Zeilen, offenbar aus Furcht vor der Hypochondrie, die aus dem Unterleibe entſpringt, eine Gedankenverſtopfung im Haupte zugezogen. Er müßte wegen dieſer Faſeley philoſophiſch umgegoſſen werden, denn eine Widerlegung verdient ſie nicht. Uebrigens iſt ihm dieſer Dienſt unbewußt durch ſich ſelbſt wiederfahren. In der Schrift über Winkelmann und ſein Jahrhundert, heißt es: »Es ſteht, indem uns die Ereigniſſe der neuern Zeit vorſchweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unſerm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforſcher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menſchen begünſtigt zu ſeyn ſcheinen.«

Da nun auch Kant der obigen Beſchreibung zufolge ein philoſophiſcher Hypochondriſt war: wie darf denn Göthe die Revolution des Kriticismus, bloß weil es ihm gelegentlich einfällt, der geſammten gelehrten Welt mit einer einzigen Ausnahme als geiſtiges Geſundheitsmittel verordnen? Für dieſes Vergreifen in der materia medica mag er die Badekur ein für allemal in die Radikalkur verwandeln, welche den ſtrengen Namen der Konſequenz führt. An einem andern Ort, wenn das Gedächtniß nicht täuſcht, in den Heften über Kunſt und Alterthum, ſehen wir Göthe endlich ganz aufs Rechte zurückkommen, indem er ſagt, das Weſentlichſte ſey zu begreifen, was im Grunde der Sache den außerordentlichen Geiſtern von Ariſtoteles bis auf Kant ſo viel zu ſchaffen gemacht habe. Das heißt wie ein Mann ſprechen; und ſo rechnen wir denn jenen unmuthigen Ausfall gegen die Methodik der Philoſophie zu den Launen der Schwachheit, zu den geiſtigen Vapeurs, denen auch der ſtärkſte Kopf nicht immer entgeht.

Dieſe Probe der rhapſodiſtiſchen Denkweiſe könnte allein ſchon hinreichen, um allen Glauben an Göthes Talent einer philoſophiſchen Dialektik zu vernichten, in wie weit darunter die Taktik verſtanden wird, das Feld der zugehörigen Wiſſenſchaft mit der größten Freyheit und Kraft von den verſchiedenſten Seiten zu gewinnen und zu behaupten. An der Stelle dieſer beweglichen, jederzeit ſchlagfertigen Vernunftkunſt finden wir den behaglichen

eingewurzelten Hang, einen fraglichen Gegenstand wie den andern ohne alle tiefere Nachweisung von Gründen so leicht als möglich in den Gesichtskreis zu ziehen. Mit der Sophistik hat dieses Verfahren nichts gemein, für sie ist der Dichter zu redlich; desto mehr reizt es, ihm darin auf die Spur zu kommen.

Der vornehmste dieser unbewußten Kunstgriffe versteckt sich hinter die Verwechslung der Maximen mit Gesetzen. Was Göthe auf seinen Wegen als nützlich, heilsam, unentbehrlich erkannt hat, wozu ihn seine Individualität noch bis auf diesen Tag hintreibt, worin also immer nur ein Subjektives liegt, das stellt er gern hin als objektiv gültig, indem er das Bedingte mit dem Unbedingten, das Erfahrungsmäßige mit dem Nothwendigen vertauscht. Auf einem nachbarlichen Schleichwege hält er sich und Andere mit irgend einer Negation hin, wo der strengere Denker etwas Positives verlangt. Dadurch gelingt es ihm häufig, den Schein zu verbreiten, als sey er in die größtmögliche Nähe des Naturgemäßen, Wahren, Allgemeingültigen gerückt, weil geschicktes und kräftiges Verneinen bey gewöhnlichen Denkern für sichere Haltung gilt. Dabey weiß er der sogenannten Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die auch der krankste Kopf sich noch beylegt, so viel Artigkeiten sub rosa zu sagen, daß die Menge nicht müde wird, sich in ihm zu lieben und zu bewundern. Kann er aber durchaus nicht vor dem Abstrakten vorbey, so hilft er sich durch die bequeme Breite des Ausdrucks, so daß er dem Hauptworte, weil es doch immer zu einer gewissen genauen Selbstständigkeit des Gedankens zwingt, den Kopf abschlägt, und es als Eigenschaftswort mit dem unbestimmten Artikel in die unbestimmte Lesewelt einführt. Ein Wahres, ein Wirksames, ein Gemäßes, ein Verbundenes, sind Larven, hinter denen das Verschiedenste stecken kann, und die sich deshalb nach Belieben eine Nase drehen lassen. Hierher gehört auch die Mischung des Halbwahren mit dem völlig Ungenügenden; eine Schminke, welche wir nur allzu oft im Leben und Wissen tragen und lieben. Das Feinste seiner Methode thut sich endlich in der Art und Weise hervor, die Wahrheit an dem Irrthum zu entwickeln, und indirekte dem Resultate näher zu kommen. Ein solches Verfahren ist allerdings statthaft, wenn es nicht über die Gränzen getrieben wird, und zuletzt einen festen Punkt erreicht, von welchem sich die weitere Richtung bis zum Ziele bequem und sicher übersehen läßt; ein Fall, der in den Beyspielen dieser Methode nicht immer eintritt.

Wenn die bisherige, nach einem dreyfachen Gesichtspunkte geführte, Untersuchung in Absicht auf die Parallele zwischen Kunst und Wissenschaft überall mit einer bestimmten Verneinung endete,

so darf das nicht befremden, am wenigsten nach dem Schubarthschen Grundsatze, dem zu Folge es ein für allemal ein unüberlegtes Wagestück bleibt, aus einem Gebiet, in dem man sich mit Erfolg bewegt hat, in ein anders überzugehen, das eine verschiedene Richtung erfordert. Göthe hat in diesem Sinne als Philosoph erfahren, was unserm großen und guten Lessing als Dichter begegnet seyn soll.

Es würde ein Geschäft ganz eigner und zwar sehr anziehender Art seyn, wollte Jemand ausführlich nachweisen, wie in allen den Mittheilungen, welche bey Göthe einen philosophischen Anstrich haben, die Poesie jederzeit als Hauptmacht frey und lebendig im Hintergrunde steht. Hier müssen schon einzelne Belege genügen.

Der dichterische Bildungstrieb verräth seine Kraft unter der Hülle eines Philosophen kaum irgend wo merkwürdiger, als in der Stelle der Selbstbekenntnisse, die also anfängt: »Ich möchte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst producirt; da sich aber Produktion nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein Zweytes erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohnes anerkennen; diese beyden mußten nun den Akt des Hervorbringens fortsetzen, und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun eben so bestehend lebendig und ewig als das Ganze war.« Diese Vorstellungsweise erinnert von fern an Lessings Gedanken über die Dreyeinigkeit, denen Schelling im Vergleich mit dessen übrigen Versuchen den Preis des Tiefsinns zuerkennt. Von einem weit gediegenern Gehalt, weil sie nicht in Willkür ausschweifen, sind in einem der Hefte über Kunst und Alterthum die Erklärungen der Ueberschrift: »Urworte Orphisch.« Läßt sich z. B. der Satz: daß die angeborene Kraft und Eigenheit unserer Natur, oder der Dämon, vor allen äußern Einwirkungen unser Schicksal bestimmen, schöner ausdrücken, als in den Worten?

»Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand, zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz wonach du angetreten,
So mußt du seyn, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.«

Es ist, als ob der tiefere poetische Geist dieser und der folgenden Zeilen sich scherzend in die Prosa der nebenstehenden Auslegung umgekleidet habe, so gar auffallend weicht sie von einem gewöhnlichen Kommentar ab. Etwas Verwandtes begegnet uns

auch in dem Versuche über die Geistesepochen nach Hermanns neuesten Mittheilungen. Der Athem der zusammenfassenden Phantasie weht belebend durch das Ganze, wie ein Wind, der durch frische Blätter rauscht. Daß die aufgestellte Ansicht mehr poetisch natürlich, als philosophisch tüchtig ist, zeigt unter andern der Fortgang, welcher sich in der Stufenfolge der verschiedenen Weltzustande als Poesie, Theologie, Philosophie, Prosa mit seinen anhangenden Attributen hinzieht. Denn da uns die vorgehaltene Zeittafel offenbar in das Zeitalter der Prosa versetzt, so sieht es ganz so aus, als sey die Welt für die Zukunft mit Bretern vernagelt. Wenn aber ein solcher Abriß nicht über die Gegenwart hinausgeht, wenn er die Metamorphose der Zeiten nicht gesetzlich bestimmt, und also wenigstens das Nächste ahnen läßt, dann ist das Zeugniß der Geschichte nur übersetzt in eine fremd klingende Sprache, die mit poetischen Zuthaten das Entlehnte als Eigenes ausbreitet. Das letzte Beyspiel einer poetischen Inoculation unter wissenschaftlicher Gebärde sey die Vergleichung, welche der dichtende Forscher in der Farbenlehre zwischen Platon und Aristoteles anstellt.

»Plato verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt, und was ihr so noththut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrage.«

»Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier, und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkte der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzigen Flamme gleich, den Himmel sucht.«

Wer erkennt nicht in diesen Schilderungen die Hand des Dichters, der uns das Bild des Ariost in seinem Tasso so hinreißend entworfen hat? Platons Natur eignet sich aufs

Bequemste zu einer künstlerischen Auffassung, der Geist seines Systems ist der Rationalismus einer sittlich aufgeregten Phantasie, wenn der gewagte Ausdruck nicht falsch verstanden wird; deshalb hat denn auch Göthe in der ersten Charakteristik die Wahrheit viel besser getroffen als in der zweyten. Denn Aristoteles kann ungeachtet seiner außerordentlichen Verdienste nicht recht für einen Baumeister gelten, er ist mehr ein kritischer Redakteur der vorgefundenen wissenschaftlichen Kenntnisse, freylich in einem Sinne und Umfange, die ihn beyde als den scharfsinnigsten Encyklopädisten hoch über jede schaffende Mittelmäßigkeit stellen.

So viel von dem Verhältnisse Göthes zur Philosophie, als der Seele jeder strengern, zusammenhangenden Erkenntniß.

Jetzt erhebt sich die Frage, was er wohl würde auf dem Gebiete der Geschichte geleistet haben, wenn er sich darauf versucht hätte; und was von den zerstreuten Gedanken zu halten ist, die er an mehreren Orten, besonders in der Farbenlehre über die allgemeinen Zustände unsers Geschlechts ausgesprochen hat.

Die erste Untersuchung, ihrer Natur nach problematisch, kann auch nur ein problematisches Resultat geben. Es ist hier nicht der Ort, Poesie und Geschichte in ihrer gemeinschaftlichen Wurzel, fortlaufenden Wechselwirkung, und einstimmigen Tendenz zu würdigen. Die vortrefflichsten Geister unsers Volkes haben sich auch bereits so tristig darüber erklart, daß Niemand außerhalb ihres Chors hoffen darf, sie zu übertreffen. Sonach sind die einfachsten, allgemein anwendbaren Bemerkungen noch am ersten an ihrer Stelle.

Im höchsten Sinne ist die Geschichte jederzeit heilig, ein Ausleger der Theokratie, eine Dienerinn der Offenbarung. So erkennen wir sie in den Erzählungen, Chroniken, biographischen Zügen des alten Bundes; dahin muß sie auch wieder zurückkehren, wenn je die Zeit kommen soll, die wir uns im schönsten Traumrausch als ein fortgesetztes Gespräch zwischen Erde und Himmel vorstellen. An diese religiöse Weltlage gränzt der Glaube, welcher ein verhülltes Schicksal als Nemesis über dem Menschengeschlechte thronen und blitzen sieht. Die Persönlichkeit des Reingöttlichen ist in diesem herrschenden Zustande verdunkelt durch die Macht unbegreiflicher und unermeßlicher Wirkungen. Unter den Historikern bezeichnet Herodot diese Epoche am besten durch seine Scheu vor dem neidischen Wesen über uns, durch seine Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Orakelsprüche, ja selbst durch die epische Form seines Werks. Aus einer solchen Denk- und Empfindungsweise muß sich bey dem Fortgange der Bildung nothwendig in den bessern Geistern die Anerkennung einer reinsittlichen Weltordnung entwickeln, unter deren Herrschaft die höchsten Namen,

wenn sie auch von Zeit zu Zeit vorkommen, dennoch durch ein geheimes Einverständniß nicht viel mehr als den Werth rhetorischer oder poetischer Figuren haben. Die tiefe praktische Weisheit des Thucydides, und die durchdringende, fast tragische Skepsis des Tacitus vergegenwärtigen uns das Gesagte hinlänglich. Nur noch ein Schritt darf geschehen, so lebt in der Geschichte eine Art von Naturdienst auf, die Unterwerfung unter den mechanischen Zusammenhang der Dinge, welche zuletzt auch das Schönste und Würdigste in Rauch aufgehen läßt, als ob das Universum eine ungeheure Dampfmaschine wäre. Der Fürst des Machiavell, zum Princip der Geschichte erhoben, ist vielleicht die sprechendste Trophee über den Trümmern einer solchen verderblichen Zeit. Wenn endlich der Verstand aus Widerwillen vor jedem Systematischen, auch diese allgemeine und schlechteste Kausalität nicht mehr erträgt, so muß das Chaos phantasiren lernen, und selbst der Zufall witzig werden. Ein klassisches Vorbild dieser Weltauflösung hat uns Voltaire in seinen sogenannten Geschichtswerken hinterlassen.

Je nachdem der eine oder der andere von den beschriebenen Wegen eingeschlagen wird, muß auch die Geschichtschreibung als Kunst eine verschiedene Gestalt annehmen. Von welcher Seite dabey die Poesie am besten herantreten kann, liegt am Tage.

Es läßt sich aber auch ohne Rücksicht auf die angegebene Stufenfolge ungefähr der Vortheil bestimmen, welchen die Geschichtschreibung, im Falle der Ausübung, von Göthe, dem Dichter würde gezogen haben.

Eins hat die Poesie mit der Geschichtschreibung gemein, die treue, lebendige, ausreichende Darstellung jedes Gegenstandes. Es gibt eine Ausdrucksweise, die wie Prosa aussieht, und doch Poesie ist, weil die Wirklichkeit sich vollkommen darin abspiegelt. Denn erweist sich die Welt überhaupt nach ihren Gründen, Kräften und Gesetzen als ein Gedicht der schaffenden Gottheit, so dürfen wir nur ruhig und frey, ohne künstliche Sublimation, das Wesen jedes Dinges anschauen, um die Poesie leibhaftig in uns aufzunehmen und auszuströmen. Die Wunder, welche schon fertig vor uns liegen, sind und bleiben größer, als alle diejenigen, die wir glauben erfunden zu haben, und noch erfinden zu können. Die Dichtung erreicht folglich den Gipfel der Vollendung, wenn sie die reinste, schärfeste, gediegenste Wahrheit darstellt. Natürlich kann und muß die Form dieser Wahrheit so unendlich verschieden seyn als ihr Stoff. Von dieser Seite ist nun Göthe unter den Deutschen ein Dichter im höchsten Sinne des Worts. Nicht als ob er im Theoretischen und Praktischen jedesmal das Wahre bezielte und träfe, sondern von der Darstellung

des obschwebenden Gegenstandes ist die Rede. Seine Worte sind goldene Eimer, die uns aus einem sonnenklaren Brunnen den Nektar des mannigfaltigsten Lebens darbringen. Er kann kaum anders reden in dieser tief bezeichnenden, erschöpfenden Art; er ist in diesem Sinne Dichter ohne sein Wissen und Wollen, und zwar ohne Unterschied des Gegenstandes. Dieses gewaltige Talent, angewendet auf die Geschichtschreibung, hätte ihn unstreitig unter den Deutschen, ja unter den neuern Völkern überhaupt; zum ersten Muster der Darstellung erhoben. Das Gesagte enthält eine Bestätigung durch Thucydides. Dieser größte aller Geschichtschreiber ergreift uns hauptsächlich mit der Kraft eines Dichters, weil er sich überall so nahe als möglich an die Wirklichkeit hält. Unserm Gefühl scheint er zu idealisiren, während unser Verstand die Gediegenheit seines Empirismus bewundert. Nicht bloß in der Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und Handlungen wirkt er auf diese Weise, wie wenn er z.B. die erste Abfahrt der Athener nach Sicilien, und später ihren endlichen Untergang daselbst schildert; auch über einen widerstrebenden Stoff erhebt er sich und uns mit ähnlichem Reiz und Schwung, wie die Einleitung zu seinem ewigen Werke meisterhaft darthut.

Außer der reinen Objektivität der Darstellung gibt ferner die Allgemeinheit des Tons einen Berührungspunkt zwischen Poesie und Geschichte, zum Vortheile Göthe's ab. Thucydides diene abermals zur Erläuterung. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er die Beschreibung des Kampfes zwischen Athen und Sparta als einen Spiegel für alle Zeiten hinstellen wollen, gleichsam als einen Krieg der Kriege. Die Ausführung entspricht diesem Streben im Ganzen und Einzelnen. Ueberall werden wir auf das Immergültige hingewiesen, überall finden wir ein Kubikmaß für den Inbegriff des Seyns und Handelns; daher wirkt das Einzelne auf uns mit der Macht des Ganzen, deshalb leihen wir sogar dem bloß Wirklichen den Sinn des Nothwendigen. Dieß soll hier unter der Allgemeinheit des Tons verstanden werden, der sich allerdings von der historischen Darstellung und dem eigentlichen Gehalt unterscheiden läßt. Eine solche Allgemeinheit kann sich aber nicht wirksam zeigen, ohne zugleich einen poetischen Anhauch zu verbreiten. In so fern sie nämlich den gründlichsten Auszug des Besondern gibt, schwebt sie uns als etwas Ideelles vor; in so fern sie die fruchtbarste Fülle aus der Mitte der Erscheinungen darstellt, überschüttet sie uns mit dem vollen Reichthum der Welt; in so fern sie das Lose, Spielende, Willkürliche ausschließt, berührt sie uns sanft mit dem Ringe der Ewigkeit, woraus Lagen und Stimmungen hervorgehen, die uns unwiderstehlich in den Takt der Poesie versetzen, und denselben

nach dem Einklange unsers Innern wechselnd bestimmen. Nur ein einziges Beyspiel sey hier erwähnt, die berühmte Beschreibung der Pest bey Thucydides kurz nach dem Anfange des Krieges, besonders in ihren nächsten sittlichen Folgen, deren geschichtlich aufgestellte Massen nothwendig in jedem empfänglichen Gemüth eine tragische Erschütterung hervorbringen.

Die Anwendung auf Göthe, gefällt es uns einmal ihn als Geschichtschreiber zu denken, ergibt sich von selbst. Wie seine Poesie immer im Großen und Ganzen auf Universalität hinweist, so prägt sich die letztere bey jeder Gelegenheit auch im Einzelnen und Kleinen aus. Mit einem kräftigen Schlage den stärksten Baum zu fällen, mit einem leichten Schnitt jeden einzelnen Zweig hinweg zu nehmen; das ist ihm ein und dasselbe. Der Ton seines Vortrages hat etwas so Durchgreifendes, Gewaltiges, daß er einer Musik gleicht, die auch im Fluge nichts berührt, ohne es zu erschöpfen. Ob der reine Satz der Wahrheit nicht zuweilen fehlt, bleibt billig hier dahin gestellt, wo bloß von der einschmeichelnden Kraft der Wirkung die Rede ist. Bey diesem außerordentlichen Talent, jeden Gegenstand ins reizendste Licht des Allgemeinen zu setzen, hätte der historische Stoff unter seinen Händen sicherlich viele von den großen Zügen angenommen, deren durchgängige Uebereinstimmung den hohen Styl bezeichnet.

Soll nun noch die historische Kunst zur Sprache kommen, besonders unter den Gesichtspunkten des Alterthums, also mit Rücksicht auf das rednerische Beywerk, die freyere Anordnung, die lebensfrische Ueberlieferung, den erhebenden Patriotismus, so möchte schwerlich irgend ein Zeitgenosse von dieser Lage der Dinge größern Vortheil ziehen als Göthe, wenn wir in ihm den Geschichtschreiber suchen.

Von mancher andern Seite dürften jedoch die Vorzüge seiner Poesie in dem angenommenen Falle auch gefahrlich werden. Von möglichen Dingen zu reden, als wären sie wirklich, scheint zwar unzulässig; da man aber das Wirkliche nur wahrhaft kennt, wenn man im Stande ist dasselbe auch nach eingebildeten Lagen zu beurtheilen, so muß eine problematische Ausführung an dieser Stelle statthaft seyn.

Nicht ohne Grund läßt sich auf dem Felde der Geschichte an Göthe's Unparteylichkeit zweifeln. Und zwar würde der Mangel dieser Tugend durch das seltene Vermögen des Geistes und die hohe Gabe der Darstellung bey ihm weit nachtheiliger wirken, als bey jedem Andern. Es gibt nämlich eine historische Parteylichkeit, der man wegen ihrer einseitigen, scharfen Richtung leicht auf die Spur kommt, die gleichsam auf verkehrtem

Wege zum Ziele führt, indem sie den Wahrheitssinn aufs lebhafteste erregt. Diese grobe Methode, durchgeführt mit dem Anstrich des Systematischen, dürfen wir bey Göthe, als muthmaßlichen Geschichtschreiber auf keinen Fall annehmen. Dagegen möchten wir wohl alle nur mögliche Wachsamkeit aufzubieten haben, um uns vor dem blendenden Naturalismus zu hüten, mit dem er so oft und so gern den festen, tiefen, allgemeinen Zusammenhang umgeht. Gewisse Stimmungen, Grundsatze, Thätigkeiten, denen die Menschheit von jeher im Großen und Ganzen gefolgt ist, und von denen sie nie lassen wird, sind zugleich seiner praktischen Natur so schnurstracks entgegengesetzt, daß sein Urtheil darüber schlechterdings ungerecht ausfallen müßte. Nehmen wir noch dazu den Eigensinn seiner Phantasie, denn eine ausschließende methodische Strenge, die Frucht des harmonischen Bildens kann niemand derselben absprechen, ihrer erstaunlichen Beweglichkeit unbeschadet, so haben wir einen neuen Grund der ausgesprochenen Besorgnisse aufgefunden. Sein Urtheil können wir uns dessen ungeachtet in allen den Fällen sehr unbefangen denken, wo es sich mehr auf einen mittleren herausgekehrten Durchschnitt, als auf eine fortlaufende Grundansicht in Masse bezieht. Die Farbenlehre ist eine reiche Fundgrube von Beweisen des Letzteren. Hier folgen einige Belege.

»Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, in wiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß.« —

»Gesetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beyde mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteyischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt, aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.«

»Eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und ist deswegen weder so scheltenswerth als er gehalten wird, noch so selten in dem sogenannten aufgeklärten Jahrhundert und bey aufgeklärten Menschen.«

»Denn wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollständige Weise befriedige; daß er sich nicht neben dem ernstesten Thun und Leisten, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurtheil hinhalte.«

»Wie viele falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene fanden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf. Die Schriften Luthers enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben als die unsers englischen Mönchs (Roger.

Bacons.) Wie bequem macht sich's nicht Luther durch seinen Teufel, den er überall bey der Hand hat, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen, und besonders der menschlichen Natur, auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu beseitigen; und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bey ihm kam es auf That an; er fühlte den Konflikt, in dem er sich befand, nur allzulästig; und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt.«

»Man hat oft gesagt, und mit Recht, der Unglaube sey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbar poetische Produkt einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste, was hervortritt, das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange, als nur möglich ist, verneint.«

»Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab, und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Natur; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist; und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen leicht dabey ein böses Princip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man Niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen seyn mag.«

Unter einem allgemeinen Gesichtspunkte ist kein historisches Werk ganz von Parteylichkeit frey. Denn die Dinge, aufgenommen in den Sinn des Verfassers, zersetzen sich in der Persönlichkeit desselben, wodurch die Reinheit des geschilderten Weltzustandes mehr oder weniger getrübt wird. Der einzelne Mensch müßte zur Menschheit werden, sollte die Darstellung bis zur möglichsten Objektivität gelangen.

In der weitern Entwicklung der Annahme kann gefragt werden, ob Göthe als Geschichtschreiber hinreichend pragmatisch seyn würde. Die Natur eines dichterischen Geistes schließt an

und für sich diesen Vorzug nicht aus, wie die Freunde der platten Wirklichkeit wähnen. Denn kann auf diesem Felde nichts Vollendetes ohne echte historische Anschauung entstehen, so ist die Einwirkung der Phantasie nothwendig gesetzt. Es ist aber etwas Anderes, so könnte die Einwendung lauten, einen freygewahlten Gegenstand beliebig ausbilden, und einen gegebenen Stoff faßlich versinnlichen. Allein die Freyheit hat auch in dem ersten Falle nichts mit der Willkür gemein, weil jedes Ding, sey es auch neu erfunden, sogleich eine feste Sphäre abschließt, innerhalb deren sich der Dichter halten muß, will er anders wahr und tief ergreifen. Der Zweifel an der pragmatischen Vollendung muß folglich anders begründet werden. Göthe hat auf verschiedene Weise neben der künstlerischen auch eine wissenschaftliche Verfahrungsart versucht, besonders an den Naturgegenständen. Laut seiner eigenen Erklärung soll man die letztern wie Kunstwerke behandeln, dagegen diesen das Leben des Naturorganismus mittheilen. Seine Praxis weist sehr bestimmt auf diese theoretische Behauptung hin. Alles, was er z. B. über die Metamorphose der Pflanze beybringt, verräth deutlich das methodische Streben, die auf einander folgenden Zustände so viel als möglich einander zu nähern, die Succession in eine geheime, fruchtbare, treibende Koexistenz zu verwandeln. Dieser Trieb würde ihn auch in der Geschichte beseelen, deren Baustoff aber in so mannigfaltigen, verwickelten, scheinbar unterbrochenen Richtungen liegt, daß die naturgemäße Verbindung einen unermeßlichen Aufwand von Kraft erfordert. Zwar sind auch in der Geschichte Massen genug aufgehäuft, in denen die reichsten Lebenskeime das Werk einer stillen, fortgehenden, gegenseitigen Befruchtung pflegen, und dadurch hie und da besondere für sich bestehende Ganze zu bilden scheinen. Bey einer pragmatischen Behandlung sollen aber auch diese getrennten Systeme des Daseyns und Handelns in einem allumfassenden Einzigen zusammentreffen, weil auch das größte Einzelne einer hohern Gemeinschaft zustrebt; und hier ist der Scheidepunkt, wo die Aufgabe für Göthe's Eigenthümlichkeit unauflöslich werden dürfte. Es liegt am Tage, daß diese Unauflöslichkeit auch den untergeordneten Darstellungen das Gepräge des Mangelhaften aufdrücken müßte, in so fern das Weite sich jederzeit im Engen vor uns verborgen zusammen zieht.

Einen ungefähren Begriff des Angedeuteten können einige Stellen aus Göthe's Farbenlehre geben. Sie enthalten neben dem Gediegenen zugleich auch einen Fingerzeig der vermutheten Schwäche.

»In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehend, werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten,

treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Menschen und ihre Aufmerksamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausschließliche Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß man weder an das Wichtige denkt, was schon da gewesen, noch an das, was noch zu thun sey, bis denn endlich das begünstigte Partikulare genugsam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt, und nunmehr still fortwirkt, ohne ein besonderes lebhaftes Interesse weiter zu erregen.«

So vielumfassend dieser Ausspruch klingt, so ist er doch nur die glückliche Uebersetzung des Bekanntesten, ja er enthält tiefer betrachtet sogar etwas Tautologisches.

»Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.«

»Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, oder höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.«

»Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; oder es sieht aus, als wenn Jedermann und Allem Recht geschähe, und so ist Jedermann zufrieden.« Auch diese allgemeinen Behauptungen füllen mehr das Ohr als den Geist. Etwas Scharfes, Charakteristisches, Inhaltschweres dringt nirgends darin durch, das Interessanteste liegt in der Schlußbemerkung am Ende, die indessen doch auch ohne eine rechte Spitze abbricht. Solche Aussprüche erhalten nur eine historische Bedeutung, wenn zugleich in ihrem weiten Umfange ein heller Mittelpunkt sich hervorthut, in dem das Allgemeine zugleich mit mächtiger Bestimmtheit gleichsam in einer Fundamentalformel pulsirt.

Nur ganz obenhin sey noch das Maß der Ausführung berührt, das wir von Göthe als vorausgesetztem Geschichtschreiber möchten zu erwarten haben. Schwerlich würde dasselbe überall den Gegenständen gerecht seyn, vielmehr läßt sich nach der lebhaften, abschließenden Aneignungsart seines Geistes das Gegentheil mit hinreichender Gewißheit annehmen. Wahrscheinlich ist er deßhalb nirgends bestimmt als Geschichtschreiber aufgetreten, weil das Uebergewicht jenes Triebes, die eigentliche Seele seiner Dicht-

kraft, jeden anziehenden Stoff zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet, mag er dasselbe förmlich verarbeiten, oder nur still in sich gewähren lassen. Die Art und Weise, in welcher er von Zeit zu Zeit seinem eigenen Geständniß zufolge die Geschichte ergriffen hat, stimmt sehr wohl mit dieser Vermuthung zusammen. Hier stehe ein Resultat dieser Bemühungen als Beyspiel.

»Es gibt zwey Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt sich an Individuen und Völkern zeigen.«

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen unter einander frey ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nah, und man strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteysucht und Anarchie auf.«

Die zweyte Epoche ist die des Benutzens, des Krieges, des Vergehens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet, im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Gunst unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyranney aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyranney ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.«

Das Angeführte beweist deutlich den Einfluß eines dahin fahrenden, rhapsodistischen Studiums. Die Prüfung hat es übrigens hier nur mit dem ersten Punkt, dem Unterschiede der beyden geschilderten Momente zu thun; denn dieser allein, sey er richtig oder unrichtig bestimmt, wirkt auf das Maß der historischen Ausführung. Niemand ist offenbar nach der Beschreibung jener Stellung im Stande, die beyden abweichenden Momente als solche festzuhalten. Bald sollen sie sich einander folgen, ohne daß wir den Schlüssel zum Eingange, die Aufklärung über den Grund dieser Folge erhalten; bald sollen sie gleichzeitig wirken, und damit die breyartige Masse, dem herrschenden Charakter einer Epoche zum Trotz, desto schneller zusammenfließe, werden sie auf jede ersinnliche Weise gemischt, wodurch sie denn auf Befehl Alles und zugleich Nichts sind. So erweist sich die ganze einleitende Anordnung als ein bunter Titel, der nur vorangestellt wurde, um der auf andern Wegen gefundenen Bemerkung ein historisches Ansehen, eine Art von Ehrengarde zu geben. Mißgriffe der Art, hervorgehend aus dem fehlendem Gleichgewicht zwischen Geist und Stoff, führen unvermeidlich von dem richtigen Maße der Ausfüh-

rung ab. Schubarth verehrt die angezogene Stelle, wie ein andächtiger Indier seine Pagode, und er hat gar nicht übel Lust, die Menschheit statt in Leib und Seele, nach der uralten Praxis, lieber flugs in die beyden genannten Momente zu theilen.

Allenfalls könnte man hier noch Göthe's Schilderung seiner italienischen Reise als einen wilden historischen Sprößling berühren, wenn nicht eine solche Ansicht gar leicht zum Falschen verleitete. Jene Darstellung ist augenscheinlich nur ein flüchtiges, buntes, anspruchsloses Bruchstück, versetzt mit mannigfaltigen Lückenbüßern, wie es mit einem unvorbereitetem historischen Vademecum geht. Die vielen Wetterbemerkungen werden wohl auf viele Leser als Schwaden gewirkt haben, so wie auch gewiß mancher rüstige Fußgänger ärgerlich geworden seyn wird über die mineralogische Litaney, die gleich dem Liedchen Marlborough's bey jedem Tritte nachklingt. Zum Ernst ist so etwas zu wenig, und für den Scherz bey weitem zu viel. Hat Göthe nicht das Deficit seiner Reise durch diese Einschiebsel von Regen und Nebel, von Quarz und Kies theilweise decken wollen, so muß man annehmen, er gefalle sich zuweilen darin, gerade absichtlich zu thun, was man ihm am wenigsten zutraut, und am wenigsten von ihm will.

Viel höher stehen in historischer Hinsicht seine Selbstbekenntnisse, besonders da, wo er Menschen, Zeiten und Orte in Beziehung auf sich und die Literatur darstellt. Für die Geschichte der deutschen Bildung wird dieses Werk ewig eines der schönsten Denkmäler bleiben. Einfalt, Ruhe, Würde, Redlichkeit, charakterisiren es durchgängig, selbst da, wo das Selbstgefühl unverhohlen durchbricht, geschieht es mit Maß und Anstand; eine Weise, die ungleich vorzüglicher ist als die verkappte Demuth, hinter welcher der Stolz um Erhöhung bettelt, und die korybantische Selbstzerfleischung, die unter dem Lärm der Becken doch nie die empfindlichste Stelle trifft. Der kürzlich erschienene Band mit dem Motto: Auch ich in der Champagne! scheint im Einzelnen etwas über die Schnur zu hauen, und zwar nach der Seite hin, wo Gascogne liegt. Daß ein Dichter, wie Göthe, sich auf eigene Faust den Kanonenkugeln aussetzt, erregt uns keinen höhern Begriff von seinem Muth, denn an diesem hat wohl noch Niemand gezweifelt; daß er mit sichtbarem Behagen von dem Abstecher redet, mag als eine unbezwingliche Menschlichkeit gelten; daß er aber als Held zugleich den Dichter spielt, verräth Schwäche; denn es ist doch wohl nur Poesie, wenn er das Geräusch einer Kanonenkugel aus dem Brummen des Kreisels, dem Sprudeln des Wassers, und dem Pfeifen eines Vogels zusammensetzt. Völlig phantastisch klingt die Beschreibung des Kanonenfiebers. »Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich

von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, an welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Thon hätte (c'est cela!), der den Zustand, so wie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Bluts habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu seyn. Hieraus erhellt nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bangliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.« Diese pragmatische Beschreibung ist so zuverläßig, wie wenn uns Jemand versichern wollte, er habe ein Experiment mit dem Tode angestellt, lediglich in der Absicht uns zu erzählen, was denn eigentlich an dem Sterben sey. Eine ähnliche Selbstgefälligkeit kommt auch an andern Orten zum Vorschein. Dagegen ist der Dichter wieder ganz Göthe, als ihn einige Unglücksgefährten nach der Kanonade fragen, was er denn über die Lage der Dinge denke, und er ihnen antwortet: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seyd dabey gewesen.«

Es ist nicht erlaubt, noch länger von Göthe, dem Kritiker, zu schweigen. Betrachten wir ihn als solchen zuvörderst im Verhältniß zu den Werken der Poesie. Eine vollendete Meisterschaft bewährt er in diesem Kreise nur so lange, als er sein Urtheil in der Form eines Kunsterzeugnisses ausspricht, oder die Dichtkunst und ihre Erscheinungen als Dichter würdigt. Er mag im Wilhelm Meister den höchsten Lobgesang zu Ehren seiner Göttin, der Poesie, anstimmen, oder als ihr feuertrunkener Bote Shakespeare's Genius aus der Schattenwelt in einen neuen Tag zurückführen; er mag das Dunkel im Haine der schaffenden Muse mit den hellsten Sternen seines Himmels umgeben, oder von Jupiters Adler beutebeladen aus der unbegränzten Fremde unter das heimatliche Scepter zurückkehren, immer rauschen in den scharftreffenden Pfeilen Apollo's die Sprossen seines Lorbers, beflügelt mit dem Worte der Wahrheit. Selbst in der Zeichnung ruhiger Charakterbilder bricht oft in einzelnen stillen Zügen, oder in der gesammten Zusammenfassung die Poesie lebendig hindurch, wie der Saft eines frischen Baumes auch den Weg durch die Rinde findet. Die Darstellungen seiner Selbstbiographie geben die fruchtbarsten Beweise, in so fern sie fremde, poetische Persönlichkeiten in kurzen Umrissen veranschaulichen.

Anders verhält es sich mit den Urtheilen, die überwiegend oder rein zur Prosa hinneigen. In ihnen ist meistens nur eine und die andere hervorstehende Seite bequem und frey, ohne alle Erschöpfung ausgesprochen. Wie viel tiefer, umfassender dringt dagegen nicht überall Jean Paul in die verschiedensten Gegenstände der Kritik. Der Unterschied zwischen beyden Geistern ist in diesem Punkte so wesentlich, daß die allgemeine Betrachtung ihrer ursprünglichen Divergenz sich leicht und natürlich daran anknüpfen ließe. Sey es, daß auch Jean Paul nicht immer das Rechte trifft; der Ruhm einer genialen Behandlungsweise, selbst bey dem widerspenstigsten Stoffe, bleibt ihm dessen ungeachtet; eben darum ist selbst sein Irrthum lehrreicher als die Wahrheit in den meisten ästhetischen Kompendien. Es ist Pflicht, die oben berührte Schwäche der Göthe'schen Kritik aus sichern Thatsachen zu beweisen. Sein Urtheil über Jean Paul, beyläufig ausgesprochen in dem westöstlichen Divan, kommt wegen der Größe und Eigenthümlichkeit dieses geliebten Schriftstellers zuerst in Rechnung. *)

Ein gediegener Kenner des Orients, wie es daselbst heißt, will gefunden haben, daß unter allen deutschen Schriftstellern Jean Paul Richter mit dem Geiste der östlichen Poesie in der nächsten Verwandtschaft stehe, worüber sich Göthe folgender Maßen ausläßt:

»Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabey wohlwollenden frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt nach eigentlichst orientalischer Weise munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.«

Diese Erklärung siecht vom Anfang bis zu Ende an der gerügten kritischen Schwäche, indem sie zugleich den Ursprung derselben klar entblößt. Oder enthält die anfängliche Umschreibung, zusammen geklaubt aus Allgemeinheiten, wie sie ist, auch nur ein einziges Merkmal, das ausschließend Jean Paul bezeichnet, und ihn aus der breiten Mitte gleichsam auf die Zinne des unvergänglichen Tempels stellt, den er der Poesie erbaut hat? Verständig, umschauend, einsichtig, und wie das Register der einzelnen

*) Warum haben die Deutschen noch immer keine unbefangene, erschöpfende, gründliche Charakteristik dieses außerordentlichen Geistes, der an Ursprünglichkeit, wenn auch nicht an Plastik der Phantasie, nach meinem Gefühle selbst Göthe übertrifft?

Tugenden weiter lautet, können Tausende seyn, die deßhalb keinen Funken der Flamme spüren, in welcher er sich und seine Werke verklärt, ohne daß er darüber schon bey Lebzeiten nach dem Wüten mancher Afterpropheten in Asche zerfallen wäre. Warum soll vollends ein Geist, der nach der vorhergehenden Beschreibung ohne bestimmte Physiognomie umherschwebt, plötzlich den eigentlichsten Weg des Orients finden, und auf diesem das Entfernteste und Nächste sprungweise an einander knüpfen? So lange eine solche Beweglichkeit nicht auf irgend eine Art gesetzmäßig abgeleitet oder doch in festen Zügen dargestellt wird, bleibt sie ein vereinzelter Fund, ein verlornes Kind des Zufalls. Der geheime ethische Faden, der das Mannigfaltige zur Einheit bindet, hätte, so richtig er bemerkt worden, an das tiefere Menschliche herangezogen werden müssen, das eben Jean Paul zu demjenigen macht, der er ist.

Im Verfolg werden die frischen, einfachen, unmittelbaren Lebensbezüge des Morgenländers mit unserer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt zusammen gestellt, woraus sich ergibt, daß der erwähnte Dichter bey dem heutigen Zerfließen aller Dinge die fremdartigste und kühnste Vermischung wagen muß, will er der orientalischen Weise, und zugleich seiner unendlich verschränkten Lage nachkommen. Mehrere mitgetheilte Worte sollen in dieser Hinsicht das Halsbrechen und Kopfdrehen der erzwungenen Sprachbewegung darthun. Ein großes Gewicht wird hierbey auf den Unterschied zwischen Poesie und Prosa gelegt, dem zu Folge jener frey stehen kann, was diese durchaus verbietet.

»Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagestück unternimmt. Ist es ein Mann wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; Alles ist erlaubt und willkommen, u. s. w.«

So sehr das entscheidende Wort über die Sprachfreyheit der Poesie, verglichen mit der Sprachbeschränkung der Prosa, im ersten Augenblicke Beyfall gewinnt, so fehlt ihm dennoch das Wesentlichste, nämlich die befriedigende Grenzbestimmung zwischen den beyden Hauptelementen der Rede. Das Wesen der Poesie ist in der aufgestellten Ansicht lediglich an die Herkömmlichkeiten des äußern Mechanismus, z. B. an Takt, Parallelstellung, Sylbenfall und Reim geknüpft, da doch dieß alles nur den Körper, keineswegs die Seele der Darstellung ausdrückt. Umgekehrt gibt es eine Prosa, und die des Jean Paul ist eine solche, welche nach ihrem Gehalt alle Höhen der Poesie erreicht, folglich braucht

sie auch nicht in den Fesseln der gewöhnlichen Umgangssprache einher zu gehen, sondern darf als höchstes Recht fordern, was man ihr aus Gefälligkeit einräumen möchte. Wenn überhaupt jede geschiedene Gattung auch einen eigenen Styl fordert und rechtfertigt, der sich bis auf Wortstellung, Periodenbau, Rhythmus, Bezeichnungsweise verbreitet, wie viel mehr muß eine charakteristische Freyheit in einem gänzlich abgesonderten Gebiet der Darstellung gelten, das vor Jean Paul ein unentdecktes, wenigstens unbebautes Land war. Eine Anarchie des Sprachgebrauchs wird ihm damit nicht zugesagt; es ist genug, wenn die Beschränkung in einem natürlichen Verhältniß zu der Natur der einzigen, unvergleichbaren Behandlung steht. Göthe hat dafür so wenig den Maßstab gefunden, daß er nicht einmal das Bedürfniß desselben zu fühlen scheint. Wenn er endlich Jean Paul ein Talent von Werth nennt, so ist auch das eine abgegriffene Münze, deren fehlendes Gepräge das dankbare, unparteyische Vaterland freudig genugthuend mit dem Stämpel des Genies zu ersetzen hat. Denn, mag jeder über Jean Paul denken, wie er will, Genialität soll ihm niemand absprechen, in dieser überflügelt ihn selbst Göthe nicht, so lange wir darunter den Reichthum einer schöpferischen Originalität begreifen. Alles zusammen genommen: wer findet in dieser schlotternden, überspringenden Paraphrase die strenge umfassende Würdigung, welche ein so außerordentlicher Geist, wie Jean Paul, von seines Gleichen mehr als von jedem Andern fordern darf?

»Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des obern Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche.« Eine neue Probe in der Manier des Vorigen. Das Vorwaltende des obern Leitenden! Ein Superlativus des Superlativus! Eine Leiter ohne Ende! Was ist das obere Leitende? Vernunft, Gewissen, Glaube? Bestimmt die Theorie hier die Praxis, oder findet das Gegentheil Statt? Es geht diesem Obern wie so manchem andern; man hört von ihm reden, und kann ihn nicht nachweisen. Gesetzt ferner, daß alle Kräfte nur Ein Vermögen bilden, weil Nichts sich über das Andere erhebt; so fällt das Vorwaltende einer solchen harmonischen Zusammenwirkung offenbar mehr in die Mitte als in das Alter der Welt, das seiner Natur nach einem gewissen Mißverhältniß zustrebt. Göthe denkt bey der alternden Weltepoche immer insgeheim an die unsrige; was er Geist nennt, ist nur der stärkste Extrakt derselben, ein erschütterndes Pulver aus dem Lazareth der Aufklärungs-Insurrektion.

»Wollen wir den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beyde sind von einem Gott ergriffen und befeuert; der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe in Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu seyn, sich in Gesinnung und Darstellung gränzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck, solchen zu erlangen bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden, und wie eine Standarte, durch sie, und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben. Denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.«

Hier ist zuvörderst das System von Zwecken unstatthaft, das dem Dichter als solchem untergelegt wird. Wenn er darauf ausgeht, Andern durch sein Werk Genuß, sich selbst aber Ehre und ein bequemes Leben zu verschaffen, so zeigt er darin nur die Klugheit des Welt- und Lebemannes, die weit von der Beschreibung des erhöhten Seelenzustandes abliegt: »Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt; das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnt.« Die wahre Dichtkunst hat kein äußeres Ziel, sie lebt nur in sich selbst, ihr Idealismus liegt weit, weit über dem Realismus der bürgerlichen Welt hinaus. Ist der Dichter nicht minder als der Prophet von einem Gott ergriffen und befeuert, wie Göthe die hohe Nothwendigkeit nennt, der beyde dienen: wie kann denn dieser Gott mitten in seinem Himmel um die kleinen Nichtswürdigkeiten des Irdischen mäkeln? Göthe's Gott ist freylich mitunter ein wenig Hofmann, an dieser Stelle bleibt sogar nichts von ihm als die hohle Maske übrig. Die Mannigfaltigkeit des Dichters wird absichtlich nur als bunter Teppich ausgebreitet, damit der Prophet, wenn er in seiner angeblichen Eigenheit darauf tritt, desto mehr den Eindruck des Kontrastes hervorrufe. Laßt die Dinge von außen tüchtig gegen einander abstechen, so hält sie die Menge auch innerlich für verschieden; das war von jeher das Losungswort aller schwachen Erklärer. Der Prophet soll ferner nur einen einzigen bestimmten Zweck haben. Da aber jeder wahre Prophet zugleich ein wahrer Dichter seyn muß, so löst sich die Einheit des ersten unvermeidlich in die Mannigfaltigkeit des zweyten auf, und der ganze erkünstelte Gegensatz zergeht in Nichts. Eins und Vieles sind überall unzertrennlich verbunden, es gibt durchaus keine disparate Erkenntniß und Behandlung dieser Elemente. »Denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.« Welch ein seltsames Evangelium des Unglaubens! Allerdings strebt der Glaube

seiner Natur nach zur Einheit, hat er aber seinen Haltungspunkt gefunden, so knüpft er die Welt mit allen ihren Mannigfaltigkeiten daran, oder schärfer ausgedrückt, so begreift er sie darin, und leistet sich in dem Genuß dieses überschwenglichen Besitzes die sicherste Gewähr einer dauerhaften Wahrheit. Je mehr er sich der Vollkommenheit nahert, desto weniger sagt ihm Eintönigkeit zu, er findet in jedem Gegenstande den Stoff eines neuen Thema, selbst seine freyesten Phantasien weisen zurück auf den stillen, unwiderstehlichen Zug seines Gemüthes zu einem Höchsten und Letzten. Nicht diejenigen glauben im wahrhaftesten Sinne, die aus Furcht vor Fehltritten immer und überall einer traurigen, knechtischen Einförmigkeit dienen; sie sind gleichsam ein Nachlaß der Kinder Israel unter der Botmäßigkeit der Aegypter. Die Meister, die Helden, die Propheten des Glaubens erschöpfen sich ihrer Seits nie; es gehört zur Vollendung ihrer Natur, unermeßlich zu seyn in dem Einen; durch und für sie wird das System zur Kunst, die Anstrengung zum Genuß, und selbst die Nothwendigkeit zur Freyheit. Der Unterschied zwischen dem Dichter und Propheten, wie er hier hingeworfen ist, zeigt stark auf die Bequemlichkeit des Orients hin; wer verzeiht aber nicht eine solche Serailslaune dem Großherrn unserer schönen Literatur?

Zuweilen läßt sich Göthe sogar herab, längst bekannte, völlig abgemachte Dinge noch einmal durchzurühren, z. B. im Folgenden: »Es gibt nur drey echte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drey Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beysammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im ältern griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drey verbunden, und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wo der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.«

Die letzte Bemerkung ist fein und originell, alles Uebrige zählt nur als ästhetisches Gemeingut, in das sich selbst die gewöhnlichsten Kompendien bereits friedlich getheilt haben, seitdem besonders Jean Paul's Vorschule der Wegweiser zum Bes-

fern geworden ist. Doch bietet selbst dieses geniale, noch immer unübertroffene Werk in der Stellung des Epos, der Lyrik, des Drama eine bedeutende Lücke dar, die auch in Göthe's Vorstellungsweise wiederkehrt. Es war gerade an der Zeit, besonders für das theorieluſtige, überakademische Deutschland, die didaktische Poesie von dem hölzernen Throne zu verweisen, auf dessen hartem Leder sie sich viele Jahre unerträglich breit gemacht hatte. Da sie jedoch Grund und Boden nicht ganz verlassen kann, wie einzelne, vielgepflegte Zweige derselben beweisen, so wäre es jetzt ein würdiges Geschaft, ihre mannigfaltigen Formen durch Einordnen, Anschließen, Hinbeugen, Vorbilden wissenschaftlich und kunstgemäß zu bestimmen. Bey dem Versuch dieser Methode würde auch das Gemeinschaftliche zwischen dem Dichter und Propheten zur Sprache kommen, ja es dürfte der Höhepunkt des Didaktischen in dieser noch ununtersuchten Gegend zu finden seyn, deren wunderbare Schönheit uns nirgends erhebender entgegen glänzt als im Orient. Indem Göthe von den Schwierigkeiten redet, welche die große Verschiedenartigkeit der dichterischen Elemente erregt, berührt er mittelbar auch den Gegenstand der vorschwebenden Frage. Die mitgetheilte Auskunft ist merkwürdig genug: »Man wird sich einigermaßen dadurch helfen, daß man die drey Hauptelemente in einem Kreis gegen einander überstellt, und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beyspiele, die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreyen erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.« Ein treffliches Verfahren, ließe es sich so leicht ausführen als beschreiben. So aber bleibt es bey dem entscheidenden Ausspruch Jean Pauls, wie streng ihn auch die Schulweisen auf manchen Käthedern verhöhnen: die beste Aesthetik wird nur derjenige zu Stande bringen, der in gleich großem Maße Philosoph und Dichter ist. Denn kann er nicht, wie Kolumbus, wie Kepler, die Lücken in der Umfassung des Ganzen vorausahnen, vorausbestimmen, so treibt ihn jede Entdeckungsreise eines frischen Genius in die Enge und auf den Sand.

Auch die Hefte über Kunst und Alterthum liefern manchen Beytrag zu den bisher bemerkten ästhetischen Schwächen, wenn auch zuweilen etwas versteckt, wie in dem Ausspruch: »Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet; nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.«

Diese Charakteristik ist das Surrogat einer Erklärung; wo dergleichen Aphorismen überhand nehmen, gefährden sie die Aesthe-

tik, öffnen ihr das Grab, und stürzen sie zuletzt hinein. Da wir einmal im Zeitalter der Surrogate leben, so thut freylich eins mehr oder weniger nichts zur Sache. Man wende das Gesagte auf Erfindungskraft, Enthusiasmus und Darstellung an; gebe jetzt diesem, dann jenem das Uebergewicht, das Resultat wird hier wie dort auf eine mangelhafte Energie, oder auf ein Surrogat des Genies hinauslaufen. Der Humor ist nach Zeiten, Völkern, Sprachen, Individuen, Formen, Graden, Mischungen höchst verschieden; er bildet einen Bund, dessen Theilnehmer als fahrende Brüder in den abweichendsten Gestalten die Literatur durchziehen, bloß dem tiefern Blick erkennbar an jenen Zeichen, die zugleich geheim und öffentlich, frey und nothwendig sind. Nichts als eine gründlich historische Erkenntniß führt zur wahren Einsicht in das Wesen dieser Dichtungsart. Jede Bestimmung, sobald sie nur von dem nächsten Jetztherrschenden ausgeht, wohl gar ein bestimmtes Beyspiel zum Kanon des Ganzen erhebt, erweist dadurch ihre Nichtigkeit. Der Humor entwickelt sich ohne Zweifel unter gewissen Verhältnissen von selbst, er steht nach dem unwiderleglichen Zeugniß der Geschichte mit bestimmten Weltzuständen in einem natürlichen Zusammenhange, folglich muß er mehr seyn als Manier, und kann auch durch die größte Entschiedenheit nicht zur Karikatur des Genies herabsinken. Die ausgesprochene Furcht, er möchte der Kunst den Todesstoß geben, verräth eine grießgrämige Ansicht, einen übeln Humor statt des guten, sie versetzt uns in jene Zeit des Mittelalters zurück, wo die geängstigten Menschen den jüngsten Tag vor der Thür sahen.

Und was lehrt der Aufsatz über den Streit der italienischen Klassiker und Romantiker? Nichts, gar nichts von einem bestimmten Unterschiede, einer festen Eigenthümlichkeit. Der Lorber, der sonst die Stirn des Dichters so würdig schmückt, verwandelt sich hier fast in eine Schlafmütze, vor der kein Unbefangener den Hut abnimmt, weil sie ein Genie zufällig trägt. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Urtheile über den Grafen v. Carmagnola, eine Tragödie des Alexander Manzoni. Selbst der Manfred des Lord Byron wird mit Bezug auf Faust äußerst unbefriedigend behandelt.

Die nachgewiesene Schwäche ästhetischer Kritik dringt hier und da selbst in dem Baue der größern Arbeiten durch; verlieren sie auch darum nicht an eigentlichem Gehalt, so schwebt doch immer eine gewisse Unentschiedenheit über Form und Namen. Dieß gilt hauptsächlich von dem Schwanken zwischen der Tragödie und dem Schauspiele. Iphigenia führt z. B. den letztern Namen, erhebt sich aber durch die antike Behandlung bis zur Höhe der

Tragödie, sollte auch der Ausgang den Schulbegriff dieser Gattung nicht ganz rechtfertigen. Die Herrlichkeit des Eindrucks bleibt dieselbe, denke man sich unter dem Kunstwerke eine Tragödie oder ein Schauspiel. Bey dem heutigen Publikum, das durchaus im Theater sein Glück machen will, je trauriger es außerhalb desselben lebt, bringt der heitere Ausgang sicher die günstigste Wirkung hervor, denn an dem rührenden Schmerze des Thoas nehmen wohl nur wenige nähern Antheil. So befriedigt auch Tasso unter dem Namen eines Schauspiels die strengern Ansprüche an eine Tragödie. Die falsche Benennung kann den Zauber des Idealen nicht stören, welches in dem Adel der Sitten, dem Reize der Bildung, der Oeffentlichkeit des Lebens, dem Glanze des Zeitalters ausgebreitet ist. Zugleich wirkt der Ausgang um Vieles tragischer als in der Iphigenia. Anders steht es mit dem Schauspiele, Götz von Berlichingen. Die Grundidee und der Tod des Götz nähern dieses Produkt gleichfalls der Tragödie. Ob nun das lose Aneinanderfädeln, das wilde Hüpfen und Springen, kurz das Faustrecht, welches der Dichter mit dem Helden um die Wette ausübt, der ernstern Stimmung nicht schade, welche je länger je mehr um sich greift, darf allerdings gefragt werden; so viel springt in die Augen, daß die Zwittergattung des Schauspiels den aufgelösten poetischen Massen einen weit freyern Spielraum gibt als die Tragödie. Umgekehrt tritt die natürliche Tochter unter dem Namen einer Tragödie auf, und neigt sich doch offenbar gegen das Ende immer bestimmter zum Schauspiel; es müßte denn jemand eine Vermählung tragisch finden, bey welcher die Leidenschaft schweigt, und nur die Vernunft das Wort führt. Die Sache gewinnt dadurch keine andere Seite, daß diese Tragödie ihrer Anlage nach nur ein erster Theil ist, dem andere wahrscheinlich bis zum Abschluß einer Trilogie folgen sollten, die jedoch ausgeblieben sind. Denn in einer echten Kunstgliederung muß auch das einzelne Werk für sich ein Ganzes bilden, weil bloß dadurch die Absonderung sich rechtfertigen, und die höchste verknüpfende Einheit sich befestigen kann.

Möge der voranstehende Versuch die Aufmerksamkeit auf eine Seite richten, welche der größere Theil des Publikums an Göthe ohne Zweifel überschätzt, damit Splitter, wären sie auch in Gold eingefaßt, nicht mehr gelten als sie werth sind. Wahrscheinlich wird der Verfasser dieser Gegenbemerkungen die genommene Freyheit bey Vielen als ein unverantwortliches Wagestück zu büßen haben, da es gegenwärtig in dem Charakter der Deutschen liegt, wenn sie einmal im Zuge sind, der Bewunderung kein Maß zu setzen, sondern frisch und wohlgemuth über das Ziel

zu stolpern, bis sie allmälich den Irrthum einsehen, und dann eben so die Rückkehr übereilen, als früher das Vordringen.

Der eingeschlagene Weg führt von selbst zu den Grundsatzen der bildenden Kunst, denen Göthe seit vielen Jahren folgt, deren Ausbreitung er bald gelegentlich, bald planmäßig, immer aber mit entschiedener Neigung betrieben hat, weßhalb er auch auf diesem Schauplatze der Wirksamkeit recht eigentlich bey einer großen, achtungswerthen Menge die Stelle eines Sprechers vertritt und dessen Ansehen genießt. Wenn wir bedenken, von welcher Seite er zur Kunstbetrachtung gekommen, wie vielfältig er darin unterbrochen worden, wie unvorbereitet er auf dem italienischen Boden erscheint, wie ihn der poetische Schöpfungsdrang häufig gar nicht zur Ruhe kommen läßt, in welchem fortdauernden Verhältnisse er dabey zur Philosophie steht, die in Sachen der Theorie nirgends ohne empfindlichen Nachtheil ausgeschlossen wird; so ist damit im Allgemeinen der Standpunkt hinlänglich bezeichnet, auf dem wir ihn zu suchen haben. Er selbst holt in einer Einschaltung zur Farbenlehre, der sogenannten Konfession, darüber weit genug aus, und Schubarth ist so andächtig, dieses Credo nachzubeten. Hier folgt das Wesentliche als ein Beyspiel der Selbsttäuschung.

»Indem sich meine Zeitgenossen gleich bey dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen, und mir, wenn sie gleich sonst mancherley auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Gewißheit zuerkannten; so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eigenes wunderfames Verhältniß, das bloß praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinktartig, auf das Papier fixirte. Daher dann die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Produktionen sich ableiten mag.«

Bis hierher trägt alles das Gepräge der tiefsten Wahrheit; wir erkennen, lieben und verehren in jedem Worte den Dichter, der uns die Werkstätte seines Geistes so einfach und überzeugend aufschließt. Nun aber nimmt er einen andern Anlauf, er wagt einen Sprung, und wir folgen ihm.

»Da mir aber, sowohl in Absicht auf die Konception eines würdigen Gegenstandes, als auf die Komposition und Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrstühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu er-

kennen wußte, und deßhalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth; so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte. Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden als zur bildenden Kunst.«

Das heißt etwas Mögliches in eine Thatsache einkleiden und den Dichter auf Kosten des Kritikers leben lassen. Unstreitig stehen Poesie und Kunst in einer Verwandtschaft, die sich sowohl auf das Allgemeine, als auf manches Besondere erstreckt, und wodurch die eine zur Dollmetscherin der andern wird; denn die Eigenthümlichkeit des Materials begründet keinen wesentlichen Unterschied, die Schwierigkeit besteht bloß darin, die wirkenden Massen erkennend umzudeuten. Dazu gehören Organe der Wahrnehmung, die dem Anfänger schlechterdings fehlen, und selbst dem Meister nicht immer zu Gebote stehen; daher bleibt es ein fruchtloses Unternehmen, das Theoretische und Technische der Poesie in der bildenden Kunst als in einem Reflex der letztern aufzusuchen, so lange die letztere selbst noch nicht klar vor Augen steht; es kommt heraus, wie wenn jemand das Licht an der Finsterniß anzünden wollte. Das Resultat dieser angeblichen Bemühung ist in vielen wesentlichen Punkten so ausgefallen, daß die vorige Behauptung dadurch nachdrücklich bestätigt wird. Wäre nämlich Göthe auf dem beschriebenen Wege wirklich zum Ziele gekommen, so müßten auch seine Grundsätze der bildenden Kunst in gerader Richtung darauf hinweisen. Daran fehlt aber sehr viel, was jetzt zu beweisen steht.

Eine Kunstlehre gilt billig für wahr und vollendet, wenn das Einzelne sich nicht vom Ganzen absondert, wenn sie wie das Werk des Genies einer gegossenen Kugel gleicht. Sobald sie in Bruchstücken zerbröckelt, jetzt diese, dann jene Seite auf Kosten der andern für irgend einen nächsten, untergeordneten Zweck voranstellt, entsagt sie ihrem Wesen, sinkt von der Würde eines Systems zu dem Werthe einer Anekdote herab. Verschiedenes in den Aussprüchen und Grundsätzen des Dichters gränzt auffallend an ein solches Zersplittern und Umherschweifen. Es wird an einem und dem andern Beyspiele genügen, denn wenige beweisen in diesem Falle so triftig als viele. Die Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, äußert den Gedanken: »In Raphaels Werken finden sich zwar oft schöne Formen, aber die Schönheit war es nicht, was dieser Meister vorzüglich suchte; vermittelst des Bedeutenden, zart, wahrhaft Empfundenen und Dargestellten wollte er zum Verstande des Beschauers reden, zum Herzen dringen.« Zur Erläuterung diene die Parallelstelle: »Do-

minichino hatte den höchsten Zweck der Kunst vor Augen, Guido strebte dem Schönen nach, und ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, beständig edel und zierlich geblieben.«

Wie deutlich auch hier der Ausdruck für viele Leser seyn mag, so steckt doch nichts dahinter als die Methode der kritischen Plagiarier, die in der Theorie denselben Schaden stiften als die geistesverwandten Künstler in der Ausübung. Die Schönheit erscheint unter dieser Losgerissenheit als ein seelenloses Schema, höchstens äußerlich für den sinnlichen Effekt ausgeschmückt; sie schließt sich an jene traurige Atomistik an, welche erst den Verfall und später den Untergang der Kunst herbeyführt. Nur die vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Geiste und dessen Verkörperung, zwischen der Idee und ihrer Form, zwischen dem Innern und Aeußern begründet die Wahrheit, Tiefe, Vollendung, ohne welche die Schönheit bloß als Schminke besteht. Die beste Aufklärung dieses oft und lange verkannten Zusammenhanges, mit Rücksicht auf Winkelmanns Vorstellungsweise, verdanken wir Schellings umfassendem Scharfsinn, besonders seiner vortrefflichen Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur. Weil Raphael mit dem höchsten Nachdruck nach der eben berührten Zusammenwirkung aller Kunsterfordernisse strebte, konnte und durfte er die Schönheit an und für sich nicht als letztes Augenmerk verfolgen; sie vermählte sich aber gerade wegen dieser Absichtslosigkeit seinen Werken inniger und tiefer, wie die Unschuld gewonnen durch den Blick der Redlichkeit. So enthält das obige Urtheil, unter dem Scheine einer Bemängelung, das treffendste Lob Raphaels, woraus die Unstatthaftigkeit der gewählten kritischen Methode sattsam erhellt. Das Verfehlte tritt z. B. in der Meinung über Guido schon schärfer hervor. Unläugbar herrscht in mehreren Werken dieses Künstlers ein Mißklang zwischen dem körperlichen Reiz und dem psychischen Gehalt, zuweilen stört und beleidigt sogar eine falsche Anmuth, eine gefallsüchtige Zierlichkeit, eine gespreizte Sentimentalität. Die angeführte Charakteristik deutet nirgends auf ein Unvollkommenes der Art, indem sie selbst tadelnd nur das rechte Maß der Schönheit vermißt, nicht aber, wie sie sollte, die übertünchte Leere als den Sitz des Uebels aufdeckt. Bey unbedeutenden Produkten ist der kritische Separatismus unvermeidlich, wenn sie einmal besprochen werden sollen; bey Werken von entschiedenem Werthe darf man hingegen von dem Kunsturtheile dieselbe Totalität verlangen, die jene ausdrücken oder auszudrücken streben.

Ein merkwürdiger Mangel an Haltung stößt uns auf, wenn wir ein Geständniß Göthe's in seiner bereits genannten Schrift

mit den Aeußerungen vergleichen, die ein Anhänger seiner Denkungsart gegen die sogenannte neudeutsche, religios-patriotische Kunst vorgebracht hat. Dort heißt es: »Wir geben es zu, die Alten, die Griechen, haben manche Vortheile genossen, deren die Neueren sich nicht erfreuen; doch weniger der Schönheit ihrer mythologischen Dichtungen, ihren Spielen und dergleichen als dem religiösen Eifer und nebst demselben dem patriotischen oder, wenn man dieses letztere mit einem geringeren Namen belegen will, dem allgemeinen National-Ehrgefühl und der Ruhmbegier jedes einzelnen Ortes, vor dem andern Vorzüge, Merkwürdigkeiten zu besitzen, hatten sie wahrscheinlich den Flor ihrer Kunst zu danken; und auch wir, so scheint es, sind dem katholischen Religionseifer des dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts die Gründung und den Wachsthum der bildenden Künste schuldig geworden. So lange die heiligen Stiftungen aller Art ihnen ein weites Feld, würdige, und man kann hinzusetzen, zahllose Gelegenheit gaben sich zu zeigen, so lange stiegen sie rasch und freudig empor. Düstre, mönchische Ideen scheinen dem Künstler wenig hinderlich zu seyn, denn er bearbeitet, erheitert und verschönert dieselben, u. s. w.« Es ist kaum möglich, die Grundbedingungen des angegebenen Blütenalters einfacher und deutlicher auszusprechen. Ja, Religiosität, Nationalgefühl, Ehrtrieb sind und bleiben ewig die dreyseitige Basis, über welche die klargeschliffene, strahlende Pyramide der Kunst in gerader Richtung emporsteigt. Wie stimmt nun zu dieser Aeußerung das Verwerfungsurtheil über die sogenannte neudeutsche, religios-patriotische Kunst? Walten nicht in ihr dieselben Elemente vor, denen die obige Behauptung mit klaren Worten alles kräftigere Gedeihen zuschreibt? Oder soll der Unterschied etwa nur in der Zeit liegen? Dann ziemte es sich, das Bild unserer Tage, treu lebendig tief aufgegriffen, neben dem Aschenkruge der bewunderten Vergangenheit aufzustellen, damit der beschämende Kontrast unserer prunkenden Armuth gesagt hätte, was ihr fehle, und auf welchem einlenkenden Wege das Verlorne, wenn auch nicht ganz wieder zu gewinnen, doch näherungsweise zu ersetzen, oder im schlimmsten Falle würdig zu beklagen sey. Steht doch überall, wo ein Verderbniß in Masse durchdringt, keine bessere Zuflucht offen, als den Vorzug einer beglückteren Periode, wie ein rettendes Palladium ins Auge zu fassen, und unter seinem Schirme in der gränzenlosen, verwirrenden Weite die sichere Stelle zu suchen, von welcher ein gedeihliches Auferbauen der Menschheit ausgehen kann. Es ist wahr, keine Zeit kehrt bestimmt mit allen ihren Zügen zurück, jede zeigt ein anderes Gesicht, zuweilen sind selbst die Zeichen, die auf eine Wiederholung hindeuten, nur

äffische Gaukeleyen, mit denen der Lügengeist unseres Geschlechts seinen periodischen Muthwillen treibt. Nichts desto weniger hält uns jeder große abgelaufene Zeitraum den heilsamsten Spiegel der Selbstbeschauung vor, wo und wie wir immer in der Klemme sitzen, an Beschränktheit leiden, an einem Aeußersten kleben. Denn machen in einem gewissen Sinne alle Zeiten auch wieder nur Eine aus, trägt jede in einer unverkennbaren Beziehung den Charakter des Ewigen an sich, so hängt der tiefere Aufschluß über uns selbst und unsere Stellung einzig und allein von der Art und Weise ab, wie wir aus unserm gegenwärtigen Zustande heraus einen allgemeinen, fortdauernden Zusammenhang in die verschiedenen Perioden und Epochen bringen, mit andern Worten, wie wir in jedem Augenblicke, und zugleich in dem Ganzen der Weltgeschichte leben.

Eine flüchtige Anwendung auf den eigentlichen Gegenstand diene hier zur Erläuterung. Wir sind dem religiösen Glauben, Schauen, Sinnen entrückt, worin frühere Jahrhunderte zum Heile der Kunst Wurzel schlugen, den Völkern ein erhöhtes Selbstbewußtseyn mittheilten, sogar aus dem Glanze des Gemeinschaftlichen um das Haupt des Einzelnen einen Schimmer der Erhebung verbreiteten. Darüber herrscht unter den Kundigen kein Zweifel, und nur eine falsche, übel angebrachte Scham steht allenfalls an, ein solches Geständniß abzulegen. Diese Entfremdung von dem religiösen Geiste der frühern, kunstreichen Zeit haftet nicht bloß an einem einzelnen Volke oder Kultus, sie hat vielmehr nach allen Seiten mit überraschender Gleichmäßigkeit die ganze heutige Bildung durchdrungen; denn Worte sollen uns nicht täuschen, wären sie auch in Formeln und Artikeln versteinert, bloße Gebräuche hoffentlich auch nicht, so wie überhaupt alle Mumien nichts beweisen, aus denen der lebendige Geist entflohen ist. Daraus folgert Göthe in seiner bekannten Manier, zwischen dem Jetzt und Ehemals stehe eine undurchdringliche Scheidewand, weßhalb es eine verlorne, fast sinnlose Mühe sey, durch absichtlich gewählte Reizmittel die frühere herrschende Gemüthsstimmung zurück zu rufen. Ein solcher Ausspruch würde wenig befremden in dem breiten Munde der platten Menge, die sich von jeher am liebsten mit Gemeinplätzen gesättigt hat; er kommt dagegen von einem Dichter, der gerade jenes Talent in der seltensten Vollendung besitzt, dessen Analogon er den heutigen Künstlern so grundlos als entscheidend abspricht. Was ist nämlich für ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Dichter, der sich in eine fremde, gegebene Welt versetzt, und dem Künstler, der eine bereits lange und vielfach angebaute Gegend betritt, die sich nicht

einmal so fest abschließt, als irgend ein historischer Moment? Hier wie dort siegt allein die schöne Richtigkeit des vorschwebenden Urbildes, die thatkräftige Aneignung, die treue enthusiastische Liebe zum Gegenstande, die höhere Technik in der Ausführung. Ob jemand sein Inneres in beseelten Worten oder in einer geistathmenden Materie ausdrückt, führe diese Namen, welche sie wolle, das ist doch im Grunde ganz gleich. Ein Denkmal der bildenden Kunst ergreift in seiner räumlichen Gegenwart, gleichzeitig als Ganzes wirkend, obendrein noch mächtiger als selbst das vollkommenste Bild, was uns die Phantasie aus irgend einer Zeit, einem Orte, einer Lage zuführt. Es kommt daher hauptsächlich auf die ursprüngliche Erregbarkeit und Schöpferkraft an, die in der wiederholten Darstellung die Individualität des Meisters um so weniger verläugnen wird, auf je höherer Stufe derselbe steht. Was dem jetztlebenden Künstler an der Lebendigkeit des dogmatischen Glaubens fehlt, das muß er, rührt die Lücke aus der Natur seines geistigen Vermögens her, durch eine gesteigerte Bildung so viel, als möglich zu ersetzen suchen, da jedes wahrhaft Menschliche immer wieder, obschon in andern Gestalten und auf verschiedenen Wegen, zurückkehrt. Mitten durch alle Revolutionen der Denkart betreibt in kunstliebenden Gemüthern eine fortschreitende Restauration ihr stilles, wohlthätiges Werk. Die wahren Künstler sind vorzugsweise berufen, den Segen dieser allgemeinen Ausgleichung zu schmecken und darzulegen; sie erscheinen als Friedensboten, die, nicht achtend den Wechsel der Zeiten, das Unvergängliche an sich pflegen, außer sich darstellen. Niemand behauptet, Raphael sey fromm gewesen in dem strengen praktischen Sinne, der das ganze Leben einer höchsten Regel unterwirft: wer aber möchte ihm deßhalb den wahren Glauben des Genies absprechen, jene überirdische Hingebung, die nur darum Wunder hervorbringt, weil sie früher Wunder gesehen hat? Folglich ist wohl noch ein Unterschied zwischen der Rechtgläubigkeit des Frommen und des Künstlers, ohne daß damit die natürliche Wechselwirkung der beyden Regionen geläugnet werden soll. Ueber dieser Trennung und Annäherung, die freylich bey den auserlesensten Naturen als vollständige Durchdringung erscheint, ruht das Dunkel, welches Göthe, weit entfernt aufzuhellen, auch nicht mit einem einzigen Worte erwähnt. Außerdem wäre es ihm zugekommen, in so fern er einmal die Rolle eines Richters, und zwar eines verurtheilenden übernommen hatte, die gefährlichsten Ab- und Umwege bey dieser Rückkehr zum Ursprünglichen hinreichend zu bestimmen, gleichsam mit väterlicher Einsicht und Liebe eine Warnungscharte zu entwerfen. Mag

übrigens die Polemik gegen die neudeutsche, religios patriotische Kunst geschrieben haben, wer da will, so enthält sie unstreitig Göthe's Meinung, und er kann der Denkart nach als Verfasser derselben gelten. In dieser Sache geräth er noch auf eine eigene befremdende Weise in Widerspruch mit seinem Hauptgrundsatze, in dem er den Künstlern das freye Alterthum als Feld und Schule ihrer Thätigkeit anpreist. Die Schwierigkeit des vollkommenen Aneignens ist hier gewiß nicht kleiner, eher noch größer als bey den Vorbildern und Gegenständen der christlichen Kunst. Doch darüber haben die Gegner das Allgemeinste bereits zur Genüge bemerkt, wiewohl sie in ihren Einwürfen nicht viel gründlicher sind als unser Dichter in seinen Besorgnissen. Gewöhnlich erheben sie die christliche Darstellungsweise auf Kosten der antiken, anstatt jede in ihrem eigenthümlichen, richtig ausgemessenen Kreise unparteyisch gewähren zu lassen.

Ein Punkt werde hier noch zu Gunsten des neuen Strebens mit einem Wort berührt. Während mehrere talentvolle Künstler sich der christlichen Vorzeit bestmöglich wieder zugewendet haben, lebt ein sehr großer Theil des Publikums noch immer in der alten Erstarrung fort, ohne die veränderte Richtung gleichfalls aus einem veränderten Standpunkte zu betrachten, nach demjenigen nämlich, auf den die Sache selbst hinweist. Diese klassische Zunft mag wohl denken, weil unserer Erde nur Eine Sonne leuchtet, so müßten auch die Sonnenuhren in den verschiedenen Gegenden gleichzeitig auf dieselbe Stunde zeigen. Unter diesen Umständen erscheinen natürlich alle Künstler, welche die verlassenen Stätten des Heiligthums wieder aufsuchen, als irrende, wunderliche, krankhafte Gesellen, so zu sagen, als Abenteurer, die ihre Andacht in ein leeres Grab versenken, nachdem sie die bequemen Häuser der Heimat mit eigner Hand in Brand gesteckt haben. Viel glücklicher sind gegen sie gehalten die gleichgesinnten Dichter, denn man gesteht ihnen nicht nur einen halben Wahnsinn im Voraus als nothwendig zu, sondern, weil das luftige Wort an und für sich leicht verweht, so duldet der weiche herrschende Weltton dasselbe bereitwillig als eine Art von Zephyr. Wir sind unvermerkt auf ein unerschöpfliches Thema gestoßen, von dem wir schwerlich ohne einen Sprung hinwegkommen.

In den Propyläen wird unter andern auch von vortheilhaften Kunstgegenständen gesprochen, bey welcher Gelegenheit folgende Aeußerung vorkommt, in welche gleichfalls die meisten Zeitgenossen jauchzend eingestimmt haben, und worüber sie noch immer das Feldgeschrey der Bewunderung fortsetzen. »Die einfache Darstellung reinmenschlicher Handlungen scheint der Kunst und durch sie uns selbst wieder am nächsten zu liegen; es bedarf bey ihnen

keiner Erklärung, sie wirken unmittelbar.« Noch bestimmter lautet der Grundgedanke auch so: ein wahres Kunstwerk muß sich selbst aussprechen. Nehmen wir die letztere Forderung in einem allgemeinen Sinne, so fehlt ihr so ziemlich aller Gehalt. Ein Gegenstand spricht sich aus, heißt genau betrachtet nicht mehr und nicht weniger, als er ist etwas Unterscheidbares, er behauptet ein bestimmtes Daseyn, kraft dessen alle vorhandenen Merkmale zusammen den Inbegriff seines Wesens ausmachen, mögen wir sie kennen oder nicht. Wenn die letzteren erst durch unsere Wahrnehmung Objektivität erhielten, so könnte diese Objektivität auf keinen Fall zum Wesen des Gegenstandes gehören, das als unabhängig von den Affektionen unserer Individualität gedacht werden muß. Auch bey Betrachtung eines Kunstwerkes dauert dasselbe Verhältniß fort. Denn erlangte es seinen gültigen Charakter als solches durch die vollkommene Auffassung des Anschauenden, so wäre streng genommen der letztere eigentlich der Künstler, da doch die Richtigkeit des Urtheils nur die Richtigkeit des Vorgestellten zufällig bestätigt, widrigenfalls schlechte Kritiker auch das Beste eigenmächtig verderben könnten und dürften. So läuft der gerühmte Grundsatz nur auf die Popularität eines Pleonasmus hinaus. Eine Behauptung Schellings, den Göthe sonst unter die Freunde seiner Farbenlehre zählt, wird das Gesagte in ein helleres Licht setzen. »Wie nun ein Werk bildender Kunst, auch in die Tiefe des Meeres versenkt, und von keinem Auge gesehen, nicht aufhört Kunstwerk zu seyn: so allerdings auch jedes Werk philosophischer Kunst, auch unbegriffen von der Zeit.« Dieß gilt von jedem Kunstwerke, ohne Rücksicht auf eine besondere Gattung. Setzen wir einmal die griechische Sprache als völlig ausgestorben, die Iliade werde jetzt zufällig aufgefunden; ist sie deßhalb kein Kunstwerk, weil die Unwissenheit sie nicht versteht, oder behauptet sie ihre ursprüngliche Vollendung, hätte sie selbe auch nur für den Sinn des Urhebers erhalten? Wie sich diese Frage von selbst bejaht, so ist es der Fall mit jeder gleichgestellten.

Was hat es nicht überhaupt für eine seltsame Bewandtniß mit den sogenannten rein menschlichen Darstellungen, als ob die Kunst auch der Unmenschlichkeit dienen könnte, und wir gelegentlich vor dem Tättowiren gewarnt werden sollten. Das Reinmenschliche hat in dieser Verbindung manches Aehnliche mit dem Naturzustande des Rousseau, den er, obschon Dichtung, der Wahrheit unterschieben wollte. Reinmenschlich kann füglich jede angemessene Entwicklung unserer Kräfte heißen, ganz abgesehen von der größern oder geringern Faßlichkeit eines solchen Zustandes. Wer darf es willkürlich auf jene untersten Stufen beschrän-

ken, die auch dem Feuerländer zugänglich sind, nicht minder der Humanität des Affen, wenn er seine Nahrung verzehrt?

Im Fortgange der Anordnung wächst die Unbestimmtheit mit jedem Schritt. »Historische Darstellungen, wenn sie auf der Basis des Reinmenschlichen der Handlung ruhen, und sich selbst aussprechen, also die Bedingungen eines Kunstwerks als Gegenstand erfüllen, haben darum ein größeres Interesse, weil überdem, daß sie das Gemüth ansprechen, der Verstand noch einen andern Bezug an ihnen ausfindig macht. »Das Treffende, Zusammenstimmende, Vollständige dieses Bezugs kann aber ohne nähere historische Bekanntschaft nicht ausgemittelt werden, oft gehört sogar das feinste Eindringen dazu; der höhere Werth, der einem solchen Kunstwerke beygelegt wird, geht mithin schon über die früher gesteckten Gränzen der unmittelbaren Verständlichkeit hinaus, und beweist dadurch das Unzulängliche des Bestimmungsgrundes.

Das Charakterbild erhält darauf seinen Rang über den historischen Darstellungen. »Poetische Bilder im engern Sinne, welche erfundene Gegenstände darstellen, mythische und allegorische Bilder scheinen in der bildenden Kunst noch höher zu stehen, weil sie meistens aus symbolischen, bedeutenden Figuren zusammengesetzt sind.« Welch ein Fortschreiten im unbemerkten Zurückweichen! Vorhin war das Kunstwerk zu Folge wiederholten Aussagen um so vortrefflicher, je mehr es sich ohne fremde Beyhülfe erklärte, jetzt dienet die wachsende Entfernung von dieser Regel bereits als Grund der höhern Klassifikation, welchen sogar die Symbolik, sonst eine dienstbare Jungfrau, jetzt unversehens eine entscheidende Gebieterin, mitbefestigen hilft. Weiterhin ist die Allegorie nicht streng genug vom Symbolischen geschieden; ein Fehler, der auch Winkelmanns Versuch über die Allegorie drückend beherrscht. Eine genügende Erklärung des Symbolischen kommt nirgends vor, das Wort dient bloß zur gefälligen Begleitung des Sprachkoncerts.

Folgendes findet hier einen schicklichen Platz. »Setze man z. B. die Kunst habe in einem Krucifix ihr Möglichstes geliefert, so werden wir schöne Formen der Glieder, edle, ja wir wollen zugeben, göttliche Züge und übermenschlichen Charakter nebst einem leidenden, schmerzhaften Ausdruck sehen. Die Kunst kann Mitleiden erwecken, uns Theil zu nehmen nöthigen, sie kann uns überreden, daß der Edle unschuldig leidet; daß er aber freywillig zum Heile und zur Erlösung der Welt sterbe, kann sie unmöglich darstellen, der göttliche Charakter wird, oder würde vielmehr (denn die neuern Künstler haben es nie so weit gebracht) zu einer anschaulichen Ungereimtheit. Wie kann die göttliche Natur un-

terliegen, bezwungen werden, leiden? Wir fragen einen jeden, der die albanische oder justinianische Minerva, die Juno oder den Apollo gesehen, ob er sich eine von diesen Figuren durch schlechte Menschen überwunden, geschmäht, gegeißelt, ans Kreuz geheftet denken könne? Wir glauben wenigstens, daß dieses unmöglich sey, wenn man nicht geradezu abgeschmackt werden und allem Gefühl für's Schickliche rein absagen wollte.«

Eine genügende Abfertigung dieser durch einander gewirrten Meinungen kann hier nicht Statt finden; daher sey nur das Wesentlichste kurz angedeutet, worauf sich eine Vertheidigung im christlichen Sinne bauen läßt. Der Kreis der göttlichen Gestalten, den die griechische Mythologie abgeschlossen hat, läßt sich betrachten als eine Zusammenfassung von Eigenheiten, die sich sämmtlich, wenn auch dunkel, auf eine höhere allgemeine Einheit beziehen; dahin führen wenigstens neuere glückliche Ansichten, für welche außerdem die Sache selbst redet. Sind nämlich die göttlichen Wesen als versinnlichte, potenzirte, Natur und Geist vermittelnde Kräfte zu betrachten, steht die Personifikation derselben in einem genealogischen Zusammenhange, so verwandelt sich dadurch das angeschaute, empfundene Universum von selbst in ein Pantheon, dessen Gestalten sich gegenseitig erklären, heben, vervollständigen. An diese Meinung knüpft sich unmittelbar das Typische, was den hervorragenden göttlichen Figuren zu Grunde liegt, und wodurch sie fortfließend mit der Zeit immer nur einzelne Ideen in strengen, unwandelbaren Charakteren bezeichnen. Weil diese Urgedanken mehr in einer äußern als innern Haltung zusammengedrängt sind, ganz so wie es die Jugend des aufgefaßten Weltzustandes erfordert, so scheint es freylich, als falle die Darstellung mit dem Gegenstande vollkommen zusammen, indessen doch auch hier das belebende Princip des Einzelnen in seiner vollkommensten Reinheit zuletzt lediglich als fixirter Geist zu dem frey betrachtenden Geiste redet. Die Täuschung, welche uns heut zu Tage leicht glauben macht, die Wirkung habe nur in einer sinnlichen Aufregung bestanden, kommt hauptsächlich daher, daß wir die Materie viel zu ausschließend immer nur als Materie auffassen. Von hier aus ebnet sich der Uebergang zur christlichen Kunstansicht ohne Mühe. Wie der Geist des freyen Alterthums, getragen, gehoben durch die Kräfte der Natur, auf diesem Wege das Höchste, Unbedingte, immer nur wie in einem Vorhofe kostet; so breitet sich in der christlichen Kunstbeschauung alles wahre Leben ausschließend von dem Urquell des Göttlichen, Unendlichen, in den mannigfaltigsten Richtungen nach der Mitte und den verschiedenen Seiten der Welt aus. Wer

also mit christlichen Augen einen Gegenstand der christlichen Kunst auffassen will, der greift jedes Mal in die Tiefe seines eigenen Busens, um würdig zu werden des dargebotenen Genusses, so wie auch jede echte Anschauung ihn zuletzt wieder in sich zurückdrängt, auf daß er mit geistiger Bildungskraft vollende, was das irdische Werk der Kunst nur andeuten kann. Die Vollkommenheit des letztern besteht demnach vorzüglich in der Gewalt, mit welcher es uns innerlich über die Kluft setzt, die in dem irrationalen Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen sich aufthut. Das Gefaßte läßt sich in seiner Allgemeinheit füglich gegen die Göthe'sche Vorstellungsweise richten, ja die Würde des Gegenstandes verbietet sogar jeden nähern Fingerzeig.

Noch mag sich der aufmerksame Leser an dem schlagfertigen Naturalismus der nächsten Behauptungen erheitern. »Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande, über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigener Weise behandelt.« Kann man die Willkürlichkeit des Sprachgebrauchs weiter treiben? Ist das nicht die nachläßigste Auflösung aller wissenschaftlichen Methode? Es gibt in diesem Geiste der Behandlung keine Bejahung, die nicht durch den ungefähren Druck des Schreibfingers zur Verneinung würde.

»Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen.« Entweder enthalten diese Worte ein Idem per idem, oder eine Unrichtigkeit. Liebhaber können wählen. Für das erstere würde der Ausdruck gelten, wenn die Anweisung auf das Sichtbare auch nur zum Theil von fern das Mittel der Ausführung berühren sollte, da es noch Niemanden eingefallen ist, das Technische der bildenden Kunst in einer unsichtbaren Loge erlernen zu wollen. Der Sinn der Behauptung kann also nur die Wahl des Dargestellten angehen, welche sich aber auch keineswegs auf das Sichtbare ausschließend beschränkt. Gehören z. B. die Göttergestalten des Alterthums nicht der Phantasie an, sind sie etwa von selbst, wie Pilze nach einem Regen, aus dem Schooße der Natur hervor gekommen? Lassen nicht selbst einzelne abstrakte Gedanken eine künstlerische Darstellung zu, wenn die Macht des Genies sie erfaßt, wie unter andern die Gelegenheit, ein Werk von der Hand des Lysippus, auf eine ausgezeichnete Art bewiesen hat?

Von gleichem Gehalte ist das Folgende, welches der bildenden Kunst »die äußere Erscheinung des Natürlichen« zuspricht. In dieser Wendung kommt der grobe Materialismus, der vorhin

noch einiger Maßen verdeckt war, zum hellen Durchbruch. Für einen Schneider mag es allenfalls genug seyn, an der äußeren Erscheinung des Natürlichen stehen zu bleiben; ein Künstler soll dagegen so lange und so weit vordringen, bis er das innere Wesen seines Gegenstandes hinlänglich ergriffen hat. Ob das überall möglich, und was darunter zu verstehen ist? Es wird damit nichts gemeint als das Unterscheidende, Beharrliche, Ursprüngliche, Vollständige, wodurch sich jedes Ding auf eine bestimmte Stufe des Daseyns erhebt. Zwar unterliegt jeder Gegenstand der sinnlichen Anschauung einem wechselnden, abhängigen, verwickelten Bezuge nach außen; allein es gibt doch immer mitten im Flusse der Erscheinungen Hauptmerkmale, welche denselben im rechten, entscheidenden Momente fixiren. Dieses innere Wesen muß darstellbar seyn, wenn die bildende Kunst einen Kern haben soll. Indem ihre Werke auf die eben beschriebene Art sich gestalten, nehmen sie jenen mittleren Charakter an, der allein und am besten die wahre Vollkommenheit ausdrückt. Sie sind nämlich von der einen Seite natürlich, in so fern sie der Nachahmung angehören; von der andern kommt ihnen aber auch etwas Menschliches zu, in so fern sie sich durch den aufnehmenden Geist ihres Urhebers bewegt haben. Ohne daß wir es merken, verehren wir in den vollendetsten Schöpfungen nie diese allein, so sehr uns auch die außerordentliche Wahrheit derselben durchdringt, sondern es erhebt sich zugleich leise ein Erstaunen über das Walten des menschlichen Genius, worüber wir bloß deßhalb nicht im Klaren sind, weil wir es in schöner, ehrenvoller Täuschung auf die Rechnung des Idealischen setzen. Wenn die Naturtreue das Höchste wäre, so müßten uns die Köpfe von Denner entzücken, da sie doch umgekehrt bey aller Bewunderung über den verwendeten Fleiß unheimlich, fast gespenstisch auf uns wirken. Im Sinne des Bemerkten läßt sich also für jedes echte Kunstwerk eine gewisse Duplicität fordern, die mit der höchsten Einfachheit sehr wohl besteht. Denn da eine identische Wiederholung irgend eines Gegenstandes unmöglich ist, so lange wir die Worte nicht mißbrauchen, so muß er sich unter der Hand des geistreichen Künstlers immer auf eine feine zarte Weise vermenschlichen, welche vollkommen heißen darf, wenn das Angeschaute und der Anschauende in der natürlichsten Wechselwirkung lebendig Eins werden, und aus ihrer festen Verbindung ein gesundes Drittes entsteht. Sind diese Sätze richtig, so erhellt aus ihnen sattsam der Ungrund der Göthe'schen, bloß auf die äußere Erscheinung gerichteten Behauptung.

»Das rein Natürliche, in so fern es sittlich gefällig ist, nennen wir naiv.« So lauten die nächsten, für die beabsichtigte Er-

klärung offenbar zu unbestimmten Worte. Das Naive verlangt in seiner eigentlichen Bedeutung durchaus als Gegensatz den Begriff des Gebildeten, Ueberbildeten, Verbildeten. Wenn die Homerische Nausikaa den scheidenden Odysseus mit dem holden Geständniß ihrer aufkeimenden Liebe überrascht, so nennen wir das mit Recht naiv, ohne daß es uns beykommt, auch dem erfindungsreichen Laertiaden diese Meinung unterzulegen.

Wie man nun auch über diese Gegenbemerkungen denken mag, Eins steht dennoch fest, die Gewißheit, daß Göthe in seinen Kunstaussprüchen der wissenschaftlichen Strenge ermangelt, weßhalb sie freylich bey oberflächlichen Lesern desto leichtern Eingang finden.

Unter allen seinen wissenschaftlichen Bemühungen zeichnet der Dichter selbst keine mehr aus, als das versuchte Unternehmen einer Farbenlehre. Er verliert alle Mäßigung, allen Takt, wenn er auf die Meinung der Gegner kommt; er ist nicht mehr Göthe, ihm schwindelt, er taumelt, indem er Newton und sein System vom Throne stürzen möchte. Der Geschmack ist gar nicht übel, es liegt etwas Großartiges in dieser Herrscherlust. So lange es bloß dem dichterischen Ruhme galt, hielt er es nicht der Mühe werth, im wohlbegründeten Gefühle seines Verdienstes in die Schranken zu treten; er durfte mit gerechter Zuversicht über sein Zeitalter hinweg sehen, das er von dieser Seite beherrscht, wie einst Cäsar nach der kühnen Schilderung Shakespeare's die römische Welt. Nun liegt es aber in der Schwachheit der menschlichen Natur, daß sie bey den entschiedensten Vorzügen auf einem einzelnen Gebiete dieselben auch in entgegen gesetzten Richtungen behaupten will, scheinbar gleichgültig gegen das glücklich Errungene, höchst eifersüchtig wegen des neuen Angestrebten, damit der geschlossene Cyklus der Universalität wie ein Kronleuchter seine Strahlen so blendend als möglich ausgieße. Dieser uralte Wurm der ausgezeichnetsten Menschen sticht ohne Zweifel auch Göthe in dem leidenschaftlichen Sturmlaufen gegen das Newtonische System, welches er mit abgegriffenem Witze einer baufälligen Veste vergleicht, die von Zeit zu Zeit durch allerhand Ausbesserungen vor dem völligen Einsturze nothdürftig verwahrt werde.

Eine Beleuchtung der Göthe'schen Theorie gehört nicht hieher; auch würde sie bey dem Abgange der bereits bekannt gewordenen polemischen Erklärungen der Wichtigkeit des Gegenstandes auf keine Weise entsprechen. Verschiedenes, was hiesigen Ortes einzusehen vergönnt war, weist sich als unzulänglich.

Ueber das Werthvolle des Einzelnen in diesem Versuche ha-

ben sich schon mehrere geachtete Stimmen ausgesprochen. Das Beste, Probehaltige darin kommt hauptsächlich dem ausübenden Künstler zu Gute. Für die tiefere Einsicht in die Harmonie, Nachbarschaft, Natur der einzelnen Farben, hat Göthe zuerst einen wissenschaftlichen Weg gebahnt. Ganz gegen seine Weise vertieft er sich auf diesem Felde in die feinsten, geistigsten Bezüge; ja er streift mitunter, ohne dabey seine gewohnte Haltung zu verlieren, zart und reizend an die geistige Metamorphose des sinnlichen Eindruckes, worüber er sich folgender Maßen höchst beyfallswürdig vernehmen läßt.

»Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey, und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Wiederscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur herantreten, und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beyzukommen.«

»Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe; jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, worüber wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Incommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hiezu gebildeten Geistern verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinne, aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches hervor zu bringen. Corpuscular-Formeln sind ihnen mehr verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freylich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse, und verlieren sich dann auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.«

»Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtseyn bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeit frey, und faßte einen lebendigen Sinn in einem lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.«

Welch eine Weite und Tiefe des Blicks! Ginge der hohe

Wunsch Göthe's in Erfüllung, so wären wir kurz und gut zweyer großen Uebel ledig, der ausschweifenden Willkür im Sprachgebrauche, und der ängstlichen Kriecherey auf einem tausend Mal ausgefahrnen Wege.

Es kann nicht fehlen, diese Andeutungen über das wissenschaftliche Verhaltniß des großen Dichters zu verschiedenen Zweigen der Literatur mussen vielfaltig Widerspruch finden, weil eine Betrachtung Göthe's mittelbar das Bild der verschiedensten menschlichen Kräfte aufstellt, über deren Inbegriff, Zusammenhang, Austheilung, Farbe jeder nach dem besondern Maße seiner Fähigkeiten auch ein besonderes Urtheil hat. Hier kam es vor allen Dingen darauf an, zwischen einem allgemeinen lobpreisenden und einem grundlos absprechenden Tone eine anständige Mitte zu treffen, ohne darüber in einen trübseligen Ernst zu verfallen. Wie sehr auch der Schreibende die öffentliche Meinung ehrt, hat er ihr doch nirgends die eigene Ueberzeugung zum Opfer gebracht, und so können und mögen seine etwanigen Irrthümer um so eher eine gründlichere Würdigung herbeyführen.

Prüfung der Schubarth'schen Aphorismen.

Es sollen hier nur diejenigen zur Sprache kommen, die mit unserer Literatur zunächst in Beziehung stehen, und auf welche der Verfasser den meisten Werth zu legen scheint. Anfänglich mag in den Anführungen strenge Genauigkeit vorherrschen, um dem Leser ein sicheres Urtheil zu erleichtern; später soll eine freyere Mittheilung Statt finden.«

Im ersten Theil, Seite 214, heißt es unter der Ueberschrift: Hinblick auf die moderne Naturphilosophie:

»Die neuere Naturphilosophie ist aus dem nämlichen unermeßlichen Streben, und dem im Faust angedeuteten Irrthum der Menschheit von neuer Bildung, Welt, Gott, Natur und Leben über das gewöhnliche, allbekannte, längst und immer gewußte Maß zu erfassen, entsprungen. Doch sind diese neuern Naturphilosophen nur halb zur Reife gekommen, erstickte Fauste, denen die Energie und das Talent eben ausging, als es darauf ankam, am kühnsten und verwegensten zu seyn.«

So viel für jetzt von der Weisheit unsers philosophischen Don Quixotte. Da derselbe an mehreren Orten gern religiös und bibelfest thut, warum hat er denn nicht gleich seinen Faust im Bauche der Schlange aufgesucht, die durch Vorspiegelung einer bessern Erkenntniß zur ersten Sünde verführte? Wer dem radikalen Uebel des menschlichen Geistes überall so angelegentlich nachspürt, wie Schubarth, der sollte auch dem Teufel einen Be-

such abstatten, um selbes gleichsam hinter dem Giftzahn zischen zu hören. Die ganze Vorstellung bezieht sich ihrem Wesen nach auf einen erträumten Normalzustand der Menschheit, dem zu Folge ihr die Erkenntniß immer nur in demselben, vollkommen genügenden, uranfänglichen Maße zugetheilt werden soll; eine Herrschaft der Gleichheit, die in dem Abenteuerlichen ihrer Annahme selbst den Taumel der entschiedensten Revolutionsmänner weit überbietet. In diesem Eldorado kämen die Leute wie mit gewissen bestimmten Gliedern, auch zugleich mit gewissen angebornen Gedanken zur Welt, die sie gerade eben nur so mechanisch zu brauchen hätten, als Arme und Füße. Wohin eine so ungereimte Voraussetzung führt, zeigt die hohle Theologie des nivellirenden Verfassers am besten. Jenes so oft ausgesprochene Höhere, Leitende, Waltende, auf das wir unmittelbar angewiesen seyn sollen, ist es nicht seinem schwebenden Ausdrucke nach ein nebelhaftes, zerfahrenes, unpersönliches Wesen?

Ein solches Zerfließen in dumpfer Breite ist aber unzertrennlich von der Natur des geschilderten Quietismus; denn die freywillige, hochgerühmte Eintracht der Geister, die vor Alters her dem Glauben gedient haben soll, wie die kürzlich gesuchte Uebereinstimmung der Maße und Gewichte dem heutigen Verkehr, ist in Ermangelung eines positiven Gehaltes der unförmlichste Götzendienst einer faulen Vernunft; ein zerrissenes Schattenbild jener natürlichen Religion, welche vor mehreren Jahren, gleich den natürlichen Blattern, so viel Verwüstungen anrichtete, bis sie zuletzt erkannt in ihrer farblosen vertrockneten Gestalt, von gründlichen Denkern wieder in das Nichts zurück gestoßen wurde, dem sie unter dem pomphaften Scheine des Universalismus entstiegen war, so daß sie nur noch für einzelne schweifende Ideenliebhaber als Lais im Tempel der modischen Vernunft Dienste thut. Zu dieser fecken neologischen Zunft gehört Schubarth, mag er auch gaukleriſch der alten panharmonischen Weisheit eine Lobrede halten; wie könnte er sonst, überall, wo er auf den letzten Grund der Dinge eingeht, oder vielmehr nur anspielt, sich begnügen mit einer bloß moralischen Ansicht, die doch in ihrer beschriebenen instinktartigen Wirksamkeit tief unter dem Lichte des Kantischen Imperativs steht, in ihrer vereinzelten, gelegentlichen Richtung an dem männlich gedachten Weltplane Fichte's unabwendbar scheitert, in ihrer rohen materiellen Natur endlich vor dem seligen Leben im Sinne Schellings rettungslos versinkt? Indem unser Ritter den erwähnten Männern mit seinem kurzen hölzernen Schwerte den Krieg erklärt, welche obendrein unter dem Namen der Naturphilosophen ein seltsames Triumvirat bilden, lebt er

zugleich undankbar von dem Almosen der Erkenntniß, das er bey ihnen erbettelt hat. Denn selbst die freywillige Beschränkung, das entschlossene Stehenbleiben innerhalb gewisser, Ehrfurcht gebietender Gränzen, worauf der allgemein gültige, urkräftige Glaube des neuen Theophilanthropen hinausgeht, ist er dem besten Theile nach den muthigen Anstrengungen schuldig, über welche er hintennach mit dem Hochmuthe eines kleinen Emporkömmlings den Stab bricht. Nimmermehr könnte er ja in seinem engen Winkel so ruhig sitzen, und aus demselben, wie aus der Höhle des Trophonius, zweifelstillende Orakel entsenden, hätte er nicht an dem freyen Fluge jener kühnen Denker die sicherste Gewähr und Auskunft für seine Ohnmacht gefunden. Einige Seiten später ergreift ihn auch wirklich eine Ahnung dieses Verdienstes, wie er denn von Zeit zu Zeit halbhelle Augenblicke hat. Die Phrase, welche Kant, Fichte und Schelling wegen ihrer Naturphilosophie als erstickte Fauste bezeichnet, ist, um es nebenbey zu sagen, lediglich die Explosion eines zerplatzten Froschmäuslers, dessen disjecta membra wir zum Scherz mit einer Fackel aus Göthe's Heften über Alterthum und Kunst beleuchten wollen. »Hat man ja auch in Deutschland den edelsten Titel eines Naturphilosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen erniedrigt.« Das sagt der Großmeister auf dem Höhepunkt unsers Jahrhunderts, wie Schubarth ihn denkt; so schlage er denn frisch seine Stelzen an einander, um über die verfängliche Stelle mit dem Gehorsame eines Adepten wegzusetzen. Wir sind freylich nicht im Bilde geblieben, so wenig als der Gegner bey der Sache, doch ist er durch die Katachrese wieder auf die Beine gekommen, und so darf die Freyheit schon hingehen.

Von den Naturphilosophen heißt es im Verfolge: »Denn was ist es wohl, was sie uns gewähren? Ist es etwa ein Universum? oder so tüchtiges, vollendetes Menschenwesen, an dem auch kein Makel wäre? Keineswegs! Worte und Formeln übers Universum und Gedanken, und hohe Deklamationen über Menschensinn und Menschenloos, geben sie für Mensch und Universum.«

Wäre selbst das Letzte so wahr als es falsch ist, so bliebe es doch immer viel geistreicher als Worten das Wasser besehen, und Deklamationen durch Tiraden überbieten, wie das natürliche Kind der Philosophie hier leider gethan hat. Was enthält der ganze Vorwurf anders, als eine Klage darüber, daß sich das Universum nicht gleich einer Fliege fangen, und an der Nadel für feinbeobachtende Mikrologen aufspießen läßt? Daß ihm die Füße des erwähnten Insekts fehlen, um sie nöthigen Falls ausreißen, und an ihren Zuckungen dem magnetischen Strom der Lebensgei-

ſter nachſpüren zu können? Göthe weiſt jede ähnliche unſtatthafte Forderung angenehm ab, wenn er ſagt:

»Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.« — u. ſ. w.

»Sprechen ſie aber vorzüglich gern von einem Unendlichen, das ſich ins Endliche einbildet und von da wieder zurück bildet, und wollen ſie auf eine ſolche einförmige, monotone Grundform alles Leben und das Leben der Gottheit ſelbſt zurückführen; wer, wenn er dem allerbeſchränkteſten Leben und Daſeyn des Geiſtes in der Wüſte ſchon eine höhere Breite und tiefere Mannigfaltigkeit abzugewinnen im Stande iſt, als hier einem ganzen Univerſum zugeſchrieben wird, kann ſich enthalten wollen, dieſe Philoſophen nicht eines ewigen Käuens und Wiederkäuens eines längſt veralteten Thema's, in der Anwendung ihrer eigenſten Formeln, zu beſchuldigen?« u. ſ. w.

Es gibt eine Polemik, die ſich hauptſächlich, zur Unterſcheidung von dem Harniſche eines Igels, durch den Mangel an Spitzen vertheidigt; die Schubarth'ſche Manier iſt eine ſolche.

Je tiefer ſich die Gedanken eines Philoſophen zur ſyſtematiſchen Einheit hinneigen, runden, abſchließen, deſto mehr fühlt er ſich zu einem beſtimmten durchgreifenden Sprachgebrauch gezwungen, weil die bleibenden höchſten Verhaltniſſe, ſind ſie einmal glücklich ausgedrückt, in der Gleichförmigkeit der Wendungen zweckmäßig auf die vollſtändige Feſtigkeit des Ganzen hinweiſen. Dieſer Fall wird beſonders da eintreten, wo der Fundamentalſatz in einer Art von philoſophiſcher Dyadik immer nur zwey Größen erfordert, um durch deren gleichartige Verbindung das All der Wiſſenſchaft darzuſtellen. Sind dieſe Größen nun vollends auf der einen Seite das Unendliche, auf der andern das Endliche, wie wir zum Behufe der Deutlichkeit ſchon einmal reden dürfen; ſo kann die allgemeine Vermittlung zwiſchen ihnen nicht ſchicklicher bezeichnet werden, als durch die ſo bitter getadelte Formel, deren Wiederkehr in dieſer Lage des Syſtems ganz natürlich, ja nothwendig iſt. Daraus erhellet zugleich, wie derſelbe feſtſtehende Ausdruck, weit entfernt von geiſtloſer Monotonie, das Verſchiedenſte berühren und bezwecken kann. Es verhält ſich damit einigermaßen wie mit dem Weberſchiffchen, das immer auf dieſelbe Weiſe hin und her geworfen wird, und dennoch unvermerkt unter der Hand des Meiſters die Vollendung des Werks in ungeſtörter Sicherheit fördert. In allen ſcharf und tief gedachten, bis aufs Aeußerſte getriebenen Syſtemen herrſcht nach der Gegend zu, wo

die Achse derselben sich dreht, etwas Beharrliches in der Bezeichnungsweise. Wie sehr sich auch Fichte mit der rühmlichsten Sorgfalt vor dem Gebrauche der Schulsprache hutete, in deren Maulkorbe eine wilde Barbarey so leicht um sich greift, so haftete er dessen ungeachtet nicht aus Vorliebe oder Spielerey, sondern mit Grund und Recht an solchen Ausdrücken, in denen er das Tiefste und Umfassendste der Spekulation ergriffen zu haben glaubte. Sein Setzen ist eine Karte, die man passend gegen Schellings Einbilden des Unendlichen ins Endliche ausspielen darf. Kant, weniger beherrscht durch den Geist der Konstruktion, wie das scholastische Ansehen seines Lehrgebäudes sattsam darthut, erging sich schon weit mehr in einer künstlichen, eigens gestämpelten Terminologie. Der Gegenstand ließe sich noch viel weiter ausführen, wäre hiezu der Ort. Schubarth hat bey seinem Ausfalle vergessen, daß die Sprache als Mittel der Darstellung nicht die Sache selbst seyn kann, daß es ihr auch bey der größten Geschmeidigkeit noch an der erforderlichen Elasticität fehlt, daß sie immer nur eine Unterlage bildet, über welche der wahre Leser und Hörer sich zum Verständniß des Gedankens durch eigene Anstrengung emporschwingen muß. Ein tüchtiges Trommelfell ist noch kein Beweis für das Gehör des Geistes, und der Weitsichtigste, der die Ziffern der fernen Thurmuhr in unglaublicher Entfernung erkennt, fällt oft der Länge nach über die Buchstaben hinweg, die ihm ein Buch zeigt.

»Wenn man sieht, wie diese neuere Philosophie auf Identität, Indifferenz und gewisse Gleichheitsformeln ein so vorzügliches Gewicht legt: so mag man sich schwerlich enthalten können, an eine gewisse Freyheits- und Gleichheitsperiode in der Menschheit sich zu erinnern, die so ziemlich ihrem Ausbruche nah, in das Erwachen jener naturphilosophischen Absicht identisch fällt, und man kann gar leicht auf den Einfall kommen, zu behaupten, diese Art, durch Identität zu philosophiren, sey eigentlich nichts als ein treffliches Probestück, wie man es anzufangen habe, um Gott den Bürger sich metaphysisch fürs ganze Weltall zu deduciren.«

Schubarth ist in dieser neuen Art seiner knorrigen Fortsetzung wider Wissen und Willen selbst zu einem Identitätsphilosophen geworden; denn was ist identischer als die Nullität? nämlich das Luftspringerseil, das hier zwischen der französischen Revolution und dem deutschen Geistesschwunge gezogen werden soll, und auf welchem unser Mann sich als Tanzmeister zum Besten gibt. Die Parallele könnte gehässig scheinen, wäre sie nicht so über alles Maß lächerlich. Der Verfasser will nicht verleumden, dafür bürgt die Anstrengung, mit welcher er sich fortwährend abarbeitet, den

Plunder für Plundesweilern zu liefern; er möchte auch gern neu seyn, die Welt durch den Terrorismus eines starken Geistes erschüttern; doch kommt er bey diesem Bemühen viel zu spät, denn auf dem Felde, wo er ernten möchte, haben längst geschicktere Hände nur noch Stoppeln gelassen, die er dann nach Belieben ausreißen und verbrennen mag. So etwas muß man zuerst wagen, wenn es Eindruck machen soll; die Nachfolger gelten nicht viel mehr als die Nachzügler im Rücken der Armee. Frankreich und Deutschland in dieser Beziehung zusammengestellt, welch eine ungeheure Posse! Nirgends spricht sich die Verschiedenheit der beyden Völker strenger aus, als in der Tendenz der französischen Revolution und der angeklagten deutschen Philosophie. Das Uebergewicht der Spekulation, sey ihr Werth für jetzt dahin gestellt, läßt unsere bessern Köpfe nicht immer praktisch tüchtig seyn; kaum wissen sie, überwältigt von ihrem Lieblingsgegenstande, schwebend über den gemeinen herrschenden Ansichten, auf die Masse bedeutend zu wirken, welche nach ihrer bessern Natur sich gern einem stillen, behaglichen, einfachen Gefühl ihres Daseyns und der Welt dahin gibt, wodurch sie auf eine oft rührende Weise gleichsam instinktartig mit den hervorragenden Geistern zusammentrifft. Eine solche Grundstimmung zwischen oben und unten steht mit dem revolutionären Talent in geradem Widerspruche; dort fehlt der elektrische Schlag, hier der zündbare Stoff. Anders, vollkommen entgegengesetzt, sind die heutigen Franzosen geartet, welche selbst in den strengern Wissenschaften der Anschauung, die so glücklich unter ihnen gedeihen, eine geeignete Handhabe finden für die praktische Behandlung der öffentlichen Geschafte. Doch dieses Thema erträgt am wenigsten eine flüchtige Ausführung. Da man so weit gegangen ist, Napoleon Bonaparte mit Fichte zu vergleichen, vermuthlich wegen des Satzes: Ich bin ich, so wäre das Maß voll, ließen sich auch für Kant und Schelling Nebenmänner finden. Die Auflösung des heitern Problems sey Schubarth überlassen.

Dagegen dürfte eine Nachweisung über den naturgemäßen Gang der neuen deutschen Philosophie ein solches Hirngespinnst einer leidigen Willkür am besten widerlegen, wäre dieser Versuch nicht für die Wissenden überflüssig. Denke indessen jeder so niedrig oder so hoch als er will, nicht nur von der Tendenz unserer Philosophie seit dem Ablaufe des vorigen Jahrhunderts bis auf den Anfang des gegenwärtigen, sondern von einem und dem andern Repräsentanten dieser Geistesepoche; so wird er doch zugeben müssen, daß der Gang der Entwicklung eine außerordentliche Konsequenz aufzeigt, in den Mängeln wie in den Vorzügen. Wie trieb

nicht die abgelebte Wolfische Philosophische, von Moses Mendelssohn und seinen Geistesverwandten mit stärkendem Wasser begossen, Kant unwiderstehlich auf eine Restauration; wie mußte nicht Fichte, das Unvollendete, Untreue des neuen Systems durchschauend, da anfangen, wo jener aufgehört hatte, nämlich in der Tiefe des Bewußtseyns; was blieb endlich Schelling übrig, um den dadurch entstandenen, unermeßlichen Riß zwischen dem Ich und Nichtich auszufüllen, als eine Indifferenz zwischen dem Ideellen und Reellen anzunehmen? Verkümmern wir uns nicht den Genuß und Gewinn dieser merkwürdigen Zeit, lernen wir in ihr den höchsten Gesetzen nachspüren, die der Genius der Menschheit nie in einzelnen Männern, am wenigsten in ihren einzelnen Kompendien ausspricht, am liebsten dagegen in großen geschichtlichen Massen andeutet, so sind wir auf dem Wege Stand zu halten; und Leute, wie Schubarth, mögen dann immerhin auch zu unserm Vergnügen in der eigenmächtig prästabilirten Harmonie zwischen der französischen Revolution in Frankreich und der philosophischen Umwandelung in Deutschland, ihre Prädestination zur selbsteigenen Tortur des Geistes authentisch beweisen.

Im zweyten Theile erhebt sich von Seite 172 an und weiter ein Widerspruch gegen die Einheit des Zusammenhanges, die von der neuern ästhetischen Schule zwischen Poesie, Kunst und Religion festgesetzt worden ist, wozu Sch. füglich auch noch die Philosophie hatte rechnen können, mehreren Aussprüchen Friedrich Schlegels zu Folge. Lessing soll, wie es hier zuerst heißt, diese Bahn betreten haben.

Seite 177. »Es könnte Niemand den Neuern des Tages einen größern Dienst erweisen, als wer ihnen die bestimmte Scheidung von Religion, Kunst und Poesie nachweisen wollte. Da würde sich denn ergeben, daß die Kunst allemal ein von der Religion abführendes Gebiet behandelt, doch so, daß durch die gegebene Behandlung immer eine Rückwirkung auf das Ursprüngliche erfolgt. Die echte Kunst steckt daher ihr Grenzgebiet nur bis an das der Religion ab, und hat niemals mehr als eine Vorhalle derselben, nicht aber eins mit ihr und dasselbe zu seyn, verlangt — wie es die Anhänger des Heinrich von Ofterdingen, der Hymnen an die Nacht, und der wunderlichen, philosophischen, ethischen und ästhetischen Fragmente desselben Verfassers verkünden.«

Wir fragen dabey, wie kann die Kunst sich von der Religion absondern, und in ihren Produkten zugleich rückwärts auf eine religiöse Basis hinweisen? Ist es nicht, als ob man Schubarth mit dem Gesicht nach Norden stellen wollte, wo die Spitzberge seiner Kritik liegen, und verlangte nun auch, er sollte den Kopf

zwischen die Füße nehmen, und in solcher Richtung nach Süden schauen? (Die letzte Stellung gäbe die passendste Titelvignette für sein Buch). Niemand, der halbweg weiß was er sagt, hat unter der Einheit der Religion, Philosophie, Kunst und Poesie eine vollkommene Identität verstanden; der Ausdruck bezieht sich lediglich auf einen gemeinschaftlichen Zug nach demselben Mittelpunkte, auf eine allseitige Wahlverwandtschaft der äußerlich getrennten Elemente, welche Wirksamkeit selbst Schubarth zugibt, nur mit dem Unterschiede, daß er dabey die Kunst einzig und allein von hinten betrachtet, wie es ihm auch mit andern Dingen ergeht.

Treu der Methode, wo es seyn kann, Schubarth durch Göthe zu widerlegen, den er für seinen philosophischen Dalai Lama erklärt hat, entlehnen wir Folgendes aus dessen Selbstbekenntnissen.

»Unsre wichtigste Differenz — es ist die Rede von dem gepflogenen Gedankenwechsel des Dichters mit einem Universitätsfreunde — war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sey nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sey. Dieses wollte er nun keinesweges gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßte, welches ich hartnäckig läugnete, und im Fortgange unserer Unterhaltung bey jedem Schritte Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche Statt finden muß: so schienen mir die Philosophen in einer sehr übeln Lage zu seyn, die auf ihrem Felde beydes beweisen und erklären wollten.

»An den ältesten Männern und Schulen gefiel mir am besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in Eins zusammen fielen, und ich behauptete jene meine erste Meinung nur um desto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das hohe Lied, und die Sprichwörter Salomonis eben so gut als die orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen schienen.«

Diesen Stachel muß Schubarth weglecken, wenn er seinen Trennungsprozeß gewinnen will, bey dessen Anstellung er wohl keinesweges hoffte, den angebeteten Göthe als muntern Vorläufer des verlachten Novalis zu finden. Daß der Dichter seit den Universitätsjahren seine Meinung in deren wesentlichem Punkte nicht geändert hat, zeigen Wilhelm Meisters Wanderjahre, in denen er sichtbar auf den letzten Abschluß mit dem Pu-

blikum denkt. Was eben jetzt aus dem Gesichtspunkte literarisch menschlicher Auctorität gegen einen Knecht derselben gesagt wurde, bindet natürlich nur ihn, weßhalb es Andersdenkenden weder genügen kann noch soll.

Ein eigentlicher Beweis für die Einheit des oben behaupteten Zusammenhanges kann nicht geführt werden. Diese Erklärung dürfte befremden, wären wir nicht im Stande die Unmöglichkeit des Beweises außer Zweifel zu setzen. Denn müßte nicht jeder Versuch der Art zugleich religiös, philosophisch, dichterisch, künstlerisch seyn, und zwar für jedes Element in demselben Maße, weil eine gründliche Einheit jede ungleiche Anhäufung des vorhandenen Baustoffes als eine Art mechanischer Mischung ausschließt? Die Unausführbarkeit des Unternehmens fällt von dieser Seite deutlich in die Augen. Zur Bestätigung dient' ferner der Umstand, daß die Verbindungsweise zwischen den angegebenen Sphären durchaus frey bleiben muß, ohne alle genauere Bestimmung, wie das eine Gebiet an das andere gränzt. So wäre es ohne Widerrede völlig unstatthaft, die Religion und Philosophie in eine nähere Verwandtschaft zu stellen als Kunst und Poesie, oder überhaupt unter den vier Potenzen irgend eine Befreundung in einer einzigen unabänderlichen Richtung anzunehmen. Ein solches abgeschlossenes Verhältniß könnte nur auf dem Gesetze der Kausalität beruhen, wo aber dieses waltet, da schließt es Unterordung ein, und wo diese Statt findet, da ist es um das Gedeihen eines selbstständigen eigenthümlichen Lebens geschehen, weil Alles zuletzt, nach diesem Eintheilungsgrunde richtig gestellt, in einer und derselben Reihe auslaufen muß.

Wenn die Sache sich nun so verhält, wie kommen wir auf den Gedanken jener wunderbaren Einheit, die doch dem Gesagten zu Folge durchaus keine Konstruktion erlaubt? Ist das nothwendige Daseyn dieser Einheit nicht darzuthun, spielen wir dann nicht augenscheinlich mit einer leeren Hypothese? Hier darf es genügen, die Methodik dieses Beweises anzugeben, denn die vollständige Durchführung bildet einen Gegenstand für sich. Die oft erwähnte Einheit des Zusammenhangs folgt nämlich aus der Einheit des Bewußtseyns, weil dieses unmöglich ein lebendiges Ganzes seyn könnte, wenn jene Elemente sich nicht aufs innigste und beweglichste in einander bildeten. Das ist der Umriß des Beweises, der in dieser seiner Andeutung klar seyn dürfte.

Ein merkwürdiges Verhältniß der Philosophie und Poesie eignet sich hier beyspielsweise zur Erläuterung. Je weiter die Philosophie vordringt, desto mehr ruhen ihre höchsten Grundsätze auf einer freyen Annahme, deren Sicherheit von der vollstän-

digen harmonischen Durchführung des Ganzen abhangt. Das tiefste System bleibt, so zu sagen, immer nur eine Probe, die der Philosoph mit seiner obersten, nicht weiter beweisbaren Behauptung macht, um zu finden, ob und wie sie gesetzmäßig ausgesprochenen Forderungen gewachsen ist. (Der letzte Grund darf nicht bewiesen werden, sonst wäre er nicht der letzte, sondern das höhere Beweismittel träte dann an seine Stelle.) Wenn die Verfahrungsweise mancher Philosophen dagegen spricht, so verwechseln sie entweder das Abgeleitete mit dem Ursprünglichen, oder sie glauben bewiesen zu haben, was lediglich eine freye, aber auch zugleich nothwendige Annahme ist; nothwendig nämlich, um überhaupt philosophiren zu können. Von dieser Seite nun berührt die Philosophie offenbar die Poesie, so wunderlich die entschieden ausgesprochene Thatsache auch klingen mag. Der Kunstgeist verknüpft sich gleichfalls höchst natürlich mit der beschriebenen Art des Philosophirens, deren gegliederter Zusammenhang geradezu den Namen eines Kunstwerks verdient, in so fern die Theile nach und zu jener freyen Annahme harmonisch zum Ganzen hinstreben. In welcher Beziehung nun auch die Religion herantreten könne, mag ein Jeder selbst finden, wenn diese Gedankenfolge ihm einigen Gehalt zu haben scheint.

Es gewährt hierbey einen eigenen Genuß zu bemerken, wie sich in jenen obersten Sätzen an der Spitze des Systems jedes Mal die Eigenthümlichkeit des Urhebers aufs schärfste ausspricht. Fichte's Aeußern sagte sogar dem Anschauenden: Ich bin ich. Kant und Schelling veranlassen nicht minder zu ähnlichen Gedanken.

»Zu den größten Anmaßungen neuer Kritik (2. Theil, S. 509) scheint mir jener Grundsatz der Universalität zu gehören, wie ihn A. W. Schlegel in seinen dramatischen Versuchen aufgestellt. Hierunter versteht dieser Kritiker das Vermögen, in den Mittelpunkt fremder Leistungen so einzudringen, daß, indem der eigene individuelle und nationale Standpunkt nicht verlassen würde, dem fremden doch Gerechtigkeit widerführe; so daß selbst ein, diesem Standpunkt Angehöriger mit der Beurtheilung zufrieden seyn müßte; somit scheint mir nun aber dieser Kritiker etwas von sich und Andern als Leistung zu fordern, was die Natur selbst nicht bewirken konnte, oder vielmehr nicht wollte. Denn warum vertheilte sie denn die Gabe des Menschlichen unter so unzählige Individuen, die durch unendliche Zeiten und Räume, und noch mehr durch endlose, innere und äußere Verschiedenheit des Charakters, ihrer Art zu seyn, von einander getrennt sind? und warum schuf sie nicht ein einziges Wesen im Besitz alles dessen, was jene zahllosen Individuen besitzen? — So hat die Natur also ein Individuelles,

nicht Universelles gewollt, und es muß der Totalzweck des Menschlichen ihr auf diesem Wege bey weitem erreichbarer, vollständiger erreichbar erschienen seyn, als auf jedem entgegen gesetzten Wege, zum Beyspiele dem beliebten universellen.«

Dieser Grundsatz A. W. Schlegels, der von jeher, auch unausgesprochen, alle echten Kritiker leitete, dient auch außerhalb dem Kreise der Dichtkunst, wo rein wissenschaftliche Gegenstände verhandelt werden, jedem vollkommenen Urtheile als strenge Richtschnur. Zweyerley gehört nothwendig zu einer vollgültigen Entscheidung. Man muß sich zuvörderst so viel als möglich in den Geist des Schriftstellers bey dem Hervorgebrachten hineindenken, sich gleichsam in denselben verwandeln, oder wenn die Wendung freysteht, ihm nachschaffend reflektiren, um alle die Statt gefundenen, lebendigen Verhältnisse und Berührungen möglichst zu erneuern. Daneben soll aber auch der Meister des Urtheils aus der Mitte der angestrebten fremden Persönlichkeit und Intention einen Höhepunkt zu gewinnen suchen, von dem er das Geleistete gesetzmäßig mit dem Begriff, der Idee, der Seele des fraglichen Gegenstandes vergleichen kann. Diese beyden unzertrennlichen Bedingungen machen das Geschäft der Kritik so schwer, wie die Geschichte der Philosophie auf das nachdrücklichste beweist. Allerdings hat diese Forderung etwas Ueberschwengliches; aber tritt dieser Fall nicht überall ein, wo ein Endliches dem Unendlichen gegenüber steht; wie, wenn z. B der Mensch in seiner Beschränkung das Gebot einer absoluten Vollkommenheit erfüllen soll? In diesem Sinne ist also hoffentlich die Behauptung A. W. Schlegels gerechtfertigt. Göthe erklärt sich im Grunde auf dieselbe Weise, denn indem er die produktive Kritik von der zerstörenden bestimmt unterscheidet, legt er der ersten die Untersuchung der Fragen auf: was hat sich der Autor vorgesetzt? ist dieser Vorsatz vernünftig? und in wie fern ist es gelungen, ihn auszuführen?

Der Dichter selbst wandelt auf gleichem Wege in der Darstellung der vorgeführten Begebenheiten, Personen, Zustände, Lagen; auch er versetzt sich in ein fremdes Individuelle, und prüft es an seinem Geiste, jedoch so leicht, schnell, ergiebig, daß wir ihm mit Recht den Namen der Schöpferkraft beylegen. So ist die Universalität des Dichters das geheime Vorbild des Kritikers. Verlangen wir nun von dem ersten, als einem Künstler, Universalität, freuen wir uns derselben, wo sie durchbricht: warum sollen wir sie dem zweyten in der Zurückspiegelung des Werks erlassen, oder wegen der bloßen Schwierigkeit als ein Unding verwerfen?

Die Absicht der Natur bey der verschiedenen Austheilung der menschlichen Gaben mischt Schubarth bey seinem Widerspruche

auf die verkehrteste Weise ein, besonders erinnert die fragende Stimme, womit er die Natur bedroht, lebhaft an jene Reime seines Abgottes, in denen das Echo des Waldes den Hineinrufenden so äußerst drastisch bedient.

Der Mensch soll zur reinen, vollen Menschheit hinstreben, so ergeht der Ruf Gottes an ihn. Wer zu allen Zeiten nichts weiter als er selbst ist, wer sich nie und auf keine Weise zum Gefühle, zur Würde, zur Thätigkeit seiner Gattung erheben kann, dessen traurige Individualität modert zwischen Scherben und Schlacken auf dem schmutzigsten Grunde. Die Religion, die uns praktisch und gemüthlich der herrlichen Mannigfaltigkeit der Welt einverleibt und sie wie ein köstliches Gewand um uns schlägt; die Wissenschaft, die gründlich aufgenommen, uns in dem einzelnen Gebiete die angränzenden sehen, die fernen ahnen läßt, und uns auf den Sonnenrossen der Erkenntniß durch unermeßliche Räume führt; die Kunst, welche mitten in dem schrankenlosen Flusse der Dinge und der Zeit den ewigen Moment herausgreift und in ihm verkörpert dasteht: was gewähren sie anders als die lebendigste Vergegenwärtigung des Individuellsten in seinen zahllosen Verwandlungen und Verknüpfungen? Wir wollen die Poesie ihren hohen Schwestern nicht grausam nachstellen, sie belebe als Göttin das Universum und zwinge uns mit himmlischer Gewalt in seine offenen Arme. Machen wir jetzt auf diesem Wege noch einen Schritt mit Schubarth, kommt er uns auch jetzt so ungelegen als Wagner dem Doktor Faust.

»Ich halte also den Schlegl'schen Grundsatz gegen alle Natur, und wenn die Deutschen vorzugsweise im Besitz der Universalität vor andern Völkern sich zu befinden einbilden, so ist dieß ein Wahn, der die Verirrungen und den Abweg mit bezeichnen hilft, auf dem die Nation seit den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts sich befindet. Es liegt dem Ganzen nichts, als eine Eitelkeit zum Grunde, die durch ein angemaßtes All nach außen das vollkommene Nichts nach innen nur zu überdecken strebt.«

Das Streben nach Universalität, welches hier ausschließend, und zwar vorwurfsweise den Deutschen zugeschrieben wird, durchdringt jedes Volk, selbst dasjenige, welches gewohnt ist, alle ausländischen Leistungen und Geschmacksurtheile, wenn sie nur einiger Maßen von der nationalen Herkömmlichkeit abweichen, als barbarische zu verwerfen. Diese paradox klingende Behauptung soll sogleich klar werden. Ist z. B. nicht der schneidende Particularismus, womit die Franzosen als selbstgefällige europäische Geistesaristokraten die Früchte ihrer schönen Literatur auf Kosten jeder andern geltend machen, die unglücklichste Sucht nach Universalität, wenn ihnen auch der Begriff derselben in unserm Sinne

mangelt? Ein Volk, das von einer bestimmten Seite ausschließende Ansprüche auf das Beste und Alleinrechte in der Bildung durchsetzen will, erklärt sich das nicht dadurch offen zum einzigen Repräsentanten des geistigen Alls, die Einschränkung ausgenommen, welche die Besonderheit des Gegenstandes mit sich bringt? Der Unterschied ist hierbey der, daß die Deutschen die Fülle des zerstreuten Schönen aus den verschiedensten Gegenden und Zeiten im reinen gesteigerten Genuß vereinigen möchten; die Franzosen dagegen die vollendete Ganzheit des Mannigfaltigsten hinreichend in sich selbst zu besitzen wähnen und darum das Fremde entschieden von sich weisen. So hangt das leere Verneinen des Nichtnationalen mit dem leidenschaftlichen Bejahen des Einheimischen bey diesem Volke nothwendig zusammen, weßhalb man von ihnen sagen kann, daß sie die Universalität des literarischen Egoismus suchen, ungefähr in der Art und Weise, wie schon öfter unter ihnen von einer Universalmonarchie geträumt wurde. Niemand wird fragen, auf welcher Seite der Vortheil liegt.

»Das Streben, Alles geschichtlich zu machen (2. Theil 310), Alles auf ein ehemaliges Daseyn zurück zu leiten, ist es nicht ein Beweis, wie wenig die Gegenwart echter Kräfte und eigenes Werthes sich fühlt? Und möchte es doch immer nur in Künsten und Wissenschaften seyn und Statt finden; denn hier ist in der That das wahre Ehemals und Künftig der Menschheit in unabsehlicher Weise; aber daß man den edelsten Vorzug des Menschen, stets gegenwärtig voll sittlich zu seyn, diesen Zweck des ganzen Menschendaseyns, den Grund aller Wiederholung und Erneuerung des Geschlechts in frischen neugebornen Gliedern ebenfalls geschichtlich machen, seine Hauptfundamente in einer Vergangenheit aufsuchen, aus einem Ehemals herholen mag, das rührt wohl nur daher, weil diese sonst ewig frisch strömenden Urquellen für das gegenwärtige Geschlecht verstopft sind. Dem Seefahrer gleicht es, der, auf der unermeßlichen Woge falscher Wasser treibend, froh ist, wenn er abgestandene, erhaltene Ueberreste lebendiger Quellen nutzen darf, armseliges Bedürfniß armselig zu befriedigen. Und so ist der heutigen Menschheit ihre Sittlichkeit Erinnerung, Denkmal, eine Thatsache von Ehmals!«

In dieser Stelle hat Schubarth seinen Irrthum noch am verständlichsten vorgetragen; was er im ersten Theil über Wissenschaft und Christenthum in ähnlicher Beziehung sagt, ist ein Strudel von Verkehrtheiten. Das geschichtliche Auffassen, Behandeln, Fortführen der größten und allgemeinsten Gegenstände, was allerdings jetzt mehr als sonst vorgreift, besonders unter den gründlichern Denkern, ist eine natürliche Folge des überstürzenden verwegenen Geistes der letzten Zeit, der als ein mächtiger Orkan alle

Grundlagen der Erkenntniß und des Lebens bis in die verborgensten Tiefen erschütterte. Man war bis an ein Aeußerstes gekommen, das mit Einem Male jedes weitere Vordringen abschnitt; man fühlte das bittere Unmögliche, man konnte und wollte nicht urplötzlich von der gewohnten, leidenschaftlich geliebten Thätigkeit ablassen; da blieb denn nichts übrig, als nach ernsthaftem Besinnen umzukehren, das Bauen der Welten und Systeme nach eigener Lust und Willkür aufzugeben und rückwärts in der abgeschlossenen Wirklichkeit sein Heil zu versuchen, mit dem Vorsatze, den bisherigen Gewinn bestmöglichst für die neue Richtung anzuwenden. Das Bewußtseyn, welches vor kurzem noch in glänzender Verschwendung von seinen eigenen Mitteln leben wollte, schmiegt sich nun ruhig an die unermeßlichen Schätze der historischen Massen, und tritt eine Erbschaft an, deren Werth mit der Menge würdiger Theilnehmer wächst. Die persönliche Selbstständigkeit verliert dabey nichts, sie verschenkt sich keineswegs an die Dinge, indem sie dieselben in sich aufnimmt, sie prüft fortwährend ihre Kräfte und Tüchtigkeit an dem Bestehenden und Ueberlieferten; denn wer das Meiste und Größte der Menschheit sich anzueignen weiß, der ist ohne Zweifel ihr glücklichster und bester Bundesgenosse. Wie kann nun Schubarth aus solchem Leben das Gefühl der Unzulänglichkeit folgern? Wäre es nur möglich seinem wertheſten Ich selbes einzuimpfen, so könnte er an dem Wundenmahle der Erinnerung für lange Zeiten den Werth der geschichtlichen Behandlung lernen.

Wir wissen schon, auf welche Weise er bey jeder Gelegenheit die Sittlichkeit einführt, nein doch, einschwärzt, um durch sie alle tieferen Untersuchungen auf die Seite zu schieben; auch hier ist ihm dieses Kunststück eines falschen Werbers wieder in den Sinn gekommen. Wer hat je daran gedacht, die über alle Zeit erhabene Verbindlichkeit zu einer pflichtmäßigen Gesinnung, wie einen Schuldbrief, datiren zu wollen? Könnte das allgemeine Sittengesetz geschichtlich werden, so schlüpfte es auch wohl einmahl in eine Anekdote, und zuletzt dürften wir es selbst unter den Fabeln aufsuchen. Schubarth hat die Entwickelungsmethode der Moral mit ihrem Verpflichtungsgrunde verwechselt, das ist sonnenklar; er hat auf das Reinpraktische übergetragen, was die kirchliche Gemeinschaft als eine Anstalt im Interesse der Sittlichkeit betrifft, das sieht ihm vollkommen gleich. Wenn er aber an andern Orten auch die geschichtliche Behandlung der Religion zurückdrängen möchte, die neuerlich wieder in den glücklichsten Schwung gekommen ist, so gehört das als ein seltenes Dokument in die Geschichte menschlicher Thorheiten.

Die bisher berührten Punkte gehen Hauptgegenstände an,

deßhalb schien eine nähere Würdigung nöthig, die freylich nicht so tief eingegangen ist, als die Sache eigentlich erfordert. Die Spreu der meisten andern Aphorismen fliegt schon bey dem geringsten Hauche aus einander.

Der Seltsamkeit wegen theilen wir auch einmal wörtlich eine Probe ohne Widerlegung mit. »Alle Nordländer (2 Th. 183) und mit ihnen die von ihnen mehr abstammenden Südländer haben nur eine Aesthetik des Häßlichen, und Göthe, Shakspeare, die Nibelungendichter, die altdeutschen Baukünstler, die niederländischen Maler befinden sich alle bloß auf höhern oder niederen Stufen des Häßlichen.« Nun kennen wir das Vaterland unsers Kritikers, es ist Nova Zembla.

Die fortgehende Vergleichung zwischen Poesie und Kunst (1 B. 310.) ist ein Hazardspiel des rohesten Muthwillens. Die Poesie soll bey weitem mehr zu Gemüth und Geist, die Kunst zu den Sinnen sprechen, denn sie rege durch die Sinne Geist und Gemüth an, und zwar — o vanitas vanitatum! — für die Sinne. Die Kunst erscheint demnach als eine Magd der sinnlichen Organe und als eine Tyrannin des Geistes und Gemüthes, denn selbst diese werden nach der nichtsnutzigen Behauptung in einen grausamen Frohndienst herabgezwungen. Soll uns nicht die Kunst frey machen? wie darf sie anfangen und endigen mit Sklaverey? In diesem Sinne wären die Fasces der ehemaligen Liktoren ein sehr passendes Attribut.

Die Gegeneinanderstellung der Kunst und Poesie, einerseits in Beziehung auf Sinn und Gehalt, andrerseits mit Hinsicht auf Behandlung, sinkt zu einer kritischen Taschenspielerey herab. Hinter den Gleichlaut der Worte verbirgt sich unbemerkt die ursprüngliche abweichende Bedeutung.

Ferner soll vor allen Dingen der Dichter sich durch den größeren Kreis der Bewegung von dem Künstler unterscheiden. Das heißt den Charakter zweyer Personen nach den verschiedenen Ellen Stoff abmessen, die sie für ihre Kleider brauchen.

Der Künstler, heißt es, gehe bey weitem mehr von einem Gegebenen, Fertigen aus als der Dichter, der letztere schaffe freyer. Dagegen läßt sich sagen: Die Freyheit entflieht jeder äußern Beobachtung, der Künstler kann sie auch im fleißigsten Handhaben der materiellen, gegebenen Dinge noch behaupten.

Als etwas Monströses wird die folgende Stelle aus A. W. Schlegels bekannten Vorlesungen bezeichnet: »In der christlichen Ansicht hat sich Alles umgekehrt, die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zu Nacht geworden, und erst jenseit geht der ewige Tag des wesentli-

chen Daseyns aus. Eine solche Religion muß die Ahnung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtseyn wecken, daß wir nach hier unerreichbaren Glückseligkeiten trachten, daß kein äußerer Gegenstand jemals unsere Seele ganz wird füllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele, gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremdgewordenen Heimat ausathmet, was kann anders der Grundton ihrer Lieder seyn als Schwermuth?«

Schubarth legt diese wohlgeschriebene, beyläufige Aeußerung mit vielem Feuer zwischen die Presse seiner Dogmatik, um den vermeinten groben Unsinn herauszuquetschen, indem er bey dem Gedanken an die Griechen der bessern Zeit gewisser Maßen ihre Gesundheit ausbringt. Was meinte aber Sokrates, als er in der Nähe des Todes dem Aeskulap einen Hohn opferte? Nichts als die Erlösung der Seele aus den Banden des Körpers. Dasselbe dachten die vortrefflichsten Männer, wenn sie das höchste Problem des Lebens in die Kunst setzten, sterben zu lernen. Schubarth weiß sich vor Unmuth über diese Vorstellung nicht zu fassen, er sieht darin den grimmigsten, die Beine vom Himmel herabkehrenden Saducäismus. Er hat bekanntlich sehr bescheiden seinem Krebsbüchlein das Motto vorgesetzt:

»Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.

Möge er dann, bey dem kühnen Auffluge den Fallschirm nicht vergessen, damit er sich nach der glücklichen Ankunft einen bequemen Sitz unter den verhaßten Trauerweiden der Verbannung aussuchen kann.

Zufolge einer Aeußerung im ersten Theile (S. 92) sind alle Alten unfähiger, die Natur als Natur zu gewahren und zu behandeln, als sämmtliche Neuern, mögen sie auch durch ihre mächtigen sinnlichen Anlagen derselben näher zu stehen scheinen. Ein Manifest der Tollheit, wie die Welt noch nie erblickt hat. Das Räthsel soll durch die Bemerkung gelöst werden, daß die Alten im Ausdrucke des Menschlichen verfahren seyen, wie die Natur bey ihren Erzeugungen verfahre. Eben diese Uebereinstimmung ist und bleibt der Stämpel aller natürlichen Auffassung und Darstellungskraft; wenn der Mensch sich und das Seinige gibt in dem Sinne eines waltenden Naturwesens, so sitzt er ja recht eigentlich der Natur im Schooße, ruht an ihrem Herzen, krönt ihr Haupt. Oder sollten wir der geistigen Natürlichkeit näher kommen durch qualvolles Künsteln mit unserm Bewußtseyn, durch ein versuch-

tes Wissen um das Wissen, durch eine seichte Theorie über die Tiefen unserer Praxis? Es ist geschehen um alle Natürlichkeit im Hervorbringen, sobald sich der Mensch bey dem Akte der Erzeugung das Licht halten will. Weil aber die Alten, so lautet die fernere Behauptung, das natürliche Verfahren für den menschlichen Zweck anwandten, verfehlten sie die Natur gerade deßhalb am meisten, in so fern der ursprüngliche Werth eines Dinges nicht mehr gefährdet werden kann, als wenn es auf einen Punkt gezwungen dienen und wirken muß, für den es ursprünglich nicht bestimmt ist. Das sieht nach etwas aus und steckt doch nichts dahinter als ein radikaler Irrthum. Es ist dabey vergessen, daß wir die Natur nie und nirgends aus der ersten Hand bekommen, daß jedes, was wir nach ihr nennen, immer schon mit menschlicher Zuthat gemischt ist, daß wir mit einem Worte den Anthropomorphismus unwillkürlich auf sie übertragen. Damit fließt also für das menschliche und natürliche Verfahren ohne unser Wissen und Wollen ein gemeinschaftlicher Quell von einer Höhe herab, die hier nicht weiter untersucht werden kann, mit deren richtiger Erkenntniß jedoch alle wahre Philosophie erst anfängt.

Der Deutsche soll ursprünglich dem Romantischen eben so fremd seyn als dem Antiken (2. Th. S. 139). Steht und fällt nun die ganze Poesie mit diesen beyden Hemisphären, wie manche Neuere wollen, so sind wir die ärmsten Kinder unter der Sonne, kaum werth, daß sie uns noch bescheint. Bleiben wir uns indessen selbst nicht fremd, so retten wir wohl noch Einiges. Mit dem Reden und Schreiben über das Antike und Romantische ist es beschaffen wie mit dem Reisen nach den beyden Polen, je näher man ihnen kommt, desto mehr häufen sich die Hindernisse.

Gegen den Apostel Paulus spielt Schubarth den kritischen Saul, so Unhaltbares, Verfehltes, Widersinniges stellt er über ihn mit fanatischer Konsequenz zusammen. Er soll vorzugsweise religios gesinnt seyn, dagegen Johannes nur zart sittlich denken und empfinden. Wie unendlich tief und religiös ist aber nicht der Johanneische Logos, und wie ist sein Evangelium deßhalb von den ersten Lehrern der Kirche als das unmittelbar geistigste gepriesen worden, in so weit die Schwäche menschlicher Denkart ein Recht haben kann, Abstufungen des Göttlichen zu erkennen. Die höchste Poesie der Selbsttäuschung drückt sich dergestalt aus (2. Th. S. 71). »Paulus stellt in einem gewissen Betracht den christlichen Epimetheus dar, wie Jakobus und Johannes und die übrigen die Gruppe des Prometheus und das neue Menschenchor bilden, über denen die zarte Elpore mit ihren Verheißungen in unabsehbaren Fernen hinschwebt.«

Die Satyrn versammeln sich tanzend um unsern kritischen Bacchanten, Pan kann nicht mehr auf seinen Ziegenfüßen stehen vor Lachen über die unerhörten Bocksprünge, und selbst die muthwilligsten Nymphen verstopfen ihr Ohr vor einer Musik, die noch ärger klingt als das Solo des Thieres, auf dem der heitre Silen einherschwankt. Diese disparate Zusammenstellung des Heidnischen und Christlichen von einem Manne, der nicht müde wird, auf Reinheit und Strenge des Glaubens zu dringen, ist das treffendste Bild von der chaotischen Verwirrung der Hexenküche, welche er seine Kritik nennt.

Unter allen Aphorismen ist dieser der beste, damit doch etwas gelobt werde: »Genau genommen hat jedes echte Gedicht seine eigene Poetik, und die Aesthetik eines jeden vollkommenen Dichters ist seine Aesthetik, die nicht weiter außerhalb seiner Werke angewandt werden darf. Shakspeare, Calderon, Göthe, Tasso, Dante, Sophokles, Aeschylus, Homer, alle diese dürfen nur nach sich selbst beurtheilt werden, und was nach dem Einen recht ist, darf bey dem Andern, wenn es sich dort nicht trifft, nicht als Mangel beurtheilt werden.«

Wie ist es möglich, diese richtige Meinung auszusprechen, und doch auf der andern Seite die damit nothwendig verknüpfte Universalität der Kritik zu läugnen? Schubarth muß von Natur eine unüberwindliche Scheu vor dem Zusammenhangenden hegen, sein Geschmack ist mit enthusiastischer Vorliebe auf Abschnitzel gerichtet, die er allerdings durch die Vorrichtung eines eigenen papinianischen Topfes meisterhaft in einen dicken Brey zu verwandeln weiß. Dabey wird er nicht müde, seinen Lesegästen immer wieder dasselbe Gericht vorzusetzen, was besonders beym Brey eine unerträgliche Manier ist. Das schreyendste Beyspiel dieser Art geben seine Wiederholungen hinsichtlich Göthe's Hefte über Alterthum und Kunst. Wer Lust hat Steine zu kauen, findet hier Gelegenheit dazu. Zwar dreht und wendet er nirgends die Sache, sondern nur sich selbst, doch muß man ihm in diesem Exercitium eine gewisse Disciplin nachrühmen, wie sie nicht allen literarischen Spiegelfechtern eigen ist. Aus diesem Grunde haben wahrscheinlich die ästhetischen Marktrichter ihrem Publikum diese neue Gymnastik des Geistes so dringend anempfohlen.

Es gibt Aeußerungen, die ungefähr in ähnlicher Art den Widerspruch unmöglich machen, als auch Aerzte bey ausgemacht unheilbaren Kopfverletzungen nicht zum Trepaniren schreiten. Das Unglaublichste dieser Art sey hier als Finale mitgetheilt.

»Man sieht zugleich (Theil 2. S. 351), daß es auf den Um-

fang der physischen, d. i. der geistigen und sinnlichen Kraft, auf das Mannigfache der Sphäre, welche eine Menschheit, eine Nation zu durchlaufen hat, ankommt, ob eine Nation mehrere und verschiedene Genies hervorbringe, oder wenige, ja keins. Wie denn manche Nationen des Genies, um in ihrer höchsten geistigen und sinnlichen Thätigkeit zum Aeußersten gesteigert zu werden, nicht bedürfen, sondern das außerordentlichste Talent die Stelle des Genies vertritt. Wie es bey Römern (Cäsar?) und Engländern (?) und Spaniern (?) zum Beyspiel der Fall ist. Griechen und Deutsche dagegen haben das Genie mehrfältig entschieden hervorgebracht. Wir nennen für Poesie überhaupt im Allgemeinsten Homer, auf dem Felde der dramatischen Poesie im Besonderen aber Sophokles. Eben so wird Italien seines Raphaels, eines Kolumbus gedenken dürfen; der Deutsche im theologischen Wissen seinen Luther, und in Poesie, Wissen und Kunst wohl seinen Göthe anführen dürfen!

Shakspeare (!!!), Michel Angelo (!!), Rubens, Spinoza (?), Leibnitz (!?), Kant, Lessing, sind dagegen bloß außerordentliche Talente, die durch den Verein mehrerer Talente fast einer Zusammenfassung sich nähern, die dem Genie eigen. So enthält Lessing zum Beyspiel wenigstens die mannigfachen Anlagen von Schleiermacher, Schlegel, Schelling u. a. auf Einen Punkt versammelt.«

Einige der besten und berühmtesten deutschen Schriftsteller; gegen die Anmaßungen Schubarths vertheidigt.

Nur kurz und lediglich in Beziehung auf die gewagten Angriffe kann die Vertheidigung geführt werden, denn eine gründliche, umfassende Auseinandersetzung würde der Hauptsache nach zu einer Charakteristik der neuern deutschen Literatur anwachsen. Schubarth hat den vorhin geäußerten Grundsatz, daß jeder Dichter einer eigenen Aesthetik folge, nach der er also auch gewürdigt werden muß, bey allen seinen Urtheilen vollkommen beseitigt. Immer wird Göthe unmittelbar oder mittelbar als Gesetz und Muster aufgestellt; wir sollen schlechterdings in dem hohen Dichter den Moloch der schönen Literatur sehen, der in feurigen Umarmungen seine sämmtlichen Genossen als Opfer verzehrt.

Einer bestimmten Rangordnung soll nicht gefolgt werden, indessen sind die triftigsten Gründe vorhanden, Schiller voranzustellen. Schubarth findet den Grundzug seines poetischen Charakters (2 Th. 219.) in der Neigung, dem Außerordentlichen,

Ungemeinen, Bedeutenden auf irgend eine Weise sich zu nähern. Der Gedanke ist für unsern Verfasser viel zu gut, er hat denselben gewiß nur aus Göthe's Worten übersetzt:

»Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag was uns Alle bändigt, das Gemeine.«

Es bleibt die Sache eines wahrheitliebenden Kritikers, aus dem angedeuteten Streben, welches besonders mit der entschiedendsten Vorliebe auf das Ideelle gerichtet war, die Lage und Weise des Dichters überzeugend zu entwickeln.

»Wenn wir Göthe's Freund, Schiller, betrachten und näher ins Auge fassen, so finden wir, daß seinem meisten Leisten die Reflexion, die Kritik voranging, die gesetzgebend bestimmte, was da jedesmal Poesie seyn und werden sollte; und wenn erst dergestalt der Begriff von Poesie ausgemittelt war, so begann das produktive Vermögen sich thätig zu erweisen. So liegt Schillers einzelnen Werken in der Regel ein anderer Begriff von Poesie zum Grunde. Don Karlos, die Jungfrau, die Braut von Messina, Wallenstein, Tell bezeichnen poetische Kreise, die abgeschieden von einander, oft sich geradezu widerstreben, und das, der Natur der Sache und den Gesetzen der Wirklichkeit nach Unvereinbarste hinter und neben einander als poetische Mittelpunkte ergreifen und festhalten. Denn alles, was auf Einheit hinführt, entspringt aus einem unbewußten Streben; dagegen alles Bewußtseyn schon von Trennung ausgeht, zu Trennung hinleitet und sie erhält.«

Friedrich Schlegel hat bereits mit Beziehung auf Schiller die Vereinbarkeit des philosophischen und poetischen Talents siegreich erwiesen. Der Fragepunkt könnte, wenn er zugleich auf einem historischen Felde durchgeführt würde, noch manche andere wünschenswerthe Erörterungen veranlassen. Außerdem setzt die obige Darstellung die Verfahrungsweise des Dichters in ein falsches Licht. Sein Ueberlegen hing selbst wieder in unerforschlicher Tiefe mit der Poesie zusammen, die Sprünge der Willkür waren davon ausgeschlossen, jeder herrschende Seelenzustand bezeichnete im Wechsel und Fortschritt eine bestimmte Stufe der persönlichen Entwicklung. Er dichtete nicht auf diese oder jene bestimmte Weise, weil er früher derselben analog philosophirt hatte; er philosophirte vielmehr lediglich nach der festen Richtung hin, in welcher sein dichterischer Genius im Einklange mit allen seinen höchsten und schönsten Kräften ihn hintrieb. Er diente fortgesetzt einer ideellen Gewalt, er war ein unermüdeter Priester derselben, ohne es zu wissen; das ist der Gesichtspunkt, von dem die Würdigung dieses reinen, fruchtbaren, unüberwun-

denen, schon im irdischen Leben verklärten Geistes ausgehen muß. Dafür spricht die bewundernswürdige Kraft und Gewandtheit, mit welcher er sich auf den verschiedenen, durchlaufenen Stationen bewegte, so daß er das größte Wunder unter den Dichtern des Jahrhunderts seyn würde, wenn er seine mannigfaltig gearteten Werke vor allen Dingen durch die Macht eines durchdachten Entschlusses hervorgebracht hätte. Sie wissen gar nicht, wie sehr sie ihn erheben, die ihn auf diese Weise herabsetzen wollen; denn können wir dem schaffenden, göttlichen Geiste keine höhere Wirksamkeit beylegen, als das Vermögen, jeden Gedanken mit der vollkommensten Freyheit zu verwirklichen, so sollten wir auch freudig erstaunen über die Wahrnehmung des Aehnlichen in dem Verfahren eines hoch begabten Dichters. Diese wohlverdiente Theilnahme muß noch höher steigen durch die aufmerksame Betrachtung seines ganzen Wesens. Gleich mehreren hohen Naturen ist Schiller in dem Augenblick der schönsten Reife von dem Schauplatze abgetreten, als das Vaterland von ihm das Gediegenste erwarten durfte, als er anfing in männlich erworbener Ruhe sich immer mehr selbst zu genügen, als er vielleicht daran dachte, den Wettkampf mit Göthe aufs nachdrücklichste zu beginnen. Er ist nie zurückgegangen, nie stillgestanden, Fortschreiten und Leben war bey ihm unzertrennlich; eine geheime Regelmäßigkeit des Entstehens durchdringt alle seine Werke, wir fühlen, wir sehen das große Gesetz, dem er gefolgt, ohne es aussprechen zu können; wir möchten aus dem reichen Vermächtnisse seines Geistes die Schätze errathen, die er mit sich hinüber genommen hat, und wir gestehen in unserm Verstummen unsere schlecht zu verbergende Ohnmacht. Daß doch alle diejenigen, die ihn so vornehm zu beschränken wagen, als sey er höchstens ein geistreicher Versuchsmensch gewesen, endlich auch einmal das Herz hätten, aus den vorliegenden Beweisen seiner sogenannten methodischen Anstrengung auf das Nächste muthmaßlich hinzuweisen, was er uns in seinem Leben gereicht haben würde. Können sie es nicht, und wir dürfen es wohl umsonst erwarten, da Absprechen etwas anders ist als Weissagen, so haben sie sich mit ihren eigenen Waffen glorreich aus dem Felde geschlagen. In der Gestalt, in welcher der Mensch die Erde verläßt, wandelt er auf ihr fort im Gedächtnisse der Welt, so sagt das schöne Schlußwort Göthe's über Winkelmanns Tod. Von Schiller gilt es mit der Einschränkung, daß wir Geist und Willen genug haben, uns seine scheidende Gestalt nach ihrem innern unerschöpften Werthe mit historischer Divinationskraft auszubilden, widrigenfalls sind wir nicht werth, seinen Tod als einen Verlust zu beklagen. Unter

dieſer Bedingung wird ſich das Urtheil über ihn in vielen weſentlichen Punkten anders ausſprechen, als es bisher von mehreren Seiten geſchehen iſt. Natürlich hangt Alles von dem genügenden Beweiſe ſeines ſteten bis ans Ende reichenden Fortganges ab, wobey aber nicht das einzelne Werk an ſich, ſondern die geſammte Geiſtesthätigkeit im Bilden des Gehalts, im Behandeln des Stoffs, im Handhaben der Form zur Sprache kommen muß. Man kann z. B. Wallenſtein nach ſeinem Kunſtbau dem ſpätern Wilhelm Tell vorziehen, der Schreibende ſtimmt darin dem trefflichen, auch zu früh geſtorbenen Solger gegen Auguſt Wilhelm Schlegel bey; allein eine nähere Beachtung der vorhin angegebenen Punkte ſetzt doch den Fortſchritt außer Zweifel. Schon öfter hat man denſelben einſichtig nach gewiſſen Perioden geordnet und ihnen die einzelnen Werke zugetheilt. Göthe würde bey einem ähnlichen chronologiſchen Verfahren entſchieden im Nachtheile ſtehen, denn mehreres Einzelne vorwärts und rückwärts in der Zeit verräth deutlich die Natur eines Abſtechers, einer Probe, eines Unternehmens zu eigenen Zwecken; an eine ſcharf aufſteigende Linie, wie bey Schiller, iſt vollends gar nicht zu denken. In einer geſchichtlichen Einſchaltung zu dem Verſuche über die Metamorphoſe der Pflanzen hat er ſogar ſeine Befangenheit hinſichtlich der Räuber und des Don Carlos, ſo wie ihrer außerordentlichen Wirkungen im Publikum deutlich an den Tag gelegt, durch welchen Umſtand auch die freundſchaftliche Annäherung zwiſchen beyden Männern eine geraume Zeit verhindert wurde. Der allmäliche Uebergang von den Räubern zum Don Carlos hätte Göthe ein beſſeres Vertrauen einflößen ſollen; auch verdiente das letztere Werk eine gerechtere Würdigung. Eine unparteyiſche Parallele zwiſchen Göthe und Schiller als dramatiſchen Dichtern wäre jetzt nach ſo langer Verſäumniß ſehr an ihrem Platz, da ſie allerdings neben einander ſtehen können, ohne daß dieſer jenen zu fürchten hätte, oder jener dieſen als unebenbürtig betrachten dürfte. Die Behauptung, Göthe habe mehr dramatiſches, Schiller mehr theatraliſches Talent, erſchöpft noch lange den Unterſchied nicht, ja es will dem Schreibenden vorkommen, als würden dieſe beyden Begriffe ziemlich unbeſtimmt gebraucht. Solche Parallelen ſind eben ſo angenehm als nützlich, ſie zwingen von der Oberfläche weg auf das Weſen der Sache ſelbſt zu ſehen, ſie führen oft zu erfreulichen Erweiterungen im Gebiete der Kritik, ſie begünſtigen den freyen, unbeſtochenen Blick, der heut zu Tage unter dem Modeſcepter der geſelligen Mittheilung und den Kämpfen, Friedensabſchlüſſen, Verbindungen der tonangebenden Kritik ſo leicht verloren geht.

Was am Ende der vorigen Anführung vorkommt, wird im Folgenden noch bestimmter durch den Satz ausgedrückt, »daß alle Kritik und alles ihr verwandte reflektirende Denken und Empfinden, das nur wieder zu jenen beyden führt und sie zuletzt als äußersten und höchsten Lebensstoff, ja einzigen Lebensgehalt behandelt, für alle Kunst auf einen Mangel an Vollbringen und Thatfähigkeit, für beydes auf ein Stocken und Erlöschen des Vorzüglichsten in ihm entschieden hinweist.«

Dieser Parademarsch der Kritik ist nicht mehr neu, jetzt stellen sich auf seinen Ruf fast nur junge Phantasten und alte Kinder in Reihe und Glied. Eine befriedigende Durchführung des vielfach besprochenen Gegenstandes ist hier nicht möglich. Die Sache kommt in ihrer Uebertreibung einer frühern Erziehungsmaßregel ziemlich nahe, welche das Ueben des Gedächtnisses als unverträglich mit der Schärfung des Urtheils aufstellte. Schaffen und Reflektiren sind an und für sich so wenig einander entgegen gesetzt, daß jenes ohne dieses unter keiner Bedingung Statt finden kann. Was auch das Genie wählt, und es muß wählen, wenn es schaffen will, so geschieht keine Wahl ohne Vollziehung eines Urtheils, das ununterbrochen fortgesetzt, unendlich vervielfältigt das Werk eigentlich abschließt und bestätigt. Das Eigene, Außerordentliche, wodurch das Genie, abgesehen von seinen andern Thätigkeiten, sich als solches erweist, besteht hierbey darin, daß der Akt des Urtheilens einem Blitze gleicht, der eben darum nicht weiter bemerkt wird, weil er getroffen hat. Dieses Verhältniß kehrt in sehr mannigfaltigen Lagen zurück; so befindet sich z. B. jeder tüchtige Klavierspieler darin, indem er die Noten mechanisch zu greifen scheint, weil das klare Bewußtseyn des gegenwärtigen Augenblicks unmittelbar von dem Werthe des nächstfolgenden verschlungen wird. Wo also das Reflektiren dem Schaffen schadet, da fehlt ihm die lebendige Verbindung, es ist ein vereinzelter, zersprengter Funke, der aus Mangel an zündbarem Stoff unwirksam erlischt. Dasselbe begegnet jeder Thätigkeit des Geistes, sie mag Namen haben, welche sie will; das Genie handelt eben nur als solches durch den innigsten Bund aller Seelenkräfte, der Schein der Bewußtlosigkeit ist das Siegel der waltenden Gesammtheit. Weil nun die Reflexion, herausgerissen aus dem allgemeinen, gefühlten Zusammenhange des Geistes immer wie ein Aufpasser herauskommt, der seinen Herrn beobachten soll und ihn nicht finden kann, so ergeben sich daraus alle die absprechenden Urtheile, womit man sie aus einem falschen Gesichtspunkt überhäuft. Daß und wie das schaffende und reflektirende Vermögen vortrefflich neben einander bestehen können, hat uns Jean Paul's Vorgang auf das glücklichste gezeigt.

Was Schubarth bey der Gelegenheit über Leſſing ſagt, hallt ſchwach zurück aus der allgemein bekannten Charakteriſtik dieſes Schriftſtellers von Friedrich Schlegel. Der Letztere hat in ſeinen Vorleſungen über die allgemeine Literaturgeſchichte nach meinem Gefühle ſein Vorbild, wie er anderswo ſelbſt Leſſing nennt, weniger ſchneidend dargeſtellt, ſo wie er auf der andern Seite von ſeiner frühern unbedingten Bewunderung Göthe's merkbar nachgelaſſen hat, ſo daß alſo das ſpätere Urtheil unbedenklich für das richtigere gelten kann.

Um wieder auf Schiller zurück zu kommen, ſo laſſen ſich in der öffentlichen Schätzung ſeiner Werke eben ſowohl drey Perioden feſtſetzen, als in dieſen ſelbſt. Die erſte fällt in die Zeit, wo noch der Feuermoſt des Lebens aus allen Kräften gährt; in ihr behauptet Schiller eine hinreißende, unumſchränkte Gewalt, noch weit über ſein unſterbliches Verdienſt hinaus. Und ſo gewinnt er in der treuen, überſchwenglichen Anhänglichkeit jedes kommenden blühenden Geſchlechts gleichſam als Erſatz die eigene, vielfältig verbitterte Jugend zurück. Eine zweyte Periode bildet die Ueberſchätzung, die Vergötterung Göthe's, während welcher Schiller tief in den Schatten treten muß und kaum noch als Dichter gelten ſoll. Dieſes Unweſen hat zwar größten Theils ausgetobt, doch wird es nie ganz verſchwinden und als eine Uebertreibung, die in gewiſſen Jahren dem Geiſteszuſtande der Individuen genau anpaßt, ſtets zurückbleiben. Sie hat Werth, wenn ſie den natürlichen Uebergang zu der dritten Periode bildet, wo dem Dichter auch in Vergleich mit Göthe und in Beachtung ſeiner ſchwächern Seiten ſein wahres und ſchönes Recht geſchieht. Die Verehrer der letzten Art können nicht zahlreich ſeyn, da den meiſten Menſchen mit der Jugend auch die Poeſie entflieht, und in reifern Jahren ein gefälliger Weltverſtand überwiegend und bis zur Einſeitigkeit für Göthe ſtimmt. Es war die Abſicht, jene dritte Periode durch einige Beweisgründe anzudeuten. Wenn über Göthe und Schiller als Dichter eine bildliche Sprache vergönnt iſt, und wir hoffen könnten, beyde im Garten der Poeſie zu erblicken, ſo werden wohl viele Stimmen rufen: Vor Göthe beugt ſich mein Geiſt, aber ich bleibe ſtehen; Schiller eile ich entgegen und ſinke ihm ans Herz. Der Schreibende wenigſtens iſt dieſer Meinung.

Jetzt kommt die Reihe billig an Novalis. Nachdem Schubarth (2. Th. 215) gezeigt hat, wie aus Wilhelm Meiſter von Tieck zu eigenen Zwecken geſchöpft worden, fährt er fort: »So hat Novalis in ſeinem Heinrich von Ofterdingen das ahnungsvolle, religiös-ſittliche, ſinnlich auf eine Beſchränkung, Bedrängung und Einengung hinweiſende Element der Lehr-

jahre als vorzügliche Anregung benützt, um durch eine Steigerung, eine Verdopplung darin einen noch seltsamern Effekt hervor zu bringen. So ist die wunderliche Richtung dieses Romans entstanden, alles höchste Wirkliche des Menschen und der Welt als bloßen Traum für die lebendig vorhandene Gegenwart zu schildern, und dagegen diese als das eigentliche Nichts und Nichtseyende darzustellen, wie folgende Reimzeilen, die aus dem Märchen entlehnt sind, welches die Rückbildung alles Endlichen ins Unendliche und den zuletzt erfolgenden Eintritt des höhern Lebens auszusprechen bestimmt ist, beweisen können.

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Noch seyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey
Geht furchtbar in die Höhle
Und weckt die heil'ge Drey.«

Eine genügende Rechtfertigung gegen die ausgesprochenen Vorwürfe könnte nur aus der durchgeführten Charakteristik des beschuldigten Dichters hervorgehen, die indessen weit über die gegenwärtigen Gränzen in ein Feld der Poesie führen würde, bis wohin nicht Alle der Kritik gern folgen mögen. Es bleibt demnach nichts übrig, als im Allgemeinen den Standpunkt für eine richtigere Würdigung anzugeben. Novalis läßt sich nicht in dem Maße wie Göthe, abgesondert von seiner Umgebung, wegeilend über den Zeitstrom, auffassen und darstellen; er ist vielmehr das Produkt, und zwar das schönste und treueste, einer gewissen Geistesperiode, deren Beschreibung jedem unverständlich bleibt, der nie auf irgend eine Weise derselben nahe gekommen ist oder noch kommt. Man kann ihn einem öffentlichen Geheimniß vergleichen, zu dem nur Gleichgesinnte den Schlüssel haben, obschon dieser nicht immer und überall derselbe ist. Die Gewalt des Eindrucks erklärt sich zum Theil auf eine ähnliche Weise, wie bey Werther, aus der ähnlich angeregten Stimmung der Zeitgenossen, wobey jedoch einschränkend zu bemerken ist, daß die entgegen kommende Uebereinstimmung des Denkens und Empfindens in einem vielfach geringern Maße vorhanden war. Jene vorwaltende Sympathie darf ihrem Wesen nach als der Gipfel eines allseitigen Idealismus gelten, der für das gegebene Wirkliche einen

höhern Grund im Erkennen, Haben und Genießen ſuchte, dieſen Trieb an eine allgegenwärtige geiſtige Sublimation der Dinge heftete, und in Novalis das Organ der Poeſie fand, die beſagte höchſte Einheit im Allgemeinſten glücklich auszudrücken. Er hat als Dichter durch ſeine Werke bewieſen und beweiſen wollen, wie der oben beſprochene Zuſammenhang zwiſchen Kunſt, Poeſie, Wiſſenſchaft und Religion Statt findet; er iſt rückſichtlich dieſer Bemühung unter allen neuern Dichtern der originalſte, der tiefſte, der vielſeitigſte; er muß folglich nicht nach einem einzelnen Geſichtspunkte, ſondern gleichſam nach allen Strichen des Kompaſſes beurtheilt werden. So weit reicht nun freylich Schubarths Kritik nicht, doch iſt ihre Beſchränktheit in ſo fern verdienſtlich, als ſie auf der Konſequenz des Unvermögens beruht. Die Zuſammenſtellung Göthe's mit Novalis, als habe der letztere ſeinen Ofterdingen dem Muſter des Wilhelm Meiſter in verſchiedenen Elementen nachgebildet und die Nachahmung künſtlich hinter erhöhte Potenzen verſteckt, iſt die abgeſchmackteſte Erfindung eines kritiſchen Falſchmünzers, der auf allen Seiten, in jedem Worte ſeines gedruckten Narrenkönigs die von ihm ſelbſt aufgeſtellte Behauptung widerlegt: jedes poetiſche Werk enthalte eine eigene Aeſthetik und verlange eine ſolche. Welch eine Kluft überhaupt, ich ſage nicht, welch ein Abſtand zwiſchen Göthe und Novalis! Keiner kann und konnte, was der andere vermag und vermochte; ſie ſind beyde gleich groß, innerhalb ihrer verſchiedenen Kreiſe, und wenn Novalis gegen Göthe's Reichthum an hervorgebrachten Werken im Schatten ſteht, ſo kommt dieſer Nachtheil zuvörderſt auf die Rechnung ſeines frühen Todes; ſodann iſt auch noch zu bedenken, daß ſeine ungleich höhere, das All umfaſſende Tendenz mehr nach der Tiefe als der Breite gemeſſen werden muß. Doch eine würdige Parallele fordert ganz andere Betrachtungen. Nur der Ausdruck der beyden Dichter als Sprachkünſtler werde hier noch nebenbey als Zeichen ihrer innern Verſchiedenheit erwähnt. In Beziehung auf Wahrheit mögen ſich beyde ungefähr gleich ſeyn, ſobald die Wahrheit nicht willkürlich auf dieß oder jenes beſchränkt wird; ungeachtet dieſer Uebereinſtimmung bricht aber in der Sprachweiſe des Novalis etwas Unſägliches durch, das dem Einfachſten, Natürlichſten einen höhern, urbildlichen Reiz gibt, wie z. B. wenn die angeführten vorderſten Verſe den Gedanken ausſprechen, daß zuletzt jede Sehnſucht ihre Sehnſucht finden wird. Göthe erreicht oft auch dieſe Höhe, aber doch nicht ſo durchgängig, wie mir ſcheint. Das Schönſte der Art geben die Exſequien Mignons, es ſey genug an den unübertrefflichen Worten:

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Ueber den Sinn des eingeflochtenen Märchens ist das Verschiedenste gemuthmaßt und gemeint worden, besonders sind ihm die Männer fleißig nachgegangen, so wie ihrer Seits die Frauen zur Zeit des erschienenen Romans gar gerne die blaue Blume gepflückt hätten, wiewohl einige unter ihnen fein genug waren, Schiller's Mädchen aus der Fremde um das Geheimniß zu fragen. Der Schreibende meint, bey dem jüngst wiederholten Lesen die Tendenz des Märchens in der erforderlichen Klarheit durchschaut zu haben, und theilt deßhalb seine Ansichten um so eher rückhaltslos mit, da selbst Tieck in seinem Nachworte darüber einen mysteriösen Ton angenommen hat. Sollte ein oder das andere nicht gehörig einleuchten, so liegt die Schuld in dem ungeschickten Ausdruck, denn die Sache selbst möchte weder im Ganzen noch im Einzelnen irgend einen bedeutenden Zweifel erlauben. Novalis hat darin die Konsequenz, ich möchte sagen, das Systematische der Phantasie aufs Höchste getrieben. Hier sind die Grundzüge, denen sich das Besondere ungezwungen anschließt, und das jeder leicht finden wird, der dem Allgemeinen seinen Beyfall schenkt.

Der alte Held in der langen Nacht ist der unüberwundene, bessere Geist einer poetischen Zeit, der gleichsam als Wache dient in ihrem verlassenen Pallast. Nicht ohne Grund steht der letztere im Norden auferbaut, wo die Wurzeln vieler alten deutschen Götterſagen liegen, und dessen winterliche Farbe die eisige Erstarrung der Gemüther treffend bezeichnet. »Hast du noch nichts entdeckt? sagte die schöne Tochter Arcturs mit klagender Stimme. Sie lag an seidenen Polstern auf einem Throne, der auf einem großen Schwefelkrystall künstlich erbaut war, und einige Mädchen rieben emsig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zusammen geflossen schienen.« Es ist Freya, die gefragt hat, und der die Beschreibung gilt; Freya, deren bekannte mythologische Figur sich hier vortrefflich einwebt. Wie schön malen die um sie beschäftigten Jungfrauen die erwachende Sehnsucht der Gebieterin nach dem Geliebten, oder dem goldenen Zeitalter der Dinge, dem Reiche der unbeschränkten Dichtung. Die physische Ausdrucksweise ist hier und überall in eine höhere zu übersetzen, dient nur als sinnlicher Schmuck der Rede. Freya berührt den Schild des alten Helden, beyde fühlen sich durchzuckt von frischen Gefühlen der alten verschwundenen Herrlichkeit, sie umfassen ahnend die schöne Erneuerung alles Lebens. »Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones saß.«

Das Augurium der Ewigkeit ist hiermit in der Ausdrucksweise des Alterthums gegeben. Der König stellt das monarchische Princip der neu aufgehenden Zeit dar, an der aber jetzt noch der Rost nagt. Nun haben die vorhin und zuerst angeführten Verse einen sehr klaren und bestimmten Sinn, sie deuten das bevorstehende Erwachen der Königin an, die als gebärende, pflegende Kraft absichtsvoll hier, wie durchgehends, im Dunkel gehalten wird, während ihr Gemahl schon jetzt prachtvoll auf den Triumph des Ausgangs hindeutet. Freya, die Tochter, wartet auf den schönen Fremden, der kein anderer als Eros ist; ihre künftige Vermählung legt den Grundstein zu der neuen Epoche, von der die hohe Weissagung verkündet: »Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen, wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.« Ueber alles dieß herrscht schwerlich einige Dunkelheit, außer in dem Kopfe Schubarths, des Kimmeriers. Die höhere kommende Ordnung spiegelt sich ab in den künstlich zusammen gefügten Figuren und Zeichen, welche die Musik der Sphären harmonisch begleitet. Mitten am heiligen Vorabend steht die unverwüstliche Ehre, der alte Held auf, und wirft auf Befehl des Königs das Schwert in die Welt, daß sie erfahre — wie sinnig, wie tief! — wo der Friede ruht.

»Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan, seine Amme, die Wiege schaukelte und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach dem Kinde um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg.«

Eros, Freyas bestimmter Bräutigam, erscheint in seiner zartesten Entwickelung, hülfreich umgeben von seiner Amme Ginnistan und seiner Milchschwester Fabel. Warum erblicken wir die Mutter nicht? Warum vertritt Ginnistan ihre Stelle? Um die verkehrte, gleichsam stiefmütterliche Leitung deutlich zu bezeichnen, unter welcher das irrende Geschlecht steht. Der Schreiber enthüllt in seiner Person das traurige Princip der Philister. Fabel als Milchschwester des Eros erklärt sich selbst. Der aus- und eingehende, mit Ginnistan liebelnde, auch mit dem Schreiber verkehrende Vater zeigt uns das praktisch einseitige, an der Oberfläche haftende Talent, dem das Höchste Null oder doch gleichgültig ist. Eine edle, göttergleiche Frau, die auch wieder mit gutem Grunde ein mysteriöses Ansehen behauptet, empfängt vom Schreiber die geschriebenen Blätter; sie lehnt sich an ei-

nen Altar, auf welchem eine dunkle Schale mit klarem Wasser steht, in welches sie mit heiterm Lächeln blickt. Sie taucht die Blätter jedes Mal hinein, und wenn sie beym Herausziehen gewahr wird, daß einige Schrift stehen geblieben und glänzend geworden, so gibt sie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftet und oft verdrießlich zu seyn scheint, wenn seine Mühe vergeblich gewesen und Alles ausgelöscht ist. Unter der Figur der wunderbaren Frau haben wir Sophien, oder die Weisheit zu verehren, die Richterin über den Werth des Irdischen. Auch die Mutter der Fabel liegt mehr den Geschäften des Tages, als der Erziehung der Kinder ob. Der Sinn springt in die Augen. Wie Ginnistan den Knaben Eros mit einem zur Schlange zurückgewundenen Magnet berührt, erwacht derselbe und greift nach dem eisernen Kleinod. So drückt hier der Magnet nicht nur den Zug der Liebe aus, sondern den Strom des Lebens nach Norden, wo der König thront. Vater und Mutter bekümmern sich wenig um den heranwachsenden Eros. Er fragt Sophien um einen Reiseplan, diese gesellt ihm Ginnistan zu als begleitende Stellvertreterin der Mutter auf dem Wege zum König. Ginnistans Vater ist der Mond, ein bedeutungsvolles Zeichen der matten, trüben, kalten Lebenselemente. Unter den eingemischten Versen gibt besonders der folgende einen nicht zu übersehenden Wink.

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beyde folgten sorgenfrey
Der schönen Führerin.

Die Wunder der Natur, die Bilder des Lebens schwimmen im buntesten Lichte, über ihnen ruht eine große allgemeine Figur als Schlußblatt, die wohl die nahe Vergeistigung alles Irdischen vermöge der Phantasie, und zwar im Gegensatze zu den vorangegangenen Schilderungen vorbilden soll. Eros und Ginnistan ergeben sich dem leidenschaftlichsten Genuß der Liebe und veranschaulichen dadurch lebhaft die aufgelöste Ordnung der Welt. Sollte nicht Ginnistan die Stelle der Mutter vertreten? War Eros nicht auf dem Wege zu seiner ursprünglichen Heimat? Empörung hinter ihm in dem verlassenen Hause durch den Schreiber. Vater und Mutter gerathen in Gefangenschaft. Fabel entschlüpft durch eine verborgene Treppe. Die Erklärung ergibt sich. Die Fabel steht als ursprünglich erfindende und verknüpfende Kraft, mithin als Urgeist der Menschheit vor den geheimen Pforten, welche die Sphinx bewacht.

»Was suchst du? sagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommst du her? — Aus alten Zeiten. — Du bist noch ein Kind? — und werde ewig ein Kind seyn. — Wer

wird dir beystehen? — Ich stehe für mich. Wo sind die Schwestern? fragte Fabel. — Ueberall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennst du mich? — Noch nicht. — Wo ist die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor sich hin und rauschte mit den Flügeln. Sophie und Liebe, rief triumphirend Fabel und ging durchs Thor.«

In diesen Fragen und Antworten fängt es immer bestimmter an zu tagen. Fabel drückt hier das innerste und höchste Wesen der Phantasie aus, in welcher und zu welcher alle Dinge gemacht sind und werden. Das Vorhandenseyn der Liebe in der Einbildung hangt damit zusammen. Liebe ohne Phantasie ist nur ein Schatten. Vor Sophien, der regierenden, alles durchschauenden Weisheit entsetzt sich die Sphinx, ähnlich der Namensschwester, die sich von der Höhe herabstürzte, nachdem Oedipus das Räthsel errathen.

Fabel tritt darauf in eine Höle, den Sitz der dunkeln, starren, mechanischen Gewalten, die unter dem Namen der drey Schicksalsschwestern oder Parzen den Gang des Menschenlebens und der Natur beobachten, regieren, verfolgen. Fabel bekommt hier alle Hände voll zu thun, verkürzt sich die Zeit mit Singen, und indem sie das Sternbild des Phönix erblickt — das Zeichen der Verjüngung — singt sie:

Erwacht in euren Zellen
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

Ich spinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus ist die Zeit der Fehden,
Ein Leben sollt ihr seyn.

Ein Jeder lebt in Allen,
Und All in Jedem auch!
Ein Herz wird in euch wallen
Von Einem Lebenshauch.

Noch seyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey.
Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drey.

Erst in dieser Verbindung erhält der letzte bereits angeführte Vers Sinn und Zusammenhang. Schubarth, ein kritischer Troglodyte, kriecht unversehens den alten Basen nach, man weiß nicht warum; er kehrte gewiß gern auch bey Polyphem ein, wäre derselbe aufzufinden. Die Kinder alter Zeit sind wohl die luftigen, der Vorwelt entnommenen Gestalten der Phantasie, sie mögen wahrscheinlich nur als Seele, Traum, Zauberey bezeichnet werden, weil sie abgelöst vom Boden der Wirklichkeit umherschweben. Jetzt ist es klar, in wie weit sie die ironisch genannte heilige Drey necken können und sollen, indem sie nämlich gegen den Willen dieser trübseligen, pedantischen Weberinnen ins Leben und die Welt dringen. Die fernere Ausführung des Verhältnisses zwischen

Fabel, dem Schreiber und den Alten ist ganz in diesem Sinne. Die Mutter der Fabel soll ein Raub der Flamme werden, so verkündigt der Schreiber. Fabel wendet sich auf diese Nachricht bittend an den König und mit dem Wunsche: »Heil deinem festgegründeten Throne! Frohe Botschaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft!« Diese Worte beschreiben deutlich die zu erwartende höchste Epoche. Der Flammentod, den die Mutter der Fabel stirbt, scheint auf die Schuld des frühern sinnlichen Lebens und den reinigenden Ausgang anzuspielen. Von hier aus genügt die Hinweisung auf das Hauptsächlichste. Brand des Scheiterhaufens. Die Sphinx fragt Fabel in Beziehung auf denselben: Was kommt plötzlicher als der Blitz? Die Rache, sagte die Fabel. — Was ist am vergänglichsten? Ungerechter Besitz. — Wer kennt die Welt? — Wer sich selbst kennt. — Was ist das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bey wem ruht es? — Bey Sophien. Ist die Liebe zu Sophien vielleicht eine Andeutung der Philosophie? Den drey Alten wird es eng ums Herz, Fabel soll ihnen leichte Tanzkleider spinnen. Ein Vorbote des allmälich erfolgenden Umschwunges. »Ist die Flamme angekommen?« fragt Fabel den Monarchen, worauf er antwortet: »Sie ist angekommen. Die Nacht ist vorbey und das Eis schmilzt. Meine Gattin zeigt sich von weiten. Meine Feindin ist versenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht sehen lassen, denn allen bin ich nicht König.« Die weitere Auflösung legt keine Schwierigkeiten in den Weg, der Zustand der seligen allgemeinen Ausgleichung wird prachtvoll beschrieben, die Fabel spinnt und singt zum Schluß mit lauter Stimme:

Gegründet ist das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit;
Worüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Es leuchtet von selbst ein, wie diese Fabel über die Fabel den kühnsten, großartigsten Idealismus darstellt. Sie ist der koncentrische Geist der Welt, des Romans, des Dichters selbst. Eine Rückbildung alles Endlichen ins Unendliche, wie Schubarth sie hier sehen will, findet nicht Statt, oder sie muß wenigstens nur auf die Einheit der schaffenden kosmischen Phantasie als ihr lebendiges Organ bezogen werden.

»Es ist nicht zu verwundern, wenn bey krankhaften Gemüthern, denen eine zerstörte, aufgelöste Lage das Beste im Menschen freylich nur als ein aus der Ferne wirkendes Gute erschei-

nen lassen mußte, dieser Roman so viel Beyfall fand; und man wird allerdings sogar zugeben müssen, daß diese ihrer Wirklichkeit freylich wohl nicht den Namen einer großen, werthen, würdigen Wirklichkeit beyzulegen Ursache hatten. Trüben sich jedoch auf diese Weise die Quellen gar sehr, aus welchen für jene Produktion aller Beyfall etwa fließen kann, so ist nicht zu läugnen, daß doch diese Poesie, die so gern allem Weltlichen gram zu seyn, und im Himmlischen allein lebend erscheinen möchte, einer ganz abstrusen Sinnlichkeit zuletzt nicht entgehen kann. Ich will nur aus den berühmten Hymnen an die Nacht, an nachfolgende Stelle erinnern.

»Sie wissen es nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schooß macht.«

Und so wird man noch mehrere Stellen der Art finden können, wo Wollust, Trunkenheit, Taumel und anders dergleichen auf eine stark erregte, bis zur vollkommensten Ohnmacht erfolgte Sinnlichkeit hinweisende eine große Rolle in dieser himmlischen Poesie spielt, und zwar gerade, um das himmlische Wesen selbst damit zu bezeichnen. Da demnach hieraus sich begreifen läßt, warum ein gewisses Publikum diese Poesie und den in ihr ausgedrückten Glauben so hoch zu schätzen und begierig zu ergreifen sich getrieben fand; denn ein Himmel, der seine Erde noch mit sich führt, ist wohl das Allereinleuchtendste und Faßlichste. Doch schelten wir nicht die blinde Menge, die rathlos immer das Rathlose begehen muß! denn selbst Männer, die den Beruf als Lehrer des Volks, als Theologen nicht scheueten, haben wohl die Reinheit und Heiligkeit dieser Poesie anzuerkennen nicht verschmäht.«

Der Sinn der Zukunft, aufgeregt durch das Hohe der Vergangenheit, das Dürftige der Gegenwart, mußte allerdings in einer Poesie vorherrschen, deren Trieb unmittelbar und von allen Seiten auf die Durchdringung des Ewigen und Zeitlichen, des Unendlichen und Endlichen gerichtet war, weßhalb der Wunsch nach Lösung dieser Aufgabe in der Gestalt der Sehnsucht sich so rührend und mannigfaltig aussprach. Nur die beschränktesten Geister und Herzen betrachten als Perihelium ihres Daseyns jene Nähe, die sie mit Händen greifen können, jene Leibeigenschaft des Punktes, auf dem sie eben stehen. Die Ferne dagegen, nach welcher das Auge der tiefern poetischen Erleuchtung schaut, verwandelt sich auch wieder dadurch in ein Gegenwärtiges, daß die Wolken der lebendigen Ahnung eine eigene wunderbare Atmosphäre um uns bereiten. In diesem Sinne wirken die Gegenstände der

Umgebung auf uns, als wären sie geheime Ausflüsse unserer Persönlichkeit, als hörten wir überall ein geistiges Konzert und in ihm den Wiederhall unserer Stimmung. So gestaltet sich die äußere Sinnenwelt in ein Bild unsers Innern, und wir dürfen auch die gewöhnlichsten Naturerscheinungen als Hieroglyphik anschauen und aussprechen. Weil Schubarth diesen Punkt, die allgemeine Verkörperung des Ideellen, übersehen hat, so gründete er auf dieses Mißverständniß den Vorwurf einer abstrusen Sinnlichkeit, und sucht ihn auf eine Art zu belegen, die nicht nur an seinem Verstande, sondern selbst an seinen Augen zweifeln läßt. Die gräßlich verstümmelte Stelle lautet im Zusammenhange also:

»Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen (— wie Schubarth —) von keinem Schlafe als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldenen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöl und dem braunen Safte des Mohn. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schooß macht, ahnen nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.«

Es herrscht hier dieselbe Sprachweise, welche manche neuern Philosophen sich erlauben, wenn sie die Natur der äußern Dinge auf ihrer Stufenleiter durch Ausdrücke bezeichnen, die streng genommen nur von uns gelten. Der Dichter hat hier offenbar noch einen freyern Spielraum. So ist der Schlaf nach dem Sinne des Novalis in dieser Verbindung schwerlich mehr als die ruhig gedeihende, zur Vollendung reifende Kraft, wie es in dem unendlich schönen Lobe des Weins zur Bezeichnung des Gährens heißt:

»Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luftge Schloß.«

Die Ehre der unsaubern lügenhaften Entdeckung bleibt Schubarth ungeschmälert; gleichfalls sey ihm das Talent der feinen Anklage gegen hochverdiente Männer in vollem Maße eingeräumt, wiewohl es besser für ihn wäre, zu diesem Ende das Geschäft der Kritik, wozu er doch einmal keinen natürlichen Beruf hat, mit dem Studium des Kriminalprozesses zu vertauschen. Das seynsollende Vergehen, welches er bey dieser Gelegenheit einem der ersten Universitätslehrer und Theologen aufbürdet, besteht dem Wesentlichen nach darin, daß dieser öffentlich über

Novalis, als einen zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, getrauert hat, »dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht,« den er den reichsten Dichtern beygesellt, »den seltnern, die eben so tiefsinnig sind als klar und lebendig.«

Als das schmachvollste Denkmal der Unkenntniß, Verworrenheit, Gemüthsverkrüppelung sey hier noch jene heillose Aeußerung ausgehoben, in welcher er sich und sein Urtheil bey allen Einsichtigen und Gutgesinnten für immer vernichtet hat:

»Kein modernes Individuum hat vielleicht die Last, den Druck ungeheuer aufgehäufter Stoffe mehr gefühlt und auf dichterischem Wege sich davon zu befreyen gesucht, als Novalis. Wenn er in seinem Ofterdingen zuletzt die ganze Natur untergehen, das Universum in seiner gegenwärtigen Art zerstören läßt, durch den neuen Monarchen, so ist hier das Gefühl einer fürchterlichen Schwere unerträglicher Lasten. Aber freylich muß man mit Mephistopheles sagen: Den unschuldig Entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannenart, sich in Verlegenheiten Luft zu machen.«

»Denn in der That, was können denn Sonne, Mond und Sterne und die vier Jahreszeiten dafür, wenn dem Menschen in seiner Welt nicht wohl ist? Was haben denn Sonne, Mond und alle Gestirne mit dem Menschenschicksale zu thun? So zeigt sich eine frevelnde Anmaßung in dieser Poesie, die wohl auf andere Weise nur durch Wahnsinn und Geistesschwäche entschuldigt werden kann, wenn ihrem Urheber nicht Verruchtheit und Gotteslängnung Schuld gegeben werden soll. Denn kann es wohl einen größern Egoismus geben, als das ganze unendliche Daseyn der Welt mit dem jedesmaligen Wohl- oder Uebelbefinden des Menschen bestehen und vergehen zu lassen?«

Im rechten Sinne ist und bleibt die Poesie immer nur Egoismus des Geistes, dessen Werth von dem Gehalte des dichtenden Individuums abhangt. Je mehr sich die Individualität in das Ganze der Dinge versenkt, auflöst, desto tiefer schließt die Poesie ihre Quellen auf. Es gibt für den Dichter gar kein Schicksal in dem gewöhnlichen Sinne, er bereitet, er schafft, er ist es selbst; er kann nach Gefallen spielen mit seiner Umgebung, so lange er treu bleibt den höchsten Gesetzen seiner Kunst, unbekümmert im Genusse der unmittelbarsten Gegenwart um jede sinnliche Nähe und Ferne. Diesen großen, allgewaltigen Zug fühlte Novalis, sein Geist zerstörte das Universum nicht, er fühlte keinen Druck, am wenigsten die materielle Schwere der Welt, sondern wie ein Lichtstrahl drang er in den reizenden Abgrund, in

den die edelsten Geister von jeher freudig schauernd hinabgeblickt haben, ahnend und begreifend, daß darin der wunderbare Knäuel liegt, in dem die äußersten Enden sich durch einander schlingen. Seine Poesie, die in dem mitgetheilten Märchen ihre liebsten und schönsten Geheimnisse verräth, suchte den Sinn der Weltgeschichte darzulegen, der nach dem freyeren Sprachgebrauch der Dichter auf nichts Geringeres ausging, als auf die Welterlösung im Spiegel der Phantasie. Von Wahnsinn und Geistesschwache zu reden bey so hohem Streben, an Verruchtheit und Gottesverläugnung zu denken bey einer so sehnsüchtigen Frömmigkeit, das ist das Zeichen der Verwerfung auf der frechsten Stirn, und wer jenes trägt und diese zeigt, wissen wir hinlänglich.

Novalis ist übrigens so wenig untadelhaft als Göthe. Mehrere haben sein Gefühl in einzelnen Ergießungen krankhaft finden wollen. Die Entscheidung dieses Punktes erfordert eine feine Wahrnehmung, denn es gibt auch eine Gesundheit im Leben, die in der Poesie zur Schwäche führt. Seine Aphorismen sind ungleicher, als selbst die freyeste Form der Mittheilung erlaubt. Einige sagen Gewöhnliches, andere auch noch weniger, viele spielen willkürlich mit der feststehenden Wortbedeutung, und verdanken ihren Eindruck lediglich der seltsamen Sprache. Das gediegene zerstreute Gold mannigfaltig in ihnen lobt sich von selbst.

Wie Novalis als der erste Dichter der neuern ästhetischen Schule unwidersprechlich dasteht, so nimmt Tieck unverkennbar die zweyte ein. Eine genaue unparteyische Kritik dieses eben so liebenswürdigen als originalen Geistes erregt manche große eigenthümliche Schwierigkeiten; denn auf der einen Seite hat er zuweilen dem herrschenden Zeitgeiste mehr als billig gedient, und ist darüber mitunter in falsche Tendenzen gerathen, auf der andern steht er auch wieder in seinem tieferen Grunde weit über allen flüchtigen Anwandlungen der Mode und der Parteyen.

Sternbalds Wanderungen eignen sich auf keine Weise als Maßstab für sein poetisches Verdienst, und doch beschränkt Schubarth mit dem unverzeihlichsten Leichtsinn sein Urtheil auf dieses einzige Werk des Dichters, das dessen Ruhm lange nicht so dauerhaft fortpflanzen wird und kann, als viele seiner andern, besonders humoristischen Schriften.

Einen bestimmten Hinblick auf Wilhelm Meister, mit durchschimmernden Absichten zeigt Sternbald nirgends, eher schwimmt und schwankt jenes Element der Poesie darin herum, welches als eine Art von Krankheitsstoff damals in vielen begabten Gemüthern hin und her arbeitete, und nicht zum Durchbruch

kommen wollte. Sternbald bezeichnet mehr sprechend die fehlgehende Zeit, als den naturgemäßen Dichter.

Ein großer Nachtheil ist für diesen Roman schon der Einfluß Wakenroder's gewesen, der zu seiner Zeit den Mund nicht öffnen konnte, ohne zu weinen, dessen schriftstellerisches Leben überhaupt einer krystallisirten Thräne gleicht. Das Schluchzen im Anfange des Buches, das über mehrere Seiten fortläuft, bringt jeden heitern Leser zum Gähnen. Außerdem gehen die Kunstmaximen, Kunstbetrachtungen, Kunstlehren nirgends tief ein, kehren auch viel zu häufig in einem seichten Pathos wieder. Das Wunderbare ist abstoßend grell aufgetragen, ohne schöne klare Vermittlung mit der Wirklichkeit, wie es durchgängig in Wilhelm Meister geschieht. Außerdem ist es an und für sich flach, könnte und sollte in einem sogenannten Künstlerroman kühner, bedeutungsvoller, geheimnißreicher seyn. Ob die schöne Unbekannte, die Sternbald endlich nach vielem Wandern unerwartet findet, der Amazone in Wilhelm Meister nachgebildet ist, sey dahin gestellt, denn geistreiche Dichter können dasselbe und in dem Nähmlichen zugleich auch das Verschiedene behandeln; aber die Ausführung ist leider von Anfang bis zu Ende verunglückt. Das erste Erblicken der künftigen Geliebten führt eine völlig phantastische, mehr als wunderliche Scene herbey, in der das Waldhorn ganz gegen die Absicht den Abmarsch der Poesie verkündigt. Das Gewebe fliegt in der Luft, es ist mehr träumerisch hingehaucht als lebendig gebildet. Später geht die Spur der Unbekannten mehr als zuläßig verloren. Da sie für den Roman die Angel abgibt, müßte sie auch von Zeit zu Zeit wirksam eingreifen, wozu aber die persönliche Anwesenheit nicht nothwendig ist, vielmehr leistet die geistige Gegenwart höhere Dienste. Sternbald findet sie endlich auf seinem Wege, der ihn noch kurz vorher zu andern, nicht eben züchtigen, Umarmungen geführt hatte, und dieses Zusammentreffen selbst ist ein kalter Schlag, der als seynsollender Geist des Romans weit hinter dem Glanze und der Entzündung mancher früher geschilderten Momente zurückbleibt.

Die geführte Vertheidigung der Dichter gibt einen Vorgeschmack ven dem Urtheile Schubarths über andere glänzende Repräsentanten unserer Literatur, deren Verdienst und Ruhm er auf dieselbe verkehrte Art angetastet hat. Es finden sich darunter von berühmten und verehrten Namen unsere Schlegel, Wolf, Schleiermacher. Doch die Widerlegung hat hier wie überall ihre Gränzen; sie wird lästig, wenn sie zu lange einen kritischen Abenteurer verfolgt, sie zerdampft in Nichts, wissenschaftlich gediegenen Männern gegenüber, die selbst für das Lob zu groß sind,

wenn man sie nicht loben kann, wie Ruhnken Hemsterhuis, Schleiermacher Spinosa, Wolf Bentley gepriesen hat.

Der Ton dieser Recension mußte mit den Gegenständen abwechseln. Es gibt freylich eine Mannigfaltigkeit, welche eine gewisse gleichschwebende Temperatur nicht ausschließt. Nur bedenke man auch, daß gewisse Geisteskranke, unter welche Schubarth gehört, die strengsten Brownischen Reizmittel verlangen. Würden Leute seiner Art nicht auch für den fortgesetzten Scherz unerträglich, so wäre unstreitig jene Kritik die beste, die Aristophanes als Meister ausgeübt hat.

Friedrich Wähner.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XIX.

Römische Ausgrabungen.

Rom . . . . .

Sie verlangen einige Nachrichten über die letzten Ausgrabungen in Rom, und ich bin in diesem Augenblicke besser im Stande, Ihrem Verlangen zu entsprechen, als es seit langer Zeit der Fall gewesen wäre. Dieser klassische Boden scheint wirklich unerschöpflich zu seyn. Schwerlich würde die lebhafteste Einbildungskraft hinreichen, sich ein Bild davon zu machen, was Rom in seiner blühendsten Zeit muß gewesen seyn; eine Stadt, die nach Plinius Aussage eben so viele steinerne als lebende Menschen in sich faßte, wo der Circus maximus nach der letzten Restauration 280,000 Menschen in seinen Marmorsitzen aufnehmen konnte, welche Prachtgebäude von dem Umfange mäßiger Städte schmückten, deren alte Pracht die ganze übrige Welt bereicherte. Jahrtausende dehnen schon ihre nächtlichen Schwingen über ihre Ruinen, Jahrhunderte lang hat sich die zerstörende Wuth der Barbaren aller Welttheile rächend an ihr erschöpft, ein vertilgender Fanatismus ihre Zierden zertreten, die blinde Wuth der Bürgerzwiste verheerend gehaust, Raub, Brand und Vertilgung sind schon so oft in verzehrendem Sturme über sie hingezogen, daß man kaum begreifen kann, wie noch so Vieles übrig geblieben ist, uns ein Zeichen ihrer alten Größe zu seyn. Noch enthält die römische Erde eine unterirdische Welt: die verschüttete ehemalige Herrlichkeit, und die Gräber der Reichen, die sich mit ihren Schätzen begraben ließen, Urnen von seltener Pracht, köstliche Gefäße von zierlicher Arbeit, Schmuck von Gold und glänzendes Geschmeide wird noch oft der alten Nacht entrissen, der Kunstwerke von Marmor nicht zu gedenken. Leider zerstört Rohheit und Unwissenheit nur allzuoft die Herrlichkeiten, welche das Ungefähr an das Licht bringt. Die schönsten Gefäße und Bildnisse werden schonungslos zernichtet, und nicht zu berechnen ist es, was jährlich auf diese Art zertrümmert wird. Am Palatin waren Kalköfen, wo ein paar Jahrhunderte lang der Kalk aus nichts als aus Statuen und architektonischen Verzierungen gebrannt wurde, eine Epoche, von welcher Flaminius Vacca mit tiefem Schmerz als Augenzeuge spricht. Seltsame Geschichten von der Entdeckung mehrerer Kunstwerke führt er in seinem Werke an, und unbegreiflich genug geschah es oft damit. Den farnesischen Herkules in den antonianischen Bädern, wo er nebst drey Andern eine Art von Janus schmückte, deren zwey das östliche Ende dieses Riesengebäudes begränzten (jeder enthielt in seinen Nischen vier Statuen, zu denen außer dem Herkules auch die farnesische Flora gehörte, so daß sechs dieser Marmorbilder, wahrscheinlich von gleicher Größe und Schönheit, ein Opfer der Zerstörungssucht der Zeit geworden sind), den Herkules also fand man ohne Kopf und Beine in den Bädern selbst, lange nachher den Kopf in einem Brunnen in Trastevere, und die Beine

bey Gabii, wo der Fürst Mark Antonio Borgheſe ſie fand, der ſie großmüthig dem nunmehrigen Beſitzer, dem Könige von Neapel abtrat, welcher die ſchon von Della Porta ergänzten wieder abnehmen, und dem verſtümmelten Heros die eigenthümlichen anſetzen ließ Wahrſcheinlich waren dieſelben in die Campagna verſchleppt worden, um verkalkt zu werden; wie aber der Kopf in den Brunnen mag gekommen ſeyn, wird wohl für immer ein Räthſel bleiben. So oft man Gebäude errichtete, verkalkte man an Ort und Stelle die meiſt in Ueberfluß ſich vorfindenden Marmorfragmente aller Art, oder wenn dieß der Fall nicht war, holte man ſie ungeſcheut wo man ſie fand, namentlich bey Ausgrabung des vulkaniſchen Sandes, welcher die Ebene bildet, und einen vorzüglichen Mörtel gibt, wie die Felſenhärte alter Gemäuer beweiſt, da die ganze nun öde Fläche zwiſchen Rom und den ſabiniſchen und albaniſchen Bergen ehemals von einer Menge Städte bedeckt war, die in der Zeit ihrer Blüte zwanzig bis dreyßigtauſend bewehrte Männer ins Feld ſtellten, und Jahrhunderte lang gegen die übermüthige Nachbarin kämpften, ſo war von Alters her durch ähnliche Ausgrabungen ein Labyrinth von unterirdiſchen Gängen entſtanden, die ſich am Ende vereinigten, und die man nun Katakomben nennt, die den alten Chriſten in den Zeiten der Verfolgung zum Zufluchtsort und zu heimlichen Andachtsörtern dienten, wie eine Menge Begräbniſſe und Kapellen beweiſen, welche man darin angebracht findet, merkwürdig durch Kunſtwerke einer verſchiedenen Art, in denen man ein allmähliches Verſchmelzen der heidniſchen in chriſtliche Vorſtellungen bemerkt. Eine eigene Art von Menſchen, die man Foſtaroli nannte, und deren man ſich bediente, um von Zeit zu Zeit heilige Leiber aus dieſen Grotten ans Licht zu ziehen, beſaßen den Faden, um gefahrlos in dieſer unterirdiſchen Welt herumzuwandeln; ſeit einiger Zeit exiſtiren keine mehr, u. ſ w.

Noch immer werden aus dem dunkeln Schooße dieſer klaſſiſchen Erde erſtaunenswürdige Dinge ans Licht gebracht. Zu den wichtigſten Entdeckungen dieſer Art in der neueſten Zeit gehören unſtreitig die Ausgrabungen, welche von der Herzogin von Sciableto unternommen, und durch den einſichtsvollen und gelehrten Advokaten Biondi vor zwey Jahren geleitet wurden, und nächſtens fortgeſetzt werden ſollen. Da Hr. Biondi die Reſultate dieſer Grabungen ſelbſt bekannt zu machen gedenkt, ſo begnüge ich mich bloß mit der Anzeige der vorzüglichſten Gegenſtände, welche ſich in jeder Rückſicht durch ihre Sonderbarkeit und Neuheit auszeichnen. In der Gegend nach Oſtia hin, Torrmaranoia genannt, wurde ein Tempel des Bacchus, Bäder und ein antikes Privathaus entdeckt, welches von der Wohlhabenheit ſeiner ehemaligen Bewohner zeugte. Neun Fußböden von Moſaik, von denen einige ins neue Museum Chiaramonti geſchafft, andere an Ort und Stelle blieben, verſchönerten die Zimmer und den Hof deſſelben. In einem derſelben, der mit weißen und ſchwarzen Verzierungen gearbeitet war, fand ſich auf der Seite ein Viereck von Moſaik, das zu dem Schönſten gehört, was man in dieſer Art kennt. Die Vorſtellung enthält zwar nur Gegenſtände der Küche, ein gepflücktes Huhn, einen Korb mit Krebſen, Fiſche, Kräuter u. dgl., allein dieſe geringfügigen Dinge ſind mit einer ſolchen Wahrheit und Natürlichkeit ausgeführt, als ob ſie gemalt wären, mit äußerſter Feinheit, und zwar nicht in Glas, ſondern in harten Steinen. Dieſes Zimmer war mit ſchönen Gemälden, nach Art der herkulaniſchen, ausgeſchmückt, und Herr Biondi hatte den glücklichen Gedanken, in dem Pallaſte der Herzogin, wo eben gebaut wurde, ein Zimmer

genau nach dem Maße des gefundenen einzurichten, die Wandgemälde und Arabesken ausheben, dahin versetzen und ergänzen zu lassen, so daß man beym Eintritt die vollkommenste Idee des Alten erhält. Die Figuren sind schwebend, Faunen und Bacchantinnen, außerordentlich schön von Farbe und Zeichnung, und wunderbar erhalten; die in einer zweyten Kammer befindlichen hat er bloß ausheben lassen, und in Rahmen aufgehängt. Mit eben so schönem Sinne hat der geistreiche Finder die übrigen zahlreichen Kunstwerke in den Sälen des Pallastes aufgestellt. In dem Tempel fand er die schöne und gut erhaltene Statue des Bacchus, eine Menge bacchischer Masken, und Köpfe mit zwey Gesichtern, Votive, worunter ein Fuß in weißem und schwarzem Marmor mit einer Inschrift, daß Callinicus, Priester, diesen Fuß dem Gotte ex voto weihe, so eine Tafel mit einer Schlange, und Inschrift von einem Fechter. Das merkwürdigste Stück der Sammlung ist ein Herma mit drey Häuptern, einem Alten, einer Frau und einem Jüngling. Die Frau ist bekleidet. Zu den Füßen des Alten, wahrscheinlich Liber oder Bacchus Epon, steht ein Apollo, das Symbol der Sonne oder der erzeugenden Kraft; zu den Füßen der Frau, Libera, eine Venus, als die empfangende Kraft oder die Erde; Amor, als die vereinende, steht zu den Füßen des Jünglings. Auf solche oder ähnliche Mysterien mag diese Vorstellung Bezug haben, so wie ein eben daselbst gefundener Hermaphrodit mit einem Amor auf den Armen. Außer mehreren Fragmenten wurde auch der Deckel einer Cista mystica gefunden, eine Antefixe des Tempels mit einem sehr schönen Adler, auf Stufen; an seinem alten Ort und Stelle entdeckte man einen Altar ohne Bildniß, mit dem eingegrabenen Namen Aura, der Nymphe, die Bacchus liebte, und ihren Altar neben den seinigen stellte. Eine Portraitbüste, vielleicht die des Priesters dieses Tempels, ist von einer Wahrheit und Lebendigkeit, wie ich keine andere kenne; ein häßliches, langnasiges Gesicht mit fest anliegender phrygischer Mütze, hinten mit einem Schopf, mit solcher Einsicht und Wissenschaft der Anatomie gearbeitet, daß das Befühlen des Schädels die Empfindung erregt, als betastete man eine wirkliche Hirnschale. In dem Hause, das, nach Inschriften auf bleyernen Wasserröhren, einer Numidia Procula gehörte, und nachher das Eigenthum eines Aemilianus Petronius wurde, der vir clarissimus genannt wird, fand sich außer angezeigten Mosaikfußböden und Wandgemälden von besonderer Zierlichkeit und Schönheit, eine vorzügliche Büste Solons, eine von Sokrates, die schöner und edler ist, als die, welche man gewöhnlich zu sehen pflegt. Eine sehr schöne drapirte weibliche Portraitstatue, und das Bruchstück der männlichen, welche wahrscheinlich das Gegenstück derselben war, und ebenfalls bekleidet ist. Die sitzende Figur eines Philosophen oder Gesetzgebers, nur von unten in einen Mantel gehüllt, unter Lebensgröße, allein von grandiosem Style und stolzer Einfachheit. Man fand ferner einen jugendlichen schönen Kopf, der ein Ptolemeus zu seyn scheint, einen sehr schönen Faunskopf. Ein fußlanges Figürchen eines römischen Knaben mit der Bulle, das Obertheil eines alten Weibes ohne Kopf und Arme, mit einem Amor an der Brust, von einer Ausführung und Natur, die außerordentlich ist. Eine Venus, die stehend ihre Haare salbt, und neben ihr zwey Amorinen, von denen einer ein Balsamgefäß, der andere ein Schmuckkästchen trägt. Eine von jenen jugendlichen weiblichen Gestalten, bis an die Mitte bekleidet, die Haare mit beyden Händen haltend. In dem Bade fand man eine Nymphe, die den rechten Fuß auf eine Urne stützt, und mit beyden Händen einen Blumenkranz über dem Knie hält,

unter Lebensgröße, allein von ungemeiner Anmuth in den Umrissen und Gesichtszügen. Seltsam im höchsten Grade ist ein Herkules unter natürlichem Maße, der auf einem Thiere sitzt, dem man in keinem Reiche der Natur eine Stelle anweisen konnte, es scheint dasselbe Stiefeln und eine Art von Schnürbrust zu tragen, hat einen wunderbaren ziegenähnlichen Kopf, und steht stockstille, während der Heros sich abarbeitet, um es gehen zu machen, und in mächtiger Bewegung mit hoch erhobener Keule darauf losschlägt. Ein vorzügliches Verdienst dieser Kunstwerke, welche ohne Ausnahme entweder durch ihre Schönheit, oder Neuheit und Seltsamkeit ein hohes Interesse haben, besteht in der wunderbaren Erhaltung auch der zartesten Theile, sogar der Basen. Die Grabung soll fortgesetzt werden, und der Ort verspricht noch reiche Ausbeute, dann wird Biondi seine Bemerkungen bekannt machen. In einem der ganz zerstörten Zimmer waren die Mauerstücke auf der Erde liegen geblieben, an denen man kaum noch die Spuren von Malerey erkennen konnte; ein industrioser Spekulant erhielt ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, dieselben wegzunehmen, ließ sie bemalen, und verkaufte sie als antike Gemälde ins Museum, wo sie neben der Aldobrandinischen Hochzeit paradieren, während nichts daran alt ist als der Mörtel, und die interessanten Statuen von Veji bey Georgi, und die griechischen Statuen bey Camuccini nicht ins Musäum geschafft werden, und vielleicht am Ende nach England gehen. — Als fernere Beyspiele der reichen Schätze, welche die römische Erde verbirgt, und zugleich der Zerstörungssucht der Bewohner, mögen folgende Thatsachen dienen. Als die Franzosen Meister von Rom waren, geschah es, daß ein Bauer ein Feld bey Valeria pflügte, auf der Stelle, wo ehedem das alte Falerion stand (bekannt durch die Geschichte von Camillus und dem Schulmeister). Er reißt mit der Pflugschar ein Stück Silber aus der Erde, das er zu sich steckt, ohne weiter nachzusehen. Nachdem sein Tagewerk vollendet, geht er nach Otricoli, und bietet einem Goldschmied seinen Fund an, erhält einige Pauls dafür, sagt, wie und wo er selbes gefunden. Der Goldschmied geht mit einigen Freunden an Ort und Stelle, findet daselbst 22,000 Unzen des reinsten Silbers, lauter Gefäße, von denen eine Schale, die vierzig Pfund wog, von vier Centauren getragen wurde, Becken zum Händewaschen, Tischgeschirre aller Art, alles mit Figuren und dem herrlichsten Laubwerk verziert. Die Leute haben nun kein eiligeres Geschäft, als alle die Herrlichkeit in Stücke zu schlagen, die sie so nach und nach an römische Goldschmiede verkauften. Ein römischer Antiquar, der zufälliger Weise bey einer Goldschmiedsbude vorbeyging, sieht den Padrone solche Silberstücke in einen Tiegel werfen, hebt eines auf, sieht erstaunt die herrliche Arbeit, und erfährt, daß Bauern aus Otricoli es gebracht hätten. Man stellt Nachforschungen an, allein zu spät; von 22,000 Unzen konnten nur ungefähr 400, meistens in Bruchstücken, gerettet werden. Eine Schale, die vier Pfund wog, ein Centaur ohne Pferd, ein Waschbecken, eine Art von großem Löffel, Hefte und Fragmente, welche das Bedauern um den unersetzlichen Verlust aufs schmerzlichste schärften. Alles Uebrige war unwiederbringlich verloren. — Ein ähnlicher Zufall ereignete sich in Orvieto, wo Bauern ein Grab fanden, in welchem in Nischen ringsumher zwanzig Gefäße von gebrannter Erde standen, alle mit Basreliefs geschmückt. Zum Unglück hatten dieselben zierlich gearbeitete Henkel und Deckel von Silber; die Bauern zerschlagen alle zusammen, um sich des wenigen Silbers zu bemächtigen. Ich habe zwey Bruchstücke davon gesehen, die größten, die in einem

Berge von Scherben herausgesucht werden konnten. Auf dem einen war ein Medusenkopf, auf dem andern größern drey Figuren, welche zu einem Bacchuszuge zu gehoren schienen. Man kann sich, ohne sie gesehen zu haben, keinen Begriff von einer solchen Zartheit der Ausfuhrung in Erde machen, die der in geschnittenen Steinen gleichkam. Während meines Sommeraufenthalts in der Sabina besuchte ich die Villa des Horaz, wo der Eigenthümer der Vigne mit der Schaufel ein wenig Erde aufgrub, und die herrlichsten Fußböden von Mosaik zeigte. Ich traf einen zweyten Bauer dort an, der mir ganz kaltblutig erzahlte, er habe vor wenigen Tagen einen Trog von Stein mit einem Deckel, und darin einen Ochsen von geflecktem Marmor gefunden Auf meine Frage, was er damit gemacht, sagte er: »zerschlagen hab' ichs.« Ich ließ mich hinführen, es war eine zierliche Urne von Basalt, allein ganz zerschmettert; von dem Ochsen zeigte er mir die Hörner, die er in einen Kirschbaum genagelt, und die Reste in die Abgründe geworfen hatte. Das Ganze war ein Onyx, und mag ein herrliches, wunderwürdiges Werk gewesen seyn, weil es schon in alter Zeit so kostbar aufbewahrt worden. Man könnte eine Menge ähnlicher Beyspiele anfuhren, u. s. w.

Etwas über Thorwaldsens Kunstwerke.

Wenn wir den Werth und das Verdienst eines bildhauenden Künstlers erwägen, so haben wir kein näheres Maß ihn zu messen, als das Vollkommenste, Höchste dieser Kunst, die griechischen Werke; wer sich in Form und künstlerischem Geist diesen am meisten annähert, ist der Vollkommenste zu nennen.

Allein diese Annäherung muß durch den Geist geschehen, nicht durch die materielle Nachahmung der äußern Form; und eine Statue, deren Glieder alle griechischen Götterbildern abgeborgt sind, ist darum oft noch weit entfernt, ein Kunstwerk im Sinne der Griechen zu seyn.

Schonheit war das Gesetz der alten Kunst, Bedingung war das Ideal, oder die vollkommene Uebereinstimmung von Idee und Form, und der Styl, welcher die Natur von allem Zufälligen und Besondern reinigt, und nur das Nothwendige in die Kunst aufnimmt.

Es liegt daher ein gewisses Etwas in den antiken Statuen, das jedem Betrachter von offenem Sinne auffällt, daß ihm nämlich bey der Betrachtung zu Muthe wird, der Gott, der Held, der im Bilde vor ihm steht, müsse gerade so, und könne nicht anders ausgesehen haben.

Die Ursache liegt eben in jener tiefen Uebereinstimmung der Idee mit Form, Charakter, Ausdruck und Bewegung.

Es ist unendlich schwer, und erfordert einen schöpferischen Sinn, ein mächtiges Genie, diese Grundsätze in Anwendung zu bringen; allein es ist nicht schwer, dieselben aus dem einmal bestehenden nachzuweisen.

Nimmt der Künstler, um seine Idee auszudrücken, bloß seine Zuflucht zu der Natur, so schleichen sich individuelle Züge in sein Werk, welche die Idee zerstören. Die Alten schöpften ihre Charakteristik sehr tief, und leiteten die Form aufs Genaueste aus der Grundidee her.

Setzen wir vier Statuen, wie sie uns das Alterthum bietet. Einen Merkur, einen Bacchus, einen Herkules und einen Adonis. Wie verschieden ist die Grundidee dieser Gestalten, die wir im

gleichen Alter, und alle in Ruhe annehmen wollen. Ist auch nur ein Zug des Einen auf den Andern anwendbar?

Der Bildner fragte sich also: wer ist Merkur? Der Bote der Götter, der Patron der Diebe; Behendigkeit und List sind also die Grundzüge seines Charakters, die Idee seines Wesens. Er gab ihm also einen hohen gewölbten Rücken und Rippenkasten, ähnlich dem eines Windspiels, enge Hüften, einen flachen Leib, feine und schlanke Hände und Füße, geschmeidige Arme und Schenkel, und die Gestalt ist wie zum Laufen gemacht. Die Haare sind kurz und glatt, und in den Zügen seines Gesichts drückte der Künstler die lauernde List aus. — Bacchus ist der Gott des Weins, der Weichlichkeit, daher diese vollen, beynahe weiblichen Hüften, diese runden Formen, der etwas fettige Bauch und üppigen Schenkel, das Schwimmen zwischen männlicher und weiblicher Form in dem begeisterten Angesicht des Gottes, von dem die weichen Locken in langen Flechten heruntersinken. — Die Bildung des Alziden drückt Kraft und Behendigkeit zugleich aus, daher der starke Nacken, wie eines Farren, das kleine Hinterhaupt mit krausen Locken, die gewaltige Brust, die mächtigen Schultern, alle Muskeln ausgebildet und hervortretend, so weit es ohne Uebertreibung geschehen kann, im Gesichte mehr Derbheit als Geist. Um zugleich die Behendigkeit auszudrücken, hat der Grieche mit unendlichem Scharfsinn die Beine vom Knie zur Sohle über das gewöhnliche Verhältniß verlängert, und so dem mäßigen Körper die Schwere genommen, und Behendigkeit verliehen. — Adonis, der liebeschmachtende Gunstling der schönsten Göttin, hat zarte, weiche Körperformen, schlanke, fließende Umrisse der Arme und Schenkel, blonde Locken ringeln sich weich um den sanftgebogenen Nacken, und eine stille, schmachtende Melancholie schwebt über dem schönen Gesichte. — Hermes ruht, als ob er ungeduldig sich in Bewegung setzen wollte; Lyäus üppig hingelehnt, und behaglich genießend; Herkules, wie der Ruhe nicht bedürfend; und der sanfte Sohn der Myrrha in schmachtender Hingebung, träumend, wähnend.

Eine solche Charakteristik geht bey den Alten durch, und gibt ihren Bildungen jene bewunderungswürdige Bestimmtheit, jenen immer wahren Ausdruck.

Wie oft aber begegnen uns Statuen moderner Kunst, die nur durch Attribute ihre Bedeutung erhalten, bey denen der Künstler sich begnügt hatte, einen schönen Körper auszustaffieren, und sich nachher sehr leicht erst bey der Vollendung besinnen mochte, welche Insignien, und welchen Namen er ihm geben wollte, ohne etwas anderes zu beachten, als das ungefähre Alter seines Helden, den der Adler zum Ganymed, oder der Apfel zum Paris stempelt.

Nie verletzte der Grieche das Gesetz der Schönheit. Clamores horrendos ad sidera tollit, singt Virgil von seinem Laokoon; die Kunst milderte das Geschrey in ein langes Aechzen mit halbgeöffnetem Munde, weil das Geschrey die edlen Gesichtszüge zur widrigen Maske würde entwürdigt haben. Die Kunst vermied jeden Ausdruck, den uns die Natur nur vorübergehend und flüchtig zeigt, Lachen, Weinen, Schreyen, weil diese Affekten, in der Plastik festgehalten, bey längerer Betrachtung zur unausstehlichen Grimasse werden, und die Grenze des Ausdrucks war von der Linie der Schönheit umschrieben.

Es wäre schwer zu bestimmen, auf welchem Wege die Fähigkeit zu erwerben seyn könnte, das Wahre und Göttliche der Kunst zu fassen und zu schaffen; wenn der Funke nicht ursprünglich in der Seele liegt,

wird sich überhaupt die heilige Flamme nie entzünden, und das außer sich hervorbringen, was im Innern fehlt, wenn der Fleiß auch Statuen machen lernt, und sich durch Beharrlichkeit die materiellen und körperlichen Bedingnisse zu eigen macht.

Gewiß weckt die Poesie diesen Geist, wenn er in dem Busen schläft; Homer und die großen Tragiker nähren ihn durch ihre plastische Erhabenheit stärker und mächtiger, als alle Regeln der Schule. Nur muß man die Werke der Dichter nicht als ein bloßes Repertorium vorstellbarer Gegenstände und brauchbarer Stoffe zur Vorstellung betrachten, sondern den Begriff eines poetischen und plastischen Gemäldes genau sondern, sich an ihrem Geiste letzen, und wenn dieser die Seele erfullt, so mag man schaffen was man will, es wird das Gepräge des höheren Geistes tragen.

Freylich fanden die Alten in der erhabenen Symbolik und dem unerschöpflichen Reichthum ihrer Mythen und Sagen ein weites Feld, auf dessen goldene Saaten wir nur durch den Schleyer der Jahrhunderte hinüberblicken, und den verhüllenden Nebel nur dadurch zu zerstreuen im Stande sind, daß wir uns ihrem Geiste zu nähern, uns mit ihrer Denk- und Handlungsweise bekannt zu machen suchen, und das geschieht durch das Studium ihrer poetischen und religiosen Sagen, ihrer Geschichte, und durch die genaue Bekanntschaft mit ihrer Kunst und Poesie in ihrem ganzen Umfange.

Wer sich aber mit blinder Verehrung an eine Epoche, die nicht die höchste ist, an einzelne Werke und Schulen hängt, ohne sich der Einwirkung des Genius frey zu überlassen, wird seinen Werken nie das Siegel freygestalteter Schönheit aufdrücken.

Der Eingeweihte hingegen findet immer die Wahrheit, die gefühlt werden muß, aber nicht sich beschreiben läßt; sie scheint die Einwirkung einer höhern Potenz, wenn sie in die Erscheinung tritt, die dem Künstler selbst unbewußt seine edlern Fähigkeiten und Kräfte in Thatigkeit setzt.

Da es meine Absicht ist, Thorwaldsens Werke anzuführen, so werde ich diese Prämissen auf dieselben anwenden. Er ist als der Begründer der Bildhauerkunst unserer Zeit zu betrachten, ist tief in das Geheimniß der Alten eingedrungen, und hat das Wahre und Gultige aufgestellt.

Unnütz wäre eine weitläufige Beschreibung, welche ohne die Ansicht der Originale oder guter Abbildungen keine bestimmte Idee des Gegenstandes zu schaffen vermögend ist. Ich werde also nur die bedeutenden Züge hervorzuheben suchen.

Thorwaldsen bildete sich ausschließlich durch die Betrachtung des Höchsten, was die griechische Kunst hervorgebracht, und hauptsächlich durch anhaltendes Studium der quirinalischen Kolossen, von denen er den einen, der den überwiegenden Ausdruck von Adel und Größe hat, mehrere Male kopirte. Seine Kopien sind die besten, die man davon kennt, weil ein verwandter Geist sich in denselben ausspricht.

Eine kleine sitzende Gruppe von Ariadne und Bacchus blieb bloß Modell.

Der erste Jason zerfiel wieder; allein er war da gewesen, und erstand bald wieder im erneuetem Glanze. Mächtig und muskelkräftig sind die Glieder des Heros in strengem Style, stolz tritt er mit Lanze und Vließ einher. Er fand zum Glücke in Thomas Hope einen einsichtsvollen Schätzer, der ihn in Marmor bestellte — und das goldene Vließ war erbeutet für die Kunst, das Licht aufs neue angebrochen.

So wie Canova sich von der mit seinem Theseus glänzend be-

gonnenen Bahn wieder entfernte, und zur bloßen Naturnachahmung zurückkehrte, so schnell ging Thorwaldsen auf dem betretenen Wege des Ideals vorwärts.

Sein großes Basrelief von der Zurückgabe der Briseis bewies, daß er den ganzen Umfang der Bildhauerkunst erfaßt hatte; derselbe große hellenische Sinn spricht sich in diesem wie in einem anderen ungefähr gleichzeitigen Basrelief aus, welches Priamus vorstellt, indem er Hektors Leiche von Achill erfleht; es ist von gleicher Form und Größe mit vorigem.

Von größerer Ausdehnung war ein anderes Werk dieser Art, zur Friese eines Saales im Pallaste Napoleons bestimmt, und von einem Umfange von ungefähr 160 römischen Palmen. Der Gegenstand ist Alexanders persischer Triumph. Der Künstler erscheint darin von der Poesie des Orients begeistert, sein Werk ist eine hohe Dichtung, ein prächtiger Hymnus auf den macedonischen Helden, während die übrigen Bildhauer sich bemühten, ihre Triumphe, des Cäsars u. s. f., nach der Columna Trajani zu formen, und ihren Gegenstand nur prosaisch aufgefaßt hatten; und einer derselben, der das herrliche Leben der Medizäer darstellen sollte, den poetisch würdigen Stoff so verkannte, daß er sich mit verschlossenem Sinne beklagte: er wisse nicht, was er aus diesem Gegenstande machen solle

Herrlich wie der Strom Aganippens zieht der Zug des Macedoniers dahin; die Siegesgöttin lenkt seinen Wagen, auf dem er, gestützt auf den siegreichen Speer, den Blick zu den Gestirnen emporgerichtet, steht; der Friede empfängt ihn, persische Krieger führen ihm bittend die Jugend des Landes entgegen, welche zu seinen Füßen niederfällt. Hinter ihm wird sein unbändiges Schlachtroß, Buzephalos, geführt, und hoch zu Rosse folgen die Anführer seines Heeres, dann die Reiter, diesen folgt das Fußvolk, Beute und Gefangene, Geschenke von gefesselten wilden Thieren; ein Altar wird errichtet, persische Jungfrauen streuen Blumen, zur Erde starrend stehen persische Krieger. Der schilfbekränzte Tigris, auf seine Urne gestützt, schließt majestätisch den lebenvollen Cyklus, beladene Schiffe wogen auf seinen Fluten, und bezeichnen nebst den Herden an Babylons Mauern den Charakter des Landes, Schiffahrt und Viehzucht.

Dieß bewunderungswürdige Werk wird nun für Dänemark in Marmor ausgeführt, und vergleicht sich mit dem Besten, was wir aus dem Alterthum kennen; der hohe Dichtergeist, aus welchem das Ganze hervorgegangen, und in dem es ausgeführt ist, machen dasselbe zu einem klassischen Werke.

In einer andern Art von edler Einfachheit und Bedeutung ist ein früher verfertigter Taufstein für Kopenhagen, aus einem einfachen Wurfel bestehend, in dessen oberer Fläche die Schale ausgehöhlt ist. Auf der einen Seite ist die Taufe Christi durch Johannes ausgedrückt, auf der zweyten läßt Jesus die Kindlein zu sich kommen, die Madonna mit dem Christuskinde und Johannes befinden sich auf der dritten. Drey sich umfassende, schwebende Kinderengel zieren die vierte Seite. Das Ganze athmet einen stillen, einfachen Sinn, ganz dem religiösen Gebrauche der Sache angemessen.

Im Adonis drückt sich in den schmachtenden Zügen des Gesichts jene schwärmerische Traurigkeit aus, welche den Sohn der Myrrha bezeichnet, weich und von zarter Rundung sind seine schlanken Glieder, und das Ganze mit dem Geiste hingebender Liebe überhaucht; jede Form aus dem Innersten der Idee hervorgegangen.

In Jason hingegen sind die jugendlichen Muskeln von Kraft geschwellt, flach, in Mund und Auge athmet der Trotz des kampflustigen Heldenjünglings; wie Adonis sanft hingegossen in süßen Träumen steht, so tritt der Aeazide mit sicherm, festen Tritte in Siegerstolz einher; wie das Herabsteigen des zürnenden Apollo, so glaubt man ihn schreiten zu hören.

In einem Basrelief in Montenero, während des dortigen Aufenthalts des Künstlers verfertigt, tanzen die Musen bey Phöbus Saitenspiel um die sich umschlingenden Grazien her. Der Geist des Gesangs belebt jede Bewegung, und ein fröhliches Leben durchdringt das Ganze.

Vulkans Werkstätte ist in einem andern abgebildet; er selbst, beschäftigt Amors Pfeile zu schmieden, welche die vor dem Ambos sitzende Venus in einer Schale härtet, indem sie das blonde Haupt nach Ares zurückdreht, dem der dazwischen schreitende Amor die Lanze entwendet, und einen Pfeil in die Hand gegeben hat, den der Kriegsgott auf der Rechten wiegt, als ob er sagen wollte: leichte Waare.

Ein Schäferknabe in Lebensgröße, neben ihm sein treuer Hund, sitzt auf seinen Hirtenstab gestützt. Gesicht und Körper sind von schöner Idealität, aber dem Gegenstande gemäß weder von göttlicher noch heroischer Form, irdisch, allein weder gemein noch niedrig drücken sie vollkommen den Unterschied aus, der sie von jenen unterscheidet; es ist weder ein Paris, noch ein Endymion, sie bezeichnet den dargestellten Charakter aufs Bestimmteste und Natürlichste. Diese Figur ist eine der lieblichsten Schöpfungen der Bildhauerkunst.

Die Statue des Merkur aber, auch in sitzender Stellung, zeigt uns einen olympischen Körper; diese Gestalt ist von einer Bedeutung und einem Ausdruck, wie sich ihr wenige vergleichen können: eine von jenen wundervollen Hervorbringungen, die auch der Ungelehrte versteht, die zu Jedem mit deutlichem Ausdruck sprechen. Ohne Zeus, Jo, Argo und Merkur zu kennen, sieht ein Kind, daß der Sitzende Jemand überlisten will. Mit der Linken entfernt er leise die Syrinx von dem Munde, und späht seitwärts feinlauernd nach dem eingeschläferten Hüter der Jo hin. Mit der Rechten faßt er tastend das verborgen hinter ihm stehende Schwert am Hefte, zieht es langsam aus der Scheide, die er mit der Ferse des rechten Fußes gegen den Baumstamm klemmt, auf dem er sitzt, von dem er sich allmählich zu erheben scheint, während er den linken Fuß die Erde suchend ausdehnt.

Sinnvoll und anmuthig sind zwey runde Basreliefs mit schwebenden Figuren. Auf dem einen die Nacht, verschleyert, mit gesenktem Haupte, geschlossenen Wimpern; ihre Kinder, Tod und Schlaf, mit beyden Armen an der Brust haltend, schwebt sie stumm, geheimnißvoll, feyerlich dahin über die schlummernde Erde. Freudig, mit emporstrahlendem Blick Blumen streuend, schwebt auf dem andern Eos empor; Hesperus, der Knabe, die Fackel schwingend neben ihr.

Lieblich und zart sind die jugendlichen Gestalten Ganymed's und Hebe's, ihre Köpfe gehören zu dem Gelungensten, was die Bildhauerkunst erschaffen hat; Ganymed gießt mit erhobener Rechte den Nektar in eine Schale. Hebe wandelt mit dem Gefäße stille daher.

Zwey kleine Denkmale vereinigen mit jener Einfachheit der Form eine schöne, den Gegenständen angemessene Bedeutsamkeit. Das eine für einen jungen, in der Schlacht gefallenen Krieger bildet wie das andere einen einfachen Cippus; auf der Vorderseite ist er in die Arme seines Genius zurückgesunken, der trauernd die Fackel löscht; sein Freund bringt

ihm den Kranz des Sieges, aber die Hand des Genius mit dem tödtlichen Mohne liegt auf der Schulter des Sterbenden. Auf der Seite sitzt an seine Urne gelehnt der Gott des Flusses, an dessen Ufern er kämpfend fiel, daneben steht die Geschichte, und zeichnet seinen Namen auf. An der entgegengesetzten Seite ist die trauernde Familie des frühgefallenen Helden, Mutter und klagende Schwestern.

Das zweyte Denkmal ist noch einfacher; eine Inschrift nennt uns den Namen der schlafenden Geliebten, daneben neigt der Genius weinend die Fackel, auf der andern Seite steht die unerbittliche Moire.

Eine stehende Venus, wie eben dem Meere entschlüpft, in reizender Wendung des Körpers, betrachtet mit selbstgefälligem Lächeln den eben ersiegten Apfel, und greift mit der Linken nach dem Gewande. Unübertrefflich ist diese Gestalt an körperlicher Anmuth und Liebreiz, von jeder Seite betrachtet bietet sie dem Auge die zierlichsten Linien dar, welches, im Vorbeygehen gesagt, das große Verdienst aller Kompositionen dieses großen Künstlers ist.

Seine Hoffnung im äginetischen Style, seine Tänzerin, sein Amor besitzen alle die Vorzüge, welche das Eigenthümliche unsers Künstlers ausmachen.

Zwey weibliche Karyatiden sind ernst und strenge, wie ihre athenienſischen Schwestern.

Vier große runde Basreliefs enthalten hohe Gestalten, es bestehen dieselben immer aus zwey Figuren. Jupiter und Nemesis, Aeskulap und Hygiea, Prometheus, der den Menschen formt, und Minerva, Herkules und Hebe. Es ist eine bewunderungswürdige Großheit in diesen mächtigen Gestalten.

Sein kolossaler Mars, ursprünglich zu einer Gruppe bestimmt, die aber nicht ausgeführt wurde, steht nun ohne seine zarte Geliebte da, und der Arm, der sie umfassen sollte, hält den Speer. Mars ist unbehelmt; auch in dieser Gestalt erschöpfen die Kraft der gewaltigen Formen, der bestimmte Ausdruck des Angesichts die Idee des Kriegsgottes.

Eine Menge lieblicher, anakreontischer Gedanken drücken sich in kleinen Basreliefs aus; hier reicht Bacchus Amorn die Schale zum Trinken, da stampfen beyde Trauben, welche Bathyll zuträgt; Amor, von der Rose gestochen, flieht klagend zur schönen Mutter, u. a. m.

Von kleinern Figuren ist ein Ganymed anzuführen, der kniend den Adler füttert, und ein stehendes Kind von höchst anmuthiger Bildung.

Im einfachen, antiken Sinne ist die stehende Gruppe der Grazien gedacht, zierlich umschlingen sie sich in schwesterlicher Eintracht, und Amor, mit erhobenem Blick zu ihren Füßen sitzend, die Leyer rührend, scheint durch Töne ausdrücken zu wollen, was die Lippen nicht auszusprechen vermögen.

Eines seiner letzten Werke ist die Statue des Generals Potozky. In einfacher Stellung, die Hand aufs Schwert gestützt, steht er da; die Stellung ist würdevoll und groß.

Eine Menge Portraitbüsten können Künstlern zur Norm dienen, wie dieser Zweig der Kunst behandelt werden soll, obschon wenige Gesichter das schöne Vorrecht besitzen, in Marmor gebildet zu werden. Alle sind durchaus ähnlich, und im tiefsten Charakter der Individuen, wenn der Künstler ihn fand, gebildet. Die vorzüglichsten sind wohl der edle Prinz von Baiern, eine Büste, die unübertrefflich ist. Der Baron von Humboldt und seine geistreiche Gemahlin, der Prinz und die Prinzessin von Dänemark, Lord Byron, Fürst Metternich.

Noch ist ein Wort von Thorwaldsens Restaurationen alter Statuen zu sagen. Die meisten erhoben sich verstümmelt aus dem Schutte ihrer zerstörten Tempel, und jeder Künstler glaubte sich gut genug, sie zu ergänzen; daher die Menge alter und neuer Restaurationen, welche entstellend die meisten verunstalten. Wer Hand an das Ehrwürdige legen will, muß es nicht mit ungeweihter, profaner Hand thun, und eingeweiht seyn in die Mysterien der Kunst; sein Geist muß die Kraft besitzen, mit dem hohen Geiste des Alterthums zu ringen. Nur der Genius kann den Genius verstehen. Der berühmte Maler Camuccini besaß eine außerordentliche Sammlung antiker Statuen von höchster Schönheit, allein fast alle schrecklich verstümmelt. Einen kolossalen liegenden Ozean ohne Kopf, Arme und Füße. Eine Karyatide des Parthenon, ohne Kopf und Arme, eine Amazone, die Portraitstatue des Demosthenes, verschiedene Basreliefs, die einzigen aus Trajans überprächtigem Forum u. a. m. Alle diese Bilder hat Thorwaldsen auf eine Weise ergänzt, daß das Auge des geübtesten Kenners nicht im Stande seyn dürfte, die neuen Theile von den alten zu unterscheiden; und ich behaupte, daß der Kopf des Ozean schöner und grandioser ist, als der im Museum Clementinum. Eben so schön hat er die äginetischen Statuen des Prinzen von Batern ergänzt.

In allen Werken dieses bisher einzigen Künstlers herrscht der heilige Ernst der Kunst, gleich entfernt von Sinnlichkeit und fremdartigem Reiz, als von bedeutungsloser Leerheit; unerschöpflich ist der Reichthum seiner Gestalten, und frey bewegt sich sein Geist in den hohen Regionen der Schönheit und des Ideals, und beherrscht siegend den Stoff.

Nachtrag zur kritischen Uebersicht der Dramen des Calderon.

Am 24. Julius 1680 schrieb Calderon einen Brief an den Vizekönig von Valencia, den Herzog von Veragua, worin er auf dessen inständiges Verlangen ein Verzeichniß der von ihm selbst verfaßten Comedias liefert *). Unter diesen sind folgende neun, die in den Ausgaben des Vera Tassis und des Apontes fehlen:

1) La Virgen de los Remedios.
2) La Virgen de la Almudena, *primera* parte.
3) La Virgen de la Almudena, *segunda* parte.
4) San Francisco de Borja.
5) Don Quixote de la Mancha.
6) La Celestina.

---

*) Der Brief ist abgedruckt in Huertas Theatro Hespañol II, 3. p. XI. Der achtzigjährige Greis schrieb ihn, nachdem er von einem Fall etwas genesen war. In diesem Katalog befinden sich folgende Stücke nicht verzeichnet: 1) La Sibila del Oriente. 2) Las Cadenas del Demonio. 3) La Señora y la Criada. 4) Nadie se su secreto. 5) Las tres Justicias en una. Wahrscheinlich aus Altersschwäche hat der Verfasser diese fünf aufzuzählen vergessen. Denn an der Authenticität derselben ist durchaus nicht zu zweifeln. Aber die Vermuthung über die ganz späte Abfassung der Sibila del Oriente verliert durch die Auslassung auch der vier andern an Wahrscheinlichkeit.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Verzeichniß unser La Exaltacion de la Cruz den Titel führt: El Triunfo de la Cruz, und unser Amar despues de la muerte den Titel: El Tuzani de la Alpujarra.

7) El acaso y el error.
8) El carro del Cielo.
9) Certamen de Amor y Zelos.

Vera Tassis bestimmte nun diese neun mit noch drey für den zehnten Theil seiner Sammlung. Ueber die drey andern aber scheint er selbst nicht recht gewiß gewesen zu seyn. Denn in den Anhängen zu verschiedenen Theilen, wo er das Verzeichniß liefert, bleibt er sich nicht gleich, sondern nennt bald diese, bald jene, die er im zehnten Theil liefern wollte. So finden wir bey ihm zusammen noch vier als ächt bezeichnet. Es sind:

La Virgen de Madrid.
El condenado de Amor.
El sacrificio de Efigenia.
Desagravios de Maria.

Sonderbar genug ist, daß in Fama, vida, y *escritos* de D. Pedro Calderon de la Barca Vera Tassis nur drey Schauspiele seines Autors namentlich anführt, und daß unter diesen dreyen zwey sind, die er nicht mit in die Sammlung aufgenommen hat. Seite 3 (Ausg. Apontes I.) heißt es: »Seine Majestät befahl ihm im Jahre 1640 jenes berühmte Festspiel: Wettstreit der Liebe und Eifersucht, zu schreiben [1].« Ferner S. 6: »Er begann groß mit dem Schauspiel: der Wagen des Himmels, als er etwas über dreyzehn Jahre alt war, und endete erhaben im ein und achtzigsten Jahre mit Loos und Spruch [2].« Wie sehr sehnen wir uns nach dem Erstlings-Werk des dreyzehnjährigen Knaben!

Apontes in der Vorrede zum zehnten Theil deutet an, er habe die übrigen Dramen Calderons mit aufnehmen wollen, habe aber weder sie noch die Bezahlung wieder erhalten, welche er für sie versprochen.

Von den neun Stücken des Calderon'schen Katalogs kenne ich aus eigenem Lesen nur eins, und von den vier des Vera Tassis gar keins. Jenes, ist:

El Phenix de España, *San Francisco de Borja.* In dem Katalog des Huerta sind drey Schauspiele mit dem Titel: San Francisco de Borja. Eines von Calderon, eines von Calleja, und eines von Fernandez de Leon. Doch kann man sich auf Angaben der Art in diesem Katalog gar nicht verlassen, da er ohne alle Kritik verfaßt ist. Der Abdruck des San Francisco de Borja, von dem wir hier reden, ist gemacht: Sevilla, por Francisco de Leefdael, und hat in der Aufschrift: De un Ingenio de esta Corte. Während so viel Schauspiele unter Calderons Namen gedruckt sind, welche nicht von ihm herrühren, so haben wir hier eins, das von ihm ist, ohne seinen Namen auf dem Titelblatt zu tragen. Calderon als Greis mochte dem Orden, zu dem auch der viel gehaßte Günstling der Königin Mutter, Neidhard gehörte, nützlich seyn wollen, ohne gerade gleich anfangs seinen gefeyerten Namen her zu geben. Erst später erklärte er die Wahrheit. Vieles in der Anlage und Ausführung läßt uns Calderon als Verfasser erkennen, besonders die Enthaltsamkeit in Beziehung auf die verrichteten Wunder. Indeß die Erzählung bey Tanner deren eine große

1) Mandandole escribir aquella celebre Fiesta: Certamen de Amor y Zelos, que se representó en los Estanques de Buen-Retiro.
2) Empezó grande con la del Carro del Cielo, de poco mas de trece años, y acabó soberano con la de Hado y Divisa, de ochenta y uno.

Menge mittheilt, welche ein anderer Spanier gewiß benutzt hätte, wird in unſerm Schauſpiel nur von fern auf derley hingedeutet, den Licht gebenden Punkt aber bilden Borjas ächt chriſtliche Tugenden der Liebe Demuth und Gottergebenheit.

S. über Borjas Leben und Uebertritt in den geiſtlichen Stand Tanner Societas Jesu p. 121 (*Pragae* 1694, Fol.). Mehreres aus der Darſtellung dort iſt in das Schauſpiel aufgenommen; auch die letzte Scene, der verzweifelte Tod des Carlos, findet ſich bey Tanner S. 135, a.

Borja ſtarb 1572. Gleich nach ſeinem Tode verehrte ihn das Volk außerordentlich; aber erſt den 29. April 1671 trug ihn Papſt Clemens X. in das Album Sanctorum, und zu dieſer Feſtlichkeit iſt unſer Schauſpiel geſchrieben, wie folgende Stelle gegen das Ende bezeugt:

Porque quando vea España
Un Sol Segundo 1), que nace
A consolar las memorias
De Phelipe Quarto el grande
(Que tanto llanto no pudo
A menos Sol enjugarse),
Verá la Española corte
De reverentes altares,
De numerosos concursos
Ya en sus templos, ya en sus calles,
Que á tu Canonisacion
Hermosos vergeles nacen —

Wir wenden uns jetzt zu den Schauſpielen, welche unſerm Dichter von Buchhändlern zugeſchrieben ſind, aber als unächt von Vera Taſſis und nach ihm von Apontes in ihre Sammlung mit aufgenommen wurden. Freylich hat auch Calderon ſelber in dem oben angeführten Verzeichniß keines derſelben als das ſeine anerkannt 2). Wir haben aber bemerkt, daß er fünf ächte ausgelaſſen, und ſo könnte wohl unter den verworfenen ſich noch eines und das andere finden, das er, ſey es aus Abſicht, ſey es aus Vergeſſenheit, nicht namentlich angeführt hat.

In der Vorrede des fünften Bandes 3) gibt Vera Taſſis folgendes Verzeichniß von 106 untergeſchobenen Schauſpielen, welche unter Calderons Namen fälſchlich von den Buchhändlern verkauft wurden 4). Wir fügen ſogleich einige Bemerkungen hinzu, ſo weit unſere Forſchungen bis jetzt reichen. Die mit einem † bezeichneten hat Huerta im Catalogo alphabetico de las Comedias et cet. als Comedias des Calderon ſorglos mit aufgeführt.

En el Juego de Varias.

1) Los Empeños de seis horas. Zuerſt gedruckt 1657 in Comedias nuevas escogidas de los mejores Ingenios de España. *Octava* Parte. Der Schluß lautet:

---

1) Karl der Zweyte, Sohn Philipp des Vierten.

2) Man vergleiche noch mit jenem Briefe im Theatro Hespañol die Vorrede zu der von Calderon ſelbſt beſorgten Ausgabe ſeiner Autos (wiederholt in Apontes Abdruck der Autos): No contenta la codicia con aver impresso tantos hurtados Escritos mios, como andan, sin mi permisso, adocenados, ha salido aora con un Libro, intitulado: Quinta Parte de Comedias de Calderon, con tantas falsedades et cet.

3) Gleich nach Calderons Tode gedruckt unter dem Titel: Verdadera quinta Parte et cet. Madrid, Año 1682; mit dem Beywort Verdadera, um ihn zu unterſcheiden von jenem betrüglichen Druck, über den ſich Calderon in der Vorrede zu den Autos beklagt.

4) Comedias supuestas, que andan debaxo de su nombre.

Aqui, señores, se acaben
Los Empeños de seis horas;
Perdonad yerros tan grandes.

Schon im Jahre 1663 ist es für die englische Bühne bearbeitet als The Adventures of five hours, und so wieder abgedruckt in Dodsley Collection of old Plays, Vol. XII. Nicht allein der Engländer, auch Linguet im Théâtre Espagnol II, 4 hat unter dem Titel: La journée difficile dieß verwickelte Intriguenstück dem Calderon zugeschrieben. Es ist aber nur in der Manier unseres Dichters, nicht von ihm.

2) † La Tercera de si misma. Ebenfalls in Com. nuev. escog. *Octava* P. 1657 unter des Dichters Namen gedruckt. Ein heroisches Drama, worin die Heldin als Mann verkleidet auftritt; eine Erfindung, die Calderon nicht liebt. Der Schluß lautet:

Tenga aqui el fin que pretendo
El Amor aborreciendo,
Y Tercera de si misma.

Huerta hat neben der Terc. des Calderon noch eine von Mira de Mescua (s. zu La Dama Duende), und eben dieser wird auch wohl der Verfasser des unserigen seyn, da der Buchhändler es vortheilhafter fand, den berühmteren Namen vorzudrucken.

3) † El Escandalo de Grecia contra las santas Imagenes. Zuerst unserm Dichter beygelegt in Comed. nuev. escog. *Onzena* Parte vom Jahre 1659. Ich bediene mich eines einzelnen ziemlich neuen Druckes (suelta), der zu Salamanka veranstaltet ist. Der unverschämte Verfasser sagt frech genug am Schluß:

Y Don Pedro Calderon
á vuestras plantas rendido
dize, que le perdoneis,
si no ha acertado á serviros.

Es ist Einiges aus der Geschichte des Konstantin Kopronymus, der von 741 bis 776 regierte, und als Feind des Bilderdienstes bey den Griechen bekannt ist. Aber alles Geschichtliche ist in diesem Drama mit albernen Fabeln willkürlich entstellt. Konstantin ist mit Niederträchtigkeiten jeder Art überladen, und die vielen Grausamkeiten, die vor unsern Augen geschehen, mußten der Sache einen schlechten Dienst leisten, für welche der Dichter arbeiten wollte.

4) La Española de Florencia ist unter Calderons Namen in Com. nuev. escog. *Duodezima* P. *Madrid* 1659. Ich bediene mich einer suelta aus Sevilla, en la Imprenta de Joseph Padrino.

Vielleicht hat Calderon den Plan entworfen, und ein anderer die Ausführung übernommen. Neben vielem Unbedeutenden finden sich höchst geniale Stellen, vornämlich im komischen Theil.

Besonders wichtig ist La Española de Florencia für die Ausleger des Shakspeare. Auch die neuesten unter den Engländern, Reed in der großen Ausgabe (London 1813), und Drake in Shakspeare and his times (London 1817) haben bis jetzt keine Kenntniß davon genommen. Es ist nämlich das spanische Drama eine Bearbeitung der Novelle 36, Band 2 des Bandello (Novelle del Bandello, *Lucca* 1554. T. II, p. 212). Dieselbe Novelle, wahrscheinlich aus der französischen Uebersetzung des Belle-Foreſt (T. IV, Hist. 61. *Lyon* 1590) in das Englische übertragen, ist bekanntlich die Grundlage von Shakspeares Twelfth-Night oder What you will. Ein Auszug aus Bandello findet sich bey den englischen Auslegern Shakspears, und für die Deutschen hinter Eschenburg's Uebersetzung (B. 3). Der Spa-

nier hat sich ganz an sein Vorbild gehalten, und außer den Zuthaten des Scherzes, und der dem Drama nöthigen Erweiterungen im Inhalt nur hinzugesetzt, daß Lauras Vater die Tochter dem Carlos zur Ehe anbietet, und daß die Amme zugleich Amme beyder Fräulein ist. Trefflich und ächt spanisch ist der Charakter Lukrecias aus der Novelle herausgearbeitet, mit aller Liebesglut, Aufopferung und Hingebung, um das einzige Ziel zu erreichen. Die Verkleidungen sind mehr im Sinne Moretos und Massingers, als im Sinne Calderons. Wenn wir damit die unendlich zarte Viola Shakspeares vergleichen, die wie aus Aether gewebt ist, die süß-sinnliche sinnende Olivia, und den melancholischen schmachtenden Herzog, so muß der Spanier freylich sehr in Schatten treten.

Auf jeden Fall wäre es sehr förderlich, wenn die Ausleger des Shakspeare, die das Glück und Recht haben, weitläuftig seyn zu dürfen, eine sorgfältige kritische Vergleichung der Española de Florencia anstellten. Wir dürfen uns bey diesem ersten Versuche über Calderon nicht länger bey dem Einzelnen aufhalten.

5) † El Vencimiento de Turno. Unglaublich ist die Frechheit des Herausgebers der *Duodezima* Parte de Com. nuev. escog. 1659, welcher auf den Titel setzt: Comedia famosa, El Vencimiento de Turno, de *Don Pedro Calderon*, und sorglos folgenden Schluß abdrucken ließ:

La roxa sangre de Christo.
Antonio Manuel del Campo
Dá fin al Turno vencido.

Hier nennt sich der Verfasser, um jeden Zweifel zu heben. Auch nicht zu loben ist Huerta, der zwey Vencim. de Turno anführt, eins von Calderon, eins von Campo. Das Stück des Campo ist übrigens ein großes allegorisches Schauspiel, worin Aeneas Christus bedeuten soll, Turnus den Teufel, Lavinia die Seele u. s. w. Es schließt sich an ein früheres Drama des Guillen de Castro, Turno vencido, worin die Begebenheiten der sieben letzten Bücher der Aeneide romantisirt, zusammengedrängt, und in ein Heldenspiel von drey Akten vertheilt sind. S. über Guillen de Castro: Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio, and *Guillen de Castro*; by Lord Holland. *London* 1817.

6) † Los desdichados dichosos. Auch dieß ist in demselben Band der Com. nuev. escog. mit den beyden vorigen unter Calderons Namen; auch hier hat Huertas Katalog zwey, eins von Calderon, eins von Campo. Der Schluß lautet:

Esta es la primera parte
deste portentoso caso;
y la segunda prometo
Antonio Manuel del Campo,
la dura prision de Enrique,
los nuevos Zelos de Carlos.

Ant. Manuel de Campo fehlt in Nic. Antonii Bibl. Hisp. Ich kenne noch ein Stück von ihm: *El Renegado de Francia*, welches überfüllt ist mit bedeutungslosen Wundern der Maria, und außerdem mit ekelhaften Späßen. Unser Drama aber hat einen ganz andern Charakter. Zwar ist die Sprache an einigen Stellen geziert und überladen, und gar nicht Calderonisch; die tiefsinnige Anlage dagegen und der größte Theil der Ausführung ist unsers Dichters würdig. Der Uebergang von persönlicher Liebe zur allgemeinen und göttlichen in Margaretha; der

Kampf zwiſchen beyden in Enrique, wo die erſtere ſiegt; die Ohnmacht aller Kaſteyungen und Bußübungen, wenn die göttliche Gnade fehlt, in Juan Guarin; ferner die Scenen, wo der Böſe aus Margaretha redet; dieß alles ſcheint mir Calderons Gepräge an ſich zu tragen. Vielleicht überließ er dem Campo die Ausarbeitung der übrigen Einzelnheiten *), und mochte dann in ſpätern Jahren ſich nicht zu dem Ganzen bekennen.

Die Erzählung von der Verſuchung und dem doppelten Sündenfall des alten Einſiedlers durch Eingebung des Dämon (der böſen Luſt) iſt aus dem Morgenlande in die abendländiſchen Legenden übergegangen, wie denn dort überhaupt der eigentliche Herd von derley iſt. Sie iſt ergreifend dargeſtellt in den türkiſchen ſieben weiſen Meiſtern: der Somton Barfiſa (Cabinet des Fées, T. XVI, p. 149). Ueber alles Lob erhaben iſt die Behandlung dieſes Stoffs in unſerm Drama. Die Krone des Ganzen ſind die Sophiſtereyen und die Scheinheiligkeit des Dämon. Hier zeigt ſich der Chriſt, Herzenskenner und Dichter.

Die am Schluß verſprochene Fortſetzung iſt vorhanden, ebenfalls im zwölften Theil der Com. nuev. escog. unter dem Titel: La Estrella de Monserrate. Sie wird aber weder dem Calderon noch dem Campo daſelbſt zugeſchrieben, ſondern dem Chriſtoval de Morales. War Calderon etwa mit der Behandlung des Campo nicht zufrieden, und übertrug nur die Fortſetzung dem Morales? Sie führt die Wundergeſchichte mit beynah denſelben Perſonen hindurch bis zur Entdeckung und allgemeinen Verehrung des Marienbildes zu Monſerrat. Der Stoff beyder Theile iſt offenbar entlehnt aus Orts-Legenden der dortigen Benediktiner-Abtey.

7) † Las canas en el papel, y dadoso en la venganza. Gedruckt unter unſers Dichters Namen, Madrid 1661, in Pensil de Apolo, en doze Comedias. Parte *Catorze*. Ein Intriguenſtück. Der Schluß lautet:

— pues procuro
serviros; de mi venganza
esto es el dichoso fruto.

8) † El Conde Lucanor. Vera Taſſis erklärt in der Vorrede zum vierten Theil ſeiner Ausgabe, wo der echte Conde Lucanor iſt, daß es noch einen dem Dichter untergeſchobenen gebe. Dieſer iſt hier gemeint. Von jenem haben wir, als von dem ſpäteſten der heroiſchen Schauſpiele, oben geſprochen.

9) El mejor Padre de Pobres. Der Katalog des Huerta nennt Montalban als Verfaſſer. Aber in Parte *Quinze* de Com. nuev. esc. *Madrid* 1661 wird es dem Calderon beygelegt. Es iſt ein religiöſes Drama, worin Nuestra Señora, un Angel neben S. Juan de Dios auftreten. Der Schluß lautet:

Es evidente que aqui,
doblando el Autor la hoja
para otra pluma que sepa
perficionar esta obra,
danda fin á la Comedia,
pido un vitor de limosna.

10) Los Empeños de un Plumage. Gewöhnlich noch mit dem Zuſatz: y Origen de los Guevaras, zuerſt gedruckt Madrid 1661 in

*) Das Schauſpiel: El Rey Enrique el Enfermo, iſt von ſechs Dichtern zuſammen verfaßt.

Parte *Quinze* Com. nuev. esc. mit dem Aushängeschild: Comedia famosa de Don Pedro Calderon. Allein schon in dem Verzeichniß des ganzen Bandes ist diese Angabe zurück genommen. Es heißt: Esta Comedia, aunque dize de Don Pedro Calderon, es de otro Ingenio de esta Corte. Dennoch hat eine Seviller Suelta den Namen unsers Dichters; eine neuere (Valencia 1782) dagegen: De un Ingenio. Huerta nennt den Verfasser gar nicht.

Das Schauspiel zeugt von großer Gewandtheit und Uebung des Dichters. Der Inhalt beruht auf einer Familiensage des mächtigen Hauses der Guevara, und führt uns in die Zeit des Kampfes der arabischen Fürsten mit den christlichen in Spanien; eine Zeit, welche von den spanischen Dichtern mit Vorliebe oft behandelt ist. Carlos Beltran, aus Bretagne, erhält den Namen Guevara, weil er in dem Thal von Guevara vornämlich seinen Ruhm gründete. Die Mauren haben bey ihrem heimlichen Ueberfall der christlichen Fürsten und Damen weiße Federbüsche auf den Hüten, als Kennzeichen; aber auch Beltran trägt einen solchen Busch, als Zeichen der Gunst seiner Dame. Und deßhalb will er ihn nicht abnehmen, und geräth in die größte Gefahr, als Verräther bestraft zu werden. Daher der Titel des Schauspiels.

Von Calderon ist es gewiß nicht. Wer mag nun der Verfasser seyn? — Vielleicht Luis Velez de Guevara, welcher hier seiner eigenen Familie ein Ehrendenkmal setzen wollte, und deßhalb absichtlich seinen Namen verschwieg. Die mir bekannten Schauspiele des fruchtbaren Dichters widersprechen dieser Vermuthung nicht. S. zu El blason de los Mendozas Nr. 54. Auch ist zu bemerken, daß noch ein drittes Drama von ihm der Verherrlichung einer Familie geweiht ist, nämlich El honor de los Guzmanes.

Unser Stück schließt mit den Worten:

Con que en gloriosa memoria
sabrá el mundo, que en Navarra
de los Guevaras fue origen,
sangre, honor, valor y fama,
de cuyos heroycos hechos
y ascendencia dilatada
promete el mismo Poeta
Los Blasones de Guevara.

Ob der Dichter das Versprechen, ein Schauspiel Los Blasones de Guevara zu schreiben, erfüllt habe, ist mir nicht bekannt.

11) † Amor, ingenio y muger. Huerta hat ein zweytes des Namens von Mira de Mescua, und ein drittes eine Burleska von Suarez.

12) † Seneca y Nerón. In Parte *diez y ocho* de Com. nuev. esc. Madrid 1662, ist es das dritte, und wird unserm Dichter zugeschrieben. Personen sind Nero, Octavia, Seneca, Afranius u. s. w. Der Schluß:

Ner. y á todo mi rigor muestro.
Oton. Y en riesgo tan declarado
dió fin, ilustre Senado,
la crueldad con su maestro.

13) † El Rigor de las Desdichas, y Mudanzas de Fortuna. Diese klägliche Fabrikarbeit ist Calderon beygelegt in Parte *veinte* de Com. varias nunca impressas, Madrid 1663. Der König von Albanien, Ludovico, dem Inder, Lombarder und Perser demüthig die

Füße küssen *), findet seine verloren geglaubte Tochter wieder, womit allerley geistlose Späße und langweilige Liebesgeschichten verbunden sind.

14) † Saber desmentir Sospechas. Auch im zwanzigsten Theil des Juego de varias unter Calderons Namen; wahrscheinlich von demselben Verfasser, von dem das vorige ist; denn es ist eben so schlecht. König Alfons der Elfte stellt der Tugend einer Ehefrau mit Gewalt und List nach, besinnt sich aber am Ende glücklich, und heiratet die Schwester des Ehemanns, welche bey ihrer Schwägerin wohnte, um jeden Verdacht in Beziehung auf die Ehre der Frau Lügen zu strafen. Davon der Titel des Stücks.

15) Las Visperas Sicilianas. Huertas Katalog sagt, es sey De tres Ingenios.

16) † Industria contra el Poder. Huerta hat noch eines mit gleichem Titel von Lope de Vega.

17) † Vencerse es mayor Valor. Auch hier wie Nr. 10 nimmt das Verzeichniß des ganzen Bandes (Comed. nuevas escog. *Onzena* Parte, *Madrid* 1659) die Angabe des Titels: Comedia famosa de D. Pedro Calderon zurück, und sagt: De *los Figueroas*, que aunque está adentro de Don Pedro Calderon, se erró al escrivirlo. Es ist ein heroisches Schauspiel, dessen Schluß lautet:

Lud. Perdí á Blanca. Laur. Buena quedo
sin Carlos; Amor, paciencia!
Carl. Y aqui la Comedia acaba,
perdonad las faltas nuestras!

Die beyden Figueroas, Diego und Josef, sind schon früher als Verfasser der Dama Capitan genannt. Von einem derselben ist ein Lustspiel: *Diablos son las mugeres*, dessen Titel man eher von einem Engländer erwartet hätte.

18) Mudanzas de la Fortuna, y Firmezas del Amor. Ich besitze einen ziemlich neuen Druck, wo es seinem wahren Verfasser zugeschrieben wird, dem Christobal de Monroy y-Silva. Von demselben Dichter sind aus der griechischen Sagenzeit bearbeitet: Hector y Aquiles und La Destruccion de Troya; aus der neuern Geschichte: La Batalla de Pavia y prision del Rey Francisco. Freunde des Calderon, welche die Werke seiner Zeitgenossen nicht kennen, halten manches für Eigenthümlichkeit des Dichters, worin er doch nur dem Zeitgeschmack zu sehr nachgab. Man lese folgende Schilderung eines Pferdes aus Mud. de la Fort., worin Ziererey und Schwulst nicht durch Calderonsche Genialität gut gemacht wird:

Sobre un melado bruto, que usurpando
al rayo lo violento,
hijo del viento es el mismo viento,
tan fuerte en la carrera,
que, si por dicha el viento se perdiera,
para poder hallallo,
vinieran á buscarlo á este cavallo:
preso en la piel melada,
toda de negras moscas salpicada,
que quizá la mancharon
por la color de miel, que en él hallaron —

*) Ludovico, Rey de Albania,
padre y señor, á quien besan
humildemente las plantas
Indios, Lombardos y Persas. Pag. 289.

19) † Los zelos hazen Estrellas. Huerta hat ein zweytes von Velez, das wohl das unserige mit seyn wird.

20) † El Tuzani de las Alpujarras. Vera Tassis meint eine entstellte Ausgabe von Amar despues de la muerte. Denn sonst hat Calderon selbst dies Drama unter jenem Titel aufgeführt.

21) † El Rey Don Pedro en Madrid.

22) † Como se comunican dos Estrellas contrarias.

23) Un castigo en tres venganzas. Wahrscheinlich meint Vera Tassis wieder einen verstümmelten Abdruck von Calderons *De un castigo tres venganzas.*

24) † Sucessos del Principe Lisardo.

25) Marco Antonio y Cleopatra.

Suelta s.

26) † Los Triunfos de Joseph. Die biblische Geschichte von Joseph und Potiphar. Der Schluß ist:

Aqui tengan fin los Triunfos
de Josef, porque este quadro
de mis humildes pinceles
le acredite vuestro aplauso.

Die »demüthigen Pinsel« wollen wir dem Cald. nicht aufbürden.

27) † La paciencia de Job.

† 28) † La batalla de Sopetrán.

29) † La roca del Honor endet noch dazu mit dem Versprechen eines zweyten Theils.

Y aqui la roca de honor,
si le dais perdon, Senado,
dá fin, para que comience
Segunda parte del caso.

Indeß ist es, Gottlob! bey diesem Einen geblieben, trotz der unsinnigen Versicherung, sie ende, wenn die Zuhörer ihr vergäben; also sonst nicht?

Die vor mir liegende Ausgabe ist gedruckt En Sevilla, por Francesco de Leefdael. Sie trägt auf dem Titel zur Schau: Comedia famosa de Don Pedro Calderon, und La roca del Honor geht auch in mehreren Katalogen unter des Dichters Namen. Es gehört zu den schlechtesten Erzeugnissen der spanischen Schaubühne; behandelt das bis zum Ueberdruß wiederholte Thema der Comedia heroyca auf eine völlig geistlose Weise, in dem abgeschmacktesten Styl vorgetragen, und konnte nur durch eine dummdreiste Lüge unserm Dichter beygelegt werden.

30) † La codicia rompe el saco. Ein überaus armseliges Machwerk, dessen Unächtheit jede Zeile verbürgt. Ein reiches habsüchtiges Fräulein verschmäht einen Freyer, weil er arm ist. Dieser erniedrigt sich mit Hülfe eines reichen Freundes zu dem elenden Betrug, sich für steinreich auszugeben. So plump er dieß auch anstellt, so gelingt es ihm doch vollkommen. Sie reicht ihm ihre Hand als Gattin, und wird nun ausgelacht. Ein sauberes Paar! Calderon würde sich mit Abscheu von solchen Gesinnungen abgewendet haben. Um dem lahmen Gange etwas aufzuhelfen, hat der Verfasser nun jenen reichen Freund sich arm stellen lassen, und dieser vermählt sich schließlich mit der armen Muhme der Betrogenen. Diese unmoralische Moral wird den geduldigen Hörern alle Augenblicke vorgehalten.

Nichts in dem Schauspiel erinnert selbst an die schlechtesten Stel-

len in Calderons Werken: dennoch fand Vera Taſſis es in Sueltas dem Calderon beygelegt, und ich benutze eine ſpätere Seviller Ausgabe aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo dieß ebenfalls geſchieht.

La codicia rompe el saco iſt übrigens ein bekanntes Sprichwort, das unter andern Sancho Panſa braucht. D. Quixotel. Kap. 20.

31) † La palabra en la muger.

32) † La vitoria de Fuente-Rabia. Im Jahre 1649 wurden mehrere Bände einzeln zuſammen gehefteter ſpaniſcher Schauſpiele nach Hamburg verſchenkt. Darunter iſt: *El Cerco de Fuenterrabia por el Principe de Conde*, deſſen Verfaſſer der zu Nr. 6 erwähnte Chriſtoval de Morales iſt. Auf dem Titel heißt es noch: Representóla la conpañia de *Amarilis*. Ob El Cerco de F. und jene Vitoria de F, die unſerm Dichter beygelegt worden, ein und daſſelbe Drama ſey, weiß ich nicht.

33) Del Rey abaxo, ninguno. Der König Alfonſo der Elfte regierte von 1312 bis 1350. Am meiſten berühmt hat ſeine Regierung gemacht der große Sieg über den mauriſchen König von Granada bey Tariffa 1340, und die Eroberung von Algeciras 1341, welches an ſiebenhundert Jahre in den Händen der Muhammedaner ſich befunden hatte. Dazu bereitet ſich der König vor im Anfange unſers Drama:

> Lo que ofrecen los vasallos
> para la empresa, á quien aspira
> Vuestra Alteza de Algecira
> en gente, plata y caballos.

Es iſt möglich, daß der Verfaſſer eine Volksſage benutzt hat. Wer iſt aber der Verfaſſer? Vera Taſſis fand es in Sueltas unter Calderons Namen. Im Katalog des Huerta, ſo wie in einem ſpätern Druck *) wird es dem Franciſco de Roxas zugeſchrieben. S. über dieſen Dichter zu Cada qual lo que le toca Nr. 86. Unſer Del Rey abaxo ninguno iſt in Anlage und Ausführung (bis auf wenige Flecken im Anfange des dritten Akts) meiſterhaft. Namentlich ſind die Nachtſcenen, das innige eheliche Verhältniß zwiſchen Garcia und Blanca, die Sonette, die Behaglichkeit des Bauers dem Herrſcher gegenüber, und die Art, wie Blanca den Menda behandelt, ſo genial, und dabey ſo ſorgfältig bearbeitet, daß, wenn man über den Verfaſſer ungewiß ſeyn könnte, nur Lope de Vega Anſpruch auf die Mitbewerbung machen dürfte. Es iſt indeß wahrſcheinlich, daß Roxas einige Scenen (z. B. den Anfang des dritten Akts) gearbeitet hat, wie dieß eingeſtändlich der Fall iſt bey El Monstruo de Fortuna, und ſo die alten Sueltas Recht haben, und die neueren ebenfalls. Daſſelbe Verhältniß nahmen wir an zwiſchen Manuel de Campo und Calderon bey Nr. 6: Los desdichados dichosos.

34) † El Casamentero.

35) † La respuesta está en la mano.

---

*) En Valencia. En la Imprenta de Jos. y Tom. de Orga. Año 1776. Daſelbſt lautet der ganze Titel: Del Rey abaxo ninguno, y Labrador mas honrado Garcia del Castañar. Dieſer Bauer Garcia del Caſtañar iſt der Held, und der Haupttitel beruht auf den Worten, die er gegen das Ende ſagt:

> Pero en tanto, que mi cuello
> esté en mis hombros robusto,
> no he de permitir me agravie
> del Rey abaxo ninguno.

36) † Amor con amor se obliga.
37) † El mal pagador en pajas.
38) El mayor Rey de los Reyes.
39) † El Rollo de Ecija.
40 u. 41) El Texedor de Segovia. Primera y secunda Parte. Der Inhalt des Webers von Segovia ist entlehnt aus einer geschichtlichen Stamm- und Geschlechtssage, und das Drama dient zur Rechtfertigung und Verherrlichung der Familie Vargas [1]). Ihr steht gegenüber die verrätherische Familie Pelaez [2]). Der alte Beltran Ramirez Vargas wird als Verräther enthauptet, und sein Sohn lebt lange als Weber verkleidet in Segovia. Daher der Titel des Drama, das von der geübten Hand eines geistvollen Dichters herrührt. Dieser ist aber nicht Calderon, dem es einige alte Sueltas beylegen, sondern Juan Ruiz de Alarcon. El Texedor de Segovia ist vielleicht in der Sammlung der Dramen des Alarcon, die Nicol. Antonius [3]) anführt, und welche der Verfasser selber herausgab. Auf jeden Fall haben Vera Tassis, die späteren Sueltas (Sevilla, Diego Lopez de Haro) und Huerta Recht, wenn sie es dem Calderon absprechen. Auch sind alle Theile beyder Schauspiele wie aus einem Guß, und können nicht die Arbeit mehrerer Verfasser seyn. Ueberdieß kenne ich noch ein Stuck des Alarcon, das einen ähnlichen Zweck hat mit dem Texedor; es ist Nunca mucho costó poco, y los pechos privilegiados. Dieß ist der Ehre des Hauses Villagornez gewidmet, und endet:

y esta verdadera historia
dé fin aqui, y sus errores,
suplica humilde el Autor,
que el Auditorio perdone.

Noch über ein viertes kann ich aus eigener Lesung urtheilen: Quien mal anda en mal acaba. Auch diese sind musterhafte Theaterstücke, und verdienen die Lobsprüche des Antonius, ohne deßhalb auf den höchsten Preis Anspruch machen zu dürfen noch zu wollen.
42) † El Conde Don Sancho Niño.
43) † La prudente Avigail. Die biblische Erzählung von David und Abigail hat so viel Alt-orientalisches und Fremdartiges, daß es zu den schwierigsten Aufgaben gehört, sie fur ein modernes Theater anzupassen. Der Dichter hat vieles gethan, die nomadischen Sitten, das Familienleben, das Verhältniß des israelitischen Königs Saul zu seinem Feldherrn und Feind David weniger anstoßig zu machen, dadurch daß er das Ganze märchen- und idyllenartig behandelt, und die grellen und schroffen Züge abschleift. (Nur das Verhältniß der Eheleute Nabal und Abigail ist so feindselig beybehalten, wie es die alt-testamentliche Darstellung überliefert hat.) Von dieser Seite kann man das Drama vortrefflich nennen. Es beginnt mit dem Zusammentreffen von Saul und David in der Hohle (1 Samuel 24, 4), und endet mit der Verlobung von David und Abigail (1 Sam. 25, 42). Die Rede der

1) S. über die Vargas die beyden Stellen im D. Quixote I. Kap. 8, und I. Kap. 49 mit den Anmerkungen in Idelers Ausgabe V. S. 215 u. S. 399.
2) Die Pelaez sind in den spanischen Sagen übel berüchtigt. S. unter den Romanzen von Cid, besonders S. 131 bey Depping.
3) Bibl. Hisp. (Matriti 1783) I, 772. Alarcon war aus Mexiko gebürtig. Anton urtheilt von seinen Schauspielen: Vix uni aut alteri puritate dictionis, urbanitateque et copia atque inventione comparandus.

Abigail an David im zweyten Akte (aus 1 Sam. 25, 24 bis 32) ist der Triumph des Ganzen. Sie ist in dreyfüßigen Trochäen, welche Calderon selten braucht, unser Verfasser desto häufiger. Sie beginnt:

Capitan heroyco,
de cuya prosapia
Israel adquiere
descendencia sacra:
David valeroso,
sangre soberana
del leon mas noble,
que fatiga el Asia —

Der Verfasser ist Antonio Enriquez Gomez. Er gehört zu den unzuverläßigen Arbeitern, die, wenn die Kunst einmal handwerksmäßig betrieben wird, bald Gutes, bald Mittelmaßiges, bald Schlechtes liefern. Ein sicheres Kennzeichen, daß ein Drama von ihm herrühre, sind die ungeheuer langen Monologen oder Anreden in dreyfüßigen Trochäen, die einen ganz eigenthümlichen Charakter haben. Ihm wird La prudente Abigail zugeschrieben in einer sehr korrekten Ausgabe, Valencia 1762, und Huerta nennt ihn, neben Calderon, als Autor dieses Schauspiels.

Uebrigens behandelt Calderon diese alt-testamentliche Geschichte mit Allegorien durchflochten im Auto: *La primer flor del Carmelo* (T. I. p. 147), und Hans Sachs in einer schlichten »Comedi« vom Jahre 1553; »die Abigayl« (B. IV, 1, 29. Kemptn. Ausg.).

44) † El imposible mas facil. Das gewöhnliche Thema der Comedia heroyca nicht geistlos durchgeführt. Der Verfasser ist Matos de Fragoſa, nach dem Abdruck Valencia 1762.

45) † El castigo del: Penséque. Hiemit verbinden wir sogleich die Fortsetzung oder den zweyten Theil, den Vera Tassis ungeschickt weit entfernt von hier erst als Nr. 97 der untergeschobenen aufführt, nämlich: Quien calla otorga, das auch den Titel führt: Segunda Parte del castigo del: Penséque. Der Verfasser derselben ist Gabriel Tellez, als Theaterdichter bekannt unter dem Namen Tirso de Molina. Nach Nic. Antonius (Bibl. Scr. Hisp. I, 390) war er aus Madrid gebürtig, Magister der Theologie, und Mitglied des Ordens Sanctae Mariae de Mercede redemptionis captivorum. Wir haben von ihm drey Bände Schauspiele, deren Ausgabe er selbst besorgte; der letzte Band ist vom Jahre 1634. Zwey seiner Schauspiele sind durch Molieres Nachahmung berühmt geworden: El Burlador de Sevilla, y combidado de piedra; unser Don Juan, von dem früher beyläufig die Rede gewesen, und El Amor medico, Molieres Amour médecin.

Der erste Theil: El castigo del *Penséque*, beschäftigt sich mit dem Kleinmuth eines blöden Schäfers, der aus Mangel an Selbstvertrauen sein Glück verscherzt. Er gibt sich zu sehr dem ängstlichen Reflektiren hin; aus ähnlicher Ansicht ist unser Sprichwort: Narren denken, hervorgegangen. Der Schluß setzt die spanische Redensart in das rechte Licht:

El cuerdo amante escarmiento
en mi, y goce la ocasion,
porque al que qual yo la pierde
le cabrá parte conmigo
del castigo del: penséque.

Ueber den großen Beyfall, dessen dieser erste Theil sich erfreute,

gibt der zweyte (Quien calla otorga) hinlänglich Auskunft. Es heißt daselbst, Akt 1:

Hizo un diablo de Poeta
de tu historia una desgracia,
una Comedia en Toledo,
el castigo intitulada
del pensé que, que ha corrido
por los Theatros de España,
Ciudades, Villas y Aldeas.

Dieser außerordentliche Beyfall bewog den Dichter, den zweyten Theil hinzu zu fügen, worin der Spanier seine Albernheit bereuet, und seine Fehler wieder gut macht. El castigo del Pensé que war aber keineswegs gleich Anfangs auf einen zweyten Theil berechnet, wie das wohl sonst der Fall ist. Deßhalb mußte auch in diesem die Vermählung Rodrigos mit Clavela rückgängig gemacht werden.

Daß nach des Dichters Absicht die Fortsetzung des Castigo del Pensé que den Namen führen sollte: Quien calla otorga, steht mit dürren Worten am Schluß des Ganzen:

Rod. Pues otorgó la Marquesa
callando mi firme amor,
llamese aquesta Comedia:
Quien calla otorga, Senado,
satisfaciendo con ella
el castigo del: Pensé que;
pues no es necio quien se enmienda.

Als nun Calderons Name alle übrigen verdunkelt hatte, hielt ein Buchhändler es für vortheilhaft, ihm auch diese Werke zuzuschreiben. Tirso de Molina gehört übrigens zu den besten Dichtern jener Zeit. Besonders Lob verdient, daß seine Sprache frey ist von dem damaligen Modestyl. Aber freylich fehlt ihm der Tiefsinn und die innere Nothwendigkeit der Komposition unseres Meisters.

46) † El mejor testigo el Rey.

47) † El prodigio de Alemania.

48) † El saco de Amberes.

49) † El venturoso por fuerza. Das Tändelnde, Kindische, Geschraubte, Schwülstige, mit Bildern und Gegensätzen Ueberladene des Styls der kleinen Geister jener Zeit ist in dem venturoso por fuerza bis zu einer Höhe gesteigert, welche als warnendes Beyspiel gedankenlosen Mißbrauches höchst merkwürdig ist. Man kann durch dies Machwerk sehr gegen des Dichters Willen in die lustigste Stimmung versetzt werden, und es eignete sich für einen gemüthlichen, launigen Deutschen als Stoff zu einer echten theatralischen Posse. Da aber der Spanier die Sache ganz ernsthaft gemeint hat, so kann man nur aufs neue gewahr werden, wie verderblich es ist, wenn kleine Geister großen (dem Góngora und Calderon) gerade in jenen Schwüngen es nachmachen wollen, wo nur diese ohne zu taumeln sich mit Freyheit und Anmuth bewegen. Diese ungeschickte Nachahmung hat nun wohl den Buchhändler (wir wollen dem Verfasser nicht auch den Betrug aufbürden) veranlaßt, dreist genug dem Titel zuzufügen: Comedia famosa de Don Pedro Calderon.

Unabhängig von einander opferten in demselben Jahrhundert Italiener, unter Marino, Deutsche, unter Hoffmanswaldau, und Spanier, wie dieser Dichter und seine Genossen, derselben verkehrten widernatürlichen Manier; eine Thatsache, die uns auf den geheimen Zusammenhang der Entwickelung des menschlichen Treibens aufmerksam machen kann.

50) El esclavo de Maria hat Bezug auf die Streitigkeiten der ſpaniſchen Gottesgelehrten de immaculata conceptione Virginis Mariae. Beſonders eifrig waren die Franziskaner *). Nur iſt bey unſerem Schauſpiel die Abſicht unverkennbar, den Streitpunkt vor das Volk zu bringen, hier ſich Anhänger zu verſchaffen, und ſo auch dies Mittel zu verſuchen, außer durch Gründe, auch durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu ſiegen. Denn alles andere iſt als Nebenwerk höchſt fluchtig behandelt, willkürlich und unbefriedigend. Dagegen die Lobreden auf den Gegenſtand der Huldigung, beſonders die lange Rede im zweyten Akt über die nothwendige Reinheit der von Gott ſo hoch begnadigten Jungfrau, das iſt dem Verfaſſer das Weſentliche. Aber eben dadurch iſt das Schauſpiel ſchon von ſelbſt in eine ganz andere Sphäre geſtellt. Die Schreibart iſt bald ſchwülſtig, bald gemein. Ich kenne es aus einer Sammlung handſchriftlicher ſpaniſcher Dramen, wo es den Titel führt: El esclavo de Maria. Comedia de Don Pedro Calderon. Calderon iſt gewiß nicht Verfaſſer. Huerta ſchreibt es dem Roxo y Villegas zu.

51) † Enseñarse á ser buen Rey. Ein heroiſches Schauſpiel, an deſſen Schluß ſich der Verfaſſer beynah übertrieben beſcheiden folgendermaßen ausdrückt:

Enr. Donde la Comedia acabe,
pidiendoos por el Poeta,
tan rudo como ignorante,
que estos rasgos perdonois,
pues aun bosquejar no sabe.

52) † Haz bien, y guardate.

53) Las mugeres quando quieren.

54) El blason de los Mendozas. Der vollſtändige Titel iſt: *Si el cavallo vos han muerto, y blason de los Mendozas.* Das Schauſpiel wurde wahrſcheinlich bald unter dem einen, bald unter dem andern Titel von Buchhändlern verhöckert. Denn Vera Taſſis hat es Nr. 65 noch ein Mal, als: El cavallo vos han muerto.

Es iſt eines der merkwürdigſten Erzeugniſſe der ſpaniſchen Bühne. Die Hauptperſonen ſind Johann I., König von Caſtilien (regierte von 1379 bis 1390), der alte Edelmann Pedro Gonzalez de Mendoza, und deſſen Sohn Diagote Mendoza, die Schweſter des Königs, u. a. m.

Alle dieſe ſprechen in dem alt-ſpaniſchen Dialekte, und dabey ſo gerade heraus und derb, nach jetziger Anſicht grob, daß man Sitten und Denkart des ſpaniſchen Adels im Mittelalter, woraus vornämlich der nachmalige Glanz Spaniens hervorging, hier auf das lebendigſte dargeſtellt ſieht. Gewaltige Leidenſchaften werden ſo wenig verſchleyert als hohe Tugenden. Alles iſt rieſenhaft, wie in Shakſpeares Heinrich dem Sechsten, Theil 2 und 3; nur die Jüdin Michol, erſt von Diagote geliebt, dann Kebsweib des Königs, ſpricht neuſpaniſch, denn ſie weiß ihre Worte zu beherrſchen, und ihre Gefühle zu unterdrücken. Dieß hat der Dichter auch durch den Unterſchied des Dialekts bemerklich machen wollen.

Als Probe des alten Styls und der Denkart will ich hier aus dem höchſt ſeltenen Original die Schmähreden mittheilen, welche die Prinzeſſin gegen die Jüdin Michol ausſtößt:

---

*) Man ſehe z. B. das lange Verzeichniß der hierher gehörigen Schriften des Petrus de Alva in Nic. Antonii Bibl. Hisp. 1, 132.

Infanta. Detente,
Desaguisada Jodia,
y con sandios remoquetes
al mi honor, á la prez mia
non te desacates ende:
Que si por ser barragana
del Rey tomarvos querodes
alas, contra mi fablando
tan desaguisadamente,
por San Filario vos juro,
o por los Siete-Durmientes,
San Millan de la Cogulla,
San Nuflo, y Señor San Lesmes,
que con un chapin vos faga
mas chichones, que tenodes
de Fariseos y Escrivas
sangre en vuessos ascendientes,
y aburaros ademas
por Jodia delinquente
en los fechizos del Rey,
que perplexo lo suspenden.

Der Inhalt beruht auf einer Familiennachricht der Mendozas über den Ursprung des Pferdes in ihrem Wappen. König Johann der Erste schenkt dem alten Pedro Mendoza ein Roß; bey dem Feldzuge gegen Portugal wird dem König in der Schlacht das seinige getödtet; Pedro Mendoza gibt ihm schnell das seinige, wodurch der König glücklich gerettet wird, Pedro aber bleibt von Feinden umringt todt auf dem Schlachtfelde. Dafür ertheilt Johann als Denkzeichen dem Diagote das Roß im Wappen.

Trefflich ist das Verhältniß des alten Mendoza zu seinem Sohne durch das ganze Stück, und unvergleichlich eine Scene, wo Diagote einen Zweykampf um die Jüdin mit einem andern besteht, und sein Vater als Kampfrichter zugegen ist [1]). Allein zwischen den herrlichsten Stellen kommen plötzlich lange Tiraden, die mit dem estilo culto verunstaltet sind, und nirgends weniger hinpassen als in dies Werk.

Die vor mir liegende Ausgabe (Madrid 1742) schreibt das Schauspiel dem Luis Velez de Guevara zu [2]), und er ist ohne Zweifel der Verfasser. Denn von den Eigenthümlichkeiten des Calderon zeigt sich nichts in demselben.

Luis Velez de Guevara ist so ausgezeichnet, daß er wohl eine nähere Bekanntschaft verdient. Nic. Antonius (Bibl. Hisp. II, 55) überhäuft ihn mit Lobsprüchen, besonders wegen seines unerschöpflichen Scherzes. Er sagt unter andern: »Durch diese Gaben und sein poetisches Talent, worin er weder dem Lope de Vega noch irgend einem andern Verfasser von Schauspielen nachstand, war er König Philipp dem Vierten, dessen Kämmerer er eine Zeit lang machte, und allen Hofleuten so lieb und werth, daß zugleich mit ihm alles, was den Hof aufheitern konnte, ausgestorben zu seyn schien. Er schrieb mehrere Schauspiele, zu der Zeit, wo Lope schon König der Schaubühne war, welche einzeln gedruckt sind. Er starb zu Madrid um das Jahr 1646.«

Das berühmteste seiner Werke ist der komische Roman: El Diablo cojuelo. Novela de la otra vida, *Madrid* 1641. Allein leider ist auch

---

1) Vater und Sohn duelliren sich hier in der Hitze. Aus einer Gesinnung der Art ist hergenommen und zu erklären der Auftritt in Con quien vengo, vengo.

2) Eben so Huertas Katalog, der indeß, wie Vera Tassis, aus dem doppelten Titel des einen Stückes zwey verschiedene Stücke macht.

er in Deutschland mehr bekannt in der Umarbeitung des Le Sage, als im spanischen Original.

Der Verfasser des Handbuchs der spanischen Sprache und Literatur (Berlin 1801, S. 308) bemerkt mit Recht: »Seine Schauspiele sind in Deutschland schwerlich bekannt geworden.« Selbst v. Blankenburg hat in den literar. Zusätzen zu Sulzers Theorie unter dem Abschnitt Komödie über ihn so gut wie nichts. Wir fügen deßhalb hier die Titel einiger Schauspiele des Guevara hinzu: *a*) El Hercules de Ocaña. Der Held ist der berühmte spanische Raufbold Cespedes, unter Karl dem Fünften und Alba. Das Stück hängt zusammen mit Lopes El valiente Cespedes. *b*) Reynar despues de morir. Heldin ist die oft, auch von Lope, besungene Ines de Castro. *c*) El Privado perseguido. Gedruckt in Juego de varias, Madrid 1653. *d*) El Ollero de Ocaña. *e*) La obligacion á las mugeres, ú, la Duquesa de Saxonia. Der Inhalt dieses Schauspiels ist uns Deutschen bekannt aus Stolbergs Ballade: die Büßende. Anderswo mehr darüber. Hier bemerke ich nur, daß wahrscheinlich eben dies Drama unter dem Titel Cumplir dos obligaciones im Theil 7 des Theatro poetico, Madrid 1654 sich findet. *f*) El Diablo está en Cantillana. Vergl. D. Quixote II, Kap. 49 *g*) El Lego de Alcalá. Gedruckt 1653 im Juego de varias. *h*) El amor en Vizcayno, y los zelos en Francés, y Torneos de Navarra. Gedruckt 1662.

Noch bemerke ich aus dem Huertaschen Kataloge folgende Titel von Velez Dramen, die unsere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen: *i*) Atila, azote de Dios. *k*) El Caballero del Sol. *l*) La conquista de Orán. *m*) El espejo del mundo. *n*) El gran Tamerlan de Persia. *o*) La hermosura de Raquel.

55) † Engañar para reynar. Hier wird uns dramatisch berichtet, wie der König von Ungern durch seinen Stiefbruder entthront wird, und sich allmählich wieder mit Hulfe von Verkleidungen, Verstellungen und Betrügereyen die Königswürde verschafft. Die Mittel, deren er sich bedient, sind eben nicht löblich. So lügt er z. B. einer Muhme Liebe, und verspricht sie zu ehlichen, obgleich er schon heimlich verheirathet ist, alles dieß, weil es erlaubt sey, zu betrügen um zu regieren; eine Ansicht, welche schon Euripides dem Eteokles in den Mund legt [1]), die nach ihm Julius Cäsar häufig wiederholte, und durch die That für die seinige erklärte [2]).

Dies spanische Schauspiel ist eines der schlechtesten der überreichen Bühne. Es ist schon vor 1649 gedruckt, und in einer vor mir liegenden Ausgabe steht der Name des wahren Verfassers: Comedia famosa de *Antonio Enriquez Gomez*. Eine spätere Suelta (*Valencia* 1762) trägt wieder Calderons Name zur Schau. Huerta hat ein Engañar para reynar von Calderon, und eins von Enciso. Eben so der Katalog des Alfonso de Mora.

Es ist dieß das erste Schauspiel des Dichters, wie er am Schluß versichert:

> Y aqui el Poeta da fin
> á su comedia, notando
> ser la primera que ha hecho.

Nic. Antonius nennt keinen Ant. Enriquez Gomez. Von ihm ist La prudente Abigail Nr. 43, weit besser, als unser geistloses

1) Eurip. Phoen. vers. 534.
2) Cicero de Officiis III, 21. Sueton. Caesar, c. 30.

Machwerk, und noch *Amor con vista y cordura*, aus der römischen Kaisergeschichte, worin Markus Antoninus und Commodus auftreten.

Ein Buchhändler, welcher glaubte, es sey nicht allein erlaubt zu betrügen um zu regieren, sondern auch zu betrügen um zu gewinnen, hat dem armen Calderon ohne Zweifel Eng. para reyn. zugeschoben.

56) El Luzero de Castilla. Huerta nennt Guevara als Verfasser.

57) † Muchos indicios sin culpa.

58) † Zelos no ofenden al Sol. Hierin tritt der König Desiderius auf. Der Schluß lautet mit gezwungenem Spaß:

Dando fin al desengaño,
cuyo titulo se nombra:
Zelos no ofenden al Sol,
Si ay un vitor de limosna,
os le pagará el Poeta
en dos dozenas de coplas.

Huerta hat neben Zelos no ofenden al Sol von Calderon eines von Enriquez Gomez. Beyde sind offenbar nur eines, und Gomez ist der Verfasser.

59) † La mayor fineza. Das Stück, dem der verehrte Name schon in einer 1649 nach Deutschland gekommenen Sammlung vorgedruckt ist, ist so schülerhaft in seiner Anlage, so ungelenk in seinen Uebergängen, und so unbeholfen und schwülstig in der Sprache, daß man auch gar nicht versucht wird, den wahren Verfasser aufzuspüren. Sogenannte schöne Stellen enthält La mayor fineza freylich auch, allein vereinzelt, wie sie stehen, dienen sie nur noch mehr dazu, die Einheit des Ganzen zu zerstören, und sind überhaupt als Gesammteigenthum der damaligen Theater-Literatur zu betrachten.

60) † Encantos del Marques de Villena.

61) Obrar bien, que Dios es Dios. Dieß schreibt Huerta dem Montalban zu.

62) El mejor testigo. Der ganze Titel in dem Abdruck Sevilla, en la Imprenta de Franc. de Hermosilla lautet: El mercader de Toledo, vara de medir, y accion del mejor testigo. Com. famosa de Don Pedro Calderon. Zwey Stellen hier beweisen, daß Vera Tassis den ächten Titel mittheilt. Akt 2:

Mira que aunque sola estoy,
te estucha el mejor testigo.

Und gegen das Ende:

Christo, Leocadia, amparadme,
no perezca el honor mio,
no perezcan mis verdades,
pues tengo el mejor testigo
aquesta vez de mi parte.

Mir scheint dies Schauspiel von Calderon herzurühren. Die Sprache ist zwar sehr manierirt, und das nicht in der gewohnlichen Manier des Calderon in seinen Jugendstucken; es zeigen sich vielmehr luxuriöse Auswüchse anderer Art, in lang ausgesponnenen Deklamationen, in einer weitläuftigen Schilderung des wunderthätigen Christusbildes in Toledo, welche nicht sonderlich geschickt eingeflochten ist, und in dergl. Allein Idee, Anlage und Charaktere sind so genial, daß mir jeder Zweifel über den Verfasser verschwunden ist. Wahrscheinlich gehört el mejor testigo zu Calderons frühesten Arbeiten, und es ist sehr denkbar, daß

er in späteren Jahren sich nicht hat als Verfasser bekennen wollen, nämlich wegen der etwas anstößigen Zeugenschaft und des noch mehr anstoßigen Wunders am Schluß.

Zwey Familien stehen hier einander gegenüber. Die eine besitzt nichts mehr als angebornen uralten Adel, alles Vermögen ist durch Verschwendung fort; die andere hat einen noch lebenden Kaufmann zum Vater, welcher sich unermeßliche Reichthümer, und demnächst den Adelsbrief erworben hat. Der alte Herr zieht sich bey Zweykämpfen noch kluglich in den Hintergrund; der junge Herr aber fuhrt schon den Degen tapfer, allein sein Wort, welches er im Angesicht des Christusbildes gegeben, will er nicht eingestehen noch halten. Er lügt, und erst ein wunderbarer Wink des Christusbildes am Kreuz muß ihn zu seiner Pflicht durch Gewissensangst zwingen. Vortrefflich sind die beyden Frauen: das arme Fräulein, und die steinreiche Kaufmannstochter, welche an einen Edelmann von altem Blut verheirathet ist. Diese weiß sich ganz gut in ihren neuen Stand zu schicken, sobald sie sich zusammen nimmt, sinkt aber immer in ihren alten Schmutz zurück, wenn sie sich gehen läßt. Ihr Ehemann aber hat von Kindheit an eigentlich jenes Fräulein geliebt, durch Verhältnisse besiegt, ist er Gatte einer andern geworden, aber noch immer hängt er mit zarter und inniger Neigung an dem Fräulein, mit einer Neigung, die um so stärker ist, da sie nicht nach dem Besitz strebt. Alles setzt er auch auf das Spiel, um ihre gekränkte Ehre wieder herzustellen. Und so wird sie durch Gottes und seine Hülfe die Ehefrau des angehenden Edelmanns.

Die zerstörende Gewalt der Verhältnisse in dem Widerstreit des Seyns und des Besitzes mit allen Folgen wird uns hier mit erschutternder Wahrheit vorgeführt. Und das konnte nur er so darstellen, der umgekehrt in Alcalde de Zalamea den Edelsinn eines Bauers, und die Niederträchtigkeit eines Hauptmanns von Adel ganz zu wurdigen wußte.

63) † Porfiando vence amor. Huerta hat ein zweytes des Namens von Ulloa.

64) † El Polifemo. Ich besitze eine Comedia famosa sacramental: *El Polifemo*, del Doctor Juan Perez de Montalvan. Wahrscheinlich ist diese auch unter Calderons Namen verkauft. Eine wunderliche Allegorie, in der die Erzählung von Ulysses und Polyphem auf Christus angewendet wird. Polyphem ist der Dämon; Ulysses der Hirt, Christus; Galatea ist die Seele. Von vier Cyklopen, Genossen des Polyphem, ist der erste der Judaismus, der zweyte die Gottesverachtung, der dritte der Betrug, oder Judas Ischarioth, der vierte ist das natürliche oder niedere Gefühl. Der Hirt und Polyphem werben um die Seele, und so geht es fort bis zur Kreuzigung und dem Abendmahl. Man vergleiche die Bemerkungen nachher uber die eigentlichen Autos.

65) El cavallo vos han muerto. Ein anderer Titel für El blason de los Mendozas. S. Nr. 54.

66) El premio añade al valor.

67) † Los riesgos, que tiene un coche, befindet sich gedruckt in Laurel de Comedias, *quarta* Parte. *Madrid* 1653, mit dem Namen des wirklichen Verfassers, Don Antonio de Mendoza. S. über diesen Dichter zu El Galan sin Dama Nr. 96. Huerta hat wieder zwey riesgos, que tiene un coche.

68) † La industria contra el poder.

69) † Lo que merece el valor.

70) Yo me entiendo. Ich verdanke den mit Calderons Na-

men bezeichneten Abdruck von diesem Drama der gefälligen Mittheilung von L. Tieck. Es gibt ein Yo me entiendo von Lope de Vega, und ich gestehe, daß ich glaube, daß auch hier, wie in No todos son ruyseñores, der Name unseres Dichters nur dem Buchhändler zur Last fällt, daß es wirklich nur ein Yo me entiendo, und zwar von Lope de Vega, gibt. Entschieden kann freylich die Sache erst werden, wenn jemand auch das Yo me entiendo, das mit Lopez Namen gedruckt ist, zur Vergleichung hat. So gut ist es mir nicht geworden. Aber bey No todos son ruyseñores habe ich die Seviller Suelta, die es dem Calderon beylegt, genau verglichen mit dem Druck in Band 22 der Comedias des Lope (Madrid 1635), und beyde stimmen Wort für Wort überein.

Es ist in der That eine unbeschreibliche Wahrheit, Natürlichkeit und Frische in unserm Drama Alle Personen sprechen einfach, naiv und kindlich. So schlicht und recht weiß Lope de Vega in seinen besten Werken Gesinnungen, Charaktere und Weltverhältnisse aufzufassen und darzustellen. Dazu kommt der gemüthliche Spaß, in welchem Lope unerreicht geblieben ist. Bey einer Untersuchung über die Werke des Lope de Vega, zu der freylich große Hülfsmittel gehören, wird man finden, daß nicht leicht ein Dichter so schlechtes Zeug und so vortreffliche Werke zu Tage gefördert hat, als dies unerschöpfliche Kind der Natur.

71) † La Barbara de los montes.

72) † El casamiento en la muerte. Auch dieß ist gewiß nur das Lope'sche El casamiento en la muerte, y hechos de Bernardo del Carpio, das in dem ersten Dutzend der Schauspiele des Lope de Vega (*Valencia* 1609) sich befindet. Die Reihe der Romanzen, wornach das Drama verfaßt ist, s. in Deppings altspanischen Romanzen S. 10 u. folg.

73) † Dia de San Blas en *Madrid*.

74) † La dicha del retraido hat manche ächt komische Stellen und gibt überhaupt ein treffendes Bild von der Hast und Leidenschaftlichkeit südlicher Naturen; alles scheint wie aus dem wirklichen Leben genommen. Die unangreifbare Freystätte in der Kirche, die Versöhnung der Schwester durch Vermählung mit dem Brudermörder, als eine hergebrachte Sitte, dieß kann uns zu ernsthaften Betrachtungen Stoff geben. Aber niemand, der Calderon und dies Lustspiel kennt, wird wohl dem unverschämten Buchhändler glauben, welcher uns zu lesen gibt: La dicha del retraydo. Comedia famosa. De Don Pedro Calderon. Es geht aus dem ganzen der unedle, ja gemeine Sinn des Dichters hervor, welcher sich wohl mit Dichtertalent vereinigen läßt, wie wir in unsern Tagen häufig gesehen haben; und der Mangel jenes zarten Taktes der Ehre, den kein Spanier so darzustellen versteht, als Calderon.

Uebrigens ist das Stück verfaßt nach dem 26. Aug. 1635, denn da starb Lope de Vega, und seiner wird als eines Verstorbenen erwähnt:

Y dice bien el buen Lope,
Dios le mantenga en los cielos!

und es ist verfaßt vor 1650, denn 1649 kam es in Hamburg an.

75) † Honra, confusion y amor.

76) † El perdon castiga mas.

77) † El pedir con mal intento.

78) † Prueba de amor y amistad. Hat auch als zweyten Titel: *El amor y la amistad, prueba real para conocer los verdaderos amantes y amigos.* Die Erfindung dieses Schauspiels hat etwas Sinnreiches. Guillen de Moncada hegt Verdacht gegen die Treue seiner

Braut und seines innigsten Freundes. Er wird Liebling und erster Minister des Grafen von Barcelona. Um nun zu prüfen, wer von allen Männern, die sich um seine Freundschaft drängen, und welche von allen Fräulein, die um seine Liebe buhlen, ihm wahrhaft ergeben seyen, bewegt er den Grafen, ihm scheinbar seine Gunst zu entziehen. Alles verläßt ihn, und lohnt ihm mit Undank. Nur jene beyden, die Braut und der älteste Freund, und ein redlicher Diener harren liebend bey ihm aus. Nachdem er so erfahren hat, was er zu wissen wünschte, wirft er die Maske ab, und freuet sich der Treuen.

Dies Schauspiel ist von Tirso de Molina, steht in der Sammlung seiner Dramen, und der Dichter nennt sich selbst am Schluß:

De aqueste modo se prueba
el amor y la amistad.
Tirso es, Senado, el poeta.

Uebrigens gehört es in Hinsicht des Geistes und der Sprache zu den schlechtesten des Tirso. Er hat hier zur unglücklichen Stunde den Pfad der Natur verlassen, und sich den estilo culto aneignen wollen; ein Unternehmen, das eben so sehr seiner Eigenthümlichkeit als seiner Gewohnheit entgegen war. So ist denn die Sprache unbehülflich, langweilig und dunkel, eine Folge der Fesseln, in denen Tirso sich gar nicht frey bewegen konnte. Es ist wohl möglich, daß wegen dieses Styls, den Calderon so glänzend ausbildete, ein eben nicht besorgter Mann diese Prueba de amor y amistad dem Calderon beyzulegen für gut fand.

Man vergleiche über Tirso de Molina zu El castigo del Pensé que Nr. 45.

79) † El mejor testigo es Dios. Wohl nur ein neuer Buchhändlertitel für El mejor testigo Nr. 62.

80) † La cena del Rey Baltasar. Eines der schlechtesten Stücke des Augustin Moreto. Die Erzählung aus dem Propheten Daniel [1]) ist nach dem gemeinen spanischen Schlendrian zurecht gemacht. Cyrus und Baltasar (Belsazer) entzweyen sich um die arabische Prinzessin Phönix, die aus Versehen jedem der beyden Könige ihr Gemälde schickt. Cyrus belagert Babylon u. s. w. Der Charakter des Daniel, welcher so viel Stoff bot, ist ganz im Hintergrunde, und kaum erkennt man den Verfasser von Desdèn con el Desdèn in diesem albernen Drama wieder. Dem Calderon hat man diese Comedia aus Verwechselung beygelegt; weil ein Auto sacramental: *La cena de Baltasar* (Autos sacramentales de Calderon, ed. Apontes, *Madrid* 1759. II, 200) wirklich von unserem Dichter herrührt. Er ist schon zur Zeit des Olivares für eine Gemeine zu Madrid geschrieben [2]): Baltasar vermählt sich mit dem Götzendienst und der Eitelkeit; vortrefflich ist der Tod als Galán, und der Gedanke als Hanswurst. Daniel erscheint als gnädiges, aber gerechtes Gericht Gottes.

81) El Page de Don Alvaro. Huerta legt es dem Velez bey.

---

1) Daniel Kap. 5, 5: »Eben zu derselbigen Stunde gingen hervor Finger, als einer Menschenhand: die schrieben gegen dem Leuchter über, auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal. Und der König ward gewahr der Hand, die da schrieb« u. s. w.

2) Loa p. 200:

El Quarto Philippo,
y el Acates, que govierna
oy dos Mundos en su nombre.

Dieser treue Achates ist offenbar Olivares.

82) † Lo que haze un Manto.
83) † Huyendo vence el honor.
84) † Las tres edades de España.
85) El Rey Angel. Huerta hat ohne Namen des Verfaſſers zwey Theile von El Rey Angel de Sicilia, und eins dem Calderon zugeſchrieben: Rey, Angel y Demonio en la muger.
86) † Cada qual lo que le toca. Man erblickt in dem vorliegenden Drama eine mühſame Nachahmung der Calderon'ſchen Art, der es jedoch mehr gelungen iſt, das Aeußere zu treffen, als das Innere und Weſentliche. So erinnert die Kompoſition des Ganzen, und die Grundſätze der Perſonen an El medico de su honra und Mañana será otro dia. Allein die Sprache iſt zuweilen matt, und faſt immer mit kindiſchen und ſpielenden Gleichniſſen überladen, und das höchſt ungeſchickt in den wichtigſten Momenten der Leidenſchaft, ſo daß es ihr an Wahrheit und Gediegenheit gänzlich fehlt. Die unſelige Nachahmung hierin iſt viel verderblicher als die andern. Es gebricht dieſem Dichter (Roxas) an jenem künſtleriſchen Geiſt, welcher bey Calderon ſelbſt das Bizarre und Uebertriebene zu durchdringen, und gleichſam zu adeln weiß. Sehr glaublich aber iſt, daß Schwachköpfe, die bey Calderon nur durch jene Modeform entzückt wurden, willig auch dies Machwerk, als wäre es von ihrem Liebling ausgegangen, kauften. Auf jeden Fall iſt es unendlich ſchlechter als Del Rey abaxo ninguno Nr. 33, welches dem Francisco de Roxas zugeſchrieben worden, eben ſo wie das unſere in dem handſchriftlichen Exemplar, deſſen ich mich bediene. Huerta im Katalog ſtellt freygebig zwey Cada qual lo que le toca auf, eines von Roxas, eines von Calderon *).

Nic. Antonius (Bibl. Scr. H. 1, 358) hat vier Schriftſteller Franc. Roxas, unter ihnen nicht den unſerigen. Unter ſeinen übrigen Schauſpielen möchten noch folgende Beachtung verdienen:

Los aspides de Cleopatra.
El desafio de Carlos quinto.
Los encantos de Medea, gedruckt 1653.
Progne y Filomela.
Los trabajos de Tobias.
Los Vandos de Verona, Montescos y Capeletes.

Eine wenig bekannte Bearbeitung der berühmten Novelle des Bandello (Tom. II. Nov. 9) von Romeo und Julia, welche die kommenden Ausleger des Shakſpeare wohl zur Vergleichung mit dem engliſchen Meiſterwerk benutzen werden.
87) † Donayres de Mengo.
88) † El Fenix de España. Etwa eine veränderte Recenſion des San Francisco de Borja?
89) † El honor contra la fuerza.
90) † El Castañar de Toledo. Ein anderer Titel für Del Rey abaxo ninguno Nr. 33. Dieß beweiſt die Stelle daſelbſt, wo vom Helden geſagt wird (p. 2):

*) Die oft gerügten Doppelväter zu einem Kinde bey Huerta ſind daher entſtanden, daß jener Katalog aus den Katalogen von Buchhändlern zuſammen geſchrieben iſt. Die Buchhändler aber und Buchdrucker ſetzten den Werken die Namen der Verfaſſer vor, welche gerade am meiſten Mode waren. So druckten die Seviller eine Zeit lang alle Comedias mit dem Aushängeſchild De Lope de Vega, ſpäter mit dem des Calderon.

Cinco leguas de Toledo,
Corte vuestra y patria mia,
hay una dehesa adonde
este Labrador habita,
que llaman el Castañar. —

91) † Cada qual á su negocio. Huerta hat zwey, eines von Cuellar.

92) El amor haze prodigios. Huerta kennt nur eines von Velez.

93) † El Angel de la Guarda. Dies Drama iſt unter Calderons Namen gedruckt 1653 zu Zaragoza in *Sexta* Parte de Comed. escog. de los mejores Ingenios de España. Dieſer Titel *Sexta* P. u. ſ. w. iſt abermals ein Buchhändlerbetrug. Es ſind ein Dutzend Sueltas zuſammen geheftet, und nur das Titelblatt iſt dazu beſonders gedruckt. Der Teufel und der Schutzengel ſind die beyden Principe. Der Schluß lautet:

Y si tan humildes versos
pueden entrar á la parte
con la piedad, os suplico
que sus faltas, aunque grandes,
los suplais por los deseos
si son prendas que lo valen.

94) El amor haze discretos. Huerta läßt den Verfaſſer anonym De un Ingenio.

95) † Duelo de honor y amistad.

96) † El Galán sin dama. Ein in ſeiner Art treffliches Luſtſpiel, das ziemlich weit entfernt liegt von der gewöhnlichen Manier der ſpaniſchen Bühne des ſiebzehnten Jahrhunderts. Es hat vielmehr große innere Aehnlichkeit mit mehreren altengliſchen Luſtſpielen, und iſt ein ächtes Charakter- und Sittengemälde, wie etwa What you will von John Marſton (Old Plays, *London* 1816. Vol. 2).

Der Held, der Liebhaber ohne Dame, iſt ein Figurón, ein eingebildeter, feiger, prahlender Narr. Bey Calderon haben wir einen ſolchen Figurón zwey Mal, im Alcalde de Zalamea, und in Guardate de la agua mansa. Bey andern Dichtern war er ſo häufig, daß eine ganze Klaſſe von Schauſpielen nach ihm Comedias de Figurón heißen.

Der wackere Verfaſſer des Galán sin dama iſt Antonio de Mendoza *). Er gehört mehr der früheren einfachen Zeit des Lope de Vega, als der künſtlicheren des Calderon an. So iſt auch dies Schauſpiel geſchrieben noch bey Lopes Leben, wie folgende Stelle beweiſt (S. 185, 1):

Soy gran poeta. D. Fer. Harcis
ventaja á Lope. D. Chr. Es mi amigo,
no hablemos en esso ahora,
que nadie su ingenio ignora.
D. Fer. Con vuestra licencia digo,
que es mas facil que se tope
en el mundo á cada paso
un Plauto, un Virgilio, un Taso,
que en muchos siglos un Lope.
Cel. Avrá escrito novecientas
comedias —

Gedruckt iſt El Galán sin dama in Mejor de los mejores libros, Madrid 1653, unter Mendozas Namen. Huerta hat wieder zwey des Titels, eines von Calderon, das andere von Mendoza.

*) S. Bouterwek's Geſch. der ſpaniſchen Poeſie, S. 533.

Noch sind von diesem Dichter:

Los riesgos que tiene un coche, gedruckt 1653.

El trato muda costumbre, gedruckt 1652.

97) † Quien calla otorga. Der zweyte Theil des Castigo del Pensé que Nr. 45. S. dort.

98) Las Amazonas. Die Erzählung von Alexander und Thaleſtris, von welcher unser Dichter bey seiner Erfindung ausgegangen ist, steht weitläuftig bey Curtius De Reb. Al. M. VI, 5, 25 u. folg.

Der romantischen Schaubühne der Spanier sagte dieser Stoff besonders zu. So ist eines der ältesten Dramen des Lope Las Amazonas *). Dann gibt es von einem ungenannten Verfasser Las Amazonas en las Indias, in drey Theilen. Um das unserige von jenen zu unterscheiden, heißt es auch wohl auf dem Titel: Las Amazonas de Scithia. Es ist von Antonio de Solis. Vera Tassis meldet, daß Calderon sich beklagt habe, daß man auch das Drama Las Amazonas dem wahren Verfasser, Solis, entwendet, und es unter seinem Namen habe drucken lassen. Es ist also darüber kein Zweifel vorhanden.

Antonio de Solis, geb. 1610 zu Placentia, war neben Calderon Hofdichter für die Schaubühne Philipp des Vierten. Um das Jahr 1661 erhielt er das einträgliche Amt eines Archichronographus Indiarum. Als solcher verfaßte er sein bey weitem berühmtestes Werk: Historia de la conquista de Mexico. In späterer Zeit (1667) trat auch er, wie Calderon, in den geistlichen Stand, und entsagte weltlichen Geschäften und Dichtungen. Aber als Schauspieldichter ist er der Gegensatz unseres Meisters. Wenn Calderon die edelsten Nationalzüge seines Volks mit Liebe aufzufassen und mit Kunst darzustellen wußte: so hat umgekehrt Solis eine besondere Freude an dem Gemeinen und Lächerlichen seiner Zeit. Seine Weiber und Männer sind leichtsinnig, eitel, wankelmüthig und unbesonnen, und der reine Zufall oder die Willkür führen wunderliche Verwickelungen und drollige Auflösungen herbey. An Theater-Coups ist er nicht weniger reich als Calderon, aber das höhere Gefühl findet, selbst bey mäßigen Ansprüchen, nicht die mindeste Nahrung. Die Ausgabe seiner Schauspiele: Comedias diferentes. Su Autor D. Antonio de Solis. *Madrid* 1716, 4to, enthält folgende Stücke:

El Alcazar del Secreto. (Fiesta, que se representó en el Buen-Retiro.) — *Las Amazonas.* — *El Amor al uso.* — *Amparar al enemigo.* — *El Doctor Carlino.* Es gibt auch eines dieses Namens von Gongora. — *Erudice y Orfeo.* — *La Gitanilla de Madrid.* — *Triunfos de Amor y Fortuna.* (Fiesta real, que se representó á sus Magestades en el Coliseo del Buen-Retiro. Al nacimiento del Principe Don Felipe Prospero. Con Loa y Entremeses.) Also ein Seitenstück zu Calderons El Laurel de Apolo. — *Un bobo haze ciento.* (Fiesta, que se repr. á sus Mag. martes de Carnestolendas. Con Loa.)

Bey Quadrio (della Storia d'ogni Poesia, Vol. III, P. 2, p. 343) wird noch erwähnt als sein erstes Schauspiel, verfaßt im siebzehnten Jahr seines Alters:

Amor y Obligacion.

*) Das erste, welches er als sein nennt in der Vorrede zu El Peregrino en su patria.

Manuscritas.

99) La necedad del discreto. Huerta nennt Lope de Vega als Verfasser.

100) † La fianza satisfecha. Eines der großartigsten Werke des Lope. Ob, wie Huerta meint, noch ein zweytes von Calderon da sey, kann ich nicht entscheiden.

101) Aventuras de Oliveros, y lealtad de Artur de Algarve.

102) † El Capitan Cornejo.

103) Santa Theodora. Huerta hat zwey, eines von Lope, eines von Claramonte.

104) † La pulida Sayaguesa.

105) † La Duquesa Rosimunda.

106) † Los Reyes Magos.

Nach dem Schlusse dieses Verzeichnisses bemerkt Vera Tassis, es möchten wohl noch mehrere fälschlich unter Calderons Namen verkauft werden, als die von ihm genannten [1]). Man habe ihm sogar versichert, daß fast alle Schauspiele, die in Sevilla gedruckt würden, um nach Indien verschickt zu werden, aus Habsucht mit dem Namen des Don Pedro beehrt würden.

Und so ist auch in dem Anhange des siebenten, achten und neunten Theils des Vera Tassis das Verzeichniß der unächten Dramen, denen Calderons Name vorgesetzt wurde, noch um folgende neun vermehrt.

107) Despreciar lo que se quiere. Nach Huerta von Montalban.

108) † La mejor Luna Africana. Arg genug ist es, dieß unserm Dichter zuzuschreiben, da am Schlusse drey Verfasser um Verzeihung bitten:

> La mejor Luna Africana
> tenga fin y aplauso, pues
> piden perdon de sus yerros
> tres plumas á vuestros pies 2).

Die maurische Königin von Granada wird fälschlich des Ehebruchs beschuldigt, und drey christliche Ritter beweisen ihre Unschuld durch offenen Zweykampf. So gewöhnlich wie das Thema, eben so gewöhnlich ist die Behandlung.

109) † Aristomenes Mesenio. Huerta nennt drey, eines von Calderon, eines von Moreto, und eines von Alfaro. Es wird aber wohl nur ein und dasselbe seyn, das von Alfaro, gedruckt Madrid 1663 in Parte *veinte* de Com. varias. Wo sich der Verfasser heraus arbeiten kann aus dem Modeton, zeigt er Kraft und feines Gefühl. Sonst ist die alte Geschichte mit zwey mythischen Fräulein, Phönix und Aurora, aufgestutzt, und dennoch versichert Alvaro am Schluß:

> la historia
> de cuya verdad abono
> tantos Anales que escriven
> del valeroso Aristomenes.

110) † A lo que obliga un agravio. Huerta nennt ein zweytes de *dos* Ingenios.

---

1) Daß Vera Tassis selbst nicht sorgfältig in der Aufzählung gewesen, sieht man daraus, daß er einen Titel La industria contra el poder zwey Mal aufführt.

2) Der Titel des Sevillaer Drucks hat auch Com. famosa, de tres Ingenios.

111) † La fé de Abraham. Huerta eines von Calderon, eines de *tres* Ingenios.

112) El amante mudo. Eine der schlechtesten Fabrikarbeiten der spanischen Komödienschreiber des siebzehnten Jahrhunderts ist dies jämmerliche Produkt. In der Ausgabe Sevilla, en la Imprenta de Joseph Padrino ist der Buchhändler auch so ehrlich gewesen, es nicht dem Calderon, sondern *Tres* Ingenios zuzuschreiben. Wer diese drey Geister gewesen seyn mögen, mag Gott wissen. Sie wetteifern in Nichtigkeit und Unbedeutenheit mit einander. Die Sprache ist der hergebrachte estilo culto, indeß weniger überladen als z. B. in Engañar para reynar, dafür aber auch noch öder als dort. Am meisten erhebt sich noch der dritte Akt, in Vergleich mit den beyden ersten.

113) Las lagrimas de David. Huerta hat drey, eines anonym, eines von Lope, eines von Godinez.

114) † Dios haze justicia á todos. Huertas Katalog nennt wieder drey verschiedene, eines von Calderon, eines von Lope, eines von Villegas.

115) Las hermanas vandoleras. So weit das Verzeichniß aus den Vorreden der ältesten Ausgabe, welches Apontes in der späteren sehr mit Unrecht nicht hat abdrucken lassen.

So beträchtlich nun schon die Anzahl dieser ausgestoßenen Schauspiele ist, so kann sie doch noch vermehrt werden aus folgendem Schauspiel-Kataloge: Indice general alfabetico de todos los titulos de Comedias, que se han escrito por varios autores, antiguos y modernos. En *Madrid*. En la Imprenta de Alfonso de Mora. Año 1735.

Hier befinden sich noch folgende achtzehn:

116) † Agravios satisfechos. Huerta hat ein zweytes von Fuen-Mayor.

117) Amar servir y esperar. Der Verfasser ist nach Huerta Lope de Vega.

118) † Amor con valor se obliga.

119) † Apolo y Leucotoc, Zarzuela.

120) † Como padre y como Rey. Ist von Perez de Montalvan, nach dem Abdruck: Barcelona, por Juan Serra. Die barocken gelehrten Späße des Lackeyen sind auch ganz im Charakter des Montalvan, z. B.

fue una bestia
el Macchiavelo contigo,
Justo Lipsio una dueña u. s. w.

121) † Conde de Sex. Huerta nennt ein anderes von Coello.

122) † Contra el amor desengaño, Zarzuela.

123) † Critica del amor.

124) † Job de las mugeres. Ist von Matos de Fragoso, und 1657 im Juego de varias abgedruckt.

125) Luis Perez el Gallego, Parte *segunda*.

126) Mejor tutor es Dios. Huerta: De Calderon ú Belmonte.

127) No guardas tu tu secreto.

128) No avrá mal, donde ay muger.

129) † Tan largo me lo fiais.

130) † Todo lo vence el amor. Huerta hat ein anderes von Zamora.

131) Troya abrasada. Ich besitze eine Barceloner Ausgabe ohne Jahreszahl, worin der Titel dieses entsetzlichen Stückes lautet: Troya

abrasada. *Tragi-Comedia* en tres Actos. Representada por la Compañia de Ribera. Einen solchen Hektor, wie diesen hier, hat gewiß das ganze unermeßliche Reich der Literatur nicht aufzuweisen. Die tollsten Burlesken sind nicht so toll wie dies ernsthaft gemeinte Stück.

132) † Victoria por el Amor. Huerta kennt ein zweytes von Morchon.

133) † Zeloso de su honra.

Endlich habe ich selbst noch folgende zwey unter Calderons Namen gedruckt gelesen.

134) Mas puede amor que el dolor (Sevilla por Franc. de Leefdael). Ein Schauspiel, worin alle Vorzüge und Fehler der mittelmäßigen Stücke der spanischen Bühne sich finden.

135) No son todos ruyseñores. Von Lope de Vega, S. zu Nr. 70: La fianza satisfecha. Eines der letzten [1]) und besten des Dichters, gewidmet der Abreise [2]) der Infantin Maria Anna aus Barcelona nach Wien, zur Vermählung mit dem nachmaligen deutschen Kaiser Ferdinand III.

Lope knüpfte das Schauspiel zunächst an Góngoras Volkslied:

No son todos ruyseñores
los que cantan entre las flores —

Im Anfange des dritten Akts finde ich eine Anspielung von Lope auf unseres Calderon berühmte Schilderung Philipps zu Roß in *La vanda y la flor:*

Pinta un cavallo un celebre poeta 3),
diziendo, que es el mismo pensamiento
tal vez, que de los ayres estafeta
desprecia en la carrera su elemento;
ya dize que paró veloz cometa,
esparciendo relampagos al viento,
copiando, porque a Rubens se anticipe,
el retrato de Jupiter Felipe.

* * *

Noch haben wir der Schauspiele zu erwähnen, die von drey Dichtern (de *tres* Ingenios) verfaßt sind, deren einer Calderon ist. In folgenden hat er, nach dem Zeugniß des Vera Tassis und der Angabe in dem Juego de varias, einen Akt verfertigt:

1) La fingida Arcadia. Jornada *tercera.*
2) Enfermar con el remedio. Jornada *primera.*
3) El pastor fido. Jornada *tercera.*
4) Circe y Polifemo. Jornada *tercera.*
5) La Margarita preciosa. Jornada *tercera.*
6) El Monstruo de la Fortuna. Jornada *primera* (en la parte 24 del Juego de varias).
7) El mejor amigo el muerto. Jornada *tercera.*
8) El privilegio de las mugeres. Jornada *tercera.*

Von diesen, welche Vera Tassis und Apuntes nicht aufgenommen haben, kenne ich aus eigenem Lesen nur El Monstruo de la

---

1) Schluß:

que siempre es negra la tinta,
aunque estén las canas blancas.

2) Erfolgte den 12. Juny 1630.

3) Offenbar Calderon.

Fortuna. Der Zusatz des Vera Tassis: En la parte 24 del Juego de varias ist sehr wichtig, denn es gibt noch ein Monstruo de la Fortuna, de tres Ingenios im siebenten Theile des Juego de varias. Das unsere ist zuerst gedruckt 1666. Ich bediene mich eines neuen, sehr guten Drucks En Valencia 1793. Hier lautet der ganze Titel: El Monstruo de la Fortuna, la Lavandera de Nápoles, *Felipa Catanea.* — De tres Ingenios.

Die Hauptquelle des Geschichtlichen über die Heldin Felipa Catanea ist J. Boccaccio De casibus virorum et feminarum illustrium, L. 9, Cap. 26. Eine brauchbare Zusammenstellung des Merkwürdigsten findet sich in Histoire des Rois des deux Siciles de la maison de France, par *d'Egly*. *Paris* 1741, T. I. p. 442, und zu Anfang des zweyten Theils.

Von den drey Verfassern des Monstruo de la Fortuna nennt der des letzten Aktes am Schlusse sich selbst:

Y Don Francisco de Roxas
por el zelo de serviros
pide para tres Ingenios,
con ser tres no mas de un victor.

Von Franc. de Roxas haben wir zu Cada qual lo que le toca Nr. 86 gesprochen. Wer den zweyten Akt geschrieben, ist mir unbekannt, die Sprache deutet auf Nachahmung der Ziereyen des Montalvan; der erste ist von Calderon, und enthält mehrere seiner würdige Stellen; so der hochfahrende Sinn der Wäscherin, ihre finstere Melancholie, das stumme Brüten über dem seltenen Geschick, das in ihrem Busen schläft, die dunkeln Wahrsagungen, alles dieß ist ganz vortrefflich. Allein die Verbindung von mehreren Dichtern zur Hervorbringung eines Drama kann wohl nur in seltenen Fällen eine reife und gute Frucht bringen, wenigstens müssen die Verabredungen dann genauer seyn, als es hier geschehen zu seyn scheint. In der That steht der Verfasser des zweyten Aktes so weit hinter Roxas zurück, als Roxas hinter Calderon. Man kann dieß kaum einen Schluß nennen, womit Roxas endet, da die Königin Johanna nach dieser Bearbeitung mehr Heldin des Schauspiels geworden, als Felipa, und ihr Schicksal ganz unentschieden bleibt. Jeder wird den Wunsch theilen, daß Calderon allein das Wunder der Fortuna ausgearbeitet hätte, wie Felipa aus der Dunkelheit auf den glänzendsten Punkt erhoben, schleunig von dort in die Tiefe hinab stürzt [1]).

* * *

Ueber die Autos der Spanier s. A. W. v. Schlegel: Ueber dram. Kunst und Lit. 3, 356. Sie waren nichts anderes als die Moralitates des Mittelalters. Noch Lope de Vega Peregrino en su patria (Obr. sueltas V, 144) braucht moralidad synonym mit Auto: »*Moralizando* sus bodas [2]) entre el alma y el amor divino, se representaba un *acto* sobre un theatro famoso-respecto de la fama, que aquella *moralidad* tenia.

---

1) Felipa, ein Sohn von ihr und ein Enkel, wurden als Häupter der Verschwörung gegen Andreas eingezogen, gefoltert, mit glühenden Zangen gezwickt. Sie starb zu Neapel 1346, noch ehe sie auf der Richtstätte anlangte, an den Martern. In der That ein Wunder der Fortuna.

2) Die Vermählung Philipp des Dritten mit Margaretha von Oesterreich.

Wie Calderon sie gefunden, und was er aus ihnen gebildet, würde eine hier zu weit führende Untersuchung seyn. Wir beschränken uns darauf, von seinen Autos diejenigen anzuführen, welche er selbst seinen Comedias zur Seite gestellt hat.

Unter den mythologischen Festspielen fanden wir das antike Märchen von Amor und Psyche bearbeitet, mit dem Titel: Ni Amor se libra de Amor. Dasselbe Thema hat unser Dichter zu zwey verschiedenen Autos benutzt.

Das erste wurde in Toledo [1]) aufgeführt. Hier ist der Vater der Psyche die Welt. Die beyden älteren Töchter sind der Götzendienst, und die Synagoge, jene vermählt mit dem Heidenthum, diese mit dem Judenthum. Die dritte, Psyche, ist der Glaube, ohne Wissen der andern vermählt mit der Liebe, mit Christus. Als die Sache bekannt wird, verstößt die Welt auf Anregen der andern ihre dritte Tochter nach einer wüsten Insel. Der Glaube bleibt hier allein mit dem Gracioso, dem Willen. Aber die Liebe verwandelt die Wüste in ein paradiesisches Eiland, und ist der Gefährte der Geliebten. Auf ihr Bitten kommen die Verwandten. Psyche läßt sich verleiten, der Ewigkeit vorgreifend, statt zu glauben, schauen zu wollen. Damit entflieht die Liebe, und es tritt wieder jene grauenhafte Einöde ein, worin alle herum taumeln. Durch aufrichtige Reue des Glaubens läßt sich die Liebe wieder zu erneutem Bunde bewegen.

Weniger künstlerischen Werth hat das zweyte Auto (T. II.). Der Vater ist hier wieder die Welt. Die drey Töchter sind die drey Zeitalter. Das erste Zeitalter ist vermählt mit dem natürlichen Gesetz, das zweyte mit dem mosaischen. Um das dritte werben Liebe und Haß. Nachher ist der Gang im Ganzen wie in dem frühern Auto.

El Arbol del mejor Fruto (I, 251) ist ein Seitenstück zu La Sibila del Oriente, gran Reyna de Sabá, unter den geistlichen Dramen. S. über das Auto v. Malsburg Einleit. zu Th. 4, seine Uebersetzung p. 14.

El Pintor de su Deshonra (T. II.). Eine der genialsten Kompositionen, die ich kenne. Es verdient auch deßhalb besonderes Lob, weil es frey ist von feindseliger Polemik. Das Stück beginnt mit der Weltschöpfung, und endigt mit der Kreuzigung. Der Schöpfer selbst ist El Pintor de s. D., welcher, wie im gleichnamigen Trauerspiel, zwey Mal die Kunst übt, sein erstes Werk, die Naturaleza, durch den Dämon und die Schuld befleckt sieht (nach der mosaischen Urkunde), es dann allen Folgen des Verbrechens Preis gibt, und endlich nach der neu-testamentalischen Lehre versöhnt wird. Die Beziehungen und Kombinationen zwischen dem Trauerspiel und unserer Allegorie erfordern eine besondere Behandlung.

Andromeda y Perseo (T. III.). Gewissermaßen eine zweyte Auflage des Pintor de su Deshonra, verfaßt für die Stadt Valladolid, allein bey weitem schlechter als jenes Auto [2]). Phineus ist der

---

1) Autos sacr. alleg. I, 45, 2:

en esta Imperial Toledo,
por ser cabeza de todas
las Ciudades de este Reyno.

2) Hier, wie in dem zweyten Auto von Amor und Psyche, sind die absurdesten Etymologien, welche jemals gemacht worden. Phineus, Fineo, kommt her von Finis oro. Perseus, Perseo, ist Per se, denn

Dämon, die Medusa ist Tod, Schuld, Schlange, die zum Apfelbiß verführt; Andromeda ist die menschliche Natur, und Perseus der Schöpfer und Mittler.

La Vida es Sueño (T. IV.). Hierüber hat ausführlich gesprochen v. Malsburg Th. 1. S. XIII. u. folg. seiner Uebersetzung.

El Jardin de Falerina. Nur der Name der Zauberin ist aus der Dichtung des Bojardo und dem Drama des Calderon genommen, sonst nichts.

Falerina, die Schuld, verlockt den Menschen zur Sünde, bis er in dem traurigen Garten sinnlos und allen Qualen zur Beute wird. Endlich tritt die Erlösung ein.

Unsere Aufmerksamkeit erfordert schließlich das, was neuerdings unter uns für den großen spanischen Dichter geschehen ist.

Die beyden Herausgeber des neuen Abdrucks des spanischen Textes, Herr Keil und Herr Brockhaus, haben das Unternehmen, ihrer Angabe nach *), mit großen und seltenen Hülfsmitteln begonnen. Und etwas anderes durfte man auch nicht erwarten, wenn in Deutschland, dem Vaterlande der Gründlichkeit, so viele Bände eines höchst fruchtbaren Dichters wieder aufgelegt werden sollten, eines Dichters, der in Spanien selbst jetzt eben nicht an der Tagesordnung ist. Bey dieser Menge von Hülfsmitteln hoffen wir auch mit Zuversicht, daß die neun bey Vera Tassis und Apontes ausgelassenen, unzweifelhaft ächten Dramen, der Leipziger Ausgabe nicht fehlen werden. Wir hätten gewünscht, daß die für die zwey letzten Bände aufgesparten Anmerkungen hinter die einzelnen Theile vertheilt worden wären, wodurch der Werth des Abdrucks des Textes bedeutend gewonnen hätte.

Die Folge der Stücke ist bis jetzt im Ganzen wie bey Vera Tassis, was für die zwey ersten Bände allerdings zu loben ist. Da aber in den übrigen Theilen des Vera Tassis, so wie in allen des Apontes, die Anordnung rein zufällig ist, so muß bey den folgenden Lieferungen irgend ein Eintheilungsgrund fest gestellt werden, damit die neue Ausgabe auch in dieser Beziehung eine bessere werde.

Was nun den Abdruck selbst angeht, so können wir der Wahrheit gemäß zwar der Leipziger Ausgabe das Zeugniß geben, daß sie an Reinheit und Korrektheit des Textes die zwey ersten spanischen Ausgaben übertrifft. Indeß ist bey der Korruption mehrerer Dramen hier noch sehr viel zu thun übrig. Folgende zahlreiche Verbesserungen des Textes der neuen Ausgabe sind wir im Stande aus kritischer Vergleichung älterer Abdrucke mitzutheilen.

Leipziger Ausgabe I. La Vida es Sueño.

p. 59. Si ha de ser la defensa, es imposible
Man interpungire: Si ha de ser, la defensa es imposible

p. 74. Segis. En lo intricado del monte
Entre sus espesas ramas
El Rey se esconde; seguidle,

Por sí, en Latino Frasse,
es el que obra por sí solo.

Bey der Ableitung von Andromeda wird sogar Henr. Stephanus citirt. Man weiß nicht, ob man diesen Einfällen den Vorzug geben soll, oder dem in Amor y Psiquis, wo Psiquis, Psyche, abgeleitet wird von Si quis, welches in den Concilien vorkommt.

*) »On a tâché de réunir toutes les éditions du dit Théâtre, qui ont paru jusqu'ici, pour donner à cette nouvelle édition toute la correction possible,« Avis etc.

Muß getheilt werden: Sold. En lo intricado del monte
Entre sus espesas ramas
El Rey se esconde. Segis, Seguidle!

p. 75. Nunca engañan, nunca mienten:
Lies: Nunca engaña, nunca miente:

Casa con dos puertas.

p. 98. Fuera (ay Dios), que no fuera
Compuesta de tan varios desconsuelos
La hidra de los zelos.

In dieser dunkeln Stelle hat Huerta (Th. H. II, 6, p. 223), Vera Tassis und die Sueltas:

Que veneno, y que ira, que no fuera
Compuesta de tan varios desconsuelos
Podria ser sino la hidra de los Zelos!

Das Richtige steckt wahrscheinlich in der alten Lesart, und nicht in der Verkurzung des Apontes, der Herr Keil gefolgt ist.

p. 116. Se me desapareció Felix.

Hier ist Felix offenbar, wie das Versmaß lehrt, ein ungeschickter Zusatz, aus der Ueberschrift in den Text gerathen.

p. 147. Fel. Mal aya la puerta, amen.
L. Fel. Mal aya la puerta! Cal. Amen!

p. 154. Quien soy, y que de mi casa

Die Stelle ist richtiger bey Herrn Keil als bey Apontes, aber die volle Heilung ist aus Huerta zu holen (p. 340):

Quien yo soy, y que en mi casa

El Purgatorio de San Patricio.

Vor den Worten

p. 157. Que yo mismo á mi mismo me hago guerra

fehlt bey Herrn Keil wie bey Apontes der ganze Vers:

En mi pecho se encierra;

ohne welchen Sinn, Struktur und Metrum total verloren sind.

p. 159. Que en sus entrañas bárbaras esconde
L. En sus entrañas bárbaras esconde

Das vorgesetzte Que vernichtet die Konstruktion.

p. 165. Que tengo á Christianos, esta.

Besser als bey Apontes, aber noch nicht ganz richtig. Es muß heißen:

Que tengo (ah, Christianos!), esta.

p. 186. Los dos nos demos victoria
De aquestos bárbaros: pues
L. Los dos no demos victoria
A aquestos bárbaros: pues

Siegen kann der Selbstmörder nicht mehr wollen, er will nur nicht durch fremde Hand besiegt werden, sondern durch die eigene, wie Ajax bey Ovid:

Ne quisquam Ajacem possit superare, nisi Ajax.

p. 191. Paul. Es caminante? Lud. Si. Paul. Pues adelante;
Que aquesta no es posada.
L. Paul. Es caminante? Lud. Si. Paul. Passe adelante,
Que aquesta no es posada.

p. 212. La máchina de dos polos,

Lies: La máchina de los polos,

p. 212. Los muertos que guarda en polvo.

So lesen freylich Vera Tassis und Apontes. Aber wo ist das Subjekt zu dem Zeitwort im Singularis? Die Sueltas haben das richtige:

Los muertos que guarda el polvo.

p. 213. Den remedios peligrosos.

Woher der Konjunktiv? Man lese mit den Sueltas:

Dan remedios peligrosos.

p. 214. Bastome mi matrimonio.

Vera Tassis und die Sueltas besser:

Bastame mi matrimonio.

La Devocion de la Cruz.

p. 336. Será bien, señor, que baxe

L. Será bien, señor, que baxes

p. 340. Sin esperanzas desdenes,
Y sin posesion desprecios

L. Burla de las esperanzas,
De la posesion desprecios,

p. 361. Mejor es darle ahora
Rústica sepultura entre estos ramos;

Dies Drama ist sehr verdorben; es fehlen ganze Zeilen, und die Reime sind entstellt. An dieser Stelle kann ich helfen. Es muß heißen:

Mejor será que hagamos
rústica sepultura entre estos ramos;

Auch Schlegel hat in der Uebersetzung den unentbehrlichen Reim:

»Nein, besser geben wir
Ein ländlich Grab ihm unter Büschen hier,«

La Puente de Mantible.

p. 405. Sean prision las aljabas

Eben so die Zwickauer Ausgabe p. 88:

L. Sean prisiones las aljabas

p. 431. A la alfombra, que en suelo

Eben so die Zwickauer Ausgabe p. 145:

L. A la alfombra, que en el suelo

Der Zwickauer Abdruck hat noch folgende Fehler aus Apontes, die Herr Keil vermieden hat.

p. 7. Tu talle, y tu valor, jóven valiente,

L. Fier. Tu talle, y tu valor, jóven valiente,

p. 8. (Perdone aquí la envidia su veno

L. (Perdone aquí la envidia su veneno

p. 16. Una aljaba, y á los visos

L. Una aljuba, y á los visos

p. 50. Ni ha de ser con tal infamia

L. No ha de ser con tal infamia

Lances de amor y fortuna.

p. 513. Que en ti, señora, estuviese!

L. Que en ti, señora, estuviste!

Dieß konnte schon der Reim resiste und dixiste auch ohne Hülfe der Sueltas lehren.

p. 534. A la voz que nos fatiga

Was sollte das für eine Stimme seyn? Es muß heißen: A la luz, que nos fatiga. Es ist der von den Gongoristen immer gebrauchte Vergleich mit der Sonne.

p. 539. Pues ya sabida, lo importa.

Man wird sich vergeblich anstrengen, diesem sabida Sinn abzugewinnen. Zu lesen ist mit den Sueltas:

Pues ya su vida lo importa,

p. 540. Y alegrarte. Aur. Mal podré,

Lies: Y alegrate. Aur. Mal podré,

p. 541. Diana, que esta es la experiencia,

Calderon braucht in diesem Drama das Wort Diana immer dreysylbig. Die Sueltas haben also auch hier richtig

Diana, esta es la experiencia,

La Dama Duende.

p. 595. Que sé la que siento mas?

L. Que sé la que sientes mas?

Peor está que estaba.

p. 667. En sus desdichas, que diera,
Porque á ampararse viniese

Die Zerstörung des Reims in den spätern Ausgaben ist unerklärlich. Die Alten lesen:

En sus desdichas, que diera,
Porque á ampararse viniera

Malsburg hat aus richtigem Gefühl auch den Reim:

»Sich erinnert, daß ich einen
Gäb' von meinen reichsten Steinen,«

p. 700. yo respondiera,
Si una tapada á vernos nos viniera,

So haben falsch Vera Tassis und Apontes. Die Alten richtig:

yo respondiera,
Si una tapada á vernos no viniera,

»Ich würde antworten, wenn nicht eine Verschleyerte uns zu besuchen käme.«

p. 702. Pues no son lo que parece,

L. Pues no son lo que parecen,

p. 705. Ni Eurialo y Neso fuéron

L. Ni Eurialo y Niso fuéron

Anspielung auf die Episode bey Virgil, Aen. IX, 176 u. folg.

Leipziger Ausgabe II. El Principe Constante.

p. 22. Mas qué trompeta es aquesta,
Que el ayre turba, y la region molesta?

Hier fangen die Jamben an. Es muß heißen:

Mas qué trompeta es esta,
Que el ayre turba, y la region molesta?

p. 27. Hice un foso de esmeralda,

L. Hizo un foso de esmeralda,

Das ferne Subjekt ist der viel besprochene Bach. S. Amor, honor y poder VI, p. 271.

p. 27. Ay de mí, que hoy he de ser

Das oy des Vera Tassis und Apontes ist ein Druckfehler, durch Verstellung beyder Buchstaben entstanden. Es muß heißen:

Ay de mí, que yo he de ser

Das Orakel hatte die Zeit gar nicht bestimmt in den Worten:

Que en efecto esta hermosura
Precio de un muerto ha de ser!

p. 30. En llorar, y en padecer;
En merecerla y temer

Die Alten haben concinner:

En llorar, y padecer,
En merecerla y temer

p. 37. Quien peca mandando, peca.

Vom Sündigen des Gebieters ist gar nicht die Rede. Die Seviller Sueltas lesen vortrefflich:

Quien peca mandado, peca.

Der Knecht sündigt doch, auch wenn er auf Befehl seines Herrn sündigt.

p. 53. Yo hospedages, ni mercedes
Lies: Yo hospedage, ni mercedes

Keine Herberge und keine Gnadenbezeugungen.

El mayor encanto Amor.

p. 81. Que en la vayna vuelva á ver
La cuchilla

Mehr angemessen dem Styl dieses Stücks lesen die Sueltas:

Que la vayna vuelva á ver
La cuchilla

p. 94. No erré en decir, que quisiera.
L. No erré en dicir que quisiera?

Das Fragezeichen ändert den Sinn merklich.

p. 114. Y un quanto usted quisiere.
L. Y un quanto vusted quisiere.

El Galán Fantasma.

p. 152. Y la sombra de mi imagen;
Tantos ha, que agradecida

Zwey Jahre hat Astolfo um sie geworben, und eben so lange, auch zwey Jahre, schon hätte sie sich ergeben? Nimmermehr; das wäre sehr gegen die Art Calderon'scher Fräulein. Man lese mit dem Druck des Hermosilla:

Y la sombra de mi imagen,
Tanto que yo agradecida

Zwey Jahre hast du dich um mich beworben, so sehr daß ich endlich u. s. w.

p. 152. Del decoro de mi honor,
Del respeto de mi padre;

Hier fehlt Subjekt. Unbegreiflich ist, wie Vera Tassis und Apontes den alten Text haben verdrängen können:

El decoro de mi honor
Y el respeto de mi padre;

p. 157. Carl. Dame los brazos,
Lies: Carl. Dadme los brazos,

So haben die meiſten Abdrücke, und es folgt auch immer die Anrede im Plural:

preguntando por vos, como llamado
de una tapada fuisteis,

p. 173. Pues no sabe quien la escucha:
L. Pues no sabe quien le escucha:

p. 178. Aspid ingrato, que averigué en mi seno
L. Aspid ingrato, que abrigué en mi seno

Leiſe Anſpielung auf die Fabel von dem, der die Schlange im Buſen hegte.

p. 179. Pues murió, averiguados los zelos,
A vista de su dama y de sus zelos.

Weder Reim noch Metrum ſind richtig. Man leſe mit mehreren Sueltas:

Pues murió, averiguados sus rezelos
A vista de su dama y de sus zelos.

Schon früher (p. 158) in dieſem Stücke hatte Apontes denſelben Fehler, den Herr Keil dort glücklich weggeſchafft hat, hier nicht.

p. 189. Como esta tierra está, que vos herida;
L. Como esta tierra, esta, que vos herida,

»Wie dieſe Erde, dieſe, die du hier verwundet vor dir ſiehſt.« Das Verbum iſt sube im zweyten Vers darauf.

p. 197. El suyo ha acertado á todos,
L. El tiro ha acertado á todos,

p. 206. Tengo penas, tengo un hijo,
L. Tengo penas, tengo hijos,

»Ich habe Kinder, nämlich dich, Laura und Aſtolfo.« Die folgenden Worte verlangen jenen Pluralis aus den Seviller Sueltas:

Y cada uno para un padre
Sois cuidados infinitos.

p. 206. No ir en casa de su dama
L. Traer en casa de su dama

p. 206. A turbarle el nuevo aviso.
L. A turbarle el menor viso.

p. 210. Y los zelos, que me has dado
L. Por los zelos, que me has dado

p. 212. Hallándose Julia y Porcia,
L. Hallándose Julia y Laura,

Argenis y Poliarco.

p. 413. Que vive tu pecho lleno
L. Que vive su pecho lleno

El mayor monstruo los zelos.

p. 526. En Jerusalen la grande,

So hat auch der Zwickauer Abdruck p. 23.

L. De Jerusalen la grande,

p. 574. Inspirando el clarin, herido el parche.

Eben ſo der Zwickauer Abdruck p. 126.

Lies: Inspirado el clarin, herido el parche,

p. 586. Desengrado entre sus pollos.

Eben so der Zwickauer Abdruck p. 154.

L. Desengrada entre sus pollos.

Noch sind Fehler des Zwickauer Druckes aus Apontes, die Hr. Keil verbessert hat:

p. 142. Viva Aureliano!

L. Viva Octaviano!

p. 151. Y yo las piedades doro.

L. Y yo las crueldades doro.

p. 151. Verme morir, quando noto

L. Verte morir, quando noto

Hombre pobre todo es trazas.

p. 662. No podré negar, que ha sido

L. No podrá negar, que ha sido

A secreto agravio secreta venganza.

p. 674. Lop. Dudosos
De tanta dicha mis brazos,
Han suspendido sus lazos.
Juan. Detenéos, que es forzoso

Der Reim lehrt, es sey zu schreiben:

Lop. Dudoso
De tanta dicha, mis brazos
Han suspendido sus lazos.
Juan. Detenéos, que es forzoso

p. 679. De un pecho noble, que alienta

L. De un pecho doble, que alienta

p. 701. Mucho tiempo estuve en muda

L. Mucho tiempo estuvo en muda

El sitio de Bredá.

p. 745. Bredá tambien mas cercada?

Wenn man die Antwort des Luis vergleicht: Si una vez se ven cercados, so wird man die Lesart der Ausgabe von 1666 vorziehen:

Bredá tambien mal cercada?

p. 757. Alons. Cuerpo de Christo! ¿ no es nada

Die alte Lesart *Alons. Pues, Cuerpo de Dios!* ¿ no es nada ist gewiß nur der Furcht, Anstoß zu geben, in späterer Zeit gewichen.

p. 758. Med. De la villa van saliendo

L. Med. De la ciudad van saliendo

So hat der Text von 1666, und auf der folgenden Seite am Ende wird dasselbe aufgenommen mit den Worten:

y salió luego
De la ciudad á defender el paso

p. 766. A una longua, y con la salva

L. A una legua, y con la salva

Vorher hieß es:

Toda la caballeria
Dos leguas de Bredá —

p. 774. Muere el sol, y nace el sol,

Zwey ältere Ausgaben und Vera Taſſis haben richtig:

Muere sol, y nace sol,

p. 776. Si traxo en tanto rigor
La sentencia en mi favor.

Lies: Si traxo tanto rigor
La sentencia en mi favor?

p. 776. Del sol, con roxas cruces

So, mit einer Sylbe zu wenig, leſen freylich Vera Taſſis und Apontes. Die älteren vollſtändig:

Del sol, con las roxas cruces

p. 778. No tenga ya que rezelarme en nada,

L. No tengo ya que rezelarme en nada,

p. 790. Desmintiendo lo immortal,
como su alabanza, eterna.

Das wäre zu ſtark, und eine Hyperbel, die ſich Calderon verbitten muß. Die Ausgabe von 1666 hat:

Desmintiendo á lo mortal,
Como su alabanza, eterna.

p. 797. El quartel los Valones!

Nur aus Apontes hat Hr. Keil dieſe Sinn und Vers vernichtende Abkürzung. Vera Taſſis und alle andern haben:

El quartel de los Valones!

Tomo III. El Astrólogo fingido.

p. 15. Le tiene ausente dentro mi casa.

L. Le tiene ausente dentro de mi casa

p. 40. Que la mentira la creí por fuerza.

L. Que mi mentira la creí por fuerza.

p. 50. Al Iris, que el cielo adora.

Ausdrücke der Art fallen dem armen Dichter nicht zur Laſt. Er hat geſchrieben, wie die Sueltas aufbewahrt haben:

Al Iris, que el cielo dora.

Den umgekehrten Fehler haben wir im Magico prodigioso.

p. 55. Es esa á que no hallo

Das Metrum gebietet mit den Sueltas zu leſen:

Es esa á que yo no hallo,

Amor, honor, y poder.

p. 73. Que lo que es sombra del gusto
Viene á ser del honor falta.

Was ſollte das für ein Schatten ſeyn?

L. Que lo que es sobra del gusto
Viene á ser del honor falta.

p. 87. Cond. Como no prevenida,

ein Druckfehler aus Apontes beybehalten.

L. Cond. Como no prevenido,

En esta vida todo es verdad, y todo es mentira.

p. 255. Hoy, bastante aviso tenga

L. Hoy, bastante viso tenga

»Hinreichender Vorwand.«

p. 265. Siempre que las nombras, llega
Lies: Siempre que la nombras, llega

Nämlich das Pronomen la ſteht für la muger, nicht las für cosas.

p. 275. Erac. Dadme albricias, corazon;
Leon. Alma, dame albricias;
L. Eracl. Dame albricias, corazon;
Leon. Alma, dame albricias;

p. 310. De dexar la soberana
Vida vuestra; yo, si, quando
L. De dexar la soberana
Vista vuestra; yo, si, quando

Leonido wiederholt fünf Verſe ſpäter des Eraklio Worte, und da ſteht das Richtige gedruckt:

De dexar la soberana
Vista vuestra, alegar yo

p. 319. Lis. No prosigas; porque Focas
L. Lis. No prosigais; porque Focas

p. 338. Erac. Cielos, piedad!
Ast. Favor, cielos!
L. Erac. Cielos, piedad!
Ast. Favor, cielo!

Es iſt der Reim zu

Ya del quebrantado hielo

El Maestro de danzar.

p. 351. Creiste acabara tu amor,
L. Creiste acabar tu amor,

p. 356. Tanto como á entender me dais,
L. Tanto como á entender dais,

p. 370. Y el abrigo de tu casa,
L. Y al abrigo de tu casa

p. 403. Ocasion por tan amigo?
Nadie le dará mejor;

Muß interpungirt werden:

Ocasion por tan amigo,
Nadie le dará mejor?

p. 425. Detenedos!
Fer. y Di. Qué es tenerme?
L. Detenedos!
Fer. y Di. Qué es detenerme!

Los Hijos de la Fortuna.

p. 532. Allí espera, recatado
L. Allí espero, recatado

La Hija del Ayre.

p. 734. La Amaltea destos puertos,
L. La Amaltea destos huertos,

p. 783. Parecer de asombro el sol,
L. Padecer de asombro el sol,

p. 818. ¡O quiera el cielo, que llegue
L. Licas. ¡O quiera el cielo, que llegue

Die Gebrüder Schumann haben keine neue Recenſion des Textes verſprochen. Sie geben einen in der That höchſt korrekten und ſau-

bern Abdruck des Textes bey Apontes, mit Orthographie und Interpunktion, wie sie jetzt in Spanien Mode ist. Folgende Fehler aus dem ersten Akt des Magico prodigioso, die uns eben zur Hand sind, sind wichtig genug, um zu zeigen, wie groß das Bedürfniß ist, dem die Leipziger Herausgeber abhelfen. Diese Fehler fallen dem Apontes zur Last, aus dessen Text sie in den Zwickauer übergegangen sind.

El Magico prodigioso (Zuickavia 1819).

p. 16. Que aca, miéntras se estudia,
Mas se ignora.

Lies: Que acá, miéntras mas se estudia
Mas se ignora.

p. 17. Todo vista, todo manos.

L. Todo vista, y todo manos.

p. 21—22. Que se pueden oponer,
(Esta no puedes negarla)
En algo al hacer el hombre

Die Interpunktion ist falsch. Wesentlich ändert den Sinn, wenn man verbindet oponer en algo.

L. Que se pueden oponer
(Esta no puedes negarla)
En algo: al hacer el hombre

p. 22. Quando al uno le criara.

L. Quando el uno le criara

p. 26. Que de duelos, y no alcanza

L. Que de duelos, y no alcanzas

p. 34. Y es bien que lo diga ella

L. Y assi es bien que lo diga ella

p. 34. Y ella elija. *Clarin.* Es buena traza,

L. Y escoja. *Clarin.* De buena gana,

p. 37. Y viéndome á mí, que el ir
Con este báculo dando
En la tierra, es ir llamando

L. Y viéndome á mí que al ir
Con este báculo dando
En la tierra, voy llamando

p. 43. Vida, alma y razon pendiente

L. Vida, alma y razon pendientes

p. 46. Como Juez de sus desvelos;

L. Y Juez de sus desvelos;

p. 52. Por qué lo dices? concluya.

L. Por qué lo dice? concluya.

p. 52. Quando yo á dorar la Esfera

L. Quando yo á adorar la Esfera

p. 54. Sale; no me mateis, Cielos,

L. Sale; no me mateis, Zelos,

p. 55. Mas, que á vos el conocerme

Hier hat der älteste Druck eine andere Stellung, die wegen des Chiasmus vorzuziehen ist.

Mas que el conocerme á vos.

Von den drey deutschen Uebersetzern des Calderon loben wir vorzüglich an Herrn A. W. v. Schlegel Genialität, an Herrn Gries Fleiß und Geschick, an Herrn v. Malsburg Begeisterung für seinen

Gegenstand. Abgesehen von dem Gefühl des Dankes dafür, das Herr v. Schlegel uns zuerst anregte, den Weg bahnte und hinein führte, scheint uns auch ohne das der südliche Hauch und Duft Calderon'scher Poesie in seiner Andacht zum Kreuz, und seinem: Ueber allen Zauber Liebe, heimisch geworden; die späteren mögen schon etwas von der Unlust an sich tragen, welche seit einiger Zeit diesen Gelehrten ganz von Beschäftigungen dieser Art abgewendet zu haben scheint.

Herr Gries verbindet eine seltene Gewandtheit der Sprache und des Reimes mit dem noch seltenern Fleiß im Ausfeilen und Glätten. Auch loben wir die Konsequenz, mit welcher er bey dem Gesetz der Wörtlichkeit beharrt, das er sich aufgelegt. Wir sind zwar weit entfernt, dieß für den einzig richtigen Weg zu halten, ziehen es aber vor einem Schwanken zwischen wörtlicher Uebersetzung und freyer Bearbeitung. Ein weniger konsequenter Mann würde versucht haben z. B. folgender deutschen Stelle aus dem wunderthätigen Magus (II, 235) einigen Sinn zu geben:

»Zwar, wenn ich die Wahrheit melde,
Livia ist's, die mir gefangen
Hält die Sinne . . . doch du hast
Schon fürwahr mehr als den halben
Weg zurückgelegt. Komm Livia!
Vorwärts! Livia, komm, Livianchen!«

Doch dazu wäre eine völlige Abweichung vom Spanischen, und ein deutsches Wortspiel nöthig gewesen. Das Original lautet:

Aunque, si digo verdad,
Livia es la que me arrebata
Los sentidos: pues ya tienes
Mas de la mitad andada
Del camino; llega, Livia!
Ai na, y sé, Livia, liviana!

Nämlich liviana heißt leicht, und bey Mädchen was wir gutwillig nennen. Da dem Namen der Zofe Livia nur eine Sylbe fehlt, um eine liviana zu seyn, so meint der Bursch, mehr als die Hälfte des Weges (nämlich ¾, da sie dreysylbig ist) habe sie schon zurück gelegt, und sie habe nur noch ein Viertel zu machen, um ihm zu Willen zu seyn. Dies Wortspiel wird wiederholt in Las Armas de la Hermosura I, 140, und in Fineza contra Fineza. Die erstere Stelle ist sogar ein Citat der unserigen. Dies Beyspiel möge statt aller beweisen, daß in dem ganzen Verfahren gewisse natürliche Schwierigkeiten liegen, deren Ueberwindung die Urverschiedenheit der deutschen und spanischen Sprache schlechthin unmöglich macht.

Ueber Bestimmung und Gränzen der literarischen Kritik.

Daß es keine absolute und allein richtige Kritik im Gebiete des Schönen gibt, die Wahrheit dieses Satzes ist jetzt glücklicher Weise nicht allein vom Publikum angenommen, sondern sogar schon von den meisten Direktionen unserer kritischen Institute stillschweigend oder ausdrücklich anerkannt worden. Denn, wenn früher die verschiedenen Recensionen einer Literaturzeitung, ohne Namen und Zeichen an einander gereiht, den geheimnißvollen Schein, als wären sie alle aus einer Feder, oder doch mindestens aus einem Geist und einer Ansicht hervorgegangen, geben sollten, so haben die neuesten großeren Institute dieser Art den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und hierdurch ihre entgegengesetzte oder fortgeschrittene An-

ſicht der Kritik bekundet. Dieſe kritiſchen Blätter erſcheinen — und werden betrachtet — als Sammlungen verſchiedener Kritiken von einander unabhängiger Recenſenten, und es darf demnach auch eine jede den Namen oder das Zeichen ihres Autors tragen. Auch die älteren Literaturzeitungen behalten nur zum Theil die Form, welche jenen Schein begünſtigen ſollte, mehr aus Scheu vor einer Veränderung des Hergebrachten, als aus fortdauernder Ueberzeugung bey; andere haben aber ſchon ihren Mitarbeitern den äußern Zeichenſtempel ihren Beyträgen unterzudrücken erlaubt, da ſie ja doch den innern Geiſtesſtempel nicht unterdrücken konnten. Es wäre überflüſſig, die Richtigkeit der Anſicht zu vertheidigen, welche in dieſer allgemeinen Umänderung der Form ſich ausſpricht, da in der Geſchichte dieſes Wechſels und Fortſchreitens die Wahrheit ſelbſt begründet iſt. Wir wollen uns hier nicht auslaſſen über das verfehlte Streben eines Theils des vorigen (ſogenannten philoſophiſchen) Jahrhunderts, welches, ähnlich einer noch frühern Zeit, die nach einer Univerſalmedizin haſchte, die Begriffe zu verallgemeinen und ſo nach Normen ſuchte, welche für alles Vorhandene paſſen müßten; — wir bemerken nur in voraus zu dieſer Einleitung, daß mit dem in unſerem Jahrhunderte neuerdings erwachtem Streben für die Erhaltung der Individualitäten auch jene Anſicht einer allein richtigen Kritik verſchwinden, und die individuelle Anſicht über alles Schöne, und ſo auch über die Poeſie ihr angebornes Recht wieder gewinnen mußte. Wenn uns ſomit die abweichenden kritiſchen Anſichten der verſchiedenen Individuen gerechtfertigt erſcheinen, erlauben wir uns über die Verſchiedenheiten in den kritiſchen Anſichten eines und deſſelben Individuums ſelbſt, das heißt über die Standpunkte, von welchen aus es das zu ſichtende Feld überblicken kann, etwas ausführlicher zu ſprechen.

Jeder Recenſent wird allerdings, ohne deßhalb in Gefahr zu kommen, ſeine Grundſätze zu verändern, bey der Beurtheilung der verſchiedenen Werke auch ganz verſchiedene Punkte auszuwählen haben, von welchen er theils das ganze Feld überſehen, theils ſein eigenes Werk anfangen muß. — Die Vergleichung der Kritik und des Recenſenten mit dem Richtſtuhl und Richter iſt ſo häufig gebraucht worden, daß ſie als eine gewöhnliche Metapher in der Sprache daſteht — und wie uns ſcheint mit vollem Rechte, indem ſich nur ſelten ein Gleichniß ſo ins Specielle wie dieſes verfolgen läßt. — Amt und Gewalt jedes Kriminalrichters zerfallen in zwey Hauptrechte, den zu unterſuchen und den zu erkennen. Auch dem Recenſenten ſteht die doppelte Befugniß zu: das Werk zu prüfen und alsdann zu beurtheilen. Von dem Richter geht die Appellation an eine höhere Inſtanz; auch dieſe gibt es für die Werke der Kunſt, nur daß ſie, trotz aller Verzögerungen der Gerichtshöfe, gewöhnlich bey weitem ſpäter als der Juriſt ihr endliches Urtel ſpricht; es iſt dieſe höhere Inſtanz entweder das Publikum, oder — die Nachwelt; ja man könnte hier in beſondern Fällen eine zweyte und dritte Inſtanz unterſcheiden. Sobald der Autor ſeine Dichtung dem Druck oder der Bühne anvertraut, unterwirft er ſich einem ausgebreiteten Forum, wo viele nicht ſubordinirte Richter gleiches Recht zu ſprechen haben, mit der einzigen Abweichung vom gewöhnlichen Gerichtsgange, daß keine Prävention gilt. Die Regel iſt, daß jedes einigermaßen bedeutende Werk gleichſam als *tanquam* suspectum (man vergebe die nothwendige Tautologie) vor dem Richter zur Unterſuchung gezogen werde. Wenn der Juriſt aber bey der vorläufigen Unterſuchung findet, daß ſich die Sache wegen einer oder der andern Urſache zu einer völligen Durchführung nicht eigne, entläßt er den Eingezogenen, ohne einen Urtheilsſpruch zu thun. Auf gleiche Weiſe müßte der kritiſche

Richter verfahren, d. h. vorläufig untersuchen, und wenn sich das Werk zur speciellen Fortsetzung derselben nicht eignet, entlassen ohne zu urtheilen. Aber bey ihm ist dieses Verfahren noch weit nothwendiger, indem, wie angeführt, fast alle Untergebene seiner Gerichtsbarkeit ihm vorgeführt werden. Während beym Juristen die Angeschuldigten meist aus einem und demselben Grunde, weil ihnen nichts anzuhaben ist, werden los zu lassen seyn, können die Ursachen beym kritischen Richter in sehr verschiedenen Arten bestehen, von denen wir unten einige wollen aufzuführen suchen. Wir glauben aber hier vorläufig zu dem Resultate gekommen zu seyn, daß es das erste Geschäft des Kritikers seyn muß, zu untersuchen, und wollen dann ferner sehen, ob es nicht auch sein hauptsächliches seyn dürfte.

Wie verkehrt es auch wäre, sich einen Kriminalprozeß ohne einen der beyden Hauptbestandtheile zu denken, so ist doch so viel gewiß, daß, wenn einer von beyden mangelhaft seyn muß, eine gründliche Untersuchung dem gründlichen Erkenntnisse vorzuziehen ist; denn bey einer mangelhaften Untersuchung ist es auch dem besten Richter unmöglich, gründlich zu erkennen; auf eine gründliche Untersuchung wird es aber auch einem flüchtigen Richter schwerer, vom wahren Wege abzuirren, und wenn es geschehen ist, so kann man voraus sehen, daß der Appellationsrichter nicht in demselben falschen Geleise gehen, sondern bald die richtige Spur, welche den Untersuchenden geführt hat, finden werde. Recensent ist durchaus kein unbedingter Freund der Geschwornengerichte, er glaubt aber, daß ihrer Einrichtung die ausgesprochene Ansicht zum Grunde liege. Während der gelehrte Richter Alles veranstaltet, was zur Ausmittelung des Thatbestandes gehört, wird es der Entscheidung des gesunden Menschenverstandes der Ungelehrten überlassen, ob aus den ermittelten Umständen das Vergehen folge. Es ist also die Untersuchung von der Aburtheilung getrennt. Wenden wir dieses Prozeßverfahren auf die Kritik an, so würde der Recensent, welcher die Stelle des Richters einnimmt, lediglich die Bestandtheile des Werkes zu untersuchen und zu prüfen haben; der literarischen Jury aber, welche von niemand anders als dem Publikum repräsentirt wird, läge es ob, das Urtheil darüber zu sprechen. Wir sahen oben, daß nach dem gewöhnlichen kritischen Rechtsgange das Publikum als höhere Instanz nach dem Spruche der Recensenten zu entscheiden hatte. Mit Anwendung dieses Satzes würde, wenn das Publikum als die kritische Jury schon in erster Instanz entschiede, keine weitere Instanz, als etwa die entfernte Nachwelt, übrig bleiben; aber auch diese Fortsetzung des verglichenen Bildes stimmt mit dem andern überein, indem vom Spruche einer Jury keine eigentliche Appellation denkbar ist.

Eben so wenig Recensent unbedingt für oder wider die Geschwornengerichte eingenommen ist, will er sich unbedingt für oder gegen die kritische Jury erklären. Das heißt, er glaubt, es müsse auf die Verschiedenheit des zu beurtheilenden Gegenstandes ankommen, ob der Recensent nur den Inhalt prüfend untersuche und seinen Befund dem Publikum zur Entscheidung übergebe, oder ob er zugleich sein Urtheil hinzufüge. So viel ist an sich aber klar, daß das in beyden Fällen zu beobachtende Verfahren, die Untersuchung, den Hauptbestandtheil auch in der Kritik ausmachen müsse.

Es frägt sich nun: worin diese Untersuchung bestehen müsse? Wir können uns nicht enthalten, abermals zur größern Anschaulichkeit einen Begriff der juristischen Praxis zu entlehnen. Wenn die Sache spruchreif instruirt erscheint, ist es das Amt des Referenten, aus den Akten eine

kurze, aber alles Erhebliche enthaltende Erzählung in historischer Ordnung zu entwerfen, um durch diese das votirende Kollegium in Stand zu setzen, ohne eigene Kenntniß der Akten das Urtheil zu fällen. Obgleich es allerdings die Pflicht des Referenten ist, mit der Geschichtserzählung zugleich auch seine eigene Meinung, die Zweifelsgründe und die, welche den Zweifel widerlegen sollen, vorzutragen, so würde er doch immer einen Fehler begehen, wenn er vorzugsweise, dieses sein Votum vor Augen habend, auch die Geschichtserzählung so stellte, daß sie als fortwährender Beleg seiner Ansicht diente. Im Gegentheil muß er die eigentliche Relation frey von jeder subjektiven Einmischung erhalten, und die Fakta, wie sie sich selbst darstellen, in gedrängter chronologischer Folge aufzählen, damit jeder Hörer aus dieser unparteyischen und trockenen Hererzählung nach seiner eigenen Subjektivität (d. h. seiner individuellen Ansicht) den Schluß ziehen könne. Da aber die Relation den Inbegriff dessen, was bey der Untersuchung sich ergeben hat, enthält, so wollen wir sie Behufs unserer Zusammenstellung für gleichbedeutend mit der letztern annehmen, und nun folgern: wie auch die erste und die hauptsächliche Thätigkeit in der Kritik müsse beschaffen seyn. Eine chronologische Erzählung wird oft ganz unmöglich, oft nicht rathsam seyn. Jenes ist der Fall bey lyrischen Dichtungen, dieses bey den meisten Romanen; und selbst bey den Tragödien, wo es allerdings erforderlich ist, muß das äußere Skelett mit großer Vorsicht und Kunst aufgetragen werden, wenn nicht der ganze Bau und die Entwickelung der Tragödie dem Mißverständniß oder dem Nichtverstehen ausgesetzt werden soll. Dagegen wird die kritische Relation mehr aus dem Gebiete des Aeußern in das Innere übergehen, und die historische Entwickelung der Ideen (d. h. wie sie im Geiste des Autors mögen entstanden seyn) ihre chronologische Folge in der Dichtung selbst, und den Geist, welcher in derselben vorwaltet, darzulegen bemüht seyn. — Die erste Aufgabe ist die schwierigste, wenn nicht etwa der Autor in der Vorrede oder persönlich dem Recensenten den Leitfaden, welchem er gefolgt ist, an die Hand gegeben hat. Nichts ist überall schon selksamer als die Verbindung der Gedanken und der Lauf der Ideen. Der Ideenschwung des Poeten gleicht aber namentlich dem Gange des Springers im Schachbrete, oder wohl auch mitunter dem Laufe eines Irrlichtes. Beyden rückwärts bis zum Punkte ihres Ausgangs zu folgen, ist auch dem geübtesten Auge unmöglich, weil sie keine Spuren auf den Punkten, welche sie berührt haben, zurücklassen. Aber zuweilen gewährt ein geringfügiger Umstand eine seltsame Wendung, besonders dem mit den andern Dichtungen des Autors Vertrauten einen plötzlichen Aufschluß, oder doch einen festen Punkt, von welchem aus er rückwärts und vorwärts die Spur verfolgen, und so die Ideenentwickelung des Autors allmählich auffinden kann. — Minder schwer, aber durchaus unerläßlich ist die Pflicht des guten kritischen Referenten: der Ideenfolge im Gedichte, wie es dasteht, zu folgen. Man könnte hier den scherzhaften Einwand machen: wie aber, wenn gar keine Idee im Gedichte zu finden ist? worauf wir aber mit Bezugnahme auf unsere obige Anführung, daß einige Dichtungen schon nach der ersten vorläufigen Untersuchung ohne alle Kritik entlassen werden müssen, entgegnen, daß jene Gedichte zu diesen Arten gehören. Uebrigens verstehen wir unter fehlenden Ideen hier nicht etwa die Abwesenheit einer dem Dichter von Anfang bis Ende vorschwebenden einzigen Idee, welche er in dem Gedichte etwa hätte realisiren wollen; denn daß das freye Element der Poesie nicht von einer solchen bedingt sey, sondern im Gegentheil, wenn der Dichter im beständigen Jagen, seine bestimmte Tendenz in der

Dichtung an den Tag zu legen strebt, der Poesie eigentliches Wesen zerstört wurde, ist längst ausgemacht. Eben so wenig soll der Recensent aber jeden einzelnen in Worten ausgesprochenen Gedanken herausheben. Nur in so fern er als Ausbruch des übermeisternden Gefühles die ganze Richtung der Handlung und der Ideen zugleich ausdrückt, gehört er hierher; die Hervorhebung der eigentlichen Sentenzen oder des sogenannten jetzt veralteten Moralisirens muß für die Darstellung des Geistes des Dichters selbst verbleiben. In den meisten vorzüglicheren Dichtungen wird diese Pflicht des Recensenten, ihre Ideenfolge zu enthüllen, mit der historischen Erzählung des Inhalts (d. h. der Skizzirung, der Aufstellung des Skelettes der Handlung) zusammenfallen, da in der Regel bey einem wahren Dichterwerk sich beydes, Idee und Handlung, nicht gut getrennt denken läßt. Es gibt aber allerdings Ausnahmen, und zwar führen wir nur zwey ganz entgegengesetzte an. Bey einer mystischen Dichtung, die wir doch nicht ganz aus dem Gebiete der Poesie verdrängen dürfen, wird der Sinn, die Idee, nur tief verschleyert in der Handlung liegen; bey einer ironischen Dichtung hingegen wird uns das Verständniß des Dichters oft erst, wenn wir die Handlung ganz umgekehrt als sie vor Augen liegt betrachten, aufgehen. Das Gebiet der Ironie ist ein so ausgebreitetes, daß wir das Ernsteste und das Größte darunter verstehen möchten, was uns bewegt und erhebt. Oft weht über dem Dichter, während er seinem gemachten Plane, seiner gefaßten Idee folgt, ein Geist, welcher ihn unwillkürlich ergreift, und Gedanken hinzustreuen veranlaßt, welche über das ganze mühsame Streben hinaus eine höhere Idee versinnlichen, und den unbefangenen Dritten in der Dichtung ein weit anderes Walten, als der Dichter beabsichtigte, lesen lassen. Auch diesen hohern Sinn wird der Recensent hier auszusprechen suchen müssen, wenn er überhaupt auszusprechen ist, und nicht vielmehr nur im Gefühl und der Ahnung liegt. — Vor allem aber ist es, drittens, die Aufgabe des Recensenten, uns den Geist des Dichters anschaulich zu machen. Um dieser Aufgabe zu genügen, muß er ganz von der eigenen Subjektivität sich zu abstrahiren, und den Standpunkt aufzufinden suchen, von welchem der Dichter ausgegangen, von welchem aus er gefühlt und gedacht hat. Es ist oft gesagt worden, ein großer Dichter könne nur von einem gleich großen würdig übersetzt, oder wohl gar auch nur von diesem richtig beurtheilt werden. Dieß kann aber nur so viel bedeuten, daß der Uebersetzer und der Kritiker fähig seyn muß, sich ganz in die Seele des fremden Dichters hinein zu versetzen. Er muß also eine gleiche Empfänglichkeit für die Eindrücke des Schönen, eine gleiche Fähigkeit, den Gedanken zu folgen, oder sich diese selbst zu entwickeln, haben, und muß endlich der Richtung des Geistes und des Gefühls seines Originales zusammen genommen, folgen können. Keinesweges aber bedarf es einer gleichen Phantasie und Schöpfergabe. Erforderlich ist demnach bey dieser Relation ein gänzliches Vergessen seiner selbst; fast möchten wir indessen, so paradox es klingt, noch ein anderes Requisit, welches den Grundstoff der Poesie bildet, verlangen, eine gewisse — Liebe. Es läßt sich mindestens schwer denken, wie dieses gänzliche Eingehen in eine fremde Eigenthümlichkeit ohne alle — wenigstens vorläufige — Liebe geschehen könne. Zum wenigsten aber muß ihr negativer Bestandtheil vorhanden seyn — es muß für den Augenblick jedes Vorurtheil, jeder Haß weichen. Denkt man sich nun ganz in das Nichtich hinein, so muß man nothwendig auch auf kurze Zeit gleichsam dieses fremde Wesen werden, und es verschwindet daher alsbald das Verhältniß zwischen dem Selbst und dem Angeeigneten, wo

dann also von selbst die feindliche Neigung wegfällt. Es ist der menschlichen Natur bey ihrem Nachahmungs- (edler genannt bey ihrem Bildungs-) triebe gar nichts Widersprechendes, so in die fremde Eigenthümlichkeit einzugehen, oder mit einem aus dem Thierkreise entnommenem Gleichnisse sich wie ein Seidenwurm einzuspinnen; aber die Aufgabe des Menschen ist, trotz dieser Nachahmung und Aneignung des Fremden, die Selbstständigkeit nicht zu verläugnen. Oft ist es das Versehen der jungen Dichter, daß sie aus solchen goldenen Netzen sich nicht mehr zur Freyheit hinausarbeiten können, und in der fremden Manier untergehen — eine Gefahr, welche dem Kritiker weniger drohend ist. Seine Bestimmung ist es, nur bis zu einer bestimmten Gränze mitzuschreiten, und dann die freyere Höhe zu ersteigen, von welcher er mit ungetrübtem Blick die durchschrittene Bahn übersehen kann. — Kann im Gegentheil der Recensent sich nicht so innig mit seinem Gegenstande vertraut machen, sich nicht mit den Ideen vermählen, sondern blickt er von seinem eigenen unveränderlichen Standpunkte das Ganze an, so ist es natürlich, daß er auch nur einseitig den Dritten mit dem Wesen, welches er darlegen soll, bekannt machen kann. Wie mannigfach wirkt Licht und Schatten auf den Anblick einer Landschaft, so daß Jemand, der sie immer nur von demselben Standpunkte, zur selben Tageszeit, bey demselben Lichte gesehen hat, unmöglich sagen kann, daß er alle ihre Schönheiten kenne. Und dieses Gleichniß ist nur vom Aeußeren entnommen! Will man uns fragen: wie diese Auffassung und Darlegung des fremden Geistes beschaffen seyn solle? so müssen wir gestehen, daß wir vor der Hand keine allgemeine Regel zu geben wissen. Die Eigenthümlichkeiten der Dichter sind so verschieden, daß sie auch wieder ganz verschieden aufgefaßt werden müssen. Wenn wir oben erwähnten, daß die eingestreuten Sentenzen bey der Schilderung des Geistes eines Autors berührt werden müßten, so ist es nothwendig uns hier zu verwahren gegen eine zu allgemeine Auffassung dieser Aeußerung. Bey einigen Dichtern sprechen die Sentenzen allerdings den Geist aus, welcher nicht länger auf die ruhige Entwickelung der Handlung, und auf die plastische Darlegung der in ihm gährenden Gedanken und Gefühle warten kann, sondern sich Luft machen muß — bey andern sind sie nur schöner Zierath, und bey diesen letztern können sie weniger zur Darlegung des Geistes als vielmehr zum Beweise dienen, daß wenig Geist überhaupt im Dichter ist. Nebenbey, ohne ins Specielle einzugehen, welches uns hier ins Unbegränzte führen würde, bemerken wir, daß, wie der Geist des Dichters selbst, auch die Entfaltung des Geistes der einzelnen, namentlich im Drama, von ihm aufgestellten Personen hieher gehört. Es wird besonders dienlich seyn, darauf zu sehen, in welche Personen der Geist des Dichters, und wie er in diese übergegangen sey, um auch aus dieser Richtung auf ihn selbst zurückschließen zu können. Um es kurz zu wiederholen: bey der vorläufigen Darlegung des Wesens eines Dichters muß der Recensent ihn weder nach seinen Ansichten und seiner Eigenthümlichkeit, noch nach der eines andern Dichters messen wollen, sondern frey von jeder Einmischung sich bestreben, den Geist des Dichters, wie dieser in sich dasteht, aufzufassen und darzustellen.

Ist aber dieses geschehen, so glauben wir, ist dem Wesentlichen einer Recension genügt. Wie auf den Vortrag des Referenten, auch ohne dessen eigenes angehängtes Votum, die mit der Sache unbekannten Richter, oder die noch unkundigern Geschwornen das Urtheil zu fällen im Stande seyn müssen — wird auch das Publikum, wenn der kritische Vor-

trag genügend und unparteyisch ausgefallen, entscheiden können, ob der Schriftsteller oder sein bestimmtes Werk sich mit demselben weiter bekannt zu machen verdiene, oder ob es mit dem genüge, was man durch die Recension erfahren. Wie sich die Kritik zur Wissenschaft ausgebildet hat, ist anderwärts zu berühren. Uns fällt aber hierbey noch ein Mißverstand, welcher Bezug auf beyde Theile unseres Bildes hat, ein, indem wir die Worte: wenn der kritische Vortrag genügend ist, nochmals überlesen. Mancher juristische Referent glaubt die ganze Kunst des Referirens erschöpft zu haben, wenn er die Relation so lang wie möglich macht, und schreibt deßhalb die ganzen Akten wörtlich, und vielleicht doppelt aus, indem er in endlosem Laboriren das längst schon Dagewesene wiederholt. Statt jedoch die Sache selbst aufzuklären und zu vereinfachen, bewirkt er hierdurch gerade das Gegentheil. Eben so irrt auch der kritische Referent weit vom Ziele ab, wenn er lediglich durch Auszüge aus dem Schriftsteller den Geist desselben zeigen will. Dergleichen Bruchstücke können wohl zum Erweise des Styls, des Bilderreichthums, der sententiosen Sprache und anderer Einzelnheiten dienen, niemals aber um daraus das ganze Heiligthum des Autors zu übersehen, indem abgerissene Brocken, wenn sie boshaft oder auch nur unglücklich neben einander gestellt werden, gerade den der Absicht des Autors ganz entgegengesetzten Sinn geben können.

Obgleich wir gediegene Kürze als eine sehr lobenswerthe Eigenschaft für die Referenten in beyden Fächern hervorgehoben haben, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß eine solche Relation in jedem Falle eine weit längere Arbeit erfordere, als der zweyte Theil der Kritik, das Erkennen, und aus diesem Grunde mag es dann kommen, daß der bey weitem größte Theil der Recensenten den zweyten Theil vorgezogen hat, und wir wohl das Urtheil empfangen, aber nicht die Gründe, am allerseltensten eine Geschichtserzählung: daher denn auch, daß man in der Sprache des gewöhnlichen Lebens unter Kritik den kurzen Spruch (welches Wort mit Absprechen so nahe verwandt ist) über das Werk versteht. Der referirende Theil, begründet auf Untersuchung, erfordert ein gehöriges Studium des Autors und eine wohlüberdachte Verarbeitung des Stoffes im Kopfe, um zuvörderst die Ordnung, welche in jeder Relation nothwendig ist, zu gewinnen; der Recensent dagegen, welcher nur das Urtheil selbst auszusprechen hat, kann nach flüchtigem Durchblick oder gar nur Anblick ohne Gefahr kritisiren, und einer je größern Kürze er sich hier befleißigt, um so sicherer steht seine Autorität.

Auch abgesehen von dem eben berührten unmittelbaren Nutzen, welcher aus dem angeführten Verfahren entspringt, erwächst noch mittelbar daraus ein doppelter Vortheil. — Die Kritik, welche in einem bloßen Urtheile besteht, verliert ihren Werth, sobald das beurtheilte Werk nicht mehr gelesen wird, und nicht mehr bekannt ist, weil Niemanden ein Streit oder Ausspruch über einen unbekannten Gegenstand, so geistreich jener auch gefaßt seyn mag, interessiren kann. Wenn dagegen das faktische Verhältniß klar und unparteyisch vorangestellt ist, wird die Kritik, auch wenn das Werk bereits eines physischen oder geistigen Todes verstorben ist, verstanden werden, und behält ihren Werth; hat sie aber an sich keinen Werth, so kann der Leser der spätern Zeit aus der unparteyischen Darstellung, eben so wie oben das Publikum oder die Mitwelt auf den genügenden Vortrag des Recensenten das Urtheil fällte, zu jeder Zeit sein Urtheil fällen. Es ist also der Vortheil, daß eine solche auf getreue Darstellung begründete Recension nie veralten kann. — Aber der zweyte

Vortheil ist, es läßt sich nur dann genügend erkennen, wenn man die Sache selbst genau kennt. Wir wollen im Nächstfolgenden etwas genauer nach dem Wesen, oder worin die sogenannte Kritik bestehen könne? suchen; hier bemerken wir nur zum Voraus, daß es doch wohl das erste ist, worauf das Urtheil gerichtet werden müsse, ob der Dichter in sich konsequent sey. Dieß kann aber nur auf dem Wege der genauen Kenntniß seines Geistes, und in der Verfolgung seines Ideenganges erkannt werden. Es ist daher die Untersuchung durchaus zur Kritik erforderlich. Aber auch zum weitern Aufbau der Theorie gehört eine faktische Darlegung. Zu welchen, aller wahren Poesie widerstreitenden poetischen Lehren ist man auf dem entgegengesetzten Wege gelangt! Die Poesie berührt mit dem einen Arme den unbegränzten Himmel, mit dem andern hält sie sich fest an der wirklichen Erde. Da sie also genau mit der in Zeit und Ort ewig wechselnden Wirklichkeit verbunden ist, kann ein bloßes Hypothesiren und Bauen in den Lüften weder ihrem Wesen auf die Spur kommen, noch ihre Schritte bestimmen. Es erfordert einer wirklichen Grundlage. Die Harmonie der Poesien aller Völker, wie sie bey diesen erscheinen, aufzufinden, da noch eine Erklärung der Poesie überhaupt zu geben und ihre Natur zu suchen, ist eine noch nicht gelöste Aufgabe, obgleich es hier kein philosophisches Schwärmen gilt, sondern ein Bauen aus dem Vorhandenen; aber es sind der Materialien zu viel. Es hat sie noch kein einzelner Geist überschaut, viel weniger so genau erkannt, daß er aus ihren gesammten Bestandtheilen an das Werk gehen könnte. Es liegen sogar noch viele Vermittelungswerke unvollendet, das heißt, die Erkenntniß der einzelnen poetischen Gattungen oder der mannigfachen National-Poesien. Aber der Anfangsbau ist das Erkennen des Geistes jedes Individuums. Daher kommen wir auf unsere Anführung zurück. Von dem Aeußersten im Speciellen muß die Kritik anfangen, um allmählich zum Innern und Generellen übergehend ihren Bau zu einer Höhe aufzuführen, wo er auf einer festen Grundlage ruht, und zugleich einen sichern Anblick auf die unten liegenden Gebiete gewährt. Bey dem Aufbau würde aber der Grundsatz gelten: daß der Thurm nur eine solche Höhe erhalten dürfte, als worauf die Grundlage berechnet wäre; oder daß er verhältnißmäßig an Basis und an Höhe zugleich wachsen müsse. Wir würden dann am Ende darauf zurückkommen, daß im Bilde die ganze Fläche der Erde als Basis genommen — also im Gedanken jede Gattung, jedes Individuum ergründet und dargelegt werden müßte — um eine sichere Höhe zu erreichen, von welcher aus die ganze Erdfläche zu übersehen wäre. Aber hier macht uns die Kugelgestalt der Erde im Bilde einen Querstrich, und im Gedanken wollen wir den Bau unausgeführt lassen. Nur eine Bemerkung zum Schluß, daß man auch vom Thurm aus etwa eine Stange aufrichten kann, und wenn sich Jemand an die Spitze derselben anzuklammern wagt, er von dieser noch eine weitere Umsicht als von den Thurmzinnen hat, daß er aber selbst schwankend und in Aengsten auf diesem unsichern Standpunkte auch nur unsichere und schwankende Umrisse erblicken wird.

Wir können Lessing mit Stolz als einen Kritiker anführen, der von jenem Grundsatz, entweder mit Bedacht oder geleitet durch seinen überall treffenden Sinn, ausging. An das einzelne Werk, wenn er es selbst zergliedert hatte, knüpfte er die gehaltreichsten Bemerkungen, die mit logischer Festigkeit weiter ausgeführt entweder einer Theorie sich näherten, oder von dem klaren, sich stets selbst beherrschenden Stamme durch neue gleich scharf aufgebaute Zweifelsgründe wieder niedergerissen wurden,

weil er sich scheute, durch die allzuweite positive Ausführung eines Gedankens irgend ein hohles System aufzubauen. Deßhalb scheint er auch gegen Niemanden ungnädiger gewesen zu seyn, als gegen seine Nachbeter und diejenigen, welche ihn ohne Einsicht lobten. Seine Dramaturgie wird immer als ein Meisterwerk der Kritik angesehen werden, obgleich die Dramen, an deren Zergliederung er seine Bemerkungen knüpft, theils längst vergessen sind, theils nach unserer heutigen poetischen Bildung gar nicht mehr in Betracht kommen. Man wende nicht ein, daß Lessing nicht mit Liebe sich in die von ihm beurtheilten Dichter versenkt, und daher auch ihren Geist nicht unparteyisch dargestellt habe. Lessing trat als Promachos gegen eine ganz verkehrte Bildung auf; er mußte alle Waffen gebrauchen, um einen Usurpator aus seinem verjährten Besitze aufzuschrecken, und die eisernen Mauern zu durchbrechen, damit seine mit mehr Gemüth und Liebe ausgerüsteten Nachfolger in die vom Feinde allmählich verlassene Festung ohne bedeutende Anstrengung rücken konnten. Die von Lessing bekämpften Gegner waren mehr Pagoden als Menschen; wo also kein Geist vorhanden war, war es auch unmöglich ihn zu schildern. Dagegen hat kein Kritiker mit größerer Schärfe und Urtheilskraft sowohl den Ideengang des Autors selbst, als auch den, welcher sich in der vorliegenden Dichtung darlegte, verfolgt. Seine Zergliederungen einiger alt-französischen Tragödien sind Meisterwerke des menschlichen Verstandes, und jene bis dahin als Meisterwerke anerkannten poetischen Verstandeswerke wurden durch solche bündige Schlusse ad absurdum geführt, daß man beym letzten Gliede nicht begreift, wie nicht Jedermann schon früher darauf gefallen sey, obgleich man selbst, ohne die Lessing'sche Kritik gelesen zu haben, auch nicht darauf gefallen wäre. Noch bemerken wir, daß Lessing bey einigen Dichtern, wo seine Zeit nur eine Andeutung erlaubte, weil sie für sie noch gänzlich unbekannt waren, allerdings schon ihre geistige Natur berührt hat, wie dieß beym Shakespear der Fall ist; aber er konnte nur berühren, weil eine Darlegung des großen Geistes der damaligen Lesewelt völlig unverständlich geblieben wäre.

Wir haben ausführlich die erste Frage: Worin die Untersuchung bestehen müsse? zu beantworten gesucht, und müssen uns kürzer in Entgegnung der zweyten fassen, obgleich sich uns hier ein unbegränztes Feld eröffnet. Die Frage heißt: Worin besteht der zweyte Haupttheil der Kritik im allgemeinen Sinne, das heißt die eigentliche Beurtheilung oder die Kritik in speciellerer Bedeutung? — Sehen wir auf die Erscheinung der Recensionen, so möchte eine genügende Antwort unmöglich seyn, denn einige ließen sich ohne Zwang reduciren auf einzelne Worte, als: schlecht — gut, abgeschmackt — göttlich; andere dagegen sind endlose Abhandlungen, ohne daß wir zu einem in kurzen Worten ausgesprochenen Resultate kämen, das sich etwa mit dem kurzen tenor sententiae eines gerichtlichen Urtheils vergleichen ließe. Aber auch in der Theorie bezweifeln wir, daß ein Theoretiker jemals eine Theorie aufstellen werde und könne, aus welcher über jede Dichtung ein Endurtheil zu schöpfen sey, welches dem Sinne Aller, die Sinn überhaupt haben, gerecht erschiene. Der Felsen, an welchem alle Bemühungen scheitern, ist eine Negative — es gibt kein corpus juris, kein Landrecht, welches nachzuschlagen wäre, um in jedem Falle ein genügendes Gesetz zu finden. Gesetzbücher sind entstanden durch die von einzelnen Rechtsgelehrten gesammelten Gewohnheiten und Urtheilssprüche eines Volkes, oder Fürsten traten als Gesetzgeber auf, und sanktionirten oder modificirten die vorhandenen Rechtssätze, indem sie ihnen eine bleibende Form und Verbindung gaben. Auch in der

Kritik könnte man Legislatoren und Kollektoren auffinden; jene wären die philosophischen Gründer neuer Systeme, diese die fleißigen Sammler und Ordner aller Autoritäten. Aber weder die Autorität der großen Geister, noch die Emsigkeit der Tabellenmänner werden jemals ein allgemein gültiges Gesetzbuch über das Gebiet des Schönen, namentlich uber die Poesie zu Tage fördern. Die Franzosen glauben zwar in manchen Fächern der letztern die unumstößlichen Gesetze zu besitzen, indem Aristoteles und Horazens Aussprüche die Autoritäten waren, nach welchen ihre eigenen fleißigen Denker, unterstützt von ihren nationalen Dichtern, das große Gesetzbuch von den drey Einheiten, dessen Hauptsätze jetzt einem jeden französischen Schulknaben eingeprägt sind, gebildet haben. Aber theils sind die Autoritäten jener Dichter des Alterthums durch das riesenhafte Auftreten neuerer genialer Dichter in so weit gestürzt, als die Regeln, welche von jenen Richtern über die Dichtkunst ausgesprochen wurden, für diese zu eng, und doch die letztern von aller Welt als Dichter anerkannt sind; theils ist genügend erwiesen, daß die von den Franzosen aufgestellten Grundsätze durchaus nicht in den wenigen von den Alten gegebenen Regeln lagen, sondern nur durch willkürliche Interpretation derselben entstanden sind. Wir brauchen uns hier nicht länger zu verweilen, da unter uns glücklicher Weise jetzt so leicht Niemand mehr an der Fehlbarkeit der französischen Autoritäten zweifelt, ja da es jetzt sogar zweifelhaft ist, ob noch alle Franzosen streng daran fest halten — uns genügt das Resultat, daß diese Regeln immer nur in einem gewissen engen Kreise der höhern poetischen Bildung und auch nur zu einer gewissen Zeit anerkannt wurden, daß also hieraus nichts für die allgemeine Gültigkeit dieses oder irgend eines poetischen Gesetzbuches folge.

Es ist auch unmöglich, so feste Gesetze aufzustellen, ehe wir die Basis haben, auf welche sie gebaut werden konnen. Es muß, wie wir gesehen haben, zuvörderst die Natur einer jeden Dichtungsart, jeder National-Poesie, ja auch jedes einzelnen Dichters ergründet werden, ehe wir aus dem Vorhandenen auch für das gleichartig Entstehende Regeln bilden können. Selbst dann ist es noch immer etwas Schwankendes. Die Schöpfung ist unendlich, und es kann irgendwo und wann ein Genius erstehen, der eine neue Gattung schafft, für welche das Band unserer Regeln zu eng ist, und deßhalb zerreißen muß. Aber ganz unhaltbare Träume und Luftgebilde sind die Erklärungen und Aufstellungen von Regeln, welche gar nicht auf die Kenntniß der wirklich vorhandenen Poesien gebaut sind. Solch ein Schwärmen in der Luft ist sehr leicht und angenehm, auch ist der Denker selbst fest davon überzeugt, daß in seinem luftigen Gebäude jede Dichtung ihre genügende Stellung finden müsse, und wenn dieß nicht möglich scheint, ist er eher geneigt, der Dichtung selbst ihre Natur als solche abzusprechen, als daß er irgend einen Fehl an seinem Gebäude ahnete.

Wir wenden uns noch einmal zu unserm durchgeführten Gleichnisse, indem wir die Beschaffenheit der Gesetzbücher betrachten. In den beyden Worten der Gesetzbücher liegt schon der ganze Sinn, welchen wir für unser Thema in Anwendung bringen wollen. Wie es nicht eine allgemeine Sprache gibt, so gibt es auch kein allgemeines Gesetzbuch für alle Nationen. Es ist schon thöricht (in dem gewöhnlichen Sinne) von einer besten Sprache, einem besten Rechte und besten Gesetzbuche zu sprechen; aber gesetzt auch es wäre dergleichen ausgemittelt, so wird doch hoffentlich jeder historisch Gebildete jetzt einräumen, daß auch diese beste Sprache, dieses beste Recht und Gesetzbuch nur in Bezug auf das Volk, welchem es angehört, als Bestes betrachtet werden kann, und daß, wenn dieses

beste Recht einem fremden Volke, auch wenn es ein an sich ganz unvollkommenes Recht hat, statt dieses letztern plötzlich gegeben werden sollte, eine weit unseligere Verwirrung daraus hervorgehen würde, als wenn man das alte bestehende Recht, auch ohne den Willen einer allmählichen, vernünftigen Ausbildung, fortbestehen ließe. Es gehörte zu den berauschenden Träumereyen der jüngst vergangenen Zeit, solchen Normalzustand in allen Fächern aufzusuchen, und an dessen Existenz zu glauben; aber die Zeit muß jedem nicht ganz Blinden oder Tauben gelehrt haben, daß nur das Recht recht ist, und nur das Gesetz gesetzlich, welches aus der Individualität allmählich sich entwickelt hat, oder mit der Absicht, das Bestehende weiter auszubilden, und das Dunkle oder sich Widerstreitende naturgemäß zu erklären und zu bessern, aus dem Vorhandenen geschöpft ist. Die Sprache ist in der Individualität eines jeden Volkes gewurzelt, eben so das Recht; das Gesetzbuch spricht aber nur das im Volke lebende Recht aus, es kann daher kein alleiniges Gesetzbuch geben, da es verschiedene Völker gibt. So lange es also Individualitäten gibt, muß es auch verschiedene Gesetze geben; da aber jene in der Natur der Menschen bedingt sind, so läßt sich auch nicht denken, daß so lange es Menschen gibt, ein einziges menschliches Gesetzbuch an die Stelle der bisherigen verschiedenen in den Gesetzbüchern der Nationen ausgesprochenen Gesetze treten werde.

Wie mit der Sprache und dem Rechte, verhält es sich auch mit der Kunst, und namentlich mit der Poesie. — Was ist Poesie? — Welches sind ihre Kennzeichen? — Dieß sind die ersten, nothwendigsten, einfachen Fragen, ohne deren Beantwortung sich gar keine absolute Kritik denken läßt, da eine Kritik der Poesie doch immer nur auf den Begriff der Poesie basirt seyn kann — aber noch gibt es keine Antwort darauf. Sehr poetische, schöne Erklärungen besitzen wir zwar, aber es sind nur Umschreibungen oder Bilder, welche, um logisch zu genügen, wieder einer Erklärung bedürften. Aber es wird auch nie eine umfassende Antwort aufgefunden werden. Die Poesie lebt in jedem Volke, in jedem Individuum, welches sich nicht ganz vom Lebendigen und von der Mutter des Lebens, der Liebe losgesagt hat. Ja es ist zweifelhaft, ob nicht solche Wesen, die erstarrt in den Formen und kleinlichen Berechnungen sind, nicht auch gewissermaßen ihre Poesie in diesem engen Kreise haben! — Wie weit, und auch wiederum wie eng ist der Begriff der Poesie? — Unter den verschiedenen Standpunkten, von welchen aus man sie betrachten kann, wollen wir nur zuerst sie von dem in unserm Gleichniß eben gebrauchten, der Nationalität, ansehen.

Wird eine und dieselbe Aeußerung des Gefühls oder geistiger Thätigkeit, welche bey einem Volke als Poesie anerkannt ist, auch bey allen andern Nationen als solche gelten müssen? Historisch ja. — Wie, wenn bey Gerichten über eine Sache entschieden werden soll, welche nach den Rechten eines fremden Landes zu beurtheilen ist, oder wo es auf das Gutachten von Kunstverständigen ankommt — wie hier der Richter sich ganz auf das beygebrachte Attest, daß in der Fremde dieses oder jenes Gesetz gelte, oder auf den Bericht des Kunstverständigen, mit Gefangengebung seiner eigenen Rechts- oder Kunstansicht, verlassen muß — und darnach das Urtheil fällt, so muß auch der Kritiker einer fremden Nation diejenigen Erzeugnisse einer andern für Poesie annehmen, welche in der Meinung der eigenen Landsleute des Dichters als solche gelten. — Nach seinem eigenen Gefühle mag er aber ganz anders urtheilen, und in Vergleichung mit dem, was er bisher für Poesie erkannt hat, jenen

Erzeugnissen alle poetische Natur abstreiten. Umgekehrt wird dieß eben so gut der Fall seyn. — Betrachten wir nur beyspielsweise drey National-Poesien: die spanische, englische und französische, und nennen etwa als Repräsentanten derselben ihre größten Dichter: Calderon, Shakespeare und die französischen Tragiker (welche man, ohne die Individualitäten zu beleidigen, cumulativ nennen kann), wie ist es möglich, aus der Natur und dem Streben eines jeden der Dreye den Begriff der Poesie im Allgemeinen zu finden? Wie ist es endlich möglich, daß jeder Landsmann der Dreyen, welcher ganz von der Richtigkeit der poetischen Ansicht seines Volksdichters überzeugt und ergriffen ist, das Streben und Wirken der andern Beyden gleichfalls für Poesie halten kann? — Bey dem Spanier waltet der Zauber des Klanges vor; die Schilderung der Blume oder des Franzenkleides wird durch den tönenden Wechsel der Bilder so gut zum Gedichte, als der einfache Bericht einer einfachen Begebenheit durch die rhythmisch musikalische Erzählung zur begeisternden Romanze sich umwandelt. Die Musik herrscht durchaus in allen spanischen Poesien vor, und das Gedanken- und Begrifflose wird oft durch den Klang wirkliche Poesie. — Bey dem Engländer waltet der Verstand und der Witz vor, der Klang tritt zurück, und von musikalischem Rhythmus ist oft in begeisterten Dichtungen keine Spur zu finden. — Bey dem Franzosen macht eine gewisse konventionelle Artigkeit, eine sinnreiche Wendung, eine feine Anspielung, mitunter ein donnerndes Pathos und ein galantes Tändeln die Poesie aus, während tiefere Anschauung, wo Verstand und Gemüth hülfreich seyn müssen, aus dem Gebiete der Poesie bey ihnen ganz verbannt sind, der melodische Rhythmus aber von selbst bey dem unsichern Gange ihrer Sprache fortfallen muß. — Gänzlich ungleich sind diese drey Poesien. Welche unter ihnen ist nun aber die wahre? — Die Deutschen — sind wir zwar überzeugt — werden alsbald die französische Poesie als eine unechte verwerfen, und zwischen der spanischen und englischen ihre Meinungen theilen — aber wir bitten zu bemerken, daß wir Deutsche sind, das heißt, auch unsere eigene Ansicht haben, und nicht in wolkenlosen Höhen als uninteressirte geistige Richter thronen. Wer ist der gültige Richter? — Spanier und Engländer sagten: unsere Poesie ist Poesie! — Die Franzosen sagen: unsere Poesie ist nur Poesie, die eure ist ein romantischer Wortschwall, die eure ein fruchtloses Philosophieren oder Humorisiren, was beydes nicht in die zur leichten Unterhaltung des Geistes allein erschaffene Poesie gehört. — So Viele wir auch finden, welche behaupten die absolute Wahrheit erhascht zu haben, um demnach allein kompetente Richter zu seyn, so gibt es doch in diesen Dingen nirgends einen Richter, der von Allen als gültiger anerkannt wäre; und so lange kein solcher sich hervorthut, mögen wir jeder Nation erlauben, das Attest der Poesie ihren im Lande bleibenden Waaren aufzudrücken. Auch die französischen Poeten sind Dichter für Frankreich, wenn sie es auch nicht für Deutschland sind. Wenn der Franzose in einem Chanson philosophieren oder humorisiren will, ist er nicht mehr Poet für Frankreich, eben so wenn er in seinen Tragödien etwa das Kleid der Ximene so beschreiben will, als Calderon das der großen Zenobia. Der Calderonische Tragiker dagegen darf nicht über alle Verhältnisse hinaus denken, und sich in alle Zweifel versenken wie der Shakespearsche Hamlet. Der Engländer darf nicht mit Worten klingeln, und nicht in den feingespitzten Verhältnissen der konventionellen Ehre seine Poesie suchen, wenn er überhaupt ein englischer Dichter seyn will.

Wir berühren ferner die Kontraste, welche sich vom Standpunkte der Kultur aus ergeben. Die Aeußerung eines Kindes kann sehr verständig seyn, wenn sie im Munde eines ausgebildeten Mannes seine Albernheit oder Unwissenheit bekunden würde. Das Lallen wortloser Lieder, das rauhe Schlachtgeschrey wilder Völker ist bey ihnen eben so gut Poesie, als etwa die tiefsinnige Dichtung des Hamlet unter dem hochgebildeten englischen Volke es ist Wollte aber ein gelehrter Engländer, etwa zur Uebung im Gebrauch der klingenden Diphthonge, einen solchen wilden Schlachtgesang nachahmen, so würde es keine englische Poesie werden, eben so wenig als es die Laute, welche er bey Schmerz und Freude ausstößt, sind.

Vom Standpunkte der Gattungen aus gesehen, wie steht Epos und Lyrik gegenüber? — Das Epos erzählt das Geschehene, es läßt uns einen Blick in die wirkliche Vergangenheit thun, und, wenn es ein tüchtiges Epos ist, müssen wir Fleisch und Bein fühlen. Die lyrische Poesie dagegen ist ein bloßer Hauch, ein Aufjauchzen der Seele, eine Darlegung der Gefühle, trauriger und freudiger, Ahnung der Zukunft und Nachklang des Vorübergerauschten. Beydes ist Poesie, aber in welchem gemeinsamen Boden wurzelt beyder Element?

Die Verehrung der erscheinenden, lebendigen Natur ist Poesie, sowohl wenn wir Gedanken und Gefühle in ihre Bilder kleiden, als auch wenn wir in ihren Erscheinungen den bildlichen Ausdruck alles dessen suchen, was in uns klar geworden ist, oder derjenigen Gedanken, die aus dem Schooße der Ahnungen nach Gestaltung ringen. Ja Viele glauben den einzigen Quell wahrer Poesie in den bewußt oder unbewußt ausgesprochenen Vergleichungen zwischen dem Reiche des Gedankens und der äußern Natur aufgefunden zu haben. Aber ist es nicht auch Poesie, und zwar die höchste Poesie, wenn Hamlet über das Leben philosophirt, den Faust der Durst nach Erkenntniß martert, den Wagner die wenige, welche er errungen hat, überselig macht, und der kalte Weltmann Antonio über den glühenden Tasso triumphirt? Hier weicht das Reich der Bilder minder oder mehr, der Erguß der Gefühle ist gehemmt, aber im Gebiete des Verstandes waltet die Poesie, und die Gedanken sind Verse.

Wie die komische und die tragische Ader in wunderbarer Mischung durch das menschliche Leben laufen, so gehören auch beyde der Poesie an. Widerstreitende Gefühle, haarsträubende Thaten, das Entsetzen beym Mißgeschick, die tiefe Seelenrührung und das Mitleid beym Unglück, endlich die unlösbaren Zweifel zwischen der menschlichen und göttlichen Natur der Heroen einer Tragödie — alles dieses, wie es im höhern Drama die menschliche Brust bewegt und hebt, ist Poesie. Aber auch das Komische ist Poesie. Wir reden hier nicht von jener Ironie, welche auch in der Tragödie waltet, und den unsichtbaren Dirigenten spielt, welcher wieder in einer höhern Ordnung, unbewußt ihnen selbst, die Helden der Tragödie gleichsam zu Puppen in seinem Marionettenspiele anstellt — sondern wir sprechen von dem wirklichen rein, oder wenn man will, niedrig Komischen. Auch die Situationen, auch die Reden, welche uns den Helden in solchem Lichte darstellen, daß unsere Lachmuskeln in Bewegung gesetzt werden, können Poesie seyn. Oft bloße witzige Gedanken- oder Wortspiele, ohne daß Bilder der Natur entnommen, oder das Gefühl in Anspruch genommen wäre. Wo hat diese Poesie etwas gemein mit jener Poesie, welche im Tragischen waltet? — Wer auf der ersten Stufe der Bildung, oder vielmehr noch im Stande der Rohheit sich befindet,

erkennt nur das rein Komische und ihm Aehnliche an, nur dieses ist für ihn Poesie. Der höher Gebildete glaubt die Poesie im Tragischen (auch hier unter den verschiedenen Graden nach der verschiedenen Stufe seiner zweyten Ausbildung) allein zu finden, weil das Tragische ihm mit dem Idealischen verwandt scheint. Der höchst Gebildete dagegen sieht in beyden die Poesie, und will sie gern nicht allzuweit von einander trennen, und zwar weil er beyde für Erdenkinder hält, und dadurch verhüten will, daß das Tragische als Idealisches (wie jene vermutheten) nicht etwa einmal ganz von der Erde auf, und in die leeren Wolkenräume entfliege.

Denken wir uns nun unter den verschiedenen Verehrern der Poesie etwa einen, der ganz eingenommen ist von den kindlichen ersten Tönen eines Volkes. Er wird die Mythengeschichte der Völker studieren, und von jedem aufgefundenen Anklange eines Liedes so ergriffen werden, wie es nur ein Verehrer des Shakespear von seinem Dichter seyn kann. Die an Gedanken dürftigen, und von Bilderschmuck ganz entblößten Balladen einer Sprache, die nach Gestaltung erst ringt, werden für ihn ein unschätzbarer poetischer Fund seyn. Es läßt sich auch sehr gut begreifen, daß das Ohr eines solchen Forschers so ganz von dem Klange dieser kaum artikulirten Töne bezaubert wird, daß ihm endlich die wohllautenden Verse der spätern Poesien aller ausgebildeten Geister unnatürlich, ihre kräftigen Bilder als Schwulst, und der gedankenschwere Inhalt als unpoetisch und künstlich gemacht erscheinen, und er von diesem Gesichtspunkte aus zuletzt alle ausgebildete Poesie verwirft. Ein solcher Gesichtspunkt kann nur von Wenigen genommen werden, und das übereinstimmende Urtheil der Humanioren erkennt seine Einseitigkeit von selbst; aber gefährlicher für das freye Reich der Poesie können manche Ansichten von dem entgegengesetzten Standpunkte aus werden. — Wie, wenn ein Verehrer der idealen Richtung in der Schillerschen Poesie (und deren gibt es viele und gab es noch mehr), von seiner einseitigen Begeisterung ausgehend, alle Dichtungen, welche nicht auf gleiche Weise sich von Wirklichkeit und Wahrheit auf unserer Erde losreißen, um in stolzem Schwunge nach der bessern unsichtbaren Welt, deren Ahnung im Busen liegt, zu reisen — wie, wenn er diese verwürfe als noch dem Staube anklebend, am Staube sich ergötzend, und somit unfähig als Poesien genannt zu werden, da die wahre Poesie weiter nichts sey, als eben das Losreißen von der Erde, das Abschütteln des Staubes, das Gefühl der Verachtung der gemeinen irdischen Freude, und das Aufjauchzen oder das stolze Bewußtseyn des schon Theilhaftigseyns einer höhern Lust? Wer mag bestreiten, daß auch hierin Poesie liege, wer aber auch, daß diese Richtung höchst einseitig, und mit ihrer Anerkennung die Verdammung der köstlichsten Poesien, welche die Wonne der Gegenwart bekunden, ausgesprochen sey? — Läßt sich nicht endlich unter den vielen Verehrern des Shakespear einer denken, der über den, nach unserer Ansicht, größten Dichter alle andern Dichter vergäße, weil keiner alle die Vollkommenheiten des großen Britten vereinigte? Shakespear ist ein einziger Dichter, werden ihm Alle zugestehen; er ist aber nicht der einzige. Wie nun aber, wenn Jemand, voller Begeisterung für den durch langes Studium erkannten Genius, ihn wirklich für den einzigen Dichter hielte? Die Vollkommenheiten des Britten lassen sich nicht mit wenigen Worten aufzählen, wir müssen aber zugestehen, daß er die mächtigste Phantasie, die größte Tiefe, den gediegensten Verstand, die höchste Menschenkenntniß, Wahrheit und Natur bey der feinsten Ausbildung in der gediegenen Darstellung u. s. w., kurz so viel Eigenschaften eines begabten Dichters vereinigt besitze, wie es

vielleicht nie bey einem andern Dichter der Fall gewesen. Wie, wenn der Verehrer sagt: nur der ist ein Dichter, der alle diese Eigenschaften wie Shakespear vereiniget besitzt? Faktisch können wir ihn nach unserer angeführten Ansicht nicht bestreiten, denn Shakespear ist der größte Dichter. In den einzelnen Vollkommenheiten stehen ihm Viele gleich, aber keiner umfaßt alle Eigenschaften wie dieser Riese. Wir können nur dann Recht gegen jenen Verehrer erhalten, wenn wir den Satz selbst angreifen, und die Einseitigkeit in der poetischen Ansicht erkennen, welche die Allseitigkeit zur alleinigen Bedingung der Poesie macht. Eben so wird ein anderer Verehrer jede Dichtung nur dann schätzen, wenn er die Behandlung eines Stoffes so wie in seinem Shakespear findet, endlich wohl gar nur dann, wenn er dieselben Themata behandelt findet. Wenn dieß auch der schönste und weiteste Maßstab ist, welchen man anlegen kann, so ist es immer eine beengende Norm, und das Leben der Poesie ist nur in der Freyheit, ihr Auge ist unbegränzt.

Sie lebt in jedem Individuum. Mit dem Kinde wird sie geboren, aber diese angeborne unbewußte Poesie erstirbt mit der Ausbildung des Geistes, bis sie, wenn die Bildung keine falsche Anbildung gewesen ist, endlich schöner, aber ihrer selbst bewußt, wieder auflebt. Aber nur die Poesie wird eine wahre Naturpoesie seyn, welche ihren Keim in jener kindlichen Ahnung, jener ersten Anschauung der Welt und jenem Empfinden der Naturwunder hat. Wie unendlich anziehend erscheinen uns daher im reifen Alter die Erzählungen und Mährchen, welche wir nur halb verstehend in der Kindheit hörten. Selten wird hingegen die erst durch das Feuer des spätern Alters erwärmte Begeisterung für das Fremdartige so in unser Leben eingehen wie jenes, wovon wir den Anklang schon in der Kindheit gehört haben. — So lebt die Poesie in Allen, aber verschieden äußert sie sich bey Jedem, wie ja auch jede Erscheinung in der Schöpfung ihr eigenes Gepräge trägt, und die Mannigfaltigkeit in der Natur, die Gleichheit nur in der Idee regiert. Ohne daß es eines grellen Kontrastes bedürfte, welcher auch im Leben der Kunst nur in ihrer Kinderzeit und in der Zeit ihrer Ausartung sich findet, waltet überall die bunteste Schattirung, und es gibt kein Ende, kein Extrem, sondern es findet sich immer wieder irgend ein Punkt, durch welchen das Aeußerste oder das Höchste mit einem andern Gliede in Verbindung steht, und so sich dem Kreislaufe anschließt. Den einen begeistert das frohe Gewühl auf der sonnenbeschienenen Erde, den andern die Kraft des menschlichen Geistes, der dritte blickt sehnsüchtig in das Himmelsblau und die gestirnte Nacht, der vierte bang und wehmuthvoll in die geheimnißvollen Tiefen der Erde; jener fühlt nur was ihn ergreift, ohne es aussprechen zu können; dieser findet Worte, sein Gefühl Allen zu verkünden; aber in Allen lebt Poesie, wenn auch ein Jeder das Streben des Andern für thöricht oder gemein achten sollte.

Wie aber die Poesie von dem Geiste des Dichters bedingt ist, so spricht eine jede Dichtung auch nur die dem Geiste des Dichters verwandten Gemüther an, und der Kritiker ist kein so erhabenes Wesen, daß er nicht auch sollte nach seiner Eigenthümlichkeit mehr oder minder angesprochen werden. So wird seine, so wird jede Kritik, wenn sie nicht auf anderem Wege fester begründet ist, immer nur der Ausspruch der Subjektivität des Recensenten seyn. Es ist unmöglich, daß das von ihm gefällte Urtheil von allen Urtheilsfähigen könne unterschrieben werden, und das richtigste Urtheil, welches er sprechen kann, wird seyn, wenn er nach seiner Subjektivität sich ganz konsequent bleibt. So lange es also Individua-

litäten gibt, so lange ist auch hier an eine gemeinsame Ansicht, und nach dieser Ansicht an Aufstellung eines überall gültigen kritischen Gesetzbuches nicht zu denken.

Wenn dennoch die Mehrheit der Kritiker und die Meinung der Gebildetern in gewissen Sätzen übereinstimmt, und, sobald es auf deren Anwendung ankommt, ein absolut richtiges Urtheil in so weit gesprochen zu werden scheint, als es überall als richtig anerkannt wird — so ist dieß allerdings eine erfreuliche Annäherung zu der absolut richtigen Kritik. Aber theils ist diese Uebereinstimmung bis jetzt nur sehr gering, und erstreckt sich meistentheils nur auf Nebenumstände, theils ist sie auch aus der Erfahrung hervorgegangen, das heißt aus der genauen Kenntniß, die gewissen Schriftstellern, welche Autorität erhielten, von den vorhandenen Dichtwerken beywohnte, welchen Autoritäten, unterstützt von eigener Beobachtung, Kritiker und die Gebildeten überhaupt in der Annahme gefolgt sind. Daher ergibt sich indessen auch die Geringfügigkeit des bisher Errungenen, indem die Autoritäten, welche in das Wesen der Dichter eingedrungen, nur selten sind. Es ist selbst schwer die Gränze des als ausgemacht Angenommenen von den Hypothesen oder Philosophemen anzugeben, und oft schwankt, wenn eine neue poetische Schule mit Kraft auftritt, das längst in der allgemeinen Meinung als Regel Feststehende bis auf den innersten Grund. Nicht so ist es, wenn etwa ein neuer Philosoph sein System entwickelt, und dabey auch etwa der Poesie und ihrer Beurtheilung eine neue Stelle anweiset. Dieß hat nur auf ihn selbst Einfluß, indem es seinen Scharfsinn übt, ändert aber in der poetischen Ansicht nichts, da die Poesie in der Erde wurzelt, und nur von hier aus, aber mit einem festen Rückhalt, zum Himmel aufstrebt. Der Poet einer neuen Schule könnte dagegen als Gärtner die Pflanzen im Boden verrücken, da er selbst auf Erden lebt. Wir führen noch an, daß wir unter den philosophischen Kritiken hier nicht etwa kritische Werke, wie die Schlegelsche Dramaturgie, verstehen wollen, welche mit Uebergehung des Einzelnen allgemeine Regeln aufzustellen scheint. Es ist dieß nur ein Schein, diese Kritik ist in ihren Hauptbestandtheilen auf den vorhandenen Dichtungen selbst basirt, und gibt nur eine Uebersicht von dem auf einer weiten gesichteten Grundlage erbauten Thurme über das weite Feld, auf welchem der Thurm steht, und unterläßt nur, uns den allmählichen Aufbau des Thurmes zu zeigen.

Aber auch selbst wenn wir auf dem angegebenen Wege, nämlich dem der referirenden Untersuchung, zur Kritik im specielleren Sinne kommen, so können keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden, da man noch nicht von allen Seiten zu diesem Vereinigungspunkt gekommen ist. Bis jetzt sind nur Andeutungen erlaubt. Das Urtheil würde aber zuvörderst über die Konsequenz ergehen müssen. Wenn also der Kern einer Dichtung vom Recensenten vorgelegt wäre, würde er sein Urtheil zuerst darauf zu richten haben, ob der Dichter in sich selbst konsequent geblieben sey, und die Dichtung das Gepräge dieser Konsequenz an sich trüge. Zerlegen wir aber diese Konsequenz, so muß auch das Urtheil zugleich in die Beurtheilung verschiedener Punkte zerfallen. Mit Berücksichtigung unserer früheren dreyfachen Theilung müßte erwogen werden, ob der Dichter sich selbst in seinen Ideen, welche ihn zu dieser Dichtung getrieben haben, treu geblieben sey, eine meist sehr mißliche Untersuchung; ferner ob die im Gedichte chronologisch entwickelten Ideen folgerecht seyen, und endlich ob der Geist des Dichters sich nirgend verläugne, wie denn diese dreyfachen Betrachtungen auch wieder bey den einzelnen vom Dichter aufgestellten Charakteren wiederholt werden können. Was ist aber Konsequenz des Geistes?

Ist dessen Geist konsequent, der in allen seinen Dichtungen dasselbe Streben, dieselbe Ansicht, dieselbe Darstellungsgabe offenbart? Hiernach würde der einseitigste Dichter den ersten Preis davon tragen, und die größten vielseitigsten Geister, die fest und mit Ruhe die fremdartigsten Elemente zusammenfassen, und in den verschiedensten Gebieten der Poesie, im Tragischen und Komischen, im Schrecklichen und Lieblichen, im kindlichen Ausdrucke der Gefühle wie in der poetisch-philosophischen Weltansicht auf gleiche Weise lebendig wirken und weben — diese würden auf den Vorwurf der Inkonsequenz zurückgesetzt werden müssen. Wir sehen, daß hierin nicht die Konsequenz liegen könne, oder die Konsequenz kein Lob seyn könne, was doch Niemand wird behaupten wollen. Nur diejenigen Dichter erringen den schönsten Lorber, deren Begeisterung nicht auf der einmal ergriffenen Richtung und in derselben Methode (Manier) erkaltet, und die nun gleich einem steif gewordenen Roß immer nur ohne Wendung geradeaus in dem gemessenen Schritte traben können. Erde und Himmel lacht überall. Der Pegasus ist ein geflügeltes Roß, damit er sich überall, seitwärts und vorwärts, nach oben und wieder nach unten hin, wenden könne. Darin kann also auch nicht die Inkonsequenz liegen, wenn wir einen Dichter die bisher beobachtete Richtung in irgend einer Kategorie verlassen sehen, und ihn auf einer ganz entgegengesetzten seine Kräfte übend finden; im Gegentheil bezeugt dieser Umstand (wenn es nicht etwa eine Grille oder ein eitles Haschen nach Vielseitigkeit ist), daß der Dichter das Gebiet seiner Erfahrung erweitert, und eine neue Region mit seinem poetischen Hauche belebt habe. Es ist also ein Fortschreiten, welches keine Inkonsequenz seyn kann. Wir werden daher immer tiefer in den Geist des Dichters eingehen müssen, um aufzufinden, wo er in seinen Aeußerungen sich nicht mehr konsequent bleibt. Wir werden nach eigener psychologischer Erfahrung fragen müssen: wie würde sich ein Geist, den wir so und so aus dem Vorhandenen erkannt haben, in dieser neuen Lage, in dieser Richtung, unter dem Druck dieser Verhältnisse aussprechen? Wenn es eine dramatische Dichtung ist, müssen wir mit gleichen Fragen unter den Personen diejenigen aufsuchen, welche der Subjektivität des Dichters am nächsten zu kommen scheinen, und müssen den höhern über das ganze Drama schwebenden Ideen denselben Maßstab anlegen. Dabey müssen wir aber, um nicht in Brüche zu gerathen, auf der Huth seyn, den Geist des Dichters nicht in eine kurze Norm und Form bringen zu wollen, aus welcher dann leicht aller und jeder Geist entflieht. Wir müssen Jugenddichtungen von den Werken des gereiften Alters unterscheiden. Nicht bey allen Dichtern verwandelt sich der Jugendenthusiasmus für eine Ansicht mit dem Alter in eine milde, freundliche Neigung für dieselbe; bey Vielen war jener Enthusiasmus nur eine Gährung, welche überfließt, um dem edlern Safte, von dem man früher nichts ahnete, und der nun im Mannesalter die Adern durchzieht, Platz zu machen. Ansichten und Gefühle bilden sich im Laufe der Jahre so wunderbar aus, daß man auf den ersten Anblick eher eine völlige Umbildung vermuthen sollte. Um als Beyspiele zwey große Genien aufzustellen, welche als Wunder der Vielseitigkeit dastehen, beyde die größte Objektivität errungen, und doch niemals ihren Geist verläugnet haben, nennen wir Shakespear und Göthe. Wir wissen sehr wenig von Shakespeares Persönlichkeit, wo aber finden wir unter dem Reichthum seiner Dichtungen irgend eine durchlaufende Person, irgend eine durchgehende Ansicht, welche auf die Subjektivität des Dichters deuten könnte? Ueberall verschiedene Charaktere, überall verschiedene Ansichten. Mit allem Feuer, mit aller Kunst der Beredsamkeit vertheidigt der eine

Held seine Meinung, seine Sache, so daß wir zum Glauben hingerissen werden, hier stehe der Dichter selbst vor uns; aber wenig Verse darauf wird das ganze kunstvolle oratorische Gebäude durch eine eben so feurige Rede des Gegners, oder durch eine epigrammatische Deutung, oder endlich durch die aus dem Zusammentreffen der Begebenheiten hervorleuchtende Flammenschrift der Ironie gänzlich umgestoßen, und wir erfahren nirgends aus dem Munde einer Person, welches des Dichters Meinung gewesen sey. Dennoch waltet ein Geist in allen Dichtungen, den jeder Leser fühlt, den jeder kennt, welchen aber in einer kurzen Norm auszusprechen vermessen wäre, wenn wir ihn nicht bloß im Gegensatz zu Göthen mit einem Worte zu benennen wagten. Göthes Fittig berührt Himmel und Erde, und dringt in ihre dunkeln Tiefen, wenn er auch am liebsten auf ihren sonnenklaren, grünen Blumenauen sich des Daseyns freut; er lebt in den konventionellen Hofzirkeln so frey als im Schooße der unbefangenen Naturkinder; er zaubert sich Verhältnisse, und löset sie auf; er führt uns den Menschen in allen Abstufungen vor — aber überall in seiner Objektivität waltet das Gemüth vor, während im Shakespear der Verstand regiert; in beyden aber lebt die Natur, das heißt die Entfernung von jeder Unnatur, sey es Rohheit, Ueberbildung oder Manier, die schöpferisch gebildete, natürliche Natur.

Wir deuten nächst der Konsequenz, welche in der Individualität des Dichters selbst muß aufgesucht werden, die Konsequenz in der Nationalität an. Die Frage wäre: geht der Dichter nicht aus dem poetischen Ideenkreise seines Volkes heraus? Natürlich kann diese Frage nur da beantwortet werden, wo es überhaupt eine Nationalpoesie gibt, und unserm deutschen Vaterlande wird sie (mit Recht oder Unrecht wollen wir hier nicht entscheiden) abgesprochen. Die Beurtheilung dieses Punktes muß äußerst behutsam seyn, da bey zu eng gesteckten Gränzen der Nationalität leicht jeder kühnere Flug der Poesie bestritten werden dürfte. So könnte allerdings sehr leicht jeder von romantischem Feuer erwärmte Franzose als ein solcher verworfen werden, der über das Gebiet der Nationalpoesie hinausschwärmte; und doch müssen wir wünschen, daß die französische Poesie einmal über ihre Sperrketten der Einheiten und des Konventionellen hinaus einen Flug in freyere Regionen nehmen möge. Ein anderes ist es bey den Spaniern. Schon Lessing führt, obgleich er den altspanischen Geschmack nicht billigen mag, tadelnd das Drama eines neueren Spaniers an, weil es, den Weg der Calderon- und Lope'schen Schule verlassend, sich der französisch antiken angeschlossen habe; und fast allen neueren dramatischen Dichtern jenes Landes wirft man dieselbe Treulosigkeit vor, so daß das eigentliche nationale Drama gänzlich in Spanien soll verschwunden seyn. — Bey der Beurtheilung deutscher Poesien würde, nach dem oben Angeführten, diese ganze Untersuchung unterbleiben können, wenn es keine Nationalpoesie gibt; dennoch ist es bey unserm gerechten und objektiven Volke, welches so gern die Eigenthümlichkeiten fremder Nationen anerkennt, besondere Pflicht, darauf zu wachen, daß nicht aus der Anerkennung einer fremden Vortrefflichkeit die blinde Nachahmung derselben folge. Daß dieß oft geschehen ist, darüber brauchen keine Beyspiele aufgeführt zu werden. Uebrigens wird der Geist der deutschen Poesie, ungeachtet der temporären Ausartung mancher Schulen, leichter aufzufinden seyn, als die Formen, bey welchen der Nachahmungstrieb einen freyern Spielraum gehabt hat.

Nächst der Nationalität deuten wir die Gattungen an. Hier sind die Begriffe, theils durch geschicktes Bauen auf dem Vorhandenen,

theils durch philosophisches Systematisiren, viel näher gerückt. Man ist einig über die drey Hauptgattungen: des Epischen, Lyrischen und Dramatischen. Auch über die wesentlichen Unterabtheilungen jeder Gattung sind keine bedeutenden Streitigkeiten, wenn auch über die Gränzen und namentlich darüber Zwiespalt ist, in wie weit etwa das Epische und Lyrische auf das Dramatische, das Lyrische auf das Epische oder umgekehrt Einfluß haben könne, oder ob jede Gattung rein gesondert dastehen müsse? — Dennoch erschafft vielleicht ein Genie irgend eine neue Gattung, aber diese heroischen Genies sind über jede zeitherige Kritik erhaben, legen den Grund zu einer neuen, und können somit hier nicht in Betrachtung kommen. — Wenn wir aber bey der Kritik einer Dichtung fragen: zu welcher Gattung gehört sie? so werden wir sie leicht zu rangiren und darnach auch wissen, ob sie den wesentlichen Erfordernissen und der Natur ihrer Gattung entspricht. Hier möchte also die Kritik im engern Sinne ihren bedeutendsten Spielraum haben, obgleich wir auch wieder nur den Namen der Tragödie zu erwähnen brauchen, um das Meer der Zweifel, welches von den entgegengesetzten Stürmen der Ansichten bewegt wird, in unabsehbarer Weite vor uns zu erblicken.

Außer diesen Betrachtungen können wir fragen: ist die Dichtung tief eindringend, ist sie luftig? Sind die Ideen poetisch, philosophisch, moralisch? Ist die Auffassung, die Darstellung dichterisch? Die Zahl dieser Fragen ist unbegränzt, und namentlich wenn wir die letzten über die äußere Darstellung zerlegen wollen, gerathen wir auf eine unermeßliche Weite, welche aber eher einer unfruchtbaren Sandbank als einer ausgebreiteten Flur oder einem Flutenstriche gleicht. In der eigentlichen umfassendern Kritik können hierüber immer nur Nebenbemerkungen gemacht werden, und nur da, wo unter äußern drängenden Bedingungen der Recensent mit wenigen Worten den Werth eines Werkes andeuten muß, mag er bey solchen, wo die mangelhaften Formen den konformen Inhalt ausdrücken, durch Hervorhebung jener Aeußerlichkeiten sich mit der ganzen Kritik abfinden.

Gesetzt es wäre ein System aufgebaut, und wir hätten Formen und Maße, enge und weite, aus den vorhandenen Dichtungen folgerecht gewonnen, um sie nun an die einzelnen Dichtungen zur Vermeidung subjektiver Willkür des Kritikers anlegen zu können — würden wir selbst alsdann immer gerechtes Lob und gerechten Tadel aussprechen können? — Der Geist läßt sich nicht messen, und in den weitesten Formen verliert sein Wesen den freyen Flug. Wehe dem Genius, dessen erstes Geschäft es ist, kraft seiner Genialität die vorgefundenen Formen zu zerbrechen; aber eben so verderblich ist es, den ausgebreiteten und ausgewachsenen Fittig eines neuen Genius durchaus nur nach den Schranken zu messen, in welchen diejenigen, welche vor ihm auftraten, ihren Flug nahmen. Auf den engern Kreis unserer Betrachtung zurück zu kehren, wie wir auch einen Dichter loben mögen, weil er überall, auch in höherer Beziehung, regelrecht erscheint, so mag dessen ungeachtet seine Poesie sehr unbedeutend seyn, wie umgekehrt eine weit poetischere Auffassung, ein weit poetischeres Leben einer Dichtung zum Grunde liegen kann, welche gegen alle äußern und innern Regeln anstößt.

Wir sprechen demnach als Schlußsatz hier die anerkannte Wahrheit aus: durch Kritik allein kann keine wahre Dichtung hervorgebracht werden. — Mit andern Worten, für unser Thema ausgedrückt, heißt er: die Kritik im engern Sinne kann nicht positiver, sondern muß immer negativer Natur seyn. Es ist nicht die Sache der Kritik, zu bestim-

men, wie etwas ausgeführt, oder wie ein Gedanke aufgefaßt werden mußte, sondern nur daß, und weßhalb er falsch aufgefaßt, und falsch darauf gebaut sey. Sie deutet nur die Irrwege an, damit der Dichter sie vermeiden könne; aber sein Geschäft und nicht das ihrige ist es, die richtigen Pfade hervorzuheben; denn die Richtigkeit dieser Pfade ist ganz relativ, und nur der Dichter kann die für seine Subjektivität richtigen auffinden. Unbefangener aber ist das Auge des Kritikers von seinem äußern Standpunkte aus, um die Fehltritte des Selbstthätigen zu bemerken. Wenn nun der Kritiker mit vollem Anschein des Rechtes bestimmt: was der Dichter nicht hätte thun müssen, so kann er deßhalb noch keineswegs mit gleichem Rechte bestimmen, was er hinzusetzen, oder wie er ändern müsse, um das Verfehlte zu berichtigen.

Bemerkungen über die Schrift:

Religion der Karthager, von Dr. Friedr. Münter.

Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage, mit zwey Kupfertafeln. Kopenhagen, 1821. 171 S. in 4. Bey J. H. Schubothe.

(Im Auszuge aus der dänischen Literaturzeitung.)

Gegenwärtige in deutscher Sprache erschienene Schrift des gelehrten Verfassers ist eine erweiterte Ausführung seiner im Jahre 1814 der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung. Diese neueste Ausgabe enthält eine solche Menge neuer Gegenstände und Ideen, hervorgegangen aus den fortgesetzten Forschungen und der Benutzung von Creuzers, Sicklers und späteren Arbeiten mehrerer Alterthumsforscher, daß es überflüssig geworden, Rücksicht auf die erste Ausgabe zu nehmen. Durch keine Schrift ist die Religionsgeschichte der alten Welt in neuerer Zeit mehr bereichert worden, als durch diese, worin der Verfasser die Fülle seiner ganzen Gelehrsamkeit entfaltet. Nicht bloß, daß er den Leser mit dem Mythenkreis der Karthager bekannt macht, sondern durch seine Bestrebung, die punischen Religionsbegriffe in ihrem Ursprung und ihrer Verkettung darzustellen, führt er ihn in den Fabelkreis des gesammten Alterthums ein. Der Reichthum der in dieser Schrift entwickelten Ideen, macht eine kurze Mittheilung des Inhalts schlechterdings unmöglich. Da aber der Verfasser in der Einleitung selbst gesteht, daß der Gegenstand keineswegs erschöpft ist, so erlaubt sich Recensent um so mehr, statt eines Auszuges, einige Berichtigungen und Zusätze mitzutheilen, wozu er sich durch seine Bekanntschaft mit der punischen Geschichte, und durch das kritische Studium derselben im Stande sieht. Im Allgemeinen könnte man dem Verfasser wohl den Vorwurf machen, daß seine Gelehrsamkeit ihn etwas zu kühn in Kombinationen macht, und Vorsicht geboten hätte, viele von den Schriftstellern, woraus er schöpft, nicht als reine Quellen zu gebrauchen. Die Sicherheit, womit er z. B. auf einzelne Angaben von Tertullian, Augustinus und mehrerer Schriftsteller des christlichen Afrika bauet, um desto vollständiger sein System von den Religionsvorstellungen des syrischen Karthago aufzuführen, verträgt sich schwerlich mit den Forderungen der sinnreichern Kritik.

Nachdem der Verfasser in den zwey ersten Kapiteln im Allgemeinen die Beschaffenheit der karthaginensischen Religion berührt, als entsprungen aus der orientalisch-phonizischen Stern- oder Feueranbetung, und hierauf

ſich über die gewöhnlichen Götternamen äußert, geht er im dritten Kapitel zur Unterſuchung der Verehrung Baals oder Molochs über. Recenſent ſetzt hier wie überall voraus, daß der Gott, den die Griechen Zeus, und die Römer Jupiter nannten, der nämliche ſey als Baal. Eine Darſtellung der himmliſchen Hierarchie, nach puniſchen Begriffen, wäre hier wünſchenswerth geweſen. Wenn man von einem Traume auf wirkliche Vorſtellungen ſchließen darf, ſo liefert Hannibals Traum (*Cicero* de divin. l. I. c. 24) einen Beytrag dazu. Es ſcheint nach demſelben nämlich, als ob die Punier einen Götterrath annahmen, worin Baal den Vorſitz hatte, wahrſcheinlich nach Karthagos eigenem Synedrium oder γερουσια gebildet. So wie die Karthager Geruſiaſten mit ihren Heerführern zu ſenden pflegten, ſo ſandte auch Baal, zufolge der Offenbarung im Traume Hannibals, einen aus dem Götterrathe mit Hannibal auf ſeinem Zuge über die Alpen. Der Verfaſſer bemerkt p. 10, daß die erſten Entdecker von Amerika auf einer Inſel in dem mexikaniſchen Meerbuſen, die ſie Karolina nannten, Opferſtatuen, gleich denen des Molochs, fanden; er macht auf die bekannte Stelle bey Diodorus (l. V. c. 19 sq.) aufmerkſam, wo die unbenannte Inſel erwähnt wird, auf welche die Phönizier einſtmals verſchlagen wurden, dann auf die Nachrichten bey Pauſanias (Attic. I. c. 23) von der Seefahrt des Kariers Euphemus auf dem äußerſten Ocean, und endlich benutzt er v. Humboldts Bericht (Anſichten der Natur p. 310) von der Klippe Keri, am Waſſerfall des Orinoko, mit jenem leuchtenden Flecken, worin die Eingebornen ein Bild des Mondes finden, ſo wie ſie auch eine gerade gegenüber ſtehende Scheibe als das Bild der Sonne anbeten, das ſie Camoſi nennen; und da nun auch die Moabiten einen Abgott dieſes Namens hatten (כמוש), ſo zieht er aus dieſem allen den Schluß: daß Amerika nach aller Wahrſcheinlichkeit den Alten nicht völlig unbekannt geweſen ſey. Aber die Seefahrten der Phönizier waren bloße Küſtenfahrten, ſie konnten ſich nicht ohne Kompaß aus dem großen Ocean wagen. Ein einzelner Schiffer, der durch Sturm an eine unbekannte Küſte verſchlagen wurde, dürfte wohl ſchwerlich im Stande geweſen ſeyn, ſeine Religion geltend zu machen, geſchweige die unnatürlichen Opfer, die ſie erheiſchte. Die Beſchreibung bey Diodorus paßt keineswegs auf Amerika, ſondern auf eine viel näher liegende Inſel, wahrſcheinlich Madera, ſo wie auch Euphemus nach den angegebenen Kennzeichen nach einer Inſel bey Afrika gekommen ſeyn muß. Aus den p. 11 angeführten Schriftſtellen (wozu die wichtigere Judic. XI. 24, hätte hinzugefügt werden muſſen) iſt es gar nicht klar, ob der Camos der Moabiten ein Sonnengott war, ſo wie es höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß eine moabitiſche Gottheit nach Amerika verpflanzt worden ſey, da die entferntern Moabiten, ſo ganz in Sitten von den Phöniziern verſchieden, kaum Theil an ihren Seezügen genommen hatten. Gades, von wo die Expeditionen nach dem weſtlichen Ocean ausliefen, exiſtirte damals noch nicht, als Joſua die Kanaaniten vertrieb, und noch liefert die Geſchichte keinen ſichern Beweis, daß die vertriebenen Kanaaniten weiter als bis zu dem tripolitaniſchen Gebiete gekommen wären. Wenn man dieſe Gegengründe in Erwägung zieht, ſo erfordern die Vermuthungen des Verfaſſers ſtärkere Beweiſe, um als wahrſcheinlich zu gelten. Die Sternanbetung war in der älteſten Vorzeit ſo allgemein verbreitet, daß eine Aehnlichkeit hierin keineswegs zur Annahme einer Verwandtſchaft oder Verbindung zwiſchen Syriens und Amerikas Völkerſchaften verleiten kann, wozu in der Geſchichte kein Grund zu finden iſt. Pag. 36 erklärte ſich der Verfaſſer

für die Meinung derjenigen, die Baal und Melkarth als zwey verschiedene Gottheiten ansehen. Recensent ist auch dieser Meinung, aber den Hauptbeweis dazu findet er in einer von dem Verfasser übersehenen Stelle bey Josephus (Antiq. VIII. 5), wo Jupiters und Herkules Tempel neben einander in Tyrus genannt werden, beyde der Sage nach von dem Könige Hiram erbaut.

Das Kapitel IV handelt von den Menschenopfern in Karthago Daß Darius Hystaspes diese Opfer in Karthago abgeschafft haben sollte, kommt Recensenten höchst unglaublich vor; denn es ist nicht bloß unwahrscheinlich, daß der König die Unterhandlungen mit einem freyen Volke wegen eines Bündnisses gegen die Griechen mit einem Befehl eröffnet haben sollte, sondern auch das hinzugefügte Gebot, daß die Punier ihre Leichname, statt sie zu begraben, verbrennen sollten, streitet so ganz gegen die Religionsbegriffe der Perser, daß die Stelle bey Justinus (l. XIX, I) gänzlich unzuverläßig zu seyn scheint. Die Beweise des Verfassers für die religiöse Verehrung Apolls in Karthago findet Recensent nicht bündig genug. Apoll wird freylich in Hannibals Allianztractat mit Philipp von Macedonien genannt (Polyb. VII, 9), aber als ein macedonischer Gott, ganz verschieden und in einem gewissen Gegensatze zu Δαιμων Καρχηδονιων, Ηρακλης και Ιολαος. In diesem Traktat wurden nämlich die macedonischen Götter beständig den punischen gegenüber gestellt. Appian (Punic. c. 127, nicht c. 79) erwähnt freylich eines prächtigen Apollotempels, aber da die griechischen Schriftsteller sehr häufig fremde Gottheiten nach der Analogie mit griechischen Namen benannten, so könnte unter Apollos Tempel wohl der des eigentlichen Baals gemeint seyn. Der Apollotempel, der sich in Utika befand, gehörte unläugbar Baal an, da angenommen wird, daß selber von gleichem Alter mit der Stadt ist, folglich mehrere Jahrhunderte älter, als der Zeitraum, worin griechische Gottheiten unter die punischen aufgenommen wurden.

Das Kapitel V handelt von Melkarth oder dem phönizischen Herkules, und ist eines der vorzüglichsten in dieser gelehrten Schrift. Recensent ist mit dem Verfasser darin nicht einig, daß man sich Melkarth ursprünglich als eine Sonnen-Inkarnation gedacht habe. In den Sagen der Phönizier und Libyer tritt er als ein sterblicher Mensch hervor, der wirklich seinen Tod in Spanien fand (Sallustii bell. Jugurth. c. 17 und 18); er galt für den Erfinder der Purpurfärbung (Polluc. I, 4), und überlieferte einem phönizischen Könige seinen ersten Versuch in dieser den Tyriern sehr einträglich gewesenen Handelskunst, die sich auch am längsten erhalten hatte (Suidas sub voce Ηρακλης); ursprünglich war er nur ein um den Handel, die Schiffahrt und die Handels-Industrie der Tyrier wohlverdienter Mann, der zum Heros wurde; seine Reisen blieben Symbole der weiten Fahrten der Phönizier längs den Küsten des mittelländischen Meeres; er wurde Stadtkönig der Tyrier, und an beyden äußersten Enden des mittelländischen Meeres wurden ihm Tempel errichtet. Nur so kann man sichs erklären, daß seiner in Sánchoniathons Fragmenten (*Eusebii* praep. evang. I, 10, p. 35) bloß im Vorübergehen Erwähnung geschieht. Daß er aber später durch seine Reisen um den Kreis des Meeres als ein Bild der Sonne angesehen werden konnte, und seine zwölf Arbeiten als Bild des Ganges der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, ist sehr wahrscheinlich. Recensent findet keinen Grund, mit dem Verfasser anzunehmen, daß die Verehrung Melkarths von den Phöniziern von ihrem ersten Wohnsitz an dem per-

ſiſchen Meerbuſen mitgebracht worden war. Herodot (l. 2, c. 44) kann dieſe Hypotheſe nicht bekräftigen. Es wird geſagt, daß Melkarths Verehrung in Tyrus eben ſo alt als die Stadt ſelbſt ſey; aber Tyrus ward von den Sidoniern lange nach der Einwanderung gegründet, und Herkules wird, ſo weit es dem Recenſenten bekannt iſt, niemals als ſidoniſche Gottheit genannt, er ſcheint den Tyriern ein ganz beſonderer Deus tutelaris geweſen zu ſeyn. Der Verfaſſer meint ferner, daß Melkarth der Kriegsgott der Karthaginenſer war. Nach Polybius (l. III, c. II) ſollte man eher glauben, daß es Baal geweſen; denn ihm opferte Hamilkar, bevor er nach Spanien zog, und an ſeinem Altar forderte er dem jungen Hannibal das fürchterliche Verſprechen ewiger Feindſchaft gegen die Romer ab. Wenn der Verfaſſer pag. 51, not. 66 aus Darius's Verbot gegen den Genuß des Hundefleiſches (*Justin.* XIX, 1) den Schluß zieht, daß der Hund ein dem Herkules gewidmetes Thier geweſen ſeyn dürfte, ſo iſt dieß wohl ein ſehr gewagter Schluß; denn weil man von allem genießen konnte, was man den Göttern anbieten konnte, ſo bot man deßwegen doch nicht alles den Göttern an, was die Menſchen genießen durften. Wäre dem auch ſo, ſo folgt daraus doch nicht, daß eben der Hund dem Herkules geheiligt war. Er war dem Ares der Griechen gewidmet, aber liegt hierin irgend ein Beweis in Beziehung auf Melkarth, wenn es nicht einmal ausgemittelt iſt, ob dieſer Kriegsgott geweſen. Auch für die Meinung des Verfaſſers, daß der Thunfiſch dem Herkules geheiligt war, fehlen ſchlechterdings alle Beweiſe. Die Behauptung pag. 56, die pag. 144 wiederholt wird, daß Karthalo zur Belohnung ſeiner religioſen Miſſion nach Tyrus, zum Prieſter Melkarths ernannt wurde, findet keinen Unterſtützungspunkt in der angeführten Stelle von Juſtinus (l. XVIII, c. 7), noch weniger beweiſt dieſe Stelle, daß die Tyrier ſelbſt ihn dazu ernannt hatten. Folglich kann der gelehrte Verfaſſer, wenn er mit mehr Aufmerkſamkeit Juſtins Erzählung nachlieſt, auch nicht den Ornat der Melkarths-Prieſter darnach beſchreiben. Man lernet nur aus dieſer Stelle, daß Karthalo purpuram et inſulas sacerdotii trug, als Folge ſeiner Religionsſendung, und deßwegen nennt ſein unglücklicher Vater jene Zierde titulos victoriarum mearum.

Kapitel VI. Ueber Aſtarte, das befruchtende und gebärende Prinzip in der Natur. Recenſent ſieht nicht ein, wie der Verfaſſer pag. 69 aus dem ἄγαλμα der luciniſchen Juno, das Dionyſius an die Karthaginenſer verkaufte, herausfinden kann, daß Aſtarte in menſchlicher Geſtalt abgebildet wurde. Bekleideten nicht auch die Alten geheiligte Thiere? Woher wiſſen wir, daß das Gewand von den Karthaginenſern eben der Aſtarte umgehängt wurde? Pag. 18 mangelt ein wichtiger Beweis für die Keuſchheitsopfer, die der Aſtarte gebracht wurden. Recenſent will es hier mit den eigenen Worten Juſtins citiren (L. XVIII, 5): Mos erat Cypriis virgines ante nuptias statutis diebus dotalem pecuniam quaesituras in quaestum ad litus maris mittere pro reliqua pudicitia (libamenta)? Veneri soluturas. Harum igitur ex numero LXXX admodum virgines raptas *Elissa* (als ſie auf ihrer Flucht nach Afrika auf Cypern landete) navibus imponi jubet. Cypern hatte von Phönizien ſowohl ſeine Götter als erſten Einwohner erhalten, und die entführten Mädchen hatten gewiß nicht in Karthago die mütterlichen Sittengebräuche vergeſſen.

Das VII. Kapitel handelt von den Kabiren und von Esmun, oder dem puniſchen Aeſkulap. Es ſey dem Recenſenten erlaubt, die

Vermuthung aufzustellen, ob nicht die sieben Berge, die τερματα της γης. in der Nähe von Melcharths Berg Abyla, die Strabo (l. XVII, c. 3 ed. *Tauchnitz* t. 3, p. 481) των επτα αδελφων μηνματα nennt, sonst bloß genannt επτα αδελφοι (vergl. *Melae* I c. 5. *Plin.* I. 5. c. II.) Bezug auf den Dienst der Kabiren haben. Was Aeskulaps Verehrung bey den Karthaginensern betrifft, muß Recensent übrigens den gelehrten Verfasser auf *Polyb.* X. c. 10 aufmerksam machen, woraus hervorgeht, daß Karthago Nova in Spanien, das ganz nach dem Muster des alten Karthago gebaut zu seyn scheint, einen Aeskulaps-Tempel auf der hervorragendsten Anhöhe der Stadt hatte, und nahe an der Stadt sich drey Hügel befanden, wovon der eine dem Saturn, der zweyte dem Heros Aletes, und der dritte dem Vulkan geweiht war, von dessen Verehrung bey den Puniern wenig oder nichts bekannt ist [1]). Da man nun sieht, daß Aeskulaps Tempel in den beyden Hauptstädten der Karthaginenser den erhabensten Platz einnahm, in Afrika auf der höchsten Spitze des Byrsa, von wo aus der Gott am besten die ganze Stadt übersehen, und über selbe wachen konnte, und in Spanien gerade Hasdrubals Burg gegenüber; da dieser Tempel das Senaculum der Karthaginenser gewesen zu seyn scheint, die Gnade dieses Gottes ihnen außerordentlich wichtig seyn mußte, wegen des Unglücks, das die Pest so oft in ihrem Heere anrichtete, und da Aeskulap demungeachtet nicht in dem oben erwähnten Allianz-Traktat mit Philipp von Macedonien genannt wird, dahingegen Here, welche Göttin wohl darin für die Astarte der Karthaginenser gelten konnte (vergl. des Verfassers eigene Meinung über Juno Lucina) [2]), so würde Recensent viel eher, anstatt mit dem Verfasser anzunehmen, Astarte sey der in dem Traktat angerufene δαιμων των Καρχηδονιων, Aeskulap für den ungenannten Genius halten. Der Verfasser räumt selbst (pag. 113) ein, daß die Alten gewöhnlich Götter vom männlichen Geschlechte zu Genien wählten. Daß übrigens die *Dea Urania* in dem römischen Karthago als Schutzgöttin der Stadt angesehen wurde, gesteht Recensent sehr gerne, um so viel mehr, da es wahrscheinlich ist, daß die Römer eher eine neue Gottheit für ihre Kolonie erwählten, als jener, die ihre Hand über die verhaßte aemula imperii romani gehalten hatte.

Das Kapitel VIII ist ein Zusatz zu der ersten Ausgabe, worin der Verfasser über den Meergott sich äußert, dessen punischer Name, wie er glaubt, Agenus-Oceanus gewesen sey.

Das Kapitel IX und X enthält Betrachtungen über andere Naturgötter bey den Karthaginensern. Gegen Bocharts gegründete Einwendung (*Chanaan* l. I. c. 24) hat der Verfasser Scaligers Derivation des Ortsnamens Hadrumetum angenommen, statt der weit leichtern und natürlichern, die Bochart vorgeschlagen.

Das Kapitel XI handelt von Aufnahme der Ceres und Proserpina unter die punischen Gottheiten.

Das Kapitel XII verbreitet sich über die Heroen. Unter der Zahl derselben hat der Verfasser einen Halbgott zu nennen vergessen, Namens Aletes, dem eine Anhöhe in der Nähe von Karthago Nova gehei-

---

1) Bey Sanchoniathon (Eusebii praep. ev. 1, 10) wird Vulkan Chrysor genannt, nach Bochart (Chan. 1, 34) c. 9 חולש - אור πυρτεχνιτης.

2) Eine der Insulae Fortunatae hieß auch Junonia (Plin. l. VI. c. 36), vermuthlich nach des lybischen Geschichtschreibers Juba Uebersetzung des punischen Namens: Astartes-Insel.

ligt war, und welcher göttlicher Verehrung gewürdiget wurde, weil er einige Silberminen entdeckt hatte. Aletes war vermuthlich ein Lokal-Gott, und unläugbar punisch.

Das Kapitel XIII und XIV handelt von Bäthylien, Orakeln und Thieranbetungen bey den Puniern, und das Kapitel XV — XVII von andern Religionsbegriffen verschiedener Art. Pag. 132 äußert der Verfasser, daß die Karthaginenser ganz andere Begriffe von dem Aufenthaltsorte der abgeschiedenen Geister hatten, als die Griechen, und daß die Vorstellungen von den Inseln der Verstorbenen in dem fernen Ocean und von einem unterirdischen Elysium, ihnen fremd gewesen zu seyn scheinen. Es ist nicht leicht zu begreifen, von wem anders die Griechen jene so uralten Vorstellungen gehabt haben sollten, als von den Phoniziern *) (*Hesiod.* εργ.

*) Warum nicht von den Volkern, die vor Alters aus dem tiefen Asien in das nördlicher gelegene Europa gezogen waren? Man vergleiche unter andern Radlof's neue Untersuchungen des Keltenthumes, Bonn 1822, I. §. 14 bis 28, wo auf die uralte Verbindung des Apollodienstes auf Delos mit den Hyperboraern, dann auch auf die Verbindung des hyperboraischen Hohenpriesters Abaris mit Pythagoras vielfach aufmerksam gemacht wird. Nach Delos kamen nach Letos Entbindung mit den neuen Göttern selbst, wie es heißt, die Priesterinnen Opis, Hekaergos und Loro, und zwar von den Hyperboraern, welche wichtige Lehren dort auf ehernen Tafeln hinterließen, welche letztere der persische Heerführer Sobrijas, Sohn des Magiers Sobrijas daselbst fand, als er vom Xerxes bey seinem Kriegszuge gegen Griechenland nach Delos gesandt war, um den dortigen Dienst der beyden Gottheiten zu beschützen. Auf diesen Tafeln befand sich, wie Sokrates im Gespräche Axiochus erzählt, die Lehre eingegraben, daß die Erde kugelförmig sey, deren eine Hälfte die oberen Götter, die andere die unteren erhalten hätten, und die Seelen nach der Befreyung vom Körper durch unterirdische Eingänge in das Gefilde der Wahrheit kamen, wo die Richter untersuchten, wie jeder gelebt habe, und wo es unmöglich sey, zu lügen. »Diejenigen, welchen im Leben ein guter,« heißt es ferner, »Schutz»geist gerathen, kommen in die Sitze der Frommen, wo alle Zeiten von »Früchten jeder Art überströmen, die Quellen in reinen Gewässern dahin »gleiten, anmuthvolle Wiesen mit Blumen eines ewigen Frühlings pran»gen; wo die Versammlungen der Weisen sind, die Schaubühnen der »Dichter, die Reigen der Tänzer, und Wettspiele der Tonkunst; außer»dem noch köstlich bereitete Gastmahle, ein sich von selbst darbietender Zu»fluß von Speisen, unsterbliche Frohlichkeit und ein Leben voller Wonne. »Denn sie drückt weder Hitze noch Kälte, und die heitere Luft wird von »milden Strahlen der Sonne erleuchtet. Auch unter den Seligen finden »noch Grade Statt, und sie verrichten dort noch gewisse heilige Handlun»gen. Jene aber, welche ihr Leben mit Lastern verbracht haben, werden »von den Erinnyen durch den Erebos in den Tartaros gebracht, »wo der Aufenthalt der Bösen ist u. s. f.« — Die Hyperboräer sandten fortwahrend Weihgesandtinnen, immer von fünf Männern begleitet, nach Delos, und als dort einst die zwey Weihgesandtinnen aus königlichem Stamme, Hyperoche und Laodike, gestorben waren (welchen Orion hatte Gewalt anthun wollen), beschoren sich Jünglinge und Jungfrauen der Insel das Haupt, und ihnen zu Ehren weiheten in fortwährender Sitte die Bräute und auch die Jünglinge vor ihrer Hochzeit eine Locke. — Seitdem schickten die Hyperboräer keine Weihgesandtschaften mehr, sondern nur Geschenke, welche von den Arimaspen zu den Issedonen, dann zu den Skythen, von diesen an die Nachbarvolker kamen, welche sie über das adriatische Meer führten, und den Brascäern und Athenern übergaben; ferner kamen sie zu den Dodonäern, dann zu den Euboern, und von da nach Delos. — Für die Reise des Abaris nach Griechenland und namentlich nach Delos wird der Zweck angegeben, das unterbrochen gewesene Bündniß mit den Athenern und Deliern wieder herzustellen. Er reiste, wie die Sage sich ausdrückte, auf einem goldenen Pfeile, den ihm Apollo selbst geschenkt, sammelte Gold zu Ausschmückung des Apollotempels in seiner Heimath, reisete über Delos, Creta,

166. *Odyss.* Δ, 563). Eusthatius zu jener Stelle bey Homer, Lucian (in Jov. confutato) und Strabo (l. I, c. I, p. 3 sq.) verbinden gleichfalls Elysium, den Aufenthaltsort der Heroen, und τας των μακαρων νησους mit einander, und versetzen diese glücklichen Gegenden in den Ocean hinter die περι τα κατα δυσιν περατα της γης. Nur die Phönizier konnten in der fernen Vorzeit den Griechen diese Fabeln mitgetheilt haben, denn nur sie und ihre Kolonien kannten das Meer außerhalb der Säulen des Herkules.

Die Meinung des Verfassers im Kapitel XVII, über das Gastrecht und die Gastfreundschaft bey den Karthaginensern, bedarf gewiß einiger Modifikationen, da es aus mehreren Beyspielen bekannt ist, wie sehr dieses Volk auf seinem eigenen Grund und Handels-Territorium den Verkehr mit Fremden scheute. Die Griechen waren ihnen verhaßt, und ihre Handels-Politik strebte immer dahin, sich Monopole zu sichern. Sie wurden deßwegen eben so sehr von den Fremden verabscheut, als sie jene verabscheuten. (Vergl. *Theodor.* Metochitae ὑπομνηματα ed. Bloch. p. 158.) Das Gastrecht hatte bey ihnen kaum einen Schutzgott, und die Götter, die der mit der Sprache und den Sitten der Griechen vertraute Hannibal zur Rache gegen Prusias aufforderte, konnten eben so wohl des Prusias als Karthagos Götter gewesen seyn.

Das Kapitel XVIII handelt von den Begräbnißgebräuchen bey den Karthaginensern, und das Kapitel XIX von dem Priesterthume. Der Verfasser erklärt erbliche Priesterwürde als durchaus streitend gegen die ganze Verfassung Karthagos. Die Prämissen sind kaum richtig. Karthagos Geschichte zeigt gerade, wie Aristokratie leicht in Oligarchie ausarten kann. Mago's, Hanno's und Barcas's Geschlechter, das Institut der Centumvirn, alles deutet auf dergleichen Mißbräuche hin in der aristokratischen Republik, und Venedig, dessen politische Geschichte so viele treffende Parallele mit der Geschichte Karthagos darbietet, scheint gerade zu beweisen, daß Handels-Aristokratie sehr natürlich zu einer erblichen Optimaten-Herrschaft führt. Als Beleg dazu will Recensent Hannos merkwürdige Worte beym Livius anführen (l. 21, c. 3): An hoc timemus, ne Amilcaris filius nimis sero imperia immodica et regni paterni speciem videat? et cujus regis genero haereditarii sint relicti exercitus nostri, ejus filio parum mature

---

vielleicht Aegypten, dann durch Sizilien und Unteritalien zurück, wo er mit Pythagoras in die engste Verbindung trat, den Tyrannen Phalaris durch den Gedanken an künftige Fortdauer und Vergeltung erschütterte, den Pythagoras für das lebende Abbild desjenigen Apollo, dessen Hoherpriester er war, erklärte; und eben so wie Empedokles und Epimenides an den geheimsten Lehren des Pythagoras Theil nahm u. s. f. — Sollte nicht selbst die fabelhafte Vorstellung der Griechen von dem seligen Leben der Hyperboräer im Dienste Apolls, mit den ihnen vom Norden her überlieferten Traditionen von dem ersten Glück der Urwelt, und von einem künftigen seligen Aufenthalt der Frommen in Verbindung gebracht werden dürfen? — Daß die Griechen die Wohnsitze der Atlanten, und die Inseln der Seligen über Gades hinaus versetzten, über eine Gegend hinaus, welche ihnen durch die Phonizier bekannt geworden, mag aus mehreren Gründen zu erklären seyn; es reicht dafür schon hin, daß die Phantasie der Volker fabelhafte Lieder immer über den bestimmten Kreis hinaus verlegt, den die Geographie aufgehellet hat. — So verlegte man im vierzehnten Jahrhundert das, wie man glaubte, immer noch auf der Erde vorhandene irdische Paradies, für welches man im innern Asien keinen Platz wußte, auf eine Insel des indischen Ozeans, gegenüber dem Kap Coromandel, u. s. w. Anmerkung eines Dritten.

serviamus? Auch Lacedämons Verfassung, die nach Aristoteles der von Karthago sehr nahe kam, war aristokratisch, und dort hatten die Erbkönige doch ein erbliches Priesterthum. Aber eine von dem Verfasser übersehene Stelle bey Justin (l. XVIII, 7) ist seiner Behauptung, daß es in Karthago kein erbliches Priesterthum gegeben habe, sogar schnurstracks entgegen. Baals oder Jupiters Priester auf Cypern schloß sich nach Aufforderung der Götter dem Gefolge Didos an, und mit ihm seine Frau und Kinder; er bedingte für sich und seine Nachfolger in der Stadt, die angelegt werden sollte, perpetuum honorem sacerdotii, welche Bedingung pro manifesto omine angenommen wurde Da Recensent weiter oben erwiesen zu haben glaubt, daß Baal in dem punischen Götterrath präsidirte, und der Verfasser *Justin.* XVIII, 7 ganz mißverstanden hat (der Verfasser meint nämlich, Karthalo sey von den Tyriern zum Priester Melkarths ernannt worden), so würde er weit eher, anstatt Melkarths Priester für den Oberpriester der Karthaginenser anzunehmen, Baals Priester als solchen anerkennen.

Das Kapitel XX handelt von den punischen Festen, und das letzte Kapitel von dem Einfluß und der Wirkung der punischen Religion auf das öffentliche Leben der Karthager. Der Verfasser verbreitet sich vielleicht weitläuftiger über den Einfluß der Religion auf den Burgerverein, und denkt sich die Religionsmeinungen der Karthaginenser in einem genauern Nexus mit dem ganzen Staatskörper, als man nach der Natur der alten Religionen dazu berechtigt ist, besonders wenn von einer Handels-Republik die Rede ist, wo so viele andere Umstände auf das öffentliche und private Leben einwirkten. Das unvortheilhafte Bild, das hier von der ganzen Verfassung der Karthaginenser entworfen wird, dürfte vielleicht nicht so ganz treu seyn, wenn wir Aristoteles's Schilderung (Polit. l. 2, c. 2 ed. *Schneider* T. 2, p. 138) vertrauen konnen. Pag. 155 meint der Verfasser, daß Polybius's Behauptung von dem öffentlichen Verkauf der Aemter in Karthago sich nur auf die Zeit erstrecken könne, als die Faktionen gegen einander kämpften; aber Aristoteles bemerkt ausdrücklich als eine Empfehlung für die Verfassung von Karthago, daß bis zu seiner Zeit die burgerliche Ordnung daselbst noch nicht von Parteyen zerstört worden war, und doch stimmt er darin mit Polybius überein, daß die Würden des Staates käuflich waren.

Am Schlusse folgen noch einige Zusätze und Erklärungen über die beygefügten Kupfertafeln. Es wäre besonders wünschenswerth gewesen, wenn der gelehrte Verfasser einen Versuch gewagt hätte, die von Borgia aufgefundene Inschrift zu erklären, die er Tab. II, Nro. 14 mittheilt.

Nicolay Fürst.

Notizen und Bemerkungen über die Literatur in Ungern.

(Erste Lieferung.)

Seit 1800 entwickelt sich eine immer lebendigere literarische Thätigkeit in dem schönen Ungern, das beynahe die Hälfte des österreichischen Kaiserstaates begreift, und das man in Hinsicht auf klimatische Man-

nigfaltigkeit und Völkerverschiedenheit (besonders da seit 5. July d. J. die jenseits der Save liegenden illyrischen Provinzen dem Königreiche Ungern wiederum zurück einverleibt wurden) *) fast ein »Europa im Kleinen« nennen könnte.

Vor allem zeigen aber die Magyaren, die man beynahe auf fünf Millionen in Ungern annehmen kann, einen rühmlichen Wetteifer mit andern Nationen benachbarter Länder, in der Kultur ihrer Nationalsprache, und in der Bearbeitung der Wissenschaften und Kunste in dieser Sprache. Nicht »Blätter und Blüten« nur, sondern auch schon so manche reife, süß schmeckende Früchte bietet der Baum der literarischen Kultur der Magyaren dem Kenner dar, besonders in dem letzten Decennium.

Zur naheren Kenntniß der Literatur in Ungern und der Literärgeschichte dieses Königreichs wollen wir, von Zeit zu Zeit, in diesen Jahrbüchern unsere Lieferungen als Beyträge niederlegen, und, zur leichtern Uebersicht, die darin enthaltenen Notizen und Bemerkungen in gewisse Klassen und Rubriken abtheilen.

I. Encyklopädie. Die zu Pesth seit 1817 bey Joh. Thom. v. Trattner erscheinende Monatschrift: »Tudományos Gyüjteméný« (wissenschaftliche Sammlung, oder Magazin) hat, wie schon der Titel besagt, noch mehr aber der am Umschlage kurz dargelegte Plan anzeigt, eine encyklopädische Tendenz; aber die theologische Literatur wurde nur in den drey ersten Jahrgängen in Abhandlungen, Recensionen und Nachrichten berücksichtigt. —

Die fünf ersten Jahrgänge enthalten viele interessante und gehaltvolle Aufsätze uber vaterländische Geographie und Geschichte; ferner über Philologie, Pädagogik, Oekonomie, Physik ꝛc.

Der fünfte Jahrgang 1821 insbesondere lieferte an Abhandlungen folgende Aufsätze: fur Philologie sieben; für Philosophie (Schulen, Töchterbildung und den Schlaf betreffend) drey; für Historie (die Schicksale einzelner Städte und Personen, und Alterthümer enthaltend) dreyßig; für Rechtswissenschaft zwey; für Medizin drey; fur Physik und Technologie funf; fur »Wissenschaft der schönen Künste« vier. —

In dem gehaltvollen Aufsatze: »Tudományok' Encyklopädiája rövid rajzolatban« (Encyklopädie der Wissenschaften in kurzem Abrisse), den man in dem Tud. Gy. 1818 im I. und II. Hefte findet, bestimmt der Verfasser Y (Georg Fejér) den Begriff und das Wesen der Encyklopädie. Er betrachtet alle Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte, daß sie entweder mit dem Menschen, oder mit von ihm verschiedenen Dingen sich beschäftigen. Daher theilet er alle Wissenschaften in zwey Hauptklassen: in die anthropologischen und ontologischen. — Was man von dem Menschen bis jetzt wisse und künftig wissen könne, seyen folgende fünf Stücke: Eigenschaften, Geschichte, Wohnort, bürgerlicher Zustand und Religionsglaube des Menschen. Daher theilet er die anthropologischen Wissenschaften in folgende fünf Klassen ein: Philosophie, Historie, Geographie, Statistik, Theologie. Die Pädagogik, welche die Neuern als eine abgesonderte für sich bestehende Wissenschaft darstellen, zählet der Verfasser zu den philosophischen Wissenschaften, und betrachtet sie als eine Anwendung der Anthropologie. — Die von dem Menschen verschiedenen

*) S. verein. Ofner-Pesther Zg. vom 25. July 1822. Nr. 59.

Dinge sollen nur diese seyn: Größe (Quantität), Natur, Arzneyen, Sprachen und Denkmäler. Daher zerfallen, nach dem Verfasser, die ontologischen Wissenschaften ebenfalls in folgende fünf Klassen: Mathematik, Physik, Medizin, Philologie und Archäologie. — Nun beschreibt der Verfasser auch hier, wie dort bey den anthropologischen Wissenschaften, die Natur und die verschiedenen Arten derselben. — Instruktiv ist gleich im Anfange dieser lehrreichen Abhandlung die reichhaltige ausländische Literatur der Encyklopädie, die in einer Note die vornehmsten lateinischen, deutschen und französischen Werke, über allgemeine und besondere Encyklopädie, anführt. — Zugleich wird in diesem Aufsatze, bey den einzelnen wissenschaftlichen Zweigen, die Literatur der Wissenschaften in Ungern angedeutet. — Die Methodologie der Wissenschaften, ohne welche alles Lehren und Nachrichtgeben von denselben unnütz sey, gedenkt der Verfasser ein ander Mal darzustellen.

Bemerkenswerth für die Literaturgeschichte von Ungern ist, daß Johann Csere von Apácza, ein Unger, schon im siebzehnten Jahrhundert (1653) eine Encyklopädie schrieb.

II. Theologie. Ob die trefflichen »Egyházi Értekezések és Tudósisúsok« (kirchliche Abhandlungen und Nachrichten), welche seit 1820 der gelehrte Domherr, Johann Horváth, zu Weßprim in zwanglosen Heften herausgab, noch bestehen, weiß Referent nicht. Weder in den vorjährigen, noch in den heurigen Heften des Tud. Gyüjt. (die er bis zum dritten Hefte vor sich hat), findet er irgend eine Nachricht davon, die doch gewiß den Freunden der Theologie und des Katholicismus in und außer Ungern sehr erwünscht wäre. Es ist überhaupt, zumal in dieser Zeit eines weitgreifenden religiösen Unglaubens, recht sehr zu bedauern, daß das Tud. Gyüjtemény, welches Journal, nach dem zahlreichen Pränumerantenverzeichnisse zu urtheilen, in Ungern weit verbreitet ist, die literarische Kultur der theologischen Wissenschaften aus dem Umkreise seiner encyklopädischen Bearbeitungen und Mittheilungen gänzlich ausgeschlossen zu haben scheinet.

Zu der in jenen »kirchlichen Abhandlungen und Nachrichten« aufgestellten Preisfrage: »über das Recht und Amt der Menschenvernunft bey Erklärung und Untersuchung der Artikel der christlichen Wissenschaft (Glaubens- und Sittenlehre); dann über die feste evidente Gewißheit, welche uns historische Zeugnisse in Hinsicht auf die übersinnlichen Wahrheiten geben; endlich über die Erhebung dieser Gewißheit zur Würde des göttlichen Glaubens,« sind in den vier ersten Heften gedachter theologisch-ungrischer Zeitschrift sehr interessante Vorarbeiten, und hie und da, bey Gelegenheit der Recension eines im Geiste des neuesten Rationalismus geschriebenen ungrischen Katechismus für die Jugend, der sich einen »christlichen Moral-Katechismus« nennet, eingestreute Bemerkungen zu finden.

Mehrere Hefte des Tud. Gyüjt. von 1817 enthalten ebenfalls nicht unwichtige Beyträge zu einer Abhandlung über sichere Wahrheit, feste Gewißheit und göttlichen Glauben aus menschlicher Vernunft und historischen Zeugnissen, in Hinsicht auf Erklärung und Untersuchung der Artikel der christlichen Wissenschaft. —

Die seit 1. July 1818 in fünf groß Octav-Bänden zu Ofen in deutscher Sprache erschienenen »Zeitblätter für Freunde wahrer Menschen-

bildung« (von Joh. Lud. Folnesics), später »Sonnenblume« genannt, enthielten neben den pädagogischen viele Aufsätze über christkatholische Religion und Kirche. Mit Ende 1820 haben sie aufgehört. —

Zur Unterscheidung und Beherzigung der beyden wichtigen Fragen: Was macht selig? und wer wird selig?, ist folgende vor Kurzem in magyarischer Sprache erschienene kleine Schrift eine erfreuliche Erscheinung, und daher nicht zu übersehen: »Kann es geben? gibt es eine? »allein beseligende Kirche. Wenn es eine geben kann und gibt, wo ist »sie? welche ist sie?« —

Ein Ungenannter gab unlängst über die »evangelische christliche Toleranz« zwey ungrische Predigten heraus. In der ersten sucht der Prediger zu zeigen, »daß auch bey den Christen unmöglich sey, in Glaubenssachen eines Sinnes zu seyn.« (Da möchte ich denn doch den Verfasser fragen: Was denkt und glaubt er wohl von der einstigen Erfüllung jener Verheißung von »einer Herde unter einem Hirten?« Und waren denn die Christen — es versteht sich die wahren, treuen Christen — nicht in früheren Zeiten »ein Sinn und ein Herz?«) — In der zweyten Predigt bemüht er sich zu beweisen, daß ungeachtet der Glaubensverschiedenheit die Patrioten ruhig, still und glücklich neben einander leben können. — Bey dieser Gelegenheit weisen wir auf Georg Fejér's (Prof. der Dogmatik an der königl. ung. Universität zu Pesth; jetzt königl. Schulen-Oberdirektor im Raaber literarischen Bezirke) treffliche magyarische Schrift: »Tolerantia vagy is a' Vallásbeli Türedelem eránt tett egy szóra felelet,« das heißt: Antwort auf ein über die Toleranz oder religiöse Duldung aufgestelltes Wort,« Pesth, bey Trattner 1814. Es wird darin die Grenzlinie zwischen bürgerlicher und theologisch-religiöser Toleranz gezeigt, und auf die Nachtheile des religiösen Indifferentismus aufmerksam gemacht. —

III. Philosophie. In Ungern wurde die theoretische und praktische Philosophie in verschiedenen Sprachen (in der ungrischen, deutschen und vorzüglich lateinischen Sprache), und in verschiedenen Jahren, mit Gewinn für die Wissenschaft, bearbeitet. Die Werke von Johann Bapt. Horváth, Fejér, Budai, Ertsei, Rozgonyi, Sárvári (Paul), Rußek u. A. haben für die Kultur der Philosophie, nach allen ihren Zweigen, viel Treffliches geliefert.

Fejér gab 1810 in magyarischer Sprache eine »Ausbildung des Menschen nach seiner Denkkraft, oder eine gemeinnützige Logik« heraus. — Ueber Naturrecht schrieben: Joh. Sz. Györgyi (1813), und noch früher Fuchs, s. Elementa Juris naturae, *Lutschoviae*, 1803, u. a. — Ueber Aesthetik: Anton Pucz (1817), und noch früher (1794) Joh Szép, u. a. — Ueber Encyklopädie der Philosophie schrieb Joseph Rußek in magyarischer Sprache ein treffliches Werk (Weßprim, 1812).

Folgendes Lehrbuch der Philosophie verdient aber vorzügliche Aufmerksamkeit, nach seinem innern Werthe und Geiste, und nach seiner Beziehung auf vaterländische Bildung und auf den sogenannten Zeitgeist.

»Amicum *Foedus Rationis cum Experientia* seu Philosophia Crisi recentissima deducta. Per Joannem *Imre* (Priester und Professor der Philosophie an dem erzbischöfl. Lyceum zu Erlau). *Pesthini*, bey Joh. Thom. v. Trattner. P. I. Logica. P. II. Metaphysica. 1819.«

Diese Bearbeitung der Philosophie charakterisirt sich 1) durch die

Verbindung der Erfahrung mit der Vernunft; 2) durch eine männlich-nüchterne Bekämpfung der kantisch-kritischen Philosophie, welche unter anderem, vorzüglich folgende zwey in ihren Wirkungen nachtheilige Behauptungen in Umlauf gebracht hat: 1. die theoretische Vernunft könne von Gott nichts wissen, wornach der Scepticismus leicht in theoretischen Atheismus ausarten konnte; 2. die Moral müsse, wenn sie nicht »verunreiniget« werden soll, von aller (sowohl natürlichen als geoffenbarten) Religion gänzlich getrennt, und ihr, als bloße Nebensache und Anhang, nachgesetzt werden, was offenbar zum praktischen Atheismus führen, und das göttliche Christenthum, das Alles, auch die Tugend, auf Gott und Ewigkeit beziehend, durch diese Beziehung den Willen heiliget und zur Tugend stimmet, ihn darin begründet, fortbildet und stärket, untergraben konnte.

Schon in der Logik arbeitet Hr. Prof. Imre jenen Sophismen kräftig entgegen, durch gründliche und lichtvolle Aufstellung der Gesetze des richtigen Schließens, der Erfahrung, der Demonstration, der formalen Kriterien der Wahrheit, u. s. w. — Dann noch mehr in der Archologie oder philosophischen Grundlehre, die der Verf. der Metaphysik oder Erkenntnißlehre voranschicket, und worin er den Ursprung aller Vorstellung und Erkenntniß, und die Kennzeichen der materialen Wahrheit (Perspicuität, Zeugniß der Sinne, göttliche und menschliche Autorität, u. s. w.), den Unterschied und das innige Band zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft und Erkenntniß, u. dgl. mit seltener Gründlichkeit und Faßlichkeit darstellet. In der Ontologie gehören besonders folgende Lehrsätze (Propositiones) zur oben angegebenen Tendenz:

1. *Existentia* est vera *realitas*. — 2. Ens in existendo necessarium est *possibile*. — 3. Ens in existendo necessarium nequit esse mere *possibile*, sed *una semper existens*, u. a. m.

Der Geschichte der Philosophie, die dem Ganzen vorgesetzt wird; dann die geschichtlichen Grundzüge der einzelnen Theile der Philosophie, der Logik, der Metaphysik u. s. w., und die skizzirte Darstellung der verschiedenen philosophischen Systeme, sind für Lehrer und Lernende sehr interessant. — Bis jetzt sind nur erschienen: Logik, Archologie und Ontologie, in zwey Bänden. Mit gespannter Erwartung sehen wir den übrigen Theilen der theoretischen und praktischen Philosophie entgegen. —

Ein magyarischer Aufsatz: »Kant, Fichte, Schelling und Pestalozzi,« im Tud. Gyüjt. 1817, IV. Heft, enthält prüfende Bemerkungen wider die kantische Philosophie. — Dagegen gibt dasselbe Tud. Gyüjt. 1820, III. Heft einen Aufsatz aus der Pariser Revue encyclopédique (ins Ungrische übersetzt von A. Thaiß), worin dem Kantianismus wenigstens indirekte das Wort geredet wird.

IV. Statistik und Topographie. (Ungrisches Städtewesen.) Warum in Ungern das bürgerlich-freye Städtewesen sich nicht so sehr ausgebildet habe, als in andern europäischen Ländern, darüber findet man in dem III. Hefte des Tud. Gyüjt. 1822 (S. 33 fg.) in einem gehaltvollen Aufsatze »von dem Ursprunge der Städte und ihrer Munizipal-Verfassung,« mehrere Vermuthungen als wahrscheinliche Ursachen angeführt. So z. B. 1. die ungrischen Noblen, stets wachend über ihre Rechte und Freyheiten, wollten neben sich keinen Stand dulden, der ihnen gliche, oder sich ihnen näherte.

Hieher scheinen mehrere gesetzliche Landtagsbeschlüsse (z. B. von den Jahren: 1542, Art. 33; vom J. 1549, Art. 15; vom J. 1642, Art. 17) zu zielen, welche bestimmen, daß dem Könige es nicht erlaubt sey, den Städten Güter zu schenken, und daß die gegebenen zurückgenommen werden sollen; daß die Städte nur in so fern in ihren Rechten erhalten werden müßten, als sie den Freyheiten der Noblen nicht widerstrebten; daß die Zahl der königl. Freystädte ohne Ursache nicht vermehrt werden möge, u. dgl. m. Dieses letztere Gesetz sey öfters erneuert worden.

2. Indem Ungern nicht in so viel unabhängige kleine Fürstenthümer abgetheilt war, als die benachbarten Länder, waren nur sehr wenige von den Königen dieses Königreichs genöthiget, die Städte, gegen gewisse Abgaben und Dienstleistung, mit Freyheiten zu beschenken, um sich dadurch Kriegsmacht gegen irgend einen Rebellen zu verschaffen, oder irgend eine fremde feindliche Macht von den Gränzen des Vaterlandes zu vertreiben.

Indessen gebrauchten die ungrischen Könige öfters die Hülfe der Städte. So haben z. B. die Könige Karl Robert, Ludwig der Große, und Sigmund öfters von den Städten Hülfe verlangt, die sie unter ihren besondern Schutz nahmen. Elisabeth, Mutter Ludwig des Großen, hat unter andern, im Namen ihres Sohnes, die dalmatinischen Städte um Schiffe und Mannschaft ersucht für den Venetianischen Krieg (S. *Pray*, Annales Regum Hungariae. P. II. p. 152). Kaiser Sigmund, die Bulgaren bekämpfend, suchte bey den Cumanern Hülfe, und erneuerte ihre Freyheiten. (S. *Pray*, a. a. O. P. II. p. 225.)

3. Vielleicht mögen auch die vielen Kriege, Unruhen und Verheerungen durch Tartaren und Türken dazu beygetragen haben, daß Ungern in der Ausbildung des bürgerlich-freyen Städtewesens zurückblieb, indem diese Umstände die Bevölkerung und den Wohlstand der Städte, bis zum funfzehnten Jahrhundert, mächtig hinderten. In diesem Jahrhunderte aber wurden die ungrischen Könige durch das Beyspiel der mächtigen italienischen und deutschen Städte, die sich oft »der Willkür der Könige« nachdrücklich widersetzten, von der besondern Begünstigung der Städte zurückgeschreckt. — Dazu kam noch der Umstand, daß die dalmatinischen Städte, indem sie näher an Italien lagen als die ungrischen, sich auch schneller ausbilden konnten als diese.

4. Die Städtebewohner, aus fremden Nationen bestehend, wurden »aus Nationalität gehaßt und verfolgt.«

5. Nach seiner natürlichen Lage sey Ungern mehr für Ackerbau, als städtische Beschäftigungen, Handel und Künste tauglich und geeignet. Bekanntlich fließen seine Flüsse gegen ein Land, mit welchem der Handelsverkehr, auch in dem Falle des Aufhörens der beynahe unaufhörlichen Zwistigkeiten, nicht gar sehr nützlich gewesen wäre. Die Schiffahrt stromaufwärts sey aber mit vielen Beschwerden und Hindernissen verbunden. Was die Straßen und Kanäle (von denen die letzteren bey dem Mangel an Flüssen den Handel befördern) betreffe, so konnten sie, jener Unruhen wegen, nur in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Ungern auf sich ziehen. —

Nun berührt der Verfasser, wie in Ungern im dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert mehrere ungrische Städte sich aus der Macht und Gewalt der Komitate gänzlich befreyten. »Zu unserem Unglücke,« sagt er, »sind die 72 Festen des heil. Stephanus, die alle in ruhigeren Zeiten Städte geworden wären, fast sämmtlich verwüstet

worden.« — Nach dem Dekrete Uladislaw's (Decr. 3, art. 39) habe Vissegrad aufgehört eine königl. Freystadt zu seyn. — Seit 1405 werden die königl. Freystädte Ungerns auf die Landtage berufen,

Joh. Lud. Folnesics.

Italienische Literatur.

Delle Opere di Q. Orazio Flacco etc., per Tommaso Gargallo. Napoli, 1820. *IV vol.* 8.

(Uebersetzt aus einer französischen Handschrift, v. M. Fürst.)

Man hat es oft wiederholt, Horaz bringe seine Uebersetzer zur Verzweiflung, und besonders diejenigen, die es versuchen, seine lyrischen Poesien zu übertragen.

Man kann sagen, Horaz war der einzige der lateinischen Dichter, der es gewagt hat die Laufbahn zu betreten, worauf Pindar, Sappho, Alcäus und Stesichorus berühmt geworden. Er wandelte, wie es schien, in den Fußstapfen der Griechen; er studirte sie unaufhörlich, und eignete sich ihre Gedanken und Bilder an, aber als Mann von Geist, der dem Entlehnten ein nationales Gepräge zu geben wußte. Wäre uns eine größere Anzahl lyrischer Gedichte der Griechen übrig geblieben, so könnten wir ihm vielleicht in seinen Nachahmungen folgen, und die Quellen entdecken, woraus er vorzüglich schöpfte. Wie dem auch sey, so ist es doch bekannt, daß er sich keine große Mühe gab, seine lyrischen Gedichte mit neuen und tiefen Gedanken zu bereichern. Anhaltende Arbeit und fortgesetztes Nachdenken vertrugen sich nicht mit seinem Charakter und seinen Neigungen. Er liebte ein angenehmes und gemächliches Leben, zog die Tafel des Günstlings des Octavianus, dem Schlachtfelde bey Philippi, die Schmeicheleyen des Augustus dem Ende Catos vor. Seine Seele war nicht verdorben, aber weder erhaben noch stolz. Er erkannte das Schlechte, und erklärte sich dagegen, aber nicht bis auf den Punkt, um darüber mit der Welt und seinen Zeitgenossen zu zerfallen. Eingeweiht in die Schule der Epikuräer, sah er in dem verdorbensten Menschen mehr ihre Schwachheiten als Laster. Die strengen Stoiker, die zum wenigsten mit bitterem Schmerz den Verlust der alten Freyheit empfanden, waren oft der Gegenstand der spöttischen Scherze des höfischen Dichters. Kuhne und erhabene Gedanken würden ihn in Schrecken gesetzt haben, er würde vor ihnen, gleichsam wie vor Verschwörern, zurückgewichen seyn, welche ihn den Leiden der Verfolgung würden ausgesetzt haben. Uebrigens dankte er in seinem liebenswürdigen Egoismus öfters den Göttern, daß der Dämon der starken Gedanken seinen Geist nicht beunruhige; denn wo ist der Mann, der, einmal von ihm besessen, je dessen Eingebungen und dessen Einfluß widerstanden hätte?

Aber zu Horazens Zeiten waren jene starken und unbezähmbaren Geister, stets der Schrecken des Despotismus, in Rom sehr selten. Die Gesellschaft war daselbst entnervt. Das Uebermaß der Größe, die Abspannung nach den politischen Kämpfen, der Anblick einer unermeßlichen Volksmasse mit Blut und mit Lumpen bedeckt, und eben so verab-

scheuungswürdig wegen ihrer Grausamkeit als ihrer Niedrigkeit, hatte den Römern die zügelloseste Liebe für den Genuß des Augenblicks eingeflößt, und für Reichthümer, wodurch derselbe erkauft wird; Abscheu vor Beschäftigung, und Verachtung des ganzen menschlichen Geschlechts. Man wollte nur genießen, auf jede Weise genießen, wenig um die Mittel bekümmert, und auf wessen Kosten es geschehe. Die römische Dame, die sich einer sehr langen und sorgfältigen Toilette unterwarf, genoß schon im voraus die Wonne der befriedigten Eitelkeit. Aber kaum fühlte sie sich nicht zart genug von der Hand ihrer Haarkräuslerin berührt, als sie sich auch dem Vergnügen der Herrschsucht und der Rache überließ, indem sie die Schultern der Unglücklichen durch Peitschenhiebe geißeln ließ, die mit den Haaren an einem der Bettpfosten aufgehängt war, indessen die übrigen Sklavinnen blaß und zitternd alle Künste an ihrer Gebieterin zu verschwenden suchten, damit sie den Stutzern in Rom gefallen möge. Der Mann seiner Seits forderte bloß, daß nicht das Geschrey der Leidenden zu ihm hereindringe, um ihn nicht in dem Vergnügen zu stören, das er bey Anhörung eines Dichterwerks empfand. So waren damals die Römer, für solche Menschen mußten die romischen Dichter schreiben Sollte man sie durch tiefe Gedanken ermüden, oder mit kühnen und gefährlichen Ideen beunruhigen? Sie wollten nur angenehm ergötzt seyn.

Horaz war einer ihrer Lieblingsdichter. Seine Gedichte waren kurz, die gewählten Gegenstände mannigfaltig: es befanden sich darunter leichte und selbst schlüpfrige, auch ernsthafte und erhabene. Aber am Ende löste sich das Ganze in Komplimente, in Beschreibungen, in mythologische Allegorien, in satyrische und moralische Reflexionen auf, ohne daß der Ernst den schwachen Gemüthern lästig oder beschwerlich fiel, oder die Tiefe der Gedanken sie aus der Sphäre der alltäglichen Vorstellungen herausriß.

Was bey Horaz vorzüglich war, war sein Talent als Schriftsteller und sein musterhafter Geschmack. Die Wirkung, welche die Gedanken in einer gewöhnlichen Darstellung nicht hervorgebracht hätten, war er sicher durch die Originalität seiner Ausdrücke, durch die glückliche Wahl der Wendungen, mit einem Worte durch den Reiz seines Styls zu erreichen. Er wurde der Schöpfer des lyrischen Styls bey den Römern. Hier war für ihn ein Lorberkranz zu erreichen; er gebühret ihm, er fühlte es, und er hat es auch nicht verschwiegen.

Was er auch immer von den Griechen entlehnt haben mag, so mußte er doch das Entlehnte in ein römisches Gewand kleiden. Er mußte nachahmen ohne nachzumachen, die Sprache bereichern ohne ihren Genius zu gefährden, neu und anziehend seyn ohne zu übertreiben, oder die Leser abzustoßen. Ein Unternehmen, das vielleicht um so schwieriger war, da er Muster in fremden Sprachen vor Augen hatte, die von den Römern sehr bewundert wurden. Es ist in solchen Fällen gar leicht, sich zu einer sklavischen Nachahmung hinreißen zu lassen, und Mißgeburten an der Seite natürlicher Schöpfungen, in der eigenen Sprache aufzustellen. Horaz hat diese Klippen vermieden. Er war nach dem Ausdruck Quintilians variis figuris et verbis felicissime audax; auch der Ausdruck des Petronius gefällt mir: *Horatii* curiosa felicitas. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir nur einen Theil der Schönheiten seines Styls fühlen. Unsere Ohren, gewöhnt an die Dichtungen der neueren Sprachen, können nicht die Harmonie seiner verschiedenen Vers-

maße in dem Grade empfinden, als die Lateiner; eine Menge von Schattirungen in der Wahl der Ausdrucke und der bezeichnenden Beyworte, der Wortstellungen und Inversionen müssen uns natürlich ganz verloren gehen. Wir wissen nicht alle überwundenen Schwierigkeiten zu schätzen, und das Vergnügen darüber ganz zu fuhlen. Ein Italiener bewundert die Poesie des Racine, aber er macht sich keine richtige Vorstellung von den Hindernissen, die der Dichter überwinden, und den Klippen, die er vermeiden mußte. Ich habe mehrere Fremde, und selbst unterrichtete Personen gekannt, die ganz treuherzig glaubten, daß es eine ganz leichte Sache sey, schöne Verse in italienischer Sprache zu machen.

Wenn wir, ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten, dennoch keine Seite im Horaz lesen können, ohne von den Schönheiten seines Styls bezaubert zu werden, wie groß muß nicht das Vergnügen und die Bewunderung der Römer gewesen seyn, wenn er sie aus ihrer Lethargie erweckte, und sie zum Gefühl des Schönen, zum geistigen Genusse aufforderte, durch die Originalität und Lebendigkeit seines Ausdrucks, durch jene Geistesfunken, die er selbst aus jenen Gegenständen sprühen ließ, die an und für sich wenigen Glanz haben!

Aber eben deßwegen, weil das hauptsächlichste Verdienst des Horaz in seinem Style besteht, und dieser Styl variis figuris et verbis felicissime audax ist, darf man sich kaum schmeicheln, eine gute Uebersetzung seiner Poesien, und besonders seiner lyrischen Poesien zu erhalten. Lassen wir alle Unvollkommenheiten bey Seite, die man den neuern Sprachen vorwirft. Nehmen wir an, sie wären so reich und biegsam, als man es nur wünschen mag; immer bleibt es doch wahr, daß eine jede Sprache ihren eigenthümlichen Genius hat, der gewisse Schönheiten und gewisse Eigenheiten zuläßt, aber andere von einer entgegengesetzten oder zu sehr sich davon entfernenden Art unerbittlich ausschließt. Ein sehr gewandter Schriftsteller wird die Schönheit eines jeden gegebenen Gedankens in seine Sprache übertragen können, aber vermag er dasselbe zu thun mit der Schönheit, der Originalität, der Lebhaftigkeit, mit der treffenden Schärfe eines fremden Ausdrucks oder einer fremden Wendung? Wird man dieß für möglich halten, wenn man bedenkt, daß die Schönheit des Ausdrucks öfters nur eine relative Schönheit ist, abhängig von den Gebräuchen, den Sitten, der gesellschaftlichen Bildung des Volkes, welches die in Frage stehende Sprache redet? Fügt man noch hierzu die Kluft, die uns in physischer und moralischer Hinsicht von den Alten trennt, so wird man sich vielleicht von der außerordentlichen Schwierigkeit bald überzeugen, diejenigen ihrer Werke in unsere Sprachen zu übertragen, deren hauptsächlichstes Verdienst in dem Style liegt.

Es ist bekannt, daß eine große Anzahl Uebersetzer das System der Ausgleichungen und Aequivalente angenommen haben, ein System, das im Grunde das vernünftigste und einzig mögliche ist. In der That, wo es darauf ankommt, ein selbstständiges Werk zu übersetzen, dessen Gedanken die Einbildungskraft erheben, und den Kreis unserer Kenntnisse erweitern können, läßt der gewandte Uebersetzer sich nicht durch die Ausdrücke seines Autors hinreißen. Entschlossen, ihm seine Gedanken zu entreißen, überträgt er selbe in seine Sprache, indem er ihnen, wo möglich, ein mit dem Originalwerke analoges, oder wenigstens zu demselben passendes Gewand gibt. Zuweilen erreicht er die Schönheit des Textes, zuweilen übertrifft er sie sogar; oft unterliegt er in dem Wettstreit. Aber diese Verschiedenheiten zeigen sich nur in den Zierden, und in den minder

wesentlichen Theilen des Werkes. Das Wesentliche ist dasselbe in beyden Werken, der nämliche Gegenstand, die nämliche Zeichnung, es ist nur ein Unterschied in den Farben.

Läßt sich aber dasselbe System bey der Uebersetzung eines Werkes anwenden, dessen wesentlichstes Verdienst auf dem Styl beruht? Man kann es, wenn man will; aber alsdann unternimmt man mehr eine Arbeit von gleicher Art, als eine Uebersetzung. Das heißt: hier sind Gedanken, selbst Gemeinplätze, die ich eben so gut in meinem Kopfe finden konnte, als in diesem und funfzig andern Büchern. Ich weiß sogar, daß jeder dieser Gedanken, in seiner Vereinzelung, schon auf verschiedene Art in mehreren Dichtungen meiner Sprache ausgedrückt worden ist. Ich will sie alle in ihrer Verbindung nehmen, nach der Anordnung, die ihnen Horaz gegeben, und sehen was daraus wird, indem ich sie in ein modernes Gewand kleide. Ich würde meinen Lesern keine Uebersetzung des Horaz geben, sondern eine poetische Arbeit über den nämlichen Gegenstand und von derselben Gattung.

Mögen nun diese Bemerkungen immerhin ein wenig übertrieben scheinen, so gestehe ich doch, daß ich keinem Uebersetzer des Horaz Beyfall und Bewunderung schenken kann, in so fern er nicht darauf ausgeht, uns eine wahrhafte Darstellung des Originals zu geben. Jede Mühe würde in diesem Sinne verloren seyn, sowohl für diejenigen, die Latein verstehen, als für die dieser Sprache Unkundigen. Erstere würden es nicht ertragen, Horaz in einer Uebersetzung zu lesen, letztere würden ihn nie kennen lernen.

Aber aus einem andern Gesichtspunkte, aus dem Gesichtspunkte der Fortschritte und Vervollkommnung der lebenden Sprachen, die aus der lateinischen herstammen, sind die guten Uebersetzungen der römischen Klassiker sehr nützlich für die neuere Literatur. Es sind nur Pedanten und Thoren, welche die Sprachen als abgeschlossen und unveränderlich betrachten können; es sind nur Leute ohne Geschmack, denen es gleichgültig seyn kann, auf welche Weise eine Sprache sich bereichert und ausbildet, wenn man nur in derselben zu übersetzen vermag; endlich können nur diejenigen allein, die sich nicht bis zur Philosophie einer Sprache erhoben, und ihren innern Bau nicht begriffen haben, den Wahn hegen, das Wesentliche bestehe darin, die Anzahl der Worte zu vermehren. Freylich sind neue Worte öfters unumgänglich nothwendig, besonders in den Wissenschaften. Die Nothwendigkeit bringt sie hervor, und wenn sie einmal allgemein im Gange sind, muß man sie ohne weiters anerkennen. Aber das Wörterbuch einer Sprache kann sehr bändereich seyn, ohne daß die Sprache im nämlichen Verhältniß reich ist. In der Poesie und selbst in der erhabenen oder zierlichen Prosa besteht der hauptsächlichste Reichthum in dem Numerus und der Mannigfaltigkeit der Wendungen und Ausdrücke. Aber hauptsächlich in diesem Theile sind die Neuerungen und willkürlichen Experimente von schlechter Wirkung, und tragen nur zur Entstellung der Sprache bey. Man muß hierin auf die Sprachen anwenden, was man von den politischen Institutionen gesagt hat, man muß dieselben öfters auf ihre Grundquelle zurückführen.

Es ist leicht zu begreifen, wie sehr in dieser Beziehung die Uebersetzungen der lateinischen Klassiker nützlich für die Franzosen, Spanier, Portugiesen, und mehr noch für die Italiener seyn können. Auch vorzüglich in dieser Beziehung muß die neue Uebersetzung eines Klassikers, wenn er auch schon mehrere Male, und selbst mit Glück übersetzt worden,

nicht zurückgewiesen werden. Stünde sie auch im Allgemeinen hinter den bereits erschienenen zurück, so könnte sie vielleicht doch einige neue Entwickelungen der natürlichen Kräfte der Sprache darbieten, man könnte darin einige Wendungen antreffen, die ganz mit dem Genius der Sprache übereinstimmen, aber bisher unbekannt waren. Unter den verschiedenen Wettstreitern, die sich in den nämlichen Kampf eingelassen, konnte vielleicht einer mehr Kraft und mehr Geschicklichkeit als die andern zeigen; aber es ist auch möglich, daß die andern in gewissen eigenthümlichen Positionen mehr Hülfsquellen, und von der Kunst anerkannte Mittel aufgefunden hätten, die aber dem ersten unbekannt waren.

Was in diesem Wettstreite auf rechtmäßigen Wegen gewonnen wird, ist wohl erworben. Man nimmt nicht seine Zuflucht zu einer blinden Usurpation der fremden Kräfte und Werkzeuge, die man nicht zu handhaben versteht, und die nur Hindernisse in den Weg legen, statt Hülfe zu leisten. Man wendet nur die eigenen Mittel an, man nimmt alle Stellungen, zu denen man geschickt ist, ohne sich selbst zu lähmen oder Fesseln anzulegen. Uebrigens gehört ein eben so feiner als sicherer Takt und Geschmack dazu, die Gränzen festzustellen, die in keinem Falle überschritten werden dürfen.

Aber es ist gewiß, daß diese Gränzen für die italienische Sprache, als älteste Tochter der lateinischen, ausgedehnter sind, als für ihre jüngern Schwestern. Wenn irgendwo eine Art Fortdauer der römischen Literatur noch besteht, so ist es in Italien, und sicherlich in der italienischen Sprache. Selbst in dem unübersetzbaren Horaz trifft man auf Strophen, die man beynahe Wort für Wort in guten italienischen Versen wiedergeben kann, zwar so, daß, abgesehen von den Artikeln und Beugefällen, man glauben könnte, es wäre irgend ein anderes lateinisches Gedicht.

Dieses stets so unmittelbare Verhältniß zwischen der lateinischen und italienischen Sprache ist besonders merkwürdig im neunzehnten Jahrhundert, nachdem Italien der Herrschaft so vieler fremder Herren unterworfen gewesen. Die Spanier und die Deutschen haben in Italien geherrscht. Was haben sie der italienischen Sprache zurückgelassen? Höchstens einige Dutzend Wörter, nichts was ihre Form und ihren ursprünglichen Genius verändern konnte. Die alten Römer naturalisirten die Sprache Latiums in ganz Italien, Gallien, Spanien, in allen Ländern, die lange Zeit unter ihrer Botmäßigkeit standen — aber nicht in Griechenland. Dieß beweist, daß die physische Gewalt nicht hinlänglich ist, um den Sprachen und Ideen Naturalisationsbriefe zu verschaffen, und was die intellektuelle Gewalt betrifft, so war Griechenland darin Rom überlegen.

Man könnte glauben, daß es zur Zeit der französischen Herrschaft in Italien anders gewesen, aber man würde sich irren. Die Italiener hatten allerdings eine Periode des Gallicismus; aber diese Periode ist von weit früherem Datum, als die Ankunft der französischen Armeen auf der Halbinsel. Nicht die Soldaten, sondern die französischen Philosophen; die Bücher, nicht aber die französischen Dekrete; die ausgebreitete Herrschaft ihrer Sitten und Moden, und nicht jene ihrer Waffen waren es, die bis auf einen gewissen Punkt die Italiener und ihre Sprache französirten. Es fand in dieser Hinsicht von Seiten der Franzosen eine moralische Ueberlegenheit Statt, die, verbunden mit der Leichtigkeit der Mittheilung und der natürlichen Aehnlichkeit der beyden

Sprachen ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Die Herrschaft der Franzosen in Italien war gewiß nicht dazu geeignet, diesem Stande der Dinge ein Ende zu machen. Es ist indessen Thatsache, daß die Italiener in Sachen der Sprache auf ihre eigene nationale Bahn zurückgekehrt sind, bevor die Franzosen ihr Land verließen. Man kann die Ursache dazu in den Klagen und Vorstellungen ihrer vorzüglichen Literatoren, in dem Nationalstolz, selbst in einem gewissen Ueberdrusse der Nachäfferey suchen. Die moralischen Wirkungen entstehen fast niemals aus einer einzigen oder abgesonderten Ursache. Auch muß man bedenken, daß diese Rückkehr der italienischen Schriftsteller von dem Gallicismus zum Theil dem Umstande zu verdanken ist, daß, so wie sie in der Nähe mit aller Muße den Gegenstand ihrer Bewunderung genauer betrachten konnten, ihre Ideen mit denen der französischen Schriftsteller sich bald auf gleicher Höhe befanden. Von der Bewunderung schritten sie zur Untersuchung, und indem sie untersuchten, fanden sie, daß es doch Mittel gebe, alles im guten Italienischen zu sagen, und daß, um Publicist und Philosoph zu seyn, es gar nicht nothwendig sey, eine Bastardsprache zu gebrauchen, die eben sowohl den Italienern als den Franzosen unleidlich scheinen muß. Die intellektuelle Gewalt der französischen Schriftsteller hat nicht abgenommen, aber da auch die der Italiener sich gehoben hat, so mußte die Wirkung der Ueberlegenheit verschwinden. Der Wechsel war schnell, weil jener Einfluß nicht von den Dichtern und Literatoren ausgeübt worden war. Die Italiener erkennen in diesem Stücke keine Ueberlegenheit an. Auch hat man bemerkt, daß, während die Prosaisten die französische Phraseologie nachäfften, die italienischen Dichter die Reinheit ihrer Sprache bewahrt haben. In den philosophischen Wissenschaften waren die Italiener vermöge ihrer physischen Lage zurück geblieben; allerdings hat jede Wissenschaft eine schärfere und engere Umgränzung, und einen mehr positiven Charakter, als die eigentlich sogenannte Literatur. Eine Nation aber, die geistreich und gebildet ist, kann, sobald man ihr die Mittel dazu in die Hände gibt, bald diejenigen einholen, die ihr vorgeeilt sind, und alsdann hört der Einfluß der Vorgänger von selbst auf.

Wie dem auch sey, so ist die Rückkehr zu bessern Gewohnheiten in Sachen der Sprache eine zuverläßige Thatsache, und da die Fortschritte der gesellschaftlichen Entwickelung eine verhältnißmaßige Entwickelung der Sprache erfordern, so muß man aus den Gründen, die wir bereits angegeben, die neue Uebersetzung eines Klassikers gewiß günstig aufnehmen. Die Produktionen der italienischen Dichter und Literatoren haben dem nationalen Bedürfniß in der That entsprochen.

Unter den Arbeiten dieser Art bemerkt man die Uebersetzung der Werke des Horaz von Hrn. Thomas Gargallo, der als Edelmann und Hofkavalier ein tieferes Studium nicht verschmäht, und auch keineswegs dasselbe als Mittel zur Befriedigung einer ungeduldigen Eitelkeit angesehen hat. Er hat Strenge gegen sich selbst geübt, und selbst die Vorschriften seines Lehrers, Horaz, übertroffen, indem er seine Arbeit während fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren aufbewahrte, und daran feilte.

Herr Gargallo darf diese Ausdauer nicht bereuen. Es wurde ihm durch dieselbe möglich, dem Publikum eine Arbeit darzubieten, die zugleich von seinen poetischen Talenten, seinen tiefen Kenntnissen der verborgensten Schätze der lateinischen Sprache, seinem Geschmacke und seinen gesunden Grundsätzen im literarischen Fache einen rühmlichen Beweis

gibt. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, durch weitläufige Auszüge und Vergleichungen mit dem Texte auf das Verdienst dieser Uebersetzung näher aufmerksam zu machen; man würde daraus wahrnehmen, wie äußerst treu er seinen Autor übersetzt hat, ohne die Reinheit und den Wohlklang der italienischen Poesie im Mindesten zu verletzen, und daß er es verstanden hat, die Sprache alle Stellungen annehmen zu lassen, wodurch es ihr möglich wird, ohne ihre Natur zu verläugnen, mit dem Original zu ringen. Feind jeder Schmeicheley, wollen wir keineswegs behaupten, daß dieses Lob in gleichem Maße sich auf alle Theile seiner Arbeit erstrecke, obgleich wir das paucis non offendar des Horaz hier gewiß Grund haben anzuwenden. Italien zählt eine große Anzahl Uebersetzungen dieses Dichters, und nach denjenigen zu urtheilen, die uns zu Gesichte gekommen, existirt vielleicht nicht eine einzige, von der man nicht nach Gutdünken den Beweis führen könnte, wenn man sich auf mehrere einzelne Stellen berufen wollte, sie sey die schlechteste oder die beste von allen. Man sagt, es gibt kein Buch ohne Fehler; aber gewiß ist es, daß man nie eine Uebersetzung des Horaz zu Stande bringen wird, die über jede gerechte Kritik erhaben wäre. Aber wenn es darauf ankommt, die verschiedenen Uebersetzungen unter sich zu vergleichen, und einer die Palme zuzuerkennen, so muß man sein Urtheil auf das Ganze der Arbeit gründen. Nach dieser Regel glauben wir, daß der Verfasser dieser Uebersetzung jene mit Recht allen übrigen streitig machen kann.

Wir empfehlen endlich unsern Lesern, und selbst denjenigen, die nicht genugsam vertraut mit der italienischen Sprache sind, um alle Schönheiten der Poesie zu fühlen, sowohl die kritischen und philosophischen Anmerkungen womit Herr Gargallo sein Werk bereichert hat, als auch ganz besonders die Einleitung dazu.

Was die Noten betrifft, so glauben wir bemerkt zu haben, daß unser Verfasser dasjenige nicht hat benutzen können, was über die verschiedenen Theile der Werke des Horaz manche neuere Kritiker und Philosophen, besonders Deutsche, als Lessing, Wieland, Mitscherlich, Voß, Morgenstern u. a. m. geschrieben haben.

Aber in der Abhandlung, die zur Einleitung dient, und die für sich ein kleines Werk ausmacht, und zwey Drittheile des ersten Bandes einnimmt, behandelt unser Verfasser mit eben so viel Geist als Einsicht verschiedene literarische oder wissenschaftliche Fragen, wovon einige sich auf die Literatur im Allgemeinen beziehen.

Er spricht darin von der Uebersetzungskunst, und entwirft eine Schilderung von dem moralischen und literarischen Charakter des Horaz, als ein Mann, der seine Gedanken zu ordnen, und Gelehrsamkeit mit philosophischem Urtheil zu verbinden weiß. Er geht zurück auf den physischen Zustand Roms unter Augustus, und zeigt, was Horaz seinem Jahrhunderte schuldig war, oder um was dasselbe Jahrhundert ihn gebracht, oder was es ihn zu versuchen verhindert hat. Er geht hierauf zu der Angabe der Ursachen über, aus welchen Italien seit so langer Zeit eine gute Uebersetzung dieses Dichters entbehren mußte, und indem er von dem Geist und den Mängeln der italienischen Sprache und Poesie handelt, von der Wirkung des Reims, von der neuen poetischen Schule, die sich durch den Gebrauch des verso sciolto gebildet, von dem glänzenden Erfolg, den dieselbe bereits errungen, indem sie durch einen besondern Mechanismus sich dem Gang und dem Wohlklang des griechischen und

lateinischen Verses zu nähern suchte, zeigt uns der Verfasser, daß er sich ganz auf seinem Gebiete befindet, und daß das poetische Talent bey ihm der Gründlichkeit des Urtheils und dem Umfange seiner Kenntnisse in keiner Weise Eintrag gethan hat.

P. R.

(Die durch denselben Gegenstand veranlaßten Bemerkungen, welche von einem andern Beurtheiler mitgetheilt wurden, werden nächstens folgen.)

Verbeſſerungen.

Seite 108. Zeile 15. v. o. muß nach keinesweges nicht ausgeſtrichen werden
» 108. » 8. v. u. fehlen die «
» 109. » 13. v. o. lies: Setzte, ſtatt: Setzte
» 113. » 19. v. u. lies: die Einbildungskraft, ſtatt: der Einbildungskraft
» 117. » 21. v. u. lies: Urtheile, ſtatt: Vortheile
» 128. » 1. v. u. lies: Klarheit, ſtatt: Wahrheit
» 129. » 10. v. o. fehlt nicht vor: bezeichnen
» 181. » 11. v. u. lies: nur, ſtatt: um
» 182. » 16. v. o. lies: gelegte, ſtatt: gelegten
17. v. o. lies: eben, ſtatt: aber
» 185. » 2. v. u. lies: dieſelbe, ſtatt: dieſelben
1. v. u. lies: Merkzeichen, ſtatt: Markzeichen
» 187. » 1. v. o. lies: den, ſtatt: der
2. v. o. lies: Gräueln umwälzender, ſtatt: gräuelumwälzenden
» 188. » 7. v. o. lies: Wahrheit, ſtatt: Weißheit
» 189. » 6. 7. v. o. lies: beruhende, ſtatt: beruhenden
13. v. u. lies: verbindet, ſtatt: verbündet
» 192. » 24. v. o. lies: werden müſſen, ſtatt: werden
3. v. u. lies: die, ſtatt: der
» 194. » 8. v. o. lies: Geltung des Prieſterthums, ſtatt: Geltung
10. v. o. lies: mußte, ſtatt: mußte, des Prieſterthums
12. v. o. lies: welche, ſtatt: welches
16. v. o. lies: ausgeprägt, ſtatt: ausgewägt
16. v. u lies: hervortrat, ſtatt: hervortritt
» 199. » 19. v. u. lies: darſtellt, ſtatt: dargeſtellt werden
12. v. u. lies: Nationalverfaſſung einnahmen, ſtatt: Nationalverfaſſung
» 202. » 18. v. u. lies: nach innen zu, ſtatt: nach innen zu ihr
» 203. » 17. v. u. lies: erwachſen, ſtatt: bey der Nation zugewachſen

Anzeige-Blatt.

Seite 74. Zeile 6. v. u. lies: Länder, ſtatt: Lieder

Digitized by Google

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Im Verlage der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Carlsruhe ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versendet worden.

Archiv für standes- und grundherrliche Rechte und Verhältnisse, Geschichte und Statistik, alter und neuer Zeit. 1. Band, 2. Heft.

Inhalt.

1. Ueber die Obersthoheit des deutschen Bundes.
2. Fortsetzung der Hohenlohischen Denkschrift.
2. Fortsetzung der Löwenstein-Werthheim-Freudenbergischen.
4. Fortsetzung der Löwenstein-Werthheim-Rosenbergischen.
5. Beschluß der Darstellung des Reichsadels.
6. Ob das Nothrecht (jus eminens) die Ablösbarkeit der Feudal-Abgaben überhaupt, besonders aber die Auflösung des Feudal-Lehen-Instituts rechtfertige?
7. Kommissionsvortrag an die hohe deutsche Bundesversammlung, die Vollziehung des Art. 14 der deutschen Bundesakte; vom 24. May 1819.
8. Geschichte der Mediatisirung. Fortsetzung.
9. Zusammenstellung der Verhandlungen des Wiener Kongresses, welche auf die Fassung der Art. 6 und 14 der deutschen Bundesakte Einfluß gehabt, so wie derjenigen Einschreitungen, welche die vormaligen Reichsfürsten, Reichsgrafen und der Reichsadel, zur Herstellung eines gleichförmigen bleibenden Rechtszustandes bey dem hohen Kongresse gemacht haben. Zum Behufe einer richtigen Erklärung der Art. 6 und 14 der deutschen Bundesakte.
10. Georg Ernst Friedrich Edler von Braun.
11. Neueste Verhandlungen der hohen deutschen Bundesversammlung, in Vollziehung des Art. 14 der deutschen Bundesakte betreffend.
12. Codex Diplomaticus: a) Königl. Baier. Edikt vom 31. December 1806, den vormaligen Reichsadel betreffend. b) Königl. Würtemb. Adelsstatut von 1817.

Das dritte Heft ist unter der Presse, und wird unverzüglich nachfolgen; überhaupt ist die Veranstaltung getroffen, daß die übrigen Hefte des ersten Jahrganges ununterbrochen erscheinen können.

Der Subscriptionspreis dieses Archivs bleibt unverändert, auf 5 Thlr. 15 ggr. für sechs Hefte, welche einen Jahrgang bilden, und die getrennt nicht abgegeben werden. Die Herren Subscribenten werden jedem Hefte vorgedruckt.

Lehrgang der griechischen Sprache, in drey Abtheilungen, von C. M. Marx, Ph. Dr., Mitglied des Erziehervereins in Nürnberg. 4. 3 fl. oder 1 Thlr. 21 ggr.

Derselbe auch einzeln unter dem Titel:

I. Anleitung, den Unterricht des Griechischen auf Schulen mit der Odyssee zu beginnen. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 ggr.

II. Der Frösche- und Mäuse-Krieg, nebst drey Homerischen Hymnen zum Uebersetzen ins Griechische. Preis 45 kr. oder 12 ggr.

III. Gesetzlehre der griechischen Sprache, in 32 Tafeln. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Quellen des öffentlichen Rechts der deutschen Bundesstaaten, oder Sammlung der wichtigsten Urkunden, die zur Kenntniß des allgemeinen deutschen Bundesstaatsrechts dienen. Von 1800 bis 1821. Erster Band. gr. 8. Weiß Druckvelin. Preis 1 fl. oder 15 ggr.

Theoretisch-praktisch-kritische Charakteristik des deutschen Titelwesens, in einem ungezwungenen Vortrage, nebst Vorschlägen zu einer einfachen und vernünftigern deutschen Titulatur. Kein Titulatur- oder Addressebuch. Von Fr. Brodhag, großherzoglich badischem Archivrathe. 8. Preis 30 kr. oder 8 ggr.

Kriegspferdekunde für Officiere, Thierärzte und Fahnenschmiede. Von Georg Friedrich Tscheulin, großherzoglich badischem Hofpferdarzte in Carlsruhe. 8. Druckvelin. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 6 ggr.

Postkarte über das Königreich Würtemberg, Großherzogthum Baden, und Fürstenthum Hohenzollern. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. netto Preis 18 kr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, von genannten Schriftstellern bearbeitet und in alphabetischer Folge herausgegeben v. J. S. Ersch und J. G. Gruber. Leipzig bey Joh. Fr. Gleditsch.

Der so eben beendigte achte Theil, welcher die Artikel Bas-Bendorf enthält, wird im April an die Herren und Frauen Subscribenten versendet, und ersucht der Verleger, die mit dem Empfange dieses Theils fällige Vorauszahlung für den neunten und zehnten Theil zu entrichten, indem ohne die von dem äußerst billig gestellten Subscriptionspreise unzertrennliche pünktliche Vorauszahlung auf jedesmal zwey Theile ersterer nicht gewährt werden kann.

Ankündigung
des zweyten Bandes der hessischen Geschichte.

Nach einem durch die mannigfaltigsten Schwierigkeiten und Hindernisse verursachten Aufenthalte bin ich endlich im Stande, den Freunden der Vaterlandskunde die baldige Herausgabe des zweyten Bandes der hessischen Geschichte anzeigen zu können. Dieser Band, dessen Beschleunigung nunmehro von den Pressen der Hampe'schen Buchdruckerey abhängig ist, enthält die Geschichte der Begründung und Vergrößerung

des gesammten hessischen Staates unter den ersten zwölf Landgrafen, ein an merkwürdigen, folgenreichen und für den Vaterlandsfreund erfreulichen Begebenheiten so reicher Zeitraum, daß es durchaus nothwendig geworden ist, die folgenden für die Liebhaber neuerer Geschichte noch interessanteren Abschnitte einem dritten Bande, womit hoffentlich das Ganze beschlossen werden kann, zuzuweisen. Diese Ausdehnung, ohnehin den Wünschen vieler Theilnehmer gemäß, und der Darstellung günstiger, wird sich hoffentlich bey Allen durch die Entdeckung und Berichtigung so vieler bisher unbekannter oder entstellter Thatsachen und Umstände, wozu ich durch die Einsicht des mir allergnädigst anvertrauten Hauptarchivs und anderer Landesarchive in den Stand gesetzt wurde, hinlänglich rechtfertigen.

Für die Bequemlichkeit der Leser wird durch Orts- und Namens-Register entweder schon jetzt oder am Ende des ganzen Werkes gesorgt werden; die Absonderung der Anmerkungen aber, den Gelehrten hin und wieder anstößig, um der Mehrzahl der Leser und um der Gleichförmigkeit willen beybehalten. Der Subscriptionspreis dieses zweyten Bandes, welcher die Summe von einem Thaler zwölf Groschen nicht übersteigen wird, soll kurz vor der Erscheinung desselben besonders bekannt gemacht werden. Zugleich wird alsdann dieselbe Subscription, welche ich von heute an für die bisherigen Nicht-Theilnehmer eröffne und vorläufig bis Ende November dieses Jahrs festsetze, unwiderruflich geschlossen. Ferner mache ich bekannt, daß dieses Werk, dessen Selbstverlag ich unter nicht geringen Aufopferungen übernommen habe (und von dessen erstem Bande noch Exemplare in der Kriegerschen Buchhandlung, so wie in meiner Wohnung, gegen den Kaufpreis von zwey Thalern zu haben sind), von nun an in einer bedeutend geringeren Anzahl abgedruckt, in keinen besondern einheimischen Buch- oder Kommissionshandel mehr gelangen, und daß der Kaufpreis den Subscriptionspreis um zwey Drittheile übersteigen wird.

Indem es mich freut, daß die bisherige patriotische Theilnahme meiner Landsleute auch aufwärts anerkannt worden ist (Götting Anzeigen 1821. Okt.), ersuche ich sämmtliche Subscribenten, sowohl die bisherigen, deren Austritt eine ausdrückliche schriftliche Erklärung erfordern würde), als die später hinzugetretenen, mir bekannt gewordenen, und die von heute an noch hinzutretenden (deren Namen insgesammt in einer nachträglichen Liste abgedruckt werden), sich an die bisherigen aus dem ersten Bande bekannten Sammler zu wenden (in deren Reihe in Kurhessen der im vorigen Bande durch Versehen übergangene Herr Landrichter Ungewitter in Homberg, so wie die Herren Inspektor Lober und Prokurator Ulrich in Schmalkalden, im Nachbarlande aber Herr Professor Hesse in Rudolstadt und die Gebhard-Körbersche Buchhandlung in Frankfurt treten). Hierbey sind jedoch diejenigen Subscribenten auszunehmen, welche sich wegen Annäherung des Wohnortes oder Abgang eines Sammlers nunmehro an mich selbst wenden mögen; so wie überhaupt jeder Freund der Geschichte hiermit ausdrücklich gebeten wird, da, wo eine Lücke Statt findet, oder eingetreten ist, unter der bekannten Bedingung des zwölften Frey-Exemplars, von selbst Sammlungen zu veranstalten. Die Herren Sammler überhaupt, deren patriotischer Mühwaltung ein besonderer Dank gebührt, bitte ich, hinsichtlich mancher Titels- und Wohnorts-Veränderungen, da wo es nöthig ist, neue Listen aufzustellen, und diese (unter der bekannten Post-Moderation für diese so wie

für die Geld-Sendung, wobey nur die Hälfte des Porto's den Subscribenten zur Last fällt), bald gefälligst an mich einzusenden. Kassel am 25. May 1822.

Dr. Chr. Rommel,
Kurhessischer Archivdirektor und Historiograph, Mitglied mehrerer auswärtigen gelehrten Gesellschaften.

N. S. Die auswärtigen Buchhandlungen werden gebeten, sich mit Ihren Bestellungen an die Kriegersche Buchhandlung zu wenden.

Theomela oder Hallelujah. Zweyte Ausgabe. 2 Theile, Greifswald, bey E. Mauritius, 1822. Preis auf Berl. Median Pap. 3 Rthlr. 10 sgl. ordin. Druckp. 2 Rthlr. 20 sgl. Courant.

Zur Empfehlung bemerkt der Verleger nur, was ein rühmlichst bekannter Schriftsteller, der Verfasser der grauen Mappe, Amaranthen u. s. w., von der ersten Ausgabe schrieb:

»Sammlungen von Liedern für religiöse Erbauungen haben wir in zahlreicher Menge und mit mehr oder minder glücklicher Auswahl des Bessern: jedoch ähnlichen Dichtungen dieses Charakters in weiterer Ausdehnung, unsern neuesten und trefflichstem Dichtern abgeborgt und mit nicht minder trefflichem Eigenen bereichert, wie es, zu einem Kranze vereinigt, diese Theomela darbietet, würde man bey uns vergeblich nachfragen; und darum ist diese Gabe eine desto glücklichere Erscheinung, welche zuversichtlich jedem reinen und gebildeten Gemüthe, das seine Sehnsucht nach dem Unendlichen zu stillen begehrt, als eine köstliche Erquickung empfohlen zu werden verdient. Sie sollte in keinem Kreise häuslicher Erbauung fehlen; sollte dem Jüngling Stärkungsmittel für Geist und Herz beym Ausgang aus dem Vaterhause, der Jungfrau Begleiterin ins stille Arbeitsgemach seyn und in den frohesten wie in den trübsten Momenten des Lebens berathen werden, um sich selbst wiederzufinden und den Blick über das Leben zu erheben.«

Diese neue Ausgabe hat viele neue Lieder und manche Verbesserungen der früheren erhalten. — Druck und Papier werden sich gewiß empfehlen, so wie der Preis sehr billig ist.

Jahrbücher der Literatur.

Zwanzigster Band.

1822.

Oktober. November. December.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1. Delineations of *Pompeii*. Engraved by *W. B. Cooke*, from drawings by Major *Cockburn*, 1818. Folio. part I. und part II. mit 44 Kupferpl.

2. Pompeiana: the topography, edifices, and ornaments of *Pompeii*. By Sir *William Gell*, and *John P. Gandy*, *London*, 1817—1819. 8vo. mit 77 Kupferpl. 1

II. Die geometrische Zeichnenkunst, oder vollständige Anweisung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Konstruktion der Schatten, für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen, zunächst zum Gebrauch beym Unterricht in den königl. preußischen Artillerieschulen, von M. Burg. Erster Theil, die allgemeine geometrische Zeichnungslehre enthaltend. Berlin, 1822. 19

III. 1. Religionsphilosophie I. Theil. Rationalismus 1818. II. Theil, Mysticismus. von A. Eschenmayer, Tübingen 1822.

2. Die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft, nebst Darstellung und Beurtheilung der von Jakobi, Kant, Fichte und Schelling gemachten Versuche, dieselbe wissenschaftlich zu erfassen, und nach ihrem Hauptinhalte zu entwickeln, nebst einem Vorworte von Dr. u. Prof. G. W. Fr. Hegel, von H. Fr. Wilhelm Hinrichs. Heidelberg, 1822. 29

IV. Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1822. 81

V. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Vierter Jahrgang, 1823. 97

VI. 1. Heinrich von Kleist's hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821.

2. Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Heidelberg, 1818.

3. Ludwig der Baier. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Berlin, 1819.

4. Jeanne d'Arc. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. G. Wetzel. Leipzig u. Altenburg, 1817.

5. Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von D. F. G. Wetzel. Berlin, 1818.

6. Maximilian I. Churfürst von Baiern. Ein historisches Drama in fünf Akten und einem Vorspiele. Von Franz von Caspar. Bamberg und Würzburg, 1820.

7. Joseph Freyherrn von Auffenbergs Schauspiele: Die Flibustier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in vier Akten. — Wallas,

Seite

heroiſches Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Bartholomäusnacht, Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Syrakuſer, Trauerſpiel in fünf Akten. König Erich, Trauerſpiel in fünf Akten. Bamberg u. Würzburg, 1819 u. 1820. 8.

8. Karl der Kühne. Drama in fünf Akten, mit einer Abhandlung über das vaterländiſch-hiſtoriſche Drama. Von Wilhelm von Schütz. Leipzig, 1821.

9. Die Prinzen von Syrakus. Romantiſches Luſtſpiel von Karl Immermann. Hamm, 1821.

10. Trauerſpiele von Karl Immermann. Hamm und Münſter, 1822. 109

Art. VII. Istorija gosudarstva rossijskago, d. i. Geſchichte des ruſſiſchen Staates, von Karamſin. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. Petersburg, 1818, 1819. VIII Bände in gr. 8. 214

VIII. Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées *par M. Raoul-Rochette*, A *Paris*, MDCCCXXII. nebſt XV Platten, enthaltend: die Abbildungen von Münzen und Inſchriften. 259

IX. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokeſch, Wien, 1823. 351

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XX.

Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland. Von Peter v. Köppen. 1

Spaniſche Literatur 27

Engliſche Literatur 36

Kunſt. Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, geordnet nach den ſieben Tagen der Woche, verbunden durch zwey allegoriſche Blätter. Von Ferdinand Olivier. 1823. 42

Griechiſche Inſchrift auf einem ägyptiſchen Mumiendeckel . . . 46

Regiſter. 47

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, December 1822.

Art. I. 1. Delineations of *Pompeii*. Engraved by *W. B. Cooke*, from drawings by Major *Cockburn*, of the royal Artillery, in the year 1817. *London*, published by *John Murray*, Albemarle street, and *W. B. Cooke*, York-place, Pentonville. 1818. Folio. part I. und part II. mit 44 Kupferpl.

2. Pompeiana: the topography, edifices, and ornaments of *Pompeii*. By Sir *William Gell*, F. R. S. F. S. A. etc. and *John P. Gandy*, Architect. *London*, printed for *Rodwell* and *Martin*, *Newbond* street. 1817—1819. 8vo. XXXI 273 S. und 77 Kupferpl.

Der Gegenstand wird uns öfter auf ein zwar schon lange erschienenes, aber, wie es scheint, von den Herren Verf. oben angeführter Werke entweder nicht genug gekanntes, oder wenigstens nicht seinem vollen Werthe nach berücksichtigtes Werk zurück führen, dessen ganzen Titel wir demnach hersetzen, und es, der erleichterten Hinweisung wegen, mit 3 bezeichnen: 3. Dissertationis Isagogicae ad Herculanensium voluminum explanationem, pars prima, *Neapoli*, ex regia typographia, anno 1797. Fol. 104 S. 20 Kupferpl. Die darin mit so viel Umsicht, Gelehrsamkeit und Geschmack zusammen gestellten Aufklärungen verdienen, daß man auch nach Jahren noch ihnen die gebührende Huldigung nicht versage, das Werk wenigstens nicht so ganz unerwähnt vorüber gehe.

Indem uns hier mehrere Bände, einzig bestimmt, die traurigen Ueberreste einer zertrümmerten Stadt im Bilde darzustellen und mit Sorgfalt zu erläutern, vor die Augen treten, kann über die Nützlichkeit des Unternehmens selbst wohl keine Frage seyn. In physischer wie in moralischer Beziehung durchging die Erde und das menschliche Geschlecht bis zu ihrer heutigen Ausbildung eine lange Reihe fest geregelter Veränderungen: wie der Geognost aus den Gebirgsschichten das Alter unseres Erdbodens bestimmt, und die Lehren, die er aus seinen allgemeinen Ansichten abzieht, nicht ohne mannigfachen Gewinn und Nutzen für die ersten Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens sind; so hat auch die moralische Welt und die moralische Entwickelungs-Geschichte unseres Geschlechtes ihre scharf gesonderten Epochen, von denen keine spurlos verging, ohne früher den Keim der nächstfolgenden auszubilden. Es verlohnt sich wahrlich, den gewesenen Zustand genau zu kennen, um den bestehenden klar und nach allen seinen Eigenthümlichkeiten zu erfassen, um vielleicht manches frühere Gute

herüber zu retten, manches Andere, das da ist, fester zu sichern — und da tritt nun der Freund des Alterthums hervor: wo die Stimmen der Menschen verschollen sind, sammelt er die Denkmäler, die aus dem Sturme der Zeiten bis auf uns sich erhielten, und deutet aus ihnen den Geist, welcher die verschiedenen Menschenalter belebte. — Werden wir die Geschlechter aus den verschiedenen Reichen der Natur aufzählen, die allmälich unsere jetzige Erdoberfläche bildeten — und die Jahrhunderte und den Gang nicht bestimmen wollen, wie diese Masse von Erfahrungen und Ideen über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens entstand, in deren Genusse wir heut zu Tage sorglos schwelgen? — Wir sahen in der Alterthumskunde immer nur die beyden Theile: 1) die Denkmäler der vergangenen Jahrhunderte kennen, 2) aus ihnen den Geist derer, denen sie angehörten, deuten — jenes ist unentbehrliches Mittel, dieses der einzige und letzte Zweck, für den es wohl in einer Zeit, die mit so viel Recht die gebildete heißt, erlaubt seyn wird, Stunden der Muse und warum nicht, auch der Arbeit zu weihen. —

Nro. 1. Dieses Werk soll bey seiner Vollendung aus zwey Theilen in vier Abtheilungen, im Formate des bekannten Stuartischen Werkes bestehen; es soll beyläufig hundert Kupferplatten mit Einschluß der Vignetten enthalten, wovon funfzig Platten malerische Ansichten, der Rest die ausführlicheren architektonischen Darstellungen, Pläne und sonstige Abbildungen der Monumente begreifen würde. Als Titelblätter zu den beyden Theilen werden zwey Ansichten des Berges Vesuvius in seinem ruhigen Zustande und zur Zeit eines Ausbruches dienen, welche nach den Original-Zeichnungen des J. M. W. Turner, Esq. R. A., von W. B. Cooke werden gestochen werden. So viel über die Beschaffenheit dieses Werkes im Allgemeinen.

In so fern sich aus den bisher erschienenen zwey Abtheilungen ein sicheres Urtheil bilden läßt, darf man in Bezug auf die bildlichen Darstellungen auf etwas Ausgezeichnetes rechnen; sie geben mit eben so viel Auswahl als Richtigkeit und Treue einen sehr entsprechenden Begriff von den bis jetzt zu Tage geförderten Ueberresten des alten Pompeji, und verdienen in dieser Beziehung den ungetheiltesten Beyfall; man findet hier sogar einige sehr seltene Monumente vorgestellt, von denen es dem Unternehmer nicht so leicht gewesen seyn mochte, sich die Zeichnungen zu verschaffen, wie z. B. die eine Seite des berühmten Bronzhelms in den Studj zu Neapel mit den en relief darauf vorkommenden Vorstellungen aus den letzten Schicksalen Trojas (der Trojaner, welcher vor dem Aeneas steht, und den kleinen Askanius bey der Hand ergreift, sollte hier jedoch nicht mit einem

Hute, sondern, wie es im Original wirklich ist, mit der phrygischen Haube am Kopfe, gebildet seyn), den bekannten Priapäischen Bronzdreyfuß, die Marmorvase mit den Bacchischen Figuren en relief u. s. w.

So preisenswerth die Kupfer, so wenig Anspruch auf besondere Auszeichnung scheint die beygegebene Beschreibung machen zu wollen; der Verf. verzichtet darauf selbst, nach seinem offenen und daher zu ehrenden Geständnisse, eigentlich wissenschaftliche Erklärungen zu liefern: seine Führer sind Mazois, Romanelli und andere Reisende; wir dürfen also nach diesem die von Zeit zu Zeit vorkommenden ernsteren Namen Plinius, Cicero, Vitruvius u. a. wohl mehr als bloße Dekorationsstücke betrachten, die nur nicht ganz fehlen sollten. Als eine vorzüglich dankenswerthe Beygabe müssen wir jedoch die dem zweyten Hefte vorgesetzte »beschreibende Ode« ansehen, die kein Leser leicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, und von der wir die erstere Hälfte in der beygesetzten Anmerkung *) folgen lassen.

---

*) *Pompeji*, a Descriptive Ode, by *John Hughes*, Esq. A. M. Oxon.

Know ye the fair Parthenope? 1)
The land where lavish Nature pours
Each boon, each grace around her fairy shores;
The proud, soft empress of th' Ausonian sea?
'Tis sweet at evening's tranquil hour
To view, on her embattled crest,
The sun from his meridian tower
Sink far amid the boundless west,
And shed a last and lingering light,
On some old storied cape, or island-mountain's height.

Or sweeter still, in some lone fisher's skiff
To leave her sultry palaces behind,
And court the fanning western wind
Beneath the shade of Vico's giant cliff;
Where the hot noontide ray falls soft
And freshly on the half-clos'd eye supine,
Through olive-woods that wave aloft,
And the rich foliage of the clustering vine,
That down the rugged rock luxuriantly
Flings its wild tendrils o'er the blue and rippling sea.

Such spells around their vex'd domain
2) The Monarchs of the Mine dispense,
To lull with charms the captive sense,
And mask the terrors of their reign;
Whose home is in the cavern'd fire
That smoulders 'mid Earth's central rock;
The echo of their footsteps dire
Is heard amid the earthquake's shock,
Through all the yawning chasm's enormous space,
From Aetna's gulphs of flame, to Alps and Andes' base.

1) Naples, anciently so called.
2) »Thy Sire, the Monarch of the] Mine.« — W. Scott. — Thus represented as a malignant daemon.

Nro. 2. Als kostbare Blätter der Erinnerung an die in Pompeji gesehenen Scenen für den Reisenden, der jenen dem Alterthume geweihten Boden betrat; als das entsprechendste Lehrbuch und Geschenk für den, welcher, ohne Augenzeuge geworden zu seyn, in der Entfernung eine lebendige, klare, möglichst genugthuende Ansicht dieser, dem Schooß der Erde wieder entrissenen Stadt, zu gewinnen wünscht, dürfen wir das gegenwärtige Kupferwerk mit

---

Lo where their dun breath ceaseless towers
Forth from Vesuvius' desert steep,
Trench'd by fiery torrents deep,
And heap'd with black and scorching showers
Beneath, how beautiful the scene
That circles yon soft-winding bay!
Smiling unconsciously serene
With palace, bower, and clustering vineyard gay,
All sadly bright in Nature's hectic glow,
While broods the hot pestilence in wizard caves below.

Mark where the lava-flood maintains
The limits of its blacken'd path,
A stern, still monument of wrath,
Like Acheron's dark wave in icy chains.
The green and living herb shrinks back,
And Nature's quickening hand recoils
Instinctive, from the blasted track,
Where erst, intensely fed with crackling spoils,
Scaring Earth's bounteous bosom in its way,
It roll'd to meet the deep with slow gigantic sway.

Stranger, wouldst thou yet unfold
A tale of deeper wreck and woe?
Dark are the mysteries that sleep below;
Sad are the legends of the times of old.
Thy foot is on a city's grave 1):
Mute is the hall of pomp, the social hearth,
Deep whelm'd beneath that burning wave
Far from the cheerful light of upper earth;
And o'er the ominous surface of their tomb
Fond Man renews his toils---to meet a second doom.

Or, meditating on with pensive tread,
Pause; mark yon roofless walls 2),
Where Echo's self appals,
As in some silent chamber of the dead.
Five hundred years thrice told
Slow o'er their bed have roll'd,
Swept from the busy paths of short-liv'd men,
Ere Fate the spell unseal'd,
Their prison-house reveal'd,
And rais'd reluctant up their buried heads again.

Lo! Time hath chek'd his withering arm
O'er all thine eyes around survey;
And, as of those who perish'd yesterday,
Preserves Man's every trace distinct and warm.
These Time hath spar'd, yet rent each tie
That blood or storied worth inspires;
Unhallow'd by that home-felt sympathy
Which bind us to the roof-tree of our sires,
They stand, the relics of a former world,
Mute mourners o'er a race to cold oblivion hurl'd.

1) Herculaneum. 2) Pompeii.

dem vollſten Lobe anempfehlen. Man verdankt den darin gegebenen, mit eben ſo viel Geiſt gewählten und entworfenen als mit Meiſterhaftigkeit und unverdroſſenem Fleiße geſtochenen Zeichnungen, ein unnennbares Vergnügen. Es iſt bekannt und wird pag. XVI auch ausdrücklich geſagt, daß Hr. Will. Gell alles mit Hülfe der ſo genannten Camera lucida zeichnete; man gewinnt eine Art von Vorliebe für dieſes anſpruchloſe kleine Inſtrument, wenn man durch dasſelbe ſo vortreffliche Leiſtungen entſtehen ſieht. Die Erklärungen ſind von Hrn. Gandy und mit Geiſt geſchrieben; wenn wir darin auf einige Mängel, wie es uns ſcheint, aufmerkſam machen werden, geſchieht es bloß, weil wir von einem ſo durchgängig ausgezeichneten und vortrefflichen Werke auch dieſe wenigen Unrichtigkeiten entfernt zu ſehen gewünſcht hätten.

Gleich das erſte Titelblatt enthält eine äußerſt geſchmackvolle und gefällige Zuſammenſtellung der vorzüglichſten bis jetzt in Pompeji gefundenen Monumente, Malereyen u. d. gl., gleichſam das Innere eines antiken Gemachs, jedes an ſeinem gehörigen Orte, zierend; dann kömmt die Zueignung an Hrn. Henry Charles Englefield Bart, und die Vorrede, welche eine kurze Geſchichte der Entdeckung der beyden vergrabenen Städte enthält. Hierauf folgen drey Kupferplatten: Anſicht des Ber-

---

It is as if, rais'd by some demon spell,
The dead should wander for a space
'Mongst aliens to their name and race,
The secrets of the grave's abyss to tell,
Shrinks at their gaze each passer-by
Whit awe to no fond social reverence link'd,
As with pale brow and glassy eye,
In living features fearfully distinct,
Forlorn they glide 'mid those who knew them not,
Eager in dust once more to sink, and be forgot.

Behold the place of tombs; where sleep inurn'd
The rich, the men of noble birth,
Thrice happy! who return'd to kindred earth,
With pious honours duly mourn'd.
But where are those who mourn'd for them? Their home
Knows them no more; no hallowed sepulture
Appeas'd their joyless Manes, doom'd to roam
Reft of a boon shar'd by the most obscure.
— Is it on earth, in sea, or upper air? —
Ask the devouring main, the grim volcano, where.

Queen of the past, sad Memory!
Forgive the hand that lightly rears
The shadowy veil of long-departed years,
Sacred to pity, silence, and to thee.
Say, came that desolating day
Unpresag'd by portentous sight or sound?
Spake not the voice of Nature in dismay
Through all that wide-devoted ground,
Sorrowing in depest murmurs o'er the blow
Which laid her first-born, Man, his hopes, his labours, low?

She spake, etc. etc.

ges Vesuvius und der Fläche mit der Stadt Pompeji, ein vortreffliches Blatt: eine Karte des alten Kampaniens mit den Straßen, die es durchschnitten, und ein Plan der Stadt Pompeji nach den bisherigen Ausgrabungen bis zum Jahre 1819.

Wir werden nun das Werk nach seinen einzelnen Abschnitten durchgehen, überall mit gehöriger Hinweisung auf die Kupfer das Vorzüglichste herausheben, und gelegentlich unsere eigenen Beobachtungen und Bemerkungen beyfügen.

Pompeiana: — Beschreibung der Stadt nach ihrem gegenwärtigen Zustande, einige Winke über die Art ihrer Zerstörung; hiezu: Platte I. Plan der Stadt nach den Ausgrabungen bis zum Jahre 1817, sammt Beschreibung.

Etymology. — Herleitung des Namens Pompei. Der Verf. nimmt, nicht sehr wahrscheinlich an, von πομπη, gleichsam Kolonie: in dem oben angeführten Werke Nro. 3 wird dieser Name von πομπειον abgeleitet, welches Demosthenes (bey Pollux) in der Bedeutung eines Waarenlagers in Seehäfen brauchte, und was unvergleichlich mit der Lage von Pompeji, an der Mündung eines Flusses und dessen Bestimmung, als Stapelplatz für die tiefer im Innern liegenden Orte (Nuceria, Nola etc.) zu dienen, übereinkommt. — Es ist Schade, daß der Hr. Verf. auf diese vortreffliche Erklärung gar keine Rücksicht genommen hat, und alle anderen unstatthaften, nur gerade diese nicht, welche die natürlichste und entsprechendste seyn dürfte, angeführt werden.

Historical Notice. — Geschichte Kampaniens und Pompejis bis zu dessen Zerstörung, ferner aller bekannten Ausbrüche des Vesuves bis auf die neuesten Zeiten herab.

Gewöhnlich, und so auch hier, wird der Tag, wo Herkulanum und Pompeji untergingen, auf den 24. August des Jahres 79 nach Chr. Geb. angegeben, ohne auf die in Nro. 3 aufgestellte Vermuthung die geringste Rücksicht zu nehmen, daß dieses Ereigniß nach den verschiedenen in Pompeji vorgefundenen Früchtengattungen und andern Gegenständen, und da selbst die bemerkten Abweichungen in den Manuscripten des Plinius über dieses Datum, dahin zu deuten scheinen, wahrscheinlich erst bey dem Eintritte des Winters, im Monate November, Statt gefunden habe.

Public ways. Tombs. Street of the Tombs. — Straßen, Gräber und die Gräberstraße mit den dazu gehörigen eilf vortrefflichen Kupferplatten und deren Beschreibungen.

Aechte unbefangene Humanität der alten Welt spricht sich in der liebevollen Sorgfalt für die Verstorbenen aus. Rührend ist, was in dieser Beziehung die Monumente der Griechen und Rö-

mer, um der andern Völker nicht zu erwähnen, von der alten Sitte verkünden. Wenn wir nämlich noch jetzt (hinter Pozzuoli) eine Strecke der ehemaligen Konsularstraße, auf welcher alles, was Rom einst Großes und Machtiges hatte, sich zu dem besuchtesten Erlustigungsorte (Bajae) begab, auf beyden Seiten mit einer fortlaufenden Reihe von oft einen Stock hohen Grabgebäuden eingefaßt sehen; — wenn noch jetzt einer der vorzüglichsten Zugänge nach Pompeji (von der Seite von Neapel her) nur durch eine Straße von Gräbern, die bis an die Stadtmauern reichen, möglich ist; — wenn man mit Erstaunen in Sicilien unmittelbar über den herrlichen Theater-Resten in Syrakus, die künstlich in den Felsen gehauene Gräbergasse, im immerwährenden Angesichte der unten begangenen Spiele entdeckt, so steht der Grundsatz des Alterthums: das Andenken der armen Geschiedenen soll nicht gewaltsam aus dem Kreise unserer Festlichkeiten, unsers thätigen Lebensverkehrs geschieden seyn — durch Thatsachen bewiesen vor unseren Augen. Mit weniger trostvoller Versicherung trat nicht bald ein Menschengeschlecht hinüber, als jene Alten; für sie mußte diese Erde Alles seyn, denn darüber hinaus kannten sie keine Gewißheit; deßhalb pflanzten sie auch die ewigen Ruhestätten ihrer Theuren dahin, wo sich das regste Leben bewegte, an die Volker tragenden Straßen: blieb nämlich dem geschiedenen Geiste ein Sinn für das frühere Daseyn (*εἰ τις αἰσθησις των ἀνω*; *Eur.*), er sollte sich im Mittelpunkte desselben befinden und an demselben Theil haben. (Deßhalb die Anrufungen, deßhalb besonders die Einrichtung vieler dieser Grabdenkmäler zu Ausruheplätzen, um nur die Vorübergehenden dabey verweilen zu machen.)

Diese Ansicht war es vorzüglich, ja vielleicht sie allein, welche die Straßen mit Grab-Monumenten bevölkerte, wo im bunten Gemische sich Familien und Zeiten mengten, so daß es selbst für den besonnenen Wanderer keine leichte Aufgabe seyn mochte, bey der verwirrenden Reihe von Namen und Personen, die sich ihm entgegen drängten, in jedem einzelnen Falle, beydes klar zu sondern; so etwa wie Kato von sich rühmt (*Cic.* de Sen. c. VII): Equidem non modo eos novi, qui sunt, sed eorum patres etiam et avos. Nec sepulcra legens vereor (quod ajunt), ne memoriam perdam: his enim ipsis legendis redeo in memoriam mortuorum.

Die Ursache, die der Verf. S. 77 anführt, warum die Aegypter ihre Todten nicht verbrannten, sondern zu erhalten suchten, wird schwerlich jemanden überzeugen; diese Sitte, wie die entgegengesetzte des Verbrennens, entsprang aus einem viel tiefer liegenden, ganz verschiedenen Grunde; und eben so schwankend ist S. 100

sern. Häufig ist das Mittel der vier Wände der Zimmer mit bald kleineren, bald größeren viereckigen Gemälden geziert, die auf eine Platte von Stucco à fresco gemalt, und so viele Rec. untersuchte, eigens in die Mauer eingesetzt sind, so daß es augenscheinlich wird, wie jene mehr vollendeten Gemälde (welche den größeren Theil der königl. Sammlung von Portici bilden, und aus den Monumenti d' Ercolano bekannt sind) ruhig in den Werkstätten der Künstler und nicht in den verschiedenen Häusern gemalt wurden, was ein nicht ganz zu übersehender, obschon bis jetzt wenig bemerkter Umstand seyn dürfte. (Bey dem sogenannten Tempel der Venus finden sich die ganzen Mauern, wo solche große Gemälde sind, mit einer Art von großen Hohlziegeln bedeckt, wodurch dieselben vor aller Feuchtigkeit gesichert wurden.) — Ganz anders verhält es sich mit den übrigen Malereyen, womit die Felder der Wände am gewöhnlichsten verziert sind; diese sind an Ort und Stelle selbst à fresco gemalt, aber auch, obschon nie ohne Geist, doch von viel geringerem Werthe in artistischer Behandlung. — Bald ist es ein idealischer Kopf mit wenigen Zügen in die Mitte der Wand hingeworfen, bald eine schwebende Figur in zarten Umrissen; größten Theils aber gehören diese Vorstellungen in die Klasse jener, schon von Vitruv und hier von den beyden Herren Verfassern der Werke Nr. 1. und 2. (besonders 1) so heftig getadelten Arabesken-Malerey, wo, von zarten Blumengewinden getragen, Tempel und Landschaften im bunten Gemenge erscheinen, aus den Blütenkelchen bald Amorinen, bald Thiergestalten hervorspringen; oder es sind jene bekannten Architekturstücke, vielgestaltete phantastische Gebäude und perspektivische Ansichten darstellend, wo Alles von unmäßig hohen Säulen, mehr Blumenstängeln als Steinmassen, und gleichsam nur im Schweben getragen erscheint.

Die Ansichten der beyden Herren Verf. scheinen darüber offenbar nicht ganz klar gesondert und begründet. In Nr. 2. wird S. 158, Note 2, rhopography mit Arabesken-Malerey verwechselt, was zwey sehr verschiedene Dinge sind (man vergleiche nur die Stelle Plin. XXXV. 10 von dem Maler Pyreicus, welcher vorzugsweise Rhyparographus genannt wurde), und in Nr. 1. wird Ludius, der Römer aus der Zeit Augusts, als erster Erfinder dieser Art von Darstellungen angegeben, die der früheste Orient schon in seine Teppiche wirkte. —

Es ist wahr, dieser Wald von übertrieben hohen Säulen, wo sich auf einmal ganze Reihen perspektivischer Einsichten in das Innere von Gebäuden darstellen, diese feinen und zarten archi-

tektonischen Linien ohne alle Haltung, diese Arabesken-Gemälde endlich, wo nichts einen festen Standpunkt darbietet und Alles nur im phantastischen Fluge erscheint, muß das an geregelte, berechnete Formen gewohnte Auge befremdend überraschen; aber man sehe, ob dem Alten bey seinen so äußerst kleinen und niedern Zimmern, wo jede etwas schwerere Linie und größere Maße dem Inwohner erdrückend scheinen mußte, eine andere Wahl übrig blieb, und ob er nicht, wie wir es auch wirklich durch die Erfahrung bestätigt sehen, selbst gegen Vitruvs strenges Gebot, dem leichten Schwung der Arabeske vor jeder ernsteren Gestaltung weit den Vorzug geben mußte. So widerlich kolossale Arabesken seyn müßten, so sehr sind diese blumenartig sich entwickelnden da an ihrer wahren Stelle, und Raphael erkannte das sehr wohl, als er mit diesen zarten Schöpfungen sein Casino in Rom schmückte. — Dem Rec. schien es, als wenn sich das Auge sehr leicht an diese Formen gewöhnte und dann gerne dabey weilte, als rufe gleichsam jede so geschmückte Wand dem Beschauer die Lehre der alten Sänger zu: Kleine Wohnungen muß ein leichter Sinn beleben, der spielend den Augenblick benützt und klug der Last ungemessener Sorgen und Wünsche entschlüpft. — Wer in Venedig Gelegenheit hatte, nur eine von dem unvergleichlichen Borsato (Maler und Lehrer an der k. k. Akademie daselbst) in diesem Geiste à fresco ausgemalte Mezzaninwohnung zu sehen, wird von der vollen Anwendbarkeit dieser Art von Zimmerverzierung auch in unsern Tagen ganz überzeugt seyn*). Es ist unglaublich, wie dieser frohe, fesselose Wechsel von Gestalten, alle in rascher Bewegung (wie gelungene Arabesken-Malerey es dem Auge darbietet), dazu dient, den Geist angenehm zu fesseln, und indem derselbe in leichter Folge, spielend von einer Vorstellung zur andern geleitet wird, seine Thätigkeit ohne Anstrengung zu unterhalten.

An der Außenseite der Häuser finden sich in Pompeji außerordentlich häufig Inschriften mit rother Farbe und offenbar mit Hülfe eines Pinsels gemalt, wovon der Verf. S. 166 eine kleine Probe gibt, und von denen in dem Werke Nr. 3. auf sieben Kupfertafeln eine ziemlich zahlreiche Sammlung erscheint, wozu freylich die seitdem stattgehabten Ausgrabungen eine nicht unbedeutende Nachlese geliefert haben. — Was in unsern Tagen die

*) So viel wir hören, gibt in diesem Augenblicke die k. k. Akademie in Venedig, in einzelnen Heften nach den Original-Zeichnungen Borsato's Skizzen zu ähnlichen Zimmerverzierungen à fresco, heraus.

gedruckten Anschlagzettel an die Straßenecken angeklebt leisten, das thaten bey den Alten diese Inschriften, die flüchtig an die Mauern hingemalt wurden, und dort bis jetzt noch, dem Auge vollkommen lesbar dastehen. Ihrem Inhalte nach theilen sich alle bisher vorgefundenen vorzüglich in zwey Klassen: entweder es sind Ankündigungen, wie z. B. gleich am Stadtthore die Reste einer Ankündigung von Gladiatorspielen in die Augen fallen, oder wie es an einem andern Orte heißt: V. K. APR. VENATIO. ET. VELA. ERVNT. oder wie z. B. die berühmte Pachtankündigung der Julia Felix:

IN PRAEDIS. IVLIAE. SP. F. FELICIS
LOCANTVR
BALNEVM. VENERIVM. ET. NONGENTVM
TABERNAE. PERGVLAE.
CENACVLA. EX. IDIBVS. AVG. PRIMIS. IN. IDVS
AVG. SEXTAS. ANNOS. CONTINVOS. QVINQVE
S. Q. D. L. E. N. C.

welche in dem Werke Nr. 3. S. 63—65 vortrefflich erläutert und ergänzt wird; oder aber sie scheinen sich auf einzelne Personen, und zwar größten Theils auf die Magistrate, die Aediles nämlich, die Duumviros juri dicundo u. dgl. zu beziehen. Von der Art ist z. B.

M. HOLCONIVM. PRISCVM
C. GAVIVM. RVFVM. IIVIR (os)
PHOEBVS. CVM. EMPTORIBVS
SVIS. ROGAT.

---

oder: L. CEIVM. SECVNDVM. AED. O. V. F.

Das Charakteristische bey diesen letzteren ist, daß der Schluß ROG. oder ROGAT oder O. V. F. (oft diese drey Buchstaben in ein einziges Monogramm verschlungen) regelmäßig erscheint. Es entsteht nun die Frage, was war wohl die Bestimmung dieser Anrufungen?

Unser Verf. nimmt mit Romanelli (Viaggio a Pompei etc. *Napoli* 1817) an, daß diese Inschriften die verschiedenen Namen der Hauseigenthümer enthalten: aber nicht allein, daß sich für diese Meinung (außer der bloßen Vermuthung) gar keine Gründe sonst anführen lassen, und Vieles dabey unerklärt bleibt, so spricht sogar Manches dagegen, und es ließe sich z. B. nicht schwer erweisen, daß dem Popidius Rufus allein, nach der Häufigkeit, mit der sein Name in allen Straßen erscheint, fast die Hälfte der bis jetzt ausgegrabenen Stadt eigen gewesen sey; nebstdem daß es überraschen muß, wie schon oben bemerkt

wurde, faſt nur lauter Magiſtrate angedeutet zu finden. In dem Werke Nr. 3. wird angenommen (S. 65), daß ſich einzelne Privatperſonen, oder auch ganze Korporationen und Zünfte (wie z. B. die Salinienses, die Muliones, die Furnacatores, die Isiaci Universi u. dgl. vorkommen) durch dieſe Inſchriften der Gewogenheit der neuen Magiſtratsperſonen anempfehlen wollten, und demnach werden die Buchſtaben O. V. F. durch orat oder orant ut faveat erklärt. Jedoch kommt man auch bey dieſer Erklärung nebſt dem Auffallenden, welches in der Oeffentlichkeit einer ſolchen Gunſtanflehung zu liegen ſcheint, auch ſonſt in keine geringen Schwierigkeiten: denn wie will man nun die ganze große Anzahl von Aedilen erklären, denen ſich in dieſen Inſchriften die Bürger Pompejis ſo angelegentlich anempfehlen, da es einmal nicht anzunehmen iſt, daß man dergleichen Gelegenheitsinſchriften nicht immer ſollte wieder übertüncht haben, um für neue Platz zu gewinnen, ſobald ſie unnütz wurden, was bey dem jährlichen Wechſel der Magiſtrate ſo regelmäßig eintreffen mußte, und da zweytens, ſelbſt mehrere Jahre nicht hinreichen, um dieſe Zahl von Aedilen auszufüllen. — In den Kolonien waren regelmäßig nur zwey Magiſtrate unter dem Namen von Aedilen, und wenn auch in einigen Orten in dieſer Beziehung Ausnahmen Statt finden mochten *), welch' einen Ueberſchuß von Aedilen bieten uns ſelbſt für dieſen Fall bloß die auf den erwähnten ſieben Kupfertafeln enthaltenen Mauerſchriften. Da iſt ein Suettius Verus, ein Priscus, Cejus Sekundus, Poſtumius Probus, Cuspius Panſa, Samelius Moderſtus, Helvius Sabinus, Trebius und Gavius, Licinius Fauſtinus, Cerrinius Votia, Rufus, Vettius Firmus, Popidius Sekundus, Albucius u. ſ. w. — Wie nun, wenn dieſe Namen alle nur die Liſte der, um die Aedilswürde in ihrer Vaterſtadt, ſich bewerbenden Kandidaten enthielten? Rogare hat ganz ſo die Bedeutung des Erwählens, wie die des Bittens, und ohne ſich gleich auf eine beſtimmte Deutung aller drey einzelnen Buchſtaben O. V. F. einlaſſen zu wollen, könnte das letzte F. vielleicht den Aufruf an die Mitbürger facite, nämlich aedilem facite (zu Zeiten, wie es einige anzuführende Beyſpiele beweiſen werden, auch facit oder faciunt) enthalten, ſo wie es z. B. in der Inſchrift tab X. n°. 2. des Werkes Nr. 3. *A. Vettium Firmum* aed(ilem) — *Pilicrepi fa-*

*) Cic. ad fam. L. XIII. ep. 11. Nam constituendi municipii causa hoc anno Aedilem filium meum fieri volui, et fratris filium, et M. Cosium; is enim magistratus in nostro municipio, nec alius ullus, creari solet.

cite, ausdrücklich vorkömmt *). Die Magistrate traten in der gewöhnlichen Ordnung ihr Amt mit dem ersten Jänner an, also fielen alle die Scenen der lebhaften Bewerbung um diese Würden gerade in die Zeit, wo Pompeji seinem Schicksale erliegen sollte, und als treue Zeugen der Bewegungen, die damals alle Bürger in Anspruch nahmen, sind diese Inschriften von einem ganz besonderen Interesse: sie geben auch davon ein so vollständiges Bild, daß es mit ihrer Hülfe gar nicht schwer fallen dürfte, jene Kandidaten genau zu bestimmen, die auf den meisten Stimmenbeyfall zu rechnen hatten.

Rec. hatte in Pompeji die glückliche Gelegenheit, mehrere dieser Wandschriften zu kopiren, welche noch in keinem der angeführten vorliegenden Werke vorkommen; sie folgen hier als ein kleiner Nachtrag. Die ersteren dürften sogar in der Beziehung nicht ganz unbedeutend seyn, als sie die aufgestellte Erklärung von orat ut faveat unhaltbar machen und fast nur auf die angegebene Art, als ausgesprochene Wahlstimmen nämlich, erklärbar sind. So lieset man in der großen Straße zum Forum:

C. IVLIVM. POLYBIVM
AED (ilem) LICINIVS. ROMANVS
ROGAT. ET. FACIT.

MARCELLVM
FORTVNATA. CVPIT.

L. POPIDIVM. SECVNDVM
AED(ilem) QV. . . . CVPIT.

POPIDIVM. RVFVM. AED(ilem) PISCICAPI. FA(ciunt)

L. FILAX. LIB
CVM. VOTIS.

P. POPIDIVM. SECVNDVM.
AED(ilem). O. V. F. DIGNVS EST.

---

*) *Cicero* (de petit. cons.) spricht mehrmal von der Wichtigkeit der popularis *voluntas* (z. B. c. 5.) Petitio magistratuum divisa est in duarum rationum diligentiam: quarum altera in amicorum studiis, altera in *populari voluntate* ponenda est — vielleicht könnte man nach diesem Vorgange die drey Buchstaben mit einigem Grunde so deuten, daß: sie *omni voluntate facite* oder facit und faciunt zu lesen wären?

C. CVSPIVM. PANSAM, AED(ilem)
AVRIFICES. VNIVERSI.
ROG(ant).

JVLIVM. SIMPLICEM.
AED. V. A. S. P. P. V. B. D. R. P. O. V. F. SEMA.
CVM PVERIS.
ROG.

(Julium Simplicem aedilem, virum amplissimum, servatorem Populi Pompejani, virum bonum, dignum reipublicae, omni voluntate facite, Sema cum pueris rogat).

CAPELLAM. D. V. I. D. (Duum virum Juri dicundo
O. V. F. VERNA. CVM.
DISCENT(ibus); (auch bey *Cicero* (de petit. Cons.) kommt c. 13. die *adolescentulorum* frequentia als ein nothwendiges Erforderniß für einen Kandidaten vor.)

In unserem vorliegenden Werke Nr. 2. findet sich bey Anführung solcher Mauerschriften S. 166 der kleine Verstoß, daß der Hr. Verf. da, wo es heißt: C. Julium Polibium IIVIR. Muliones (d. i. die ganze Zunft der Mulionen) rog, dieses Muliones als einen eigenen Namen deutet, und die abgekürzte Formel O. V. F. wird, offenbar gegen allen Sinn, durch: *Aedem* orant ut faveant erklärt. Auffallend ist auch hier S. 155 die Anmerkung: Few artists, or painters, were Romans; and of poets, only *Jul. Caesar*, *Tibullus* and *Lucretius*: wie ist das zu verstehen?

Vortrefflich sind übrigens die Kupfer zu diesem Abschnitte, die den Beschauer gleichsam ganz an Ort und Stelle selbst versetzen und nicht allein Ansichten der Gebäude nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und Pläne mit den alten Benennungen nach Vitruv enthalten, sondern auch Abbildungen mehrerer darin noch vorfindlichen Wandgemälde. — Pl. 36 (und 77) stellt den innern Hofraum eines der größeren Häuser in Pompeji vor, wie er im ursprünglichen Zustande mochte ausgesehen haben: es ist ein wahres Geschenk, was Hr. Gell damit seinen Lesern macht, und nicht bald wieder etwas so geeignet, einen anschaulichen Begriff von diesem Gegenstande zu geben, wie nicht jeder sich ihn aus dem bloßen Anblicke der Ruinen zu bilden im Stande seyn dürfte. — Von dem Gemälde, was Hr. Gell pl. 41. vollständig gibt, sah Rec. im Jahre 1819 nur mehr die untere Hälfte; bey dem zweyten Gemälde pl. 42. mit dem Perseus und Andromeda, bedeutet der Lichtstreif im Hintergrunde, Perseus Lanze, welche der alte Maler äußerst unperspektivlich so hinstellte.

Forum. — Das Forum mit den anstoßenden Gebäuden, der Basilika, den Tempeln u. s. w. mit siebenzehn hierher gehörigen Kupfertafeln, den Grundriß des Ganzen und die einzelnen Theile, dann mehrere Wandgemälde vorstellend. Zwey Kupferplatten geben das Forum nach seinem wahrscheinlichen ursprünglichen Zustande ergänzt: sehr geistreich ist die Scene mit lauter ausdrucksvollen, von Gemälden, die in Pompeji selbst gefunden wurden (und aus den Monumenti d'Ercolano bekannt sind), entlehnten Gruppen belebt. Der Verf. beschreibt das Forum nach seinen einzelnen Theilen, und Text und Kupfer zusammengenommen sind vollkommen geeignet, von diesem so höchst wichtigen Bestandtheile der alten Städte, worauf sich fast das ganze öffentliche Leben der Staaten des Alterthums beschränkte, einen klaren, vollständigen Begriff zu geben, was allerdings nicht zu den kleinsten Verdiensten Pompejis und dieses Werkes gehört. Das Forum an sich, ein großer länglich viereckiger Platz, durchgängig mit großen Steinplatten gepflastert (so ist dieses auch in dem kleinen Velleja derselbe Fall) bot in den breiten Säulengängen, die es an allen Seiten umgaben, Schatten und Obdach. Was noch jetzt, in Bezug auf eine verhältnißmäßig so wenig bedeutende Stadt, Aufsehen erregt, ist die Menge von Piedestalen, zum Theil noch mit den Inschriften daran, welche an die Säulen angelehnt oder in der Mitte des Platzes stehen, bestimmt, die Fuß und Reiterstatuen der Männer zu tragen, welche um das Gemeindewesen sich Verdienste erworben hatten. Es erweckt ein günstiges Vorurtheil für ein Volk, welches an die besuchtesten Orte die Bilder jener stellt, denen es einige Dankbarkeit schuldig ist, und dieser Sinn belebte gleichmäßig das ganze Alterthum.

Die Basilika. — In der Mauer bemerkt man noch jetzt eine Menge kleiner, von den Alten eingekratzten Inschriften, Figuren u. dgl. Die wichtigste darunter, wegen der genannten Konsuln führt schon der Hr. Verf., obschon nicht richtig an (S. LII. n. 2.); sie lautet eigentlich:

C. PVMIDIVS. DIPILVS, HEIC. FVIT
AD. V. NONAS. OCTOBRES. M. LEP. C. ATIL. COS.

Wir fügen noch folgende Proben solcher Inschriften bey:

NON. EST. EX. ALBO. IVDEX. PATRE. AEGYPTIO.

sie ist auch wegen der Schriftform (die hier freylich nicht gegeben werden kann) merkwürdig.

NON. IDIIO. TIINVIIRVNT. IN MANV. SCIIPTRVM.

auch hier ist durchgängig die Originalform der Buchstaben höchst

sonderbar II statt E. ist nicht ohne Beyspiel, aber doch immer bemerkenswerth:

AMIANTHVS. EPAPHRA. TERTIVS. LVDANT. CVM.
HEDISTO. IVCVNDVS. NOLANVS. PETAT.

SVAVIS. VINARIA
SITIT. ROGO. VOS. ET
VALDE. SITIT. GALpuRNIA. TIBI
DICIT. VAL.

Der sogenannte Tempel der Venus, ebenfalls an das Forum anstoßend.

Ein bedeutend großer, rings von einem Säulengange eingefaßter viereckiger Raum, in dessen Mitte auf einer gemauerten Erhöhung der kleine Tempel stand, zu dem man über mehrere Stufen gelangte, vor welchen unten ein Altar aufgestellt ist. Ob es wirklich der Tempel der Venus war, kann für uns von geringerer Bedeutung seyn, als es die Betrachtung eines vollständigen Bethauses der Alten überhaupt ist. Offenbar war der Hofraum mit den umgebenden Gängen für die versammelte Menge bestimmt, die auch bey dem unten aufgestellten Altare ihre Opfer bringen konnte; das eigentliche erhöht stehende kleine Tempelgebäude betraten wohl nur die Priester, und so durfte der arme Alte sogar im Tempel sich seiner angebeteten Gottheit nicht nähern, und immer nur in der Entfernung wurde ihm ihr Bild gezeigt. Welch' ein Unterschied im Vergleiche zu unsern Jahrhunderten, wo auch der Geringste im weiten Gotteshause vertrauensvoll bis zu den innersten Stufen des Altares hinzutreten vermag. —

An der einen Seitenwand sind noch eine Anzahl (sechs) großer historischer Wandgemälde erhalten, von denen der Hr. Verf. zwey bezeichnet: nämlich *Achilles* and *Agamemnon* und *Hector* tied to the car of *Achilles*. — Es nimmt uns Wunder, wie es dem Hrn. Verf. nicht auffiel, daß die ganze Reihe sich nur auf Troja bezieht, und daß die Vorstellungen dieses Krieges wahrscheinlich einst ringsum die innern Säulengänge dieses Tempels schmückten, wie der römische Dichter bey ähnlicher Gelegenheit von seinem Helden erzählt

— sub ingenti lustrat dum singula templo
— videt Iliacas ex ordine pugnas
Bellaque jam fama totum vulgata per orbem
Atridas, Priamumque et saevum ambobus Achillem.
(*Aen.* I 453.)

Gerade diese letzteren drey Scenen sieht man, zufällig genug, noch ganz bestimmt: Achilles gegen Agamemnon

das Schwert ziehend, Achilles, welchen der kniende Priamus um die Leiche des Hektor bittet, nebstdem aber noch den Diomedes, der das Palladium raubt (obschon stark beschädigt) u. s. w. — wozu man freylich die Zeichnungen, die hier aber nur von einem dieser Bilder gegeben werden, vergleichen müßte.

Der im Forum gefundene, merkwürdige Inschriftstein, wovon der Hr. Verf. S. 217 nur einzelne und noch dazu unrichtig zusammengesetzte Bruchstücke gibt, enthält vollständig folgendes: EYMACHIA. L. F. SACERD. PVBL. NOMINE. SVO. ET. M. NVMISTRI. FRONTONIS. FILI. CHALCIDICVM. CRYPTAM. PORTICVS. CONCORDIAE. AVGVSTAE. PIETATI. SVA. PEQVNIA. FECIT. EADEMQVE. DEDICAVIT.

Theatres. Das kleine und das große Theater sammt den anliegenden Gebäuden, Säulengängen, dem sogenannten griechischen Tempel, dem Tempel der Isis u. s. w. mit eilf Kupfertafeln, worunter die eine mit der allgemeinen Uebersicht dieses Theiles der ausgegrabenen Stadt nach dem gegenwärtigen Zustande, wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, weder an Richtigkeit der Aufnahme noch an Schönheit, Deutlichkeit und Meisterhaftigkeit des Stiches. Die 74. und 75. Platte betreffen das Amphitheater. Vortrefflich ist die davon gegebene Ansicht beym Mondschein mit dem flammenden Vesuv im Hintergrunde. Diese Gebäude bezeichnen auch eine Stufe in der Geschichte der Menschheit, aber sie gehören zur Nachtseite und ihr Anblick kann bey dem Gedanken an ihre Bestimmung, noch jetzt, nachdem so viele Jahrhunderte söhnend dazwischen liegen, nur erschüttern. Man durchstreicht die dumpfen unterirdischen Gänge dieses Gebäudes, wo Menschen und wilde Thiere für das blutige Schauspiel aufgespart und bewahrt wurden, ganz mit der grauenvollen Empfindung, welche die lebendige Erinnerung an solche Scenen an diesem Orte erregen muß. Die Wände fanden wir auch hier mit kleinen, doch größten Theils unleserlichen Inschriften bekritzelt; zwey davon, deutlicher wie die übrigen, malen genau die Empfindungen, die einst sich hier aussprachen.

CLODIVS (ERIMOG?)
VIBIO. RECEPTO. SODALI. SAL.

REGVLO. FELICITER.

Hier bedeutete wohl Glück kaum etwas mehr als dürftige Selbsterhaltung. Die untere Umfangsmauer der Arena war gemalt, die Platte 75 gibt das bis jetzt noch erhaltene Bild (da

sonst überall der Stucco und mithin auch die Freskomalerey darauf schon abgefallen ist). Man sieht Gladiatoren sich zum Kampfe bereiten.

Nur ungern trennen wir uns hier am Schlusse unserer Anzeige von einem Werke, welches einen der ernstesten Betrachtung so sehr werthen, so höchst anziehenden Gegenstand mit so viel Meisterhaftigkeit wiedergibt und darstellt.

Art. II. Die geometrische Zeichnenkunst, oder vollständige Anweisung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Konstruktion der Schatten, für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen, zunächst zum Gebrauch beym Unterricht in den königl. preußischen Artillerieschulen, von M. Burg. Erster Theil, die allgemeine geometrische Zeichnungslehre enthaltend. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot 1822.

Als wir den vielumfassenden und sehr klar geschriebenen Titel dieses Buches lasen, freuten wir uns, daß man nun auch in Deutschland die Nothwendigkeit fühlt, diesen dem Künstler, Handwerker, Technologen ꝛc. durchaus unentbehrlichen Theil der Mathematik, mehr zu verbreiten, und sich bemüht, denselben systematisch in die höhern Schulen einzuführen. Es schloß sich hieran noch die Hoffnung, daß diese Wissenschaft bey günstiger Gelegenheit sich auch einmal in die niedern Schulen verbreiten könnte. Denn sobald man einmal zur Einsicht gekommen, daß sie im bürgerlichen Leben nicht geringern Nutzen hervorbringet, als Schreiben und Rechnen, so kann sie alsdann auch in den Bürgerschulen billiger Weise nicht so ganz unberücksichtigt bleiben. Rec. freute sich ferner, daß man sich bemüht, den Franzosen hierin nachzukommen, die uns in diesem Zweige der Wissenschaft vorausgeeilt sind, und sich längst die Ausbreitung und Anwendung desselben so sehr angelegen seyn ließen. Wir dachten weiter, unter den Deutschen, die sich um diese Wissenschaft verdient gemacht, gebühre unstreitig dem geistvollen und tiefdenkenden Dürer der erste Rang (er hat diese Wissenschaft zuerst abgehandelt, uns ist wenigstens in der Art, selbst bey den übrigen Nationen, keine frühere geometrische Zeichnungslehre bekannt), Weinbrennern der zweyte; denn nach Dürer hat kein Deutscher so systematisch und reichhaltig, und zugleich so praktisch und aufs Leben berechnet, hierüber geschrieben, und Hrn. Burg werde nun der dritte Rang zukommen; denn wahrscheinlich werde der Verf. diese Wissenschaft erweitert, und alles, was bis jetzt im In- und Auslande in diesem Felde geleistet worden, gehörig

zu seinem Zwecke benutzt haben. Der Verf. hätte auf diese Weise Deutschland mit einem der nöthigsten und nützlichsten Werke beschenkt, und einem allgemein gefühlten Mangel abgeholfen. Als wir aber nun mit dankerfülltem Herzen für den Verf. das Buch aufschlugen, da stießen wir gleich

1) im Vorwort auf die Behauptung, daß es bis jetzt noch an einem gründlichen und faßlichen Unterricht in der geometrischen Zeichnenkunst fehle. In den meisten Schulen? Ja. Dieß wollte aber der Verf. nicht sagen, sondern Rec. glaubt, die Meinung soll seyn, daß es bis jetzt an Werken gefehlt habe, woraus dieser Unterricht zu schöpfen sey. Denn gegen Ende des Vorworts äußert der Verf. abermals, daß, seines Wissens! über das geometrische Zeichnen im Allgemeinen, nämlich so wie er es behandelt habe, noch nichts geschrieben sey, und er daher bey der Abfassung seines Werkes sich weder geschriebener noch gedruckter Hülfsmittel hätte bedienen, und nur das benützen können, was er darüber in den im Text angeführten Werken (Weinbrenner, architekt. Lehrb. bey Cotta, géométrie descript. par *Monge*, élémens de géom. descr. par *Lacroix*, und études d'ombres par l'*Eveillé*) zerstreut?! gefunden habe. Daher hält es dann auch

2) der Verf. für seine Pflicht, um Nachsicht bey der Beurtheilung seines Werkes zu bitten, mit der Versicherung, daß er jede wesentliche, zur Vervollständigung des Ganzen beytragende Bemerkung mit vielem Dank annehmen und benutzen werde. Rec. muß bekennen, daß ihm diese Aeußerungen bey einem wissenschaftlichen Werke ganz befremdend vorkommen, und es bleibt unbegreiflich, wie der Verf. dieselben habe thun können, nachdem die Franzosen in diesem Theile der Mathematik so Bedeutendes geleistet haben? Denn außer den vom Verf. angeführten Autoren haben noch Philibert de l'Orme, Carnot, Frezier, Biat, Vallée, Hachette, Rondelet und viele andere, ganz vorzügliche Werke über diesen Gegenstand geschrieben. Wie will der Verf. auch nur mit scheinbaren Gründen die Gründlichkeit und die Faßlichkeit, welche längst anerkannte Vorzüge der französischen Mathematiker sind, zweifelhaft machen? Ueberdieß bekennt ja der Verf. selbst, wo er Monge und Lacroix anführt, daß die Werke derselben vortrefflich und vollständig seyen, und sobald sich dieses von einem mathematischen Werke sagen läßt, so ist auch die Gründlichkeit desselben ausgesprochen. Die Behauptung des Verf. daß die französischen Werke allein für den Theoretiker von Nutzen seyen, nicht aber für den Praktiker, hat zwar vielen Grund, allein sie bieten doch unstreitig ganz gewaltige Hülfsmittel für den Autor, und sind sehr gut als Leitfaden, bey der Abfassung einer geometrischen

Zeichnungslehre für den Praktiker zu gebrauchen. Auch läßt sich jener Ausspruch nicht unbedingt von allen französischen Werken über diesen Gegenstand thun; denn Rondelet ist in seinem großen architektonischen Werke, worin er die geometrische Zeichnungslehre abhandelt, sehr praktisch, und bey der Anwendung vorzüglich sinnreich und klar. Von Weinbrenners geometrischer Zeichnungslehre sagt der Verf., sie wäre für den Praktiker mehr genügend als die Werke der französischen Autoren; Rec. meint aber, daß sie ganz genügend ist (nämlich in den Gränzen, die der Verf. selbst, durch sein eigenes Werk, für die geometrische Zeichnungslehre festsetzt), und dieß glaubt Rec. nicht nur theoretisch beweisen zu können (welches weiter unten zum Theil geschieht), sondern auch praktisch, indem derselbe eine Menge Praktiker kennt, welche, meist ohne die geringsten mathematischen Kenntnisse, nach Weinbrenner's Lehrbuche die geometrische Zeichnungslehre vortrefflich erlernt haben. Die Klage des Verf. wegen Mangels an gedruckten Hülfsmitteln, ist daher allerdings ungerecht. Doch vielleicht, dachten wir, gibt uns der Verf., da ihm alles Vorhandene ungenügend ist, viel Neues; vielleicht hat er eine ganz neue Methode rücksichtlich des Vortrags gefunden? In diesem Glauben durchblätterte Rec. die Kupfertafeln, fand aber darin zu seinem Erstaunen nichts anders als Konstruktionen, die meist aus den zwey ersten Heften des erwähnten Lehrbuchs von Weinbrenner und theils aus französischen Werken genommen, ja sogar bis auf die Art der Buchstaben-Bezeichnung aus denselben entlehnt sind. Da auf diese Weise auch die Hoffnung auf Neues verschwunden war, so blieb nichts mehr übrig, als die Methode, welche allerdings bey einem Buche, für Praktiker geschrieben, von größter Wichtigkeit ist. Allein Rec. überzeugte sich, daß der Verf. (man verzeihe die Vergleichung) ziemlich nach Goldschläger-Art verfahren, und die schön geprägten Goldstücke von Weinbrenner und den Franzosen platt und breit geschlagen hat. Hier einige Gründe unsers Urtheils. Der erste Abschnitt S. 1—59 enthält in sechs Kapiteln die Kenntniß der Zeichnen-Instrumente und Materialien, nebst ihrer Anwendung. Dieses ist mit einer solchen Umständlichkeit beschrieben, daß man glauben muß, der Verf. wolle mit Worten zeichnen lehren. Um den Gebrauch der Instrumente und der Materialien kennen zu lernen, muß man dieselben gebrauchen. Alles Reden von Linienziehen, Tuschen, Verwaschen, von Zirkeln, Ziehfedern, Bleystiften, Pinseln, Farben ꝛc. ist vergebens; denn Dinge, die man durch die sinnliche Anschauung kennen lernen muß, lassen sich keineswegs durch Beschreibungen deutlich machen. Die Mühe solcher Beschreibungen ist auch ganz verloren, denn wenn der Lehrer diese Gegenstände vorzeigt, mit wenigen erklärenden Worten, so ist dieß weit zweckdienlicher, als das Studium eines großen

Paragraphenheeres hierüber. Die weitläufige Abhandlung über breite, dicke und feine Linien, über das Punktiren ꝛc. eignet sich wahrlich mehr, den Schüler irre zu führen, als ihn zu belehren; denn man muß zeichnen, um zeichnen zu lernen. Ueberhaupt ist uns die Absicht des Abschnittes ganz unverständlich. Soll er für den Lehrer geschrieben seyn, dann ist der Schüler zu bedauern, der in die Hände eines Lehrers gefallen ist, der sich über die gewöhnlichsten Dinge in einem Buche Rath holen muß. Ist er aber für den Schüler zum Selbstunterricht geschrieben, so ist er noch unzweckmäßiger; weil hier Dinge geschrieben sind, die sich gar nicht beschreiben lassen, sondern die praktisch gelehrt werden müssen, wie dieß jeder Zeichner wohl weiß. Wie ferner der Verf. glauben kann, daß Jemand durch das Nachzeichnen der in den Kupfertafeln gegebenen Konturen zweyer Löwenköpfe, eines Blattes von einem korinthischen Kapital und eines Delphins (die noch dazu alle schlecht gezeichnet sind, Rec. weiß nicht durch wessen Schuld), Freyhandzeichnen lernen soll, wird wohl ebenfalls jedem unbegreiflich seyn.

Der zweyte Abschn. S. 59—144 enthält in 3 Kap. die geom. Zeichnungslehre im Allgemeinen, das Abbilden der geraden und krummen Linien ꝛc. Im Allgemeinen läßt sich von diesem Abschnitte sagen, daß die geom. Zeichnungslehre darin viel dürftiger und in minder guter Ordnung abgehandelt ist als in dem Weinbrennerschen Hefte. Weinbrenner fängt mit dem Punkte an, geht zur geraden und krummen Linie über, betrachtet dieselben nach allen Lagen und Richtungen, geht dann zu den Winkeln, dann zu den Flächen, bringt Flächen mit Linien, Flächen mit Flächen in Verbindung, und zwar in den mannigfaltigsten Lagen, durch die Umdrehung um verschiedene Achsen; kommt so auf die Körper, nimmt ebenfalls verschiedene Umdrehungen mit denselben vor; ein Verfahren, welches in jeder Hinsicht belehrend ist, und Verstand und Vorstellungskraft sehr übt. Auf diese Weise ist das Weinbrennersche Lehrbuch zu einem systematischen Ganzen gestaltet, so daß jenes Verf. löbliches Bemühen, einen weitläufigen Text so viel möglich, durch die Darstellung selbst, entbehrlich zu machen, und den Studierenden mehr auf die Anschauung hinzuweisen, weil er diese mit Recht bey dem Künstler wie bey dem Handwerker von größtem Werth hält, in einem sehr hohen Grade gelungen ist. Der Verf. vorliegenden Werkes scheint aber sehr unrichtig vom Gegentheil ausgegangen zu seyn, indem er uns über diesen Gegenstand viel Text (er ist 362 Seiten stark) und wenig Inhalt vorgelegt hat. Eben so wenig ist bey ihm eine systematische Einheit anzutreffen. Die drey aus französischen Werken genommenen Aufgaben, in welchen Cylinder mit Cylinder, und Cylinder mit Kugel sich schneiden, fehlen zwar im Weinbrennerschen

Werke, doch sind sie lange nicht hinreichend, um die Armuth in dem vorliegenden zu ersetzen. In jenem Werke würden sie höchstens nur zur Vervollständigung beytragen; denn derjenige, welcher Weinbrenners Zeichnungslehre aufmerksam durchgangen ist, wird diese drey Aufgaben ohne alle Schwierigkeit lösen. Mit den französischen Werken läßt sich dasselbe, aus den oben schon angegebenen Gründen, der Verschiedenheit der Zwecke halber, gar nicht vergleichen. Die Definitionen, die uns der Verf. §. 96 von perspektivischer und geometrischer Zeichnungslehre gibt, sind sehr unzureichend, so daß jede von den schon vorhandenen Definitionen wünschenswerther gewesen wäre. Bey der perspektivischen Zeichnungslehre sagt der Verf., sey die Hauptsache, in der Abbildung eines Objekts die täuschendste Aehnlichkeit, die möglichste Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. Dieß ist eine Definition vom Portraitiren, nicht von der Perspektive. Bey der geometrischen Zeichnungslehre komme es bey der Abbildung mehr darauf an, die Gegenstände so darzustellen, daß man aus der Zeichnung die richtigen Maße und genauen Verhaltnisse derselben sogleich und unmittelbar auf eine leichte Art entnehmen könne. Dieß ist eine Anwendung oder höchstens eine Eigenschaft der geometrischen Zeichnungslehre. Diese Definitionen umfassen daher keineswegs die Definita, sie sind nicht streng genug, wie wissenschaftliche Definitionen es seyn müssen. Das Auxiliarkorps von §§., das denselben als Sukkurs nachgeschickt ist, macht den einmal begangenen Fehler nur zum Theil wieder gut. Die §§. 102 und 103 enthalten hierüber noch manches Unstatthafte. So ist z. B. das Zurückbringen vom Perspektiven ins Geometrische durchaus nicht schwierig für den, der geläufig vom Geometrischen ins Perspektive zeichnen kann, was der Verf. nicht glaubt. Die Projektionen des Kreises sind in dem Weinbrennerschen Hefte viel einfacher und umfassender vorgetragen, als hier in den §§. 132 ꝛc. geschehen. In §. 152 heißt es: »In dieser Ellipse ist weder ag die große noch d′d″ die kleine Achse. Diese Linien sind allerdings Achsen, nur einer andern Ellipse, nicht von der Ellipse ab′c′d ꝛc. im Aufrisse, sondern von der Ellipse adgd″ im Grundrisse. Was der Verf. §. 173 von der Wahl der Aufgaben sagt, ist ganz wahr; allein derselbe hat seine eigene Regel übertreten. Die Wahl ist in mehrerer Hinsicht mangelhaft zu nennen. Denn manches Ueberflüssige ist aufgenommen, das gar nicht bedarf gelehrt zu werden, indem es Jedem von selbst klar und deutlich ist, wie z. B. §. 113. Die in §. 136 gezeigte Konstruktion der Ellipse hätte füglich auch wegbleiben können: denn erstens ist dieselbe weder leichter noch vortheilhafter als die vorhergehenden, und zweytens verlangt ihr Beweis schon mehr mathematische Kenntnisse, als hier vorausgesetzt werden. Will man übrigens die Aufnahme dieser Konstruktion gelten lassen, so sieht man nicht ein, warum die auf der Analysis

beruhenden Konstruktionen der Parabel und Hyperbel nicht ebenfalls aufgenommen wurden? Ferner wäre zu wünschen, da doch das Buch einmal geschrieben werden mußte, wie die Dedikation es meldet, und das Vorwort wiederholt), daß der Verf. von dem zerstreut Gefundenen noch mehr aufgelesen hätte. Die zwölfte Aufgabe z. B. in der Weinbrennerschen Zeichnungslehre wäre zweckmäßig gewesen; sie ist bey aller ihrer Einfachheit für den Anfänger nicht so leicht, und ist sehr belehrend, indem sie den Schlüssel enthält zu einer großen Reihe von Konstruktionen. Wir können deßhalb dem Verfasser unmöglich das Lob ertheilen, daß er mit Bedacht und Geschmack kompilirt habe. Im dritten Abschnitt S. 144—367, welcher in zwey Kap. die Beleuchtung der Zeichnungen abhandelt, ist wieder meist alles aus dem 2. Hefte des Weinbr. Lehrbuchs genommen; doch verdient genanntes Werk bey weitem den Vorzug, indem dort alles kurz und weniger umständlich behandelt ist. Dabey sind dort die Figuren in ihren Formen viel schöner und geschmackvoller, sie verhalten sich wie ein Original zur schlecht verstandenen Kopie. Warum hat der Verf. jene Figuren nicht in allen ihren Maßen und Verhältnissen kopirt, da er doch einmal dieselben Formen genommen hat? In §. 226 heißt es: »Bey Zeichnungen, nach »welchen Handwerker arbeiten sollen, und welchen man der größ»ten Deutlichkeit wegen zwar eine gewisse Beleuchtung, doch »aber, um Irrthümer zu vermeiden, keinen Schlagschatten geben »will, nimmt man die Winkel, unter welchen die Lichtstrahlen an»kommen, = 90° an, so, daß die Lichtstrahlen die auf der Bild»fläche gezeichneten Gegenstände aller Orten unter rechten Win»keln treffen« ꝛc. Dieser §. endigt: »wie solches auch wirklich bey den »Zeichnungen der Artillerie-Handwerkstätten und bey den architek»tonischen Zeichnungen, nach welchen die Handwerker arbeiten sol»len, der Fall seyn muß.« Wie es in den Artillerie-Handwerkstätten gebräuchlich ist, weiß Rec. nicht; daß aber bey architektonischen Zeichnungen der Fall anders seyn muß, das weiß Rec. sehr gut. Man beleuchtet und schattirt gerade deßwegen die Gegenstände, damit man sie schärfer und deutlicher erkennen soll. Durch die Schlagschatten sieht man hauptsächlich, welche vor oder zurück stehen. Bey architektonischen Durchschnitten (Profilen) und überhaupt bey Gebäuden, welche viele Vorsprünge haben, ist der Schlagschatten vorzüglich nöthig; man nimmt daher auch gewöhnlich, wenn nicht ganz besondere Rücksichten es verhindern, bey architektonischen Zeichnungen den Winkel des Lichtes, sowohl im Grund als im Aufriß = 45° an, nicht nur, weil dann das Licht die Gegenstände sehr schön beleuchtet, sondern weil man auch gleich beym ersten Blicke sieht, wie viel die Gegenstände vor oder zurück springen. Denn bey einem Winkel von 45° ist, beson-

ders bey Gegenständen, die rechtwinkelig gegen die Zeichnungsfläche stehen, der Schlagschatten immer so breit, als dieselben vor oder zurück stehen. Uebrigens wird sich auch hieran keiner binden, der Optik versteht. Der Winkel von 90° ist aber der schlechteste für die Beleuchtung, und weder ein Maler noch ein Architekt, noch irgend ein Künstler wird ihn anwenden. Man beleuchtet und schattirt lieber die Zeichnungen gar nicht, und gibt dem Handwerker nur Umrisse, als eine solche un- und widernatürliche Beleuchtung anzunehmen. Es lassen sich nicht einmal alle Schlagschatten durch diese Annahme verhindern, wie der Verf. glaubt, indem alle Gegenstände, die nicht senkrecht auf die Bildfläche gehen (und deren sind bey der geringsten architektonischen Zeichnung vorhanden), dennoch Schatten werfen werden. Die Verwirrung wird dadurch größer, als sie es bey irgend einer Annahme nur seyn kann, weil in der Zeichnung einige Gegenstände Schatten geben werden und andere wiederum nicht. Der Verf. irrt daher, wenn er Irrthümer von einer andern Beleuchtung als von seiner angegebenen befürchtet. Nur bey einem Winkel von 90° können die besorgten Irrthümer entstehen. Auch widerspricht dieser §. zum Theil dem §. 219. In §. 304 soll es wohl heißen statt »zwey Punkte in den Linien a′k′ und ak ꝛc. ein Punkt ꝛc. Denn die Schattenlinie geht parallel mit den Linien a′k′ und ak, und deßhalb ist ein Punkt hinreichend, sie zu bestimmen. Die Auflösung und der Beweis, die von Fig. 125 in §. 410 gegeben, sind beyde ganz falsch. Es ist daher nöthig, den Anfänger sehr darauf aufmerksam zu machen, indem derselbe den Fehler so leicht nicht finden wird; besonders da im vorliegenden Werke die Schatten im Grundrisse nicht gesucht sind. Der Schatten eines Kegels wird allerdings wie der eines jeden andern Körpers durch die Gränzlinien von Licht und Schatten bestimmt, d. i. durch die Tangentenlinien desselben; allein diese Tangenten müssen richtig bestimmt werden. Der Verf. sagt, die Tangentenlinien des Kegels finde man, wenn die Projektion des Kegels im Grundrisse gezeichnet (hier ein Kreis) und mit der angenommenen Direktion des Lichtes ein senkrechter Durchmesser (c′b′) gezogen werde, wo alsdann dieser Durchmesser die Summe der beyden Tangentenlinien, oder die Radii (a′b′ und a′c′) die Gränzlinien zwischen Licht und Schatten im Grundrisse, wären.

Die beyden Tangentenlinien des Kegels fielen daher in eine geraden Linie, und der Kegel wäre zur Hälfte in Licht und zur Hälfte in Schatten, gerade eben so wie der Cylinder. Daß dieses aber nicht wahr ist, läßt sich sehr leicht erweisen, so bald man nur den Schlagschatten des Kegels im Grundrisse sucht. Dieser muß nothwendig von der Projektion des Kegels im Grundrisse (welche der Grundfläche desselben gleich ist) ausgehen, und in eine

Spitze oder in einem Punkt sich endigen. Dieser Endepunkt wird gefunden, wenn man im Grundrisse einen Lichtstrahl, nach der angenommenen Direktion, durch den Mittelpunkt des Kegels zieht, und von diesem im Aufrisse, wo er die Spitze des Kegels bildet, einen Strahl nach dem angenommenen einfallenden Höhenwinkel, bis auf die Bodenlinie (nämlich die Basis der Zeichnungsfläche) fallen läßt. Wird dann der Punkt, in welchem diese von jenem getroffen wird, senkrecht auf den im Grundrisse gezogenen Lichtstrahl gebracht, so ist der Schneidungspunkt der verlangte Endpunkt des Schattens. Werden nun von diesem Punkte aus Tangenten an der Projektion des Kegels im Grundrisse gezogen, so hat man den Schlagschatten des Kegels im Grundrisse. Da, wo aber der Schatten ausgeht, muß auch der letzte Punkt der Tangentenlinie seyn, folglich erhält man die beyden Tangentenlinien im Grundrisse, wenn auf den beyden Schenkeln des Schlagschattens senkrechte Radii gezogen werden. Die beyden Tangentenlinien im Grundrisse können daher unmöglich, wie der Verf. glaubt, in eine gerade Linie oder in einen Durchmesser fallen, sondern sie müssen eine gebrochene Linie machen, weil nur die Tangenten-Punkte zweyer Parallellinien durch einen Durchmesser verbunden werden können. Eben so wenig können die wahren Tangenten mit den von dem Verf. angegebenen je zusammenfallen, weil zwey verschiedene gerade Linien nicht einen und denselben Tangentenpunkt haben können. Die Ursache, daß der Kegel nie wie der Cylinder zur Hälfte, sondern immer mehr als zur Hälfte beleuchtet erscheint, ist, weil die Tangentenlinien nicht senkrecht auf der Grundfläche stehen, sondern gegen die sie vereinigenden Spitzen des Kegels sich neigen, wodurch das Licht die Hälfte überscheint. Daher, je flächer der Kegel wird, desto mehr wird er beleuchtet, bis endlich die Spitze im Aufrisse mit der im Grundrisse zusammenfällt, wo er aufhört Kegel zu seyn, eine Zirkelscheibe bildet und ganz beleuchtet wird. Je steiler derselbe wird, desto weniger wird er beleuchtet, bis er endlich sich zum Cylinder bildet, und zur Hälfte Schatten und zur Hälfte Licht wird. Da von der richtigen Auffindung der Tangenten in der Lehre vom Licht und Schatten alles abhängt, so ist genannte Aufgabe mit allen ihren zahlreichen Folgerungen falsch. Aus eben den angegebenen Gründen ist auch die Aufgabe von Fig. 126, §. 416 fehlerhaft: denn die Schattentangenten von dem Cylinder BC DE und des daran stoßenden kleinen Kegels ABE kommen nicht in den Punkten S und T zusammen; denn nach dem Dargethanenen muß der Kegel bey gleicher Annahme des Lichts mehr beleuchtet seyn, als der Cylinder. Der Verf. hätte auch sehr leicht an dem Schlagschatten dieser Figur sein unrichtiges Verfahren merken können, indem nach

ihm die Gränzlinien a s und a 2 des Kegelschattens an der Wand, und die Gränzlinien des Cylinderschattens a s und 1″ 2, bey der Ellipse s 9″ 29 dieselben Tangenten-Punkte haben müßten, was offenbar unmöglich ist. Alles, was in §. 420 ꝛc. über die Beleuchtung im Grundrisse gesagt, ist nicht anzurathen. Hierin ist wieder die Weinbrennersche Methode weit vortheilhafter und konsequenter. Der Grundriß ist ja nichts anders, als die horizontale Projektion einer gegebenen perpendikularen Projektion, oder mit andern Worten, man denkt sich den Aug- und Standpunkt über der Bildfläche, und sieht alle Gegenstände in unendlicher Entfernung von oben. Weinbrenner sucht daher erst die Schatten im Aufriß und projicirt dieselben, wie die Objekte selbst in den Grundriß, und zwar nicht selten auf eine sehr abgekürzte und sinnreiche Weise. Dieses Verfahren ist weit natürlicher und lange nicht so verwirrt, als das vom Verf. angegebene, wo man bald den Aufriß als Grundriß und bald den Grundriß als Aufriß betrachten soll. Dann nur möchte auch wohl des Verf. eigene Besorgniß, wegen Verwechselung der Schatten-Direktionen gegründet seyn, was bey Weinbrenner nie Statt finden kann. Es wäre demnach auch die Aeußerung im §. 441 über den Kugelschatten ganz verwerflich, denn gerade dieser Kugelschatten ist, wie er seyn soll, und es ist recht gut, daß der Verf. hier von seiner eigenen Regel abgewichen ist. Obgleich die Kugel ganz aus dem Weinbrennerschen Hefte kopirt ist (nur im größeren Maßstabe), so ist sie dort immer noch kürzer behandelt; denn bey Fig. 130 ist Fig. 129 A und B ganz und gar unnöthig. Hier hätte auch der Verf. die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen müssen, von dem wahren und Schein-Winkel in der Anwendung zu reden, indem dieser Begriff von bedeutender Wichtigkeit in der Optik ist, und dem Anfänger einiger Maßen schwer fällt. Fig. 134, 135 und 136 sind sämmtlich aus dem Weinbrennerschen Hefte entlehnt, nur daß diese Gegenstände bey Weinbrenner sehr schön proportionirt und geschmackvoll gestaltet sind, und hier vielmehr widrige und geschmacklose Formen daraus geworden sind. Weder in der alten noch in der neuen Architektur hat es je eine solche Säule wie Fig. 136 gegeben. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß der Verf. einen Künstler zu Rathe gezogen hätte, da er doch mit für Künstler geschrieben zu haben vorgibt; denn das Auge des Lehrlings darf nie an schlechte Formen gewöhnt werden, weil dasselbe einmal verwöhnt, wieder schwer zu entwöhnen ist. Wahrlich es bieten sich in unserem jetzigen Leben dem arglosen Auge der unschönen Formen so viele dar, daß dasselbe unwillkürlich ihre Eindrücke fest hält; warum noch in die Lehrbücher so verunglückte Mißgestalten aufnehmen? Es muß hauptsächlich in dergleichen Lehrbüchern darauf gesehen werden, daß die nackten, stummen mathematischen Formen

in das fröhliche, heitere Gewand der Schönheit gehüllt werden, damit die Wahrheit freundlich spreche und das reine Gemüth des jungen Künstlers anziehe. Dieser künstlerische Werth, der ein so bedeutender Vorzug des Weinbrennerschen Werkes ist, fehlt vorliegendem gänzlich. Wie reichhaltig und schön geordnet sind nicht bey Weinbrenner die Bilder oder die Zusammenstellungen mehrerer Körper, und wie dürftig und arm erscheinen hier dagegen die Fig. 125 und 126? (die jedoch nicht einmal zu rechnen sind, weil sie falsch sind). Die Mühe, die sich der Verf. gibt, den Schüler nach seinen Figuren tuschen zu lehren, ist ebenfalls vergeblich; wer selbst zeichnet, wird dieß am besten einsehen. Diese Regeln und Anweisungen, belegt durch ein paar in Tuschmanier gezeichnete, sehr ungerathene Figuren, sind ganz geeignet, bey dem Lehrling eine Aengstlichkeit und einen Kleinigkeits-Sinn zu bewirken, die sehr verderblich werden konnen, indem sie ihm immer ankleben werden. Gewiß ist es auch rathsamer, bey Werken, die für den Praktiker bestimmt sind, wie vorliegendes, daß der theoretische Theil, d. h. der, welcher gerade nicht auf einer aprioriſchen Anschauung beruht, von dem praktischen Theile gänzlich getrennt wird, wie dieß Hr. Eytelwein musterhaft bey seiner Perspektive eingerichtet hat. Weil sonst durch die einzeln eingestreuten und abgerissenen Beweise, der Praktiker zu sehr verwirrt wird, da er sie größten Theils doch nicht fassen kann.

Die Aufgabe, welche heut zu Tage rücksichtlich einer geometrischen Zeichnungslehre zu lösen ist, muß dem Verf. eben so undeutlich geblieben seyn, als ihm das freylich sehr gegründete Bedürfniß bekannt und klar gewesen seyn muß; denn sonst hätte er sich schwerlich entschließen können, ein Buch zu schreiben, das weit hinter seinen Vorgängern zurück geblieben ist. Möge unterdessen diese Aufgabe bald gelöst werden, und dem allgemein gefühlten Mangel einer ausgedehnten und vollständigen geometrischen Zeichnungslehre bald abgeholfen werden. Wenn übrigens hier der von dem Verf. in dem Vorworte verlangten Nachsicht nicht entsprochen worden seyn sollte, so wird man deßhalb dem Rec. nicht zürnen; denn die Kritik konnte sie nicht gewähren, so gern sie auch Rec. zu gewähren bereit ist. Jene mußte das Dargebotene rücksichtslos prüfen und frey darüber urtheilen; dieser hingegen kümmert sich weniger um die Mittel, freuet sich des guten Willens des Verf. und erkennt den guten Zweck, den derselbe im Auge gehabt. Jene kann nur nachsichtig seyn, so lange sie selbst noch unmündig ist, bey den ersten Leistungen in irgend einem Fache. Ist aber in einem Zweige der Wissenschaft so vieles gethan, wie in dem hier besprochenen, so hat sie selbst einen hohen Standpunkt erreicht, denn sie geht mit der Wissenschaft gleichen Schrittes; sie muß bey jeder Gelegenheit

von ihrer Mündigkeit Gebrauch machen, und sie kann es niemanden zu Gute halten, wenn er sich der vorhandenen Hülfsmittel nicht bedient hat. Rec. hingegen weiß, daß jedes mit redlichem Willen Geschaffene seinen Nutzen hat, und ist überzeugt, daß auch das besprochene Werk guten Samen streuen, daß es zur Verbreitung der Wissenschaft allerdings beytragen und wohl manchem zur Aufmunterung dienen wird.

W — — g.

Art. III. 1. Religionsphilosophie I. Theil. Rationalismus 1818. II. Theil, Mysticismus. 1822. von A. Eschenmayer, Tübingen.

2. Die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft, nebst Darstellung und Beurtheilung der von Jakobi, Kant, Fichte und Schelling gemachten Versuche, dieselbe wissenschaftlich zu erfassen, und nach ihrem Hauptinhalte zu entwickeln, nebst einem Vorworte von Dr. u. Prof. G. W. Fr. Hegel, von H. Fr. Wilhelm Hinrichs. Heidelberg, 1822.

Nicht um beyde Erzeugnisse eines ernsten wissenschaftlichen Strebens unter Eine gleichumfassende Beurtheilung jetzt schon zu stellen, stehen hier jene beyden Werke neben einander (daran verhindert Rec. schon die Unvollendung des ersten Werkes, dem ein versprochener dritter Theil, unter dem Titel Supranaturalism noch abgeht, mehr noch aber die größere innere Verwandtschaft des zweyten mit dem dritten Theile) — sondern vor der Hand nur zu dem Zwecke, um die Grundansicht des Einen, durch die des Andern mittels Kontrastes in ein helleres Licht zu stellen für das ungeübte Auge. Beyde Werke stecken sich übrigens ein und dasselbe Ziel — beyde gehen anfänglich von einem gewissen Standpunkte in der Identitätslehre mitsammen aus, gehen aber bald in die entgegengesetzten Richtungen unversöhnlich aus einander; daher denn die entgegengesetzte Lösung einer und derselben Aufgabe.

Ihre Schöpfer (um mich eines christlichen Symbols zu bedienen) haben beyde die Weltkugel mit ihrer Schlange (die Weltseele) unter ihren Füßen; nicht zwar, um ihr den Kopf zu zertreten, sondern um sich ihrer als Postamentes zu bedienen, damit der Eine mit gefaltenen Händen und gewaffnetem Auge hinüber schauen könne ins Utopien des Göttlichen, der Andere aber, des Absoluten desto leichter habhaft zu werden mit gewaffnetem Arme (mittels einer Papillonsscheere des Verstandes) und es als Kopfputz in seinen Kreis hereinzuziehen. Welches von beyden Systemen daher auf die Würde einer unbefleckten Empfängniß (die jenes Symbol in der Kirche

bezeichnet) mehr Anspruch machen dürfe — welches von beyden auch der Mond (der Wandelbarkeit Zeichen) unter seine Ferse zu ziehen vermag, um nicht mehr von der Schlange gestochen zu werden — das Alles wird das Ende dieser Arbeit den Lesern zeigen, wenn sie die Geduld haben, zuzuschauen: Wie sich die Goldstangen empirischer Psychologie (Vorzug des ersten Werkes) in der Wachszieherey der Spekulation, zu den feinsten Fäden eines sogenannten alten Weibersommers (Vorzug des zweyten Werkes) ausgesponnen haben.

Das Werk sub Nr. 1. macht sich zur Aufgabe (laut Einleitung), das innere Verhältniß der Wissenschaft zur Religion, oder wie es sich ausdrückt, des Wissens zum Glauben auszumitteln, und die Frage zu beantworten: ob der Glaube in ein Wissen, und das Wissen in ein Glauben verwandelt werden müsse.

Der Verfasser desselben entscheidet zwar für die Verwandlung des Wissens in Glauben, aber doch unter der Bedingung, daß das Wissen nur in so fern ausgeschlossen werde, als es sich selbst für unzureichend erkennet und sich freywillig aufgibt. S. 143.

Da dieß aber nur der Fall seyn kann in demjenigen, der alle philosophischen Beweise für die Existenz Gottes mit kritischem Scharfsinne geprüft, aber in keinem den Anker der Hoffnung gefunden hat; so geht in dem Werke selbst die Prüfung aller Beweise jener Affirmation voran.

Die Beweise selbst zerfallen, nach den wissenschaftlichen Richtungen und der Triplicität der Ideen genommen, in folgende sechs:

1. Der logische Beweis, als Richtung aus der formalen Wahrheit.

2. Der physiko-theologische = kosmologische (oder was beydes enthält, der naturphilosophische), als Richtung aus der realen Wahrheit.

3. Der ästhetische Beweis, als Richtung aus der idealen Schönheit.

4. Der teleologische, als Richtung aus der real gewordenen Schönheit.

5. Der moralische, als Richtung aus der idealen Tugend.

6. Der historisch-philosophische, als Richtung aus der real-werdenden Tugend.

Alle diese Beweise liefern nun, nach des Verfassers Urtheil, wohl ein neues Prädikat für die Existenz Gottes; aber die Existenz selber ist ihren Demonstrationen unzugänglich. Weil

die Gewißheit derſelben nur eine individuelle ſey, mithin ſich zu keiner univerſellen Ueberzeugung eigne. S. 55.

Der Verfaſſer geht nun auf zwey andere, in jenen nicht mitbegriffene Beweiſe über, und dieſe ſind: 1) der rein pſychologiſche, 2) der ontologiſche, oder (nach der neuern Philoſophie) die Lehre des Abſoluten.

Rec. will nur das Unumgänglichſte für ſeinen Zweck hier anführen.

Pſychologiſcher Beweis. S. 76. Darunter verſteht aber der Verfaſſer nicht ſowohl einen neuen Beweis, als vielmehr die Reduktion der frühern auf einen Hauptbeweis, zu dem Zwecke, um ihre Ausbeute zu rektificiren. Dieſe Reduktion geſchieht dadurch, daß der Verfaſſer die drey Principien der reinen Pſychologie, die ſie poſtulirt (nicht genetiſch ableitet), um aus einer Urkraft alle Kräfte und Funktionen abzuleiten, zu Principien all und jeder Ordnung im Univerſum aufſtellet.

Jene drey Principien ſind:

a) Das abſolut integrirende = Freyheitsprincip, ſein Maximum = freye Handlung.

b) Das abſolut differenzirende = Nothwendigkeits-Princip. Sein Maximum = geſetzmäßige Bewegung.

c) Das abſolut indifferenzirende = Vermittlungsprincip. Hieher fällt die ganze Individualwelt.

Die ihnen entſprechenden Ordnungen ſind:

a) Der geiſtige Organismus im Uebergewichte des freyen Princips.

b) Die Erſcheinungswelt im Uebergewichte des nothwendigen.

c) Die organiſche Ordnung = Individualwelt = Leben.

Oder: der Verfaſſer ſtellt das Univerſum unter den rein pſychologiſchen Geſichtspunkt, in welchem ſodann der Idealwelt, als dem Vorbilde, die Realwelt als Abbild gegenüber ſteht, beyde Hälften aber des Ganzen von Einer Urkraft, der Seele erfüllt ſind. Da nun mit der Seele alles zugleich geſetzt iſt; ſo darf alſo ſtatt vieler Fragen nur die Eine beantwortet werden, nämlich: Wer hat die Seele erſchaffen?

Der pſychologiſche Beweis antwortet nur darauf: Gott. — Allein der Verfaſſer meint, daß das, was uns hier als Göttliches erſcheine, nichts anders ſey, als unſere eigene Idealwelt im Spiegel der Ichheit reflektirt: daß das Unbedingte in ihm noch in der Natur der Seele ſelbſt liege. Es komme ihm daher ſo wenig eine Transcendenz zu, wie allen frühern Beweiſen. Nun geht deßhalb der Verfaſſer auf den ontologiſchen Beweis über, um ſich bey ihm Raths zu erholen.

Lehre des Absoluten.

Hier handelt es sich vor allem um die Quelle der postulirten Principien der reinen Psychologie, und des aus ihr geführten Beweises, d. h. es frägt sich hier: Ob und was das sey, worin sich alle drey Principien und ihre Weltordnungen durchdringen.

Die neuere Philosophie, meint der Verfasser, antwortet nun hierauf: Das Absolute ist es. Er selber aber glaubt: früher die Kräfte unserer Spekulation zu untersuchen, bevor er das wahre Eins im Absoluten aufstellen dürfe. Und nun zeigt er aus der Natur des philosophischen Bewußtseyns (der Potenz des empirischen), daß in ihm keine Idee des Absoluten Statt finde, aus dem einfachen Grunde (wie er meint): weil das philosophische Bewußtseyn nur den Standpunkt der Ideen und Principien für die Relationen des empirischen festhalte, dieses in jenem zum Objekte werde. — Um aber die drey Ideen auf Eine Idee (des Absoluten) abermal zu beziehen, müsse das philosophische Bewußtseyn seinen Standpunkt verlassen, und sich selbst zum Objekte werden, und über die Gränze des Wissens (Ideenwelt) hinaus, ein Wissen angenommen werden, was absurd wäre.

Auf der andern Seite aber gesteht der Verfasser doch wieder ein: daß das wahre Eins im Absoluten eine stäte Forderung in uns sey, und daher komme die unausweichliche und wichtige Frage: Wie gelangt das Bewußtseyn zur Idee des Absoluten?

Der Verf. beantwortet die Frage: Durch das Schauen der Seele, worunter er eine höhere Funktion versteht, als Wissen und Erkennen, welche beyde von den drey Ideen beherrscht werden. Was schauet aber die Seele? Die Antwort hierauf heißt der Verf. selber den Hauptaccent des Ganzen. Die Harmonie ihrer Ideen = das Höhere, Ewige in welchem die Ideen (die verschiedenen Werthe des Unendlichen) selber wieder verschwinden (= o werden), ihr eigenes Original in einem Abbilde (in ihr) die Identität des Abbildes und Urbildes. Kurz, die Seele schaut nur sich. Eine dreyfach unendliche Ordnung (verschmolzen in einander, und doch wieder auseinander) steht diese Harmonie, als Bild der Seele da.

Das Resultat der Lehre des Absoluten ist daher: Daß das Absolute der Spekulation nicht über die Seele hinausreiche, mithin auch dem Göttlichen nicht gleichgesetzt werden könne, welches unendlich über die Seele erhaben ist. Eine andere Frage aber entsteht sodann:

Was ist aus diesem Resultat für die Religionslehre gewonnen? Der Verf. findet demungeachtet einen doppelten Gewinn. Fürs erste sey jetzt der Wendepunkt gewonnen, der ein Dießseits und Jenseits trenne. Zweytens, dulde das Göttliche (auch dem Absoluten d. h. dem Urbilde nur gleichgesetzt) kein Bild und kein Gleichniß.

Für die Lösung der Aufgabe in der Religionsphilosophie bleibt nun dem Verfasser (nach der Methode der Demonstration und des Postulats) nur der Weg der Offenbarung übrig (mit welchen drey Methoden die Natur aller Aufgaben erschöpft seyn soll). Was aber durch Offenbarung gegeben ist, darf als ein unmittelbar Gewisses weder erschlossen noch postulirt werden, und so steht der Verfasser beym Beweise der Existenz Gottes aus der Natur der Offenbarung.

Hier handelt es sich um nichts anders: als um ein inneres Faktum, das als eine transcendente Funktion der Seele gelten kann, welche der Verfasser im Glauben findet. S. 149.

Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist ein sicheres Faktum, das schon die empirische Psychologie als Phänomen in sich aufnimmt. Seine Richtung ist der Richtung aller übrigen Funktionen ganz entgegengesetzt, daher ist seine Natur Transcendenz, und nicht, wie im Gebiete des Denkens und Willens, bloße Immanenz.

Ihm gehört an, die Ordnung des Ewigen und Wunderbaren (den Ideen nur die Ordnung des Unendlichen).

Nebst dem psychologischen Faktum führt der Verfasser zur Unterstützung desselben noch drey Fakta an, und zwar:

a) Ein moralisches (Gewißheit Gottes, durch Tugendleben erzeugt).

b) Ein historisches (Belehrung der Menschen durch höhere Wesen).

c) Ein pneumatisches (Gemeinschaft der Geister- und Menschenwelt).

Und so ist der Verfasser angekommen beym Gesichtspunkte der Religionsphilosophie vom Standpunkte des Glaubens aus, wo er vor allem die Frage bestimmter und umfassender beantwortet: Was der Vernunftglaube sey.

Die erste Antwort hierauf ist nun eine Widerlegung des Schellingischen Satzes: die urbildliche Seele ist eine Idee in Gott, ausgedrückt in der Formel: wie sich a (Idee): b (urbildliche Seele) so verhält sich b ∞ : ∞ (Gott). Allein Gott ist ohne allen Vergleich, folglich nie das letzte Glied einer Proportion oder Progression.

Die zweyte Antwort liegt in der Antwort auf eine neue Frage, nämlich: Woher die Gewißheit von Gott, wenn das Wissen über die Idee hinaus, keine Gültigkeit hat?

Die Antwort aber hierauf lautet: Gott ist offenbar im Glauben, und mit diesem soll sich die ganze Reihe der Beweise umkehren, und die Trennungslinie zwischen Wissen und Glauben gezogen seyn.

Das Wissen konstruirt von den Elementen der Erfahrung an bis zum Princip hinauf, und dieses thut es vermög der der Seele inwohnenden Normen = Ideen, und was es hier findet, kann es als Produkt der Spekulation setzen, d. h. es kann dasselbe demonstriren und postuliren, der Glaube hingegen konstruirt und producirt nichts, es ist ihm zu seiner Funktion weder Princip noch Idee gegeben. Er nimmt nur was ihm gegeben von Oben. Der Glaube ist wie die Empfindung (unterstes Glied des geistigen Organismus in das Zeitliche treibend) ein receptives Vermögen (als oberstes Glied desselben für das Ewige). — So viel über die Natur der Transcendenz des Glaubens, mit welcher die Brücke geschlagen ist zwischen der Idee und der ihr zugehörigen Existenz. Als Resultat aus der Transcendenz des Glaubens für das Verhältniß des Wissens zum Glauben setzt der Verfasser an: Ist der Glaube kein Wissen, so leiht er auch keine Prädikate aus, für die Existenz Gottes. Dieser ist ihm das Prädikatlose X. Zu ihm aber gesellt sich der Drang des Wissens = Prädikate (Werthe und Formeln) zu finden. Daher die Natur aller Beweise darin besteht: daß sie für die Existenz Gottes nur den Werth der Existenz, aber nicht die Existenz selbst setzt, sondern voraussetzt.

Der Nutzen des Formelwesens der Beweise ist daher nur ein indirekter, nämlich: Es läutert die Formen unsers Gottesdienstes und bewahrt vor Polytheismus, Pantheismus u. s. w.

Dieser Glaube ist Allgemeingut der Menschheit, von der Wiege bis zu ihrer Vollendung, während das Wissen unendlich viele Stufen hindurch geht, die auch eben so viele Formen des Einen Glaubens bilden.

Nur im Christenthume ist Wesen und Form identisch — dieß seine hohe Bedeutung.

Der Verfasser faßt endlich das Ganze unter einer höhern Triplicität auf, als die bisherige in allen Theilen der Philosophie.

a) Es gibt nämlich: ein Diesseits.

Dahin fallen alle demonstrabeln Aufgaben, sie gehören alle der Fnnktion des Wissens an.

b) Es gibt einen Uebergang.

Dahin fällt das Postulat aller philosophischen Erkenntniß = das Absolute = Harmonie der Ideen. Es ist gesetzt durch das Schauen der Seele, und kann als Postulat nicht erkannt werden.

c) Es gibt ein Jenseits.

Da liegt die Offenbarung, wovon uns nur der Glaube unterrichtet, als transcendente Funktion der Seele. In ihm liegt alle Gewißheit, Lebensquelle ist die Offenbarung, Abspiegelung nur alles Andere.

Von jener höheren Triplicität nimmt das Schema der Seele ihre Form an, denn jenem Jenseits, Uebergang und Diesseits entsprechen gewisse Funktionen und Principien. Daher folgendes Schema zur bessern Uebersicht.

Höhere Trias.

A. Jenseits.		B. Uebergang.		C. Diesseits.	
Transcendente Funktionen.	a. Gewissen b. Glauben c. Schauen	Harm'onie der Ideen (Absolutes)	a. der Wahrheit b. — Schönheit c. — Güte.	Abbild in der Seele im	a. Denken b. Fühlen c. Wollen
		=	=	=	immanente Funktionen
1. Princip.		3. Princip.		2. Princip.	
absolut freyes (integrirendes)		absolut vermittelndes (indifferenzirendes)		absolut nothwendiges (differenzirendes)	

Ist jene höchste Triplicität gesetzt; so sind auch alle Gegensätze im Wissen damit gegeben, und jene in der Philosophie unauflösbare Aufgabe: Wie ein Differenzirendes ins Absolute komme, ist zugleich gelöst; eben so ist auch jene dreyfache Weltordnung in Diesseits (mittelst der drey Principien) eine Abspiegelung der höchsten Trias. So gestaltet sich auch der Bund zwischen Religion und Philosophie (Glauben und Wissen), indem was durch Offenbarung einmal gesetzt ist, hierüber jede Frage ihre Bedeutung verloren hat: Es ist so, weil es so ist = Es geht in die Machtvollkommenheit Gottes zurück.

Vergleichen wir nun das Ende dieses Auszugs mit dem Anfange; so ergibt sich über das Verhältniß der Philosophie mit der Religion, des Wissens mit dem Glauben so viel: daß es mehr ein Rechtsverhältniß mit genauer Abmessung des Mein und Dein, als ein Freundschafts- und Liebesverhältniß mit Gütergemeinschaft sey.

Nun kann zwar keine philosophische Autorität sich über Un-

recht beklagen, wenn ein anderer Autokrat in seinem Gebiete nichts von einer Gemeinschaft wissen will; aber vertheidigen dürfte sie sich doch, wenn ihre legale Verfügung als ein Unrecht, der Menschheit in ihr angethan, öffentlich verschrieen würde. Derselbe Fall tritt auch hier ein in der Ausmittlung des Verhältnisses zu Glauben und Wissen.

Der Glaube darf Wissen werden, sagt man, d. h. für das Prädikatlose des Glaubens könne das Wissen Prädikate aufführen. Der Verstand als Geschäftsträger hat hier bloß das Recht der Sichtung.

Das Wissen muß Glaube werden, d. h. das Wissen muß seine Unzulänglichkeit anerkennen für die Sphäre des Jenseits, und dem Glauben Alles überantworten.

Mit der Ausmittlung dieses Verhältnisses als eines unabweislichen können wir uns nicht zufrieden stellen, wenn es auch oft, S. 140, wiederholt wird, daß der Glaube, um rein zu seyn, sich von allem Wissen absondern müsse, und daß dieser Glaube deßhalb kein blinder Glaube sey, etwa weil er aus dem Siege über den Verstand und über das irdische Wissen hervorgegangen ist, ja eben deßhalb hellsehender sey, als das Wissen; eben weil der Mensch, um zu diesem Glauben zu gelangen, zuvor den Verstand besiegt, und eben daher die Waffen desselben nicht verschmähet haben dürfe.

Wir aber glauben: daß es dieses heidnischen Vertilgungskrieges gar nicht bedarf, und daß diese postulirte Sklaverey des Wissens für den Glauben nur die Folge sey von einer früheren Tyranney des Wissens gegen den Glauben ausgeübt, wie wir gleich darthun werden.

Denn daß der Verfasser, um zur objektiven Realität der Idee Gottes zu gelangen, ein eigenes transcendentes Vermögen (Funktion) in der Seele annehmen muß, kömmt nach Rec. Meinung bloß daher, weil er den freyen Geist nicht im wesentlichen (qualitativen) Unterschiede von der nothwendigen Natur auffaßt und festhält, oder, mich seiner Ausdrücke zu bedienen, zwischen dem freyen und nothwendigen Principe nur einen quantitativen Unterschied statuirt.

Und das thut er sogar gegen seinen Willen, so wie er beyde Principe in einem Dritten, Weltseele genannt, indifferenzirt. Denn in diesem Falle tritt nothwendig Freyheit und Nothwendigkeit nur als Modifikation des allgemeinen Lebens auf; sey es nun, daß jene Modifikation als potenzirtes oder depotenzirtes Leben erklärt wird.

Gegen diesen Ausfall sucht zwar der Verfasser sich zu decken: wenn er jene Weltseele (als Absolutes für die Erkenntniß aufge-

faßt) nicht als eine Indifferenz sondern als Harmonie der (ungetrübten) Ideen gelten lassen will.

Aber was hilft es ihm, wenn er auf der andern Seite von jenem Urbildlichen, oder Weltseele, aussagt: daß sie, um zu einem Selbstbewußtseyn zu gelangen, einen Leib (das Universum) haben müsse, daß dieser Leib ihre Selbstaffirmation sey, S. 107. Dieser Leib ist aber das Phänomenon (das absolut Nothwendige) im Gegensatze des Noumenon (des absolut Freyen). So sieht er auch das Selbstbewußtseyn in uns schon als eine Trübung des Universallebens der Seele an. Folglich muß in dem ungetrübten Universalleben das Bewußtseyn, oder die Persönlichkeit wegfallen, um die Reinheit, und in dieser die Harmonie der Ideen zu retten S. 86. Ist aber das Absolute als Weltseele ein Bewußtloses, wodurch ist es denn von der Indifferenz der Identitätslehre unterschieden? — ? —

Ist aber Alles im Universum nur Position (nothwendige) der Urseele, so kömmt die Individualseele, freylich nie über sich hinaus in allem was sie unternimmt, in sich und aus sich.

Und der Philosoph ist genöthigt, um über die Idee hinaus auf ein reales Seyn zu kommen, ein eigenes transcendentes Vermögen in die Seele zu versetzen, und ein Absolutes im Wissen, und ein anderes Absolute im Glauben anzunehmen. S. 117.

Einfacher tritt die Weltordnung auf nach jener Ansicht, in welcher Geist und Natur (und beyder Synthese, der Mensch κατ' ἐξοχήν) als Position Gottes (des einzig wahren Absoluten) in wesentlicher Verschiedenheit unter sich und von Gott dastehen.

Hier hat der Geist Receptivität und Spontaneität für zwey Welten, und wenn der thierische Sinn zur Vorstellung des Irdischen allerdings hinreicht, so muß er doch mit dem übersinnlichen Sinne (Vernunft) sich paaren, um die sinnliche Vorstellung zum Wissen (zur Wahrnehmung) zu erheben.

Ist aber der Geist receptives und spontanees Vermögen für diesseits und jenseits, wovon ihm dieses so gut gegeben ist wie jenes, und jenes wie dieses nehmen = wahrnehmen muß, so ist gar kein Grund vorhanden: Warum der Geist mit dem Gegebenen in der einen Sphäre nicht verfahren dürfe, wie mit dem Gegebenen in der andern.

Im Geiste, als solchem, liegt nun einmal kein Grund zum Gegentheile, und in dem Gegebenen beyder Sphären als solchem auch nicht, und wird irgend Einem von beyden etwas mehr eingeräumt, so geschieht es doch nie ohne Wissen und Willen des Geistes.

Kurz, man sieht nicht ein: warum der Geist, der im Gebiete diesseits von den Elementen der Erfahrung an bis zum Princip hinauf ein Wissen konstruirt; warum derselbe nicht auch im Gebiete des Jenseits ebenfalls, von den Elementen der Erfahrung an bis zu einem gewissen Princip, rückwärts (d. h. in der Richtung auf Sich als den Mittelpunkt zwischen Jenseits und Diesseits) ein Wissen zu Stande bringen dürfe.

Sollte der Verfasser, nach S. 96, dagegen einwenden: daß das philosophische höhere Bewußtseyn (diese Potenz des Niedern, wenn dieses sich selbst zum Objekte wird) abermal Objekt, Sich selbst Objekt werden müßte, was aber absurd seyn soll, weil es gegen alle Voraussetzung laufe; so muß er sich darauf antworten lassen: daß alles, was gegen eine falsche Voraussetzung lauft, eben deßhalb wahr seyn müsse, und diese Voraussetzung ist hier die Weltseele, das Absolute (als Gränze fürs Wissen eines Diesseits).

Und wenn nun der Verfasser, zu Folge dieser Voraussetzung, weiter behauptet gegen das Wissen im Glauben: Es besitze der Geist für das Jenseits keine ihm inwohnenden Normen, wie es für diesseits die Ideen seyn; so müßten wir ihm hierauf nur antworten: daß jene Ideen in dem Charakter ihrer Eingeborenheit nur in der Voraussetzung einer Weltseele Platz greifen. In einem Systeme aber, das Gott, Geist und Natur wesentlich unterscheidet, sind jene Ideen selbst nur die Abspiegelungen des Einen Absoluten in dem subjektiven Geiste, die dreyfache Strahlenbrechung des Einen Lichtstrahls in dem prismatischen Organismus des Geistes, im Erkenntniß-, Willens- und Gefühlsvermögen (in seiner Receptivität, Spontaneität, und der Verbindung beyder im Gemüthe), welche Lichtbrechung erst das höhere Bewußtseyn zu Ideen stempelt, als Ideen ergreift, und dadurch das Diesseits begreift.

Ja noch mehr — ist ein Diesseits gegeben, damit der Mensch durch dessen Erkenntniß zur Selbsterkenntniß gelange, warum soll ein Jenseits ihm nicht gleichfalls gegeben seyn zur Orientirung seiner über ihm selbst, da er zwey Welten repräsentirt, in der Verbindung derselben zu einer ungetheilten Persönlichkeit? — Warum soll er nicht analytisch in den Organismus seines Geistes hinabsteigen, um eine Synthese zwischen dem Positiven in der Offenbarung und dem Negativen seiner geistigen Bedürfnisse zu konstruiren, nachdem er sich als Mikrokosmus bereits alles Diesseitigen (im Aeußern) aufgefaßt hat?

Wir können uns also von der Wahrheit jener Aussage nicht

überzeugen: daß jede Frage, jedes Wie? Warum? über ein Gegebenes in der Offenbarung, ihren Sinn verloren habe.

Doch der Verfasser beruft sich für die objektive Realität der Weltseele auf ein psychisches Faktum, das er dem Gewissen und Glauben sogar an die Seite stellt.

Wer wollte läugnen, heißt es S. 144, daß Gewissen, Schauen und Glauben nicht eben so sichere Fakta seyen, selbst der empirischen Psychologie, als Denken, Fühlen und Wollen?

Und auf die Frage: welche Elemente der inneren Erfahrung sprechen für jenes Faktum des Schauens, würde er, nach Seite 149, antworten (bessere Antwort haben wir im ganzen Werke nicht entdecken können):

»Wenn der Seele im Schauen ihr universelles Leben aufgeht, so entsteht eine heilige Poesie, und diese ist echte Mystik. Sie sucht jetzt Unsterblichkeit in Stoffe der Worte zu kleiden, und es will ihr nicht gelingen, und doch schaut sie ein überirdisches Reich, wovon das Irdische nur Abschattung ist. Woher der Schauer an heiliger Stätte? woher die Scheu vor einem allgegenwärtigen Auge? woher die Inbrunst des Dankes und Flehens? Alles dieß ist Faktum, und ich frage jetzt: woher kommt es? Es muß doch ein Vermögen und Funktion in der Seele dafür geben? — Und dieß ist das Schauen. — —«

Da aber der Verfasser in dem Artikel: Gewissen, kurz vorher spricht: »das Gewissen im innersten Grunde weist uns auf eine göttliche Strafgerechtigkeit hin, während dasselbe nach der äußern Erscheinung uns den Menschen als Verbrecher und Ankläger — Kläger und Richter zugleich — darstellt. Das allsehende Auge eines höhern Richters hält das Gewissen uns vor;« so könnte ja auch Schauer, Scheu und Rührung nichts anders seyn, als ein schwaches Echo des gesetzgebenden Richters (auf Sinai in uns), da wir uns alle im hellern und dunkleren Bewußtseyn am Fuße des Berges zagend und klagend schauen können*). Uebrigens gehört es ja auch unter die nicht unedeln Kräfte unsers freyen Geistes, seinen Gebilden Leben zu leihen, und so dürfte für die metaphysische Fiktion einer Weltseele keine andere Funktion und Vermögen aufzufinden seyn, vor der Hand — als das gesteigerte und getäuschte Abstraktionsvermögen, das einerseits die Gegensätze des relativen Seyns ursprünglich in einem nebelartigen, allgemeinen Dritten vernichtete, dann aber ande-

*) Mithin gar nicht berechtigend zur Aufstellung eines eigenen Vermögens im Menschen.

rerseits diesem Dritten die Harmonie der Ideen in ihrer Ungetrübtheit, zur Ehre der Menschheit, unterschieben mußte.

Aber auch nicht minder unglücklich ist der Verfasser, wenn er die Transcendenz des Glaubens als ein sicheres inneres Faktum aufstellt. Er beruft sich, wie wir gesehen, auf das Wunderbare, das uns der religiöse Glaube gibt, und welches bey keiner andern Funktion sich einfinde. Er beruft sich ferner auf die Richtung des Glaubens, die den Richtungen aller andern Vermögen ganz entgegen gesetzt sey. So viel ist gewiß, schließt er S. 151, daß der Glaube an Gott ein sicheres Faktum ist, das schon die empirische Psychologie als Phanomen in sich aufnimmt.

Darauf bleibt nichts zu antworten übrig, als: Eine Metaphysik (und Religionsphilosophie ist auch Metaphysik) geht allerdings aus von etwas Gegebenem in äußerer oder innerer Erscheinungswelt; aber ihre Aufgabe ist eben, diese Erscheinungen auf ihr Wesen zurückzuführen, d. h. das Gegebene zu deuten, d. h. das Stehende zu verstehen, womit wir noch gar nicht behaupten wollen: daß das Wesen immer seine Erscheinung Lügen strafen müsse. Und warum? weil jenes auch in seiner wesentlichen Form in den Horizont unsers Geistes fällt, und daher nicht alle Form als solche schon unter die Zufälligkeiten gehört.

So ist nun der Vernunftbegriff von einem Göttlichen (der Gedanke Gottes) eine Thatsache des empirischen Bewußtseyns; allein, daß die dem Begriffe entsprechende Funktion oder Vermögen, der Glaube (als eine Receptivität für Jenseits) sey, das liegt keineswegs im empirischen Bewußtseyn, als ein und dasselbe Faktum, d. h. in jenem Faktum als Ingredienz eingeschlossen.

Und wenn der Verfasser auf den [schon beym Gewissen gemachten] wiederholten Einwurf: Warum der Glaube seine Kraft als ein eingebornes Seelenvermögen nicht in jeder Seele offenbare, bloß antwortet: Es komme vom Gegenzuge ins Zeitliche her, von welchem der Glaube überwältigt sey, übrigens aber gehöre diese Digression nicht hieher; so müssen wir ihm in Betreff seines Nachsatzes antworten: daß diese Diskussion ihn allein hätte aufklären können: über Thatsachen des empirischen Bewußtseyns und über ihre Deutung, als zwey verschiedene Dinge im geistigen Gebiete.

Aber auch die Deutung ist eine Thatsache, und zwar des höhern Bewußtseyns, aber nur keine indirekte ist diese Thatsache, weil sie dependent ist von der einzigen Thatkraft im Menschen, die da ist: das freye Princip in ihm.

Also der Glaube ist bedingt vom freyen Willen, und seinem Doppelakte, der ein Koordinations- und ein Subordinationsverhältniß in der Idee möglich, und nur eines von beyden im Leben wirklich macht, welches in die höhere Intelligenz aufgenommen, den Glauben des Menschen konstituirt, und mit ihm den Zenith und Nadir für die Schatten- und Lichtpunkte seines Lebens.

Und nur deßhalb, weil der Glaube, wie jede freye That, aus Einer Quelle springt, so kann er eine Tugend und ein Verdienst für Jenseits (ohne das einzig entscheidende zu seyn) nicht bloß von der Theologie, sondern auch von der Philosophie genannt werden.

Der Wille setzt sich also sein Verhältniß zum Absoluten = zu Gott. Dieses steht, weil jenes es erlaubt, d. h. glaubet. Allein diese subjektive Setzung kann eine Versetzung des objektiven (ursprünglich von Gott gesetzten) Verhaltnisses seyn. Das Erlaubte und Geglaubte kann ein Unerlaubtes, Lügenhaftes seyn.

Allein hierüber ist der Mensch dem Menschen Seinesgleichen gegenüber, nicht Richter. Die Rache ist Mein, spricht der Herr, Ich will vergelten. Nur das Anathema ist im und für den Menschen, das in der Wurzel nichts anders ist, als eine Negation des Indifferentismus = des Urtheils, daß in Betreff des Höchsten alles Einerley sey. So kann der Dichter nun mit dem Philosophen sagen:

»Du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter sind kein Pfand,
»Nur ein Wunder kann dich tragen, in das schöne Wunderland.

Recensent will damit nicht gesagt haben, daß im empirischen Bewußtseyn des Menschen, für den einen wie für den andern Willensakt, in Bezug auf das Verhältniß zu Gott — zum Absoluten, gleiche Motive ausgetheilt lägen; dieß vorausgesetzt, müßte ja im Auge Gottes, der die Motive ursprünglich doch gesetzt haben müßte, die eine wie die andere Willensentscheidung von gleichem Werthe seyn; mit andern Worten: die gleiche Vertheilung der Motive würde einen Indifferentismus in Gott gegen das frey gewählte Verhältniß der Kreatur zu ihm involviren, was aber der Heiligkeit Gottes schnurstracks widerstrebet, und alles Ursprüngliche im Verhältnisse des kreatürlichen Seyns in der Wurzel annullirte.

So finden sich wirklich in dem empirischen Bewußtseyn Motive genug: den Gedanken = die Idee Gottes als ein dynamisches Produkt eines absoluten Lichtes und eines relativen Auges (eines Diesseits und Jenseits) zu ergrei-

fen und zu begreifen — und die Idee Gottes nicht bloß als eine Negation alles Endlichen = Unendlichen, oder als eine unendliche Potenzirung des Zeitlichen = Ewigen, d. h. als einen ausgestellten Wechsel der eigenen unendlichen Entwickelung = Unsterblichkeit, in der Unendlichkeit zahlbar, anzusehen, um ein Niemals und Dort doch einiger Maßen zum Hier und Einmal zu machen.

Wir wollen hier nur auf eine Thatsache des empirischen Ichs aufmerksam machen, da der Verfasser manches in ihr überhört zu haben scheint, um bald eine Immanenz, bald eine Transcendenz daraus zu folgern, und das ist das Gewissen.

Seine Grundlage ist die moralische Freyheit, und wenn der Verfasser in dem moralischen Beweise für das Daseyn Gottes einerseits sagt: Wenn auch in der Ethik höhere Faktoren zur Sprache kommen, als in den übrigen Wissenschaften (wie z. B. der Freyheitsbegriff ein unendlich thätigeres Princip involvirt); so erscheinen diese Faktoren doch nur im Lichte der Idee, und jede Idee wirkt bloß immanent nicht aber transcendent, und das Wissen aus der Idee hat über sie hinaus, folglich auch in Bezug auf Gott keine Gültigkeit mehr; so begreifen wir nicht, wie er andererseits dem Gewissen eine Stelle unter den transcendenten Funktionen der Seele einräumen kann (damit der Bedingung doch auch das Bedingte fallen muß), am wenigsten aus dem angeführten Grunde: weil das Wesen des Gewissens in einem unerklärlichen Zuge ins Ewige und in dem Gedanken bestehe, daß die Wirkungen unserer Handlungen über die zeitliche Existenz hinaus fortdauern können. Wenn das Wesen desselben aber in nichts anderm bestünde, so wäre hieraus für eine Transcendenz wenig gewonnen. An eine Fortdauer und mit ihr an eine Wirkung der Handlungen über das Grab hinaus glaubt auch der Pantheist, der doch in dem Glauben an ein Universalleben der Einen Seele jede Transcendenz verwerfen muß.

Aber in dem Umstande, daß die Stimme des Gewissens nicht die reine Aktion des Subjektes seyn könne, hierin liegt eine starke Sollicitation für die Annahme seiner Transcendenz gegen die Annahme desselben als eines subjektiven Produktes (Coefficient bleibt der Geist immer im Vernehmen des höheren Lautes). Gegen diese Annahme streitet nun die feindselige, vernichtende Stellung des Gewissens gegen das moralisch nichtige Subjekt, die wohl ein Andres gegen ein Andres einnehmen kann, aber nicht Eines und dasselbe gegen sich selbst festhalten und durchführen würde.

Ferner — der Umstand aber (den Andere als einen Beweis für das rein Subjektive im Gewissen benutzen), daß der Mensch sein Gewissen zum Schweigen bringen könne, beweiset nur,

die allgemeine Wahrheit, daß der Werth alles Gegebenen im geistigen Gebiete vom freyen Geiste zugleich mit abhangt.

Der Mensch muß daher früher entweder die strafbare That oder das Urtheil der richtenden Stimme anders klassificiren, ehe er Ruhe gewinnen kann für seine Seele. Der Mensch muß entweder die Sünde, d. i. den freyen Abfall vom erkannten Gesetze bloß als nothwendige Inkonvenienz der gegenwartigen Bildungsstufe ansehen (den ein höheres Wesen, das diese Schneckenpost durchs Universum angeordnet, mehr bemitleiden als bestrafen kann); oder er stellt sich selber sein Diplom aus, als Ebenbürtiger mit jenem höhern Wesen, und erklärt: die Sünde als einen freyen Abfall von Gott anzusehen, sey wohl ein Majestätsverbrechen gegen die Menschheit, aber gerade deßhalb nicht gegen die Gottheit.

Wegen dieser Motive im empirischen Bewußtseyn und ihrer Sollicitation an den Menschen, ist auch der moralische Beweis für das Daseyn Gottes immer für den kräftigsten gehalten worden.

Was aber noch im empirischen Bewußtseyn für die Transcendenz des Glaubens arbeitet, ist die Natur des unteren Erkenntnißvermögens (von seinem Gegenstande der Natur so genannt, wenn diese unter dem Denkgeiste und ihm gegenüber aufgefaßt wird): die zu einer Parallele zwischen dem niedern und höhern Erkenntnißvermögen berechtigt.

So wie nämlich im untern Erkennen nur der freye Geist es ist, und nicht der Thiermensch, der da eine Natur unter ihm in freyer Unterscheidung Seiner von ihr, als der wesentlich verschiedenen, erkennt, und zu einem Wissen von ihr gelangt; so kann ja die Idee vom Absoluten über ihm, auf dieselbe Weise entstanden seyn. Ja es kann nicht bloß, sondern es muß, wenn jede andere Erklärungsart gegen andere klare Thatsachen des Bewußtseyns entweder geradezu streitet, oder doch relativ in gewaltsamer Deutung, dieselben verkrüppelt. Uebrigens hat der Verfasser sehr Unrecht, wenn er nur den rationistischen Beweisen der Existenz Gottes (auch den moralischen nicht ausgenommen) den Vorwurf einer bloß individuellen Gewißheit und keiner allgemeinen Ueberzeugung macht. Derselbe kann auch seinem Glauben gemacht werden, als einer transcendenten Funktion, weil er überall Platz greift, wo Thatsachen der Deutung unterliegen, die jedesmal von der erwachten Freyheit ausgehet und auf dieselbe jedesmal, wenn auch tödtlich oft, zurückwirket.

Nichts kann als Deutung so allgemein überzeugend wirken, daß es das Gegentheil in der Idee und im Leben unmöglich macht, weil jedes Erkennen das dynamische Produkt vom Subjekt und Objekt ist, von einem Subjekt, das nur sich

selbst einstweilen auf den Kopf stellen darf, um die Erde über seinem Haupte, und den Himmel unter seine Füße zu bekommen. Wer nun diese Kunst oder Unnatur nicht versteht, oder sie gar bis zur zweyten Natur gebracht hat, der kann nur ihr Antipode seyn, und so wie Sie die Sprache führen: Ich kann nicht anders, denn es ist so wahr wie: Ich bin!

Und eben deßhalb, weil nichts so allgemein als Einsicht seyn kann, daß es das Gegentheil unmöglich machte; so suchet die Wahrheit auch keineswegs in der Stimmenmehrheit ihre Bürgschaft. Jeder, heißt es auch in der Philosophie, er stehe oder falle, steht und fällt seinem Herrn.

Wahrheit ist ein Gemeingut, wie der Himmel, für alle Menschen. Es wird gewonnen in Freyheit — aber auch eingetauscht in Freyheit gegen Lüge und Hölle.

Als Beleg von einem ex diametro entgegengesetzten Standpunkte für Religion und Wissenschaft, und beyder Verhältniß zu einander, steht nun das oben sub Nro. 2. angezeigte Werk.

Sein näherer Inhalt ist (nach den Worten der Einleitung S. 7) Religion und Wissenschaft als Eine und dieselbe Manifestation des göttlichen Geistes zu begreifen und darzustellen (worin zugleich unmittelbar die Erkenntniß der menschlichen Natur mittelst des göttlichen Geistes gegeben ist) —

Zur Erläuterung dieser Aufgabe dient aus derselben Einleitung folgende Stelle:

Alle Religion ist Versöhnung.

So lang in der letztern selbst noch Zwietracht liegt, ist sie noch nicht die wahre Religion. Jene Zwietracht ist Antheil des endlichen Geistes. Diese Versöhnung gewinnt der endliche (menschliche) Geist in seiner Erhebung zum unendlichen Geiste. Diese Erhebung ist Religion.

In dieser Erhebung (Religion) theilt der unendliche = göttliche Geist sein ewiges Leben dem endlichen Geiste mit, und in dieser Mittheilung liegt die Aufhebung der Entzweyung zur Versöhnung.

Religion der Entzweyung ist jene, in welcher der göttliche Geist sich nicht als göttlicher Geist weiß, nicht der Geist, in der Form seiner selbst ist (Gott ist in ihr noch nicht seiner selbst bewußt).

Wahre Religion = Religion der Versöhnung = Bewußtseyn des Geistes über sich, der Geist zu seyn.

Diese wahre Religion ist Religion des Geistes = christliche Religion, welche eben als die wahre, dem allgemeinen

Bewußtseyn in allen Völkern = dem Weltgeiste zukömmt, in welchem das göttliche Wesen als Geist offenbar ist.

Ihr absoluter Inhalt = Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes, in welchem der göttliche Geist das innerste Wesen ist, und beyde mit einander identisch, der menschliche Geist der absolut ewige Geist selber ist.

Daher die Aufgabe für den Geist: die absolute Wahrheit als solche zu wissen = Wissen + Wahrheit als identisch zu begreifen. Er betrachtet deßhalb (in folgender Eintheilung)

I. Die unmittelbare Entäußerung des göttlichen Wesens zur menschlichen Natur, als welche die Religion des Gefühls, Glaubens und des Gedankens sich manifestirt.

II. Die unmittelbare Entäußerung des menschlichen Geistes zum göttlichen Wesen, als die jener Manifestation der Religion entsprechende Wissenschaft des Gefühls, Glaubens und Gedankens, welche gegenseitige unmittelbare Entäußerung übergeht:

III. In das Vermitteln (eigentlich Werden der konkreten Vermittlung), welches sich aber darstellt:

a) Als die, ihrer selbst gewisse Vernunft = Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft.

b) Als das selige Wissen = Religion der Liebe und seligen Lebens.

c) Als das intellektuelle Anschauen = Religion der Natur und Geschichte.

Wegen diesem Werden aber gestaltet sich die Entäußerung

IV. zur konkreten Vermittlung in dem absoluten Wissen + Religion des Geistes. Mit dieser ist nun (dieser Vermittlung) die Wissenschaft als absoluter Idealismus identisch; so daß vermittelst desselben

V. Die Religion des Geistes sich als Religion und ihre Absolutheit, d. h. absolute Religion, manifestirt.

Und nun liefern wir den Lesern eine gedrängte Uebersicht aus der ersten Abtheilung (wobey wir uns öfter der mathematischen Zeichen bedienen zur Erleichterung der Anschaulichkeit).

Das Wesen des göttlichen Geistes ist Manifestation Seiner = Selbstentäußerung.

Ihre verschiedene Stufen = Gefühl + Glaube + Gedanke, uud seine Religionen. Gefühl + Glaube = unwahre Formen.

Der Gedanke ist = Wahrheit des Gefühls und Glaubens.

Erkenntniß des Wesens = Begriff der Manifestation.

Beyde geben also die Form der philosophischen Erkenntniß = Form des göttlichen Lebens selbst.

Der Geist = Wahrheit.

Des { subjektiven Geistes / objektiven Geistes } Wahrheit ist { Gefühl / Glaube } { die Wahrheit beyder ist ihre Vermittlung } = Gedanke

I.

Gefühl. Religion des Gefühls.

A. Gefühl.

Ist die subjektive Seite des Geistes, die schlechteste Geistesform, weil ohne konkreten Inhalt = das Abstrakteste.

In ihm ist ein dreyfaches und zwar

a Fühlen.

Der Geist als Gefühl = Unbestimmtheit = Unwirkliches
— — als fühlend = Bestimmtheit = Wirkliches.
} also ist der Geist im Fühlen

der unbestimmt Bestimmte = unwirklich Wirkliche und umgekehrt Seyend Unwirklich = Etwas = Er selber = Er fühlt sich.

b. Sich fühlen.

Sich fühlen = Sich als (Wirkliches) Bestimmtes + Sich als (Unwirklich) Unbestimmtes fühlen.

Wirkliches = Ich sich fühlend.

Unwirkliches = Ich sich bloß fühlend.

Das Unwirkliche wird aber wegen dem (Wirklichen) Ich zum Nichtich.

Dieses Nicht-Ich = Ein Anderes = sein Anderes.

Das Gefühl seines Andern = Gefühl der Abhängigkeit = der Nichtigkeit. Warum?, denn es fühlt sich begränzt durch das Andere, also sich als endlich, das Andere aber als absolute Macht = absolut Wahres, gegen welches das Ich unwahr ist.

Dieses Gefühl des Wahren ist

c. höchstes Gefühl,

weil das Sich-fühlen (seine Endlichkeit in dem Unendlichen aufgehoben fühlend, also mit demselben identisch) nur das höchste Gefühl ausmacht.

Höchstes Gefühl = das Gefühlte vom fühlenden Ich = hergestelltes Fühlen =
= Wahrheit des fühlenden Ichs = seine Wahrheit = Religion.

B. Religion des Gefühls.

Ist das Inhaltlose, wegen der Form ihrer Unbestimmtheit. Ihre spätere nothwendige Vermittlung ist die Verwirklichung Ihrer, zum konkreten Inhalt. Sie ist deßhalb:

a) wirkliches Gefühl = das Eigenste des einzelnen Menschen;

b) rührendes Gefühl = Gefühl der Nichtigkeit = Nichtigkeit des Gefühls;

c) wehmüthiges Gefühl = Gefühl über sein Sich-verlieren, daher Gefühl des Höchsten, als des Unwahren.

Weil aber das fühlende Ich selbst das Höchste als Unwahres fühlt; so setzt es allen Inhalt seines Gefühls in Sich selber.

Also: Gefühl + fühlendes Ich = Gesetztseyn = Objektives = Angeschautes.

C. Anschauen.

Als fühlendes Ich war es identisch mit seinem Andern.

Als Anschauendes geht es hervor aus der Identität = subjektiv in sich reflektirend.

Das Gegenständliche des anschauenden Ichs ist = Angeschautes = äußerlich Selbstständiges.

Das Anschauen findet vor, das Angeschaute. Wie so? S. 28. Das anschauende Ich ist zwar das, die Wahrheit setzende; aber es hat nicht die Wahrheit in ihm selber (wegen seiner unmittelbaren Form), deßhalb fällt der Inhalt in das Angeschaute.

Das Angeschaute hat (als geschaute Wahrheit) Wirklichkeit. Als allgemeine Wirklichkeit wahrgenommen ist es = geglaubte Wahrheit.

2.

Glaube + Religion des Glaubens.

A. Glaube.

Er ist das mittelst des Anschauens negirte Gefühl des subjektiven Geistes, und dadurch zur Allgemeinheit und zugleich zum Element des objektiven Geistes erhoben.

a. Glauben.

Das einzelne Bewußtseyn hat Glauben, ist aber ein negatives, das seine positive Wahrheit (Sinn und Bedeutung) hat im Glauben seines Volkes (kollektive Einheit, formelle Allgemeinheit).

b. Volksglaube.

Das glaubende Bewußtseyn hat den Glauben nicht in ihm selber als geglaubte Wahrheit (wie das fühlende Ich im Fühlen), sondern im allgemeinen Glauben = Bewußtseyn des Volkes.

c. Weltglaube (wahrer) = Versöhnung.

Der einzelne Volksgeist ist ein besonderer gegen andere Völker. Alle Besonderheiten heben sich aber auf, im allgemeinen Weltgeist = Göttlicher Geist in der Manifestation.

B. Religion des Glaubens.

Wahrheit in ihr ist:

a) gemeine Wirklichkeit, weil die absolute Wahrheit als äußerlich Wirklich, angeschaut wird = sinnliche Wahrheit.

b) Ein Jenseits und Diesseits. Dieses als gemeine Wirklichkeit. Jenes ist zwar dasselbe, nur für das Bewußtseyn des sich

entäußernden (für Unwahres sich haltenden) Selbst. Der Gegensatz also ist kein fixer, S. 37.

c) Die formelle (in sich identische) Wahrheit, weil die Wahrheit durch sich selbst das Jenseits und Diesseits ist, aber nur das Eine, in wie fern sie das Andere nicht ist. Mithin ihre eigene Negation, und dieß ist ihre Einheit = Identität.

Mit dem Gegensatze der Wahrheit (diesseits + Jenseits) hebt sich auch der Gegensatz des Bewußtseyns auf. Die Wahrheit (Identität) ist nun auch Identität fürs Bewußtseyn. Das Anfangs sich unterscheidende und deßhalb entgegen gesetzte Bewußtseyn ist jetzt mit der Wahrheit identisch. Da aber Diesseits + Jenseits = Wirkliches + Wunderbares; so ist ihre Einheit = Unbegreiflichkeit.

C. Unbegreiflicher-Glaube.

Unmöglichkeit des Wissens (in der Negative seiner Selbst). Sie ist

a) das Unbegreifliche (überhaupt). So wie die Wahrheit (Einheit des Wunderbaren + Wirklichen), so ist das Bewußtseyn auch ein Wunderbares = als ein sich selber in ihm Entgegengesetztes = das Diesseits im Jenseits = im Unwahren das Wahre und umgekehrt. Und dieß ist des Bewußtseyns erste Seite. Dieses Bewußtseyn unterscheidet sich wieder von der Wahrheit. Warum? weil die Wahrheit eine bestimmte ist (als Unbegreifliches fürs Bewußtseyn). Diese Bestimmtheit ist = Seyn fürs Bewußtseyn, welches Seyn darin besteht: daß die Wahrheit als Unbegreifliches nicht könne erkannt werden. Und dieß ist des Bewußtseyns zweyte Seite.

In dieser zweyten Seite tritt das Nichtwissen dem Wissen gegenüber — daher
ist Wahrheit = Unmöglichkeit + Möglichkeit des Wissens, daher ist Wahrheit = Glaube + Wissen;

b) mögliches Wissen, besteht darin: das Unbereifliche als Unwahres = reine Leerheit zu wissen, ist Glaube: die Möglichkeit des Wissens begreifend — und so vermittelt das wirkliche gegenständliche Wissen;

c) wirkliches Wissen. Das sich selbst Hervorbringende = Gewußtes + Sich wissen = negatives Produkt Seiner selbst = absolute Negativität. Sich wissen = sich selbst bestimmend = Wirklichkeit. Gewußtes = als Etwas sich bestimmend = Unwirkliches.

Als Wirkliches existirt es im Unwirklichen = als Unwirkliches existirt es im Wirklichen. Folglich kann man auch setzen:
Das wirkliche Wissen existirt nicht = im Unwahren existirend.
— — — — nur = im sich als bestimmt be-

stimmend = sich setzend = sein (voriges) Bestimmtseyn aufhebend. Aber

Sich als bestimmt setzend = sich als Existenz setzend = (um seine Existenz ihm gleich zu setzen) und

Sich als Existenz setzend = sich bewähren = sich manifestiren = sich beweisen = Beweisendes und zu Beweisendes sind identisch.

Das wirkliche Wissen, als das Setzen Seiner, ist über das Sich wissen schon hinaus wie über das Gewußte (Unwirkliches). Es ist folglich sich objektiv geworden. Wissen = Seyn. Der Gegenstand des Wissens ist dem Wissen entsprechend. Wissen = Seyn. Wissen = Wahrheit. Wissen = Form der Wahrheit. Kurz der Glaube ist in dem Gedanken; so wie Religion des Glaubens in Religion des Gedankens übergegangen ist.

3.

Religion des Gedankens.

Der Gedanke enthält in ihm Gefühl und Glaube als aufgehoben. Gedanke = Wahrheit des Gefühls und des Glaubens, mithin nicht mehr subjektiv, wie das Gefühl und Glaube, der seine Wahrheit im Bewußtseyn des Volks hat. —

Gedanke = Wesen des Geistes = gedachte Wahrheit = absoluter Geist. — Der Gedanke ist ihm selber klar, als das, was er sich als Beweisen ist, und so das Bewiesene. — Der Gedanke = Beweisen + Bewiesenes = Selbstbewähren.

A. Gedanke (als sich unterscheidend von und durch sich) ist:

a) als Setzen = allgem. Gedanke, weder Wirkliches noch Unwirkliches, sondern Wirkendes = sich selbst bewirkend = Sich von sich unterscheidend = mit ihm identisch. Daher das Ist des Gedankens = Gedanke als Ist;

b) als Ist = das Gesetzte identisch mit dem Setzen selbst, das Setzen ist getheilt in Setzen + Ist. Aber das Getheiltseyn ist nichts anderes als: Gesetztseyn. — Das Setzen ist aufgehoben in seinem Gesetztseyn = im Ist;

c) als die konkrete (mit sich identische) Wahrheit. Gedanke an und für sich = ganzer Inhalt = Setzen + Gesetztseyn. Aber er ist noch nicht erfüllt mit dem Inhalte.

Ist = werdende Erfüllung, aber als geworden noch nicht die erfüllte. — Das sich Reflektiren des Setzens und des Ist = gesetzte Identität = Einheit = das Konkrete und Moment zugleich, denn das Setzen + Ist + Identität = Einheit des Ganzen. Der Inhalt der Identität ist: das in ihr Unterschiedene = Setzen + Ist. Aber jenes nur als dieses seyend, folglich ist das Ist = Inhalt der Identität. — Ihr Inhalt ist daher die Identität selbst = Setzen = Ist + Identität, und Ist = Setzen + Identität, da-

her auch Identität = Setzen + Ist. — Folglich ist aller Unterschied verschwunden.

Aber Setzen = sich manifestiren = das Manifestirende als Seyendes = gesetzte Identität, folglich der Begriff, der sich selbst zum Inhalte hat = die Wahrheit als das Konkrete, was sich selber die Wahrheit ist, das mit sich Identische. Kurz: die konkrete Wahrheit ist der Begriff, der seinen noch unvollendeten Inhalt (mittelst Ist) negirte, und durch dieses Negiren der Negation seinen Inhalt realisirte; so daß der gesetzte Begriff (Einheit des Setzens + Ist) vermittelnd sich vermittelte — deßhalb jede Einheit sowohl vermittelnd als vermittelt ist, und der Inhalt Realität erhalten hat; dieser realisirte Gedanke ist Religion des Gedankens.

B. Religion des Gedankens. Sein Daseyn ist nicht eine Existenz, sondern Seyn im Gedanken. Daher

a) realer Gedanke = objektiver Gedanke = das Gesetztseyn des Gedankens, als Unterschied Seiner und von Sich selbst. In ihm selbst, als in seiner Realität ist der Gedanke noch nicht für sich der Gedanke. Gedanke und realer Gedanke = Gegensatzloses. Aber eben weil der Gedanke als realer Gedanke nur ist, hebt der reale Gedanke sich selbst auf; denn sein Wesen ist Allgemeines = Gedanke an und für sich = Unendliches; seine Form ist Objektives = Gedankenloses = Endliches. Beydes aber hebt sich selbst auf. Durch diese aufgehobene Vermittlung ist der reale Gedanke = Gedanke an + Gedanke für sich. Jedoch nicht so, daß jener (an) diesem (für) nur entspräche; sondern Beydes (an + Für) manifestirt sich als identisch = religiöser Gedanke.

b) Religiöser Gedanke. Dieser ist also nicht bloß die Einheit des endlichen und unendlichen, sondern jener ist dieser, und dieser jener. Der aufgehobene Gegensatz ist nicht mehr der reale Gedanke, sondern der religiöse.

c) Wissenschaftlicher Gedanke. Dieser ist identisch mit jenem. Er ist die ideale Absolutheit Seiner, d. h. der in seiner Bestimmtheit Unbestimmte + in seiner Unbestimmtheit Bestimmte. Er existirt als unendliche Vermittlung = als unendliche Aufklärung des Entgegensetzens seiner selbst, Ihm selber.

Wissenschaft ist das Resultat dieser unendlichen Vermittlung, dieser manifestirten Unmittelbarkeit. Daher ist die Entäußerung des göttlichen Wesens zur menschlichen Natur eben so sehr eine Entäußerung des menschlichen Geistes zum göttlichen Wesen: daher Manifestation des Göttlichen = Religion, so wie Manifestation desselben = Wissenschaft. Mithin Glaube = Wissen. So der Verfasser.

Allein auch nach dieser Uebersicht dürfte es den Lesern, we-

nigstens denen, die mit der Schule, welcher der Verfasser angehört, weniger bekannt sind, nicht unwillkommen seyn, einige Bemerkungen zum Verständniß des Bisherigen zu vernehmen, und zwar

a. das Geheimniß der Entäußerung des göttlichen Geistes liegt also in dem von der Naturphilosophie so genannten Princip der Individualisation, realisirt wird diese durch die Polarisation des Lebens in ihrer Vermittlung. So haben wir gesehen, wie der

Geist im Gefühle ist

1) Ein Gegensatzloses = ein Fühlen = daseyend Unwirkliches = Etwas = Er selber; daher dann
2) Sein erster Gegensatz = ein Sich fühlen = Wirkliches + Unwirkliches = (sich fühlen + bloß sich fühlen), deßhalb endlich seyn. Daher dann
3) Sein zweyter Gegensatz = höchstes Gefühl (das Unwirkliche ist nun auch wirklich geworden, er fühlt sich und sein Anderes.

Die Vermittlung aber der Gegensätze liegt in Religion (des Gefühls) in welcher der Geist sich als Unwahres, sein Anderes als Wahres allein fühlt.

b. Für zweckdienlich erachtet Recensent noch, die Leser auf die Uebergänge zwischen den Gegensätzen und ihrer Vermittlung aufmerksam zu machen; nämlich: vom Etwas fühlen zum Sich fühlen, von diesem zum sein Andres fühlen.

Wie geschehen sie? —

Das Etwas wird zum Sich, d. h. aus Nichts wird Etwas; denn jenes Etwas ist ja = Seyend Unwirklich = Nichts = Gedankending (und als dieses zwar seyend, aber außer dem Gedanken, Nichtseyend = Unwirklich). — Sein Andres ist auch früher ein Unwirkliches; aber weil es ein Nichtich (ein Andres vom Ich) ist, so ist es auch schon ein höheres Ich. Folglich ist hier abermal die logische Negation (ein Formales) in ein Reales übergegangen, d. h. aus Nichts Etwas geworden.

Endlich begreift man eben so wenig die Vermittlung, d. h. wie das Wirkliche (im Sich fühlen) in ein Nichts übergehen kann; so daß nur sein Andres das Wahre ist.

Daher scheint die Religion ihren Charakter, Versöhnung nämlich in Bezug auf die Gefühls-Sphäre, nicht zu bewähren, desto mehr die Anschauung. Den Uebergang aus dem subjektiven Gebiete des Fühlens ins Objektive des Geistes, im Glauben, gewährt das Anschauen.

Wie geschieht nun dieser?

Antwort. Durch das rührende und wehmüthige Gefühl. Jenes ist Gefühl der Nichtigkeit, dieses ist Gefühl der Nichtigkeit des Höchsten (mittelst der Nichtigkeit des Gefühls überhaupt).

Diese beyden Gegensätze werden nun vermittelt durch Anschauung.

Wie aber? Gegen jene Nichtigkeit des Höchsten sträubt sich der fühlende Geist, und setzt seinen ganzen Inhalt in Ihm selber. Dieses Gesetztseyn ist = objektivseyn = anschaulich seyn.

Da werden freylich Alle mit Recht fragen: Seit wann ist denn subjektives Setzen Eines und dasselbe mit objektivem Gesetztseyn? Von jeher, antwortet der Verfasser befremdend: denn der anschauende Geist findet ja das Angeschaute vor, und zwar deßhalb, weil er als anschauendes Ich aus der früheren Identität (Seiner als fühlendes Ich mit dem gefühlten Höchsten) mittelst subjektiver Reflexion in sich hervorgegangen ist. Das Produkt der Reflexion erscheint nun als ein selbstständiges Andre (angeschaute Wahrheit) gegen das reflektirende Ich. Oder noch besser: das anschauende (reflektirende in sich) Ich ist zwar das ursprünglich die Wahrheit setzende Ich, aber wegen seiner Form der Unmittelbarkeit (und diese ist das subjektive Gefühl = Manifestation des Göttlichen) hat es den Inhalt nicht in Sich = er fällt in das Angeschaute (wiewohl ursprünglich von ihm gesetzt) nun hinein. Das Ich kann sich nun auf dieser Evolutionsstufe die Wahrheit nicht selber geben, es muß sie nehmen. Daher ist also Anschauen = Wahrnehmen = Glauben. Daher nun

Glaubenssphäre und ihre

Gegensätze = Volksglauben + Volksglauben; ihre Vermittlung = Weltglaube = Wahrheit (im Christenthum)

des Glaubens

Gegensätze = diesseits + jenseits (Wirkliches und Wunderbares). Vermittlung = im Unbegreiflichen = (Einheit des Wirklichen und Wunderbaren).

Woher diese Einheit? weil jene früheren Gegensätze nur entstanden waren durch ein sich Unterscheiden, das nur deßhalb ein Entgegengesetztseyn des Bewußtseyns war. Mit dem Aufheben der Gegensätze tritt nun auch Identität und Wahrheit im Bewußtseyn ein, folglich ist Wahrheit = Identität des Bewußtseyns. — Wir stehen nun beym

Uebergang vom Glauben zum Wissen.

Diese Identität geht nun über in die

Gegensätze (Wissen + Nichtwissen (Begreifliches + Unbegreifliches)
(Sich wissen + Gewußtes (Wahres + Unwahres).

Sich wissen aber ist ein Wissen des Unbegreiflichen, als eines Unwahren; daher liegt die

Vermittlung im wirklichen (wahren) Wissen = Gedanke.

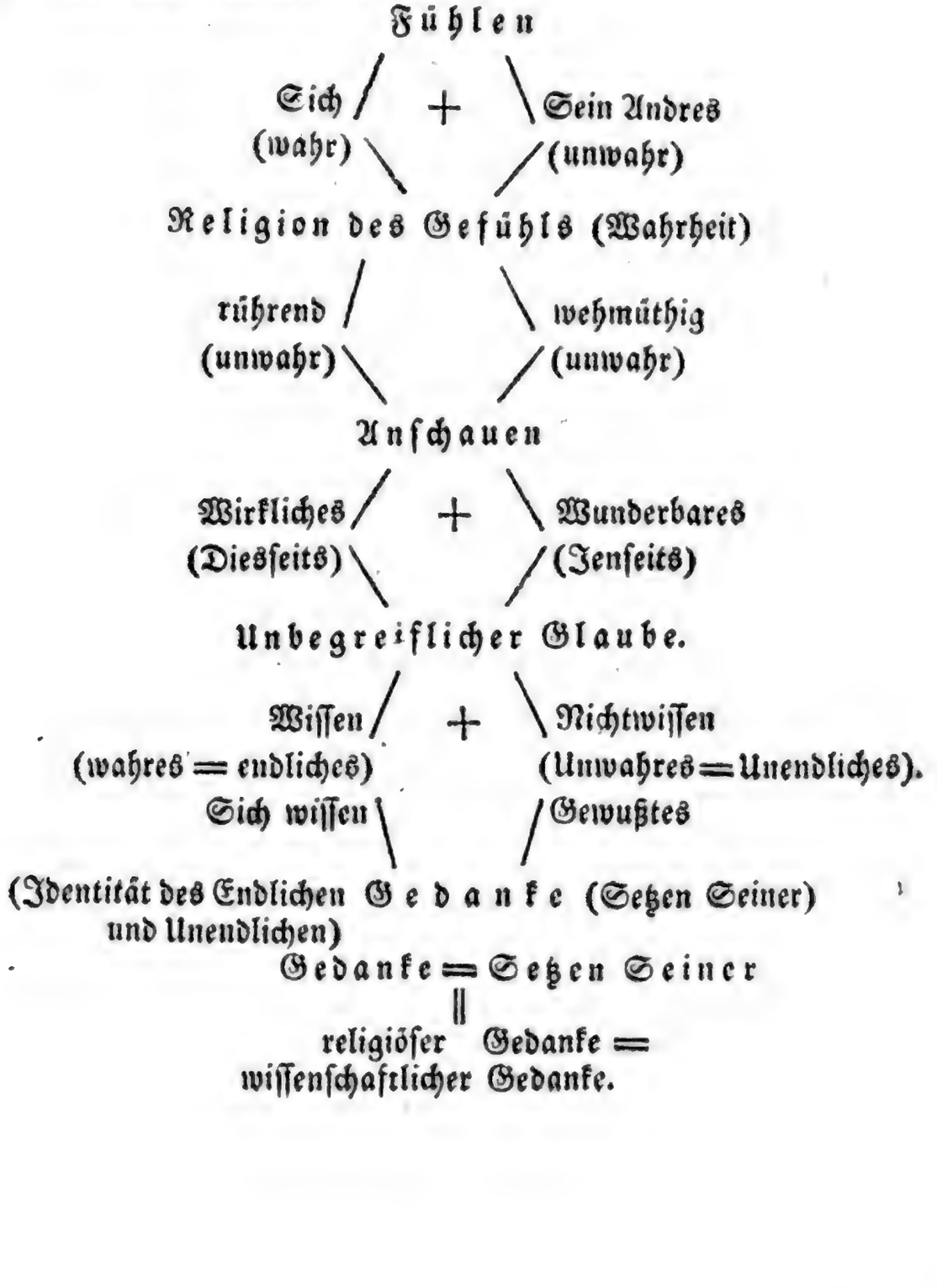
In diesem wird ein dreyfaches unterschieden:

1) ein Setzen = allgemeiner Gedanke (Gegensatzloses),
2) ein Gesetztes = Ist = negirtes Setzen = werdender Inhalt des Gedankens = Gegensätze,
3) die Identität beyder = negirte Negation = Vermittlung.

Zwey Negationen geben aber eine Affirmative, folglich ist: Identität = Konkretes = realisirter Gedanke = Religion des Gedankens = religiöser Gedanke. Zugleich Identität (des Unendlichen und Endlichen) = unendliche Vermittlung Seiner Selbst = wissenschaftlicher Gedanke.

Das Resultat der unendlichen Vermittlung (Religion) ist also Wissenschaft.

Der Stammbaum also des Göttlichen in seiner Menschwerdung wäre demnach folgender:



Besondere Aufmerksamkeit in dieser Genealogie verdienen wohl überall die Uebergänge, besonders aber der vom Wissen (rein subjektiv) zum Seyn (objektiv Wahres). Sich wissen = Sich als bestimmt bestimmend = Sich als bestimmt setzend = seine Existenz setzend = allgemeine Vermittlung = allgemeiner Gedanke = Setzen, specieller Gedanke = negirtes Setzen, konkreter Gedanke = Negation des negirten Setzen.

Das Schöpfungsräthsel wäre also gefunden. Es liegt theils in der Potenzirung des Formalen, theils in der doppelten Negation, die eine Affirmation erzeugt.

Wenn man aber aus jener Potenz die Wurzel zieht; so ergibt sich Null o, die ins Unendliche potenzirt nichts anders als sich selbst geben und setzen kann, und diese Null ist nicht nur das ursprüngliche Wissen als ein allgemeines, sondern gleich anfänglich schon das ursprüngliche Fühlen als ein Allgemeines. Und zwey Negationen geben nur dann eine Affirmation, wenn die erste etwas Reales negirt hat, nicht aber ein Nichts, das ins Unendliche negirt, immer sich selbst gibt, d. h. Nichts.

Unser Leben fängt so wenig mit einem allgemeinen Fühlen, als unser Wissen mit einem allgemeinen Gedanken an.

Konkret ist jenes wie dieses der Quantität nach, wenn auch der Qualität (dem Inhalte desselben) nach unbestimmt. Ja umgekehrt, das Konkrete muß lange Zeit in einem erwachenden Bewußtseyn die Stelle des Allgemeinen vertreten; so heißen Kinder alle männlichen Individuen Vater, und alle weiblichen Mutter, und Kindern ists zu verzeihen, wenn ihr Geist das Gemeinschaftliche leichter auffindet in den Erscheinungen, als das Besondere, welches dann ein Konkretes der Qualität nach ist.

Allein was blieb dem Verfasser nach seinen Voraussetzungen anders übrig, die einerseits darin bestehen: alles relative Seyn (Seele und Natur) als Besonderheiten des allgemeinen Geistes = göttlichen Geistes aufzustellen, der sich daher zu jenen verhält, wie das Genus zu seiner Species; andererseits aber darin, daß das Eine oder der Eine sich in allen seinen Werken und Zeugungen nur sich selbst setzt und wiederholt.

Den Beweis aber, daß diese Voraussetzungen seines Systems mehr als diese, d. h. reale Setzungen seyn, findet der Verfasser darin, weil sich sein System selbst beweist, indem es beweiset. Mit andern Worten heißt das aber so viel als: der durchgeführte Gedanke ist sich selbst Beweis — heißt den wesentlichen Unterschied zwischen formalem und realem Denken, zwischen realer und formeller Wahrheit aufheben; denn nur dann kann man mit dem Verfasser sagen, daß begrei-

fen: Warum etwas ein Unbegreifliches sey, dasselbe sey als: das Unbegreifliche begreifen; dann könnte man es aber auch dem Blinden nicht als Narrheit auslegen, wenn er in der Begreiflichkeit: warum er nicht sieht, die Möglichkeit des Gesichtes erblickte; es heißt: sich als unbedingten Rechtsfreund der Konsequenz aufstellen für den Fall, wenn sie als Ehrenhüterin der Wahrheit, diese mit Wissen und Willen an den Lügner und Mörder von Anbeginn verkuppelt hätte; das heißt den Naturhistorikern indirekte den Prozeß machen darüber: daß sie bisher die Sphinx und den Phönix noch nicht einregistrirt haben; das heißt endlich, vielleicht allen denen, die ähnliche Einwendungen machen, antworten wie einst das Pferd in der Fabel dem Esel: du bist für meine Fehler viel zu klein. Es mag seyn, es mögen aber auch nur Gimpel gewesen seyn, jene Vögel, die, nach der Sage, die gemalten Trauben des Malers für lebendige gehalten haben, oder der Maler muß mehr als das Kolorit verstanden haben.

Nun muß zwar Recensent gestehen, daß die vorliegende Arbeit des Verfassers allerdings ein Kunststück, vielleicht auch ein Meisterstück (auch ohne Vorwort des Meisters) zu nennen sey (wenigstens in Vergleich mit seinem Nachbar), allein zum Kunstwerke gehet ihm gerade so viel ab, als dem Taschenspieler zum Thaumaturgen.

Wer sich aber heut zu Tage noch beyfallen läßt, seinen Zeitgenossen Kunststücke als Wunderwerke aufzutischen, der muß sich gefallen lassen, wenn diese aufhören den Taschenspieler zu bewundern, und anfangen den Pseudothaumaturgen indessen zu bemitleiden, bis er als ägyptischer Schwarzkünstler seinen Moses, so wie seine Weltseele ihr Gegengift — die eherne Schlange am Kreuze in der Weltwüste — findet.

Wenn das Urtheil des Recensenten in der Vorhalle des Systems gegen die Regel vielleicht breiter und länger ausgefallen ist, so geschah es keineswegs in der Absicht, um das Urtheil den Lesern als Vorurtheil unterzuschieben, sondern um ihnen den Weg durch die Vorhalle ins Allerheiligste zu erleichtern und abzukürzen, da wohl jene Saltus mortales des Verfassers den Lesern oft wieder aufstoßen werden, aber ohne Bemerkung des Recensenten, außer in sehr dringenden Fällen, wie er verspricht. Wir stehen jetzt bey des Werkes

II. Abtheilung.

Unmittelbare Entäußerung des menschlichen Geistes zum göttlichen Wesen als die, jener Manifestation der Religion entsprechende Wissenschaft des Gefühls, Glaubens und Gedankens.

Durch diese Entäußerung wird der Geist des Menschen zum wesenhaften Geist; so wie durch eben dieselbe das göttliche Wesen ein geistiges Wesen, da nämlich beyde Entäußerungen Manifestationen eines und desselben Wesens sind, wovon die erste als Religion, den Inhalt der Wissenschaft gibt, so wie die zweyte als Wissenschaft der Religion die Form ertheilt, und zwar die einzig wahre = inhaltsvolle mit dem Inhalte identische Form = Bewußtseyn der Religion über sich selber, welches daher beginnen muß als

1. Wissenschaft des Gefühls.

Warum? weil das Gefühl die unmittelbarste Form des Göttlichen in seiner Entäußerung ist (enthaltend Wahrheit und Wissen).

Das Gefühl als Inhalt hat zur Form die Wissenschaft, in so fern diese das Bewußtseyn ist: daß das Gefühl (an und für sich) die Wahrheit sey. Dieses Bewußtseyn ist nun dreyfach.

A. Das reflektirende Fühlen.

Das fühlende Ich weiß von seinem Inhalte, dem Gefühle, als einem Gegenstande, daher

a) seine Unterschiede: das fühlende Ich, als Reflexion auf sich, hat und ist Gefühl. — Das fühlende Ich, ohne Reflexion, ist bloß Gefühl, daher ferner
b) seine Bestandtheile: Gefühl im Allgemeinen = Unbestimmtes. Seine Beziehung aufs Gefühl = Bestimmtes; daher endlich
c) die Wirkung. Das fühlende Ich hat in der Reflexion aufgehört, sein Andres außer Sich zu haben. Diese Beziehung ist nun Vermittlung (reflektirende).

B. Gefühltes Wissen.

Das Wissen ist hier noch nicht in seiner wahren Form, weil das Wissen noch nicht gewußt, sondern nur gefühlt wird. Sein Inhalt ist die Religion des Gefühls, daher seine

Bestandtheile:

Das fühlende Ich hat nicht bloß im Allgemeinen Gefühl, sondern hat das höchste Gefühl = Religion des Gefühls.
Das fühlende Ich weiß von sich: daß sein Fühlen das höchste Gefühl sey =
— — — weiß sich als das Höchste =
— — — weiß: daß das Höchste nur könne empfunden werden.
Das fühlende Ich beweiset sich: im Berufen des Ichs auf sein Gefühl als das Wahre und Höchste.

Das fühlende Ich widerspricht sich: ohne dies Höchste, Nichts zu seyn, und zu haben.

In diesem Berufen täuscht es sich also selbst, denn es weiß nicht den Widerspruch.

In diesem Berufen geht zugleich das fühlende Ich (im gefühlten Wissen) schon über sich hinaus, es sucht sich zum Wissen der Wahrheit zu gestalten, die Form zur Identität mit dem Inhalte zu erheben.

C. Wissen des Gefühls.

Die Form des Gefühls ist nur das philosophirende Bewußtseyn = Reflektiren nicht bloß auf, sondern auch über das Gefühl = dem Gefuhle (als Inhalte) wissenschaftliche Form ertheilend.

Seine Aufgabe = das höchste Gefühl identisch mit dem fühlenden Ich: als das Wahre zu wissen.

Allein in diesem Streben: das Gefühl als das Wahre zu wissen, kommt das Ich nicht über sich hinaus, weil die Wahrheit ist = Identität des fühlenden Ichs mit seinem Gefühle = Vermittlung beyder durchs Gefühl. Eine gefühlte Wahrheit aber ist so viel als keine, weil sie als solche noch nicht begriffen, wiewohl gewußt wird. Daher

Seine Aussage: das Wahre sey unbegreiflich, d. h. es wisse: daß das Wahre das Unbegreifliche sey, ein Widerspruch ist.

Daher ist das Gefühl als Wissen ein Unwahres und Gefühl als solches ein Wahres, so die Aussage beyder wahr und unwahr.

Wissenschaft des Gefühls ist daher vermeintes Wissen, weil Unwahres = Nichtwissen ist.

Dieses Wissen ist daher ein Sollen, ein Streben: die Form des Inhalts zum thätigen Bestimmen zu erheben. Aber fruchtlos!

Warum? des Wissens Inhalt ist noch = Unbestimmtes + Bestimmtes (Negation des Unbestimmten) = Gefühl + fühlend Ich.

Allein die Negation ist noch keine aufgehobene Negation, weil das Bestimmte selbst noch unbestimmt ist. Daher ist auch seine Wahrheit (= Identität beyder) noch keine wahre, weil die Einheit noch keine positive, sondern nur negative ist.

Negative Einheit = Ein sich auf sich Beziehendes = Ein in sich reflektiren des Unbestimmten und Bestimmten = Glaube = das in der Bestimmtheit Unbestimmte.

Die kürzeste Uebersicht wäre folgende:

a. Reflektirendes Fühlen.

Das fühlende Ich weiß vom Gefühle = hat + ist Gefühl.

b. Gefühltes Wissen.

Das fühlende Ich weiß vom Gefühle als dem Höchsten =
— Sich als das Höchste
— daß das Höchste nur gefühlt werden könne =
— daß das Höchste nicht begriffen werden könne.

Das fühlende Ich widerspricht sich, im Beweise = im Berufen auf sich, und geht in diesem Berufen über sich hinaus, wird

c. Wissenschaft des Gefühls

scheinbar, denn es will wissen: daß das höchste Gefühl (als identisch mit dem fühlenden Ich) die Wahrheit sey. Die Identität = Wahrheit wird aber noch nicht gewußt, sondern nur gefühlt.

Es ist noch keine positive Vermittlung der Gegensätze des Unbestimmten + Bestimmten vorhanden, weil die Negation (des unbestimmten Fühlen) als Bestimmtes (fühlend Ich) noch nicht selbst negirt worden ist, um ein Positives = Affirmatives zu geben.

Die Leser werden wohl gefunden haben, daß die im obigen I. Abschnitte entdeckten Handgriffe hier im II. wiederkehren. Wer aber in dem Satze: daß es ein Wissen um das Gefühl (als das Höchste) aber kein Begreifen desselben gäbe, einen absoluten Widerspruch findet; der hat früher schon einen Widerspruch darin gefunden, daß es außer dem Ich etwas Anderes als sein Anderes gebe, so wie einen Widerspruch darin: zwischen Wissen: daß Etwas sey, und zwischen Wissen: Was etwas und wie etwas sey, einen andern als quantitativen Unterschied zuzulassen. Der sieht in jenem als solchen schon die Möglichkeit von diesem und in diesem das nothwendige Produkt von jenem.

Der läugnet im Grunde ein Höchstes in der Idee, das als solches wohl gewußt, aber nicht mehr begriffen werden kann, eben weil es keine Subsumtion unter ein Höheres zuläßt.

Dem ist Wissen und Begreifen einerley, dem ist das Unterscheiden einer Sache (als eines Dritten von der Vorstellung, und dem Vorstellenden) Eins und dasselbe mit Begreifen derselben unter einem vierten Höhern; der gedenkt sein Ich zu begreifen, weil er unterscheidet, und er kann es allerdings, wenn er zuvor alle wesentliche Unterscheidung des Ich und Nicht ich als baare Täuschung ergriffen, und beyde auf der Folterbank der Reflexion zu einem durchsichtigen und durchlöcherten Begriffe ausgespannt hat.

2. Wissenschaft des Glaubens.

Ihr Inhalt ist die Wahrheit des Glaubens, ist das Streben, den Inhalt (im Glauben) zur freyen Form zu befreyen. Und in diesem Streben ist sie ein dreyfaches.

A. Wesenhaftes Wissen.

Dieses besteht darin: den Glauben als gegebene Wahrheit für Wahrheit an und für sich zu nehmen.

Es besteht also noch nicht darin: den Inhalt des Glaubens selbst zu produciren.

Sein Ursprung. Die Bestimmtheit des Glaubens als Negation der Unbestimmtheit im Gefühle geht in eine zweyte Negation über. Diese Negation ist das Setzen Seiner als bestimmten Wissens überhaupt. Das Wissen von dem Glauben (als der Wahrheit) ist Form des Glaubens. — Glauben und wesenhaftes Wissen sind also noch identisch.

B. Erscheinendes Wissen.

Dieses besteht in einem Aufgehobenwerden jener Identität; der Glaube wird aufgehoben als gegebene Wahrheit, und fängt an lebendig zu werden im Sich erzeugen (im Erzeugen seines Inhaltes).

Dieses verhält sich zum wesenhaften Wissen wie Form überhaupt zum Inhalte (der hier noch identisch ist mit Glauben).

Bey der Wahrheit ist ihre negative Einheit, in welcher Form und Inhalt als für sich, und gegen einander bestehen, und dieses gibt

C. das Wissen des Glaubens.

Hier wird das gläubige Bewußtseyn zum philosophischen (weil es den Glauben nicht bloß weiß, sondern als Wahrheit weiß). — Der Glaube ist Objekt des philosophirenden Bewußtseyns.

Das philosophirende Bewußtseyn kommt aber über das gemeine Bewußtseyn nicht hinaus. Die Wahrheit steht ihm noch gegenüber als ein Unbegreifliches = Jenseitiges von Ich und Welt = Unwirkliches Nichtgegenwärtiges.

Gegen jenes Unbegreifliche als das Ansich ist Ich und Welt ein Verschwindendes, folglich auch das Erkennen desselben ein eitles Streben.

Nun aber ist der Kulminationspunkt für das Bewußtseyn erreicht, denn jenes Verschwinden geht über in ein Zusichkommen.

Das Bewußtseyn gibt auf, den Glauben als Unwirkliches, und hat nur Sich selber noch, und durch sich erringt es also die Wahrheit.

Die Wissenschaft des Glaubens manifestirt sich als Wissenschaft des Gedankens.

Hier sey Recensenten nur diese Bemerkung erlaubt. Ein Jenseitiges An sich als Unbegreifliches (in Betreff seines modi existendi bloß) involvirt noch keineswegs ein Verschwinden des Ich und der Welt, folglich ist auch das Erkennen des Unbegreiflichen (als Wissen daß es als solches existirt) noch gar kein eitles Streben. Mit diesem aber fällt der Kulminationspunkt, die goldene Brücke seines Systems, um vom Glauben als gegebener (und zunehmender) Wahrheit hinüber ins Asyl und Heiligthum aller Wahrheit, ins Ich sich zu schleichen.

Und im Falle der Verfasser keinen Glauben beymessen wollte unserer Behauptung ohne bessere Unterstützung; so möge er wissen, daß ihre kategorische Aufstellung nur nach dem Muster des Verfassers geschah.

3. Wissenschaft des Gedankens.

In dieser wird die absolute Form des Glaubens (in welcher sein Inhalt (Wahrheit) ein Unbegreifliches, Bestimmungsloses) zur inhaltsvollen Form = Identität der Gewißheit und Wahrheit.

Die Realisirung aber der Wahrheit (Wissen) mittelst des denkenden Bewußtseyns geschieht allmählich, und ist daher in der Form des subjektiven Gedankens.

A. Inhaltloses Wissen.

Dieses hat vor der absoluten Form des Glaubens nichts voraus, als das Streben nach Verwirklichung seines Inhalts als Wahrheit.

Und dieses Streben ist jetzt nur ein Streben: Gottes Daseyn zu beweisen.

a) Nothwendig ist dieses Streben: weil (in der absoluten Form) die Wahrheit nicht mehr eine gemeine Wirklichkeit = gegenständlich ist; folglich ihr Inhalt errungen werden muß vom Bewußtseyn. Aber eben deßhalb ist der Inhalt der Form nur ein subjektiver Gedanke des philosophirenden Bewußtseyns, daher ist es

b) Inhaltsloses Wissen von Gott. Eben deßhalb geht auch sein Streben mehr auf die Existenz Gottes als auf die Erkenntniß Gottes.

Die Natur solcher Beweise aber besteht darin, daß in ihm

a) der Begriff Gottes vorausgesetzt wird; diese Voraussetzung ist

b) nichts anders als die Möglichkeit, daß ein Gott sey.

Das Resultat dieses Beweises aber ist: daß das Bewiesene die Natur des Beweises annimmt, folglich Gott nur

als bloßer Gedanke (des subjektiven Bewußtseyns) existirt, weil die Möglichkeit selbst nur ein subjektiver Gedanke ist.

Von der einen Seite ist also Gott nur dadurch der höchste Gedanke, weil das subjektive Bewußtseyn die Möglichkeit Gottes dazu erhebt.

Von der andern aber geht der Gedanke selbst (als der höchste) über das Bewußtseyn hinaus, ist absoluter Gedanke, weil ihn das Bewußtseyn nur durch die Negation Seiner vermag.

Der absolute Gedanke aber faßt Alles in sich = Inhalt, der sich seine eigene Form zugleich ist, d. h.

B. Inhaltvolles Wissen.

Dieses ist unmittelbares Denken, wegen unmittelbarer Einheit des Inhalts und der Form, daher seine Wahrheit selber.

Von ihm wird selbst das philosophische Bewußtseyn geleitet. Wie aber?

a) indem dieses nicht mehr den subjektiven Gedanken für den Begriff nimmt, sondern den Begriff (in der Form der Allgemeinheit) als allgemeinen Gedanken, aus dem es sodann die Existenz beweist.

Dieser allgemeine Gedanke existirt zwar (ohne alle Beziehung auf ein Bewußtseyn) in ihm selber, aber seine Existenz (als seine Realität) ist seine Bestimmtheit und umgekehrt, seine Bestimmtheit ist seine Existenz.

Kurz das Bewußtseyn erklärt Existenz und Wesen Gottes als identisch (in dem Beweisen des Daseyns Gottes aus dem Begriffe).

b) Allein diese Identität ist nur noch eine formelle, der Begriff selbst nur noch ein sich manifestirender, aber noch nicht manifestirter

In den Beweisen vom Daseyn Gottes beweist das Bewußtseyn noch nicht die Nothwendigkeit des sich zu seiner Existenz bestimmenden Wesens. Und warum noch nicht? weil es die Besonderheit der Allgemeinheit (= Realität der Existenz) im allgemeinen Gedanken (als identisch mit ihm) noch aufgehoben hat. Daher muß das philosophische Bewußtseyn

c) den allgemeinen Gedanken (Existenz) von der Realität unterscheiden, und zugleich diese Trennung als eine nichtige darthun.

Dieser aufgehobene Unterschied ist = Aufhebung des allgemeinen Gedankens zur Realität = der Begriff in seiner

Realität ist ein Sich-Negiren = der Begriff hat sich als Reales manifestirt, sich als Reales bewiesen.

Bisher also wäre die Trennung, aber noch nicht die Nichtigkeit derselben dargethan. Und dieß geschieht:

d) durch die Negation des negirten Begriffes, wodurch der Realität (als Negation des Begriffs) der Begriff zurückkommt. Die Hauptsache ist hier: reelle Identität, oder Vermittlung zwischen Realität und Begriff (zwischen Inhalt und Form), und diese kommt faktisch zu Stande, in den Beweisen von Gottes Daseyn. Wie aber?

Wenn Gott als bloßes Daseyn negirt, und nur so wieder hergestellet wird.

Der Beweis besteht nun nicht bloß darin: daß Gott sein Daseyn ist (oder der Begriff seine Realität ist) sondern auch: daß Gott von seinem Daseyn unterschieden und Er selber dieses Unterscheiden sey, d. h. die Einheit Seiner und seines Daseyns = Identität des Begriffs und der Realität = inhaltsvolles Wissen, welches eins ist mit

C. dem Wissen des Gedankens.

Ist Wissen erfüllt mit Wahrheit = Identität der Form und des Inhalts. Das philosophische Bewußtseyn beweist nun: das Daseyn Gottes als die Wahrheit selbst (= Wahrheit an und für sich).

Sein Standpunkt ist, daß das philosophische Bewußtseyn seine Gewißheit selbst sey.

Der Beweis dafür lautet: Sein Seyn ist sein Denken = Denken seine Wahrheit. Sein Denken ist sein Wissen. Er weiß sich als Denken. Er weiß sich als wissend. Er weiß sich als gewiß = Er ist sich seine Gewißheit.

(So muß Wahrheit mit Gewißheit zusammenfallen, um absolute Gewißheit zu seyn.)

a) Beweisart vom Daseyn Gottes. Das zu Beweisende (Gottes Daseyn) ist selbst schon Wissen, weil es ein Wissen des Gedankens ist, und weil es dieses, so ist es auch gewiß. Aber wie? Denn in diesem Wissen weiß er selber von Sich = Gott ist als Wissen. Seyn als Wissen ist = gewisses Wissen.

b) Das philosophische Bewußtseyn ist aber nicht sich selber der Begriff, weil es nicht Sich selbst zum Inhalte hat, d. h. es weiß daß es Wahrheit erkennt, ohne die Wahrheit selbst zu seyn.

Gewißheit + Wahrheit sind noch nicht identisch in ihm.

c) Folge davon ist, daß das Bewußtseyn die Gewißheit seiner selbst bleibt.

Die Vernunft aber Ihrer selber gewiß ist = sich selber bestimmend = Wahrheit bestimmend.

Aber die Wahrheit von der Vernunft allein producirt, gesetzt, hat auch nur in der Vernunft ihre Existenz — bleibt eine unwahre Existenz, so lange sie in dieser Vernunft verloren bleibt.

d) Endresultat. Daher ist die unmittelbare Einheit der menschlichen Natur und des göttlichen Wesens aufgehoben = folglich die Wahrheit selbst veräußert worden, folglich Religion und Wissenschaft entzweyet. Bisher der Verfasser — und dieß der Gewinn, den Gefühl und Glaube aus der Revue des Gedankens über sie, mit nach Hause bringen.

Es ist Jammerschade, daß die schöne Seifenblase des inhaltsvollen Wissens so bald zerplatzt ist; sie scheint vom Winde zu voll gewesen zu seyn. Es scheint also nicht rathsam zu seyn, um über den bloß subjektiven Gedanken Gottes (und inhaltsvolles Wissen) hinauszukommen zu einem absoluten Gedanken, den subjektiven Gedanken als Begriff zu verlassen, und dafür den Begriff als absoluten Gedanken anticipando aufzustellen.

Denn es scheint wenigstens nun, daß jener subjektive Gedanke Gottes mehr sey als bloßer Begriff, diesen als bloße Möglichkeit (Gottes) aufgestellt? Der Verfasser hat hier abermal unterlassen, die bloß logische formale Möglichkeit von der metaphysischen realen Möglichkeit zu unterscheiden, von denen die letzte sich immer auf ein Reales als ihr Fundament bezieht, folglich auch hier der Gedanke Gottes als Begriff, der keineswegs bloß gewonnen wird durch reine Negation des Bewußtseyns. Gerade umgekehrt darf das Bewußtseyn jenen Begriff nie meistern, um sich selbst zu affirmiren. Er ist also Vernunftidee, mit der die Vernunft selbst steht und fällt. Ist aber einmal der Schritt geschehen, und der Begriff als absoluter Gedanke aufgestellt und muß sich von ihm selbst das philosophische Bewußtseyn leiten lassen; so begreift man wiederum nicht: wie das Bewußtseyn gegen seine Vormundschaft auftreten könne in der Unterscheidung, daß es zwar wohl Wahrheit erkenne, aber nicht selber Wahrheit sey, nachdem doch jene Behörde kurz vorher unter der Firma des absoluten Gedankens, Gott als Einheit Seiner und seines Daseyns promulgirt hatte, d. h. daß er zwar unterschieden sey von seinem Daseyn, aber das Unterscheiden selber sey, d. h. als Wissen existire, im Gedanken Gottes, von sich selber wisse und deßhalb gewisses Wissen sey.

Das philosophische Bewußtseyn (das höhere) protestirt also gegen das Axiom (eines noch höheren): daß Gewißheit und Wahr-

heit identisch seyn müssen, um die absolute Wahrheit zu konstituiren.

Wir wollen nun sehen: ob und wie jene Protestation gehoben wird. Und wiewohl nach der Aussage des Verfassers die Versuche der Vernunft: selbst Wahrheit zu produciren, den Weg bahnen sollen zur Aufhebung der Protestation des philosophischen Bewußtseyns; so sind doch nur jene von Bedeutung für unsern Zweck, die der Hauptsache selbst näher liegen. Den Lesern wird daher mit einer baldigen Auflösung des Räthsels, Religion und Wissenschaft den ewigen Frieden zu verschaffen, wenigstens vor der Hand mehr gedient seyn, als mit einer detaillirten Geschichte des Bürgerkriegs im Gebiete der Religion und Wissenschaft unter der Anführung eines Kant, Fichte und Schelling. Uebrigens hat der Verfasser auch in dieser Abtheilung wieder seine alte Wünschelruthe springen lassen. Zwey Negationen müssen uns immer noch eine Affirmative verschaffen ohne Rücksicht, was die erste negirt hat, und die Lüge, von ihm auf die dritte oder fünfte Potenz erhoben, wird alsobald zur Wahrheit, wie zu sehen war im Beweise: Daß das philosophische Bewußtseyn seine Gewißheit selber sey, wo zwischen formaler (subjektiver) Wahrheit und realer (objektiver) Wahrheit (um die es sich doch hier allein handelte) abermal nicht unterschieden wurde — ein Unterschied, den er doch selbst in der Idee keineswegs läugnen wird, weil er ihn selbst so oft machet.

Recensent steht nun (mit Uebergehung des Abschnittes: Die Religion in ihrer Entzweyung) bey der Wissenschaft in ihrer Entzweyung, welcher Abschnitt um so weniger übergangen (wenn auch nur kurz berührt) werden könnte; da vom Wissen eigentlich das Heil für die Religion und Wissenschaft zu erwarten steht.

Wissenschaft in ihrer Entzweyung

Ihr fehlt das freye Princip = Wissen identisch mit Wahrheit. Dafür besitzt sie das unfreye = Wissen behaftet mit Subjektivität. Dieses zerfällt 1) in die Wissenschaft des kritischen Erkennens (unter Kant), welche sich dann 2) mittelst der Wissenschaft des Wissens (unter Fichte) endlich als Wissenschaft des absoluten Erkennens (unter Schelling) manifestirte.

Den wissenschaftlichen Bestrebungen Kants (die er in endliches, unendliches und intuitives Erkennen abtheilt) und als deren Gegenstand er angibt: das eigene Erkennen der ihrer selbst gewissen Vernunft mittelst Reflektiren auf sich selbst), macht er überhaupt den Vorwurf, daß sie ihren Inhalt (und ihre Wahrheit zugleich) in ein Jenseits (= Inhaltsloses = Unerkennbares = Unvernünftiges) setzen, statt den Begriff der Wahrheit aus der Vernunft selbst zu erzeugen.

Ferner, daß das Denken (= Ich) in ihnen kein synthetischer Satz a priori, und deßhalb kein Unendliches sey; daher komme es sodann, daß diese Vernunftform eines äußerlich Gegebenen (= Erfahrung) benöthige, um zum synthetischen Satze a priori zu gelangen. Die Vernunft setze also das Gedankenlose = Unwahre voraus, um zum Gedanken, zur Wahrheit (Syntheſe a priori) zu gelangen. Von dieser Hauptanklage ergeben sich leicht die Anklagepunkte für jede besondere Erkennungsart.

Die Wahrheit (= Jenseits) fürs Erkennen (= Diesseits) ist fürs sinnliche Erkennen = ein An-sich, fürs übersinnliche Erkennen = ein Für-sich.

Die Wahrheit ist also noch = der von seiner Realität getrennte Begriff = leere Form.

Ihr fehlt noch ihre Bestimmung: gegenseitige Durchdringung des Sinnlichen und Uebersinnlichen (des An-sich und Für-sich, des Jenseits und Diesseits).

Daher endlich der Anklagepunkt für das intuitive Erkennen, in so fern es jene Vermittlung (als Aufhebung der Trennung) nur als eine formelle Einheit (nicht reelle) zu Stande bringt, die synthetische Einheit der reinen Apperception im intuitiven Verstande ist noch keine Einheit des Denkens und Schauens.

Die Idee des intuitiven Verstandes (jene Einheit nämlich) bleibt daher in ihrer Ueberschwenglichkeit fürs Erkennen ein bloßes Sollen. Diesem Sollen haben sich nun zwar die wissenschaftlichen Bestrebungen Fichtes genähert, aber es nicht erreicht.

Das Princip seiner Wissenschaft ist: das Ich. Im Ich ist Denken = Seyn, und Seyn = Denken, folglich

Ich = Identität Seiner selbst (= des Denkens + des Seyns).

Dieß die Annäherung zur Lösung der Aufgabe.

Das Hinderniß aber, welches der Verfasser ihm zur Last legt, ist: die Antitheſe der Syntheſe des Ichs.

Ich als Identität mit Sich = Unendliches = reines Wissen = Syntheſe.

Ich als unterschieden von sich = Endliches = Nichtwissen = Antitheſe.

Ich als Wissen Seiner, ist zugleich eine Negation Seiner = Nichtwissen, ja es ist nur in so fern Jenes, als es dieses ist und umgekehrt. Die Folge davon ist: daß die obige Aufgabe: Uebereinstimmung zwischen Unendlichem und Endlichem

nie realisirt werden kann. Das Ich als Unendliches strebt daher vergebens: Sich im Endlichen (Nichtich) zu erfassen.

Daher endlich der Vorwurf, den er beyden Systemen macht, nämlich: daß sie ihre Gegensätze nicht überwinden, jedoch das Letztere mehr als das Erstere, wiewohl beyde von einem Punkte: von transcendentaler Einheit des Bewußtseyns ausgehen.

Denn nach Fichte ist die Mitte des Gegensatzes doch kein Vorausgesetztes (wie nach Kant: Gott), sondern Ich (als Setzen Seiner) die Mitte selber zwischen getheiltem Ich und getheiltem Nichtich (= sich Setzend + Gesetztes) = (Gedanke + Gedankenloses), folglich Ich = Einheit des Subjektiven + Objektiven = (Begriff identisch mit Anschauung). Freylich ist diese Identität nur eine formale im Betreff ihres gemeinsamen Ursprungs, die Einheit nur eine negative, weil der eine Gegensatz als Gedankenloses die Negation des Gedankens ist. Daher endlich der Vorzug, den der Verfasser den wissenschaftlichen Bestrebungen Schellings einräumt, von denen jetzt die Rede.

Wenn Recensent den Lesern von den Ansichten des Verfassers über dieses System mehr mittheilt, als er es in Betreff der übrigen that; so geschieht es nur deßhalb, weil dieses System die Basis ist, auf welche sich fußend, der Verfasser sich über dasselbe hinaus erhebt, folglich ohne Kenntniß des Grundes das Urtheil über das Gebäude sehr unzureichend ausfallen müßte.

Wissenschaft des absoluten Erkennens.

Ihr Vorzug ist: daß sie die Reflexion der frühern zwey überwunden, indem sie die absolute Vernunft selbst als ihr Princip aufstellt. Jene also = Einheit des Subjektiven und Objektiven = Indifferenz ist. Sie zerfällt also in ein

a. Unendliches Erkennen.

Seine Form ist absolute Vernunft als Indifferenz, weil außer der Vernunft Nichts erkannt werden kann, Alles in ihr enthalten ist.

Unendlich ist es, weil überhaupt nicht subjektiv. Seyn und Wesen der absoluten Vernunft ist = absolute Identität, weil nur in so fern Etwas an sich seyn kann, als es absolute Vernunft = absolute Identität ist.

Dem Wesen nach ist Alles = absolute Identität.

Das Erkennen derselben ist nur Form ihres Seyns. Mithin Selbsterkennen = unendliches Erkennen = unendliches Setzen Ihrer als des Realen und Idealen (Objektiven und Subjektiven).

Dieses Setzen ist ein Setzen ohne Gegensatz, weil die abso-

lute Identität in beyden unbedingt gesetzt ist, daher ist bloß das Setzen Ihrer = quantitative Differenz.

Mit dem Gesetztseyn der quantitativen Differenz außerhalb der Totalität ist zugleich in der Totalität, quantitative Indifferenz gesetzt.

Und in Bezug auf die Totalität ist jede Seite des Gegensatzes = relative Totalität.

Daher die reelle Seite des Universums = Ineinsbildung des Unendlichen ins Endliche = Natur (bewußtloser Geist). Und die ideelle Seite desselben = Ineinsbildung des Endlichen ins Unendliche = Geist (bewußtvolle Natur).

Die menschliche Vernunft in ihrer Differenz (theoretische und praktische) ist aber keine wahrhafte Darstellung der absoluten Identität, weil in jener diese nicht an sich sondern nur in einer Differenz (erscheinendes An sich) zum Vorschein kömmt. Daher zerfällt dieselbe Wissenschaft in

b. Erscheinendes Erkennen.

Dieses ist die unmittelbare Negative des unendlichen Erkennens, daher als Selbsterkennen der absoluten Identität (absolute Indifferenz) nur Schein.

Warum? weil die absolute Identität als Indifferenz nichts anders ist als Einheit in der Differenz.

Indifferenz (als absolute Identität) ist also = Einheit in den Unterschiedenen. Aber diese Unterschiedenen (Gegensätze) sind nicht nothwendig manifestirt aus der Indifferenz; sondern als Manifestationen (Differenz) bloß vorausgesetzt; folglich mit der Differenz zugleich auch die Indifferenz vorausgesetzt.

Warum? weil die Indifferenz als solche nur in der Differenz existirt und nicht außer ihr.

Resultat aus dem Bisherigen ist also

a) Vorausgesetzte Wahrheit ist keine absolute Wahrheit. Diese ist nur ein vom Erkennen Gesetztes.

Kurz: Das Erkennen hat sich vorausgesetzt, um einen Anfang des Erkennens zu gewinnen. Das Absolute ist noch kein Sichselbstsetzen.

b) Wegen Voraussetzung der absoluten Identität ist auch die Identität des Denkens und Seyns vorausgesetzt.

Wie so? Indem jede quantitative Differenz sich selber als fixen Gegensatz darstellet. Die Identität des Idealen und Realen ist nur formelle.

Daher ist auch der ideale Gegensatz nicht die Wahrheit des Realen, sondern jenes ganz dasselbe was dieses ist.

So steht es also nach dem Verfasser mit der Erkenntniß der Wahrheit in Schellings Weltansicht.

Woher kömmt nun Abhülfe?

Unser Verfasser glaubt sie gefunden zu haben: in der Erhebung des endlichen Erkennens zum spekulativen, wovon dieses zwar nicht mehr der Wissenschaft des absoluten Erkennens angehöre, weil es die Potenz sey des (unendlichen) Selbsterkennens. Die bisherigen Einwendungen des Verfassers gegen Schellings Lehre sind eben nichts Neues und Unbekanntes.

Andere vor ihm haben sich kürzer so ausgedrückt:

Ist alle Vernunft eine Modifikation des Absoluten, so kann sie eben nichts Absolutes aussagen von jenem Absoluten. Alle Aussage ist selbst nur wieder ein Modificirtes (ein rein Subjektives = Nichtiges).

Es hat sich also von jeher bey diesem Systeme darum gehandelt: Die Intelligenz (das Ideale) als Wahrheit des Realen zu retten.

Was hat nun der Verfasser dafür geleistet.

Seine Procedur ist folgende:

Das Ideale wie das Reale ist: das Aufheben Seiner Selbst.

Wie so? Weil jedes von Beyden, die Einheit Seiner und des Andern ist.

Oder: jedes hat an ihm selbst sein Anders. Ueber sich hinaus ist jedes ein Beziehungsloses.

Das Reale hebt sich also selbst auf, hat die Negation an ihm selber, d. h. die Bestimmtheit des Realen gegen das Ideale verschwindet.

Das Ideale als über das Reale übergreifend, ist nun aber dadurch in sich selber zurückgekehrt. Ist Negation der Negation = Position.

Das Ideale ist nicht mehr ein über sich hinausgreifendes, weil das Reale als nichtig sich erwiesen. Ideales ist also = für sich seyend = sich selbst bestimmend = Wahrheit des Realen. So der Verfasser einstweilen. Allein, wem muß nicht gleich einfallen, daß dasselbe, was der Verfasser vom Realen aussagt, auch vom Idealen ausgesagt werden müsse, und daß im Idealen so wenig wie im Realen ein Grund vorhanden ist zu dieser Einseitigkeit, da ja Beydes das Aufheben Seiner selbst ist. Auf demselben Wege könnte man auch darthun: daß das Reale die Wahrheit des Idealen sey. Aber wie schon oft bemerkt, so auch hier wieder: das Reale mußte der Verfasser früher sich negiren lassen, damit das Ideale als Negation, also mit Inbegriff

der ersten im Realen, eine doppelte und so eine Affirmation bilde. Und da muß man doch ausrufen: Risum teneatis amici, oder si tacuisses, Philosophus (saltem Mathematicus) mansisses. Zwey Negationen einer und derselben Größe geben wohl eine Affirmation, aber nicht zwey Negationen von zwey verschiedenen Größen.

Doch wir wollen den Verfasser weiter vernehmen. Die Bestimmtheit des Idealen (sein Charakter) ist nun also das reine Negiren des Realen.

Das Ideale ist nicht für ein Anderes, sondern für sich das Ideale, folglich Wahrheit des Realen.

Daher war das unendliche Erkennen sich nicht selbst die Wahrheit, weil es in ihm nur zur ersten Negation, d. h. des An-sich im Realen gekommen war, nicht aber zur Negation des Scheines, d. h. des Noumenon und Phänomenon. Indessen ist das spekulative Erkennen erst das Werden der Spekulation überhaupt und zugleich die Wahrheit der Reflexion durch Ueberwindung des Ansich und des Erscheinens desselben.

Wie so? In seiner Methode stellt sich nämlich die Begriffs-Einheit als Gesetz dar — weil das Allgemeine (des Begriffs) in seiner Negativität (Besonderheit) sich auf sich beziehend erkannt wird.

Und zwar auf folgende Weise:

a) In dem Ausschließen (Negation des Allgemeinen) tritt an der absoluten Indifferenz der Gegensatz (Differenz) hervor, so daß die einander Entgegengesetzten im Gegensatze, in der Indifferenz, die Vorausgesetzten sind.

b) Die Gleichgültigkeit (das =) des Gesetztseyns und Ausgeschlossenseyns ist ferner die Mitte der Unterschiedenen = die absolute Identität derselben.

c) Der Gegensatz aber (Differenz) ist ein sich aufhebender und daher

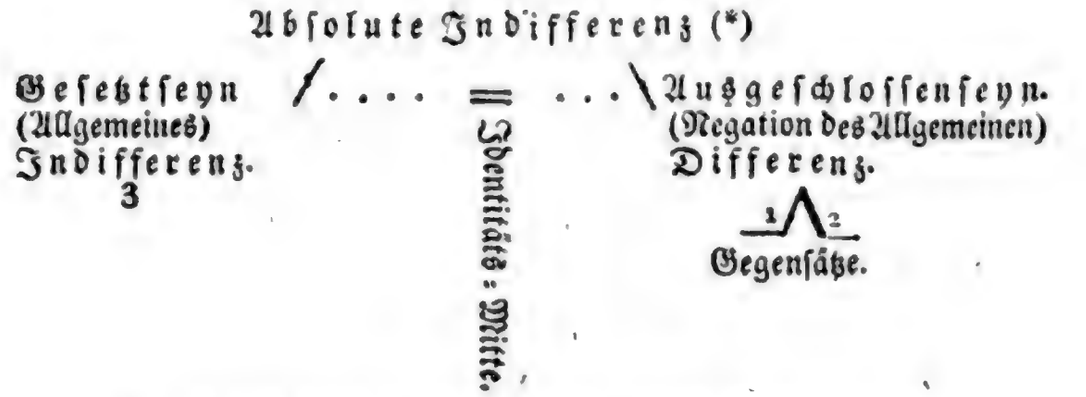
d) die Indifferenz, (die Einheit der Unterschiedenen) ein Drittes.

Diese Einheit ist eine ins Unendliche werdende Einheit, mittelst der Aufhebung des Gegensatzes, d. h. das Zurückgehen des Gegensatzes in die Einheit macht die Einheit zu einem Dritten, welches so fort wieder in einen Gegensatz sich auflöst und so fort ins Unendliche.

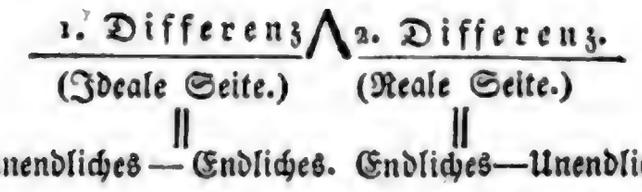
So wäre nun, schließt der Verfasser, das mit der Wahrheit identische Wissen mittelst der Entzweyung (des Göttlichen mit dem Menschlichen) als dem Werden zur Versöhnung, offenbar worden.

Bey dem Werden mag es dann auch indessen sein Bewenden haben, da die Gewandtheit des Verfassers in seiner Konstruktion die Entzweyung noch nicht destruirt hat.

Rec. will Schellings und des Verfassers Konstruktion der Anschauung und Beurtheilung durch folgendes Schema näher bringen.



(*) Absolute Indifferenz (nach Schelling.



Dieses Schema zeigt uns nun: daß das, was in der Konstruktion der Schellingischen Schule das Höchste, die Wurzel selbst war, in der Hegelschen Schule nur als ein Glied, und zwar ein ursprünglich negatives zum Vorschein kömmt.

Die letztere aber leidet an einem zweyfachen Gebrechen:

a) Das Ausschließen ist deßhalb noch kein Entgegengesetztes in sich; weil es in Bezug auf ein Gesetztseyn ein Entgegen abgibt.

b) Das Ausschließen ist ohne Grund in die absolute Indifferenz hineingetragen als ein Aequale mit dem Gesetztseyn (denn ein + ist als solches noch kein =) (und nur + Gesetztseyn + Ausgeschlossenseyn konstruiren die absolute Indifferenz). Wie kam aber der Baumeister zu solchen Fehlgriffen? — ? Auf folgende Weise.

Ein Aequale mußte der Verfasser konstruiren, um eine Mitte für die Identität zu gewinnen.

Und das Ausgeschlossene mußte er als Entgegengesetztes in sich aufstellen, damit der sich aufhebende Gegensatz (Differenz) ein Drittes in der absoluten Indifferenz übrig lasse als seine eigene Vermittlung (Indifferenz), die immer wieder von Neuem (oder etwa bloß von vorn, folglich ohne Fortschritt) ins Leben der Gegensätze eintritt.

Was nun aber offenbarer ist, als die Versöhnung (des Gött-

lichen und Menschlichen, wie der Verfasser meint): ist dieses, daß wenn nur ein Stein in diesem Gebäude zerbröckelt, das letztere ohne Gnade fallen müsse. Wenn z. B. das Ausgeschlossenseyn in sich keine Gegensätze bildete, so hätte der Verfasser nur die Wahl: jenes Ausgeschlossenseyn entweder (nach Fichte) als Nichtich zu behandeln oder das Gesetztseyn und Ausgeschlossenseyn als qualitative Differenzen in einem Dritten zu indifferenziren (nach Schelling).

Doch Rec. will dem rüstigen und kühnen Baumeister nicht vor der Zeit das Materiale zu seinem Triumph- und Friedensbogen in Mißkredit bringen, darum folgt jetzt noch sein fortgesetzter Bau im Umrisse.

IV. Abschnitt.

Die Versöhnung des göttlichen Wesens mit sich und mit dem menschlichen Geiste, und ihre Manifestation als Religion des Geistes und als Wissenschaft des absoluten Wissens (welches identisch ist mit jener).

Das Element der Religion ist (wie bekannt) = Versöhnung — aber diese Versöhnung in der Gedankenform ist = absolutes Wissen, und endlich diese Form dieser Religion ist = Wissenschaft des absoluten Wissens. Daher zerfällt dieser Abschnitt in

I.

Absolutes Wissen = Religion des Geistes.

A.

1) Seine Aufgabe ist: die Wiederherstellung der unmittelbaren Identität des göttlichen Wesens und des menschlichen, aus der Entzweyung derselben; da aber diese Entzweyung im Grunde nichts anders als eine Vermittlung (Entäußerung) des Göttlichen zum Menschlichen war: so ist jene Wiederherstellung eine vermittelte Vermittlung.

2) Ihre Lösung wird realisirt: indem das Göttliche (als ein An sich) begriffen wird als konkrete Totalität (als ein Für-sich) und zwar in folgenden Sätzen:

a) Das An sich bestimmt sich selbst, um Für sich das An sich zu seyn.
b) Es bestimmt sich =
c) Es vermittelt sich zum Andern seiner.
d) Das Vermitteln ist nun = die Negation des Ansich.
e) Das Vermittelte ist nun = das Bestimmte (das Für sich).
f) Das Vermittelnde ist = das Unbestimmte (= An sich).

g) Das Vermittelnde bezieht ſich auf das Vermittelte als auf ſein Andres, das es in ihm ſelber hat.

3) Es kommen daher in jener Wiederherſtellung zweyerley Momente vor.

1. Moment. a. An ſich = Unmittelbares = Allgemeines. b. Für ſich = Vermitteltes = Beſonderes.

2. Moment. Einheit des An ſich und Für ſich (= Identität = Form der Unmittelbarkeit.

4) Die Form jener Unmittelbarkeit iſt daher nichts anders als der reine Begriff, welcher als ſolcher ſich ſelber begreift = begreifendes Wiſſen iſt.

5) Daher abermal zweyerley Momente desſelben.

1. Moment. Subjektives + Objektives (= Weſen + Form) = abſolutes Wiſſen + abſolute Wahrheit).

2. Moment. Subjektives = Objektives (Weſen = Form) (= abſolutes Wiſſen = abſolute Wahrheit).

Zur Erläuterung dient eine Stelle S. 203.

Das abſolute Wiſſen iſt das An und Für ſich Seyn des Geiſtes, d. h. der Geiſt ſich als Geiſt wiſſend, iſt das Wiſſen Seiner als aller Wahrheit, und hiemit zugleich das wahre (weil gewiſſe) Wiſſen.

Das abſolute Wiſſen weiß den Begriff als ſein eigen Thun.

Das abſolute Wiſſen — iſt der Begriff ſich ſelber gegenſtändlich.

Das abſolute Wiſſen iſt alſo = Wiſſen ſeiner Form = immanente Form des Gegenſtandes.

Das abſolute Wiſſen = Form ihren Inhalt anſchauend = Form identiſch mit dem Inhalte.

Das abſolute Wiſſen iſt alſo = freyes ſich vollkommen klar und durchſichtiges Wiſſen.

B.

6) Dieſe bisher (dargeſtellte) Manifeſtation des Abſoluten iſt die Religion des Geiſtes (die offenbare = wahre).

7) Ihre Momente ſind a) Entzweyung. b) Verſöhnung.

a) Entzweyung iſt ein ſich aufhebender Moment derſelben. Seine Geſtalten ſind die des Ich, nämlich: Bewußtſeyn + Selbſtbewußtſeyn = Vernunft + Geiſt.

Dem Bewußtſeyn entſpricht die Naturreligion, ſo wie dem ſittlichen Bewußtſeyn die Kunſtreligion, dem Weltgeiſte endlich die offenbare Religion.

b) Die Verſöhnung in dieſer iſt eine doppelte, α) des abſo-

luten Geistes mit sich, β) und des Weltgeistes mit dem absoluten Geiste.

Weltgeist ist = absolutes allgemeines Selbstbewußtseyn.
Absoluter Geist = Wesen und Wahrheit des Weltgeistes.

8) Religion des Geistes ist also = enthüllte Wahrheit in absoluter Nothwendigkeit. In ihr ist eine doppelte Entäußerung der Substanz zum Selbstbewußtseyn und umgekehrt des letztern zur Substanz.

Mittelst dieser Entäußerung aber weiß Jedes sich als das andere An sich.

Daher die Einheit der Substanz (als Ihrer) mit dem Subjekte (Gottes als Geistes mit dem Subjekte) daher endlich die

9) Momente in der Einheit: Gott und Subjekt. Identisch mit diesem Inhalte der Religion ist

2.

die Wissenschaft des absoluten Wissens*).

A.

Das Element derselben ist das absolute Wissen, dessen Grundlage das spekulative absolute Denken ist.

Das spekulative Denken ist die Fortbewegung des Begriffs überhaupt

ist
- Analyse (Bewegung vorwärts)
- Synthese (Bewegung rückwärts)
- das Sich offenbaren als An + Für sich =
- das Sich setzen als Subjektiv + Objektiv +
- die ewige Vermittlung mit sich selbst, mittelst Aufhebung der Momente, welche sind:

das
- An sich = Unmittelbares = Allgemeines = abstrakt Bestimmtes = Vernünftiges (positiv).
- Für sich = Vermitteltes = Besonderes = konkret Bestimmtes = negativ Vernünftiges.

B. Stufen der Fortbildung.

Die Wissenschaft des absoluten Wissens nimmt also ihren Anfang im spekulativen Denken = im Unterscheiden Seiner von sich

*) Rec. theilt Alles vom Verfasser hierüber Vorgetragene in zwey Abschnitte sub A. und B. die sich zu einander verhalten, wie Allgemeines zum Besondern.

1) Dieſer Unterſchied iſt = ein Nichtdenken = Gedankenloſes = Seyn.

Wie ſo? Denn das Denken, im Unterſcheiden Seiner von ſich, weiß von ſich als einem Seyn. Wahrheit des Seyns iſt: Nichts zu ſeyn.

Wie ſo? weil reines Seyn das rein Unbeſtimmte iſt. Indem aber das Seyn, durch Nichts vermittelt, negirte Vermittlung iſt, ſo iſt dieß Aufheben der letztern ein

2) Werden = ein Sich zum Daſeyn (Für ſich) Entwickeln. Dieſes Werden iſt Bewegung des Seyns (als An ſich) zum Für ſich. Dieſe Bewegung geſchieht durch die reinen Reflexionsbeſtimmungen (z. B. Subſtanz, Accidenz, Kauſalität) hindurch bis zum Begriff (der Einheit des Seyns und Weſens) = Wahrheit.

3) Der Begriff wird ſich aber erſt offenbar in der Idee.

Die Idee iſt (als offenbarer Begriff) zunächſt: Leben dann, das Erkennen und in ihm

a) Idee des Wahren = ſubjektiver Begriff.
b) Idee des Guten = objektiver Begriff.
c) Abſolute Idee = aufgehobener Unterſchied des Wahren und Guten. Jene können auch heißen: manifeſtirtes Seyn, weil das Seyn als ſolches, durch die Manifeſtation Seiner als Idee, gegen dieſe, als unwahr iſt.

4) Abſolute Idee = iſt Einheit des An + für ſich, iſt ſich nicht gleich ihr ſelber offenbar; ſie hat als ein An ſich ihr Für ſich noch in der Natur.

Die Natur (als Idee) iſt = Idee außer ſich = ein Andres als Idee. Drum wird ſie auch nicht als Idee offenbar, ſondern als Ideales Außer-Sich in Zeit = Organismus (Licht und) in Raum = Unorganiſches.

Die Natur wird ſich ihr offenbar nicht in ihr, ſondern im Geiſte.

5) Der Geiſt iſt zunächſt nur

a) ſubjektiver. Die Idee iſt ſein Inhalt, daher ſein Unterſcheiden als theoretiſcher und praktiſcher, in welchem er aber ſich ſelber nicht offenbar werden kann als die Einheit. Dann
b) objektiver; als dieſer iſt er zunächſt Volksgeiſt, einem Andern gegenüber.

Als Aufhebung dieſer Begriffsbeſtimmung iſt er

c) abſoluter Geiſt = Weltgeiſt = abſolute Wahrheit (Sich ſelber Inhalt) Seine Exiſtenz iſt das Wiſſen — deſſen Wahrheit.

6) Die offenbare Religion ist: weil Wissen in dieser = offenbaren ist.

Ihr Inhalt ist absolute Wahrheit, ihre Form aber

zunächst die des Vorstellens (unangemessen ihrem wahren Inhalte)

dann die — des Wissens (spekulativen), in ihm ist Inhalt = Form und umgekehrt.

7) Das Resultat der Wissenschaft ist also die Wissenschaft selber.

Die Wahrheit alles dessen, was in der Wissenschaft, und durch sie manifestirt wird, ist nicht dieses Alles selber, sondern der absolute Geist.

Daher geht auch die Wissenschaft nicht über sich hinaus, sondern ist zurückgekehrt zu ihrem Anfange, der sich als bloßer Anfang, als Nichts beweist, weil seine absolute Wahrheit der absolute Geist ist. Religion des Geistes ist daher die absolute Religion. So der Verfasser.

Was den Lesern das Verständniß dieses gedrängten Auszugs erleichtern könnte, wäre ihre Aufmerksamkeit auf den vom Verfasser nirgends klar erörterten Unterschied zwischen absolutem Erkennen und absolutem Wissen, dann zwischen spekulativem (absolutem) Denken und subjektivem Denken (Erkennen).

Das absolute Erkennen ist nur die gesteigerte Wissenschaft des kritisirenden Erkennens. Das Substrat desselben ist die ihrer selbst gewisse Vernunft, die sich selbst mustert, daher ist es auch mit Subjektivität noch behaftet, eben weil die Vernunft in ihrer Selbstbeschauung nicht über sich selbst hinausgeht, und wo sie über sich selbst hinausgeht, wie im absoluten Erkennen, da geschieht es nur, so zu sagen, als ein Wagestück (per nefas) (unter Voraussetzungen), keineswegs aber in Setzungen (per fas) als Meisterstück.

Das geschieht nun aber im absoluten Wissen, das Substrat ist daher nicht das gemeine Denken im Spiegel der Reflexion als Objekt für ein höheres Bewußtseyn, sondern das spekulative Erkennen; das nicht mehr der Wissenschaft des absoluten Erkennens angehörig, wie der Verfasser aussagt, doch aber eine Potenz des unendlichen Selbsterkennens seyn soll. Da nun aber im absoluten Erkennen denn doch auch die Vernunft sich selbst erkannt haben will, und zwar in dritter Potenz, so werden wir mit dem spekulativen Erkennen nichts anzufangen wissen, wenn wir von ihm etwas anders aussagen, als: daß in ihm das höhere philosophische Bewußtseyn

abermals Objekt der Selbstbeschauung geworden ist.

Von diesem spekulativen Erkennen heißt es auch, daß es erst das Werden der Spekulation sey, so wie vom spekulativen Denken, daß es das Element und der Anfang des absoluten Wissens sey.

Mit dem Unterschiede zwischen Denken und Erkennen werden es also hier die Leser nicht so genau nehmen dürfen, da sie sehr oft versucht werden, beyde Worte als synonym zu nehmen.

Das absolute Wissen ist also nichts anders als spekulatives Erkennen in zweyter Potenz, so wie die Wissenschaft des absoluten Wissens die dritte Potenz ist. Daher kömmt es auch, daß derselbe Gegenstand in jeder Steigerung vorkömmt, nur jedesmal in größerer Entfaltung und Vergewisserung.

Und dieser Gegenstand ist die Begriffseinheit als Setzung (wie gesagt wird im Abschnitte des spekulativen Erkennens), oder auch der reine Begriff, der sich deßhalb selber begreift (begreifendes Wissen ist) (wie gesagt wird im Abschnitte des absoluten Wissens); dieser reine Begriff wird endlich zur absoluten Idee (wie gemeldet wird in der Wissenschaft des absoluten Wissens) (= das höchst logische Spekulative = Einheit des An + Für sich = absoluter Geist = Weltgeist) = absolute Wahrheit. Und diese lautet:

Gott ist Einheit Seiner (als des Wesens).

Gott ist Einheit des Selbstbewußtseyns (als seiner Form).

Gott ist absoluter Geist, d. h. Wesen und Wahrheit des Weltgeistes.

Jener reine Begriff aber, der zu seiner Höhe die absolute Wahrheit hat, hat in seiner Tiefe (dem spekulativen Denken) nichts anders als das reine Ich = die synthetische Einheit a priori (synthetische Einheit der transcendentalen Apperception).

Diese aprioriſche Synthese und Analyse zugleich hat aber noch recht gut Platz im philosophischen Bewußtseyn, und ein Bewußtseyn, das höher als ein philosophisches liegen soll, mag wohl nur ein ausgedehnteres seyn, daß sich allenfalls verhalten mag zum philosophischen, wie ein enges Gewissen zu einem weiten, das aber deßhalb nicht im besten Kredit steht. Wir wollen nun die Wurzel der absoluten Wahrheit näher ans Licht ziehen, um ihren Gipfel zu würdigen.

1) Ich als Denken (spekulativ) ist das Unterscheiden Seiner von Sich zugleich ein Nichtdenken (= Gedankenloses) = Seyn.

Warum? weil sich das Denken in diesem Unterscheiden als Seyn weiß.

Also: Seyn = Nichtdenken.

(Hier muß man aber doch einwenden: daß hier zwischen subjektivem und objektivem Seyn nicht unterschieden ist.)

2) Von diesem Seyn heißt es ferner: Seine Wahrheit ist: Nichts zu seyn.

Warum? a. Weil jenes Seyn nur ein reines Seyn ist. Dieses aber ist ein rein Unbestimmtes (nur der Form nach, aber nicht dem Inhalte nach bestimmt).

b. Das Seyn aber durch Nichts bestimmt, vermittelt; negirte Vermittlung.

c. Die Aufhebung aber (Negation) dieser negirten Vermittlung ist ein Werden (sich Entwickeln) zum Daseyn.

Wir finden also hier wieder den alten Hokuspokus in den Konstruktionen des Verfassers, nämlich: daß zwey Negationen eine Affirmation geben. Ist aber reines Seyn = Nichtsseyn: so wird auch die Negation dieser Negation ins Unendliche fortgesetzt = Null seyn und bleiben. Die Brücke also, aus dem formellen Bewußtseyn hinüber auf einen realen Boden zu kommen, ohne Sprung, ist dem Verfasser so wenig gelungen, als allen, die den unbegreiflichen Anfang des begreiflichen relativen Seyns (das An sich des Absoluten) (und dadurch das An-sich (Qualität) alles Relativen) begreifen wollten.

Allen, die die Aufgabe der Philosophie darein setzten, ist nie etwas anderes zu Gebote gestanden, als (wie Eschenmeyer treffend bezeichnet) Gott (das Absolute) zum vierten Gliede eine Proportion zu machen. In dem vorliegenden Versuche gibt nun der so genannte reine Begriff die bekannten Glieder her.

Gott verhält sich demnach zum Geist und Natur (das Absolute zur Freyheit und Nothwendigkeit) wie das Genus zu seiner ihm untergeordneten Species. — Zwischen Gott, Geist und Natur ist also aller wesentliche Unterschied aufgehoben, und Gott ist nicht bloß unsers Geschlechtes, sondern steht auch in Blutsverwandtschaft mit aller Natur. Das Motto dieser Verfechter ist gewöhnlich: das Leben des Geistes ist der Gedanke — und nach seinem Bilde schuf Gott den Menschen. Unser Verfasser beruft sich zwar auf keinen Bibeltext, sondern auf eine Stelle der alten griechischen Philosophie, die das Göttliche als das Neidlose, sich ganz seinen Gebilden mittheilende, aufstellt. Nur Schade, daß in dieser Stelle nicht schon gesagt wird, daß das Gebilde selbst schon das Neidlose (als Bildner) sey. Dieselbe Philosophie aber würde einer andern Aussage lange

nicht so, wie der Verfasser, abhold gewesen seyn, nämlich: Ich bin der Herr dein Gott und kein anderer neben mir, Oder: die Götter der Heiden sind Gedicht; der Herr aber hat Himmel und Erde gemacht.

Diese Philosophie, die durch Jahrtausende herab den Gegensatz bildete gegen das heidnische Alterthum, sagt auch von demselben neidlosen Gotte, daß er sey: ein eifernder Gott — bey aller Liebe. Oder, ist Liebe als Mittheilung des Wesens wohl zu denken ohne Eifer, d. h. mit Gleichgültigkeit gegen diese Mittheilung für seine Gebilde? —? —

Und wenn auch das Leben des Geistes der Gedanke einerseits ist, so ist doch bloßes Gedankenleben lange nicht das Wesen des Geistes; denn des Gedankens (des reinen) Wurzel ist ja die Freyheit des Willens, und gerade dieses Adelsdiplom von einem neidlosen Wesen, dem Geiste ausgefertigt, wird zerrissen, wenn das Freye im All zur Abart Gottes und zur Unart der Natur herabsinkt.

Verlangte aber der Verfasser von uns, diese Freyheit (die es auch nur bleibt, wenn sie im wesentlichen Unterschiede ihrer von der Natur aufgefaßt wird) aufzugeben; was kann er uns dann für eine Bürgschaft stellen für seinen Gedanken: den reinen Begriff, der doch nur auf der Wurzel der Freyheit erblühen kann, da gegen eine absolute Nothwendigkeit desselben schon die Mannigfaltigkeit der Weltansichten zu streiten scheint.

Es scheint also, daß es mit der vom Verfasser aufgestellten Aufgabe aller Philosophie noch nicht seine ausgemachte Richtigkeit habe; ja es scheint sogar, daß er der Vernunft eine Verstandesaufgabe unterschoben habe, wie wir gleich darthun wollen.

Wenn auch alle darin übereinkommen, daß die Aufgabe der Vernunft in der Philosophie diese sey, nämlich: das Räthsel des Daseyns und seine Bestimmung überhaupt (besonders aber des menschlichen) aus sich selber *) zu lösen, was nur geschehen kann, wenn das relative Daseyn bey aller Mannigfaltigkeit in seiner Einheit begriffen wird; so fällt doch die Auflösung sehr verschieden aus, je nachdem man jene Einheit selbst auffaßt. Wird sie nämlich als eine absolute (und reelle) Einheit bestimmt, so kann von einer qualitativen Differenz im Daseyn überhaupt keineswegs die Rede seyn, weil bey dieser Differenz (sey es nun, daß sie zwischen zwey oder drey Gliedern alles Daseyns vorhanden angenommen werde) jene absolute Einheit

*) Siehe Bouterwecks Lehrbuch der Philosophie nach einem neuen Systeme. 1820.

schlechthin aufgehoben ist; deren Sinn sodann in dem Satze niedergelegt ist:

Im Absoluten ist alles Seyn einerley.

Die Substanzen nämlich des relativen Daseyns werden verdrängt vom Absoluten, das sich nun an ihre Stellen setzt, und nur die Accidenzen oder Phänomene treten als ein Relatives gegen das Absolute in ein Verhältniß.

Wird jene Einheit aber nur als eine relative (und formelle zugleich) statuirt, nämlich: als der gemeinsame absolute Urgrund und Ursprung des bedingten Seyns; so handelt sichs hier abermal theils um die Bestimmung des Urgrundes; theils (und vorzugsweise zwar) um die Bestimmung des Verhältnisses zwischen absolutem und relativem Seyn *).

Wird dieses nun als ein absolut nothwendiges aufgestellt, so wird alles relative Seyn als ein Nothwendiges im Absoluten begriffen, und damit zugleich das Einerley des Relativen mit dem Absoluten, d. h. ihre wesentliche Einheit behauptet (die eins und dasselbe ist mit der oben aufgestellten absoluten Einheit alles Daseyns).

Wie so? Denn als ein Nothwendiges an sich kann das relative Seyn nur dann im absoluten Seyn begriffen werden, wenn es gleicher Wesenheit mit ihm ist, denn nur dann ist das letztere mit dem ersteren gegeben — das letztere so nothwendig wie das erste. Zwey Dinge aber, die in und mit einem Dritten wesentlich gleich sind, können nicht unter einander wesentlich ungleich seyn, sondern schlechthin gleich. Und die Wahrheit dieses Satzes ist es, welche die Wahrheit der Gegensätze im relativen Seyn als qualitative Differenzen zur Lüge macht.

Wird aber das Verhältniß nur als ein relativ oder formal nothwendiges bestimmt, nämlich in Bezug auf die absolute Wurzel des bedingten Daseyns, so hindert ein absoluter Urgrund die wesentliche Verschiedenheit des relativen überhaupt (im Gegensatze zum absoluten) als auch insbesondere (im Gegensatze des relativen zu sich) keineswegs. Und wenn früher das relative Daseyn als ein Nothwendiges an sich, im Absoluten begriffen wurde; so wird hier das Daseyn nur als ein Mögliches im Absoluten begriffen, welche Möglichkeit des Daseyns überhaupt nur dadurch begriffen werden kann, wenn sein Urgrund nicht abermal als ein bloß Gedachtes = Formales = Mögliches, sondern als ein Reales festgehalten wird, der dem relativen Daseyn sodann eben-

*) Vorzugsweise deßhalb, weil auf metaphysischem Wege über Jene ohnehin nichts andres ausgemacht werden kann mit Gewißheit, als: daß es als Urgrund (Absolutes) das Reale selber sey, was auch bey der Annahme absoluter Einheit nicht in Abrede gestellt wird.

falls seine objektive Realität zu ertheilen im Stande ist. Nun läßt sich auch das Problem der Vernunft in der Philosophie dahin bestimmen: daß sie alles Daseyn nach den Kategorien des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen zu begreifen und darzustellen, folglich jene zuvor selbst zu bestimmen habe.

Aber auch einleuchten wird es Jedem, dem überhaupt das formale Denken noch etwas ist, und dem zugleich jene Kategorien das sind, was sie seyn sollen (nämlich Relationsbegriffe des Relativen zum Absoluten), daß in Bezug auf die letzte Kategorie die absolute Nothwendigkeit sehr leicht mit der relativen und formellen verwechselt werden kann.

Jedes Verhältniß nämlich involvirt zwar als solches eine formale Nothwendigkeit, aber deßhalb sind die Glieder des Verhältnisses (als einzelne außer ihrer Beziehung) als solche nicht gleich nothwendig zu nennen. Was kann uns nun der Verfasser für eine Bürgschaft stellen, daß er in seinen Konstruktionen in jenen Fehler der Verwechslung (Formalismus) nicht gefallen sey?

Etwa weil er seine absolute Einheit theuer erkauft hat, nämlich mit der Vernichtung des Gegensatzes zwischen Freyheit und Nothwendigkeit (nach des Verfassers Terminologie zwischen Für-sich und An-sich des relativen Daseyns)?

Was ist aber durch jene Vernichtung anders gewonnen worden, als daß an die Stellen des An-sich + Für-sich das Absolute (das An und Für sich) sich gedrängt hat.

Warum? Um die Erscheinung als relatives Seyn nicht als bloßen Schatten stehen zu lassen; die aber, wenn sie ihr Substrat in ihrer eigenen Substanz behaupten darf, das Absolute jedesmal über diese Substanz hinaus (d. h. als ein wesentlich Verschiedenes in qualitativer Differenz) verlegt und verdrängt.

Hat aber der Verfasser jenen Fehler nicht vermieden; so hat er auch eine Verstandesaufgabe der Vernunft unterschoben.

Der Verstand, der zwar auch die Vernunft ist, aber nur in so fern diese in der Richtung nach der einen Hälfte des relativen Seyns (der sinnlichen nämlich) thätig ist *). Aber in dieser Rich-

*) Das Streben des Verstandes (der Vernunft im Sinnlichen) nach Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinung ist also durchaus bedingt, von dem Streben der reinen Vernunft, das Bedingte in einem unbedingten Ursprunge zu begreifen, oder noch besser: die Möglichkeit des Relativen in der Wirklichkeit des Absoluten nothwendig zu begreifen. Nothwendigkeit ist also der Begriff — das Formale. Dieser Begriff kommt aber nur zu Stande durch das Princip, das sich frey über die Flut der Erscheinung erhebt, und im Wechsel das Unwandelbare bleibt — das Freye im Gegensatze des Nothwendigen.

tung begreift sie das Mannigfaltige der Erscheinung unter Einem, das sie selbst früher aus dem Mannigfaltigen nach dem Gesetze der Aehnlichkeit und Gleichheit gebildet, jedoch unter Voraussetzung, daß allem Daseyn in dieser Sphäre (der Erscheinung) ein und dasselbe An-sich als Substrat zukomme, das zugleich ein Andres ist als sie selber, so wie sie sich selber in dieser ihrer Funktion als den reinen Gegensatz zur Natur festhält.

Das Begreifen des Verstandes ist also nur in so fern ein Begreifen des Besondern als eines Nothwendigen im Allgemeinen, als dieß die Erscheinung unter Voraussetzung der Substanz betrifft.

Wenn also nun die Vernunft die Substrate der realen und idealen Erscheinungswelt verdrängt in das Gebiet des bloßen Phänomens hinab (was geschieht, so bald ihnen keine objektive Realität eingeräumt wird), so muß sie dieselben gerade so behandeln, wie sie zuvor die Erscheinung behandelt hat, nämlich: sie bringt sie unter einen allgemeinen Begriff = unter ein, beyden Substraten, Gemeinschaftliches, unter dem vornehmen Namen des Absoluten, in welchem jene sodann Eins dem Wesen nach, d. h. einerley sind.

Aber — wodurch unterscheidet sich nun denn solch eine philosophische Konstruktion des Weltalls von den mythologischen Vorstellungen unkultivirter Völker? Wenn diesen das All mit seinen Kräften nur durch Zeugung oder Emanation denkbar war; so wie die Unsterblichkeit jenseits als eine Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens in ihrem Thun und Lassen diesseits, so hat der Philosoph nur die Frisur der alten Perrücke geändert, wenn er als Begriffskünstler diesseits, Gott und Ewigkeit jenseits zum reinen Begriff macht, mit dem allerdings nothwendigen Beysatze: lebendig? Oder gibt es vielleicht keine andere Methode, die Gegensätze des relativen Seyns im Absoluten zu begreifen, als den Weg der Vernichtung? Wer im gesellschaftlichen Leben die Freyheit neben sich niederschlägt, um ihren Mißbrauch unmöglich zu machen, oder seine eigene Freyheit zu sichern, den bezeichnet die Weltgeschichte als einen Tyrannen, wenn er auch Held wäre, wie keiner vor ihm.

So muß es auch Systemen ergehen in der Geschichte der Philosophie, zum nicht geringen Vorzuge jener Systeme, die, wie man im höhern Sinne der Worte sagen kann, leben und leben lassen.

Wer den unbegreiflichen Anfangspunkt aller Begreiflichkeit nicht selbst wieder begreifen will, weil er nur dadurch erst das Bedingte im Absoluten zu begreifen wähnt; dem muß schon so viel

klar werden für den Gegensatz des Bedingten zum Unbedingten: daß das erstere zum Urgrunde (der zugleich sein Ungrund ist) sich verhalte, wie die Manifestation jenes Urgrundes, d. h. als freye Setzungen nicht als nothwendige Emanationen, die als solche wohl ein Absolutes als Urgrund, aber nicht als Ungrund manifestiren können; dem wird ferner so viel klar für die Gegensätze im Bedingten: daß die Erkenntniß des Einen durch die Erkenntniß des Andern bedingt sey, wie Jacobi treffend sagt: Nur in Gegensätzen kennt und erkennet der Mensch. Unendlich erweitert sich aber der Gesichtskreis für den forschenden Geist, wenn er auf einem andern Wege (im Lichte der Offenbarung) höhere Kunde eingezogen hat, über das An sich des Urgrundes in seiner Relation zum kreatürlichen Seyn.

Dann werden jene bereits gewonnenen Bestimmungen nicht nur nicht vernichtet, sie erhalten vielmehr ihre Bewährung und Erweiterung zugleich. Er begreift nun in der dreyeinigen Urform des göttlichen Seyns die Dreyfaltigkeit alles kreatürlichen. Er begreift nun im göttlichen Wesen (das ihm jetzt nicht bloß ein Neidloses, sondern auch ein Liebevolles als die Liebe selber offenbar geworden ist) die Freyheit der Kreatur, die nur dadurch allein zur absoluten Theilnahme am göttlichen Wesen geeignet ist, mittelst freyer Einigung mit Ihm, das seines ewigen seligen Lebens ewiger Urgrund ist.

Er begreift die Nothwendigkeit der Natur als das reale Gegenbild des freyen Geistes; so wie diesen als das Ebenbild Gottes, so wie beyde als Manifestation Gottes, Nachbilder des einen Urbildes sind *).

So erfaßt er das Universum als den dreyfachen Spiegel des einen göttlichen Urseyns, in der Geister- Natur- und Menschenwelt, die Synthese jener Beyden.

Auf eine Offenbarung, die mit ihrem Produkte der Wahrheit als eines Jenseitigen, ein die Menschheit in Diesseits entehrendes Monopol treibet, ist nun freylich der Verfasser nicht wohl zu sprechen.. Daher auch derselbe Vorwurf (den der Verfasser vorzüglich der kritischen Philosophie machet, weil sie nicht alle Gegensätze vernichtet) auch jede Philosophie treffen muß, die eine Offenbarung in Schutz nimmt, der Vorwurf nämlich: daß sie die absolute Wahrheit verkenne, weil sie dieselbe als ein Jenseits, die Gewißheit aber als ein Diesseits aufstelle, und daß sie die Wahrheit eo ipso zu etwas Unver-

*) Himmel und Erde sammt allem in und auf ihnen, sagt Haman, ist eine Schrift in Consonanten; der Mensch allein trägt den Diphthong in sich, ist demnach der erste Buchstab im Alphabet.

nünftigem, so auch die sie begreifende Vernunft zur Unvernunft mache. Dieser Vorwurf aber könnte sehr leicht erwiedert werden mit Jacobi's Worten: die Wissenschaft (diese Philosophie nämlich) will, daß kein Gott sey. Denn was kann unvernünftiger seyn, als dieß bey gesunder Vernunft zu wollen. Und jede Wissenschaft will es, die einen begreiflichen Gott an die Spitze des Weltalls und ihres Systemes stellt, der so viel wie kein Gott ist, weil er die Kreatur des spekulativen Ichs ist.

Indessen braucht sich der Verfasser von diesem Vorwurfe so wenig irre machen zu lassen, als sich die Vertheidiger der historischen Religion (Positivisten sonst genannt) bethören lassen würden von der Behauptung, daß es im Universum für ein qualitativ verschiedenes Seyn gar keinen Sinn (Receptivität) geben könne, da ein Gleiches nur vom Gleichen als gewisse Wahrheit erkannt werden könne. Eine Behauptung, die mit obigem Vorwurfe steht und fällt. Mit der Annahme aber eines Sinnes überhaupt ist es Unsinn zu behaupten: die Wahrheit sey für diesen ein baares Jenseits. Warum? Eben weil sie durch den Sinn auch zu einem Diesseits wird. Die Strahlenäste des Sonnenlichtes sind eben so leicht auch seine Strahlenwurzeln zu nennen, die jenes ins lebendige Auge als seinen Boden treiben will. Und so sehr sich (um im Gleichnisse fortzufahren) das sehende Ich seines gesunden Auges vergewissert, so sicher ist es auch des Lichtes als seines Anderen gewiß.

Ueberhaupt wird der Verfasser und jeder seines Gleichen sehr wohl daran thun, wenn er, der Spinne gleich, in Ruhe und Frieden, ohne hämische Seitenhiebe, sein System aus seiner eigenen zähen und klebrigen Gedankenmasse aus- und fortspinnt; sonst könnten die Getroffenen sich sehr bald nach seinem übeln Vorspiele auch um eine Parallele umsehen zwischen der alten und neuen Identitätslehre. Und wenn sie allenfalls fänden, daß in der alten Schule Gott als absolute Indifferenz bis auf den Kopf nur fertig geworden sey; die neue Schule aber dem göttlichen Rumpfe zwar einen Kopf aufgesetzt habe, der aber so wenig schön als fest stehe; so wäre der Verfasser nur gezwungen, wenn er das Schweigen nicht vorzöge, um den Grund zu fragen. Und wenn er unzufrieden mit der Antwort: daß auch in der Bildung eines göttlichen Organismus der Kopf das Erste, nicht das Letzte seyn müsse, wenn er gerathen soll, so müßte er nur einen höheren Gall (und nicht seinen Meister) ersuchen: das göttliche Haupt zu untersuchen, wobey er aber doch die Gefahr laufen könnte, das Urtheil zu vernehmen: Daß an ihm das Organ der Lüge dem der Konsequenz vorwalte.

Bedenkt nun der Verfasser überdieß noch: daß es in der neuen Schule noch eine Unterabtheilung gibt (die zwar weder etwas von einer göttlichen Indifferenz (als der Weltseele) wissen will; dafür aber gar zwey Absolute (Siehe S. Eschenmeyer) statuirt (das Eine in einem persönlichen Gotte jenseits des Alls, das Andre im All selbst, in einer Weltseele) (die keine Indifferenz, wohl aber eine Harmonie der Ideen, die Uridee selber ist) — so hat der Verfasser sich desto weniger zu entrüsten, und der Unvernunft alle jene zu bezüchtigen, die bey solcher Lage der Dinge: die alte Dreyfaltigkeit alles relativen Seyns ohne Dreyeinigkeit zurechtfertigen suchen.

Diese wollen ja nichts anders als ihr Sitz- und Stimmrecht im Gebiete der Wahrheit behaupten, und jenes nicht etwa bloß aus dem Titel der Verjährung (übrigens ursprünglicher Usurpation), sondern unter dem Titel freyer Wahlschaft behaupten, weit entfernt, ihre Stimme zur herrschenden mit Gewalt und List zu machen.

Uebrigens hat es wohl mit dem Vorwurfe der Unvernunft noch keine Eile und noch viel Weile. Der Verfasser führt ja unter seinen philosophischen Schlagwörtern dieses auch mit auf: daß die Begreiflichkeit der Unbegreiflichkeit in einer Sache, dieser ihre Begreiflichkeit selbst schon involvire.

Es gibt also auch noch für das Unvernünftig werden der gesunden Vernunft (wenn diese ein Andres als sich, d. h. Unvernünftiges begreifen will) noch ein schönes Vorgebirge guter Hoffnung, nämlich: daß jenes Unvernünftige die Vernunft schon involvire, eben weil es von der ihrer selbst gewissen Vernunft begriffen werden soll und will. Auf diese und ähnliche Vorwürfe mehr zu antworten, lohnet sich wohl nicht der Mühe; wohl aber, wenn die neuen oder alten Liebhaber der Identität ihre Religion des Geistes als den reinen Geist des Christenthums ausgeben.

Die Leser mögen daher noch einiges vernehmen aus des Verfassers Religion des Geistes als der enthüllten Wahrheit in absoluter Nothwendigkeit.

1) Durch die gegenseitige Entäußerung (Gottes zum Bewußtseyn und des Bewußtseyns zu Gott) ist der Geist (Gott) als ein wirklicher Mensch erfunden worden.

2) So wird aber Gott nur als dieser einzelne Mensch angeschaut, und als dieser ist Gott nur ein Selbstbewußtseyn, welches aber erst als das Wissen des Weltgeistes von sich, der wahre Inhalt dieser Religion ist.

In der Form dieses Einzelnen ist der Geist wohl die abso-

lute Gewißheit des absoluten Wesens, diese hat sich aber noch nicht zur geistigen Allgemeinheit entwickelt.

Das Bewußtseyn dieses einzelnen Gott gewordenen Menschen = das Bewußtseyn dieses Geistes über sich: Geist zu seyn; ist noch nicht das Bewußtseyn des allgemeinen Weltgeistes. Es ist wohl ein geistiges Bewußtseyn, aber seine Substanz ist noch die Gemeinde, (welcher der Einzelne angehört) als allgemeines Bewußtseyn.

3) In solch einem Bewußtseyn aber ist das reine Denken (das absolute Wesen) noch im Elemente des Vorstellens befangen, in welchem die Momente desselben einander noch gegenüber liegen.

Das Für sich Seyn des absoluten Geistes (= sein Anderes Seyn) ist im Elemente (auf der Stufe) des Vorstellens (dem Andern des reinen Denkens) ein wirklicher Unterschied, d. h. eine erscheinende Welt.

4) Diese Welt aber ist noch keine vollendete Welt, weil sie, als das Andere des An sich (= des reinen Denkens), im Vorstellen ein Seyn für Anderes ist, folglich auch in diesem Andern ihre Vollendung findet.

Deßhalb hat aber auch die Welt das, wofür sie da ist: das allgemeine Bewußtseyn nämlich schon an sich und in sich.

5) Dieses Bewußtseyn als Selbstbewußtseyn weiß sich daher auch als ein Böses im Gegensatze mit dem Unschuldigen (der Natur). Indem aber das Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit des Guten und Bösen ausmacht, das Böse also als wirkliches Selbstbewußtseyn das Böse ist, so muß auch das Gute wirklich werden, d. h. das göttliche Wesen muß sich erniedrigen = Gott Mensch werden.

6) So wie aber das An-sich ein Für-sich geworden, d. h. Gott-Mensch geworden; so ist auch die

Wirklichkeit (das Für-sich) zum göttlichen Wesen entäußert — die Entzweyung in Versöhnung verwandelt.

7) Die Folge hievon ist, daß die sinnliche Gegenwart des göttlichen Wesens nicht mehr ein Besonderes (ein Für-sich gegen ein An-sich), sondern ein Allgemeines (ein An + Für-sich) geworden ist, ein allgemeines Selbstbewußtseyn = ein Geist.

Dadurch ist zugleich das Vorstellen der Gemeinde in das reine Selbstbewußtseyn übergegangen. Sie hat das Bewußtseyn nun über ihr Wissen. — So der Verfasser im IV. Abschnitte.

In diesen Sätzen verkündet er prophetisch den Sieg jenes philosophischen Systems, dem er Treue geschworen, und still-

schweigend zugleich den Untergang des Christenthums als einer historischen Religion, der einerseits alle jene angehören, die noch in Gegensätzen des Universums befangen, Gott als die Wahrheit Jenseits für das Diesseits in Geist und Natur, kurz »als eine Unvernunft« ansehen; anderseits aber und besonders jene, »die das göttliche Absolute in einer Erscheinung zu fesseln und festzuhalten sich erkühnen (S. 140) als ein Gegenmittel gegen den schlechten Progreß des Absoluten, das sich in der Geschichte nie ganz als Offenbarung vollenden, weil es sich nie als das Absolute an und für sich offenbaren kann.« — — Also das Mittlerthum geht seinem Ende mit starkem Schritte entgegen, ja es hat sich seine eigene Bahre gezimmert, auf der es früher zu Grabe getragen werden wird, als das Theater, auf dem es spielte, die Erscheinungswelt des Planeten, d. h. früher: als der Sohn dem Vater das Reich überantworten und dieser Alles in Allem seyn wird. Ein Wort, dem der Pantheismus gar nicht das lucidum intervallum seines Schöpfers abspricht, aber es doch nicht freyspricht von einem Zusatze des Glaubens der Gemeinde, welcher er angehörte, und dieser Zusatz ist: die Idee des Weltgerichts, nach welchem jene Uebergabe erst Statt finden soll.

Von ähnlichem Schrot und Korn ist auch die Idee der Sünde im Christenthume als eines freyen Abfalls der freyen Kreatur von Gott. Nach der Ansicht des philosophischen Christenthums ist die Sünde, das Böse, eine bloße Form des Bewußtseyns, in so fern sich dieses im Gegensatze zur Natur auffaßt.

Da aber nach derselben Ansicht die vorgestellte Welt eine unvollendete ist (aus Gründen, wie wir sie erst vernommen), so begreift man nicht: warum nicht eher die Natur als das Böse im Gegensatze mit dem Selbstbewußtseyn als dem Supplemente der Natur aufgefaßt wird.

Gleichen Gelichters ist auch: die Idee der Versöhnung, durch den Einen und Ersten, der sich zwar mit Klarheit und Gewißheit als den Gott-Menschen auffaßte, aber doch noch nicht Kraft genug hatte (noch haben konnte, nach dem Gesetze der Entwickelung), diesen Gedanken als das goldene Vließ über die Trommel des Weltballes zu spannen. Statt dieses lärmenden Instrumentes unserer bacchantischen Zeit mußte er sich dann freylich gefallen lassen: mit der stillen Maultrommel vorlieb zu nehmen, die nach dem Wunsche und Plane der Aufklärlinge noch zum Maulkorbe bey seinen Anhängern werden soll.

Und da das Absolute in ihm noch im Elemente des Vorstellens gefangen lag, wo es sich also noch im Gegensatze zu Gott

und Natur auffassen mußte; so ist es leicht zu begreifen, wie er die Versöhnung auf den freyen Willen der Kreatur mit dem Schöpfer, statt auf den freyen Gedanken bezog, und ihre Vollziehung nicht in die Aufhebung der formellen Gegensätze, sondern in die Aufhebung des reellen Widersetzens des freyen gegen den heiligen Willen Gottes verlegte.

Nach der Ansicht der Christusse unserer Tage hat sich also der Krankheitsstoff ganz aufs Gehirn der Menschheit, und zwar nicht jetzt erst geworfen, sondern von jeher war dort die alte Schlange begraben, und der Sohn Davids hat sich nach ihrer Meinung nicht wenig geirret, als er sich mit dem Speere die Seite öffnen ließ, um die Menschheit (per sympathiam) von der materia peccans ihres Herzens zu befreyen.

Ein Wort, das, wenn es auch unter die lucida intervalla ihres Daseyns gehörte (wozu uns aber alle Bürgschaft mangelt, eben bey dieser ihrer Voraussetzung), ihnen ohne Gnade den Heiligenschein vom philosophirenden Haupte reißt. Denn ist euer Ich nicht ein freyes und sein Gegensatz die Naturnothwendigkeit nicht eben so wahr wie es selber: so habt ihr euch auf euren freyen Gedanken eben so viel einzubilden, als der Knabe auf seine Seifenblasen, deren Entstehen und Bestehen nicht sein Werk ist.

Wer das freye Princip der Menschheit, den Geist im wesentlichen Unterschiede von der Natur (als ein Für sich gegen ein An sich, um nach des Verfassers Terminologie zu reden) als Majestätsverbrechen gegen die gesunde Vernunft ans Kreuz schlägt, der verunreinigt sich selbst in dieser Scharfrichterarbeit und den reinen Begriff, den er sein nennt, ihn aber so wenig kennet, als sein reines Ich, das in dem tantalischen Streben und unseligen Mühen befangen ist: Sich selber Objekt zu werden = sich selbst zu schauen = seine eigene Selbstaffirmation zu werden. Tantalisch allerdings, weil es nach Jahrtausenden um kein Haar breit seinem Ziele näher gerückt ist — unselig, weil es sein Ich nur im Nichtich zu erhaschen, sich verurtheilt sieht, d. h. in leerer, wenn auch eben nicht eitler Erscheinung, denn dem Guten gereicht alles zum Guten — auch diese Strafe.

Nicht bloß die schwache Seite des Fichtischen Systems, wie der Verfasser gesteht, die schwache Seite der gesammten Gattung ist es: Im Nichtich das Ich zu erjagen, im Schatten das Licht, im Scheine das Wesen.

Aber noch schwächer als diese Schwäche und die beste Urkunde dieser ist es: den wesentlichen Unterschied zwischen Seyn und Erscheinen wie zwischen An sich und Für sich lieber als null

und nichtig zu erklären; als sich zu gestehen, daß der Sohn der Wahrheit in der Fremde seinen Hunger mit leeren Weitzenschalen stillen muß.

Und wie lange wird die Sonne noch über ihm auf- und untergehen, bis sein, par force gesetztes Ich, seinen Irrthum erkennt und gesteht, daß es nur Einen gibt, der da ist: seine eigene Selbstanschauung oder Selbstaffirmation — und die reelle Identität zweyer Realmomente der einen Selbstanschauung des Urrealen, der da allein von sich sagen kann: Ich bin — der ich bin. Wohl trägt der Mensch in der Natur des Selbstbewußtseyns das Diplom seiner adeligen Abkunft, aber auch zugleich in dem Diplome per clausulam den Scheidebrief als Lohn für eine frühere Buhlschaft mit der Kreatur. Auf die Natur unter ihm und ihren Eindruck muß er passen — an ihrem Kohlfeuer sich seine Leuchte anzünden; um jene heilige Urkunde zu lesen, um der Unkunde über seine Heimat sich schämen zu können in seiner Verweisung.

Was bleibt nun aber jenen übrig, die der buchstabirenden Menschheit als Diplomatiker zur Seite stehen, nach höherer Fügung, und doch abermal den armen Sündern die Frage: Wer ist wie Gott, wie Lucifer einst beantworten helfen, weil sie die rechte Antwort, die in den Charakteren des Bewußtseyns deutlich genug niedergelegt ist, mit langen Fingern zudecken und verbergen, gleichviel ob verschmitzter oder plumper Weise.

Und nun verräth Der eben keine besondere Subtilität des Geistes, welcher einerseits bey aller Einsicht in die Dreyeinigkeit des reinen Bewußtseyns doch noch die Idee der Dreyeinigkeit Gottes im Christenthume, als ein heterogenes Element in ihm (weil nur einheimisch in der Naturreligion) aufstellt (siehe: Antike Geschichtsreligion), während dem er andererseits Gott nur unter der Kategorie des reinen Begriffes zu fassen im Stande ist. Solche Köpfe haben wohl bereits vergessen, daß es nur Eine Taufe (auf den Namen des Dreyeinigen), so wie nur Einen Gott und Einen Glauben an ihn gibt — und daß jene Taufe einem Christenvolke verleiden, so viel, als diesen Glauben selbst vergeuden heiße.

Die Würgengel und Grabeswächter deutscher Freyheit erfrechten sich unseligen Andenkens auf den Heerstraßen des katholischen Deutschlands vom Siegeszeichen der ewigen Liebe, vom Kreuze die Ueberschrift des Römers herabzureißen, und dafür ihr Point d'honneur an denselben Galgen zu schlagen, mit den Worten »Ci-devant notre Sauveur!« So that der Vandale jenseits des Rheins, der seinen Voltaire und Konsorten zuvor

apotheosirt hatte; doch so sollte nicht der Germane diesseits des Rheins thun, nachdem er seines Volkes Auferstehung gefeyert hat, die ohne neu erwachte Liebe zum Erstlinge der Auferstehung, dieses Mal wenigstens, nicht zu Stande gekommen wäre.

Darum — mögen alle Köpfe von ihm, dem Eingebornen, nach Belieben denken, der Trost wird dem Herzen seiner Gläubigen immer bleiben: Lenken kann nur Einer, dessen Abschiedswort war: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden — gehet, lehrt und taufet im Namen des Dreyeinigen — und ich bleibe bey euch bis ans Ende der Zeiten.

Mit welchem Ich er gewiß etwas Besseres verstanden hat, als die Weltherrschaft des Pantheismus, eben weil jenes Wort gewiß in seines Lebens lichtesten Zwischenraum (von 40 Tagen) fällt. Und dieser Eine ist der Erstling der Auferstehung — der Erstgeborne unter den vielen Brüdern — seinen Brüdern, aber nicht sein vermöge Naturrecht, d. h. durch den bloßen Eintritt des logischen Ichs in diese Welt, sondern sein durch den Eintritt des freyen Ichs in seine Lebenswege, der da sprach: Ich bin der Weg — die Wahrheit — und das Leben.

Besitzthum göttlicher Kind- und Erbschaft gibt auch hier nur die reine That — Recht und Anwartschaft bloß die unreine Natur.

Rec. findet es nicht unzweckmäßig, seine Ansicht mit den Aeußerungen zweyer Geister zu schließen, denen zwar der Verfasser das Bürgerrecht in der Philosophie nicht zugestehen wird, aber unter die weiland sogenannten Pfahlbürger dürften sie doch gehören, die von den eingemauerten Bürgern sich nur dadurch unterscheiden, daß ihnen die freye Aussicht und der noch freyere Aufblick durch nichts verbaut ist. An beyde mag sich endlich die Bemerkung eines Dritten anschließen, dem der Verfasser wenigstens das Amt eines Nachtwächters in beyden Bezirken nicht wird streitig machen mögen.

»Die Idee, welche sich Schulgelehrte von Gott machen, ist (oft) schlechter als der Altar der Griechen, auf dem sie einem unbekannten Gotte dienten.«

»Doch wenn der Philosoph nur weiß, daß Gott das höchste Wesen ist; so fließt ihm aus diesem Begriffe auch schon das Urtheil über seine Werke, wie ein Zigeuner aus den Zügen der Hand den ganzen Lebenslauf eines Menschen herleiten kann.« (Hamans Briefe.)

Der Wege, sich in der Spekulation zu verrechnen, zählt Jean Paul Richter drey auf, nämlich aus Quantitäten

Qualitäten und umgekehrt aus Qualitäten Quantitäten zu machen. Vom dritten Wege heißt es nun:

»Das verwandte dritte, aber beste Kunststück ist, das Gold des Wirklichen dünn und breit zu schlagen, um es durchsehen zu können. Da nicht in der Sprache, wie in der Mathematik, Identität des Zeichens und Objektes Statt findet, ja da die Worte nicht einmal Schattenbilder, sondern willkürliche, nichts malende Schnupftuchsknoten der Besinnung sind: so ist für den Philosophen (der immer das Ey früher ausbläst, als ausbrütet) die Sprache gerade ein unentbehrliches Werkzeug. Die Welten (in und außer uns), die er erklärt durch Einschmelzung in eine unerklärliche, schatten sich in der Vorstellung nur als Kreise der vorigen Kugel ab; und diese Kreise werden wieder Punkte v. centra in der Sprache. Diese Punktirkunst mit Atomen, diese logische Algebra heißt nun Philosophie, d. h. vom Strahle des Wirklichen entwirft die Vorstellung einen treffenden Schattenriß — dann wird sie von allen specifischen Verschiedenheiten so lange ausgeleert, daß sie schon mehrere Objekte aufnehmen und man z. B. den Geschmack als einen feinen Geruch definiren kann. — Dann fährt man fort und macht sich Begriffe aus Begriffen, bis man so weit ist, daß das ganze Universum mit allen seinen Kräften und Farben bloß durchsichtig als ein weites lustiges Nichtich dasteht — dann braucht man nur noch einen Schritt weiter, so ist auch dieses Nichtich vom Ich nur im Grade verschieden, wie Finsterniß vom Lichte. Das Angeschaute ist nun die Anschauung. Diese das Anschauende oder Ich — und so ist das weite Karthago, die unendliche Stadt Gottes, zugeschnitten aus der Haut des Ichs — — —

»Heut zu Tage muß sich jeder mit Philosophie versorgen zur Wehre gegen Philosophie; mit einem abgespiegelten Basilisken zur Falkenbeitze der Dastehenden. Es gibt Wahrheiten (und das sind die wichtigeren), die weder der Kopf noch das Herz aufschließt — allein; sondern beyde zusammen. Am Pol macht die Kälte, unter der Linie die Hitze blind.«

Franz Baader, in der Schrift über Divinations- und Glaubenskraft, Clavis Fichtiana, 1822, sagt: »Den Abfall von der Religion büßte die Philosophie mit dem Widerspruche des Geistes und der Natur, d. h. mit dem Unvermögen, beyde in ihrer Unterschiedenheit zu vereinen, — daher sie entweder Spinozistisch konfundiren zu müssen und zu vereinerleyen, oder den Einen auf Kosten der Andern zu bejahen; d. h. das verkannte göttliche Princip wird entweder mit der nicht intelligenten Natur konfundirt, und hiemit diese apotheosirt, oder es wird selbes mit dem Geiste vermengt, und folglich dieses vergöttert. Diese letztere

Tendenz hat bekanntlich neuerdings die Hegelische Philosophie genommen, deren Stifter nicht nur die Religion als eine wesentlich von der Philosophie abgerissene Region erklärt, in welcher die Vernunft von sich gekommen und nur in der Philosophie durchaus bey sich (d. h. vernünftig wie dort unvernünftig) sey; sondern auch die unglückliche Kirchentrennung ein Glück (ein deutsches!!) nennt, weil sie die Basis des weltlichen Staates sey, der nur durch sie werden konnte, was er (d. h. der protestantische!) nun ist: die selbstbewußte Vernünftigkeit und Sittlichkeit.« —

W. Anton Günther.

Art. IV. Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1822.

Die vorliegende Schrift ist unter denjenigen, welche bisher in Deutschland zu Gunsten der Griechen erschienen sind, als die bedeutendste zu betrachten, und Rec. wählt sie um so lieber, um an die Gelegenheit der darin gegebenen Darstellung eine kurze Mittheilung seiner, in mehr als einem Betracht verschiedenen, Ansichten zu knüpfen, als der Verfasser in jedem Falle für den Sprecher einer achtungswerthen Partey gehalten werden darf. Man würde sehr Unrecht haben, wenn man die Ansichten des Baron de la Motte Fouqué manchen Meinungen gleich stellen wollte, welche in Frankreich und Deutschland durch Zeitungen und Broschüren proklamirt worden sind, deren Ursprung zum Theil wohl nicht so sehr in einer lobenswerthen Theilnahme an dem traurigen Schicksale eines unglücklichen Volkes, als in dem verderblichen Bestreben zu suchen war, auch dieses, so wie seit langer Zeit jedes bedeutende Ereigniß zu benutzen, um die Gesinnungen der Fürsten, und die Principien derjenigen, welchen die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut ist, den Unterthanen verdächtig zu machen, und auf diesem Wege zur allgemeinen Verwirrung, mit mehr oder minder deutlichem Bewußtseyn, beyzutragen.

Unter andern hatte man wohl einige Ursache, sich zu wundern, wie auf einmal die Ereignisse im Südosten von Europa den Wortführern der liberalen Partey in Frankreich, und in Deutschland, theils so entschiedenen Gegnern des religiösen Glaubens, eben so wie aller aus der Vorzeit herstammenden Rechte, eine ganz andere Sprache gegeben hatten; wie plötzlich von nichts als christlicher Religion, von einer Verbindung aller christlichen Völker zu einem Kreuzzuge gegen die

Ungläubigen, und von den Ansprüchen die Rede war, welche die Nachkommen derjenigen bewahrt hätten, denen ehemals die Herrschaft in jenen Gegenden oder sonstige Befugnisse zustanden. Es würde nicht ohne Interesse seyn, wenn man in dieser Hinsicht die Aeußerungen vergleichen wollte, welche zur Vertheidigung der spanischen Revolution in ihren offenen Angriffen gegen so viele wohlerworbenen Rechte, und namentlich gegen die religiösen Institute, und dann wieder bey Gelegenheit dieses Kampfes der Griechen von denselben Personen ausgegangen sind.

Der Verfasser sagt sehr richtig, daß von einem eigentlichen Religionskriege der christlichen Völker gegen die Türken nicht die Rede seyn könne. Die Kriege der europäischen Völker mit den Türken waren allerdings anfangs gegen das weitere Vordringen des Islams und der osmanischen Herrschaft über den Westen von Europa gerichtet. Man hatte allerdings dabey lange Zeit hindurch die einstige Wiedereroberung des gelobten Landes im Auge. Allein dieses Verhältniß hat sich seit den letzten Jahrhunderten sehr verändert, und wir müssen die Ursachen dieser Umwandlung zuerst in der unter den Christen selbst durch die Folgen der Reformation bewirkten Trennung, dann in dem allmälichen Sinken des türkischen Reichs suchen, wodurch die Furcht vor der weitern Ausbreitung desselben vermindert ward, und endlich in dem Aufhören des Einflusses aller bloß religiösen Rücksichten auf die Politik. Seit Franz des Ersten allerdings unrühmlichen Bündnissen mit den Beherrschern von Konstantinopel, ward dieses Reich in einem gewissen Sinne zu dem europäischen Staatensystem gerechnet, und es ist seit dieser Zeit kein Türkenkrieg mehr geführt worden, in welchem diese ehemaligen gemeinschaftlichen Feinde der Christenheit nicht mit einem oder andern europäischen Staate Verbindungen geschlossen hätten, und meistens mit großem Eifer von diesem Alliirten gegen seine Nachbarn geschützt worden wären. Lange Zeit wurde es zu den ersten Grundsätzen der europäischen Politik über die Erhaltung des berüchtigten Gleichgewichts gerechnet, daß Frankreich nothwendig mit dem türkischen Reiche eine genaue Verbindung erhalten müsse, um mit Hülfe desselben die weitere Ausdehnung des österreichischen Staats zu hindern, und dem Entstehen einer sogenannten Universalmonarchie entgegen zu treten. Ja man betrachtete nicht selten die dauernde Feindschaft des osmanischen Reichs gegen das Habsburgische Haus als eine Schutzwehr der Religionsfreyheit in Deutschland. Ob jemals und wann eine Veränderung in diesem Verhältnisse der Türken gegen die übrigen europäischen Staaten eintreten wird, ob die christlichen

Völker gemeinschaftlich den Türken, als den Feinden ihres religiösen Glaubens, gegenüber stehen werden, ist eine Frage, deren Entscheidung wir der Zeit überlassen müssen! Wir wollen es Niemanden verargen, wenn er solchen Wünschen und Hoffnungen Raum gibt, wenn ihm die christliche Religion wieder als das Band aller europäischen Völker und Staaten für die Zukunft erscheint. Wir achten und verehren diese frommen Wünsche und die denselben zu Grunde liegende Idee und Meinung: aber etwas davon Unabhängiges ist die entschiedene Forderung, daß sie in diesem Augenblicke als Norm für das Verfahren der europäischen Kabinette bey dem jetzigen Kampfe der Griechen gegen die türkische Oberherrschaft betrachtet werden sollen. Es ist uns nicht unbekannt, worauf die Besseren unter den Vertheidigern dieser Ansicht dieses Herbeyziehen künftig möglicher Verhältnisse in die Gegenwart begründen. Die heilige Allianz wird von sehr Vielen als ein Bund der europäischen Staaten betrachtet; man hört daher nicht selten die Behauptung, daß durch die Errichtung dieses heiligen Bundes die religiöse Gemeinschaft der europäischen Völker wieder hergestellt sey, und man zieht daraus die Folgerung, daß die durch die heilige Allianz verbundenen Mächte die Verpflichtung übernommen hätten, die christliche Religion und alle getaufte Christen als solche nicht nur gegen fremde Unterdrückung in Schutz zu nehmen, sondern unmittelbar auf die Befreyung derselben von fremder Oberherrschaft beyzuwirken. Ja man ist sogar von Anfang an auf die Vorstellung gekommen, die heilige Allianz verdanke ihre Entstehung ganz vorzüglich dem sehr nahe liegenden Bestreben, die Herrschaft der Türken gänzlich aus Europa zu verbannen. Was die heilige Allianz mit der Zeit werden, ob auf dieser Grundlage die religiöse Einheit der enropäischen Staaten wieder hergestellt werden kann, darüber läßt sich bis jetzt wohl nichts Bestimmtes und Unzweifelhaftes sagen, und wir wollen uns daher auf die Gegenwart beschränken. Die heilige Allianz ist für jetzt nicht sowohl ein Bund der europäischen Staaten, sondern der europäischen Souverains, welches schon aus der beym Abschluß derselben beobachteten Form deutlich hervorgeht. Die heilige Allianz ist nicht eigentlich derjenige Bund, auf welchem das jetzige europäische Völkerrecht beruht, wenn er gleich die Grundlage des zukünftigen Völkerrechts werden kann. Vielmehr glauben wir die große Allianz, deren Grundsätze zuerst vorzüglich in dem Vertrage von Chaumont ausgesprochen sind, als die Basis des jetzigen Verhältnisses der europäischen Staaten und der ganzen Politik betrachten zu müssen. Die Aufrechthaltung des Zustandes, wie er aus den seit dem Wiener-Kongresse von 1814 und 1815 geschlossenen Verträgen hervor-

geht, die strenge Befolgung der Principien, welche in diesen Verträgen ausgesprochen sind, die Vertheidigung des durch sie bestimmten Rechtszustandes gegen alle äußere und innere Angriffe bildet den offen ausgesprochenen Grundsatz der heutigen Politik, und von diesem Gesichtspunkte aus muß ohne Zweifel das Verfahren der europäischen Mächte zunächst betrachtet werden. Es war die Aufgabe der europäischen Politik, allen von so vielen Seiten her drohenden Angriffen zum Trotz, die Ruhe von Europa, die große Allianz der europäischen Mächte aufrecht zu erhalten, und allein von hieraus dürfen wir die Handlungsweise der einzelnen Höfe, wenn sie dem Publikum vollständig bekannt werden wird, beurtheilen.

Es ist keineswegs nothwendig, eine direkte Verbindung zwischen den ersten Führern der Insurrektion in Griechenland und denjenigen anzunehmen, welche in Frankreich und Spanien ihre Sache durchgeführt hatten, und die gerade in demselben Augenblicke, wie die Unruhen in Griechenland ausbrachen, einen glücklicher Weise bald genug unterdrückten Versuch machten, den Carbonarismus in Italien sein Haupt erheben zu lassen. Es ist möglich, daß die Führer der griechischen Unruhen in jeder Beziehung weniger strafbar waren, als die Häupter der großen, durch ganz Europa, vorzüglich im Südwesten verbreiteten, antichristlichen, antiroyalistischen und antisocialen Partey. Es ist sehr wohl denkbar, daß diejenigen, welche wir an der Spitze der Griechen in Morea und Thessalien sahen, und welche auch im Anfange in der Moldau und Wallachey gegen die türkische Oberherrschaft auftraten, mehr aus Mangel an Kenntniß des politischen Zustandes von Europa und der persönlichen Verhältnisse der Souverains, nur allein die Unabhängigkeit der Griechen im Auge, gerade einen, in mehrerem Betracht so gefährlichen und ihrer eigenen Sache so höchst ungünstigen Moment zum Ausbruche wählten. Mögen auch die Führer der griechischen Insurrektion nicht mit dem Vorwurfe belastet werden, daß sie dabey die allgemeine Störung der Ruhe vor Augen gehabt hätten, so erschien dieselbe den in andern Ländern, besonders des südwestlichen Europa zerstreuten Parteyführern, deren angelegentliches Geschäft zu seyn scheint, die Einigkeit der großen Höfe zu stören, die heutige Grundlage der Ruhe von Europa zu vernichten, und den Tyrannen der Revolution zum Universalmonarchen unseres Welttheils zu erheben, in jedem Falle als ein willkommenes Mittel für ihre Zwecke.

Dieses Verhältniß der Unruhen in Griechenland zu den Revolutionen im südwestlichen Europa ist bis jetzt besonders deßhalb so schwer zu beurtheilen, weil bey dem großen Mangel

an zuverläßigen Nachrichten die verschiedenen Elemente, aus denen die griechische Insurrektion gebildet ist, sich nicht genau unterscheiden lassen, und man das Verhältniß derselben unter einander nicht genau anzugeben im Stande ist. Bey weitem der achtungswertheste Theil unter denen, welche sich gegen die türkische Oberherrschaft erhoben haben, sind ohne Zweifel diejenigen Stämme der Griechen, welche in Morea und Thessalien immer ganz oder zum Theil ihre Unabhängigkeit behauptet haben. Mögen gleich manche unter ihnen, ja selbst ganze Stämme, zu gemeinen Räubern herabgesunken seyn, so sind dagegen andere, in einer geringen oder einer bloß scheinbaren Abhängigkeit von den Türken, als treue Anhänger ihres Vaterlandes, und als eifrige Christen bekannt. Der religiöse Sinn, welcher unter einer großen Zahl derselben herrschen soll, gibt dieser Klasse der griechischen Insurgenten einen eigenen Charakter. Ich will dafür einen, sicher unverdächtigen Zeugen anführen; Pouqueville nämlich sagt (Tom. I. p. 245): S'ils parlent de la liberté, ils s'exaltent de manière à faire croire, qu'ils sont prêts à tout entreprendre, même à tout sacrifier pour l'obtenir; mais au fond, cette indignation qu'ils manifestent contre leurs oppresseurs provient moins de leur amour pour l'affranchissement, que de l'envie de voir dominer leur culte. . . . . Les Grecs modernes, je ne balance pas à le dire, ne verraient dans une révolution que le triomphe de leur religion, sans s'embarrasser beaucoup du plus ou moins de liberté politique. . . . Diese Völker bilden den eigentlichen Stamm der Griechen, und es ist, wenn man die innere politische Bedeutung der Revolution in Griechenland beurtheilen will, genau zu wissen, wie weit sich der Einfluß dieses Elements auf die Entwicklung derselben erstreckt. Das zweyte Hauptelement der griechischen Insurrektion bilden die Bewohner der Küsten und Inseln, die Kaufleute und Schiffer; die Bedeutung des Kampfes der Griechen in Beziehung auf diese Verhältnisse ist sehr groß, diese Frage bedarf aber einer sehr genauen und mit den höchsten Fragen der Politik zusammenhängenden Untersuchung. Den dritten Hauptbestandtheil, wenn auch nicht der Masse, doch vielleicht der Wichtigkeit nach, bilden diejenigen Griechen, vorzüglich aus den höhern Ständen und den reichern Familien, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die in dem westlichen Europa herrschende Bildung in sich aufgenommen, also vorzugsweise der größte Theil derjenigen, welche in Frankreich und Deutschland ihre Jugend zugebracht haben. Wenn man von vorn herein über diese Klasse der Insurgenten urtheilen

wollte, so könnte man wohl nicht gerade behaupten, daß sie einen sehr vortheilhaften Einfluß auf Griechenland haben werden; und wenn es dem Rec. erlaubt ist, von dem größten Theil derjenigen Griechen, welche er kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, auf die Masse der in Frankreich und Deutschland erzogenen zurück zu schließen, so scheint es, daß sich zwar recht viel gute, und dann auch manche unterrichtete Leute unter denselben finden, daß aber ihre Bildung größten Theils in einem Sinne seyn mag, der wenig Uebereinstimmung zwischen ihnen und den freyen Bewohnern von Morea erwarten läßt. So viel scheint ausgemacht, daß diese theils in Frankreich, theils auch in Deutschland durch Doktrinen, die man schwerlich antirevolutionär nennen dürfte, gebildeten, nicht jene Vorwürfe von Pouqueville sich zuziehen werden.

Es war in allen Fällen dem großen europäischen Interesse gemäß, aus den Ereignissen in Griechenland keine Versuche der Zwietracht unter den alliirten Mächten sich bilden zu lassen; aber dieß ist nicht der einzige Gesichtspunkt, aus dem man es betrachten muß. Wir wollen den Zustand des türkischen Reichs nicht in Schutz nehmen, wir behaupten keineswegs, daß es für das übrige Europa nothwendig sey, dieses fast negative Verhältniß des Südostens für immer fortdauern zu lassen. Aber zwey Fragen mögen uns erlaubt seyn: War der Augenblick günstig für die Veränderung dieses Zustandes, und kann es den alliirten Mächten gleichgültig seyn, welche Stellung ein etwa dort sich bildender unabhängiger Staat annehme?

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, wie das Schicksal von Griechenland sich gestalten wird. Aber im Allgemeinen darf man wohl so viel als den jetzigen Verhältnissen angemessen betrachten, daß der politische Zustand dieses Landes nicht in einen offenen Widerspruch mit der herrschenden Politik von Europa treten darf. Es ist hier wohl nur die Alternative, daß das griechische Volk entweder dem durch Verträge zu bestimmenden Schutze der großen Mächte einer auf irgend eine Weise näher zu begränzenden Oberherrschaft der Türken sich wieder unterwerfe, oder daß, wenn ein Theil von Griechenland im Stande seyn sollte, die Unabhängigkeit zu behaupten, die politischen Verhältnisse auf Principien begründet werden, welche den in Europa anerkannten nicht entgegen wären. Unter dieser Voraussetzung, will ich nur noch zuletzt bemerken, nimmt nothwendig das Verhältniß der europäischen Mächte zu den Griechen eine sehr verschiedene Gestalt an, je nachdem man es in dem Zeitpunkt ansieht, wo faktisch ein Theil von Griechenland

die Unabhängigkeit erlangt hat, oder vielleicht haben wird, oder ob man auf den Moment zurückgeht, in welchem die Revolution ausbrach, und, nach den damaligen Umständen zu urtheilen, an die Befreyung von der türkischen Oberherrschaft ohne fremde Unterstützung nicht wohl zu denken war.

J. G. H.

Art. V. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Vierter Jahrgang, 1823. Wien, im Verlage der Franz Härterischen Buchhandlung.

Dieses Taschenbuch hat nun, Trotz seines ernsten, der eigentlichen Taschenbücher-Literatur ganz entgegenstrebenden Geistes und Inhaltes, den vierten Jahrgang glücklich erreicht. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit und ein verdienter Lohn für die ehrenwerthen Bemühungen der Herausgeber, die sich wohl mit Freude in Zukunft der Fortsetzung dieses Unternehmens widmen werden, dessen Werth wir um so lieber öffentlich anerkennen, je schwieriger uns die Aufgabe scheint, Materialien für eine künftige Geschichte zu liefern, aber in einem solchem Maße und Gewande, daß auch der nicht Gelehrte sie mit Vergnügen lesen, und patriotische Nahrung daraus nehmen könne. Die Haupttendenz, daß die Geschichte unsers Vaterlandes recht volksmäßig ins Mark und Blut des Oesterreichers übergehe, kann auch nur durch volksmäßige — wir sagen nicht gemeine oder niedrige — Darstellung der Geschichte erzielt werden. Wie in der höchsten Beziehung das Christenthum den ganzen Menschen in allen Verhältnissen durchdringen muß, so sollte den Bürger, als solchen, die Geschichte seines Vaterlandes kräftig beleben: sie sollte den Krieger, den Beamten, den Kaufmann, den Landmann, jeden nach seinem Maße, das von der Vorsehung mit sichtbarer Huld geseguete Vaterland nach seiner Eigenthümlichkeit kennen lehren, für welches er kämpfen, welchem er rathen, mit Verstand und Liebe rathen, für welches er handeln, wandeln, arbeiten soll. Dann wird der Staat ein gesunder Baum seyn, wenn seine Wurzeln Religion und christliche Volkserziehung, sein Stamm nationales, ruhiges, tüchtiges Bürgerleben mit Heiligachtung der Vorschriften des Christenthums, und seine Blüten und Früchte alle Tugenden sind, die von der Liebe und Selbstverläugnung im Einzelnen wie im Allgemeinen gekrönt werden. Diese Frucht heißt Liebe zum Vaterlande, zum ewigen und zeitlichen. Einen solchen Sinn glauben wir auch den Herausgebern dieses Taschenbuchs zutrauen zu dürfen, wenn sie sich

redlich bemühen, die Geschichte zu populariſiren, und ihre Bemühung muß geehrt werden, ſollten wir auch jetzt noch Manches vermiſſen, was jenem Zwecke näher bringt. Vor allem wünſchen und bitten wir ſie: Einfachheit, Verſtändlichkeit, Treue in der Darſtellung höher zu achten, als Glanz und Schmuck, geiſtreiche Kürze, romantiſche Einkleidung. Alles hat ſein Gutes, aber alles auch ſein Ziel. Darum mit Maximilian I. »Halt Maß.« — Dieſer Band ſteht an Reichthum keinem der früheren Jahrgänge nach: vorzüglich fruchtbar iſt der biographiſche Theil dießmal ausgefallen; die Sagen und Legenden empfehlen ſich vor den früheren Lieferungen durch ihre Geſchloſſenheit und Verbindung in dem Kranze lombardiſcher Ueberlieferungen, deren wir ſpäter noch gedenken werden. Der poetiſchen Arbeiten finden wir dieſes Jahr nur zwey, von welchen uns die letzte: »das ſteinerne Geld,« eine Ballade von Caſtelli, die gelungenere der Gaben ſcheint, womit dieſer Dichter das Taſchenbuch ſeit ſeinem Entſtehen erfreut hat. Die übrigen Rubriken werden wir ſpäter erwähnen. Beym Ueberblicke des ganzen dießjährigen Inhaltes kann es uns übrigens nicht entgehen, daß die Geſchlechter der edlen Ungern mit Vorliebe behandelt wurden; denn weit mehr als die Hälfte der Aufſätze ſind Ungern gewidmet, und die ungriſche Geſchichte hat wirklich durch die hier gegebene Aufhellung vieler wichtigen Details aus der Feder der geachtetſten Geſchichtsfreunde dieſes Reichs nicht wenig gewonnen. Ohne Zweifel werden in den folgenden Jahrgängen die Verfaſſer, um doch jedem Lande aus dem großen Vereine Oeſterreichs das Seine zu geben — das erwünſchte Gleichgewicht wieder herſtellen.

Die überraſchende Fülle des Buches geſtattet uns nur die einzelnen Aufſätze flüchtig zu berühren. Die Reihe der hiſtoriſch-biographiſchen Darſtellungen eröffnet die Fortſetzung der im zweyten Jahrgange abgebrochenen Schilderung der Jagellonen in Ungern. Wahrlich wenig Erfreuliches dankt die Nation dieſem fremden Geſchlechte, welches die ſchönen Tage des großen Ludwig und Karl Robert nimmermehr vergeſſen machen konnte. Während Jagello's königliche Sproſſen Wladislav und Albert ſich um den Beſitz und die Früchte Ungerns zanken, erheben ehrſüchtige Große immer kühner ihre Häupter, vor allem Zapolya, der ſich auch endlich durch den Jammer ſeines Volkes den Weg zum Throne Ungerns ſelbſtſüchtig bahnte, und dadurch namenloſes Elend für lange Jahre über das Vaterland brachte. Und ſo wird man dem Schlußworte des Verfaſſers S. 30 wohl beypflichten, daß Jagello's Haus unheilvoll

für Ungern war. »Ein herrliches Reich sank wenige Jahre »nach Erlöschung dieser Dynastie beynahe zur bloßen Provinz »eines barbarischen Eroberers herab. Nur sein Verein mit Habs»burg hob es wieder zur selbstständigen Würde eines starken »Volkes, und nach langem Zwiespalt und Kampf zur alten natio»nalen Herrlichkeit empor.« —

Das Leben des Paul von Kinis, S. 31, des Lieblings und Feldhauptmanns des großen Königs Mathias Corvinus, nach ihm Wladislavs, stellt uns das Bild eines der größten und glücklichsten Feldherrn und treuesten Dieners seines Herrn, aber auch ein Beyspiel von Rohheit und mogolisch-hunnischer Grausamkeit auf, von welchem die Menschheit sich mit Abscheu wegwendet: deßhalb sagt der Verfasser schön und wahr am Schlusse: Kinis, der größte Feldherr, gehöre nicht auch zu den größten Männern; denn wer diesen Namen in der Geschichte würdig führen wolle, müsse mehr noch als tapfer seyn. — Feuer der Darstellung in gedrängter Kürze mit blitzgleichen Bildern und Farben thun hier treffliche Wirkung. —

S. 52. Mit großer Liebe, und, wie wir glauben, am vollständigsten und ausführlichsten gibt Freyherr von Hormayr das Leben jenes Niklas Salm, der den vorzüglichsten Antheil an der Erhaltung Wiens gegen Suleyman 1529 hatte, auf dessen Haupt also die Vorsehung gleichsam das Heil der von der Uebermacht der Barbaren nach dem Falle seiner Vormauer unabwendbar verschlungenen, ganzen christlichen Welt gelegt hatte, eine Größe, die freylich nur der fromme und bescheidene christliche Held ertragen konnte, dessen Losung: »Deo Soli Gloria« nicht bloß sein Mund aussprach und sein Denkstein verkündigt, sondern tief im Innern wohnend sein Leben leitete. Diese Lebensbeschreibung ist eine der lehrreichsten und durch die Wichtigkeit und Größe der Begebenheit der erfreulichsten aller bisherigen Jahrgänge. Welche Stelle gebührt nicht unter den Männern unsers lieben Vaterlands dem Erzieher Rogendorfs und Herbersteins (des ältern Plinius der Russen, wie ihn Katharina — und Rußlands zweyten Entdeckers, wie ihn Schlözer nannte), einem Vordermann in der Schlacht von Pavia, wo er den König Franz verwundete und ihm sein Pferd erstach, worauf der Tapfere nach wüthender Gegenwehr sich an den Vicekönig Lannoy ergeben mußte! Entscheidend waren seine Züge gegen die aufrührischen Bauern von Schladming in Steyermark, gegen Zapolya in Ungern. Wir erfahren hier viele lesenswerthe Details der ungrischen Geschichte. Natürlich ist die Belagerung und Vertheidigung Wiens, in

deren glorreicher Vollendung der Held seine Todeswunde erhielt, mit der anziehendsten Genauigkeit und Lebendigkeit geschildert. — Nachdem der Verfasser noch einige Nachrichten über Salms Sohn Niklas und über den im Leben ihm unzertrennlichen Waffenbruder Rogendorf mitgetheilt, führt er uns als Beylagen einige zur Geschichte Salms gehörige Urkunden vor, unter welchen die Vertheidigungsschrift Sigmunds von Herberstein, wodurch er die hämischen Beschuldigungen, die gegen Kazianer, Rogendorf, ja ihn selbst ausgestreut waren, als hielten sie Einverständniß mit den Türken, widerlegt. Ferner Kazianers eigene Vertheidigungsschrift, von der höchsten Wichtigkeit. Wirklich ist es eine theure Pflicht des Geschichtschreibers, Denkmale zu enthüllen, welche unschuldige und unredlich verfolgte Männer, die sich nicht mehr selbst vertheidigen können, in den Augen der Nachwelt reinigen und rechtfertigen, oder ihren, oft durch Parteyen und Vorurtheile der Zeitgenossen gebrandmarkten und entstellten Charakter vor das leidenschaftlosere Gericht der Nachwelt bringen. — Diese in der Original-Schreibart mitgetheilten Dokumente geben reiche Belehrung in Hinsicht auf Zeit- und Sittengeschichte, Taktik, Kriegsbräuche ꝛc.

Die Ahnentafeln können füglich den Biographien beygezählt werden: sie liefern die Biographien ganzer Geschlechter; und wer das Schwierige und Mühselige solcher verwickelten und doch höchst nöthigen Untersuchungen kennt, wird das Verdienstliche derselben einsehen und sie als bedeutende Vorarbeiten für den Geschichtschreiber ehren. Denn nur aus solchen Monographien, gleichviel ob sie Fürsten, Provinzen, Städte oder Adelsgeschlechter zu ihrem Stoffe wählen, kann endlich ein solider Bau reifer Vaterlandsgeschichten entstehen: ein Verfahren, welches die Tüchtigsten aller Länder nun auch als das einzig nothwendige einsehen und laut bekennen. Ohnehin bewegt sich ja das ganze Mittelalter im Klerus und Adel: und wie soll eine Geschichte zu Stande kommen, wenn jene beyden nicht in ihren Einzelnheiten aufgesucht werden? Dem Grundsatze nach betrachtet, kann also kein vorurtheilsfreyer Beurtheiler die Ahnentafeln unfreundlich ansehen, und auch die vorliegenden geschichtlichen Aufsätze verdienen gewiß nur den besten Empfang. Forschungen auf einem so trockenen Boden sind eben nicht geeignet, einem Schriftsteller Gunst und Ruhm zu gewinnen, zumal wenn er genöthigt ist, verstorbene Glieder eines noch lebenden Stammes verdientem Tadel zu übergeben, wie das gleich in der ersten Tafel der Apor der Fall ist. — Freylich muß er darin auch manchmal des noch lebenden ehrenvoll gedenken, und es mag schwer seyn, hier immer die Mittelstraße in der Schilderung zu treffen, wo manches

Körnlein Weihrauch sich so leicht einzumischen pflegt; aber das wollen wir dem Biographen nicht zu hoch anrechnen und ihm die kleine Entschädigung für das mühevolle Geschäft nicht mißgönnen. Die in diesem Bande gelieferten vier Tafeln, die Apor, Wrbna's, die Bathyanys, die Banffi's, schließen sich an die in den früheren Jahrgängen gelieferten zehn Geschlechter an. — Die Apor, aus Siebenbürgen stammend, gaben Ungern Palatine, blühten zu Ludwigs des Großen Zeit, welchem Stephan Apor treue, wenngleich nicht stets glückliche Dienste in Italien leistete. — Auch die Schattenseite dieses Stammes wird nicht verschwiegen: vier Apor, Stephan der ältere und jüngere, Emmerich und Andreas erscheinen als Empörer wider König Sigmund und Königin Maria; Niklas Apor stand gegen den großen Woywoden Stephan Bathory auf, und später fielen fünf Apor in der Schlacht, welche dem Gegenfürsten Moses Szekely, dem sie anhingen, das Leben kostete. — Peter diente dem Kaiser mit Eifer, und sein Enkel Stephan, Verfasser mehrerer äußerst geistreichen Werke, wurde in den Grafenstand erhoben.

In der Geschichte des Hauses Wrbna sind merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Nach dieser erscheinen die Wrbna's schon um 1100 in Böhmen, wo Werboslav den Kaiser Otto nach Italien geleitete, und den Feldherrn Colonna tödtete, weßhalb ihm der Kaiser den Pfeil in der Säule auf dem Helm gab. Die Stammburg der Wrbna soll die schlesische Burg Würben im Schweidnitzischen seyn. — In der furchtbaren Mongolenschlacht vor Liegnitz fielen zwey Wrbna, Stephan und Andreas, zugleich mit dem christlichen Helden Herzog Heinrich dem Frommen. — Die Reformation spaltete auch dieses, wie viele andere Geschlechter, in zwey Hälften, die sich feindlich gegenüber standen. So gingen aus dem Hause der Wrbna's Direktoren der Lutherischen Stände und Jesuiten hervor. Mit wenigen aber kraftvollen Strichen werden bey dieser Gelegenheit die traurigen Folgen der Kirchentrennung für den österreichischen Staatenverein angedeutet. Von den Nachkommen ist Wenzel der berühmteste, der 1628 von dem Kaiser mit ganz außerordentlichen Gnaden kraft einer goldenen Bulle begünstigt ward. Zu den seltsamsten der darin enthaltenen Privilegien gehören wohl z. B. das Recht: Doctores, Licentiatos, Magistros, Baccalaureos und Poëtas laureatos zu kreiren, welche derselben Gnaden und Freyheiten sollen theilhaftig seyn, wie die auf den Universitäten kreirten; das Recht, rittermäßigen Adel zu ertheilen. Noch größer sind die Begünstigungen, die dem Hause von Seite des Aerars durch das Recht der Besteuerung, der Beerbung ihrer

ab intestato verstorbenen Unterthanen und anderer Privilegien zu Theile wurden. —

Das dritte Geschlecht in der Reihe ist das der Batthyanyi. Die Zahl der Helden und großen Männer, welche ihm entsproßten, ist so groß, daß wir hier, ohne jeden zu nennen, bloß auf das Werk selbst verweisen müssen. Der Batthyanyi geschichtlicher Ursprung wird bis in die Tage der Magyarenzüge, 755, zurückgesetzt, wo Urs, einer der Anführer Geysa's, ein Schloß an Steyermarks Gränze, heute Kövago Eörs, baute, das dem Stamme bis ins sechzehnte Jahrhundert den Namen lieh, von da an nannten sie sich Batthyan. — Unter den beynahe in ununterbrochener Reihe forterbenden Heldensöhnen leuchtet Balthasar III. hervor als Waffenbruder Zrinis, des ungrischen Leonidas, und Nadasdi's, alle drey vereint, ein Schrecken der Türken, deren blutige Niederlage bey Kanischa 1578 zu den glänzendsten Waffenthaten der Ungern gehört. — Die Enkel kämpften mannhaft gegen Rakozy, gegen die Türken, gegen die Franzosen am Rhein, unter Eugen. Eben so gemüthvoll als zart ist folgender Zug Karl Batthyany's: Als er während seines Aufenthaltes in den Niederlanden unter Eugens Oberbefehl die von dem großen Könige der Ungern, Ludwig I. erbaute Kapelle der heiligen Jungfrau zu Aachen halb verfallen sah, schaffte er die nöthige Summe zur Herstellung dieses herrlichen Monuments, selbst, und durch Beyträge der Seinigen herbey, worauf der Aufbau sogleich begann.

Graf Johann Mailath gibt nicht minder lehrreiche Beyträge zur Geschichte der Banffi's. Die Schwierigkeit, in der ungrischen Geschichte den genealogischen Faden einer Familie bis in die ältesten Zeiten des magyarischen Reichs zurückzuführen, veranlaßt den Verfasser, die von dem verdienstvollen Horvath zuerst mit Scharfsinn aufgestellte Lehre von den Stämmen, die auch er zum Leitfaden bey seiner Untersuchung gebraucht hat, den Lesern zu erklären. Denn fast alle alten Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Magyaren, als sie in Ungern einwanderten, in 108 Stämme (Generationes) getheilt waren, von welchen die großen Magnaten ihren Ursprung haben. — Aus dem uralten Geschlechte Thomisoba stammen die Banffi's. — Denis Banffi unter Stephan IV. Feldherr wider die Byzantiner: Lukas Banffi, Erzbischof von Gran, ein Kirchenfürst voll Weisheit und Kraft, lenkte unter Geysa und Stephan (1160) das Staatsruder. Buzad II. Banffi, im vierzehnten Jahrhunderte, Ban von Slavonien, folgte dem Könige nach Palästina; heimgekehrt entsagt er allen weltlichen Würden, und wird Mönch. — Da brachen die

Fluten der Mongolen herein, — der Prior und die Brüder seines Klosters verlassen das Gotteshaus; er allein bleibt zum Trost für das umwohnende Volk, das nicht fliehen kann. Als die Wilden heranstürmten, betete Buzad eben am Hochaltare; dort erschlugen sie ihn. Die romantische Sage von der Ursache, die ihn zum Kreuzzuge bewogen, ist in dem ersten Jahrgange dieses Taschenbuchs unter den Sagen geschildert. — Dem erst vor wenigen Monaten uns durch den Tod entrissenen Grafen Georg Banffi, Gouverneur von Siebenbürgen, von dem das Volk spricht: »Du hast gegen uns nicht Arges geübt, noch uns bedrängt und aus keiner Hand Geschenke genommen« — diesem Ehrenmanne setzte der Verfasser durch die kurze Schilderung seines Geschlechtes ein bescheidenes und rührendes Denkmal.

Den Schluß der geschichtlichen Aufsätze macht die Lebensgeschichte Gabriel Bethlens, eines der hervorragendsten Männer seiner Zeit, dessen rastlos strebender Geist, die engen Schranken seines Fürstenthumes Siebenbürgen verschmähend, die Nachbarstaaten, besonders die österreichischen, gar mannigfach bewegte und erschütterte. Seine Geschichte ist innig verwebt mit der Geschichte Ferdinands II., des Nachbarreichs Ungern, des Protestantismus und des dreyßigjährigen Krieges, in dem er als einer der Vordermänner auftrat. Unter ihm stieg Siebenbürgen außerordentlich, seine Sorge für Aufnahme des Landes, feste und weise Verwaltung, Förderung der Kultur durch Schulen und Kirchen, Sicherung nach außen durch Festungen; sein glückliches und mit eben so viel Kühnheit als Klugheit durchgeführtes Streben, das Land dem türkischen Einflusse mehr und mehr zu entziehen, und die Barbaren nur so viel und so lange es seinen Zwecken entsprach, zu schonen und zu nützen: seine glücklichen Kriege, das alles verdiente ihm den Ruhm des größten und klügsten Fürsten der Siebenbürger. Als Mensch gewürdigt steht er freylich nicht so hoch: und es ist wohl nur ein falscher Ausdruck des Verfassers, wenn er S. 508 sagt: Ehrgeiz und Schlauheit seyen in seiner Lage unentbehrlich gewesen, diese möchten höchstens zu entschuldigen seyn; unentbehrlich aber könnten ihm gewesen seyn: Ehrgefühl, Kraft, Beharrlichkeit und Klugheit, welches keine Fehler sind. Dieser Aufsatz, dessen Verfasser, der Sprache nach zu urtheilen*), ein Nichtdeutscher ist — gehört, wie wir glauben, zu den gelungensten dieses Bandes, sowohl in Hinsicht auf Einfachheit, Deutlichkeit der Darstellung

*) So z. B. ist es S. 509 eine etwas undeutsche Wendung: Es dürfte uns vielleicht keinen Vorwurf der Weitläufigkeit zuziehen, wenn wir wegen dem Stempel der Originalität und des Zeitalters einen dieser Tagsbefehle hier einrücken werden.

als deßhalb, weil er uns seinen Helden so recht aus dem Innern des Lebens hervorführt, wo denn immer Züge zum Vorschein kommen, die zur Kenntniß der Zeit mehr beytragen, als die Beschreibung der wichtigsten Thaten und Ereignisse nach ihrer äußeren Erscheinung: dahin gehört Bethlens mit großer Klugheit bewachte Gesinnung gegen die Türken, sein Benehmen während der Zeit, als die fürchterlichste Anklage wider ihn in Konstantinopel erhoben ward, und seine Großmuth gegen die Angehörigen des Angebers; seine Mäßigung, die ihm, als Herrn von Ungern, nie auch nur den mindesten Schein von Willkür erlaubte, seine strenge Kriegszucht und Schonung des Landes (man denke an die Heere des dreyßigjährigen Krieges in Deutschland), weßhalb der Verfasser einen seiner Tagsbefehle gibt; Bethlens Aeußerung über seinen Gegner, Ferdinand II: Es sey schwer, sich mit diesem Kaiser zu messen, den weder Unglücksfälle beugen, noch die angenehmsten Ereignisse stolz machen können; — seine Würdigung der Jesuiten, deren Vertreibung die Konföderirten doch als einen besondern Artikel festgesetzt hatten; — die bestehenden Landesgesetze nicht achtend, berief er, der Protestant, sie in sein Land, und übergab ihnen die Erziehungsanstalten der katholischen Jugend, dieß zu einer Zeit, wo die Spannung und der Haß der Parteyen ihren höchsten Punkt erreicht zu haben schienen. Einen Jesuiten, der ihm eine Strafpredigt wegen seines Einverständnisses mit den Türken gehalten, und den deßhalb jedermann für verloren glaubte — soll er zur Tafel gezogen und mit hundert Thalern beschenkt haben. — Merkwürdig ist die letzte Aeußerung Bethlens auf dem Todbette, wo er, schon des Gebrauchs der Sprache verlustig, zu schreiben verlangte. Jedermann glaubte, zur Bestimmung irgend eines Vermächtnisses. Er schrieb: »Ist Gott für uns, wer darf wider uns seyn?« — Höchst anziehend ist die aus gleichzeitigen Quellen geschöpfte Beschreibung des Empfangs seiner Braut, einer Brandenburgischen Prinzessin, ein seltenes Gemisch orientalischer Pracht mit französischer Etikette. — Der zeitgenosse Geschichtschreiber Kemeny, der sechs Jahre an Bethlens Seite gelebt, scheinet dem Verfasser als vorzügliche Quelle bey seiner lehrreichen und tüchtigen Arbeit gedient zu haben. —

Die Rubrik: »die Burgen,« streift schon manchmal ins Gebiet der Sage, deren historischen Grund aber die Herausgeber stets mit Umsicht nachzuweisen suchen, ohne dabey den Charakter der Sage zu verkennen, die Rez. eine Vergeistigung der Geschichte nennen möchte, aus welcher sie meist die Quintessenz, sich selbst unbewußt herauszieht, und ganz unbekümmert um das Früher oder Später ein neues Produkt schafft, in welchem Vergangen-

heit, Gegenwart und Zukunft, erzählend, lehrend und warnend vereint erscheinen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese Ansicht, die, reiflicher erwogen, als wir es hier thun können, der Sage in den Augen manches überstrengen Geschichtforschers eine ernstere und schönere Bedeutung geben könnte — wenn wir diese oder eine verwandte Ansicht auch als die Grundidee ansehen, welche die Verfasser bey dieser, und noch mehr bey der folgenden Rubrik geleitet haben mag.

Die hier gelieferten Burgen sind: Tokay und Betzko. Jene, vom zwölften Jahrhundert an bekannt, dann durch die Stärke ihrer Mauern und Lage, so wie durch den nahen aus den syrmischen Reben des Kaisers Probus hieher verpflanzten Wein berühmt, gelangte durch die Hände Verschiedener in den Besitz der Fürsten Siebenbürgens. Franz II. Rakotzy ließ sie nach der Wiedereroberung aus den Händen der Kaiserlichen der Erde gleich machen, eine lächerliche Rache für die von dem kaiserlichen Feldherrn befohlne Zerstörung seines Lieblingsschlosses Saros Patak. — Mehr Antheil hat die Sage an der Geschichte der Burg Betzko. Man vergleiche das im ersten Jahrgange 1820 von Herrn Köffinger gegebene Gedicht desselben Inhalts. — Stibor, der übermächtige Woywode Siebenbürgens unter Sigmund, soll sie gebaut haben, auf Begehren seines Narren Betzko (die Geschichte weiß nur von Erweiterung durch Stibor); hieher versetzt die Sage auch Stibors gräßlichen Tod (S. 205). — Die Reste dieses Felsennestes zeigen noch manches alterthümliche Belege seiner Pracht, in Wand- und Glasgemälden: und zum Schlusse gibt der Verfasser das angenehme Versprechen, in der Folge eine Biographie dieses mächtigen Vasallen mitzutheilen. — Die schon in den früheren Jahrgängen gelieferten sechs und dreyßig Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder werden hier fortgesetzt. Den Anfang macht ein schöner Kranz lombardischer Sagen: das Haus Gisulfs, die Büffelhaut, die Herzogin Romilda und ihre Töchter, Grimoald, die Bartschur. — Wir können den Leser nur mit zwey Worten auf diesen anziehenden Stoff aufmerksam machen: der greise Friauler Herzog Gisulf, einst König Alboins Waffenbruder, fällt in der Schlacht gegen die Slaven und Avaren am Isonzo; seine junge Gattin Romilda, von Grasulf, dem tückischen und herrschsüchtigen Schwager, verrathen, fällt dem Chan der Avaren in die Hände, wird von ihm geschändet und erwürgt: Stadt und Schloß Friaul erobern die Barbaren, aber Gisulfs Söhne und Grasulf fliehen; der jüngste, Grimoald, noch ein Knabe, auf der Flucht eingeholt und als gute Beute zurückgeführt, ergreift seines Räubers

Schwert und tödtet ihn. Der älteste, Taso, fällt später als Opfer des schändlichen Grafulf, der ihn zur Bartschur (einem alten heidnischen Gebrauche, wie bey den Römern die Zeit des Ablegens der toga praetexta und des Anziehens der pura auf ähnliche Weise gefeyert ward) nach Opitergium lockte, und dort nach tapferer Gegenwehr mit den Seinigen erschlug. Die Erzählung ist poetisch und trotz ihrer Ausführlichkeit gedrängt und gediegen. Ihr Verhältniß zur Geschichte zu bestimmen, sind wir außer Stande, und es wäre darum sehr wünschenswerth, wenn der Herr Verfasser in einer Anmerkung ein Wort über die Grundlage und die Hauptquellen seiner schönen Arbeit uns vergönnt hätte, nicht etwa zu hyperkritischer Kontrolle, sondern zur lehrreichen Zusammenstellung und zur Erweiterung unserer Kenntniß vaterländischer Geschichten. Dieß gilt auch von den folgenden Aufsätzen.

Agnes von Zesyma, S. 375, die heldenmüthige Vertheidigerin ihres Schlosses, Kämpferin für Ehre und Glauben gegen Prokop, den grausamen, aber doch in ihr die weibliche Größe ehrenden Nachfolger des Wütherichs Ziska des Calixtiners. Diese Erzählung schließt sich an eine früher gelieferte: »Die Ritter des Berges Blanik in Böhmen,« an.

Die Kreuzspinne ist eine auf geschichtlichem Grunde beruhende Sage von Don Giuseppe Cornaro, der aus dem bekannten Dogengeschlechte Venedigs durch Verrätherey eines seiner Geschöpfe, einer Schlange, die er im Busen genährt, bey der Signorie, als des Einverständnisses mit Oesterreich verdächtig angeschwärzt, sich nach Tyrol zum Ritter Mayerhofer flüchtet. Dieser verkleidet ihn als gemeinen Lanzknecht, und entsendet ihn gen Krain, wo er auf dem Schlosse des von Gall Zuflucht findet. Cornaro's Liebe zu Galls schöner Tochter Elisa hatte schon früher in Verona Wurzel geschlagen, schon war seine Freysprechung gewiß, nur noch Staatsgeheimniß, und der Alte gab ihm Elisa's Hand. Ein verschmähter Nebenbuhler, Erasmus Schnitzenbaumer, einer der mächtigsten Herren des Landes, meuchelmordet auf der Jagd im plötzlichen Ueberfall den wehrlosen Cornaro, und entführt die Witwe. Nichts vermag sie zur freywilligen Heirath mit ihm zu bewegen: Erasmus trifft Anstalt sie zu zwingen. In der äußersten Noth verschlingt sie eine Kreuzspinne; der Ekel und die Spannung tödten sie in wenigen Minuten. Der grause Freyer stürzt sich, von dem Bewußtseyn des doppelten Mordes gequält, in einen Abgrund. — Die geschichtlichen Grundzüge finden sich bey Valvasor, Stadel, Schönleben, Lebret und den übrigen Quellen des Uskokenkrieges, in welche Zeit jene Begebenheit

fällt. Merkwürdig ist, daß die Nachkommen des in dieser romantischen Geschichte mithandelnden Befehlshabers der Gränzfeste Beutelstein, die Ritter v. Mayerhofer zu Koburg und Anger in Tyrol, noch heute diese Erzählung als Familiensage in fortwährender Ueberlieferung erhalten haben. Die Erzählung ist mit Geist und sichtbarer Liebe behandelt: gegen das Ende ist des Schauerlichen viel zusammengehäuft, und das früher im Ton der Geschichte Durchgeführte betritt nun fast zu plötzlich das Reich der Geister und Gespenster.

Der Ring der Treue, S. 415. So nennet der Verfasser seine, der bekannten Sage Ottokar Hornecks vom Scherfenberger, frey nachgebildete, und mit andern Volkssagen von der Waldfrau und dem goldnen Brünnlein verknüpfte Erzählung. An den altdeutschen häßlichen Zwerg schließt sich hier eine schöne Fee und eine Liebesgeschichte an, wodurch das Gedicht zwar an Schimmer und Schmuck der Darstellung und Rede zu gewinnen, aber an Einfachheit und Alterthümlichkeit zu verlieren scheint. Die Erzählung von Scherfenbergs Treubruch und Tod wird hier ausführlicher und mit mehr geschichtlichen Anklängen erzählt, als bey Ottokar.

Die Mutter Konradin's, S. 433, ist mehr geschichtlicher als sagenmäßiger Stoff. In gedrängter Kürze wird jene schwere Zeit und der Sturz der Hohenstaufen geschildert. Elsbeth, die Mutter Konradins, erstlich Gemahlin des römischen Königs Heinrich von Hohenstaufen, der in einem Kerker Apuliens starb, ward dann dem Grafen Mainhard von Tyrol und Görz vermählt, und ist durch ihre Tochter Elisabeth, Kaiser Albrechts I. Gemahlin, die Stammmutter des Hauses Habsburg-Oesterreich. —

Eine besondere Rubrik ist bekanntlich in allen bisher erschienenen Bänden der Ambraserſammlung gewidmet. Wie Herr Primisser, Kustos dieser Sammlung, früher das Freydal'sche Turnierbuch und Maximilians I. Sammlung altdeutscher Gedichte beschrieben und Auszüge daraus mitgetheilt hat, so gibt er jetzt, um nach und nach alle noch unbekannten Schriftdenkmale dieses großen Kaisers zur Kenntniß des vaterländischen Publikums zu bringen, eines seiner Memorienbücher aus dieser Sammlung, im vollständigen genauen Abdrucke. Diese Schrift ist in mehrere Fächer getheilt: Causa Regis per se, Hauswirthſchaft, Krieg, Artlarey (Artillerie), Finanz, Erbüber, Hitzigüber (Stellen, die wir mit dem Verfasser unerklärt lassen müssen), Gepew, Chronik, Waydnerey, Jagerey. — Viele Aufzeichnungen sind von Maximilians eigner Hand, die übrigen von einem seiner Räthe.

Eines Auszuges sind diese, oft allen außer dem Kaiser unverständlichen Schlagwörter nicht fähig: ihre Mittheilung ist aber deßhalb sehr wichtig, weil der Zufall und die Zeit oft den Schlüssel zu einer oder der andern Stelle zu geben pflegen. Zu den merkwürdigeren scheinen uns zu gehören, die finanziellen Aufzeichnungen, wo der Münzmeister zu Hall eine Rolle spielt, S. 166, 167; die vielen Baue des Kaisers, S. 169, 172; die Erwähnung der Kunstwerke, S. 167; das Verzeichniß der Bücher Maximilians, die er selbst zu führen pflegte, drey- und dreyßig an der Zahl. —

Die Herren Köffinger und Castelli bereicherten diesen Jahrgang mit zwey Gedichten: die Willi, eine schauerliche Erzählung, welcher die bekannte slavische Volkssage von den Geistern der Bräute, die junge Männer des Nachts zu Tode tanzen, zum Grunde liegt, ein Stoff, welchen schon im vorigen Jahrgange Therese von Artner in milderem Idyllengewande bearbeitet hatte. Des anmuthigen Gedichtes von Castelli haben wir schon am Eingange Erwähnung gethan; es erfreut eben so durch eine einfache und fromme Gesinnung, die es geordnet, als durch den Strom der Rede in leichten und schlichten Versen, in welchen es durchgeführt ist. Den geschichtlichen Stoff dazu finden die Leser in dem Jahrgange 1822, S. 276, kurz behandelt.

Diesem Bande sind sechs Kupfertafeln beygegeben: die Ebenbilder des Grafen Niklas Salm, Adam Batthyany's, (welcher? sollte im Texte gesagt seyn, da es mehrere dieses Namens gab), des Grafen Georg Banffi, und der Elisabeth, Mutter Konradins, sind in punktirter Manier von Stöber und Passini fleißig gestochen. Salm erinnert zu sehr an die Vignettenköpfe, als daß wir ihn für strenges Porträt ansehen könnten. Wir halten es für einen Fehlgriff der Künstler, alte Bildnisse (dieses soll dem Grabmale Salms zu Raiz entlehnt seyn) verschönern zu wollen; auch thut der römische, theatralische Helm keine gute Wirkung. Batthyany scheint uns am besten gelungen. Die Burg Betzko hat Armann gestochen, und das letzte Blatt, von Fendi, nett gezeichnet und radirt, gibt als Beylage zu Salms Biographie einen Grundriß Wiens zur Zeit der ersten Türkenbelagerung 1529; zwey in demselben Jahre geprägte Münzen, und eine dritte Denkmünze mit dem Bildnisse und Wappen Rogendorfs. — Das Bild der Elisabeth ist, wie im Texte gesagt wird, nach einem im Kloster Stams in Tyrol befindlichen alten Gemälde dieser Fürstin an Ort und Stelle kopirt.

Art. VI. 1. Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821. Bey Reimer. 8. S. LXXVIII u. 290.

2. Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1818. 8. S. 157.

3. Ludwig der Baier. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Berlin, bey Reimer. 1819. kl. 8. S. 155.

4. Jeanne d'Arc. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. G. Wetzel. Leipzig u. Altenburg, J. A. Brockhaus. 1817. 8. S. 192.

5. Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von D. F. G. Wetzel. Berlin, 1818. Realschulbuchhandlung. 8. S. 123.

6. Maximilian I. Churfürst von Baiern. Ein historisches Drama in fünf Akten und einem Vorspiele. Von Franz von Caspar. Bamberg und Würzburg, in der Göbhardischen Buchhandlung, 1820. 8. S. 218.

7. Joseph Freyherr von Auffenbergs Schauspiele: Die Flibustier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in vier Akten. — Wallas, heroisches Trauerspiel in fünf Akten. — Die Bartholomäusnacht, Trauerspiel in fünf Akten. — Die Syrakuser, Trauerspiel in fünf Akten. König Erich, Trauerspiel in fünf Akten. Bamberg u. Würzburg, in der Göbhard'schen Buchhandlung 1819 u. 1820. 8.

8. Karl der Kühne. Drama in fünf Akten, mit einer Abhandlung über das vaterländisch-historische Drama. Von Wilhelm von Schütz. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. 1821. 8. S. 208.

9. Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel von Karl Immermann. Hamm, bey Schulz und Wundermann. 1821. 8. S. 103.

10. Trauerspiele von Karl Immermann. Hamm und Münster, bey Schulz u. Wundermann. 1822. 8. S. 416.

Die Zusammenstellung so mannigfaltiger Dichtungen zum Behufe einer einzigen Beurtheilung wird den Leser im Voraus darauf gefaßt machen, daß diese Arbeit den Umfang einer gewöhnlichen Beurtheilung überschreiten müsse. Er wird diese größere Ausdehnung vielleicht um so zulässiger finden, wenn wir gleich hier im Beginne unsere Absicht andeuten, nicht etwa nur eine einfache Anzeige dieser sehr verschiedenen Arbeiten zu liefern, sondern vielmehr nach unserer Ansicht den Standpunkt und das Streben neuerer deutscher dramatischer Kunst zu beleuchten. Recensent ist übrigens von dem eitlen Wahne, hier den Meister spielen zu wollen, weit entfernt; seine Absicht geht vielmehr dahin, überhaupt die Aufmerksamkeit auf die Theorie dieses erwägungswürdigsten Theils unserer schönen Literatur zu richten. Es kann jetzt nicht mehr genügen, einzelne Werke zu be-

urtheilen, und hiebey allerley Nützliches zur Sprache zu bringen, sondern es ist der Geist des Ganzen zu erwägen, und die gemeinsame Richtung so sehr unter sich verschiedener Geister nach einem und demselben Ziele nachzuweisen. Die aufgestellten Ansichten sollen übrigens nur für die einfache Meinung eines Mannes gelten, der das Beste nach seinen Kräften leisten will, und sich glücklich schätzen wird, wenn ihn Andere eines Anderen belehren.

Ueberhaupt hat es bey uns in Deutschland, wenn gleich die Theorie stets auf die Kunst thätig einwirkte, keine große Gefahr mit dem Einflusse, den irrige Ansichten der Theorie auf die Kunst gewinnen können; diese geht vielmehr, wie jede echte Kunst, ihren selbstthätigen Gang, sie eilt oft der Theorie voraus, und überläßt ihr nur die Erklärung oder Enträthselung; sie nimmt, wo es ihr frommt, Belehrung an, wird aber nie die Sklavin einer sich aufdringenden Gebieterin. Es ziemt sich auch fürwahr nicht, dem Genie gegenüber, den Ton des Meisters annehmen zu wollen, und ein solches Beginnen trägt seine Strafe immer schon in sich. Selten, wie dieß z. B. zur Zeit der Fall war, als die beyden Schlegel der Literatur eine neue Richtung gaben, wird es der Kritik gegönnt seyn, der Kunst wirklich den Weg, den sie zu wandeln habe, nachzuweisen. Sie hängt überdieß mit der Kunst, welche die Zeit heran bildet, enger zusammen, als dieß gewöhnlich erwogen wird, und ist selten im Stande, ihr wahrhaft voraus zu schreiten. Die poetischen Ideen nämlich, welche die Zeit beherrschen, und der Kunst das Daseyn geben, beherrschen auch sie, und sie soll nichts seyn, als die zum Bewußtseyn gelangte Poesie ihrer Zeit. Ist die Theorie wirklich zur Anschauung der Poesie des Zeitalters und des Geistes seiner Kunst gelangt, so mag sie die Bahn der Kunst zu beleuchten trachten, welche sie betreten sieht, und wenn sie erst selbst ihre Anfangs immer unsicheren Schritte regeln gelernt hat, mag sie auch andere leiten, und nach Vermögen fördern. Nur zu oft ist es der Fall, daß der Künstler weiter und besser sieht, als sein Kritiker, und daß derjenige, der mit großer Sicherheit belehrend auftritt, vielmehr bey jenem, den er an Einsicht der Sache weit unter sich wähnt, in die Schule gehen sollte. Denn der Dichter oder Künstler, wenn er echter Art ist, folgt weniger den Berechnungen des Verstandes als einer innern Stimme seines Geistes, die ihn zum Schönen und Erhabenen nach der ihm zuträglichsten Weise immer sicher leitet; der Kritiker aber, wenn auch selbst ähnlichen Eingebungen folgend, wird doch sehr leicht in der Ausführung seiner Arbeiten durch die unvermeidlichen Einwirkungen des bloß kalt berechnenden, und aus den Aeußerlichkeiten der Dinge Schlüsse ziehenden Verstandes mißleitet. Oft fehlt überdieß der gute Wille, und die

Sucht, klüger zu seyn als ein sich willkürlicher Weise erst zum Gegner geschaffener schuldloser Künstler, verdunkelt schon im Beginne die Einsicht des Kritikers. Das größte Mißverhältniß zwischen Kunst und Kritik entspringt indeß gewöhnlich daraus, daß die Kritik in mittelmäßigen Köpfen, welchen sie so oft anheim fällt, auf Musterbilder entweder des Alterthums, oder der eignen heimatlichen, oder einer befreundeten fremden Literatur gestützt, jeden neuen eigenthümlichen Aufschwung des Geistes als ein Verbrechen ausschreyt, und Werke, die den Mittelpunkt ihres Lebens in sich selbst tragen, nach Grundsätzen beurtheilt, die auf sie keine Anwendung leiden können. In Frankreich hat die auf einseitige Ansichten der Kunst des klassischen Alterthums gestützte Kritik die einheimische Kunstbildung in ihrer ersten Blüte erdrückt, und die Nachahmung des Fremden an ihre Stelle gesetzt; in England ist sie wenigstens sehr hemmend eingetreten; der Deutsche hat sich bey selbstständiger Kraft der Dichtung von jeher gegen diese Feindin alles echten künstlerischen Seyns zu verwahren gewußt.

Die Kritik, welche Heinrich von Kleist's hinterlassene Schriften, deren Anzeige uns hier zuerst obliegt, einbegleitet, und das Urtheil der Leser über einen schätzenswerthen Dichter des Vaterlandes zu regeln sucht, ist nun keineswegs, dem beurtheilten Dichter gegenüber, in dem Verhältnisse der Anmaßung. Selbst Dichter im edelsten Sinne des Wortes, erfaßt Tieck die Eigenthümlichkeiten des Beurtheilten in ihrer tiefsten Wesenheit mit einem Scharfblicke, wie die Kritik neuester Zeit selten aufweiset. Diese zugleich mit der Lebensschilderung des zu früh hinüber gegangenen Dichters verbundene beurtheilende Uebersicht seiner Schriften verbreitet sich nicht nur über die hinterlassenen, sondern vorzüglich über die noch während der Lebenszeit des Dichters herausgekommenen Schriften. Das Trauerspiel: »die Familie Schroffenstein,« erhält eine so reiche Entwicklung, daß sie Niemand, ohne wahre Belehrung über die Wesenheit der dramatischen Kunst selbst wird durchlesen können. Mit nicht minderer Liebe und Sorgfalt sind das Käthchen von Heilbronn, der zerbrochene Krug, die beyden Bände Erzählungen, Penthesilea, endlich die hier zuerst gedruckten Stücke: Prinz Friedrich von Homburg und Hermann, wenn gleich nicht alle gleich ausführlich, behandelt; den Schluß bildet ein Brief des verewigten Solger an den Herausgeber über Kleist's Dichterberuf und die Eigenthümlichkeit seiner Dichtung. Rührend für jeden, der die Ansprüche eines großen Talentes, eines so reich ausgestatteten Gemüthes an das Leben zu erwägen vermag, die, nirgends in Erfüllung gehend, auch starke Geister an sich selbst zweifelhaft machen können, sind

die wenigen mitgetheilten Nachrichten aus Kleist's Leben; der Herausgeber bedauert mit Recht, nicht durch freundschaftliche Mittheilungen besser bey Verfassung der Biographie unterstützt worden zu seyn; aber auch das schon, was gegeben werden konnte, insbesondere der Auszug aus seinen Briefen an eine geehrte Freundinn, gewährt tiefe Blicke in das edle, doch für das Glück dieser Erde nicht geschaffene Herz des Dichters, welches das öffentliche Unheil seiner Zeit sowohl als seine ungünstige Stellung in derselben gleich heftig erschütterten. Sehr wichtig sind folgende, den Auszügen aus seinen Briefen beygefügte Bemerkungen des Herausgebers, die wir uns nicht enthalten können, wörtlich hier mitzutheilen:

»Wenn man diese wenigen Bekenntnisse aufmerksam liest, und damit die Empfindung vereinigt, die uns bey allen Werken des Verfassers mehr oder minder beherrscht, so fühlt man deutlich, daß das Gemüth des Dichters nicht mit sich einig, daß er weder in der Wirklichkeit, noch in der Kunst das Glück und die Beruhigung finden konnte, die beym Schaffen unerläßlich, die, um die Beschwerden und Freuden des Lebens zu tragen, nicht zu entbehren sind. Diese tiefe Disharmonie, diese grellen Widersprüche, die das Leben zu zerstören drohen, schlafen wohl in den Gemüthern der meisten Menschen, ja man kann vielleicht sagen, der Mensch und sein Charakter gehen erst aus ihnen hervor, und um so mehr, wenn ihm die Natur irgend ein ausgezeichnetes Talent verliehen, ihm eine vorzügliche Stellung in der Gesellschaft angewiesen hat. Den gewöhnlichen Menschen ängsten diese Widersprüche seines Wesens nicht, oder wenigstens nicht auf lange; die jugendliche Ungenügsamkeit beschwichtigt sich bald in irgend einem herkömmlichen Berufe, in den Gewohnheiten der Welt und alltäglicher Beschäftigung und Zerstreuung: dagegen hat die Jugendgeschichte derer Menschen, die ein innerer Trieb und Enthusiasmus zu den Wissenschaften führt, vorzüglich der Künstler und Dichter, darum etwas Ausgezeichnetes und eine große Aehnlichkeit, weil alle mehr oder minder dieser Trübsinn, den die Widersprüche der gewöhnlichen Welt und die Unbekanntschaft des eigenen Inneren erregen, niederzudämpfen und zu überwinden haben. Das Schicksal sorgt in der Regel dafür, daß ein edler Leichtsinn tröstend über diese Klippen den Wanderer leitet, oder daß sich die Krankheiten der Phantasie durch die Phantasie selber heilen, oder daß die hohe Erscheinung der Natur, oder Religion und Philosophie das Herz beruhigt, und es dem Künstler vergönnt wird, ganz und mit voller Seele seiner Kunst zu leben, so daß er aus seinem Innern die Welt und ihre Erscheinungen begreift, und wieder das Leben und dessen Ereignisse sein Gemüth mit

immer neuen Gestaltungen erfrischen. Oft aber läßt es das Schicksal zu, daß der Geist nie das Genügen findet, im Streben nach dem Besseren sich abmattet, zwischen Hochmuth und Verzweiflung an sich selbst wechselnd ringt, und im kalten Verdruß und kränklicher Empfindlichkeit sich und andere nicht mehr versteht; dieß sind die hypochondrischen ängstlichen Wesen, die durch Wissenschaft und Kunst verlockt, wie Tantalus an der Quelle des Lebens schmachten. Nur selten zeigt die Natur die grausame Laune, daß sich Talent, Neigung, Widerspruch und Charakter so mischen und streitend verwirren, daß das irdische Daseyn selbst sich zerstört, aber unter diesen Seltenern fordern wenige so unser Mitleid, unsere Achtung und Theilnahme auf, wie Heinrich Kleist.«

Zu wünschen wäre es, daß bey einer so parteylosen Würdigung der Vorzüge wie der Mängel, die sich aus Kleists Werken kund geben, und bey den wiederholten Hinweisungen auf das historische Schauspiel, als eine Gattung der dramatischen Kunst, für welche der Deutsche vorzüglich berufen scheint, die zeitgenossenen Dichter Heinrichs von Kleist und auch unserer nächsten Zeit nicht in allgemeinen Ausdrücken überhaupt zurück gewiesen, oder durch das Stillschweigen, das über sie beobachtet wird, als nicht vorhanden gleichsam verläugnet worden wären. So spricht z. B. der Herausgeber bey Gelegenheit der Erwägung des historischen Schauspiels wohl von der ältern Baierischen Schule, oder vielmehr deren Werken, Otto von Wittelsbach ꝛc. im Vorübergehen mit verdientem Lobe, wendet aber die Rede so, als ob seit jener Zeit nichts mehr in dieser Gattung geschehen wäre; doch aber wäre hier, wenn man diesen Gegenstand schon berührte, der zu früh verstorbene Wetzel, es wäre hier Uhland mit vollestem Rechte, und andere, welche durch ihre Arbeiten die Kunst wirklich gefördert, zu erwähnen gewesen. Schlimmer noch als mit den dramatischen Dichtern, die sich im Historischen versucht, wird im Allgemeinen mit den Dichtern verfahren, die zugleich mit Kleist, obgleich in keinem feindseligen Verhältnisse gegen ihn, um die Palme des Sieges im Gebiete der Kunst sich bemühten. Sie werden, obgleich nicht genannt, wiederholt als unwürdige Träger eines Ruhms bezeichnet, der vielmehr Kleisten gebührt hätte. Aber wer sind diese Dichter? Wenn es vielleicht unbescheiden wäre, nach Namen zu forschen, die ein Anderer mit Bedacht verschwiegen, so ist es doch der Natur der gegenwärtigen Untersuchungen angemessen, überhaupt über Kleists zeitgenossene Dichter, und über den Geist, der sich in ihren Werken kund gibt, etwas zur Sprache zu bringen.

Tieck selbst nennt Kleist einen geistreichen Manieristen;

er ſagt von ihm, daß er gern nach dem Unmöglichen, der Natur entgegengeſetzten, geſtrebt habe, um an ſchwierigem Stoffe ſeine Meiſterſchaft zu zeigen. Eine eben ſo wahre als die Unparteylichkeit Tiecks bewährende Behauptung. Dieß aber eben iſt das Charakteriſtiſche einiger Dichter derſelben Zeit, obgleich ſie ſich ganz andere Aufgaben als Kleiſt zur Ausführung gewählt hatten. Der beſchränkte Zeitraum, von welchem hier die Rede iſt, hatte in ſich einerſeits ſo wenig Erhebendes in der Wirklichkeit aufzuweiſen, daß es begreiflich wird, wie Geiſter, die über die Menge hervorragten, überhaupt der einfachen Wahrheit des Lebens abgeneigt werden, und das Schöne oder die Poeſie des Daſeyns in fern liegenden Ideen ſuchen konnten. Hiezu kam, daß, bey dem beynahe ausſchließenden Studium Göthes, in denjenigen, die ſich ihm mit produktiver Bewunderung hingegeben, eine gewiſſe Virtuoſität innerhalb des Umkreiſes ſeines Kunſtgebietes erwachte, vermöge welcher man ſich beſtrebte, dasjenige, was der große Meiſter in ſchwierigen Fällen zur gerechten Bewunderung leiſtete, jetzt, auf noch ſchwierigere Gegenſtände angewendet, zu überbieten: ein Spiel der Kunſt mit ihren eigenen Kräften, das ſich in gewiſſen Zeiträumen faſt bey jedem Volke, und in der Dichtung wie in den bildenden Künſten vorfindet. Die beyden Freunde Achim von Arnim und Brentano gehören ganz in dieſe Klaſſe der zu kunſtreichen Nacheiferer Göthe's. Wenn es nun aber zwar unbeſtreitbar iſt, daß ihre Kunſt eine eigenſinnige, höchſt willkürliche, ja oft das Widerſinnige ſuchende Kunſt ſey, ſo iſt das Vaterland doch von deren Nachahmung bewahrt geblieben; ſie ſind in demſelben Falle mit dem zwar gemüthvolleren Kleiſt, und Jedermann, wenn gleich zu Zeiten durch Manches zurück geſchreckt, iſt gewohnt, bey ihnen Gold zu ſuchen, und es zu finden. Insbeſondere iſt Brentano's weniger bekannt gewordenes Schauſpiel: die Gründung Prags, bey allen Sonderbarkeiten, in denen es ſich gefällt, ein Werk von ſo tiefem poetiſchen Werthe, daß es in dieſer Hinſicht jede Vergleichung aushält.

Zwey andere Dichter, die zur Zeit als Kleiſt auftrat, einer hohen Gunſt des Publikums ſich zu erfreuen anfingen, ſind Werner und Baron von Fouqué, und Recenſent glaubt, ſchon das allein müßte für beyde eine günſtige Meinung erwecken, daß ſie zu derſelben Zeit, wo Schiller das Theater eigentlich beherrſchte, nicht nur der Erwägung, ſondern der Liebe werth gefunden wurden. Was Werner betrifft, ſo hatte dieſer in ſeiner erſten Auflage der Söhne des Thals ſo viel hiſtoriſchen Sinn im Drama gezeigt, von großartiger Charakteriſtik, und einer glänzenden, zwar eigentlich Schilleriſchen nachgebildeten, aber dennoch eigenthümlichen Sprache unterſtützt, daß man das my-

stische Ende gern übersah, um sich an dem, was die Natur an dem Dichter geleistet, zu erfreuen. Später hat er, in seltner Mißkennung seines poetischen Berufs, die Poesie nicht mehr in der Wahrheit des Lebens, sondern in gewissen Ideen von Liebe und Einklang der Seelen suchen wollen, die, durchaus in keinem großen Sinne aufgefaßt, auf Folgesätzen beruhten, welche aus einer nur einseitigen, daher mangelhaften Betrachtung des Verhältnisses der im Irdischen befangenen Menschenwelt zu einer höhern geistigern hervorgingen. Er selbst hat sich späterhin auf das heftigste gegen seine eigenen Arbeiten erklärt, und sie durch die Last der über sie mit Erbitterung gewälzten Vorwürfe tiefer herab gewürdigt, als es Freund oder Feind thun möchte. Die nach dieser Nichtigkeitserklärung erschienenen Arbeiten sind aber, was den Charakter der Kunst anbelangt, in demselben Geleise, wie die früheren verschmähten, geblieben. Wie sehr auch einen anders Gesinnten die falsche Mystik der Werner'schen Tragödie feindselig berühren mag, so ist dennoch in ihm die Grundlage eines wahrhaft großen dramatischen Dichters nicht zu verkennen, und wenn er es zu Zeiten über sich gewinnt, die Natur, wie sie ist, als eine unendliche Offenbarung des Höchsten zu ehren, und ihr nicht die eigene Ansicht unterzuschieben, so liefert er Bruchstücke einer so erhabenen Art, daß jedes dichterische Gemüth durch sie angeregt werden muß. Er ist auch in seinen Fehlern eine bedeutende Erscheinung der Zeit geworden, und mit Kleist in der Hinsicht verwandt, daß beyde gerne den einfachen Sinn der Handlung, der eben immer auch der tiefste ist, verschmähen, um ihr eine schlechterdings willkürliche Deutung aufzuzwingen. Fouqué hat, so viel Recensent weiß, nie Anspruch darauf gemacht, von der Bühne herab zu wirken, das eine Trauerspiel ausgenommen, wo er den Preis mehr als jener, der ihn erhielt, verdient hätte. Die Handlung seiner mannigfaltigen Schauspiele ist immer in einem großen Sinne entworfen, wenn auch selten von einer durchaus entsprechenden Ausführung unterstützt. Eine ihn zu sehr überwältigende Empfindsamkeit verleitet ihn zu Zeiten, die Darstellung der Gutmüthigkeit oder des edlen Sinnes seiner Charaktere etwas zu stark aufzutragen, und sie dadurch in leichte Widersprüche mit sich selbst zu bringen, welche aber für den Eindruck des Ganzen entschieden nachtheilig wirken. Er beschränkt sich überdieß zu sehr auf wenige Ideen der Darstellung, die, oft zurück kehrend, seinen Werken die Mannigfaltigkeit des Lebens nicht zu entfalten erlauben, und ihm selbst die leichte Beweglichkeit rauben, die dem dramatischen Dichter unentbehrlich ist. Dieß voraus gesagt, darf Recensent desto freymüthiger bekennen, daß ihm Fouqué's Dichtungen immer eine reiche Fundgrube gewesen sind, aus wel-

chen er Erholung wie Belehrung zu schöpfen wußte. Da wir uns hier nur auf dramatische Werke beschränken müssen, so ist z. B. der Held des Nordens in all seiner schroffen Rauheit innerhalb seiner Begränzung ein Werk von der tiefsten poetischen Bedeutung, den Dichter wie die Nation ehrend, und das Trauerspiel Hermann, in ganz anderem Sinne wie Kleists Hermann aufgefaßt, eine wahrhaft aus der Hand eines Meisters hervorgegangene Schöpfung.

Wir haben über diese vier ausgezeichneten Zeitgenossen Kleists dies Wenige nur darum der Erwägung heimgeben wollen, weil wir im Verfolg dieser Anzeige auf das Charakteristische der Dichtung des ganzen Zeitraums, in welchen Kleists Wirken fällt, zurück zu kommen gezwungen seyn werden. Was aber den Ruhm betrifft, der Kleisten, wie Tieck bemerkt, gefehlt haben soll, so glauben wir, daß es nur mit Einschränkung zugegeben werden könne, daß ihm ein seinen Bemühungen angemessener guter Name im Vaterlande gefehlt habe. Er hat nicht, wie Schiller (der dem damaligen Stande der europäischen Bildung, mehr als man bis jetzt anerkannte, seinem Geiste nach, verwandt war), allgemein verbreitete, oder wenn auch nicht immer schon entwickelte, doch ihrem Aufkeimen nahe Ideen des Zeitalters mit jener Wärme oder vielmehr Leidenschaft aufgefaßt und dargestellt, welche den Dichter selbst in einen interessanten Gegenstand der Betrachtung verwandelte, und ihm, die Würde seiner Werke selbst hier nicht zu erwähnen, schon dieses regen Eifers wegen den Beyfall der Zeitgenossen zusicherte. Er hat auch nicht, wie Göthe, in einem Zeitalter noch zaghafter poetischer Versuche, in plötzlich überraschender Sicherheit und Kühnheit die geheimen Tiefen des Gefühls aufgeschlossen, und sich gleich im Beginne, wenn auch nicht Anerkennung, doch Bewunderung zugesichert. Er hat auch nicht jene Fülle der Phantasie, jene Innigkeit, und jenen Zauber der Sprache entwickelt, wodurch Tieck, als er den Zeitgenossen bekannt wurde, auch die entschlossensten Gegner in unbewachter Stunde unvermerkt in Freunde und Verehrer umschuf. Kleists Dichtertalent konnte nicht so rasche Wirkungen hervor bringen, schon aus dem Grunde nicht, weil die ersten Erzeugnisse seiner Muse in Hinsicht auf Sprache und Vers in gesuchter Nachläßigkeit sich gefielen. Er trat ferner in einer Zeit auf, wo das vielseitige Streben der deutschen Dichtkunst sich bereits in so mannigfaltigen Werken entwickelt hatte, und noch entwickelte, daß der neue Ankömmling wohl einige Zeit unbemerkt mit der Menge wandeln konnte. Seine Dichtungsart war überdieß einerseits zu schlicht, um als ein Glanzpunkt sogleich die Blicke auf sich zu ziehen; denn er folgte in so manchem, worin andere entschiedene

Eigenthümlichkeit verrathen, nur der allgemein üblichen Behandlungsweise moderner Schriftsteller; andrerseits aber schien er durch Willkürlichkeit in Bearbeitung seiner poetischen Stoffe die Gränze dessen, was als erlaubt anerkannt war, gänzlich zu überschreiten. Er hatte sich in dieser Hinsicht (wie wir denn diese Erscheinung in der deutschen Literatur oft wiederholt sehen) mit seinem Zeitalter in Opposition gestellt, war aber für ein solches Beginnen zu wenig thätig, um durchzudringen.

Wenn aber in Zeitschriften und kritischen Werken von Kleist unbilliger Weise geschwiegen wurde; wie dieß bey den Werken so mancher Dichter zu geschehen pflegt, wenn sie nicht sich selbst dahin Bahn zu brechen verstehen, oder dieß zu thun verschmähen; so war doch der Dichter voll Sonderbarkeiten, wenn Recensent aus seinen eigenen Umgebungen den Schluß ziehen darf, von seinem ersten Erscheinen an, der Gegenstand einer liebevollen Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. So ward das Käthchen von Heilbronn, mancher Schwierigkeiten ungeachtet, noch im Manuscripte hier im Theater an der Wien zur Aufführung gebracht, und von jeher ein Gegenstand immer sich erneuernder Bewunderung. Die Kühnheit des Gedankens, einen solchen Gegenstand dramatisch umfassen zu wollen, die hohe Meisterschaft in Entwicklung der beyden Hauptcharaktere, die Führung der so schwierigen Handlung ließen viele mit parteyischer Verhüllung der Mängel, welche Tieck gründlich nachweiset, auch die Schwäche der Entwicklung des Ganzen im ersten Eifer der Bewunderung nicht bemerken; und auch jetzt sind diese Gebrechen nicht im Stande, dem Eindrucke des Ganzen wesentlich zu schaden. Dieses seltene Werk eines genialen Geistes, jetzt hier neuerdings auf die Bühne gebracht, bewährt seinen innern Gehalt noch gegenwärtig auch sogar bey den aufgeklärt seyn Wollenden; denn sie können dem Zuge des zarten Gefühls, von welchem es durchströmt ist, nicht widerstehen. Die Grundidee des Werkes weiset, obwohl nicht hinreichend motivirt, und beynahe bloß auf rohem Aberglauben fußend, dennoch auf jene innere Verwandtschaft für einander bestimmter Seelen, auf eine höhere Fügung in Hinsicht des uns verborgenen Ganges der Neigungen unsers Herzens hin, die, obgleich unbegriffen, wir nicht als märchenhafte Sage zurückweisen können, und ersetzt auf diese Weise die Mängel des Dichters. In der Penthesilea, welche Kleist, den hier mitgetheilten Briefen zufolge, dem Käthchen vorzieht, und die der andere Pol eines und desselben Grundgedankens seyn soll, ist die Unnatürlichkeit der Erfindung, und der hinter der Antike sich vergebens bergende moderne Geist der schrankenlosesten Willkür zu auffallend, um einen günstigen Totaleindruck zurück zu lassen.

Erstaunen, Rührung und Widerwille wechselt in der Seele des Lesers in wiederholter Folge, und wie im Kreise umgetrieben, endigt er in halber Betäubung. Dennoch bemerkt Tieck, die Armuth dieses Werks könnte noch manchen der neuern Dichter reich machen; und da hierunter nur solche verstanden seyn können, die an Vermögen Mangel leiden, darf man den Ausdruck gelten lassen: denn der Grundfehler des Ganzen entsprang hier aus Uebermuth der Kräfte, aus einer Gattung Wuth, sich ihrer zu entledigen, bey dennoch vorherrschendem Mangel eines wahrhaft männlichen Charakters, welcher dergleichen Sprünge sich nicht gestattet haben würde.

In welchem hohen Sinne ist dagegen die Hermannsschlacht gedichtet! ein Werk, das so lange man deutsch spricht, nicht vergessen seyn wird. Der Sucht nach dem Sonderbaren konnte zwar Kleist auch hier nicht Meister werden, sie wird aber durch den ernsten Zweck des Ganzen gebändigt, und darf gleichsam sich nur an die äußeren Zierden des tief begründeten Werkes wagen. Diese Hermannsschlacht ist ein Gelegenheitsgedicht, wie die Perser des Aeschylos, mit dem Unterschiede jedoch, daß, wenn diese den errungenen Sieg feyern, die Hermannsschlacht dem unterdrückten Vaterlande wie eine Feuersäule vorleuchtet, den Gang zum Siege voraus schreitend. Sie ist im Jahre 1809 gearbeitet, wo sie auch im Manuscripte in Vieler Hände gewesen. Tiecks Bemerkungen hierüber setzen den Leser sogleich in den einzig richtigen Standpunkt, aus welchem sie zu betrachten ist. »Kleist hatte nicht die Absicht, jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältnisse auszumalen; sondern, was einem Dichter eben so erlaubt ist, er sah, von der Gegenwart bedrängt und begeistert, in ihrem Spiegel die Vorzeit, er nahm diese nun als Bild seiner Zeit und der nächsten Verhältnisse; so knüpfte er seinen persönlichen Haß und seine lebendige Liebe an alte Namen, und hielt seinen Zeitgenossen das Konterfey ihrer selbst und ihrer Schicksale vor.« Er bemerkt ferner eben so richtig, daß, wenn ein Geist, wie Shakespeare, die Vorzeit auch ohne große Anstrengung persönlich vor sich sehe, so könne doch ein Talent von nicht so universellem Umfange durch den Drang und die Begeisterung der Gegenwart mit der Vergangenheit vertraut werden, und seine Zeit und die Vorwelt so kühn und schöpferisch verknüpfen, daß durch eine großartige Porträtmalerey sich sein Werk zur Würde eines historischen Schauspiels erhebe, das seiner Umgebung und der Zukunft erfreulich werde. Dieß scheine in diesem Hermann gelungen. »Des Helden großer, unbezwinglicher Haß, seine feurige Liebe zu Deutschland und seiner Gattin, seine Klugheit, ja List im Einklange mit einfacher

Biederkeit, seine Laune, seine tiefe Rührung und Erschütterung, die oft plötzlich hervorbricht — alles dieses ist trefflich und in ergreifenden Zügen gemalt. So die Uneinigkeit, Eifersucht, und wankende Tugend der untergeordneten Gestalten; Marbods großer Sinn, Varus Römeranstand und Stolz, wie die geschmeidige Hinterlist der römischen Politik.« — Es sey, fährt der Herausgeber fort, hier nichts, was uns hindere, uns Hermanns Leben, sein Hauswesen, die Deutschen jener Zeit und Varus Untergang ganz so zu denken, wie sie der Dichter darstellte, zugleich aber sähen wir mit rührender Ueberraschung, daß nur von uns selbst und dem eigenen Drangsal des Vaterlandes die Rede sey, von unsern Hoffnungen und allem Herrlichen und Traurigen der Tage, in welcher die Hermannsschlacht geschrieben wurde.

Wir haben hier weder aus Trägheit noch aus Geistesarmuth statt eines Urtheils über das anzuzeigende Werk Tiecks Aussagen über dasselbe, so weit es der Raum gestatten wollte, gegeben; sondern weil es billig ist, durchaus erschöpfende Ansichten nicht zu verläugnen, und dem, welchem Ehre gebührt, sie zu geben. Dieß eben ist die große Eigenthümlichkeit des Hermann, die ihn in der ganzen Geschichte der Literatur als einzig und in seiner Art als etwas nie Versuchtes glänzen läßt, daß in demselben, durch die großartigste Liebe des Dichters zum Vaterlande, Gegenwart und Vergangenheit so sehr in einander verschmolzen sich darstellen, daß der Geist des Beschauers beyde in einander ausgeglichen, und die ewigen Ideen alles Lebens, wie es uns in nationaler Begränzung geworden, so wie die Erinnerung der heiligsten Pflichten in sich in solcher Macht erwachen fühlt, daß er, durch die Erkenntniß selbst erhoben, und in seinen Gefühlen erstarkt und geläutert, nur dieß eine wünscht, den Anforderungen einer in allen Zeiten gleichen Tugend zu genügen; daß in diesem Werke die Pflicht des Daseyns zugleich als dessen heilige Schönheit dargestellt wird, in einem Lichte verklärt, welches über alle Zukunft hinaus leuchtet. Es ist überdieß in so reicher Fülle der Phantasie mit mannigfaltigem Leben ausgestattet, daß es das Verdienst der klarsten Anschaulichkeit der Handlung nur mit wenigen Werken deutscher Kunst zu theilen hat: eine ausführliche, auf die innern Motive des Dichters eingehende kritische Entwicklung dieses Werks würde selbst ein Werk liefern, welches die geheiligtesten Aufgaben der Kunst in jeder Beziehung berühren, und indem es ihre Auflösung sowohl in dem beleuchteten Werke selbst als in verwandten Dichtungen nachwiese, einen Verein der herrlichsten Ideen geben würde, die es im wahren Sinne zum Sitze des Schönen erhöben.

Die Mängel, welche Tieck der Hermannsschlacht nachweiset, kann Recensent von dem Standpunkte aus, in welchem das Werk geschrieben wurde, nicht als solche anerkennen. Jene alte Geschichte der Zerstücklung der Geschändeten scheint demselben zwar nicht dem Werke nothwendig, aber in der Art, wie sie vorkommt, so würdig und groß, so den Schauder eines edeln Gefühls weckend, endlich so sehr den hier als mächtige Triebfeder des Ganzen geltenden Haß gegen den Feind verstärkend, welcher zugleich das Laster selbst ist, daß er sie nicht entbehren möchte. Die Bestrafung des Ventidius ferner ist zwar grauenvoll, bey all ihrer Schrecklichkeit aber dem Schauspiel keineswegs fremdartig, ja vielmehr höchst angemessen; da in demselben Ernst und Liebe wie Scherz und Hohn und die beyde wieder überfliegende Ironie mehr als in irgend einem Werke neuerer Zeit zu Hause sind, und auch solche Darstellungen veranlassen können. Thusnelde straft in diesem Ventidius zugleich ihre eigene früher mit banger Schüchternheit und geheimer Verläugnung bewachte Schwäche; auch ist sie ein Vorbild dessen, was geschehen sollte, und die Bestrafung wird so gräuelvoll, um die Bitterkeit ihrer Reue, verliert sie gleich darüber keine Silbe, dem Leser in der Ahnung klar zu machen. Sie hält den schrecklichen Anblick der Vertilgung dessen, für den sie Neigung zu fühlen schwach genug ist, mit erzwungener Stärke aus, um endlich ohnmächtig niederzusinken. Die Wahrheit des Gefühls ist hier nicht verletzt. Daß nicht Hermanns, sondern Marbods Schlacht die Entscheidung gibt (obgleich es klar ist, daß der Dichter damit eigenen Absichten folgte) muß allerdings als ein Fehler im Verhältniß des Ganzen betrachtet werden; mehr noch, wie Tieck bemerkt, daß die Schlacht selbst ganz in den Hintergrund gestellt ist: denn ist gleich die Befreyung Deutschlands der Grundstoff des Ganzen, so ist doch diese nur erwähnte Schlacht die letzte erhabne Handlung, wodurch sie bewerkstelliget wird. Aber auch hier weiß der Dichter, was er versäumte, zu verbergen, und die Zusammenkunft Marbods und Hermanns liefert einen großartigen Schluß: sie ist die völlige Ausgleichung aller im Zwist gewesenen Kräfte des Vaterlandes, aus welcher die goldene Sonne einer schönen Zukunft wie aus einer die Nebel der Nacht zerstreuenden Morgenröthe hervor bricht.

Der Prinz von Homburg, so viel bekannt ist, die letzte Arbeit Kleists, scheint uns keineswegs in Hinsicht der Erfindung der Hermannsschlacht an die Seite, oder über sie zu setzen. Die Eröffnung des Stücks ist zwar von so seltner Erfindung, daß sie die Aufmerksamkeit auf eine ungewöhnliche

Art in Anspruch nimmt, und sogleich in den Gang der schnell hinschreitenden Handlung mit fortzieht. Der Prinz, der das Unglück hat, ein Nachtwandler zu seyn, liegt schlafend da, und der Graf von Hohenzollern, sein Freund, führt dessen Gebieter, den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und beynahe den ganzen Hofstaat hinzu, ihnen die wunderbare Eigenheit dieses Schlafes zu zeigen. Dem Schlafenden wird ein Lorberkranz, den er so eben vollendete, von dem Churfürsten aus der Hand genommen, und nachdem er ihn mit seiner Halskette umwunden, der Prinzessin Natalie, die der Prinz heimlich liebt, übergeben. Dieß veranlaßt, daß der Prinz von Homburg aufsteht, um den Kranz aus ihrer Hand zu empfangen, aber, indem sie sich mit dem ganzen Hofe zurückzieht, nichts erhält, als den Handschuh, den er ihr, ohne daß sie es bemerkt, entreißt. Diese Szene ist, mit aller möglichen dramatischen Lebhaftigkeit ausgemalt, sehr anziehend; aber als Grundlage eines historischen Schauspiels zu träumerisch und willkürlich; denn einiges sieht der nachtwandelnde Prinz, anderes nicht; nicht wie es die Natur des Zustandes begehrt, sondern wie es dem Dichter gerade gelegen ist. Nachdem alles sich zurückgezogen, der Prinz aus seinem Schlaf erwachte, glaubt er von dem Vorgange geträumt zu haben: der Handschuh, den er in seiner Hand bemerkt, scheint ihn zwar des Gegentheils überweisen zu sollen; aber sein zurückkehrender Freund, Graf von Hohenzollern, bringt ihn durch Läugnung der Thatsache vollends in Verwirrung. Als nun mit dem Befehle zur Schlacht auch die Ordre für die einzelnen Anführer jedem zur Nachachtung bekannt gemacht wird, zugleich aber die abreisende Prinzessin Natalie den Handschuh vermißt, den er besitzt, bringt ihn dieß in solche Verwirrung, da ihm sein Nachtgesicht wieder als wirkliche Begebenheit erscheint, daß er die Ordre überhört. Er leistet ihr daher, als die Schlacht beginnt, nicht Folge, sondern stürzt, nach eigenem Gutdünken auf den Feind, schlägt ihn in die Flucht, erwirkt aber dennoch nicht einen so entscheidenden Sieg, die eigentliche Vernichtung des Feindes, die berechnet worden war. Nach seinem lauteren Bewußtseyn, wie ihm gebührte gehandelt zu haben, stolz auf den glücklichen Erfolg, erklart er sich, bey einlaufender falscher Nachricht, daß der Churfürst in der Schlacht geblieben, als Beschützer der tief erschütterten Churfürstin und seiner Geliebten, welcher er das Geständniß ihrer Liebe zu ihm entreißt, und sich für ewig mit ihr zu verbinden denkt. Der rückkehrende Churfürst aber stellt ihn wegen Uebertretung der Ordre vor ein Kriegsgericht, das ihn zum Tode verurtheilt. Den Verhaftungsbefehl empfängt der Prinz mit gekränktem

Stolze (indem er als Sieger ein anderes Benehmen des Churfürsten erwartete); er glaubt lange nicht an den Ernst des Verfahrens; als aber das Todesurtheil ausgesprochen ist, und er das Grab gegraben sieht, in welchem er bald für immer liegen soll, ergreift ihn, der gewohnt war, in den Schlachten allen Gefahren zu trotzen, plötzlich die feigste Todesfurcht. Er gibt seine Liebe auf, und will aller Ehre entblößt seyn, nur aber leben. Die Prinzessin, durch die Gemeinheit seiner Entsagung erschüttert, will ihm dieß elende Leben, um welches er so sehr fleht, erhalten, fällt dem Churfürsten zu Füßen, und fertigt ohne; dessen Wissen als Inhaberin eines Regiments an dasselbe den Befehl aus, im Eilmarsche nach Berlin aufzubrechen; sie hofft, der Churfürst werde durch die Fürbitte, des würdigen Vorstehers und des gesammten Offizierkorps sich zur Milde bewegen lassen. Dieser, der bald die List der Prinzessin erräth, ohne sie bloß zu geben, setzt den Prinzen von Homburg selbst als Richter in seiner Sache ein, und bringt ihn dadurch aus der Todesnacht seiner unseligen Furcht wieder zum lebensvollen Gefühle der Ehre und der Pflicht. Er erkennt sich selbst des Todes schuldig, und indem mit der Ehre zugleich die Liebe wieder in ihre Rechte tritt, begehrt er als einzige Gnade, daß nicht durch Vermählung Nataliens mit Gustav Karl von Schweden der Frieden erkauft werde. Der Churfürst bewilligt's, und läßt ihn ins Gefängniß abführen. Nun erklärt sich der Churfürst, daß er ihm verzeihen wolle, und fordert alle auf, in den Garten zu gehen. Dort ist es wieder Nacht, wie zu Anfange des Stücks, und wieder ist Prinz v. Homburg dort, wie zu Anfang des Stücks, aber nicht schlafend, sondern mit verbundenen Augen. In der Ferne hört man Trommeln des Todtenmarsches. Der Prinz, der nicht sieht, riecht wenigstens allerley Blumen, und erfreut sich der Unsterblichkeit in Gedanken. Plötzlich dringt Fackellicht durch die Binde des Prinzen, der Hofstaat erscheint wie im ersten Aufzuge, der Churfürst gibt den Lorberkranz Natalien, wie dort; diese tritt umgeben mit Fackeln vor den nun von der Binde befreyten Prinzen, setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um, und drückt seine Hand an ihr Herz. Der Prinz fällt in Ohnmacht. Man schreyt um Hülfe; der Churfürst findet aber gerathener, Kanonen donnern zu lassen; zugleich mit diesem Donner ertönt ein Marsch, das Schloß im Hintergrunde erleuchtet sich, Alles ruft Heil! und der zu sich gekommene Prinz zweifelt noch, ob er träume, während schon Alles voll Begeisterung ins Feld! ins Feld ruft, Graf Truchß zur Schlacht, der Feldmarschall zum Sieg aufmuntert,

und dem Stücke mit dem allgemeinen Ausrufe: »Tod allen Feinden Brandenburgs!« ein erwünschtes Ende gegeben wird.

Dieses Ende ist aber das Ende einer Komödie, die überdieß mit den ehrwürdigsten Gefühlen Scherz treibt, und eine Begnadigung nicht anders behandelt als einen Hofball, die Kanonen ausgenommen, die man sich dort verbittet. Dieß Schauspiel trägt alle Gebrechen des Dichters, über welche sich der Herausgeber theilweise verbreitete, im Kerne gesammelt, insbesondere den großen Leichtsinn seiner Behandlungsweise ernster Gegenstände. Es ist voll Schönheiten der höchsten Art, ja man darf sagen ein echter Spiegel des Lebens, das es darstellt, voll herrlicher Charaktere, die sich wechselsweise stützen, eine Schilderung schuldloser ursprünglicher Liebe, hohen Fürstensinnes, kriegerischer Größe, Wahrhaftigkeit und Treue; eine sehr interessante Begebenheit wird eben so interessant dargestellt, aber in ihrer Mitte verunstaltet, und in ihrem Ende wie eine leere Seifenblase durch die Luft gejagt, daß sie nur schnell verschwinde.

Wenn es nun zwar leicht wäre, dem Stücke zum Behufe einer Aufführung, ohne dem Dichter zu nahe zu treten, eine andere Wendung des Schlusses zu geben, so dürfte es doch unmöglich seyn, der Mitte, nämlich der feigen Todesfurcht des Helden, da diese den Knoten des Ganzen bildet, ohne Vernichtung seines innersten Lebens etwas zu entziehen. Dieß wird auch für immer hinderlich bleiben, daß dieß an Vorzügen reiche Werk wo immer sich Bahn breche; denn es beruht im Ganzen auf Uebertreibung, welche jederzeit in ernsten Dingen zurückschreckt. Sind wir auch nicht im Stande die großen Vorzüge zu läugnen, welche Tieck und mit ihm Solger an diesem vaterländischen Schauspiele bewundern, und müssen wir insbesondere die zarte Wahrheit der Darstellung in dem größten Theile des Werks freudig anerkennen, so sind doch jene Mängel, weil sie die Basis des Werks bilden, vorherrschend im Gefühle des Lesers.

Das Bruchstück Robert Guiskard, aus dem Phöbus bekannt, kann Recensent in seiner großen Anlage und kräftigen Haltung nur bewundern, glaubt aber ganz klar einzusehen, warum Kleist dieß Werk so oft versucht, mit dem vollbrachten unzufrieden, es wieder vernichtete, so daß uns nur dieß Bruchstück seiner letzten Bearbeitung geblieben. Es ist nämlich der Widerspruch des Stoffs und der etwas zu eigensinnig gewählten Behandlungsart, die das Werk nicht zu der vom Dichter bezweckten Vollendung gedeihen ließ. Der Stoff ist vom Dichter im historischen Sinne, das ist, nach der Art, wie ihn das historische Schauspiel zu erfassen pflegt, aufgefaßt, die Behandlungsart aber sollte, wie man deutlich sieht, Sophokles nachschreiten.

Es war ein Versuch, wie deren mehrere bekannt sind, das neue und das antike Trauerspiel in ein' und dieselbe Form zu verschmelzen, der aber Kleisten am wenigsten gelingen konnte, weil er durchaus modern war. In diesem Sinne gelesen, verdient das Bruchstück, die würdevolle Haltung des Ganzen, die Tiefe der Charakteristik und die reiche Sprache gar nicht in Anschlag gebracht, schon um der Herrschaft willen, die hier der Dichter über sich selbst ausübte, Bewunderung, und wird ein sprechendes Denkmal seiner redlichen Bemühungen um die Kunst, der er sein Leben widmete.

Jedermann wird es dem Herausgeber der hinterlassenen Schriften Kleists danken, daß er sich seinem Geschäfte mit so viel Liebe hingegeben, das Verständniß des Dichters durch die sorgfältigste Entwicklung des Geistes seiner Dichtungen befördert, und durch die Mittheilung der wenigen Nachrichten über dessen Leben die Theilnahme auch für die Person des Dichters im Vaterlande begründet hat. Was Recensent im Widerspruche mit Tiecks Entwicklung des Schauspiels, der Prinz von Homburg, hier auseinander zu setzen bemüht war, konnte um so weniger unterlassen werden, da die hier geäußerten Ansichten nur der Stimme der öffentlichen Meinung selbst folgen. Daß Tieck indeß keineswegs darauf ausgehe, Kleists Mängel zu verhüllen, um ihn über die Dichter seiner Zeit desto leichter zu erheben, konnte aus dieser Anzeige selbst bereits öfter klar werden. Er hat auch in dieser Hinsicht das Treffendste gesagt, was überhaupt zu sagen möglich ist, indem er bey Entwicklung des Trauerspiels, die Familie Schroffenstein, die auffallende Erscheinung bemerkt: daß in demselben Dichter eine großartige Vernunft unmittelbar mit einem ganz kleinlichen, fast kindischen Bestreben im Widerspruche stehe, und ihn zu Fehlern verleite, die nicht die eines Neulings oder der Uebereilung seyen, sondern die Unfähigkeit selbst, den Widerspruch und das Ungeziemende einzusehen. Es sey dieß ein radikaler Mangel, dessen Spuren mehr oder minder in allen Werken des Dichters nachzuweisen seyen, ein plötzliches wildes Gelüst, Wahrheit und Natur, bey aller Liebe und Kenntniß derselben zu überspringen, und das Leere, Nichtige höher als die Wirklichkeit zu stellen — eine Bemerkung, deren treffende Wahrheit wir so eben auch in der Auseinandersetzung des Prinzen von Homburg anerkannten. — Dieß Streben hat Tieck auch vorzüglich in der Behandlung der letzten Abtheilung der Erzählung Kohlhaas, dann im Schlusse der Penthesilea, und in dem Traumgesichte Käthchens nachzuweisen gesucht. Dieselben Ansichten zeigt Solger in dem Briefe an den Herausgeber. Er gibt dem Dichter das ehren-

vollste Zeugniß in Hinsicht seines poetischen Berufes, bemerkt aber den zu großen Werth, den Kleist mit den übrigen Dichtern der Zeit auf gesuchte Situationen und Effekte, besonders auf den Gehalt einzelner Charaktere legte, so wie das absichtliche Bestreben, über das Gegebene und Wirkliche hinweg zu gehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, das ist, einen gewissen Hang zum willkürlichen Mysticismus, der am Ende mehr interessant als tief seyn wolle.

Daß der ehrwürdige Solger unter diesen Mystikern auch Adolph Müllner mit begriffen habe, ist aus seiner Abhandlung im siebenten Bande der Jahrbücher hinlänglich klar. Wir glauben aber, es sey hier sehr zu unterscheiden, ob einer vermöge eines innern Drangs, indem ihm die Welt als mystisch erscheint, im Drama Mysticismus zeige, oder ob er diesen Mysticismus nur als Hülfsmittel gebrauche, einen Effekt hervor zu bringen. In diesem letzteren Falle, in welchem sich Müllner befindet, thut man ihm zu viele Ehre an, ihn einen irre geleiteten Mystiker zu nennen. In dem, wodurch Adolph Müllner ausgezeichnet ist, in dem kombinirenden Verstande nämlich, welcher Wirkung und Gegenwirkung genau gegen einander abmißt, der die Leidenschaften seiner Personen schlechterdings nur nach Berechnungen auf den letzten Effekt zum Vorschein bringt, keinen freyen Gesang des Gefühls kennt, und dessen Verlangen überhaupt nur darin besteht, ein Werk zusammen zu bringen, das, in seinen einzelnen Theilen gut in einander gefügt, im Fortschreiten des Ganzen aber durch allerley Erschütterungen den Leser oder Beschauer wie ein macedonischer Spießverein endlich niederstrecke und überwältige, ist überhaupt nicht Poesie, im reineren Verstande des Wortes zu suchen, und alles, was sich dort vorfindet, ist nur nach Art der Sachwalter aufgebrachtes Mittel dem Gegner zu Leibe zu kommen. Es ist daher auch die Erfindung selbst in seinen Trauerspielen nie eine dichterische Schöpfung, sondern in Charakteren und Handlung Nachbildung oder Zusammentragung. So erscheint die Schuld nur als eine schwache Nachbildung des wahrhaft künstlerisch gedachten trochäischen Zigeunerdrama in Appels Gespensterbuche, modificirt durch Werners vierundzwanzigsten Februar; durch Fouquéische Bilder des Nordens und griechische Raumbegränzung fremdartig ausgestattet. Die genaue Berechnung des Effekts hat indeß bey diesem Werke ihre Wirkung nicht verfehlt, und dem Verfasser bey den Zeitgenossen ein in dieser Hinsicht verdientes Lob gewonnen. Nicht so glücklich war er im Yngurd, wo Johann ohne Land Gebiet räumen mußte, das neue Trauerspiel zu

begründen. Da dieß in größerer Ausbreitung seiner Theile beynahe im Gange eines historischen Schauspieles sich entfalten wollte, zeigte sich die Schwäche der Erfindung sogleich fühlbar für Jedermann, und einige gelungene Stellen der Charakteristik wurden durch das Uebermaß im Ganzen, durch die Hohlheit der Deklamationen, hauptsächlich durch die Ungenügsamkeit in Wiederkäuung Shakespears, und des Verf. Bemühen, die Natur dieses Geschäftes der Welt zu verbergen, erdrückt und vernichtet. Die Albaneserinn endlich, auf vollendete Unnatur gegründet, nach Thränen der Zuseher lüstern, die sie nicht zu erzwingen vermag, von Blute triefend, und kalt wie eine Leiche bey allem Geschrey der Leidenschaft, das sie ertönen läßt, fand ein gepanzertes Publikum. Was nun in solchen Werken, die Kunstwerke nicht genannt werden dürfen, und wären sie noch künstlicher, als sie es sind, zusammen gebaut, von Mysticismus vorzukommen scheint, ist eben nichts als irgend eine in der Noth herbeygeholte Waffe, auf den Leser oder Zuseher einzustürmen, und da es keinen Grund im Gemüthe des Verfassers hat, hat es auch kein Daseyn im Trauerspiele.

Ueber die innere Nichtigkeit einer solchen Dichtung, die aus Sucht, Effekt hervor zu bringen, den eigentlichen Zweck ihres Strebens verfehlt, und überall in Abwege sich verliert, ist bey Gelegenheit der Beurtheilung der Schuld mit erfreulicher Gründlichkeit in einem kritischen Versuche gesprochen worden, der unter dem Titel: Studien, ein Beytrag zur neuesten Dramaturgie, zu München im Jahre 1818 erschien. Als Gegensatz dieses Trauerspiels, oder vielmehr der Gattung, wählte der unbekannte Verfasser mit vieler Einsicht Uhlands Herzog Ernst, den er ausführlich entwickelt. Es haben sich Dichter gefunden, denen die Natur ein reicheres Talent als Müllnern gegeben, die aber das schnell Blendende seines Verfahrens einer edleren Kunst vorgezogen, und nun im Schweiße ihres Angesichts nach Effekt arbeiten. Sie, ihrerseits um Verfertigung loser Zaubertränke bemüht, die zugleich angenehm berauschen, und alle Wahngebilde des Entsetzens durch das betäubte Gehirn derjenigen führen sollen, die sie zu genießen unklug genug sind, finden indeß bereits ein Publikum vor sich, daß sich ihnen nur noch wie einer übeln Gewohnheit hingibt, die dem Eigner bereits lästig geworden, der er sich aber nicht so plötzlich zu entreißen vermag. Sie, welche sämmtlich, obgleich jeder durch eigenthümliche Vorzüge ausgezeichnet, nur nach theatralischer Erschütterung streben, ohne den Ideen, die sie zur Schau stellen, wahrhaft nachzuarbeiten, liegen außer dem Bereiche dieser Untersuchungen.

Wenn aber von Mysticismus die Rede ist, wie er etwa bey Werner erscheint, wird man ihn berücksichtigen müssen, weil er ernstlich und treu gemeint ist. In diesem reich ausgestatteten Dichter findet sich, wie Solger, zwar ohne ihn zu bezeichnen, bemerkt, das Bestreben, über das Gegebene und Wirkliche hinweg zu gehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde, geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, in so vollem Maße, daß, seit dramatische Kunst besteht, ein Versuch dieser Art nicht unbekümmerter gewagt worden. Eben so bezeichnend ist das Gewicht, welches er auf einzelne Charaktere legt, um das Ganze darüber zu vernachläßigen. Wer darf aber läugnen, wenn gleich seine dramatischen Dichtungen, nach des Recensenten Ueberzeugung, mehr als die irgend eines andern zum Dichter wirklich geweihten Zeitgenossen die Schwäche der Zeit verrathen, daß er durchaus nur in einem edlen Streben um die Kunst bemüht sey, und auch gewohnt, Außerordentliches zu leisten? — Eben so treffen wir bey Fouqué ein ihn oft übereilendes Streben, die Wirklichkeit in Traum zu verwandeln, und nicht selten erhebt er zum Zwecke der Darstellung, was er im Anfange seiner glanzvollen Laufbahn nur als Mittel in Anwendung brachte. Im Ganzen aber geht sein Bestreben dahin, die Tugend eines den Jahrhunderten unserer Bildung vorausgegangenen, an Thatkraft und treuem Sinne der Liebe ausgezeichneten Weltalters, so weit es ihm möglich wird, im Sinne jener Zeit selbst und in der Begränzung ihrer Sprache zu zeigen. Er hat sich, beynahe getrennt von der Gegenwart, obwohl ihr an Weichheit der Empfindung angehörend, in die nordische Dunkelheit einer lang vorüber gegangenen Heroenwelt geflüchtet, und diese oft mit angreifender Kühnheit vor den Blick seiner Leser hingezaubert. Er hat den Wahn eines düstern Aberglaubens und alle Schauder nordischer Götzenlehre dabey zu Hülfe gerufen, diesen aber das Christenthum, meistens in sehr glücklichem Gegensatze als ein mildes Licht, bestimmt all jene Nebel zu zerstreuen, und in ewiger Klarheit die Herzen zu durchdringen, gegenüber gestellt. Er hat durch diese Mittel oft große Wirkungen, besonders im Romane hervorgebracht. Aber auch seine dramatischen Poesien sind von der Art, daß sich (wo der Dichter nicht in zu läßiger Eilfertigkeit sich begnügt, irgend eine bereits von ihm früher ins Daseyn gerufene Gestaltung nochmals auszumalen, um im leichten Vorübergehen nochmals an ihr sich zu vergnügen) überall ein edler kräftiger Sinn für die Bestimmung der Menschheit und die ihr theuren Tugenden in denselben ausspricht. Seinen dramatischen Figuren fehlt oft die echte Beweglichkeit, sie dienen aber nie, wie meistens bey Werner, nur als Mittel irgend einer mystischen An-

schauung, die ihrer Natur an sich fremd ist, und sind überall selbstständig. Bey Fouqué tritt falscher Mysticismus aber dennoch in so fern ein, daß er in den meisten seiner Werke das Leben an sich nicht schon, wie er es vorfindet, als Offenbarung eines höhern Seyns betrachtet, sondern demselben eine andere Bedeutung unterlegt. Beyde fehlen in der Anwendung der Mystik vorzüglich darin, daß sie, wenn wir so sagen dürfen, die Dunkelheit aufsuchen, um in ihr mit Lust unterzutauchen, während der Mystiker im wahren Sinne des Wortes, dem die Welt ein Unbegriffenes ist, über welchem ihm das ewige Licht in ahnungsvollen Dämmerungen leuchtet, aus diesen Dunkelheiten des Seyns durch stufenweise Aufhellungen herauf strebt. Die zwey großen Schauspiele Fouqués: Der Held des Nordens, und Hermann, beyde unter sich so sehr verschieden, obgleich beyde das Gepräge ein und desselben Geistes an sich tragend, haben ihm eine so ruhmvolle Stelle unter den deutschen Dramatikern erworben, daß er, hätte er auch nichts als dieses geschrieben, mit Beruhigung der Zukunft entgegen sehen dürfte.

Die mystischen Arbeiten Achim von Arnims und Brentano's sind meistens nur künstlerisches Spiel mit Mystik, als einem Stoffe der Bearbeitung, und die Poetisirung selbst, nicht die Mystik, über welche sie sich verbreitet, ist der Gegenstand ihres eigentlichen Strebens. Doch muß Recensent hier bemerken, daß er, außer in Tiecks romantischen Dichtungen, echte Mystik, als leuchtenden Abglanz einer höhern Welt in der Gegenwart, in keinem neuern Schauspiele gefunden, als in Brentano's Gründung Prags, ungeachtet dort die Tollheit auf die Spitze gestellt ist, und die handelnden Personen sich wechselseitig Rübchen schaben. Wo aber in diesem Schauspiele Ernst eintritt, ist es auch ganz Ernst, und die Würde des Lebens tritt aus demselben in wahrer ursprünglicher Heiligkeit in das Herz des Lesers über.

Betrachten wir aber das Streben all dieser fünf Dichter, Kleist eingeschlossen, so ergibt sich durch die Vergleichung selbst mit unzweydeutiger Klarheit, daß sie alle, obgleich so verschieden begabt, und jeder scheinbar andern Zwecken nachgehend, der Wirklichkeit zu entfliehen suchen, um ein höheres Leben außer den Gränzen ihrer Umgebung in einer eigenen Schöpfung zu suchen. Wir wissen wohl, daß ohne dieses Streben kein Dichter möglich sey, denn der Aufschwung von der Realität zur Idee macht erst den Dichter. Nicht auch die Darstellung im Gebiete einer edlen Vorzeit kann hier als Tadel betrachtet werden; denn jederzeit haben die Dichter gern an der Idee der Vorzeit mit Recht sich gestärkt, und an ihr sich erhoben. Es ist aber wohl zu bemerken, daß Dichter, und wären auch die der größten Art, wie wir es

wünschen, gewählt, die Vorzeit, die sie darzustellen unternahmen, vermöge ihres zwar fernen, doch sicheren Zusammenhanges mit der Gegenwart, in der sie lebten, zu erfassen pflegten, und die Vergangenheit nicht als ein Ding an sich, sondern als die Mutter jener Zukunft ehrten und ins dichterische Leben riefen, die, nun Gegenwart geworden, welche sie groß säugte, und in ehrwürdigen Kräften, die ihnen selbst heilig waren, heran bildete. Wenn sie diese Gegenwart oft, wie man nicht zu läugnen begehrt, verschmähten, geschah es, weil das, ihr eigne, von diesen Dichtern selbst mit Ehrfurcht gehegte Leben in ihr nicht zur Reinheit einer völligen Durchdringung der Aeußerlichkeit ausgebildet war, die sie nun in ihrer Schilderung der Vergangenheit, jedem Blicke klar, zur Anschauung brachten. Achim von Arnim hat eine eigene Virtuosität in Darstellung der Zeit, die auf das Ritterthum folgte, bewiesen; wie wenig er sie aber als Mutter seiner eignen Lebenszeit, als heilige Wahrheit des Lebens ehrte, zeigt sich nur zu oft an der grausamen Willkürlichkeit, vermöge welcher er seine eigene Darstellung in irgend einer despotischen Laune wieder umbeugte, oder theilweise überpinselte und vernichtete. Dasselbe gilt von Brentano; beyde, die einen tiefen historischen Sinn verrathen, wissen ihre eigene Darstellung nicht vor ihrem eigenen Witze zu schützen, und nöthigen den Leser ungeläutertes Salz zu speisen, wenn er eben mit ihnen an der Quelle des Lebens sich erquickte. So verräth auch Werner plötzlich seine dramatischen Personen an irgend eine willkürliche Idee, die ihn übermeistert, und stürzt sie von dem vollen Leben, in dem sie wandelten, hinab zu den Schattengestalten leerer Traumgebilde. Fouqué handelt nicht auf diese Weise, er hat vor seinen eigenen Schöpfungen die dem Dichter gebührende Achtung; diese Schöpfungen selbst aber sind oft zu sehr in Willkürlichkeit, und mit Mißkennung des Verhältnisses von Kraft zur Milde, vom herrschenden Geiste zum dienenden oder sich hingebenden, in einem eigenen Sinne ausgeführt.

All diesen Dichtern aber ist das ihnen rühmliche Streben, welches sie zu wahren Dichtern erhebt, eigen, daß sie immer das Leben, das sie darstellen, mit Beziehung auf das Daseyn im Ganzen, und wäre es auch zu Zeiten ein erträumtes, zu geben bemüht sind. Es ist ihnen nirgends um eine kleinliche Liebe für irgend einen Günstling ihrer Phantasie, den sie allerdings überall zur Anschauung bringen, zu thun, sondern um die Schönheit des menschlichen Daseyns überhaupt, wie ihnen dieses erscheint, und dessen kleinen Theil ihre Darstellung trifft. Es ist, wenn gleich nicht überall nach richtiger Ansicht, das Leben selbst der Gegenstand, der sie begeistert. Daß dieses das Charakteristische einer

echten Dichtung sey, ist freylich unter uns nicht immer in Erwägung gekommen, die wir, vom Urstamm unserer Nationalpoesie getrennt, bey der Einzelzeit der Form angefangen haben, und uns, wie gutwillige Schüler erst allmälich durch Versuche im Kleinen und Kleinsten zu Kräften brachten. Es konnte auch nicht anders werden, wenn wir aus der völligen Ohnmacht, die uns der dreyßigjährige Krieg hinterlassen, und bey gänzlicher Unkenntniß der künstlerischen Kraft unserer Vorzeit und unsrer eigenen im Schlummer der Bewußtlosigkeit liegenden Ansicht der Welt, wieder zu künstlerischem Leben erwachen sollten.

Betrachten wir aber den Gang der Kunst aller ursprünglichen Völker, so finden wir dort einen andern Beginn als den, der unserer Kunst nach dem Verhältniß unserer Lage wie allen Nationen neuerer Bildung geworden ist. Ueberall ging die Kunst bey ursprünglichen Völkern von dem Bestreben aus, die Schönheit und Würde des Daseyns im Großen und Ganzen zu erfassen, und gab dadurch einer erhabnen Dichtung das Daseyn, die, indem sie so unendlichen Zweck verfolgte, in ihrer großartigen Verbreitung dennoch der Aufgabe nicht ganz genügte, und daher stets für eine spätere Zeit Veranlassung ward, in geänderter Form, und in anderer Richtung das Fehlende durch den indeß veränderten und an überschauender Kraft reicheren Geist der Kunst zu ergänzen. Es entstanden dadurch abhängige Dichtungen, die ihre Wurzel in jener großen ursprünglichen Dichtung hatten, und die wir, seit wir zur Kraft gelangten, einzeln nachbildeten, ohne zu bedenken, daß sie ihren höchsten Gehalt erst im Verein mit jener Dichtung, in der sie bey uns nicht wurzeln können, zu erhalten im Stande seyen.

Die dramatische Kunst der Deutschen hatte, wie all unser Kunstbestreben überhaupt, Anfangs den Charakter eines redlichen Versuchs nach Mustern, die als gut anerkannt waren, und erst Göthe hat sie frey gemacht, und sie eignen Gang gelehrt. Schiller hat sie, ohne im Wesentlichen so tief als Göthe zu seyn, durch die Kraft seiner starken Seele zu einer Höhe empor gehoben, daß sie über widrige Zufälle erhaben zu seyn schien. Diese wußten ihr gleichwohl späterhin beyzukommen, und sie an ihrem innersten Leben zu verwunden, weil sie, wenn wir so sagen dürfen, keinen gesicherten Stand hatte, und ganz isolirt, mit den übrigen Kunstbestrebungen der Zeit, die sich gleichfalls vereinzelt ausgebildet, nur in einem losen Zusammenhange stand. Sie muß erst von der Zukunft ihre Verschmelzung in die allgemeinen Nationalbestrebungen erwarten, die ihr, als einem echt nationalen Streben, auch nicht entgehen kann. Auf einer andern Seite gründete Tieck die romantische Tragödie in solcher Fülle eines

auf sich selbst beruhenden Lebens, daß sie beynahe als eine selbstständige ursprüngliche Dichtung gelten konnte; auch sie der gesammten deutschen Dichtung ein unverwüstliches Kleinod, von Jedem werth gehalten, und oft, zur Erhebung des Gemüthes vor die Seele gerufen. Beyde indeß, weder Schiller noch Tieck, haben aus dem Schatze ihrer Dichtung eine echte Schule herausbilden können, weil sie beyde, ohne Wurzel in einer nach Nationalideen über das Daseyn im Großen sich verbreitenden Dichtung vereinzelt gestanden. Freylich ist man sehr geneigt, diese Forderung, die ihnen überdieß zu erfüllen unmöglich war, für etwas Lächerliches anzusehen, da uns die Ausbildung eines dramatischen Systems im Auslande gleichsam vor Augen steht, das ruhig sich fortbildet, ohne irgendwo einen Grund seines Bestehens als in dem Willen ihrer Gründer zu haben. Wenn es aber auch dort befriedigt, den Deutschen hat es nie wahrhaft anzusprechen gewußt, obgleich er auch bey ihm in die Lehre gegangen.

Das französische Trauerspiel, ein Werk der Ueberlegung und Berechnung des fein wählenden Geschmacks, in seiner Ausführung hauptsächlich auf die Gabe der Beredsamkeit gestützt, bedarf freylich keiner andern Grundlage seiner Schöpfungen als des freyen Entschlusses, irgend eine aus der Masse der menschlichen Ereignisse heraus gehobene Begebenheit nach den Gesetzen des Trauerspiels, wie sie in Frankreich beobachtet werden, zu bearbeiten. Würdige Haltung in den Charakteren, verständige Durchführung der Handlung, Leidenschaftlichkeit der Empfindung, von angemessener Wohlredenheit überall getragen und gestützt, beschäftigen die Geisteskräfte des Hörers oder Zuschauers hinreichend, um in ihm ein gewisses Gefühl der Befriedigung hervorzubringen, wenn er, andere Forderungen beseitigend, nur dasjenige berücksichtigt, was das französische Trauerspiel sich selbst als Aufgabe gesetzt hat. Indem nämlich die großen Tragiker Frankreichs sich die Tragödie Griechenlands als Vorbild gewählt, diese aber abgerissen von dem Ganzen hellenischer Poesie als eine isolirte Erscheinung betrachteten, sahen sie mit Aristoteles, der dasselbe gethan, in der Tragödie nur die Darstellung eines unglücklichen Menschenschicksales, in großartiger Einfachheit durchgeführt. Mehr von der Natur für die Beredsamkeit als für Poesie ausgestattet, mißkannten sie die wesentlichen Vorzüge der beyden erstern Tragiker, und folgten der Fahne des Euripides mit eigensinniger Vorliebe. Die größere Leidenschaftlichkeit der Darstellung und das mehr auf Beredsamkeit gerichtete Streben dieses Dichters mußte überhaupt einer Nation, wie die französische, vorzüglich zusagen. In Zweckmäßigkeit der Anordnung des Ganzen, nach den einmal gefaßten Begriffen von dem nothwendigen Charakter

des Trauerspiels, suchten sie ihn zu übertreffen, und vollendeten mit großem Geistesaufwande in ihrer Tragödie ein in sich abgeschlossenes Ganze von so auffallenden Vorzügen, daß keine der übrigen gebildeten Nationen Europas es sich versagen konnte, dieses Kunststück menschlichen Scharfsinnes nachzuahmen, und nach ihrer Weise weiter fortzubilden. Wir verdanken diesem Bestreben in Deutschland mehrere schätzbare Werke, in welchen das französische Trauerspiel, wenn gleich vielleicht ohne bestimmten Willen des Dichters, zwar als Norm angenommen, aber die zu gesuchte Würde der Diktion, und die übertriebene Leidenschaftlichkeit, welche dasselbe oft entstellen, mit Glück vermieden worden ist.

Die Kunstversuche, welche die Deutschen unmittelbar auf das griechische Trauerspiel selbst, in Nachahmung des Wesentlicheren seiner Form gründen wollten, haben wohl lehrreiche Studien, aber keine Werke hervorgebracht, welche, wie das französische Trauerspiel und dessen deutsche Nachbildung, allgemein wirkend, oder wenigstens für die Technik von entschiedenem Einflusse gewesen wären. Denn um die zwar allerdings geistreich aufgefaßte Form, welche neuerer Bildung ganz fremd geworden war, konnte es dem Deutschen eigentlich eben so wenig zu thun seyn, als um jene in diesen Trauerspielen schroff hingestellte Idee eines vernichtenden Schicksals, welche, durch die höhere Lehre des Christenthums seit beynahe zwey Jahrtausenden zu nichte geworden, wohl einen unwillkommenen Schauder in die Gemüther warf, aber keinen Glauben an dasselbe erwecken konnte. Solche Werke bedurften daher immer einer etwas gezwungenen Versetzung in eine fremde Denk- und Gefühlsweise; eine mißliche Bedingung, da alle Poesie unmittelbar zur Wurzel des Lebens selbst dringen, und nicht durch Um- und Nebenwege dahin geleitet werden soll.

Dem französischen Trauerspiele konnte in dieser Hinsicht auch nur ein untergeordnetes Verdienst zugeschrieben werden. Wir verstehen aber, nach einem, wie wir glauben, richtigen Maßstabe der Schätzung, unter französischem Trauerspiele jene Gattung der Tragödie, welche es auf sich nimmt, mit Nichtbeachtung des menschlichen Daseyns im Großen und Ganzen, durch Darstellung des isolirt hingestellten Schicksals des Einzelnen des Geschlechts, durch erregte Bewunderung und Mitleid für den Helden, den die Darstellung trifft, poetische Wirkung hervor zu bringen. Dieß ist der Erkennungspunkt und die wahre Gränzscheide einer Kunstgattung, welche, zwar angeregt durch die Poesie eines benachbarten Volkes, ihr Heil in Befolgung einer Regel suchte, schon in ihrem Beginne nach Theorien zu bauen begann, und daher keinen Stützpunkt weder in der Poesie des eigenen

Volkes der Heimat, noch in den Wundern der Vorzeit seiner Geschichte finden konnte. Sie ward dadurch eine egoistische, sich selbst belächelnde und nach Beyfall als ihren letztem Zweck geizende Kunst, in manchem edlen Deutschen aber, der ihr nachstrebte, eine auf sich selbst beschränkte Erscheinung, von dem großen Zusammenhange der vaterländischen Poesie losgelöst, und auf ihre eigenen Mittel beschränkt und zurückgewiesen.

Die vom griechischen Trauerspiele und von Aristoteles entlehnten Grundsätze, nicht zwar jene über Einheit der Zeit und des Orts, wohl aber über Einheit der Handlung und über deren Leitung zum Zwecke einer sittlich schönen Rührung sind überhaupt dieser Kunstgattung so wesentlich, daß wir sie überall, auch wo die Kunde des griechischen Trauerspieles nicht hingedrungen, befolgt sehen: die Sakontala folgt in dieser Hinsicht denselben Grundsatzen, welche aus den Werken des Sophokles hervorgehen, und Shakespeare und Calderon haben, was die Grundeigenheit ihrer tragischen Werke betrifft, nach denselben Ansichten gearbeitet, als jener erhabene Meister der Kunst. Das geheimere Leben der Werke dieser Genien ist aber unter sich durchaus verschieden, nicht zwar in Folge zufälliger Verschiedenheit des Geschmacks, obwohl auch diese bedeutenden Einfluß zeigt, oder der Nation und der Zeit, der sie angehören, welche gleichfalls das Siegel ihrer Eigenthümlichkeit jenen Werken aufprägten, sondern entweder vermöge ihres verschiedenen Zusammenhanges mit einem auf die verschiedene Ansicht des Lebens selbst begründeten Gebäude der bereits wesentlich ausgebildeten Nationalpoesie, oder vermöge der unmittelbaren Begründung der tragischen Kunst auf die Ereignisse des Lebens selbst, aus welchen, wie aus einem großen Epos, die Tragödie Shakespeares hervorging.

In welcher inniger Wechselwirkung Religion, Philosophie und Kunst stehen, ist bereits von der Kritik unserer Zeit so oft und so gründlich dargethan worden, daß es unnöthig scheint, hierüber sich noch auf Beweise einzulassen. Die Kunst insbesondere kann keinen andern Zweck haben, als indem sie die Schönheit des Daseyns in würdiger Begeisterung feyert, die unendliche Schönheit im Endlichen des irdischen Lebens durch ihre Schöpfungen nachzuweisen, und die vergängliche Welt auf diese Weise an den Himmel zu knüpfen. Sie hat jederzeit und überall diese heilige Pflicht erfüllt, so lange das Volk, bey welchem sie blühte, selbst noch in unverdorbener Kraft, die Schönheit und Würde des Daseyns bewahrte, und Entartung von sich ferne hielt. Sie war auch überall ein Ganzes, weil sie nur einen und denselben Zweck mit naiver Sicherheit des Gefühles verfolgte. Dieselbe Verherrlichung ritterlicher Größe, jene Feyer des Christenthums und der

Liebe, welche die Jugendzeit der Kunst aller deutschen und der durch Germanen erneuerten Völker belebte und durchglühte, und durch welche insbesondere die Spanier, im Kampfe mit den Mauren, ihr Daseyn im eigentlichsten Verstande begründeten, herrscht in der Romanzenwelt der Castilier, und in den Trauerspielen Calderons. Letztere sind eine großartige Durchführung und Vollendung desselben Strebens, das in der Romanze sich zu entfalten versucht hatte, aber der dramatischen Form bedurfte, um überall ergänzt, und in Innigkeit des Gefühls durchglüht, der Nation vorzuleuchten, deren Leben sie gegründet und geleitet hatte, und nun, zur künstlerischen Anschauung gebracht, ihr mit verdoppelter Kraft als deutlich erschaute Richtschnur des Lebens vorschweben sollte.

Es ist dieß die natürliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Arten der Dichtkunst bey allen Völkern, welchen das Glück zu Theil ward, ihre Kunst in ununterbrochener Entwicklung zu vollenden. Die einfache Auffassung des als schön oder mehr noch als erhaben erkannten Lebens entwickelt sich, nach vorher gegangenen Versuchen, eine religiöse Ansicht des Daseyns zu erfassen, zuerst in angemessener Darstellung, und gibt dem Epos das Daseyn. Hierauf von Beschauung der äußern Erscheinung des Lebens zur innern Tiefe des eigenen Seyns zurück gewandt, feyert die Kunst den herrlichen Reichthum des menschlichen Gemüths in den mehr oder weniger gewaltsam hinströmenden Ergießungen der lyrischen Poesie, von hier wieder zur Darstellung der Begebenheit zurück kehrend, nicht aber, wie sie das Epos entwickelte. Auf die innerste Eigenthümlichkeit der Gefühle eingehend, wozu die Lyrik gleichsam den Weg gebahnt hatte, bemüht sich nun die Kunst den Zwiespalt des Lebens selbst darzustellen, um ihn großartig wieder aufzulösen, und die ewige Harmonie alles Seyns auf diese Weise für den Beschauer unerschütterlich zu vollenden. Die solchen Zwecken nachstrebende dramatische Poesie, auf das Epos, als den Boden ihres Wachsthums gestützt, wird natürlicher Weise nach Verschiedenheit des Epos selbst, aus dem sie hervorging, eine verschiedene Gestalt annehmen müssen, da sie eigentlich den Kunstkreis des Volks, bey dem sie blüht, nur zu vollenden bestimmt ist. Sie ist im eigentlichen Verstande Kunstprodukt, und das Ergebniß der höchsten Geistesbildung eines in seinen Gefühlen gereinigten und über sich klar gewordenen Volkes, dessen Eigenthümlichkeit sich hier nur in vollendeter Bestimmtheit, im Grunde aber in derselben Art, wie früher im Epos geschehen war, ausspricht.

So trägt, um die Bemerkungen über die Tragödie der Spanier weiter fort zu führen, der kunstreiche Bau dieser Schöpfung die unverkennbaren Merkmale seiner Bildung aus der einheimi-

schen Romanze. Diese vertrat den Spaniern die Stelle des Epos. In einer wild bewegten Zeit entstanden, die keinen ruhigen Ueberblick des Lebens gestattete, zur Feyer von Handlungen bestimmt, die, wiewohl alle von gleichem Geiste durchdrungen, dennoch vereinzelt, in mannigfaltigster Verschiedenheit ins Daseyn traten, war sie eben so wenig geeignet, in epischer Klarheit sich zu entfalten, als wie die Rhapsodien des hellenischen Epos in ein Ganzes, die Verherrlichung einer einzigen großen Nationalbegebenheit zusammen zu wachsen. Sie war überdieß zugleich eben so sehr lyrisch als episch, und verweilte gern bey Darstellung der Tiefe des Gefühls, in welcher Beziehung sie eigentlich die erzählte Begebenheit berücksichtigt. Das Schauspiel der Spanier trug daher auch alle Eigenheiten seines Epos, aus dem es hervorgegangen war. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, im vorzüglichen Grade innerlich; es unterwirft alles der Idee, welche es darzustellen strebt, mit einer gewissen Willkür der Anordnung, so daß es die Begebenheit selbst nur als ein Mittel des Ausdrucks behandelt, und daher auch selbst in ihrer populärsten Gestalt symbolisch ist. Nicht von einer ruhigen Ueberschauung des Lebens ausgehend, sondern vielmehr von tief aufgeregter Empfindung, der eine stürmische Begeisterung folgt, zeigt es selten das innere Gleichgewicht der Geisteskraft, sondern lyrischen Erguß, vollendetes Hinüberneigen nach der einen Richtung, die es sich gewählt hat. Die meistens höchst geschmückte Sprache ist oft bis zur äußersten Gränze des Ausdrucks empor gehoben, beynahe die Möglichkeit des natürlichen Ausdrucks überschreitend; die Charakteristik aber, dem gemäß, wenn gleich mit großer Sicherheit, doch mit einer nur allein in ein solches System passenden Willkür behandelt, die sie als nur dienende Gehülfin eines außer ihr liegenden Zweckes erscheinen läßt. Dabey sucht dies Schauspiel zugleich dasjenige, was dem Epos, aus dem es hervorging, mangelte, freylich vermöge eines nicht zum Bewußtseyn des Dichters gelangten Strebens, nachzuholen, und zu ersetzen. Daher, wie bereits anderwärts bemerkt wurde, jene dem dramatischen Kunstwerke an sich fremde Fülle epischer Darstellungen, jene hoch geschmückten Schilderungen und Erzählungen, in welchen sich die dramatischen Personen Calderons gefallen, und auch dem Publikum Calderons gefallen mußten, das in ihnen ein im Epos nicht gestillt gewesenes Bedürfniß befriedigt fand.

Diese kurze Entwicklung der Natur des spanischen Schauspiels, der freylich vieles fehlt, um für umfassend gelten zu können, mag indeß hinreichend zum Erweise der Behauptung seyn, daß, wo der Gang, den die Poesie eines Volkes nimmt, nicht durch ungünstige Verhältnisse gestört wurde, diese sich als ein

fortlaufendes, in seinen Theilen sich stützendes Ganzes ausbilde. Die tiefsinnigen Untersuchungen Friedrich v. Schlegels über den Charakter des hellenischen Epos haben überhaupt, selbst ehe noch sein Werk über die Geschichte der griechischen Kunst, zu dem sie gehören, ans Licht trat, durch die Anwendung der darin enthaltenen Grundsätze in der Recension des Götheschen Werkes Hermann und Dorothea den Begriff von epischer Dichtkunst umgewandelt, und neues Licht über diesen Urstamm aller Dichtung verbreitet. Die verschiedenen Zweige der Poesie, wie wir sie zu sondern und zu bezeichnen pflegen, sind damit zugleich in neuen Beziehungen zu einander erfaßt worden. Der große Zusammenhang aller Poesie unter sich wurde erst, wie Recensent glaubt, seit jener Zeit vollständig erkannt, und deren wahres Verständniß eröffnet. Wenn man daher durch so fruchtreiche Arbeiten tiefer in die Wesenheit aller Dichtung eingeführt, überhaupt bey Betrachtung der Kunsterzeugnisse eines Volks jedes Einzelne auf das Ganze bezieht, und nur in dieser Beziehung würdigen will, so ist dieß heut zu Tage eine unter uns eben so gewiß anerkannte als die einzig richtige Weise der Beurtheilung. Das Trauerspiel wird eben so, wie jede andere Dichtungsart eines Volkes, nur als ein integrirender Theil der ganzen Masse seiner Poesie betrachtet werden können, sich auf frühere Kunsterscheinungen stützen, aus welchen es hervorging, und auch, wenn es ganz begriffen werden soll, in Beziehung auf diese betrachtet werden müssen.

Das Trauerspiel der Griechen liefert den merkwürdigsten Beleg zur Begründung dieser Ansicht. Gewöhnlich wird es seit der Wiederauflebung der Literatur in Europa isolirt, als eine für sich bestehende Kunsterscheinung betrachtet, und gab daher zu einer einseitigen Ansicht der Kunstgattung, welche die Franzosen praktisch auszuführen bestrebt waren, Veranlassung. Ist aber eine willkürliche Entstehung einer Kunstgattung auch wohl etwas im Reiche der Möglichkeiten denkbares? Die griechische Dichtkunst begann wie jede, die nicht im Wege der Nachbildung auswärtiger Kunst, sondern aus dem natürlichen Gange der einheimischen Bildung hervorschreitet, mit dem Bestreben, das Geheimniß des Daseyns zu erfassen, und in religiöser Begeisterung hinzustellen. Vielfältig mit der gleichzeitigen noch jugendlichen Wissenschaft Hand in Hand gehend, oder mit ihr zu einem Wesen verschmolzen, war sie zu gleicher Zeit belehrend und begeisternd: eine Führerin zur Erkenntniß des Ueberirdischen; daher in gewissem Sinne eine Geheimlehre; episch, wenn gleich noch nicht in rein geschiedener Form der erst später zur Vollendung ausgebildeten Gattung. Bald, eben ihres Inhalts wegen, mehr und mehr ausschließend

von den Priestern für engere Kreise der Wissenden bewahrt und der Menge entzogen, wandte sich der indeß überall in Bildungen rege Geist der Dichtkunst an die Feyer der Nationalkraft, an die Darstellung des indeß in mannigfaltiger Schönheit entfalteten Lebens, und gab jenen großen Erscheinungen das Daseyn, welche das eigentliche hellenische Epos bilden. Die Kunst war weltlich geworden, und wie sie die Götter selbst in einer von der alten Ansicht sehr entfernten Weise dem Leben der Menschen näher brachte, und sie in das neue Reich heiterer Schönheit einbürgerte, vermied sie auch Alles, was diese Ausgleichung des Zeitlichen mit dem Ewigen stören konnte. Es entstand auf diese Weise eine heitere Ansicht des Lebens, welche der äußern Erscheinung einen verhältnißmäßig zu großen Werth beylegte, und die in derselben vorwaltende Disharmonie mit zu williger Nichtbeachtung der Erwägung entzog. Sie wirkte entscheidend auf die Ausbildung der hellenischen Kunst überhaupt, obwohl sie auf die Dauer in ihrer kindlichen Sorglosigkeit nicht bestehen konnte. Schon im Hesiod erkennt man ein Zurückstreben der Kunst nach ihrem alten Stoffe religiöser Belehrung, ein Streben, das Daseyn in seiner Unterordnung unter eine höhere Macht zu betrachten, die im Homerischen Epos freylich überall angedeutet sich vorfindet, weil sie nicht ganz umgangen werden konnte, aber nicht in ihrer frühern erschütternden Wahrheit dargestellt worden war. Die gleichfalls erfolgende Ausbildung der lyrischen Kunst schloß die Tiefen des Gemüthes auf, und stellte damit eine neue Welt der Erscheinungen jener epischen gegenüber. Die grelle Disharmonie zwischen den Anforderungen des Menschen an das Leben, und dem, was es ihm eigentlich werden konnte, ergriff das Bewußtseyn in ihrer ganzen Stärke, und forderte eine andere Ausgleichung, als das bestehende Epos zu geben vermochte. So trat dann der Mensch in der Tragödie mit dem Schicksale, welches das Leben leitete, in dem er zu Grunde ging, in den Kampf, um die Selbstständigkeit und Würde seines Daseyns, mit ihnen sein eigentlich unzerstörbares Glück im Bewußtseyn zu retten. Hätte die früheste religiös-epische Poesie der Hellenen einen würdigen, zugleich die innersten Tiefen religiöser Gefühle berührenden, und auf das Mißverhältniß individuellen Glückes zum Ganzen des Daseyns eingehenden Stoff im äußeren Daseyn des Volks, eine hehre, auch in obiger Hinsicht bedeutungsreiche Nationalbegebenheit gefunden, oder aufgefaßt, in dessen Darstellung sie auch das Verhältniß der mannigfaltig bewegten Menschenwelt zu jenem höheren Seyn überirdischen Lebens einer sinnvollen Götterwelt hätte der Anschauung öffnen können, oder wäre es möglich gewesen, daß die hesiodische Dichtung und jene der Homeriden zu solcher Vol-

lendung im Umfange sowohl als poetischer Harmonie hätte gedeihen können, wie das Homerische Epos, so wäre eine andere Tragödie entstanden, als wie sie Aeschylus geschaffen, und Sophokles zur Vollendung gebracht. So aber fanden diese Dichter eine Darstellung der Welt und des Lebens vor sich, welche der theuersten Anforderungen des Menschen nur leise Erwähnung that. Die ganze Macht der neuen Dichtung beschränkte sich auf die Ausfüllung dieser großen Kluft, welche zwischen den Anforderungen des Menschen an das Leben, und dem was dieses ihm leistete, gelassen war. So entstand jene erhabene Tragödie; ein wahres Gemälde der Trauer, zugleich die kräftigste Rechtfertigung menschlicher Größe und Würdigkeit; als deren beyde äußersten Grenzpunkte der gefesselte Prometheus (der laute Schrey des Unmuths gegen die niederdrückende Gewalt überirdischer Macht) und Oedip auf Kolonos (die Versöhnung des Menschen mit der Gottheit, die Auflösung des Schicksals in die Idee einer Vorsehung; daher die willige Unterwerfung des Endlichen, Individuellen unter die Unendlichkeit der Göttermacht und das der Menschheit gegebene Gesetz) zu betrachten sind. Eng beschränkt auf wenige Motive und auf den Umkreis einzelner Menschenschicksale ist diese Tragödie; sie hatte aber im Homerischen Epos eine so mannigfaltige reiche und blühende Welt des Lebens als Grundlage ihres eigenen Daseyns, allen Gemüthern klar und gegenwärtig, daß sie sich begnügen konnte, Supplement desselben zu seyn, um in dem, was sie selbst leisten wollte, durch Verfolgung eines einseitigen Zwecks desto tiefer und erschütternder zu wirken.

Diese Tragödie darf aber, allgemein gültige Regeln der Gattung selbst ausgenommen, nicht überhaupt als Vorbild und Muster gelten, wenn von unserer Zeit die Rede ist, der andere Bedürfnisse und ein anderes Feld der Arbeit gegeben wurden. Es kann für unsere Zeit eben so wenig die wohl gewählte Beschränkung des griechischen Trauerspiels auf die einfachsten Darstellungsmittel, als jenes Verharren bey einem einzelnen Menschenschicksale als Regel gelten. Wenn gleich reich an wahrhaft epischen Dichtungen unserer ehrwürdigen Vorzeit, besitzen wir doch kein Epos, welches, seinem Geiste und seiner Ausführung nach, dem Leben der Gegenwart so verwandt wäre, daß diese einen Spiegel ihres Seyns in jener großartigen, doch zu fern stehenden Poesie erblicken, und ein dramatisches Lebensgemälde unmittelbar an dasselbe anknüpfen könnte. Wir sind vielmehr durch das Mißgeschick der Jahrhunderte von dem Urstamme unserer Poesie so lange und so gänzlich getrennt gewesen, daß wir ihrer gänzlich vergaßen, und wie die Armuth, die nichts im Hause vorfindet, in der Fremde Hülfe suchten. Indeß hat die Gewalt der an er-

ſchütternden Begebenheiten jeder Art reichen Zeiten ihren Einfluß auf die Völker ausgeübt, und ſie allmälig neu umgebildet; es iſt ein anderes Leben bey uns geworden, als z. B. jenes der Nibelungen, aus welchen deutſcher Sinn wohl Belehrung, ja Erneuerung urſprünglicher Kraft ſchöpfen, an welche er aber keine populäre Dichtung knüpfen kann. Unſere dramatiſchen Dichter ſind daher eben ſo, wie Shakeſpeare ſeiner Zeit es geweſen, von ihrer poetiſchen Vorzeit durch die Kluft erarmter Jahrhunderte getrennte, und auf ſich ſelbſt angewieſene Prieſter der Kunſt; berufen, ein Bild des Lebens zu geben, ein großes zwar und umfaſſendes. Keine in ihren Reſultaten glückliche Kunſtgebilde epiſcher Art beſitzen wir, die ihnen vorausgingen, die wenigſtens eine Seite des Lebens der bewundernden Anſchauung hinſtellten, die, als ſanfter oder auch glanzvoll erhabener Wiederſchein des Daſeyns anerkannt, dem Volke werth und lieb geworden wären, und auch, was eben ſo wichtig iſt, die Dichter ſelbſt nach dem gemeinſamen über das ganze Volk verbreiteten Geiſte dieſer Dichtung heran gebildet hätten.

Shakeſpeare fand, als er auftrat, keine große Dichtung vor ſich, welche ſich über das Ganze des Lebens verbreitete. Sein erhabner Geiſt konnte nicht Stückwerk eines Stückwerks liefern, und da er in ſich den Beruf fühlte, menſchliche Handlungen auf der Bühne zur Anſchauung zu bringen, mußte er ſie zugleich als Begebenheit auffaſſen und darſtellen, da er kein Epos vor ſich fand, in welchem dieſe Aufgabe gelöst geweſen wäre. Dieſem gemäß wurden die Zwecke ſeines Schauſpiels viel ausgedehnter als jene der griechiſchen Tragödie, weil er auch das, was bey den Griechen Aufgabe des Epos war, zu leiſten hatte, und zwar in Einem großen Ganzen ausführen ſollte, was dort in zweyen unter ſich ſtreng getheilten Hälften zur Vollendung gebracht war. Sein Schauſpiel ward daher, nicht wie die Tragödie der Griechen eine abgeleitete, ſondern eine urſprüngliche, auf ſich ſelbſt beruhende Dichtung. Der Hintergrund desſelben iſt, gleich dem Hintergrunde des helleniſchen Epos, die Sage und Geſchichte, in einem andern Sinne zwar, als beyde auch der Hintergrund des helleniſchen Trauerſpiels genannt werden könnten. Dieſes ſtellt zwar die mythiſche, oder hiſtoriſche Begebenheit dar, nicht aber um ſie als ſolche geltend zu machen, da dieſe Aufgabe ſchon im Epos gelöst worden, ſondern um den Menſchen in ſeinem Verhältniſſe zu ihr zu ergründen, und die Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes an ihr, wenn auch mit Aufopferung des Lebens und der theuerſten Güter desſelben, zu bewähren. Shakeſpeare im Gegentheile findet in der Darſtellung der Begebenheit ſelbſt die würdige Aufgabe ſeines Dichterberufs. Wenn

er als dramatischer Dichter die tiefe Begründung der Charaktere und die mächtige Darstellung des ihnen gewordenen Loses nicht kann vermeiden wollen, so ist ihm doch beydes nicht die Hauptsache, sondern er sucht das Schöne oder Erhabene, welches er über seine Kunstbildungen aus reichem Füllhorn verbreitet, vorzüglich in der Darstellung der Begebenheit mit verschwenderischer Ausstattung dem Gefühle wie der Phantasie hinzustellen. Es ist ihm stets und überall darum zu thun, das Leben im Großen und Ganzen zu verherrlichen, und er leistet dieß auf eine so bewunderungswürdige Weise, daß diejenigen, welche durch die den Franzosen nachgebildete einseitige Tragödie verwöhnt sind, in dem durchaus konsequenten, aus jenem einzigen Mittelpunkte großartiger Weltanschauung herausgebildeten Ganzen, weil sie diesen nicht gefunden, durchaus keinen Anfangspunkt des Verständnisses des Dichters finden können, der, eine zwar blendende, aber unbegriffene Erscheinung an ihnen vorübergeht.

Bey Shakespeare also, der seine Dichtung unmittelbar auf das Leben selbst begründete, und in ihr ein Bild des Daseyns selbst aufstellen wollte, ist die dramatische Kunst das erste Mal, seit überhaupt europäische Völker Poesie bey sich erwachen fühlten, selbstständig als eine unabhängige Kunst aufgetreten, und zwar in einer so erhabenen Form, daß es überhaupt für den Deutschen schwer seyn müßte, in freywilliger Beschränkung eine mindere Trefflichkeit zu suchen, als er in einem so hohen Vorbilde zur dauernden Steigerung seines ganzen Wesens kennen lernte. Er hat überdieß, wenn wir hier auch die oben berührte Schwierigkeit, sich an das nationale Epos anzuschließen, nicht erwähnen wollen, hiezu noch eine unabweisliche Aufforderung. Die großen Begebenheiten der letzten Jahrhunderte haben die Sonderung des Privatlebens von dem großen Gange der Ereignisse auch in der poetischen Anschauung beynahe unmöglich gemacht. Es ist ein neuer Sinn für die Geschichte aufgegangen, der die Begebenheiten der entferntesten Vorzeit wie die der nächsten Gegenwart unter einen Gesichtspunkt bringt, von wo aus das Leben in seinem mannigfaltigen Wechsel der Erscheinungen in großartiger Einheit als eine und dieselbe fortgesetzte Entwicklung einer hohen Führung der Gottheit sich kund gibt; von wo aus das Loos und die Kraft und Bildung des Einzelnen, und wären sie die bedeutendsten und inhaltsvollsten, nur als untergeordnet zum Ganzen betrachtet werden können. Wer daher ein würdiges Bild aus dem Leben zur dramatischen Darstellung entlehnen will, wird dieß, wenn er wirklich und vollständig befriedigen will, kaum anders als durch ernste Mitberücksichtigung des Ganzen, zu dem dieses als Theil sich verhält, bewerkstelligen können. Er wird dadurch seinem

Kunstwerke die höchste Bedeutung, die inhaltreichste Fülle und zugleich eine auf sich selbst beruhende Vollendung geben, die er auf anderem Wege nicht erreichen kann. Er ist hiermit, bey dem großen Ziele, das er sich gewählt, und das ihn nur des gleichen Strebens nach voller Ueberschauung des Daseyns in dessen edelstem Verhältnisse fähig macht, vor den düstern Abwegen derjenigen geschützt, die, in Begierde etwas dramatisch Bedeutendes zu liefern, ihr Heil in Erregung des Schmerzes, der Erschütterung, des Aechzens jeder Art suchen: die, indem sie so unwürdige Abwege wandeln, und an sich selbst den Ruin edler Kräfte, den Hinsturz menschlichen Strebens zeigen, für Leser und Beschauer zur Tragödie werden.

Uhland.

Herzog Ernst, Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Ludwig der Baier, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Der Verfasser dieser in Deutschland überall gekannten und geschätzten Trauerspiele findet sich dennoch in Hinsicht derselben, dem Leser gegenüber, nicht selten in einer ihm nicht zusagenden Lage; indem das beyden Werken eigenthümliche Verdienst nicht in seinem ganzen Gehalte anerkannt ist. Es fehlt Vielen in diesen Werken von geringer Ausdehnung jene tief eingreifende Macht der Leidenschaftlichkeit, jener blendende Glanz der Rede, welche man in Schiller zu bewundern pflegt, und in dessen Nachahmern als einziges Ziel mühevoller Bestrebungen wiederholt findet. Es findet sich auch in denselben nichts von jener sich selbst belächelnden Schönheit, welche bey den Gestalten ihrer Begeisterung gleichsam in stiller Beschauung verweilt, und sich ihr im Verlaufe des Gesprächs kaum allmälig im Uebergange zu neuen Bildungen entwindet. Eben so wenig wollen Handlung und Charaktere etwas anders seyn, als was die Natur der Sache begehrt, ja beyde verweilen mit einer gewissen Hartnäckigkeit bey dem Nothdürftigsten, und zeigen einige Sprödigkeit und Härte der Ausführung. Was aber noch mehr als dieß befremdet: die Helden dieser Tragödien zeigen gar keinen Aufschwung der Begeisterung, wie man ihn bey uns zu hören gewohnt ist; sie versenken sich keinesweges in studirte Betrachtung ihrer selbst, in jene psychologischen Deduktionen, die unsern Helden nicht selten weit eher einen Anspruch auf irgend eine Lehrkanzel als auf das Schlachtfeld zu geben scheinen; sondern was in diesen Schauspielen vor sich geht, geschieht eben ganz einfach, ohne viele Worte. In diesen bedeutenden Unterlassungen ist vermuthlich auch der Grund zu suchen, warum der schlichte Ludwig der Baier sich vor

dem einheimischen Gerichte keinen Preis gewinnen konnte: die reichhaltigen und breitgeschmückten Reden seines Gegners trieben ihn, er mochte selbst darüber erstaunen, aus dem Felde. Es ist dieß aber, wie man zu sagen pflegt, nur der Lauf der Welt, und darf Niemand, der mit menschlicher Gebrechlichkeit vertraut ist, zu sehr befremden, oder entrüsten.

Das Trauerspiel, Herzog Ernst, hätte vielleicht bey Manchem die Erwartung erregen dürfen, daß dieser Held einer ruhmvollen Vergangenheit, durch die Last seines Schicksals so sehr Liebling des Volks geworden, daß es sein Leben in den Kreis wundervoller Dichtungen hinüber zog, und das zu Düstere seines Verhängnisses in die Rosengewölke der Märchenwelt verbarg, auch hier in der neuen Dichtung romantische Bedeutung erhalten, und durchdrungen von dem mildernden Geiste einer im schönsten Verstande das Leben schmückenden Phantasie als Held der Sage auftreten würde. Der Dichter sah aber in ihm nur den Mann der Geschichte. Die reiche Sage will er zwar nicht übergehen, doch dient sie ihm nur den Hang des Volks zu dem edlen Kämpfer zu beweisen oder zu deuten. Sie ist in den wenigen Worten enthalten, die den Kaiser auf den großen Anhang seines Stiefsohns im Volke aufmerksam machen sollen, da dieses nicht an Ernsts frühere Gefangenschaft glaube, und das schnelle Ergrauen seines Haares der sengenden Sonne eines fernen Himmelsstriches zuschreibe:

Durch eines finstern Berges Eingeweid
Hab' ihn auf schwankem Floß der Strom gerissen,
Der riesge Greif entführt' ihn durch die Wolken;
An dem Magnetberg fuhren seinem Schiff
Die Nägel aus, daß es in Trümmern ging;
Mit Völkern von unmenschlicher Gestalt
Hat er gekämpft, und manchen Sieg erlangt.
Was je ein Pilger Seltsames erzählt,
Das wird auf eures Sohnes Haupt gehäuft,
Und dieser Schein des Wunderbaren zieht
Leichtgläubige Gemüther mächtig an.

Wenn wir nun den Inhalt des Trauerspiels anzeigen, geschieht es weniger um ihn bekannt zu machen, als um unsere Bemerkungen mit größerer Sicherheit folgen lassen zu können. Das Werk beginnt mit der Bitte der Kaiserin Gisela um die Befreyung Ernsts, ihres Erstgebornen aus einer frühern Ehe, bey Kaiser Konrad dem Salier, ihrem Gemahle. Es ist gerade der Krönungstag ihres gemeinsamen Sohnes Heinrich, der ihm das Recht der Nachfolge auf dem Kaiserthrone sichert. Die dem Trauerspiele vorausgegangene Handlung ist aber diese: Konrad hat die Gisela als Wittwe geheiratet. Sie war

mit Herzog Ernst dem Aeltern vermählt gewesen, der auf der Jagd, von Adalbert von Falkenstein, einem schwäbischen Ritter, als dieser ein Wild erlegen wollte, durch einen Fehlschuß tödtlich getroffen, sein Leben verhauchte. Aus dieser ersten Ehe hatte Gisela zwey Söhne: Herzog Ernst den Jüngern, den Helden der Tragödie, und Hermann. Der Oheim Gisela's, Rudolph, König von Burgund, hatte noch bey Lebzeiten Kaiser Heinrich den Heiligen zum Erben der Krone Burgunds eingesetzt, der Kaiser war aber vor ihm gestorben. Der Nachfolger im Reiche, Kaiser Konrad der Salier, sah diese Erbeseinsetzung als eine dem Reiche geschehene an; dessen Stiefsohn, Ernst Herzog von Schwaben, wollte sie als der Person des Kaisers, nicht aber dem Reiche verliehen, betrachtet wissen, und sah sich daher, als nächster männlicher Verwandter des verstorbenen Kaisers, für den rechtmäßigen Nachfolger Rudolphs auf dem Throne von Burgund an. Der noch lebende Rudolph gab keine Entscheidung, und Ernst hatte zur Vertheidigung seines Rechts zu den Waffen gegriffen, war von den Seinen, Graf Wernern von Kyburg seinen Freund und Lehrer, ausgenommen, plötzlich verlassen worden. Werner fiel in die Reichsacht, und irrte bannflüchtig im Lande herum; Herzog Ernst ward gefangen gesetzt, und ergrauete in den Jahren seiner Jugend im Kerker.

Im Beginn des Trauerspiels, als die edle Kaiserin für den unglücklichen Sohn vorbittet, erklärt Konrad, er habe ihn bereits selbst frey gesetzt, doch müsse sie, solle ihr Sohn dieser Freyheit genießen, ihm, dem Kaiser, feyerlich angeloben, daß wenn Ernst die Bedingungen seiner Freylassung nicht genehmigen wolle, sie ihn nicht zu retten suchen werde. Sie gelobt es. Die Belehnung mit dem Herzogthume Schwaben erfolgt; Herzog Ernst bewilliget die Verzichtleistung auf Burgund, entsagt der Rache gegen die treulosen Vasallen, die ihm am Tage, wo es galt, verlassen hatten; da er nun aber auch schwören soll, und zwar bey Androhung der Reichs- und Kirchenacht, Wernern von Kyburg in Schwaben nicht zu dulden, ja ihn gefänglich einzuliefern, weigert sich der bis jetzt still duldende Ernst mit entschiedener Verneinung:

Die Luft des Kerkers, die ich eingehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft;
Wohl bin ich mürbe worden; doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Als nun der Kaiser das Herzogthum dem jüngern Bruder Her-

mann verleiht, über Ernsten die Achtserklärung ausspricht, seinen Handschuh in die Versammlung mit den Worten wirft: Ernst möge, wie dieser Handschuh zertreten werde, zertreten seyn, und nun die Bischöfe über ihn den Bann der Kirche mit allem Schauder des schreckenvollen Akts (hier ein Meisterstück der Darstellung) herab rufen, scheidet Ernst mit den düstern Worten:

Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächterer,
An meine Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick;
Vom Werner laß ich nicht.

Der zweyte Aufzug zeigt Ernsten landflüchtig an der Heerstraße. Odo, Graf von Champagne, der gleichfalls nach der Krone Burgunds strebt, kommt, mit Graf Hugo von Egisheim im Gespräche. Letzterer, der Vater Edelgards, welche Ernst einst die Seine zu nennen gehofft hatte, mahnt Odo, von seinem kühnen Beginnen, in Hinsicht Burgunds, zu lassen. Ernst tritt hervor, und fleht Odo um Hülfe. Dieser, einst Ernstens Freund, weiset ihn mit Verhöhnung zurück. Er habe ihn an der Spitze eines Heeres schlagfertig, wie er hätte kommen können, erwartet, Ernst aber habe ihn um des landverwiesenen Werners willen betrogen; nun, ein weggejagter Bettler, verlange er, daß er ihm, dem Nackten, den Purpur umwerfen solle. Er verläßt ihn. Auf diese Szene voll Bitterkeit folgt eine andere der zartesten Rührung, da Ernst sich an den tief erschütterten Hugo von Egisheim wendet, und sich nach dessen Tochter erkündigt:

Hat deine Tochter, wann einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick, die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Milden Trost gewährt der alte Vater dieser bescheidenen Anfrage. Sie sey ernster, stiller seit seiner Gefangenschaft geworden, ganz nur ihrer Sorgfalt für Arme und Kranke, Pilger und Gefangene lebend. Als sie aber vernommen, wie ihn Acht und Bann getroffen, habe sie ihn eines Morgens gebeten, sie nach dem Stifte Ottilienberg zu führen:

Als sie vom Zelter dort gestiegen war,
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: wohlgelegen ist dieß Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt,

So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß.
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt,
Und selbst der Blindheit mächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
Mein Aug' ist trübe worden, hob sie an,
Und wohl bedarf' ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt.
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl!

Mit diesen Worten verläßt ihn der redliche Hugo. Wir halten dafür, daß diese einzige Anfrage Ernsts und die erhaltene Antwort ein ganzes Bündel Liebesscenen aufwiege, nebst all deren Vorahnungen und Nachklagen, wie wir sie überall, ohne um das Suchen verlegen zu seyn, finden können. Ernst ist im innersten Gemüthe erschüttert, und klagt seine Verlassenheit; da kommt ein schlichter Kriegsknecht des Weges her: es ist Werner, der Geächtete, der, seit auch Ernst geächtet, ihm überall nachgespürt. Die Tiefe zweyer edeln Herzen öffnet sich, um den ganzen Reichthum heiliger Gefühle zu offenbaren. Werners Haß gegen den Kaiser weicht an Stärke doch der Liebe für diesen Ernst, der nur um der Treue seiner Freundschaft willen die Pfade des Unglücks wandelt. Er muntert den willfährig Folgenden auf, in den Schwarzwald zu flüchten, um dort geschirmt von der Treue der Seinigen sein Glück neu zu begründen, und weiset ihn auf ein künftiges besseres Schicksal hin, indem er den vom Kaiser bey der Achtserklärung hingeworfenen Handschuh aus seinem Busen zieht, der bestimmt war, zertreten zu werden, aber von einem Kriegsknechte aufgehoben, Werner übergeben worden sey, der ihn nun an seiner Brust trage.

Der dritte Aufzug führt uns wieder an den Kaiserhof zurück, wo Mangold, der Sohn des Kanzlers, die Nachricht bringt, daß Werner und Ernst durch den Schwarzwald streifen, während in Osten die Ungern einzubrechen drohten. Mangold erhält die Stelle eines Feldhauptmanns gegen Ernst. Gisela, eine treue Mutter ihres Sohnes, dem sie gleichwohl nicht beystehen soll, betrachtet das Schwert Mangolds, das diesen Sohn durchbohren soll, um in ein Gebet zur Mutter des Herrn auszubrechen, und sie um Abwendung dieser Gefahr zu bitten. Früher hat sie auf die rührendste Weise dem alten Hugo, der gegen Odo v. Champagne auszieht, um Burgund zu sichern, einen Gruß an Edelgard im Ottilienstift aufgetragen, des holden Traums gedenkend, in dem

sie sonst Trost gefunden, ihren Sohn an der Seite solch einer Braut einst vor sich zu sehen. Ihr Gebet stört ein Pilger, der sich anfangs mit ihr zur Andacht vereinigte, um sie nun mit dem Vorwurf zu belasten, daß sie dem verstorbenen Gatten die Treue nicht bewahrt, und zum neuen Ehebunde mit dem Salier geschritten sey. Es ist Adalbert von Falkenstein, der unglückliche Mörder dieses ihres ersten Gatten, der in seinen Armen mit dem Auftrage verschieden war, daß Gisela sein nicht vergessen solle. Er war ins heilige Land gezogen, sein Unglück abzubüßen, aber kein Gebet hatte die Last seines Leidens gemildert:

Zehn Jahre lang, in harter Sklaverey,
Zog ich am Pfluge, wie ein Stier, und riß
Der dürren Erde Schollen auf. Umsonst!
Die Saat ging auf, kein Segen grünte mir
Als ich nun wieder kam ins deutsche Land.
— — — — — —
— — — — — —
Da fragt' ich erst, als ich die Straße zog:
In welchem Kloster, welcher Siedeley,
In welcher tiefsten Einsamkeit verweilt
Die Wittwe des erschlagnen Herzog Ernst,
Um zu beweinen ihres Gatten Tod,
Und um zu beten für sein Seelenheil?
Da wies man mich des Weges fort und fort,
Bis ich vor diesem Kaiserschlosse stand,
Und bis ich trat in dieses Prunkgemach.
Jetzt weiß ich, warum der Ermordete
Von mir nicht läßt, und jetzt ist mir es klar,
Daß er von mir nicht lassen wird, so lang
Vergessen bleibt, was sterbend er befahl.

Würdevoller ist nie ein Vorwurf zurückgewiesen worden, wie dieser, den die Kaiserin, mit Bewährung ihrer unverletzten Treue gegen den verstorbenen Gemahl, von sich hinwegwälzt, um Adalberts Erkühnen selbst mit der gerechten Hinweisung auf seine Pflicht zu strafen, die er dem durch ihn Gefallenen zu erfüllen unterlasse:

Den Stein hast du gehöhlt mit deinen Knie'n,
Dich selbst hast du zerfleischet, ob dir gleich
Der, den dein Speer gefällt, so schön verzieh.
Dein Werk ist todt, unfruchtbar all dein Thun.
Und wenn du nun durch deutsche Gauen wallst,
Und siehst die Burgen glänzen auf den Höh'n,
Und siehst die Ritter reiten durch das Thal,
Und siehst die Kinder spielen vor der Thür,
Mußt du nicht schamroth werden vor dir selbst,
Daß du so leblos durch das Leben gehst?
Ist keine Unschuld mehr bedrängt? Ist kein

Unglücklicher, der tapfern Arms bedarf?
Irrt nicht dein Herzog, dem den Vater du
Erschlagen, irrt er hülflos nicht umher?
O läge nicht der Eid vor meinem Mund,
Wär' nicht verschüttet mein lebend'ger Quell,
Ich wollte mit dir ringen, finstrer Geist.
Und wie die Sonn' ins Mark der Erde dringt,
Und aus dem Boden treibt die grüne Saat,
So wollt' ich dich ergreifen, todtes Herz,
Und bersten sollte mir dein starrend Eis.

Sie entfernt sich, sie hat ihr mütterliches Herz, gleichsam ohne es zu ahnen, durch Hinweisung auf das, was Adalberten zu thun obliege, verrathen, und ohne mit Bewußtseyn ihren Eid zu brechen, den düstern Adalbert zur rastlosen Thätigkeit für ihren unglücklichen Sohn empor gehoben. Er entfernt sich, ohne es ihr, die ihn sogleich verließ, verkünden zu können, mit dem unerschütterlichen Vorsatz, für Ernst alles zu wagen.

Soll ich gegeißelt seyn, so sey's für ihn!
Mein Blut für ihn vergossen, wäscht mich rein,
Mein Geist, für ihn verhaucht, schwebt himmelan,
Und mein Geschlecht, das ich verflucht gewähnt,
Noch kann es blühen; bis ins fernste Glied
Bin ich gesegnet. Heil sey diesem Weib.

Dieser ganze Akt, so einfach er vor dem Leser erscheint, ist durch die Tiefe des darin ausgesprochnen Gefühls, und das Entscheidende seines Einflusses auf die Handlung im Ganzen, von großem Interesse.

Der vierte Aufzug zeigt in seinem Beginne Ernst und Wernern im Schwarzwalde. Ernst schläft in Werners Schooße, der, gerührt über ihn gebeugt, sich als den Ursprung seines Unglücks anklagt, und die Treue und Liebe des Freundes erwägt:

Kein andrer Vorwurf ward mir je von ihm,
Als diese Bläße seines Angesichts,
Und dieser Schmerzenszug in seinem Schlaf.
O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
Hinüber tragen in ein glücklich Land,
Wo Friede wohnet, und wo Freude blüht,
Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
Verschwunden wäre wie ein böser Traum!

Indeß naht sich Adalbert, der Ernsten seine Burg öffnet, und seinen eignen Sohn aus dem Kloster, für das er bestimmt war, zum Kampf für seinen Herzog berief. Es kommt noch andere Hülfe herbey, die indeß mehr geeignet ist, den kühnsten Muth niederzuschlagen, als den gebeugten aufzurichten. Es ist der kleine Rest der Truppen Hermanns, mit denen er nach

Italien gezogen, wo er mit einem großen Theile des Heeres von der Pest ereilt, sterbend diese Ueberreste mit der Fahne Schwabens seinem Bruder, für welchen allein er sie getragen, zurück zu führen befahl. Das Schaudervolle dieses Berichts erschüttert Ernst:

O herrlich tret' ich in mein Herzogthum:
Des Vaters Mörder öffnet mir sein Schloß,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg!

Werner wagt noch einen Versuch, den Freund zu retten. Er begibt sich in's Lager des kaiserlichen Feldhauptmanns Mangold, seines ehemaligen Freundes. Vergebens bemüht er sich, ihn zu bereden, Ernsts Sache zu der seinen zu machen, und droht ihm abgehend mit dem Untergange. Ernst, der Verlassene und Grambeladene, rüstet sich zur entscheidenden Schlacht in der Burg des Mörders seines Vaters. Dieser hängt seinem Herzog den farblos gewordenen Scharlachmantel des Vaters um, den dieser in der letzten Stunde, ein trauriges Erbstück Adalberts, getragen hatte. Ernst nimmt ihn willig auf die Schulter. Er will es erfahren, ob dieser welke Scharlach und das trübe gewordene Wappen in neuem Glanze entblühen soll.

Im fünften Aufzuge neigt sich mit der entscheidenden Schlacht die Tragödie zu ihrem erschütternden Ende. Konrad kommt selbst in Mangolds Lager, um die Unruhen in Schwaben zu Ende zu bringen, da er auch andere Feinde von außen fürchtet, die edle Gisela mit ihm, nicht erwartend, daß sie so früh die Todtenfeyer ihres Sohnes halten sollte. Dieser bricht mit Werner und Adalbert aus der Feste, seine letzte Schlacht als ein Mann zu schlagen, und in ihr zu Grunde zu gehen. Werner erliegt nach Großthaten eines seltenen Heldenmuthes. Ernst tödtet Mangold; die Kaiserin ruft nach ihrem Sohne, den sie todt in einem Zelte findet, wo Adalbert ihn an Werners Seite gelegt. Der Kaiser empfängt das Haupt des im Aufstande gefällten Odo von Champagne, und die Reichskleinode, die ihm der sterbende Rudolph von Burgund zugesendet. Er bekleidet seinen Sohn Heinrich mit den Zeichen der neuen Königswürde. Die Kaiserin, diesen Schmuck ihres Sohnes ins Auge fassend, bricht in folgende Klage aus:

Das also, dieser Reif und dieser Stab,
Das sind die hohen Dinge, derenthalb
So edles Leben hingeblutet hat!
O Kaiser! staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit.

Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt:
Vom Herzog Ernst, und Werner seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.

Sie wendet sich hierauf an die Umstehenden, um sie zu fragen, ob sie, die Mitleidsvollen, denn glaubten, daß ihr nun Alles erstorben sey?

Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,
Daß es beleben kann den todten Sohn?
Soll der mir todt seyn, dessen Leben eins
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein! leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebet dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundesarm erwacht, und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint.

Gewiß der würdigste Schluß, den dieses von dem Hauche milder Liebe durchwehte Trauerspiel gewinnen konnte. Ueber den durch das Unheil der Erde niedergedrückten und in Erfüllung heiliger Pflicht der Freundschaft Gestürzten öffnet sich die Glorie eines höheren ungetrübten Seyns, in welches sie nur durch Beschwerden eingegangen, um dort desto heller und für immer zu glänzen. Ein treues Mutterherz darf sich so schön beruhigen, das keinen andern Wunsch kannte, als das Glück eines Sohnes, der solcher Liebe werth war.

Schon ein leichter Ueberblick des Werkes belehrt den Leser, daß es dem Verfasser hauptsächlich um die Begründung und Durchführung der beyden Hauptcharaktere Ernsts und Werners, mit diesem um die Verherrlichung der Idee einer in Noth und Stürmen des Lebens stets wandellosen Freundschaft zu thun war. Um diese Gruppe des Mittelpunktes reihen sich die übrigen Charaktere, unter welchen vor allen jener der erhabenen Mutter glänzt, Adalbert und der ehrwürdige Hugo mit nicht so hellem Glanze, doch großer Sicherheit gezeichnet sind, Konrad aber mit den Dienern seiner Macht, zwar im streng berechneten Verhältnisse zum Ganzen eben so sicher, aber nur als untergeordnete Schattenpartien ausgeführt sind, die dem Gemälde die Vollendung geben, indem sie die Hauptgestalten in größeres Licht stellen. Dieß ist die Verfahrungsweise, nicht eines sich erst versuchenden Jüngers, sondern die des Meisters, der jede poetische Wirkung im dichterischen Sinne abwiegt, und keinem Theile des Werkes einen nachtheiligen Auswuchs gestatten will. In dieser

Hinsicht wäre nichts gegen ein Werk zu erinnern, welches sich durchgängig als ein in dichterischer Begeisterung empfangenes bewährt, das der deutschen Literatur Ehre bringt. Die Weitläufigkeit des hier gegebenen Auszuges wird überdieß auch jene, die das Werk selbst nicht gelesen haben sollten, überzeugt haben, daß Herzog Ernst von Schwaben, so wie Ludwig der Baier, seiner innern Anlage nach zum historischen Schauspiele gehöre, und auch als solches eine bedeutende Erscheinung in der vaterländischen Literatur bilde. Dennoch aber zeigt sich in diesem Trauerspiele ein Streben, welches erst bey mehrmaliger Betrachtung sichtbar wird, und dem Werke, wie wir überzeugt sind, in seiner Wirkung schadet. Es ist dieß der innere Widerspruch der Behandlungsweise. Man sieht, daß der Dichter einen historischen Stoff auch historisch behandeln wollte, das ist, mit jener Ehrfurcht für die Wahrheit der Begebenheit, welche denjenigen immer eigen war, welche die Bedeutung des Lebens wahrhaft erkannten. Die alt germanische Zeit, welche wenigen besser bekannt seyn mag, als diesem Dichter, der sie in ruhmwürdigen Liedern verherrlichte, machte an ihn gebieterisch ihre Anforderung auf eine angemessene Darstellung. Er konnte auch keineswegs Willens seyn, sie zurück zu weisen, und alles athmet in seinem Werke den Geist der Zeit, den es verkünden will. Zugleich aber, wie es scheint, drängte ihn das Verlangen, eine Tragödie in dem Sinne und nach der Idee zu liefern, die der Deutsche seit längerer Zeit aus den Musterbildern hellenischer Kunst sich gebildet, und seit dem Alarkos vielfältig in Anwendung zu bringen suchte. So ward Herzog Ernst zwar nicht die Nachahmung irgend eines früheren Werkes; aber doch nach einer ihm fremden Regel, wie Recensent vermuthen muß, gedichtet. Die reichhaltige Handlung ward nach diesem Zwecke enger zusammengedrängt, das ist, auf wenigere Momente der Darstellung beschränkt, als eigentlich billig ist, und das Dargestellte selbst hat nicht die nothwendige Ausbreitung, jene Fülle des Lebens, welche das historische Schauspiel sich so gern aneignet. Die beyden Hauptheldeu und die Mutter, an sich zwar durchaus vollendete dramatische Gestalten, durch Gegensätze fremdartiger Charaktere zu wenig auseinander gehalten, drücken die Last ihres Unglücks, weil die Darstellungen eines heitrern nicht ganz in ihre Kreise gebannten Lebens mangeln, mit zu sehr vereinter Gewalt in die Herzen, um so mehr zwar, als sie mit der größten Wahrheit und so sehr von falscher Sentimentalität entfernt ausgeführt sind. Nach eben dieser Behandlungsart ward Kaiser Konrad, nothgedrungen im halben Hintergrunde gehalten, mit seinem Charakter in der Geschichte verglichen, ein zu eiserner Verwalter der

Macht, und ein zu düsterer Herrscher. Der Vers drängte sich, dieser Verfahrungsart folgend, zusammen, im Raum der fünf Füße beynahe die Gliederung des reichern Trimeters nachahmend, und entbehrt der ihm natürlichen Abwechslung des weiblichen Ausgangs. Es ist auch möglich, daß der Dichter die Feyerlichkeit der Nibelungen in sein Werk herüber zu tragen gesucht, und jene Zwecke, die wir ihm geliehen, nicht gehabt habe. Aber auch hier käme zu bemerken, daß, jene riesenmäßige Gestaltung der Nibelungen, der giganteske Ernst dieses erhabnen Heldengesanges in den engen Raum dieser Tragödie einzukehren sich weigere.

Dennoch aber, was wir auch immer hier gegen die Anlage des Trauerspiels einzuwenden für nöthig hielten, sind wir überzeugt, dieses mit echter Begeisterung für vaterländische Würde des Lebens ausgeführte Werk werde nicht unfruchtbar im deutschen Boden wurzeln. Die bestimmten Formen seiner Umrisse, die Entschiedenheit, in der sich die Charaktere aussprechen, die überall bewunderungswürdige Mäßigung des Dichters erheben es zu einer Kunstbildung, woraus jüngere Talente Belehrung schöpfen, so wie sie durch den edlen Sinn des Dichters, der sich in Darstellung mütterlicher Liebe und Freundestreue ein schönes Denkmal gesetzt, zu ähnlicher Begeisterung erhoben werden können.

Ludwig der Baier, ein viel besprochenes Werk, bedarf keiner Anführung seines Inhalts. Der Dichter hat hier, wie es auch der Stoff gebieterisch verlangte, der Handlung eine größere Ausbreitung, ein mehr heiteres Kolorit, und eine größere Beweglichkeit als im Herzog Ernst gegeben, und nähert sich den Forderungen eines historischen Schauspiels, indem er nicht bloß die Zeit in den dargestellten Helden, sondern diese in der Zeit, in der sie sich bewegen, zur Anschauung zu bringen sucht. So beginnt das Werk selbst mit einer Scene, in welcher der baierische Adel, dem Bürgerstande gegenüber gestellt, jenen Zwist der Zeit zwischen Städten und Ritterschaft zur Anschauung bringt, und die Ausgleichung in der milden Fürstengröße Ludwigs findet. Die ihm angetragene Kaiserwürde gibt neuerdings in Ueberlegung des Für und Wider Gelegenheit, das Charakteristische der Zeit, in welcher die Handlung vor sich geht, zu entwickeln, und dient so dem Werke als historische Grundlage, auf der es erbaut werden soll. Der Stoff ist von der erhabensten Art, den deutsche Geschichte aufzuweisen hat: eine erhabne Feyer vaterländischer Treue der Gesinnung, die Entwickelung des großen Kampfes um die Kaiserkrone zwischen zwey Gegnern, die, indem sie ihren großen Streit mit allem Ernst und der vollen Kraft, die ihnen zu Gebote steht, auszufechten denken, durch die Erfolge des ihnen eigenen Edelmuthes überwunden, als innige Freunde Versöhnung schließen.

Der Dichter hat die handelnden Personen so geordnet, daß sie sich in zwey große Hauptgruppen theilen, an deren einen Spitze Ludwig der Baier, an der andern Friedrich der Schöne von Oesterreich stehen. Sie sind ihrer Anlage nach sehr unter sich verschieden. Auf der Seite Ludwigs, der als ein echt fürstlicher Mann in der Fülle seiner Kräfte hervorragt, und bey welcher auch das Glück zu Hause ist, wird vorzüglich, wie dieß gleich in der ersten Scene des Stückes sich ankündigt, eine gewisse Vorneigung für die Existenz des Bürgers sichtbar; so zu sagen, ein ausgeebnetes Daseyn, das sich leicht überblickt, und in welchem die Stürme des Lebens wohl gewaltsame Strömungen erregen können, aber nie hohe Wellen treiben. Des Kaisers Feldhauptmann Schweppermann selbst treibt sein Wesen beynahe wie ein Handwerk, und schlägt das Kriegsheer des mächtigen Friedrich in voller Ruhe des Gemüths, wie etwa ein Vogelsteller das Garn zuzieht, in welches er sich lebhafte Schwärme hinein gelockt. Auf der andern Seite steht Friedrich der Schöne, ein ritterlicher Held, nicht unruhig bewegt, vielmehr seiner Charakteranlage nach für eine zarte Ruhe des Lebens geschaffen, aber in seiner Umgebung zum Helden umgebildet, keinem edlen Gefühle fremd, und durch die Erinnerung an den großen Rudolph von Habsburg über die Alltäglichkeit menschlicher Ereignisse hoch emporgehoben. Seine Umgebung, der sturmkühne Leopold, die Blume der Ritterschaft, und die in edler Frauengröße glänzende Gattin, Isabella von Arragonien, dienen der Hauptperson dieser Gruppe zu vollerer Emporragung, und zugleich zur Ausbildung des Gemäldes eines tugendreichen ritterlichen Daseyns. Als Seiten- und Hinterfiguren, die Darstellung der Zeit auch von andrer Ansicht her zu beleuchten, dienet der Münchner Bäcker Thomas und sein Sohn, so wie der fahrende Schüler Albertus; letzterer eine eigene Komposition, deren Nothwendigkeit vielleicht bestritten werden dürfte. Doch ist sie gut mit in das Ganze verwebt, und in der Art, wie dieß vom Verfasser geordnet wurde, unentbehrlich. Den Gang der Handlung selbst würde man rein im historischen Sinne durchgeführt nennen müssen, wäre nicht eine leichte Vorneigung zur Charakterdarstellung sichtbar, die jene, die Handlung nämlich, in den zweyten Rang zurück drängt. Es ist übrigens dieser Ludwig der Baier ein Ganzes von so schöner Vollendung, daß es vorzüglich dazu geeignet wäre, der Bühnendichtung einen neuen Schwung zu geben, und sie auf den richtigen Weg in weiterer Fortbildung zu leiten. Ueberall ist das Gefühl echt, und keine Situation ist eines Effekts wegen herbeygeführt, alles dient nur der Idee, aus welcher das Werk selbst hervorgegangen.

Mit welcher Zartheit der Charakter Isabella's entworfen ist, wird man erst bey mehrmaligem Zurückkehren zu diesem Werke inne, in welchem alle Gestalten, die uns begegnen, in so ansprechender Persönlichkeit vor uns stehen. Aus der Fülle ihrer schönen Hoffnungen in das tiefste Elend hinab gestürzt, durch die nie versiegende Flut ihrer Thränen endlich des Lichts der Augen beraubt, wird dennoch der Ausdruck ihres ehrwürdigen Leides nie lästig oder niederdrückend. In wahrhaft kühner Zusammenstellung läßt sie der Dichter im vierten Aufzuge mit Leopold zusammentreffen, in welchem der Schmerz um den gefangenen Friedrich zu innerer Wuth gesteigert, schaudervoll sich darstellt. Die dritte Person dieser Zusammenkunft ist Albertus, den Leopold berufen, den Bruder durch schwarze Kunst zu befreyen. Als dieser nun ein Zeichen zum Behuf des zauberischen Wagstückes, ein Wort nur, einen Gedanken, der die Seele ergreife, und die Beschwörung wirksam mache, begehrt, und Leopold Isabellen, als die Erblindete, die der Nacht verfallen, dazu auffordert, bricht sie in die schönen Worte aus: daß, wenn sie auch die Sterne nicht schaue, sie doch wisse, daß sie glänzend ob ihrem Haupte hingehen, daß, wenn auch ihr Auge dunkel sey, in ihrem Innern doch das Andenken seliger Liebeszeit leuchte. Das, wobey sie den Gemahl beschwören wolle, habe nichts mit den Mächten der Hölle gemein:

Ja! ich beschwör ihn bey dem Ahnungstraume,
Der mir ihn wies, bevor ich ihn gekannt,
Bey der Begegnung, als er, hergesprengt
An meinen Wagen, die Umhüllung hob,
Und, froh erschreckend, Eins das Andre sah!
Bey jenen Wonnethränen, die mir quollen,
Als er zuerst an seine Brust mich schloß!
Beym goldnen Liebessterne, der so hell
In unsre Hochzeitkammer funkelte!
Bey jeder Stunde des verschwundnen Glücks,
Und jetzt bey diesen blind geweinten Augen,
Bey diesen Seufzern, dieser Seelenangst,
Bey all der Sehnsucht, all der Liebe, die
Mein glühend Herz beseligt und verzehrt.

Als Friedrich, auf sein Wort, wieder zurück zu kehren, wenn er nicht die volle Versöhnung seiner Partey mit Ludwig zu bewirken im Stande sey, freygelassen, in die Heimat kehrt, ist ihr, der Erblindeten, wie sie mit froher Rührung bekennt, der Frühling nie entzückender gewesen, und sie lebt ganz nur in dem innern seligen Beschauen des geliebten Gatten. Die oft auf unseren Bühnen ausgesprochenen Gefühle der Hingebung und Liebe, die nun folgen, die Angst, den kaum Wiedergewonnenen aufs

neue verlieren zu sollen, jene Versuche weiblicher Ueberredungskunst, welchen sie sich nun hingibt, sind alle dennoch, als tief begründet in der Lage der Handelnden, durch ihre Wahrheit und Angemessenheit selbst neu, und das Gefühl ergreifend.

Leopold ist vom Verfasser, der Geschichte treu, als eine düstere Erscheinung hingestellt: ein Mann voll Treue, brüderlichem Sinn, für die Ehre des Hauses eifersüchtig; im Zugrundegehen seiner für den geliebten Bruder genährten schönen Hoffnungen selbst eine Beute jener Stürme seines Innern, die früher nach außen gegen die Feinde getobt hatten. Die ganze Thätigkeit seiner kraftvollen Seele auf die Erhebung des Bruders gerichtet, bricht er, da ihm nicht zu besiegendes Hinderniß entgegen tritt, mit seinen Planen in Trümmer. In Behandlung dieses schwierigen Charakters, der in seiner vollen Kraft, wenn gleich mit wenigen kühnen Strichen gezeichnet wurde, ist insbesondere die Mäßigung des Dichters zu loben, die dieses durch seine eigene Kraft belastete Gemüth so wahr, ohne in Uebermaß auszuschweifen, ins Leben zu rufen wußte.

Mit gleicher Kunst, doch, wie es die Sache erforderte, mit größerer Ausbreitung sind die beyden Charaktere Ludwigs und Friedrichs behandelt. Der letztere erscheint beynahe als die Hauptperson des Schauspiels, obwohl der Verfasser es anders beabsichtigte. Edel in seinem Thun, kräftig, wenn gleich ein leicht empfindendes Herz und ein schönes Wohlwollen für Angehörige und für die Menschheit überhaupt ihm eine strenge Bewachung seiner selbst zur Pflicht machen, bewährt er sich gleich groß als Held wie als Gatte und dankbarer Bruder, und kennt keine dringendere Sorge, als jene, ein edler, sich selbst getreuer Mann durch die Welt zu schreiten. Er entsagt seinen schönsten Hoffnungen, dem froh schimmernden Glücke seines Hauses, und der Beruhigung, einem verehrten Bruder die Last des Kummers von der bedrängten Brust zu wälzen, um gegebenem Worte getreu zu bleiben, und, da er nichts über die Seinen vermag, ein Gefangener seinem Feinde sich zu stellen. Dieser, Ludwig, an die Spitze des Werks gestellt, eifert mit Recht einem so würdigen Gegner nach, ihm gleich zu seyn, oder, wenn es möglich ist, ihn zu übertreffen. Er übernimmt die Königswürde, obwohl er seinem Vetter und Gespielen seiner Kindheit, der ihm den eignen Wunsch nach Rudolphs Krone vertraute, seine Mitwirkung zugesagt hatte; er übernimmt sie aber, den Bitten der Seinen nachgebend, in Ueberlegung des Drangs der Zeiten, und in der Hoffnung dem Uebel abzuhelfen. Er bleibt seinem Gegner und Freunde, Friedrich, wohlgesinnt, obgleich fest entschlossen, vom Throne deutscher Macht nicht wieder herab zu steigen. Be-

sieger Friedrichs, will er, da die zweifelhafte Stellung seiner Angelegenheiten den Tod seines edlen Gefangenen zu gebieten scheint, nicht in eine so grausame Maßregel willigen, sondern reitet durch Sturm und Gewitter in bedrängender Nacht zur Burg, die Friedrichen gefangen hält, um diesen, im Vertrauen auf die Treue desselben, ein Vertrauen, das den, der es hegen konnte, selbst ehrt, die Freyheit bedingungsweise zu geben. Als nun aber alles die Täuschung dieses Vertrauens und den Bruch der Treue zu verkünden scheint, und Friedrich nun selbst zurück kehrt und ihm, dem er die Freunde nicht besänftigen konnte, die Krone bringt, schmilzt vor dem Edelmuthe seines Gegners der Trübsinn seiner Seele, um einer wahrhaft erhabnen Freude Platz zu geben, und in dem Antrage einer gemeinsam geführten Herrschaft die Auflösung ihres, ihnen und dem Reiche verderblichen, Zwistes zu finden. Die Ausführung dieser Scene, welche so nah an die Sentimentalitäten mancher moderner Schauspiele streift, ist musterhaft, und gibt die Gefühle dieses Augenblicks in großartiger Entwicklung. Friedrich, erschüttert, und wie im Traume diese plötzliche Wendung eines herben Mißgeschicks erschauend, ruft endlich, in die Arme des Freundes sinkend:

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindseligen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann?
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick!
Ich fühl's, und werfe mich an deine Brust.

Wir glauben nicht, daß irgend ein Publikum der sanften Gewalt, die dieses Schauspiel über die Herzen ausübt, werde widerstehen können, sind aber überzeugt, daß es eine nochmalige Ueberarbeitung sehr wohl vertrüge, da es gleichfalls eine so reiche Handlung enthält, daß die, in dem, was geleistet wurde, zwar treffliche Ausführung ihr dennoch nicht das Gleichgewicht hält. Wenn Recensent eine größere Ausführlichkeit des Werks in Darstellung von Einzelnheiten, die nicht da sind, und vielleicht von wenigen vermißt werden, aus dem Grunde für nöthig hält, weil dadurch der Schauplatz, auf welchem gehandelt wird, in klarerer Anschauung sich zeigen, die wild bewegte Zeit mehr aus dem Hintergrunde hervor treten, und der Verein der jetzt handelnden Personen in allseitiger Wirksamkeit sich zeigen, kurz ein vollendetes historisches Schauspiel entstehen würde, so heißt dieß nicht dem Dichter etwas aufbürden, was er eben nicht auf sich nehmen wollte, oder das Schauspiel nach ihm fremden Grundsätzen beurtheilen; denn Ludwig der Baier verlangt nach der Erfüllung dieser Forderung. Die einzelnen Scenen, an sich schön und voll-

endet gearbeitet, stehen gleichsam skizzenartig neben einander, weil die ausfüllende Mitte fehlt. Die kleinen komischen Scenen, oder auch lustspielartige Aeußerungen und Einfälle Einzelner aus den untergeordneten Charakteren des Schauspiels, obgleich stets mit echter Laune vorgebracht, überraschen immer als fremdartige Erscheinungen, weil die Mittelglieder fehlen, die sie an die Erhabenheit der Haupthandlung anschlössen, und verfehlen daher den beabsichtigten Eindruck. Das Ganze überhaupt, eine große Epoche in der Geschichte des Vaterlands, verlangt dieses Vaterland zum Hintergrunde; es ist seiner Anlage nach ein historisches Schauspiel, und will daher auch im Sinne Shakespeares behandelt seyn. Von andern derley zu verlangen, könnte leicht unbillig scheinen, dem Dichter Uhland aber darf man diese Arbeit aufbürden, da sie seinen Kräften gemäß seyn wird. Immer bewunderte Recensent in Uhlands lyrischen Dichtungen den volksmäßigen Geist des Dichters, der das, was er ausdrückt, wirklich in seiner Brust entstehen fühlt, nicht aber wie Manche, denen gleichwohl Lob gebührt, nur nachempfindend sich an Volksdichtung anschloß. Es ist bey ihm überall Phantasie und schmuckloser Ausdruck eng verschmolzen; nirgends herrscht weichliche Empfindung vor, und doch ist alles gefühlt, und darum seines Eindrucks gewiß. Einige Verhöhnungen der Recensenten ausgenommen, die dem Unterzeichneten, nicht darum zwar, weil er selbst als Recensent spricht, gemein schienen, und die die Sammlung entstellen, ist jener Band lyrischer Poesien ein wahres Geschenk, dem Vaterlande dargebracht, und wird durch Aufregung ähnlicher Geister gewiß reichliche Früchte bringen. Entscheidend in dieser Hinsicht mögen die Romanzen seyn, wodurch bey glücklichen Vorbildern, welche hier Uhland in Tieck und seinen Freunden hatte, die den Engländern nachgebildete, dem Deutschen eigentlich nicht zusagende Ballade verdrängt worden ist. Es wäre schwer zu sagen, worin das größere Verdienst dieser Romanzen liege, ob in der fortwährenden Hinweisung auf eine große Vorzeit, deren Thaten und Leben sie feyern, oder in dem universellen Sinne, in dem diese Feyer verschollener Herrlichkeit ausgeführt ist. Sie beruht auf einer Betrachtungsweise der Vorzeit, die ihre Begründung in der Kraft der Ueberschauung neuerer Zeit hat, daher so weit davon entfernt ist, Geroll veralteter Redensarten, und die Garderobe der Vorzeit für diese Vorzeit selbst zu geben. Aus diesem Grunde einer sich in diesem Dichter überall kund gebenden Kraft der Ueberschauung seiner Zeit und der Vergangenheit halten wir ihn für vorzüglich berufen, ein historischer Dichter im reichen Sinne dieses Wortes zu seyn; daß er dramatischer Dichter seyn

könne, haben Ernst und Ludwig der Baier hinreichend erwiesen.

Recensent hat bereits oben gesagt, daß in Shakespeare die dramatische Kunst zuerst selbstständig aufgetreten; früher hatte sie sich, als eine nur ergänzende und vollendende Kunst, mit geheimer Beziehung auf den Gehalt der früheren universellern epischen Dichtung ausgebildet, und war nur mit Berücksichtigung derselben in ihrer vollen Tiefe zu erfassen. Wenn es nun, wie Recensent oben gezeigt zu haben glaubt, in der Natur aller Poesie von selbst liegt, daß sie, bey ihrer kräftigen Erstehung in starken Gemüthern die Fülle des Daseyns im Großen und Ganzen zu ergreifen suchen, und über das Geheimniß des Lebens selbst die gewonnenen Anschauungen als Gegenstand einer tiefen Begeisterung darzustellen suchen werde, so ist es auch in der Natur der Dinge gegründet, daß eine, auf keine frühere Kunstäußerung gestützte Dichtung, wie Shakespeares Schauspiel, das Leben der Welt im Ganzen darzustellen suchen werde.

Vor mehreren Jahren bereits, im zweyten Bande des Museums Friedrich Schlegels, war Recensent bemüht gewesen, in einer Entwicklung Shakespeares die Natur des historischen Schauspiels darzustellen. Er hat dort insbesondere die Nothwendigkeit der Entstehung dieser neuen Form dramatischer Kunst aus dem Geiste des Zeitalters zu erklaren gesucht, und diese Dichtung im Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet gefunden. Der alte romantische Geist fing nämlich damals bereits an, sich zu verflüchtigen. Der neuere europäische Volkscharakter, durch ein männliches Streben nach angemessener Thätigkeit, durch ein treues Bemühen nach Erkenntniß der Wahrheit ausgezeichnet, war im Beginne seiner Bildung; jene jugendliche Ansicht der Welt, welche in den frühern Dichtungen des Nordens herrschte, konnte vor der Klarheit des gereiftern Verstandes nicht mehr bestehen, der das Daseyn in der Glanzhelle des Mittags vor sich sah, und mit dessen Vorzügen zugleich dessen Gebrechen ernst erwog. Ueberdieß hatte das öffentliche Leben selbst nicht mehr die Unschuld der früheren Zeiten: die Sehnsucht des Menschen hatte sich von den Regionen des höheren Daseyns weg zu den Gütern der Erde gewendet; die Berührungen der Gegenwart waren rauh geworden; und die Heiterkeit des Gemüths ging unter den rastlosen Bestrebungen, sich im Besitze erkämpfter Güter gegen immer neue Angriffe zu behaupten, zu Grunde. Die raschen Wechsel des Glücks, all jene Umwälzungen des Menschenschicksals, welche insbesondere die Geschichte Englands jener Zeiten merkwürdig machen, mußten im Gemüthe der Edlern, die nach Erkenntniß des Daseyns, und der Einheit desselben strebten, die Schönheit des Lebens selbst

verdunkeln, und den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu höheren Zwecken in seinen Grundfesten erschüttern.

Ein Dichter großer Art, der in dieser Zeit entstehen sollte, konnte nicht anders als den Zwist des Lebens selbst zum Gegenstande seiner erhabnen Kunst wählen, wenn er als hervorgegangen aus dieser Zeit sich bewähren, und sie befriedigen sollte; und da die neue Dichtung von der gestörten Harmonie des Daseyns und vom Zweifel ausging, mußte sie dramatisch werden. Die Ausgleichung dieses Zwistes des Lebens konnte von dem Dichter nicht in einer Emporhebung des äußern Seyns zu den Tröstungen geoffenbarter Religion gefunden werden, da auch über die geheiligtesten Aussagen derselben die Welt im Streite lag; er wußte sich aber auch über diesen Streit selbst in eine Region des Lichtes empor zu heben, wo der Einklang alles Daseyns unverwüstlich seiner Seele offenbar, und der Gang der Vorsehung in dem Thun und Treiben des Menschenlebens der Anschauung klar wurde. Die Stärke seiner Seele erlaubte ihm über den Drang und die Verwirrung der Zeiten hinüber zu dem Gesammtleben der Erde zu blicken, und die Disharmonie des Daseyns, wie die Schattenpartien eines großen Gemäldes, in der erhabenen Schönheit des Ganzen zu erkennen. Dem gemäß begeisterte ihn dieses Daseyn selbst, die Wahrheit des Lebens, das er als eine Offenbarung jenes höchsten Seyns erkannte: und das Schicksal der alten Tragödie räumte seine Stelle der Vorsehung. Von diesem Standpunkte aus konnte ihm nichts mehr im menschlichen Leben schreckend, nichts der Darstellung unwürdig, nichts auch unbegreiflich seyn. Es begeistert ihn daher auch nie das Ideal einer fernen Vollendung, sondern das Leben, wie er es in jeder Zeit in der Wahrheit vor sich findet, das ihn nach dessen Verschiedenheit erheitert, oder erhebt und entzückt, zuweilen erschüttert, nie aber ängstiget. Er fand daher in Darstellung hoher Tugend jeder Art wohl die schönste Aufgabe seines edlen Berufes; er scheuete sich aber auch nicht das Entgegengesetzte derselben darzustellen, und that dieß in so großartiger Liebe, daß nur derjenige, welchem das Einzelne im Daseyn aufgehört hat für sich etwas zu seyn, hiezu Kraft und Muth besitzen kann. Sehr schön sagt daher Solger (im siebenten Bande der Jahrbücher, Recension des Schlegelschen Werks über dramatische Literatur): »Rec. hat mit seinem Gefühl nie die überschwänkliche Liebe erschöpfen können, mit welcher der Dichter alle seine Schöpfungen umfaßt, und auch den Bösesten als ein innig verwandtes Wesen in seiner ganzen Menschheit versteht, so wie er den Guten nie zu einer leblosen moralischen Normalpuppe macht.«

Indem nun also das Zeitalter Shakespeares einer ei-

genthümlichen, das Leben selbst erfassenden Poesie bedurfte, da ihm die frühere größten Theils verdunkelt war, gründete sich das neue Schauspiel auf das Leben selbst, und ward eine ursprüngliche Kunst. Als vom Zwiespalte des Lebens ausgehend, ward diese Kunst dramatisch; dennoch aber keineswegs in ihrem innersten Charakter tragisch, sondern sie trug die Tragödie und die Komödie, beyde ihrer Wesenheit gleich befreundet, in sich; daher es ein sehr richtiger, keineswegs zurück zu weisender Sprachgebrauch genannt werden muß, wenn man zur Bezeichnung der Kunstschöpfung Shakespeare's sich der Benennung historisches Schauspiel bedient, den Ausdruck »Tragödie« aber vermeidet; denn dies Schauspiel, wie es Shakespeare geschaffen, steht über der Tragödie, die es aber als Theil in sich enthält. Es darf nie mit ihr in irgend einem Punkte verwechselt werden, obgleich Shakespeare Werke gedichtet, die an tragischer Kraft jede Vergleichung mit der eigentlichen Tragödie dulden. Es findet sich nämlich bey Shakespeare durchaus keine Beschränkung der Darstellung auf ein einzelnes im Gegensatze mit einer höhern Welt dem Untergang geweihtes Menschenschicksal; sondern, wenn er ein einzelnes Menschenleben dem Untergange zuführt, stellt er es zugleich mit dem übrigen Leben der Welt dar, in der es sich bewegt, um die dort sich entwickelnde Disharmonie sogleich in der Darstellung dieses allgemeinen Lebens wieder aufzulösen. Er sucht in vielen seiner erhabenen Schöpfungen die großartige Rührung der Tragödie, und hält sie in der nur ihm eigenthümlichen Kraft nach dem Bedürfnisse seines stets dem Erhabenen sich zueignenden Geistes aufrecht; die höchste Erhabenheit erreicht er aber eben dadurch, daß er dies einzelne Unheil durch die zur Anschauung gebrachte Harmonie des Ganzen nur als einen Schatten des Lebens erscheinen läßt, das in unvertilgbarer Herrlichkeit durch die Jahrhunderte hinschreitet.

In jenen Werken Shakespeares, welche vorzugsweise die historischen genannt werden, ist dies Bestreben sogleich klar; da sie sämmtlich auf den Thatsachen der Geschichte beruhen, da sie die Ehrfurcht des Dichters, die ihm für die Wahrheit des Lebens eigen ist, auf das klarste bewähren, und, bey allem Sturm und Zwiespalt des Lebens, der in derselben dargestellt ist, auf eine erhabne Ruhe hinarbeiten, die aus dem hergestellten Gleichgewichte der unter sich im Kampfe gewesenen Kräfte immer hervorgeht; allein auch die übrigen Werke dieses großen Meisters verrathen denselben Grundgedanken der Erfindung, und zeigen ihn überall von dem gleichen Geiste beseelt, so zwar, daß wir diejenigen Stücke, in welchen vorzugsweise der Geist der Romantik zu walten scheint, so wie jene, in welchen der ungebundenste

Scherz beynahe nur die Verspottung des menschlichen Lebens verkünden zu wollen scheint, aus demselben Standpunkte eines schlechterdings erhabenen Ueberblicks des Lebens betrachten müssen, um zum vollen Gehalte der ihnen eigenthümlichen Schönheit zu gelangen. Wenn aber überhaupt manche Werke, der Geschichte treu, geschrieben worden, dramatische nämlich, ohne historische genannt werden zu können, so wird das Bezeichnende des historischen Schauspiels nicht sowohl in der ihm natürlichen historischen Treue, als vielmehr darin zu suchen seyn, daß der Dichter, wie oben gesagt worden, nicht für das einzelne Menschenschicksal, sondern für das Leben der Menschheit im Großen, und nicht für irgend einen Charakter, sondern für die Begebenheit selbst solche Begeisterung in sich gefühlt, daß sie ihn zur Schöpfung eines Werkes kräftigt, in dem die Schönheit oder Würde des Daseyns unmittelbar aus der dargestellten Begebenheit, aus den Charakteren aber nur in so weit hervorgeht, als die Begebenheit durch sie ins Daseyns tritt, und sich mannigfach entfaltet. So sind Shakespeare's Werke überhaupt schon der tief empfundenen Liebe wegen, mit der sie das gegebene Daseyn bis in dessen kleinste Theile wahr und lebendig darstellen, historisch zu nennen; und Shakespeare ist diese Verfahrungsart so eigenthümlich, daß er selbst romantischen Stoff historisch behandelt. Er pflegt einen solchen Stoff, der seine Eigenheit freylich nicht verliert, sondern vielmehr desto glänzender erhält, als etwas historisch Gegebenes aufzunehmen, und ihn mit eben der innigen Hingebung an den Inhalt, wie eine Begebenheit der Weltgeschichte zu behandeln. Er versäumt nie (wie Recensent in jener Abhandlung bemerkte), auch wenn er ein einzelnes Menschenschicksal zur Darstellung wählte, dessen Zusammenhang mit dem Ganzen der Weltbegebenheiten anzudeuten; und nach allen Schrecken des einzeln vorgeführten Daseyns im Othello, Hamlet, Lear, in Romeo und Julie und im Makbeth besteht die Beruhigung, die er den tief erschütterten Zeugen dieser unheilvollen Schicksale gibt, nur darin: daß er über den Leichen der Gefallenen auf den ruhigen Fortgang des übrigen Lebens, in dem sie zu Grunde gingen, hinweiset. So ist auch der erhabne Gang seiner Lustspiele, wodurch sie sich von jeder künstlerischen Erzeugung dieser Art unterscheiden, und eben so sehr von dem antiken als romantischen Lustspiele sondern, einzig nur dem Geiste des Weltlebens, der in ihnen weht, zuzuschreiben.

Solger, welcher in jener Beurtheilung im siebenten Bande der Jahrbücher Shakespearn eine große Sorgfalt der Entwicklung, so sehr es die Gelegenheit gestatten wollte, gewidmet hat, ist in seinen Untersuchungen von andern Standpunkten aus-

gegangen, aber zu des Unterzeichneten großer Beruhigung größten Theils zu denselben Ansichten gelanget, die in der Abhandlung des Museums sich aufgestellt finden, und hier nur in Kürze mitgetheilt werden konnten. Ueberhaupt ist jene Beurtheilung Solgers, die sich über eins der merkwürdigsten Werke der neuern Literatur verbreitet, eine der umfassendsten kritischen Arbeiten unserer Zeit, und geht auch vorzüglich tief auf die Wesenheit der Tragödie ein. So bringt er auch in Hinsicht des Unterschieds zwischen alter und neuer Tragödie so vieles die innerste Tiefe der Kunst Berührendes zur Sprache, daß diese merkwürdige Beurtheilung wohl für lange ein Gegenstand anhaltender Studien deutscher Künstler bleiben wird. Die griechische Kunst, bemerkt er, ergreife jederzeit den Moment des wirklichen Lebens, in welchem die einander bekämpfenden Elemente des Daseyns zusammentreffen, um es in diesem Widerspruche als ein bloß erscheinendes und wirkliches zu vernichten; deßhalb müsse sie die ursprüngliche Einheit, welche alles trägt und erhält, und sich in jeder Vernichtung wieder gebiert, in dunkler Ferne als Schicksal voraussetzen. Die neuere dringe dagegen ein in die Entfaltung dieser Beziehungen aus ihrem gemeinsamen Ursprunge, sie erkenne sie schon in ihrem entferntesten Wirken, wo sie noch ganz von göttlicher Kraft erfüllt erscheinen, als zeitlich, und hinwirkend auf ihren eigenen Untergang, und eben deßwegen könne sie auch in der zuletzt hervortretenden Nichtigkeit selbst sich mit unendlicher Liebe und Freude der Gegenwart eines unendlichen Wirkens bewußt bleiben.

Diese Ansicht Solgers, welche aufs Treffendste die Möglichkeit eines gegen die Erscheinungen der Welt, als solche, zu fassenden großartigen Gleichmuths bewährt, dem zu Folge deren Vernichtung nicht als ein Gegenstand eigentlicher Trauer geschaut wird, gibt den tiefsten Grund jener erhabenen Eile Shakespear's durch die Wechsel und Umwälzungen menschlicher Schicksale an, ohne daß Solger hier dieß zu erweisen beabsichtiget hätte. Er versäumt aber auch nirgend in diesen tiefsinnigen Untersuchungen darauf hinzudeuten, daß der letzte Zweck Shakespearscher Kunstbildung Auflösung aller Disharmonie des Lebens, in der allgemeinen Harmonie der Welt gewesen sey. Er zeigt den großen Sinn seines Lustspiels wie des Trauerspiels, und verwahrt den dargestellten Dichter eigens gegen ein Mißverständniß, vermöge welchem man ihn zu Zeiten den Romantikern beyzuzählen pflegte: »Das Ritterthum und die romantische Religiosität und Liebe bilden sich zwar natürlich auch in Shakespeare ab, sie nehmen aber nicht unser ganzes Bewußtseyn gefangen, wie in den meisten Werken des eigentlichen Mittel-

alters, sondern sie sind eben Bilder aus dem allgemeinen Grunde des menschlichen Daseyns und seiner Geschicke überhaupt, welcher durch die tiefste Selbstbetrachtung erhellt und belebt wird.«

Welchen Versuch möchte wohl der Deutsche wagen, der ihm so gelingen könnte, daß er allgemein ansprechend, das ist, wahrhaft die Tiefe der Gemüther in edler Erwärmung berührend, ein Werk lieferte, worin die ernsteren Bedürfnisse der Zeit sich befriedigt fänden, wenn es nicht der des historischen Schauspiels ist? Und welch Zeitalter ist dieß, in dem wir leben? Es ist so weit von jener naiven Kindlichkeit des Gefühls entfernt, welche die germanische Jugendzeit charakterisirte; es ist so ganz jenes ätherischen Aufschwunges der Phantasie entblößt, und wenn gleich für Ideen jeder Art sich erhitzend, doch so fern davon im Leben selbst irgend einer Idee mit intensiver und wahrhaft gefühlter Begeisterung sich hinzugeben, wenn gleich immer zu leichten Spielen innerhalb des Umkreises idealer Entkörperungen bereit, daß es vergeblich wäre, und eine Selbsttäuschung des Dichters, der es unternähme, ein durchgreifendes romantisches Schauspiel begründen zu wollen. Im Gegentheile ist, wie oben angedeutet worden, die ganze Thätigkeit der Zeit, wie dieß auch, als Shakespeare lebte, gewesen, auf die großen Ereignisse des öffentlichen Lebens gerichtet, auf die Eigenthümlichkeit des Charakters der Völker, unter uns Deutschen insbesondere aber auf die Herleitung und Bestimmung unserer heutigen Charakterbildung aus den Quellen der altvaterländischen Geschichte. Seit ein gebieterischer Augenblick die Deutschen nöthigte, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen, und die Kraft gegen den allgemeinen Feind des Landes zu messen, haben sie aufgehört, ihr Heil in einsamer Spekulation zu suchen, und die Würde ihres eigenen Daseyns so sehr schätzen gelernt, daß ihnen mit dieser an großen Ereignissen reichen Gegenwart zugleich die Würde ihrer Vergangenheit im Gemüthe aufging. Sie haben für das Leben selbst ein Interesse gewonnen, das ihnen durch lange Zeit fremd gewesen war, und wenn es einen Gegenstand durchgreifender Begeisterung für sie gibt, so wird dieser nur in der dargestellten Wahrheit des Lebens und in Wiederbelebung einer Vorzeit ritterlicher Kraft, edler Treue und jener Würde des Charakters seyn, die sich in ihren eigenen Thaten, deren Erinnerung die Jahrhunderte nicht vertilgen konnten, ein ewiges Denkmal gründete. Die mühevollen Arbeiten, welche so viele schätzenswerthe Gelehrte in dem letzten Jahrzehend zur Aufhellung der Poesie des Mittelalters und zur historischen Ergründung dieses Zeitraums sich aufbürdeten, beweisen hinreichend, wie sehr die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gerichtet ist. In England ist derselbe Fall einge-

treten; doch bey dem gänzlichen Verfall der dramatischen Kunst in diesem Lande hat sich der poetische Sinn in Romanzen und Romanen, gänzlich der Vorzeit geweiht, zu entfalten gewußt. In Deutschland, wo eine tiefere Berücksichtigung der Geheimnisse menschlicher Naturbildung und ihrer Verhältnisse zur umgebenden Welt unmittelbar zur dramatischen Dichtung führt, zeigt sich bereits seit lange eine bestimmte, nur nicht immer klar genug erkannte Vorneigung für das historische Schauspiel.

Daß wir zur Zeit der Erneuerung unserer Literatur solchen Versuch nicht wagen konnten, ist in der Wesenheit der Dinge gegründet. Ein Maler, der sich erst bilden will, wendet sich nicht sogleich mit Glück an die Natur selbst, sondern übt seine Hand erst in Nachbildung bereits vor ihm bestandener Kunstwerke. Wir haben diese Pflicht lange und mit Treue und Anstrengung geübt, um endlich Sicherheit des Blicks, gebildeten Kunstsinn, und hinreichende Fertigkeit in Lehrjahren, die für uns so erfahrungsreich gewesen sind, gewonnen zu haben: und es ist Zeit, sich endlich an die Natur selbst zu wagen. Der Grund, warum der Deutsche so spät erst diese Kunstform aufsucht, liegt aber nicht etwa in der späten Reife seines Dichtungsvermögens, sondern in der gewaltsamen Einwirkung eines der Kunstbildung zu fremdartigen wissenschaftlichen Strebens, das erst befriedigt seyn wollte, und auch seine Abwege gehen mußte, ehe der Geist sich in sich selbst sammeln, und seine Bestimmung in der Kunst klar erkennen konnte. Denn welche Anforderungen, der Kunst das vaterländische Leben als Stoff ihres Strebens zu geben, hatten wir nicht seit Götz von Berlichingen? Welche wahrhaft geistreiche, oft in Kraft ausgezeichnete, immer aber treue Bemühungen, entwickelten sich nicht seit jenem Zeitpunkte überall im deutschen Vaterlande? Und wer darf Klinger, Babo und manche andere vergessen, welche mehr Geschick hatten, ein edles, der Schilderung werthes Leben überhaupt der Theilnahme der Zeitgenossen nahe zu legen, als es echt dramatisch zu verarbeiten? Sie haben wenigstens gezeigt, wie weit es eine für den tiefen Sinn der Wahrheit entflammte Begeisterung auch bey gänzlichem Mangel einer Schule, die nur die größten Geister sich selbst zu geben vermögen, andere aber erst in dem allmälig heran gebildeten Zeitalter gewinnen, zu bringen vermöge.

Göthe aber, der immer dieß Gepräge des Genies allen seinen Werken aufgedrückt, hatte auch dem Götz eine Form gegeben, welche als eine in sich vollendete betrachtet werden durfte, obwohl sie den Zeitgenossen vielmehr als Formlosigkeit erschien: es war aber schwer, das mit Glück nachzubilden, was, nicht ganz verstanden, auch natürlicher Weise das Gemüth nicht in seinem

vollen Gehalt hatte durchdringen können. Nichts desto weniger war Götz sogleich nach seinem Erscheinen Anregung zu einer Ansicht der Welt und der Menschen geworden, welche sich nicht mehr in den engen Raum einer französischen Tragödie einpressen ließ, und wenn gleich dieser Götz selbst mehr den Charakter seines Helden als die Handlung berücksichtigte, so war letztere dennoch in einer so großen Bedeutung und mit einem so entscheidenden Uebergewichte im Schauspiele berücksichtigt, daß das Ganze beynahe die Wirkung eines vollendeten historischen Schauspiels hervorbringen mußte. Ueberdieß kam nun Shakespeare in den Uebersetzungen Wielands und Eschenburgs mehr und mehr an die Tagesordnung, die vorzüglich an der französischen Tragödie sich übende wahrhaft vernichtende Kritik des unsterblichen Lessing machte den Deutschen schon so früh auf die Wesenheit echter Dichtung und die Gebrechen einer nur konventionellen Erfindung aufmerksam, und brachte in manche dramatische Versuche damaliger Zeit eine Solidität und Stärke, welche man nur bewundern kann. Ueberall zeigte sich eine bestimmte Vorneigung für die historische Behandlungsart, wodurch sich die Grundrichtung deutscher Dichtung überhaupt zu verkünden schien. Wie aber Göthe die in Götz errungenen Palmen verließ, um auf andern Wegen diesen ganz fremde aufzusuchen, so mit ihm das Zeitalter, ohne gerade durch ihn selbst dazu veranlaßt worden zu seyn; denn es war nur der allgemeine Gang deutscher Bildung, der alles in diese Richtung zwang. Man suchte sich nach allen Seiten hin zu vollenden und die zum Bewußtseyn gelangten Forderungen der Kunst in jeder Hinsicht zu befriedigen. Da die Kunsteinsicht nicht Gewinn der Erfahrungen des Lebens, sondern der aus den Studien gezogenen Resultate war, so umschrieb auch die dramatische Dichtkunst, wie die gesammte deutsche Kunst überhaupt, den Gesammtkreis der geschöpften wissenschaftlichen Kenntnisse in Versuchen nach fremden Mustern, in welchen man die gefundene Regel beobachtet zu sehen glaubte, um erst spät zu dem, wobey man begonnen hatte, doch indeß in mannigfaltig angeeigneter Bildung stark geworden, wieder zurück zu kehren.

Dieß edle Bemühen, überall hin die Blicke nach dem Schönen und Großen auszusenden, und dieses in der einheimischen Kunst einzubürgern, wird vorzüglich in Göthe sichtbar, der sich von den Dichtern, die ihm unmittelbar vorangingen, oder gleichzeitig mit ihm lebten, oder durch ihn selbst angeregt, ihm als nächste Nachfolger gegeben waren, durch jene große künstlerische Weihe unterschied, vermöge welcher es ihm gegeben war, auf jeder Stufe seiner rasch vorwärts schreitenden Entwicklung vollendete Kunstwerke, zugleich treue Bilder seines reichen Innern zu

vollenden, während die übrigen nur in Versuchen nachschreiten konnten, weil die gewonnenen Ansichten mit ihrer Kunstbildung und ihrem poetischen Vermögen nicht im Gleichgewichte standen. Als Hauptzeugniß dieser nicht zu läugnenden Wahrheit dürfen wir hier nur Göthe's Faust nennen, und müssen uns auch in Hinsicht der Aufgabe, die uns hier gegeben ist, auf dieses Werk beschränken. Dieser Faust, obgleich ein nicht zu vollendendes Fragment, für jetzt noch immer der Höhe- und Glanzpunkt unserer dramatischen Literatur, spricht eigentlich das innere Uebel, woran das Jahrhundert leidet, die Zerfallniß nämlich des Innern dieser merkwürdigen Generation, den Zwiespalt zwischen Idee und Realität so vollendet aus, daß dieser Zwiespalt der Grundstoff des Werks selbst geworden; der Dichter aber, der über diesem Streite in wahrer Kunsterhabenheit seinen Standpunkt gewann, wußte diesen herbsten Gegenstand, ohne ihm als mitleidende Person zu unterliegen, mit einer bis dahin in deutscher Kunst unbekannten Stärke der Seele aufzufassen, und hinzustellen. Gleiches Glück ward nicht den Zeitgenossen dieser Erscheinung, welche sie alle wie ein Blitz traf und sie entzündete, ohne sie zu erleuchten. Der vorzüglichste Grund aber, warum deutsches Kunstbestreben so lange in unentschiedener Richtung geblieben, lag, anderer mitwirkenden Ursachen nicht zu erwähnen, vorzüglich in dem übermächtigen Einflusse, welche eine theils falsche, theils nicht zur innern Vollendung gelangte Philosophie auf Gemüther, die nicht so durchaus der Kunst, wie Göthe, bestimmt waren, ausüben mußte, indem ihnen durch diese Philosophie eine Kluft zwischen Unendlichkeit und dem Endlichen, zwischen Idee und Realität sich aufthat, in deren Mitte sie nur die Klage über das Bestehen dieses Widerstreits, und mit ihr den tiefen Unmuth eines gekränkten edlen Herzens, in Dichtungen zur Anschauung gebracht, schwebend erhielten, ohne die unmöglich geachtete Ausgleichung zu ahnen, oder zu suchen.

Daß Schiller, an Kraft, Würde, und mächtiger Rührung eines für alles Gute erwärmten Gemüths die herrlichste Erscheinung unserer dramatischen Literatur, sich in diesem Falle befand, ist allgemein anerkannt. In den Räubern, Kabale und Liebe, und im Fiesko darf man die Zerrüttung dieses edlen Geistes, den tief empfundenen Jammer über das Mißverhältniß der Welt, wie er sie fand, zu dem Ideale der Vollkommenheit, das er sich gebildet hatte, schaudervoll nennen, und eben dieser Unmuth, diese wilde Gierde, gegen die Vorsehung den Schrey des Vorwurfs zu erheben, war es, was diese Werke charakterisirte; doch glaubt Recensent, daß mehr die ungemeine Kraft der Durchführung, als die zum Grunde liegende Idee selbst diesen Trauer-

spielen den großen Eingang in die Gemüther verschafften, den sie behaupteten, und in dieser Hinsicht noch jetzt mit Recht behaupten. Von diesen ganz ungebundenen Ausbrüchen jugendlicher Heftigkeit zum Nachdenken über die Kunst, in der sie sich hervor gewagt, übergehend, ohne im Innern des Herzens noch verändert zu seyn, entstanden die großen Studien, deren Resultat Don Karlos gewesen; eine Erscheinung, vor welcher die Nation bewundernd stand, in welcher sich aber die eigenthümlichen Fehler Schillers, das Uebermaß der Leidenschaftlichkeit und die zu sehr Raum suchende Reflexion so entscheidend ausgebildet hatten, daß auch die größten Verehrer des Künstlers, sie, welche Zerrüttung und Trostlosigkeit des Gemüths für die eigentliche Aufgabe der Poesie hielten, ihn hierin des Fehlers zu zeihen anfingen. Die großen Fortschritte, welche seit Lessing das bürgerliche Schauspiel gemacht hatte, und auf welchen fußend, jene drey ersten Stücke, mit denen Schiller auftrat, allein möglich geworden waren, hatten dem großen Streben seines Geistes eben so wenig im Inhalt als in der Form genügen können; er hatte sie auch nunmehr in beydem überflogen; aber ohne sich zu genügen. Er sah in Göthe einen Dichter vor sich, den er anfangs gehörig zu würdigen nicht im Stande gewesen war, weil die Richtung seines eigenen Geistes von jener Göthes zu sehr sich schied und trennte. Eine echte Vereinigung der Kunstbestrebungen beyder war auch eine nicht auszuführende Unternehmung. Aber welchen Arbeiten unterzog ihn der unwandelbare Entschluß, zu einer höhern Kunstform emporzusteigen, als jene war, in deren Besitz er sich fühlte. Mit welchem Ernste fing er an, den Räthseln des Lebens nachzuforschen, um ihre Bedeutung zu entziffern? welche Studien widmete er insbesondere den Geheimnissen der Kunst, um nicht mehr als Naturalist in der Poesie aufzutreten, da er seinem eigenen Gefühle zu mißtrauen angefangen hatte?

Ausgesöhnter mit der Welt, ihren Verhältnissen nicht mehr so fremd, vielmehr nun vorzüglich die Aufmerksamkeit auf die Moral und die Lehre von den Pflichten gewendet, trat Schiller im Wallenstein auf. Man darf sagen, daß der Dichter in diesem größten seiner Werke, dem das tiefste Studium des Drama zum Grunde liegt, welchem sich ein deutscher Dichter jemals unterzog, in einem dreyfachem Streben getheilt erscheint. Das erste ist das, dem Stoffe selbst zu genügen, und auf diese Weise der Wirklichkeit ihr Recht zu geben. Wie treu hier auch der Wille war, blieb doch die Entfernung des Dichters von dem Verständniß des Lebens zu groß, um hier wahrhaft auszureichen; und wenn er sich in Hinsicht auf

Wahrheit der Darstellung in der Ausbildung mancher Charaktere eigentlich als ein großer Meister zeigte, ergründete er doch nicht die tiefere Schönheit des Stoffes, und hielt sich für berechtigt, in der Meinung, fehlende Idealität eines zu spröden Gegenstandes zu ersetzen, ein diesem Gegenstande so wie der geschichtlichen Reihefolge der Begebenheiten fremdes Liebesverhältniß einzuflechten; obgleich auch hier, mit den vorigen Produktionen verglichen, als ein ganz neuer Meister sich bewährend. Das zweyte Streben war eben dieß Suchen nach einer tragischen Würde, welche dem Gegenstande, nachdem er einmal historisch genommen war, nicht im hellenischen Sinne gegeben werden konnte. Dieses Streben insbesondere hat den Dichter in die mannigfaltigsten Widersprüche mit sich und seinem Gegenstand verwickelt, der die Vorsehung gebieterisch als Hintergrund verlangte. Er erhielt aber nur, nach Art der Griechen, in Folge eines Mißverständnisses der damaligen Kunstphilosophie, das eiserne Schicksal, welches ihm der Dichter bey widerstrebendem Stoffe nicht anzupassen wußte, sondern hinein räsonnirte. Daher, des üblen Gewissens wegen, welches in dieser Hinsicht den Dichter verfolgte, die handelnden Personen so sehr und unermüdlich vom Schicksale sprechen, weil es in der Handlung selbst so durchaus sich nicht zeigen wollte. Das dritte sehr merkbare Streben ist das nach Götheſcher Darstellungsweise, verbunden mit einer zu sehr ins Kleine gehenden Nachbildung griechischer Wortfügung, an welche sich oft Ideen des Heidenthums selbst anschlossen, die er, von Liebe zu seinen Studien durchdrungen, nicht zurück zu weisen vermochte.

Dennoch war dieses Werk, dessen Mängel hier berührt worden, dessen hohe Vorzüge aber, seit es erschien, der dramatischen Kunst einen neuen Schwung gaben, und der fortwährende Gegenstand des Studiums aller Kunstfreunde geblieben sind, der Anfang einer neuen Epoche in der Poesie, nicht nur für Schiller, sondern für das gesammte Vaterland. Der hohe Ernst der Begeisterung, und die Würde des Dichters selbst die aus demselben hervorging, gaben der Dichtkunst plötzlich für Jeden eine solche Wichtigkeit, daß sie, man darf sagen, zur Nationalangelegenheit wurde. Mannigfaltig war der Einfluß des Werks auf das Zeitalter. Zuerst und vor allem wurde es ein Medium zum Verständnisse Göthe's. Die Liebe der Zeitgenossen zu Göthe, als er auch von andrer Seite durch die neuen Kunstüberzeugungen, welche die beyden Brüder Schlegel, die die Poesie aller Zeiten in gereiftem Urtheile, und durch die Werke so großer Dichter, wie Novalis und Tieck, gleichsam mit der That unterstützt, vor Deutschlands Blicke vorüber führten, vielfältig beleuchtet ward, erreichte nun eine Höhe, wie sie frü-

her keinem Dichter zu Theil geworden war, und übte sogleich ihre Rechte auf jüngere Dichter aus, die, nur zum Vortheile zwar für das Ganze, der Kunstweise dieses Meisters nachstrebten. Mit diesen Bemühungen ward zugleich ein doppeltes Streben deutscher Dichtung fühlbar; der Wunsch antiken Charakter des Drama ganz aufs deutsche Drama anzuwenden, und Schillers Streben gleichsam zu vollenden, und die Fortbildung der in Wallenstein vorherrschenden historischen Behandlung des Stoffs in eigenthümlichen Werken. In diesem letztern Sinne suchte Heinrich Collin die Dichtungsgabe, die ihm geworden war, zu entfalten, nach seinen Einsichten nämlich, mit stets reinem Eifer für den Gegenstand seiner treuen Bemühungen. Die Dichtung beabsichtigte bey ihm zwar jederzeit vorzüglich die Charakterentwicklung der Personen seiner Trauerspiele; doch legte er auf die Handlung selbst immer großes Gewicht. Diejenigen aber, welche das griechische Trauerspiel mit allen seinen Eigenheiten an die Ordnung bringen wollten, unter welchen vorzüglich der geistreiche Appel zu nennen ist, hatten im Wallenstein hauptsächlich das nach dem Antiken Hinstrebende berücksichtigt.

Schiller selbst, in der Braut von Messina zwar von einem Rückfalle in ein Chaos unverarbeiteter Theorien überrascht, in der Jungfrau von Orleans romantischem Schwunge nachstrebend, verließ doch, wenn auch nie ganz der Gattung sich hingebend, seit seinem Wallenstein nicht mehr die Eigenheit des historischen Schauspiels. Er hat in der Maria Stuart ihr die vorzüglichste Kraft seiner Dichtung zu danken, sie ist dasjenige, wohin er von geheimer Ahnung, wenn gleich widerstrebend, immer wieder gezogen wird, und was ihm in der ersten Hälfte des Tell noch lange ein entschiedenes Uebergewicht über jeden dramatischen Dichter auf der Bühne gewähren wird.

Wetzel.

Jeanne d'Arc. — Hermannfried, letzter König von Thüringen.

Indem wir hier zur Anzeige der beyden Werke Wetzels übergehen, werden wir genöthigt seyn, zum bessern Verständnisse seiner Jeanne d'Arc, Schillers Jungfrau von Orleans selbst in Hinsicht auf die Erfindung zu durchgehen. An und für sich möchte die gewagte Unternehmung, nach einem Werke, wie Schillers Jungfrau, das mehr wie irgend eine andere Schöpfung Schillers durch die ansprechende Führung der Handlung, durch die auf den Hauptcharakter, die Jungfrau, mit ungemeiner Kunst koncentrirte Theilnahme,

durch ein wahrhaft jugendliches Feuer der Einbildungskraft, die auch der Sprache den höchsten Schmuck verlieh, den Schiller jemals sich gewann, eine Tragödie desselben Stoffs zu entwerfen, für den neuen Verfasser selbst die ungünstigste Meinung sogleich feststellen; denn nichts ist verhaßter als tolle Ueberschätzung der eigenen Kräfte, und die entehrende Begierde nach dem verdienten Lorber eines von der Nation in ungetheilter Ehrfurcht bekränzten Dichters zu greifen. Betrachtet man aber die Werke des für deutsche Kunst zu früh gestorbenen Wetzel, so leuchtet aus denselben ein so einfaches Bestreben, gewonnenen Ueberzeugungen genug zu thun, daß jeder ihm unrühmliche Verdacht sogleich verschwinden muß. Man erkennt in der Ausführung dieser Werke einen Künstler, welcher sich noch nicht auf die Stufe der Vollendung, die ihm zu erreichen möglich war, zu bringen wußte, den aber ein ächter Sinn leitet, mit welchem er es gleichwohl bereits so weit gebracht, daß er die Kunst gefördert, welcher er huldigt. Schillers Jungfrau von Orleans selbst aber, der hier eine andere gegenüber steht, hat gleich in ihrem Entstehen, obwohl man sagen darf, beynahe die Gesammtheit der Kunstliebenden habe sich für sie erklärt, eine Opposition in denjenigen gefunden, welche die Abweichung des Hauptcharakters von dem Geschichtlichen nicht zu dulden vermochten. Die Grausamkeit der Jungfrau gegen den englischen Jüngling, den sie nach weitläufigen Wechselreden recht kalt hinrichtet, wurde sogleich als eine unglückliche Nachahmung des griechischen Epos anerkannt, der Gang der Begebenheit selbst aber, obgleich sehr bald eine kurzgefaßte Geschichte der Jungfrau von Orleans auf die Abweichungen des Trauerspieles hinwiesen, erhielt sich in dem Beyfalle, den er gleich Anfangs sich gewonnen hatte.

Die Freyheiten, welche sich Schiller in der Bearbeitung eines so geheiligten Stoffes genommen hatte, zeugten wohl am deutlichsten, wie weit der in der äußeren Behandlung seiner Trauerspiele sowohl als in einzelnen Theilen der aufgenommenen Geschichte und auch größten Theils in der Charakteristik sich mehr und mehr dem historischen Schauspiele anschließende Dichter noch von der eigentlichen Erkenntniß der Wesenheit dieser Kunstgattung entfernt blieb; da er sich nicht scheute, einen von der Geschichte hochgefeyerten Charakter, wie jenen der Jungfrau, ganz und gar umzubilden, und die Begebenheit selbst nach seinem Gutdünken umzumodeln. Es ist zwar eine ganz gewöhnliche Sache, von Recensenten aller Art zu hören, daß dem Dichter die Befugniß zustehe, den Stoff nach dem Bedürfnisse der Idee, die ihm bey dem Werke vorschwebte, umzuändern; es würde aber viel besser seyn, wenn man im Gegentheile eben so oft die For-

derung ausgesprochen läse, daß es des Dichters Pflicht sey, nur diese eine Idee, welche seinem Stoffe selbst zum Grunde liegt, gehörig aufzufassen, und von allen Seiten beleuchtet, im Werke, das er bearbeitet, ins dramatische Leben zu rufen. Denn lägen den Begebenheiten der Welt nicht selbst schon Ideen zum Grunde, das heißt, wären sie etwas anders, als die äußere Erscheinung jener die Jahrhunderte erfüllenden und zu That und Handlung treibenden, machtvollen Ueberzeugung über die Verhältnisse des irdischen Daseyns unter sich und zu einem höhern ewigen Seyn unwandelbarer Vollendung, und wären die Menschen, die im kräftigen Wollen ihres starken Gemüths die Erde umgestalten, oder vermöge eines sanftern Zuges der Liebe sie verschönen, und einer heitern Tugend die Palme des Siegs erringen, nicht wahrhafte Träger der würdigsten Ideen, so wäre es eine wahre Armseligkeit, irgend eine Begebenheit in Dichtungen feyern zu wollen. Liegt aber jedem Ereignisse des Lebens, und den Charakteren der Menschen, durch welche dieses Ereigniß erst Daseyn erhält, eine Idee zum Grunde, wie nicht geläugnet werden darf, so ist es Frevel, die eigene Weisheit höher zu halten, als die Offenbarung Gottes in seinen Werken, und der einzig echten Deutung des Lebens wissentlich eine falsche einzubilden, einen in innerer Würde durch die Stürme des Lebens aufrecht gestandenen Streiter für Recht und Tugend in weichlichen Gefühlen kleinlich einzuschmelzen, oder dem Laster verhüllende Nebel beyzugesellen, kurz, wie es auch immer gewandt werde, falsche Münze auszuprägen.

Daß Schiller dieß Geschäft der Umbildung eines in der ganzen Geschichte beyspiellosen, reinen, wie eine Erscheinung einer höhern Welt in ursprünglicher Einfachheit der Gefühle glänzenden Charakters in voller Unbefangenheit, ja mit der unzweydeutigen Absicht, ihm den Stempel höherer Vollendung aufzuprägen, unternommen habe, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Quellen, welche die Geschichte der Jungfrau von Orleans jetzt jedem zur Kenntniß brachten, waren damals nicht so zugänglich; dessen ungeachtet ist Schiller von dem Vorwurfe einer wissentlichen Umbeugung der Geschichte sowohl als des Charakters der Jungfrau nicht zu befreyen. Er wollte eine romantische Tragödie schreiben, deren Idee ihm durch Tiecks Genoveva entstanden war; er wollte dieß in seinem Sinne thun; gewohnt, große historische Stoffe zu behandeln, wollte er auch einen in dieser Hinsicht bedeutenden Stoff zum Gegenstande wählen. Daß seine Wahl auf die Jungfrau von Orleans fiel, bringt seinem Herzen um so mehr Ehre, weil es sehr sichtbar ist, daß er bey Durchlesung Heinrich des Sechsten von Shakespeare, in dem die Jungfrau nach brittischem Vorurtheile als eine Hexe

und lose Dirne erscheint, plötzlich von der Heiligkeit ihres Wesens durchdrungen worden, und ihr ein Denkmal, würdig der edelsten Heldin ihres Volks, zu setzen sich begeistert fühlte. Und wenn wir bloß den Willen des Dichters berücksichtigen, wer darf hier an andere Aeußerung als an die eines unbedingten Beyfalls denken? Er hat die Heldin seines Werks auf die seiner Ansicht nach würdigste Art in die Scene eingeführt, und ihrem Charakter eine Wärme und Kraft der Begeisterung verliehen, welche verbunden mit einem edeln Heldenmuthe ihren wohlthätigen Einfluß noch auf jedes Publikum bewährte. Er hat, was das vorzüglichste Verdienst des Werks ist, die Zeit, in der die Jungfrau auftrat, die Umgebungen ihres Lebens in ihrer einfachen Heimat sowohl als am Hofe Karl des Siebenten in solcher Wahrheit und Schönheit zugleich dargestellt, daß das auf diese Weise zur Anschauung gebrachte Leben des entfernten Jahrhunderts, wie eine Gegenwart, die man freudig mitlebt, an deren großen Ereignissen man sich selbst zu großen Entschließungen stärkt und begeistert, vor der Seele des unbefangenen Lesers oder Zusehers vorüber schreitet. Das, was in diesem herrlichen Zeitgemälde einigem Tadel unterliegen dürfte, ist die zu merkbare Gewalt, welche Shakespeare bey Bildung der Kriegsscenen und des englischen Lagers auf Schiller ausübte. Wenn durch den brittischen Dichter, wie man nicht zweifeln darf, die schöne Scene veranlaßt wurde, in der die Jungfrau den Herzog von Burgund überredet, zu den Freunden, die ihm Gott und die Verhältnisse der Lage gegeben, zurück zu kehren, so ist die Nachahmung schon dadurch entschuldigt, daß sie zugleich ein Kampf des Dichters mit dem Britten ist, jenes was dieser zum Nachtheil der Jungfrau gebildet, hier mit Umkehrung des Sinnes der Sprechenden in ihren schönsten Triumph zu verwandeln; allein diese Nachahmung verbreitet sich noch in viel zartere Theile der Erfindung, und geht sogar bis auf Wiederholung einzelner treffender Gedanken in den Hauptepochen dieses Theils der Handlung über. Sie ist auch wahrscheinlich die Ursache, daß Schiller nicht zur reinen Ansicht des Charakters der Jungfrau durchdrang. Ja, es scheint, daß er anfänglich im Zweifel war, ob er nicht diesem Charakter einige dämonische Beymischung geben solle: wie das Zeichenschreiben in den Sand, das Sitzen unter dem Druidenbaume, vor allem die Erscheinung des schwarzen Ritters, jenes in Verzweiflung des Atheismus hinüber geschiedenen Talbot, zu verkünden scheint; da ihr hier offenbar die Hölle guten Rath spendet, und für sie eintritt. Was aber für denjenigen, der die Geschichte dieser Jungfrau von Orleans gelesen, Gegenstand eines zugleich traurigen und empörenden Anblicks wird, ist

die Umbeugung des Charakters der Jungfrau selbst. Schiller hat ihr eine gewisse Heldenerhabenheit beylegen zu müssen geglaubt: sie war aber vielmehr durch die jungfräulichste Bescheidenheit und Demuth eines zarten Gott ergebenen Gemüthes bewunderungswerth, in dem die Heldenkühnheit, die ihr eigen war, um so herrlicher erschien, weil sie ganz als naive Natureigenheit, ohne zum vollen Bewußtseyn in ihr zu gelangen, sich offenbarte, und daher auch den leisesten Schein eines darauf gelegten Werthes von ihr entfernt hielt. Das geweihte Schwert, welches sie in die Schlachten trug, hat sie, dem ausdrücklichen Zeugnisse der Geschichte zufolge, nie vertilgend auf irgend einen Feind gewandt. Dem großen Berufe, der auf ihr lastete, mit ergebenem Sinne sich unterwerfend, führte sie die gläubigen Heere in die Schlacht, und überall wo die Gefahr war, war auch die Jungfrau; sie selbst aber hat sich nie mit Blut befleckt, und ihre Fahne unentweiht bewahrt. Schillers Jungfrau hingegen gefällt sich im Streite, ja in grausamer Hinschlachtung ihrer Opfer, sie ist eine gerüstete Pallas, eine allerdings erhabene Erscheinung, aber nicht jene christliche Streiterin, deren einfaches Konterfey, wie es auf uns gekommen, schon allein die Schiller'sche Kriegsgöttin zurückweiset. Einmal, in der ersten Anlage des Charakters von der Aussage der Geschichte abgewichen, mußte sich Schiller auch in Führung der Handlung selbst manches erlauben, was nicht mit der Wahrheit der Begebenheit überein stimmte. Er hat sie vielmehr ganz entstellt. Er hat dem reinsten Gemüthe, was seit Jahrhunderten menschliches Leben zierte, irdische Liebe, und zwar gegen den Feind ihres Volkes angedichtet, deren Traum nicht einmal ihr ganz nur Gott geweihtes Herz berührte. Alle jene Donner, die zur Verkündung einer Schuld, von der sie frey war, über sie hinrollen, den Abfall der Ihrigen und ihres Königs in der grauenvollen Stunde der Anklage ihres Vaters hat sie nicht erlebt, sie hat nie ihr Schwert um eitler irdischer Liebe willen eingebüßt, und das Glück hat sich nicht um solcher Schuld willen mit der Huld ihres Gottes von ihr gewendet. Es ist schwer, erfüllt mit der Begeisterung, welche das Bild einer ganz ungetrübten Tugend, und die Bewährung der Heiligkeit des Herzens in den größten Verfolgungen, die je als Prüfung auf die Schulter schwacher Menschen gelegt wurden, in der Geschichte der Jungfrau dem Leser eingeprägt, nun hier vor einem Schauspiele zu stehen, wo eine die gesammte Menschheit selbst ehrende Wahrheit des Lebens einer Willkür aufgeopfert wurde, die zwar allerdings nur das Edelste bezweckte, aber den beabsichtigten Eindruck auf die Gemüther nur sich selbst, nicht aber jener Tugend, wie sie einst wirklich geleuchtet, ver-

danken wollte. — Dieß mag die Empfindung Wetzels gewesen seyn, als er, wie es nicht anders seyn kann, wohl bewußt, einen weit überlegenern Vorgänger vor sich zu haben, zu einer neuen Bearbeitung des Trauerspiels schritt, um dem Stoffe sein Recht widerfahren zu lassen.

Wetzels Werk vermeidet mit gesuchter Strenge allen romantischen Schmuck, den Schiller mit so großem Glücke über sein Trauerspiel verbreitet hatte; ja es gefällt sich sogar in einer gewissen Rauhheit der Darstellung, vermuthlich durch den Wunsch erregt, einer durch sich selbst großen Begebenheit die schlichteste Darstellung zu geben. Eine sehr gelungene Scene aus der Belagerung von Orleans selbst, wo der wackere Ponton von Saintrailles die Aufforderungen der Engländer zurückweiset, macht den Anfang des Stücks; es folgt eine Scene zu Vaucouleurs, wo der Ritter Baudricourt der zweymal zurückgeschickten Hirtenjungfrau, die die Anführung eines Haufens Kriegsvolks begehrt, um es dem Könige vorzuführen, endlich den Zutritt gestattet, und erschreckt durch die Sicherheit ihres Benehmens so wie durch die genaue Erfüllung ihrer Weissagung wegen der bey Orleans verlornen Schlacht, ihr das Kriegsvolk gewährt. Die Scene ist ohne allen Schmuck mit scheinbarer Nachläßigkeit der Behandlung, doch ansprechend ausgeführt. Das Hoflager des Königs zu Bourges, das die dritte Scene füllt, ist höchst ironisch behandelt, wozu der Gegensatz der Lebensweise Karls mit der Noth der Zeit hinreichende Veranlassung gibt. Lahire, ein ausgezeichneter Charakter, entwickelt sich hier bedeutungsvoll; so auch König Karl, obgleich vorläufig nur von Seite seiner scheinbaren Nichtbeachtung der drängenden Zeitumstände dargestellt. Die Ankunft der Jungfrau zu Fierbois, wo sie Schwert und Fahne aus dem Grabe eines Ritters herbey bringen läßt, beschließt den ersten Aufzug. Der zweyte Aufzug hat eine desto größere Ausdehnung: er beginnt am Hoflager Karls mit dessen steigender Verlegenheit, bey welcher er aber die Tiefe eines würdevollen Charakters zeigt, faßt in seiner Mitte die Ankunft der Jungfrau und ihre Beglaubigung als Gesandte des Herrn; zeigt dann in Paris den englischen Regenten Herzog Bedford in sehr glücklicher Charakterschilderung, und endet mit der Eroberung Orleans, welche nicht erzählt, sondern dargestellt wird. Es wäre zu weitläufig, hier in der Anzeige den Dichter in den Einzelnheiten seiner Darstellung folgen zu wollen. Sie ist überall kräftig, anschaulich; aber zu sehr alles Schmuckes entblößt, und in Rauhigkeit der Sprache sich gefallend. Die Eile, mit der er durch die Begebenheiten hinschreitet, ist indeß nicht die eines Schülers, sondern eines wohl erfahrnen Künstlers.

Der dritte Aufzug ist mit der Rückkunft Johanna's nach Bourges, und Scenen im französischen und englischen Lager, die sowohl für die Charakteristik wohl berechnet als sehr lebensvoll sind, und mit dem Zuge der Jungfrau nach Rheims ausgefüllt, der am Schlusse erst bis Troyes gelangt. Der Anfang des vierten zeigt den König bereits in Rheims auf dem Throne, umgeben von den Großen des Reichs. Johanna erhält den Ritterschlag, begehrt entlassen zu werden, welches ihr zu ihrer großen Bestürzung verweigert wird; da ihre Sendung ausdrücklich nur bis Rheims gelautet. Sie gehorcht, »weil es ihr Herr und König, Gottes Bild und Stellvertreter in der Zeitlichkeit,« ist, der ihr zu bleiben befiehlt.

Dieser Ungehorsam Johannens gegen den göttlichen Befehl, der ihr nur bis Rheims zu gehen geheißen, ist, wie bey Schiller die erdichtete Liebe zu Lyonell, der Wendepunkt ihres Schicksals, welches sie dunkel ahnt, ohne es gleichwohl eigentlich vorherzusehen. Der Dichter hat sich hier ganz an die Aussage der Geschichte gehalten. Sie soll nach Compiegne, die Stadt einzunehmen, die den Zug nach Paris verhindert. Dort angelangt, findet sie alles zu ihrem Schrecken zur Schlacht bereit, die ihr die Ahnung als unglücklich sehen läßt; sie selbst soll Compiegne stürmen, wogegen sie tiefen Widerwillen empfindet. Die bald darauf beginnende Schlacht geht auf Johannens Seite verloren, sie wird verwundet, und in der allgemeinen Flucht zu ihrem Entsetzen mit fortgerissen. Lahire fällt durch Talbot. Johanna, die sich vergebens bemüht, die Schlacht wieder herzustellen, wird gefangen.

Im königlichen Hoflager zu Rheims erfreut man sich im Beginne des fünften Aufzugs des großen Sieges, der sogleich nach Johannens Gefangennehmung sich von den Engländern gewendet hatte; diese Gefangennehmung selbst erfüllt indeß den König mit gerechter Furcht, da er vernimmt, daß man sich anschicke, sie, welche der Bischof von Beauvais, Cauchon, längst als Zauberin in Bann that, als solche zum Feuer zu verdammen. Der König bietet den Herzog von Suffolk gegen sie zur Auswechslung, und bricht mit dem Heere auf, sie, wo möglich, zu befreyen. Eine herrliche Scene, die die Verzweiflung Bedfords über den bösen Stand der Angelegenheiten schildert, geht der großen Scene in Rouen voraus, wo Johanna vor Gericht geführt, von Bruder Martin edel vertheidigt, doch zum Tode verurtheilt wird. — Hier bleibt der Dichter freylich weit hinter der einfachen Erzählung der Geschichte zurück; allein es war auch die schwerste Aufgabe des Ganzen. — Rührend und für das Ganze entscheidend ist die Scene im Kerker,

wo die heilige Katharina erscheint, sie zur Stunde ihres Todes zu stärken. Dieser Tod selbst wird freylich nicht dargestellt; doch sieht man das Kreuz an dem Platze aufrichten, wo sie geendet hatte. Karl rückt in Rouen ein, zu spät für die Rettung der Heldin Frankreichs, die, eine Heilige, vor ihnen gewandelt war. Der letzte Sieg wird ihrem Gebete zugeschrieben; der Herzog von Burgund eilt, dem Könige sich zu Füßen zu werfen, bekennend, daß der Anblick ihres Todes sein Herz gewendet. Agnes Sorel bekränzt das Kreuz auf der Stätte ihres Todes, welches feyerlich eingeweiht wird. Der König schließt mit der Festsetzung einer ewigen Feyer ihres Gedächtnisses, und fordert das Heer auf, zum Zuge nach Paris sich bereit zu halten.

Dieß ist freylich kein Schluß von der schönen Wirkung des Ausganges bey Schiller; doch ist er, obgleich zu gedehnt, nicht unbedingt zu tadeln. Immerhin ist dieser Versuch, nach Schiller eine Jungfrau von Orleans zu schreiben, bey so unbefangenem Charakter, wie ihn der Verfasser überall zeigt, Zeuge eines Gefühls poetischer Kraft, welche sich im Ganzen unzweydeutig ausspricht. Das Werk hat in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit jenem ältern König Lear Shakespeares; nicht nur in der Schmucklosigkeit, sondern auch in jenem Genügen, das, was der Dichter beabsichtigt, mehr anzudeuten, als in seiner vollen Kraft auszuführen, und ist reich an mannigfaltigem Verdienste. Es wird vermuthlich nicht das Letzte dieses Stoffes bleiben; denn es läßt sich erwarten, daß noch manche Dichter, je glänzender Schiller voraus ging, in sich die lobenswerthe Sehnsucht fühlen werden, den wahren und tiefern Anforderungen eines Stoffes zu genügen, der unter allen, welche die neuere Geschichte aufweiset, wenn auch in der Behandlung der schwerste, doch zugleich einer der würdigsten ist.

Hermannfried, letzter König von Thüringen, ein Trauerspiel, mit welchem Wetzel ein Jahr später auftrat, verräth zwar in Ausdruck und Gang der Ideen überall denselben Dichter, ist aber mit viel mehr Sorge für die volle Entwicklung der Charaktere behandelt, wozu der Dichter auch mehr Raum bey geringerer Ausdehnung der Handlung fand. Er scheint mit diesem Werke den Versuch beabsichtigt zu haben, die Kraft deutscher Vorzeit in einer den Nibelungen befreundeten Wildheit der Katastrophe zu zeichnen. Es ist viel Unvollendetes bey mancher großen Uebertreibung der Darstellung in dieser Arbeit; Recensent glaubt indeß, daß sich aus ihr überall ein sehr schätzbares Talent ausspricht.

Hermannfried, durch seines Vaters letzten Willen gezwungen, die Herrschaft Thüringens mit seinen beyden Brü-

dern zu theilen, von seiner Gattin Amalberta, der Tochter des großen Theodorich, unaufhörlich um dieser Theilung wegen verspottet, und zum Morde der Brüder angereizt, unterliegt endlich der vielfältigen Versuchung, und läßt den einen, und zwar in so plötzlichem Ueberfall ermorden, daß ihn der Tod, eh er ihn vermuthen konnte, ereilte; der andere, Berthar, der Hermannfrieden erst auf der Jagd das Leben gerettet hatte, sammelt, durch den Tod des Bruders zur Sorge aufgerufen, sein Kriegsheer, den Treulosen in seiner Burg anzugreifen. Berthars Tochter, Radegunde, bey Hermannfried und Amalberta zurück gelassen, wird von beyden in harter Zucht gehalten, und streng beobachtet. Sie bitten, nicht hoffend, daß sie Bertharn das Gleichgewicht halten könnten, den König der Franken, Chlodwig, um Hülfe, der sich an der Gränze mit seinem Heere befindet. Dieser sagt durch einen Abgeordneten gegen Verheißung der Hälfte des brüderlichen Königreiches die Hülfe zu. Der Gräuel des verübten Brudermordes hat indeß einen jungen Sachsenfürsten, Bernwalt, Herrn zu Anhalt, vermocht, seine Dienste Bertharn anzubieten, der ihn willig aufnimmt, und nach Scheidingen, Hermannfrieds Burg, sendet, um ihn aufzufordern, durch einen Zweykampf mit Bertharn, dessen Entscheidung das Loos der Herrschaft bestimmen sollte, den Krieg, eh er noch anfing, zu beenden. Bernwalt eilt hin; dort von plötzlicher Liebe zu Radegunden entflammt, willigt er gern ein, die Burg nicht so schnell wieder zu verlassen, und gewinnt bald ihre Gegenliebe. Berthar rückt gegen die Burg vor, eh noch Chlodwigs Truppen erschienen. Bernwalt, nur seiner Geliebten denkend, ersteigt heimlich die Burg. Er erhält das Geständniß ihrer Gegenliebe. Indeß hat im Thale die Schlacht begonnen, und Bernwalt bey Berthar eintreffend, wird noch mehr zur Tapferkeit angespornt, da demjenigen Radegunde versprochen wird, der der erste die Burg ersteigt. Er sprengt in die Unstrut, und wird mit dem Rosse vom Wasserwirbel verschlungen, so daß er für todt gilt. Als Berthars Völker in die Flucht getrieben, begegnet dieser seinem Bruder Hermannfried, der nicht den Muth hat, ihm im Kampfe zu stehen; den aber Berthar, der noch immer brüderliche Neigung fühlt, nicht nur nicht verletzt, sondern dem er, nachdem sie beyde die Waffen weggeworfen, verzeiht, als Amalberta hinzutritt, und den Wehrlosen ermordet. Die That ergreift das Gewissen Hermannfrieds mit allen ihren Schrecken, und schlägt sein schon früher beängstigtes Gemüth gänzlich in Ermattung nieder.

Indeß rückt Chlodwig, nachdem Hermannfried auf diese Weise kaum zum ungetheilten Besitze des Reichs gelangt

war, mit Heeresmacht heran, und verlangt, obwohl er zum Siege nicht mitgewirkt, die versprochene Hälfte. Man sucht Ausflüchte, Amalbertha verleitet ihn, den schriftlichen Vertrag in ihre Hand zu geben; sie zerreißt ihn, und streut ihn mit Hohn in die Lüfte. Es kommt zu einer Schlacht bey Runiberg, in welcher Hermannfried und Amalbertha, in die Flucht getrieben, kaum das Leben zu retten vermögen. Radegunde, auf der einsamen Burg Scheidingen vom Grabe ihres Vaters, an dem sie geweint, in ihre Gemächer zurückkehrend, erfährt zugleich mit der Nachricht der verlornen Schlacht, daß mitten in dem Getümmel derselben plötzlich eine Schaar Reiter aus dem Walde fiel, und unter dem Ausrufe: für König Berthar! auf Freund und Feinde zugleich in solcher Raschheit und so großer Wuth des Streites gestürzt, daß die allgemeine Verwirrung dadurch vollendet worden, und Hermannfried und Amalbertha Gelegenheit sich zu retten fanden. Es ist Bernwalt, den man in der Unstrut ertrunken glaubte, der aber nach Hause geeilt war, seine Sachsen herbey zu führen, um Bertharn zu rächen.

Die Franken umringen, nachdem Hermannfried entwichen war, Bernwalt, den sie nur nach ungemeiner Anstrengung, und indem sie ihm endlich von rückwärts beykommen, gefangen nehmen. Die Größe seines Heldenmuthes erregt in Chlodwig den Wunsch, ihn zu den Seinen zählen zu können. Er sagt ihm, er hätte eigentlich wie Bernwalt selbst für den ermordeten Berthar gestritten, da er ihn zu rächen denke, Bernwalt selbst aber nach dem Willen des Verstorbenen zum König und Gatten Radegundens zu erheben gesonnen sey. Bernwalt wird sogleich zum König ausgerufen, und eilt nach Hause, hinlänglich Truppen herbey zu führen, den Krieg zu beenden. Chlodwig fängt aber an vor dem neuen Bundesgenossen sich selbst zu fürchten, und als er vollends mit der furchtbaren Schaar seiner Sachsen, auserwählte, schon durch ihre Größe furchtbare Kriegsleute, herbeykommt, neun tausend an der Zahl, weiß man nicht sogleich, wie man dieser übergewaltigen Freunde ohne Schaden sich entledigen soll, und will sie vorerst in Eid nehmen, und unter das übrige Heer vertheilen. Indeß läuft auf Scheidingen die Nachricht vom Tode Theodorichs ein, auf dessen bevorstehende Hülfe Amalbertha vorzüglich gezählt hatte. Ein Bote, den Hermannfried an Chlodwig geschickt, heimlich mit ihm zu unterhandeln, um gemeinsam gegen die Sachsen zu streiten, ward, wie berichtet wird, von diesen gefangen; und so die beyden königlichen Gatten an den Rand der Verzweiflung gebracht. Hermannfried sendet nach einem Wahrsager, der

ihm nur Verwünschungen statt erfreulicher Kunde bringt, und den düstern Eindruck, den diese Scene gewährt, vollendet.

Im Lager der Sachsen hatte man den Boten wieder entlaufen lassen, dessen Antrag, gegen Ueberlassung eines Stück Landes sich gemeinsam der Sachsen zu entledigen, diesen verrathen wird, die in erster Bestürzung nicht sogleich wissen, was sie beginnen sollen, endlich im plötzlichen Entschluß, von Bernwalt angeführt, mitten in der Nacht die Burg erstürmen, in Brand stecken, und nachdem ihnen Hermannfried' entwichen, Amalbertha vor ihren Augen sich in die Flamme gestürzt, den Tod ihres eigenen Anführers, Bernwalt, erfahren müssen. Radegunde ist ins Lager des Frankenkönigs gebracht worden, welcher die Ohnmächtige, die auf Bernwalts Leiche gefunden worden war, wieder ins Leben zurück zu rufen sucht, gerührt von ihrer Schönheit, und entschlossen, sie auf seinen Thron zu erhöhen. Hermannfried tritt auf, verstört und zitternd, ein Hülfe flehender, nicht ungütig von Chlodwig aufgenommen. Er wird von dem Gesellen seiner bösen Thaten, Jring, der für Amalbertha heimlich geglüht, und durch ihren Tod über sein eignes Schicksal gleichgültig geworden ist, nach kurzem Wortwechsel, durch das feige Benehmen Hermannfrieds veranlaßt, ermordet. Jring gibt sich dann selbst den Tod. Chlodwig, über den Leichen der Gefallenen Radegunden zum ewigen Bunde die Hand bietend, wird von ihr zurück gewiesen, da sie nur dem Andenken ihres Geliebten zu leben gesonnen ist.

So endet das Stück, dessen Gebrechen leichter als dessen bedeutende Vorzüge aus diesem Auszuge erhellen werden. Die reiche Begebenheit wird indeß sogleich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und um so mehr des Lobes werth seyn, da die verwickelte Geschichte mit einer dramatischen Klarheit sich entwickelt, welche von nicht vielen neueren Tragödien erreicht worden. Sie hat fast nichts der Handlung Vorausgegangenes zu berichten, als den Tod des Vaters der Brüder, und die dem gemäß erfolgte Theilung des Landes. Ein Stoff, aus so weiter Ferne herbey geholt, läßt natürlich dem Bearbeiter reichen Platz zur Erfindung offen; diese Erfindung ist aber auf solche Art gewendet, daß das Trauerspiel durchaus historischen Gang gewinnt; es wurde dem gemäß vom Dichter (wozu Macbeth ein vorleuchtendes Beyspiel hergab) durchaus im historischen Sinne behandelt. Manche der Charaktere sind eine nicht ganz ins Leben getretene Nachahmung größerer Muster, wie z. B. Amalbertha; doch sind sie mit einfacher Kunst geschickt ins Ganze verwebt, und werden durch ihre Umgebung gehalten. Die schwächste Seite des Stücks ist alles, womit Bernwalt von Anhalt in Berührung kommt; daher auch

Radegunde, seine Liebe, und er selbst vor allen, als ein schwankes Rohr hin und her getrieben wird, während der Dichter doch die Absicht hatte, in diesem jugendlichen Helden ein Bild einfacher Geradheit des Lebens und wandelloser Treue zu liefern. Indeß hindert dieß nicht, daß nicht auch in diesem Bernwalt und vorzüglich in seinen Sachsen Gefühle und Thaten zum Vorschein kämen, wie sie nur dem Gemüthe eines wahren Dichters eigen werden können. Vorzüglich glücklich aber ist in diesem Theile des Werkes das Betragen der Sachsen, als sie sich verrathen sehen, gezeichnet, und insbesondere Hadegast, ihr zweyter Führer, eine treffliche Erscheinung. Ihre Ankunft in Chlodwigs Lager wird charakteristisch genug geschildert, um auf ihre Erscheinung vorzubereiten. Der König ruft aus:

Horch, draußen welch entsetzliches Getös?
Es bringt mein Ohr um's Leben. Tief und dumpf
Wie Teufelsstimme. Das macht Wölfe heulen,
Und Ure fehlgebären.

Hierauf belehrt, daß er der Sachsen Kriegsheer höre, gibt ihm ein Franke über sie die weitere Kunde:

Hoher Herr, die Sachsen
Ziehn eben ein. Hilf Himmel, welch ein Volk!
Nicht Menschen, Riesen. Nun, der große Christoph
Ist ein zwölfjähr'ger Bube gegen sie.
Die holen dir den Mond vom Himmel: ja,
Ein Dutzend solcher Bursche machen uns
Im Lande eine Sonnenfinsterniß.

Chlodwig und seine Franken sind, mit dem Hasse des Dichters beladen, ins Stück eingetreten. Sie sind, indem sie beym Verfasser die Schuld ihrer Enkel schon im voraus tragen und büßen müssen, als ein Sinnbild aller Treulosigkeit, der gleichwohl jene Hermanfrieds die Wage hält, gezeichnet, und obgleich im Ganzen mit echtem dramatischen Leben ausgerüstet, doch in einzelnen Aeußerungen nur ein mißbrauchtes Mittel, der Galle des Verfassers gegen die Franzosen Luft zu machen.

Hermannfried, der sich selbst und diesen Franken als Feind gegenüber steht, der Mörder seines Bruders und Knecht seines Weibes, furchtsam und tapfer zugleich, voll bösem Gelüste nach der Unthat, und doch vor ihr in Furcht erzitternd, wenn sie begangen ist, ohne Freude über den Gewinn, den sie gebracht hat, und doch nicht gebessert, und als ein feiger Schelm endend, obgleich in ihm die Kraft gelegen, den Edelsten es gleich zu thun, ist der Hauptcharakter des Stücks; eine sehr schwierige Aufgabe zwar; doch vom Verfasser mit großem Glücke und einer ihn ehrenden Mäßigung bearbeitet. Sein Auftreten im Walde auf der Jagd, wo ihm sein Bruder Berthar das Leben rettete, bildet

den Anfang des Trauerspiels, und ist durch die Art, in der sich sogleich die Natur seiner geheimen Gedanken offenbaret, der trefflichste Anfang, der dem Ganzen gegeben werden konnte. Zuweilen geschieht es freylich, daß wegen Aehnlichkeit der Situation der Dichter zu nah an Shakespeare streift; doch nie versucht er, wie z. B. Müllner im Yngurd in der Raserey der Mutter, sein Vorbild zu überbieten, und geht seinen einfachen Gang hin. Wir setzen hier als Beyspiel Einiges der an König Johann erinnernden Aufforderung her, die Hermannfried Iring gibt, seine Brüder zu ermorden:

Hermannfried.
— Ein wackrer Diener, sagt man, sieht
Des Herrn Begehr ihm an den Augen ab.
Sprich, Iring, siehst du nichts?
Iring.
Bleich seyd ihr, Herr,
Recht todtenblaß! die Mauer hat mehr Farbe.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Hermannfried.
Fluch dem Manne, der die Sprach' erfand!
Daß Jeder nicht im Andern lesen kann,
Als wie in einem aufgeschlagnen Buch.
Wie lang der Weg vom Herzen bis zur Zunge!
Gar oft mißdeutet man ein arglos Wort,
Weil es zufällig schwarze Farbe trägt! —
Doch wozu dieß? Geh, lieber Iring, geh!
Ein andermal! Du weißt, ich bau' auf dich,
Der nächste warst du immer meinem Herzen.

Dann, nachdem er sich erstaunt stellt, daß er seine Gedanken dießmal nicht wie sonst errathe:

Noch Eines. Meine Lieb' zu dir ist treuer
Als mein Gedächtniß. Doch besinn dich, Iring!
Hast Du mich eines Tages nicht gewarnt
Vor meinen Brüdern? nicht von fern gedeutet
Auf bösen Anschlag? nun, ich glaub' es nicht,
Doch wär' in dem Fall Nothwehr wohl erlaubt.
Und will ein bös Geschick, daß einer falle,
O träf' es mich!
Iring.
Euch? — Ew'ge Götter droben!
Hermannfried.
O schafft mir Luft! Luft! ich ersticke sonst!
Mein Reich, das Weib selbst meiner Jugend, Alles
Setz' ich daran. Nur Ruhe, Iring, Ruhe!

Voll schöner Eigenthümlichkeit, und den Dichter beurkundend, obgleich an denselben Johann erinnernd, ist dagegen der Monolog, wo er der Nachricht der vollbrachten That entgegen harrt:

Vorüber Mitternacht; der blut'ge Mond
Meerunter längst; kein Stern am Himmel; nur
Die Wetterwolk' in Osten fiebert Licht,
Doch regen will sich keines Donners Puls.
O höllenschwarze grause Nacht! o Nacht,
Die mehr als Nacht, als sollt' es nimmermehr
Tag werden. Ha gewiß in solcher Nacht
Ward einst der erste Brudermord vollbracht.
Und alles todtenstill, daß sich die Nacht
Selbst athmen hort im leisen Schlaf — so still!
Die wüste Unstrut nur schilt dumpf herauf
Aus ihrem feuchten Bett, als wie im Traum.
O rasten Stürme, daß die Berge wankten,
Der Erde Säulen brächen, und der Himmel
Ließ alle seine Zornes-Wetter los! —
Mir schlägt das Herz noch aus der Brust heraus —
Ich horche schier mich taub — doch immer kehrt
Mein Ohr mit der willkommnen Post nicht wieder:
Es ist vollbracht! —

Die Herbeyrufung des Wahrsagers, dessen Erscheinung von ungemeiner Wirkung ist, und Hermannfrieden gleichsam den Stempel der Vernichtung aufdrückt, und ihn dem Tode weiht, ist ganz entfernt von manchen Scenen dieser Art, die bloß einen leeren Schreck bezwecken, und einer der Beweise der echten Weihe des zu früh verschiedenen Dichters. Es geht ihr ein Monolog Hermannfrieds voraus, der sie eben so geschickt vorbereitet, als er an und für sich von entschiedenem Werthe ist:

O eine Stunde Schlaf! mein halbes Leben
Um eine Stunde! aber ohne Traum!
Nicht solche schwarze, höllenschwarze Träume
Von todten Brüdern mit Herzwunden! — Doch,
Schlaf ohne Traum wär Tod. — Erst diese Nacht
Hab' ich in dumpfer Finsterniß gelegen,
Gen Himmel blickt' ich auf, da war' kein Himmel!
Nun sah ich meinen todten Vater schweben
Auf dunkeln Wassern, wie vom Wind geweht,
Und plötzlich war ich überm Wasser drüben:
Er aber wandte grimmig sich von mir,
Und schritt zu meinen Brüdern in die Nacht.

Recensent rühmt aber hier nicht einzelne Schönheiten an, als wäre er der Meinung, sie seyen seltene Ausnahmen; sondern er findet, bemerkte Mangel abgerechnet, das ganze Werk in einem großen Sinne gedacht, mit ungemeiner Kraft gehalten, ohne falsche Tendenzen nach übertriebener Sentimentalität, ohne eigentliche Vorliebe für die äußern Formen des Lebens der Vorzeit, und, was nicht weniger rühmlich ist, bey der großen Aehnlichkeit der Erfindung mit Makbeth in Hinsicht der Anlage überhaupt, in einer ungezweifelten Eigenthümlichkeit gerade in

den wichtigsten Grundpfeilern des Werkes gehalten, und überhaupt aus freyer Seele gedichtet. Bey weitem die glücklichste Erfindung dieses Trauerspiels ist der Charakter und die Handlungsweise Berthars, und seines getreuen Eckard. Alles, was diese beyden unternehmen, gibt ein so edles Bild einfacher Heldentreue, und insbesondere zeigt Berthar eine so holde Unschuld des Daseyns, daß der Dichter auch um dieser einzelnen glücklichen Schöpfung willen gepriesen werden muß.

Verschweigen dürfen wir nicht, daß Wetzel sich überhaupt zu sehr in dem, was man Schimpfen nennt, gefällt, und seine Personen mit zu viel Wohlgefallen bey oft sehr gemeinen Ausdrücken verweilen läßt, um die Verachtung, die sie gegen einander empfinden, recht schwer fühlen zu lassen. So werden sich kaum in unserer dramatischen Literatur ärgere Schmähungen aufweisen lassen, als jene, die sich Amalbertha und Chlodwig, als Hermannfried den Vertrag bricht, einander zurufen. Als nun aber Amalbertha die Schrift zerreißt, und ihn seiner Leichtgläubigkeit wegen verhöhnt, entleert sich Chlodwig seiner Galle in folgender merkwürdigen Rede:

Ha Bübin! Hundsgesicht! Pestbeule! Natter!
Verdammt zur dritten Hölle! Schwarzer Wurm,
In schwarzer Nacht aus schwarzem Pfuhl gebrütet
Vom gift'gen Stich des Hundssterns! — Ha bey Gott!
Wärst du kein Weib (zum mind'sten an Gestalt)
Ich fiel auf dich, ein Riesengeyer, her,
Und hackte dir die falschen Augen aus!
Doch deine Lust, du Bettel-Königinn,
Soll währen nur drey Stunden höchstens! Ich,
Ich will euch geißeln, daß ihr euer Blut
Sollt lecken, ihr meineidiges Gezücht!
Ertönen flugs soll meine Heerposaune
Wie die Posaune euch des jüngsten Tags!
Auf! das Gericht hebt an! erzittert, Sünder!

Wer kennt aber nicht den Spruch: wo Rauch ist, wird die Flamme folgen? und wer kann auch dieser ärgsten Stelle, in der Wetzel Shakespearsche Schmähungen zu stark aufgetragen, gediegene Kraft der Leidenschaft abstreiten? Hätten wir mehrere Dichter vom zweyten Range, wie Wetzel (er wäre, hatte er länger gelebt, wohl eine der vorzüglichsten Stützen der Kunst geworden), so wäre die noch zweifelhafte Fortbildung unsers Schauspiels gesichert; denn diese Mittelglieder des geistigen Vereins großer Künstler sind es eben, welche alle unter einander in größerer Verständlichkeit für die Gesammtheit des Volks vereinen, und erst die Literatur bilden, weil durch sie die poetischen Ideen der ersten Künstler, allgemeiner verbreitet, Gemeingut des Volks werden.

Franz v. Caspar: Maximilian I. — Freyherr v. Auffenberg: Schauspiele.

Der Verfasser des Schauspiels: Maximilian I. Churfürst von Baiern, bemerkt in der Vorrede: es habe bey der Einfachheit der innern Entwicklung und der geflissentlichen Vermeidung alles Theaterprunkes dem Handeln und Wirken einer glänzenden Liebes-Episode kein breiter Raum gegeben werden können. Die dieses tadeln, seyen für die Mannigfaltigkeit des Lustspiels im Drama eingenommen. Verfasser habe so gedacht: der Gegenstand des Drama sollte von bedeutend geschichtlichem Interesse seyn, die Anlage einfach, die Ausführung echt dramatisch, die theatralische Darstellung glänzend ohne Beyhülfe der Spektakelformen und Theaterkoups, und die Wirkung allgemein ergreifend; erschütternd sey sie nur in der Tragödie. »So (endigt er) dachte der Verfasser. In Jahresfrist wird es sich zeigen, ob er Partey gewonnen hat.«

Diese Jahresfrist ist nun mehr als vorüber. Wir wissen nicht, ob der Verfasser Partey in Baiern gewonnen habe, glauben aber, es bezweifeln zu können, ohne ihm deßhalb ein reelles Verdienst absprechen zu wollen. Nur dünkt uns, daß er zu sehr von dem, was er in Wahrheit leistete, geblendet, das, was er noch viel besseres hätte leisten können, sorglos übersehen habe. Der Inhalt des Stückes ist kürzlich folgender: Maximilian I. von Baiern (der große Churfürst) war nach dem Tode Gustav Adolphs von Schweden, durch die großen Verheerungen, welche das Land vom Feinde erlitt, bewogen worden, einen Waffenstillstand für sein Land, ohne Zustimmung des Kaisers, abzuschließen. In zweyter Ehe mit Maria Anna, Tochter weiland Kaiser Ferdinand des zweyten vermählt, brachte die durch den einseitigen Waffenstillstand verursachte Sonderung seines Interesse von dem des kaiserlichen Hofes dennoch eine große Spannung zwischen ihm und dem Kaiser hervor, der nun heimlich die Truppen Maximilians nach seiner Seite zu ziehen sucht, um an Stärke gegen den Feind zu gewinnen. Maximilian war indeß selbst überzeugt geworden, daß ihm der Waffenstillstand, oder vielmehr das Neutralitätssystem keinen Vortheil gewähre, und ist entschlossen, nach abgelaufener Zeit des Vertrags mit den Schweden zu brechen, und die Feindseligkeiten sogleich anzufangen, um sie aus dem schwer gedrückten Lande zu treiben. Er will dieß ohne Vorwissen und ohne Hülfe des Kaisers thun, um seiner Selbstständigkeit nichts zu vergeben. Während er aber auf Nachricht harrt, daß der Generalmajor Royer

wirklich die Feindseligkeiten bey München begonnen habe, hat ihm der Kaiser einen Theil seiner an der Donau stationirten Armee abgewendet, und Graf von Khevenhüller, an Maximilians Hoflager als Gesandter des Kaisers angelangt, sucht, indem er heimlich auch die Churfürstin zu gewinnen trachtet, den Churfürsten zur Erneuerung der Feindseligkeiten gegen Schweden, zum Erlaß der verlangten Entschadigungsgelder so wie zur Aufnahme einer kaiserlichen Armee in Baiern zu vermögen. Der Churfürst erfährt was an der Donau vorgefallen, er bleibt aber standhaft bey dem Vorsatze, mit dem Kaiser sich auf nichts einzulassen, und erklärt sich nicht über seine eignen Absichten und Plane. Als aber die verabredeten drey Kanonenschüsse ihm den Sieg Royers über die Schweden bey München verkünden, gewinnt seine Lage, dem Gesandten des Reichsoberhauptes gegenüber, eine andere Gestalt. Er erscheint als ein die gleichen Zwecke verfolgender, mit dem Kaiser in gleichem Sinne handelnder Mann, der auch, bald gänzlich versöhnt, ihm den Rest der Truppen, die nicht schon früher freywillig sich zu ihrem alten Gebieter zurück gewendet, wieder zurückführt, und die Schlußüberlegung herbeyführt, daß Baiern mit Oesterreich vereint am glücklichsten bestehe. Dieß wäre also, wie der Verfasser es von einem historischen Drama in der Vorrede verlangt, ein wichtiger Stoff, der, obwohl hier ganz allein auf eine deutsche Provinz beschränkt, durch die Größe der Folgen sowohl als durch die Wichtigkeit des Charakters Maximilians ansprechend seyn könnte. Wir wollen uns hier keineswegs auf Erörterung politischer Fragen einlassen: ob Maximilian als Haupt der Ligue, berechtigt gewesen sey, gegen die Absicht eines Reichsoberhauptes einen Waffenstillstand zu schließen? oder ob der Kaiser Maximilians Truppen wirklich als sein Kriegsvolk betrachten, und sie als reichspflichtig, aus dem Dienste des nächsten unmittelbaren Gebieters in die seinen herüber rufen durfte? Der Stoff aber, wie er nach seinen ersten Grundzügen hier liegt, bedurfte einer sich durchaus nur auf die größern Verhältnisse der Handlung einlassenden Darstellung. Der Verfasser indeß, der, laut der Vorrede, die Entwicklung eines Liebesverhältnisses verschmähte, hat diesen Stoff so sehr in den Umkreis eines bürgerlichen Schauspiels einzuschränken versucht, daß man kaum etwas Kühleres, Bedächtigeres als sein Schauspiel sehen kann, welches sich größtentheils in Diskurse auflöst; Maximilian selbst, der Held und Weise der Geschichte, ist hier beynahe nichts als nur der bekannte deutsche Hausvater, in dem Sinne wie ihn Iffland gespielt, nur auf andere Verhältnisse angewendet. Nach der Art, wie

der Verfasser die Handlung geführt, beruht ihr vorzügliches Interesse darauf, ob der Oberst Spork, der mit in den Verrath des Kriegsheeres an der Donau verwickelt ist, Verzeihung erhalten werde, oder nicht; ob dessen Sohn, der ein Oberhoffräulein der Churfürstin liebt, in Diensten bleibe, oder seinem Vater zu folgen habe, und ob endlich der Churfürst einem Oberst Wolf, der das Verbrechen begangen, dem Oberst Spork, der bald entdeckt worden wäre, seinen Mantel umzuwerfen, und ihn so zu retten, verzeihen werde oder nicht.

Das Verdienst dieses Schauspiels liegt bey übrigens sehr nachläßigem Verse in der Führung der nicht glücklich geordneten Handlung. Sie tritt mit einer gewissen Anschaulichkeit hervor, welche allerdings ein Verdienst des historischen Schauspiels ist. Der Verfasser hat den Ausdruck Drama gewählt. Wenn er dadurch etwa ein Schauspiel bezeichnen will, welches der Historie angehörige Personen der Heldengeschlechter des Vaterlands in bürgerlicher Mattigkeit und in Verwicklungen, wie sie der leidige Hausstand und die kurrenten Geschäfte des Tages mit sich bringen, darzustellen berechtigt sey, so dürfen wir ihm versichern, daß echte Künstler es jederzeit unter ihrer Würde geachtet haben, das Erhabene auf den Tummelplatz der Gewöhnlichkeit herabzuziehen. Wir sind übrigens der Meinung, daß es dem Verfasser keineswegs an Talenten für das Schauspiel mangle, und daß er bey gereiftern Studien, die er vielleicht dieser schweren Kunst widmen dürfte, weit bedeutendere Produkte, als das gegenwärtig hier angezeigte, vor das Publikum bringen werde.

Wenn wir auch hier der, in rascher Aufeinanderfolge in der Göbhardschen Buchhandlung einzeln erschienenen, jetzt bereits in neuer Auflage zu einer Sammlung vereinigten Schauspiele des Freyherrn von Auffenberg erwähnen, so geschieht dieß vorzüglich wegen des auffallenden Strebens des Verfassers nach historisch bedeutenden Stoffen. Denn von den Flibustiern, dem ersten dieser Stücke, nach der Reihefolge in der sie erschienen, hier nicht zu sprechen, da wir es später genauer prüfen wollen, so finden wir auch in allen übrigen nicht Eins, das nicht geschichtlich merkwürdige Namen an der Stirne trüge. Die Verfahrungsweise des Verfassers ist übrigens diese, daß er der Handlung seiner Schauspiele ihr volles Gewicht läßt, ihr eine ungemeine Ausbreitung gestattet, und daher in dieser Hinsicht der historischen Verfahrungsweise folgt. Dennoch ist das allen diesen Stücken Charakteristische das Gesuchte der Idealität, der Zwang, welcher dem Stoff vom Verfasser angethan wird, um ihn nach gewissen vorgefaßten Begriffen des Schönen oder Erhabenen um-

zumodeln. So hat der Verfasser in dem Trauerspiele Wallas nicht an der Kühnheit und Seelenstärke seines Helden Genüge gefunden, sondern, statt ihn zu nehmen, wie er gewesen, als einen Mann, zu gewagten Unternehmungen geneigt, nach den höchsten Ehren des Lebens trachtend, und um die zu ergreifenden Mittel nie verlegen, ist er im Trauerspiel ein Streiter für die Freyheit, und von einer idealen Liebe ganz im Innern aufgelöst, und wie zu Gallerte geschmolzen. In der Bartholomausnacht, wo dem Verfasser eine solidere Charakteristik gelungen, sind doch die wichtigsten Momente der lieben Liebe wegen in dem Hintergrunde geblieben, und in den Syrakusern erreichen die Schwärmereyen, in gegenseitigen Aufforderungen zu Großthaten, welche diesen Namen nicht verdienen, in wechselseitigen Aufopferungen, und in einem überfüßen Gekose von Liebe sich offenbarend, die höchste Stufe. Es ist schwer, hierin weiter zu gehen, als der Verfasser gegangen; es ist aber eben so schwer zu begreifen, wie er, welchem wir keineswegs Talent absprechen wollen, sich dieß erlauben durfte. Im Konig Erich endlich hat sich der Verfasser die Aufgabe der Darstellung eines im Laster versunkenen Gemüths, dem die Tugend in höchster Reinheit gegenüber stehen soll, gegeben, und manche glückliche Anlage gezeigt, die er sich gleichwohl, durch die Ueberfülle falscher idealischer Bestrebungen gehindert, nicht zu entwickeln gestattet. Da in allen diesen Werken dieselbe Richtung des Geistes herrscht, und dieselben Gebrechen sich kund geben, hat Recensent es für zweckmäßig erachtet, nur eines, und zwar das, womit der Verfasser zuerst auftrat, weitläufiger anzuzeigen, um so mehr, da der Verfasser sich seinen Fehlern dort mit einer gewissen Unbefangenheit hingibt, während sie in den übrigen Stücken schon den Charakter der Manier an sich tragen. Nicht gesonnen dem Verfasser falsche Zwecke unterzuschieben, wollen wir ihn über seine Ansichten, so weit es möglich ist, selbst sprechen lassen, um so mehr, da er vom Eigendünkel und Anmaßung entfernt, ganz einfach seine Zwecke verfolgt, und, was seine Kräfte zu erstreben vermögen, mit bestem Willen darbietet. In den Flibustiern also, der ersten dieser dramatischen Dichtungen, welche er ein Erzeugniß seiner geschäftsfreyen Stunden nennt, tritt der Verfasser in der Vorrede noch zweifelhaft über das Gelingen seiner Arbeit auf. Er nennt es ein gewagtes Unternehmen, am Horizont der deutschen Dichtkunst, den Sterne der ersten Größe mächtig überstrahlten, zu erscheinen. Herrlich, sagt er, erleuchtet der deutsche Genius die Zeitbahn des Jahrhunderts, kein Stern löscht seine Fackel aus, und keine Nacht umwölkt seine reine Höhe. Vor allen stehe Deutschlands dramatische Muse auf dem

sonnenhellen Gipfel des Parnassus, und es sey schwer, dem Winke der Göttin folgend, die steilen Pfade empor zu kommen. Doch tröstet er sich damit, daß schon ein edles Streben, wenn auch nicht das Ziel selbst erreicht werde, des Beyfalls werth sey. Ueber den gewählten Stoff seines Drama gibt er folgende Aufklärung. Er habe eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte jener Freybeuter, welche man Flibustier nennt, gewählt, die Eroberung von Panama. Morgan, Admiral einer von der Krone Englands privilegirten Kaperflotte, vereinigte zu dieser Absicht die sämmtliche Land- und Seemacht der Flibustier, zu welcher sich die südamerikanischen Stierjäger oder Bukanier gesellten. Den Tag des Falles von Panama bittet der Verfasser als einen Tag der Vergeltung anzusehen, an dem die Spanier die Strafe für so viele an Amerika verübten Verbrechen duldeten. So betrachtet, werde der Stoff nicht Veranlassung werden können, dem Verfasser ungeziemende Vorliebe für das Räubervolk der Flibustier selbst Schuld zu geben. Panamas Fall mußte der empörten Erde die Gerechtigkeit des Himmels verkünden. Von den unerhörten Gräuelthaten, die nun in der Feste durch die Flibustier begangen wurden, habe der Verfasser lieber den Blick des Lesers oder Zusehers, den Schreck in Wehmuth verschmelzend, auf das Schicksal eines liebenden Paares hinleiten wollen, welches als unschuldiges Opfer dieses blutigen Sieges falle.

Dieß alles möchte hingehen, die Eroberung Panama's, eine geringe Begebenheit im Verlauf der an Verbrechen schweren Geschichte des Daseyns der Spanier in Amerika, möge als eine genügende Strafe für so viele Gräuel vom Dichter betrachtet werden, er möge die Darstellung der bey der Eroberung Panama's vorgefallenen Unmenschlichkeiten mit einem verhüllenden Schleyer decken, und die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Schicksale eines liebenden Paares hinleiten; dieß alles läßt sich ausführen, und ist bey ähnlichen Gelegenheiten von glücklichen Dichtern wirklich ausgeführt worden; aber nichts soll geschehen, was die angenommene Wahrheit der Darstellung Lügen strafe; und eine nur auf die Wesenheit und echte Tiefe der menschlichen Natur gebaute Charakteristik sey die Stütze des Ganzen. Soll der Sturz Panama's eine Strafe für die Frevel einer schuldvollen Vergangenheit seyn, so ist es nöthig, diese Vergangenheit, wenn auch nur im schwachen Schattenbilde, vor den Leser zu führen. Wir glauben nicht, daß der Verfasser dieser Forderung wirklich Genüge geleistet habe. Es wird viel gegen Spanien geeifert, aber es ist weiter nichts als nur ein gehaltloses Gerede schmähsüchtiger, durch eigene Leidenschaften erhitzter

Personen. Dieser Anführer der Bukanier, Taureau, bey allen Großsprechereyen von Seelengröße, Kampf für Recht und Tugend u. d. gl., denen er sich öfter hingibt, gründet, nach seinem eigenen Geständnisse, seinen Haß gegen Spanien darauf, daß ihm ein Spanier seine Gattin geraubt, und befindet sich nun seit Jahren in Amerika, diese einzelne Beleidigung an der ganzen Nation zu rächen. Er geht auch als ein Narr und Rasender zu Grunde, wie er verdient. Eine eben so hohl klingende Ruhmredigkeit ist dem Admiral der englischen Kaperflotte in den westindischen Gewässern eigen; Montbras aber, ein junger Franzose, der Neffe Taureaus und Hauptperson des Stücks, strotzend von falschen Tugendmaximen, nach Amerika gekommen, um den Tod seines als Seeräuber gefallenen Vaters gleichfalls an allen Spaniern zu rächen, ist kein gültigerer Ankläger als die Uebrigen. Die Geschichte spricht indeß laut genug über diesen Punkt, so daß ein nur etwas gewandterer und von der eigenen Hitze seiner Einbildungskraft nicht so ganz wie unser Verfasser geblendeter und beraubter Dichter sich hier leicht würde geholfen haben.

Bey diesem Angriffe auf Panama ereignet sich aber nach der Erfindung des Verfassers nachstehender Vorfall. Der Gouverneur von Panama hat seine Tochter Maria an einen Schiffskapitän, Don Gusman, vermählt, und schickt die Tochter mit dem Schwiegersohne gerade zu der Zeit nach Spanien zurück, als Morgan mit Taureau sich vereinigt, und dem jungen Montbras zur Lieferung des Beweises seiner Tapferkeit aufträgt, das erste spanische Schiff, das sich zeigen werde, zu nehmen. Montbras erobert das Schiff, welches Don Gusman und seine Gattin trägt. Mit seiner reizenden Gattin gefangen, faßt Gusman den Entschluß, sie für seine Schwester auszugeben. Montbras, der früher viel Weiberverachtung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Liebe gezeigt, entbrennt plötzlich in Maria, sie fühlt gleichfalls mit Luthers Käthe bey Werner und mit Pamina in der Zauberflöte das inhaltsschwere »Er ist's!« in ihrem Herzen tönen, und macht gegen ihren Gemahl, den sie überhaupt für zu gemein hält, um mit ihm zu sympathisiren, kein Geheimniß aus dieser, als überirdisch, die Rechte des Ehestands gar nicht berührenden Leidenschaft. Der Gemahl sieht indeß die Sache nicht ganz so an, und es däucht ihn, als ob er hier zu Schaden kommen könnte. Was der Verfasser sich alles erlaubte, um auf der einen Seite die Heftigkeit der Neigung Montbras kund zu thun, der sich wirklich wie ein Besessener geberdet, auf der andern aber die schuldlose Befangenheit Maries, die Anfangs vor der plötzlichen

leibhaften Erscheinung ihres Ideals in diesem wüthenden Montbras ganz stumm und verlegen wird, und ohne ihrem Gemahl untreu seyn zu wollen, sich sogleich die Erfüllung ihrer sympathetischen Liebesentzückung für das Leben nach dem Tode vorbehält, forderte eine eigene weitläufige Entwicklung, um die schwärmerische Lebensunerfahrenheit des Dichters in ihrem ganzen Umfange darzustellen, welche wir uns hier nicht erlauben können. Glücklicher Weise fühlt sich Montbras, als er von dem bestehenden Eheverhältnisse belehrt wird, welches ihn zwar im Genusse seiner seligen Empfindungen nicht hindert (denn seine Liebe ist nicht für diese Welt geschaffen) verpflichtet, das Ehepaar wieder nach Panama zurück zu schicken. Er beredet Morgan, nachdem ihm ein anderer Versuch, sie zu befreyen, mißglückt war, die Eheleute mit Taureau nach Panama zu schicken, unter harten Bedingungen der Auslösung, die er indeß durch Zahlung aus Eigenem zu erfüllen beabsichtigt.

Die Verwirrungen, welche nun in Panama selbst erfolgen, als Taureau in der Gattin des Gouverneurs seine vor Jahren entlaufene Gemahlin erkennt, wäre zu weitläufig zu beschreiben. Das Auskunftsmittel aber, welches die Liebenden finden, um aus dem Labyrinth ihrer Lage sich zu retten, ist sonderbar. Es besteht nämlich, wie es Marie in ihrem Herzen beschließt, darin, daß Jedes für die Seinigen zu streiten habe. Sie entläßt ihn, der treuloser Weise zurück gehalten war, durch einen unterirdischen Ausgang der Feste, damit er den Seinigen helfen könne, sie zu erstürmen. Bey nun erfolgtem Sturme aber tritt sie selbst gerüstet in den Kampf. Vom unseligen Taureau, der eigentlich ihr Vater ist, getödtet, erblickt sie der siegreiche Montbras, und zaudert nicht, das Schwert sich in die Brust zu stoßen, und auf ihrer Leiche zu sterben. Dieß ist die Fabel eines Stücks, welches nicht seiner eigensten Wesenheit nach oberflächlicher erfunden seyn könnte, und dem die übrigen des Verfassers sämmtlich gleichen.

Ungeachtet aber Recensent bey der Anzeige der Schriften des Freyherrn von Auffenberg in einem absprechenderen Tone, als ihm sonst gewöhnlich ist, sich auszudrücken genöthigt war, weil der Tadel unvermeidlich, eine genauere Auseinandersetzung aber, im Verhältniß ihres Verdienstes, dieser Zeitschrift nicht angemessen schien, ist er dennoch nicht der Meinung, dem Verfasser sey alles Verdienst abzustreiten. Wir glauben im Gegentheile, daß bey einer lebhaften Phantasie und großer, nur das Maß überschreitender Wärme der Darstellung, die ihm eigen ist, er in Zukunft manches Bedeutende werde leisten können, sobald er nur vor allem nicht so sehr fruchtbar wird seyn wollen, um einen

Theil seiner ihm disponibeln Zeit zur Grundlegung einer echten Philosophie des Lebens zu verwenden. Wenn er dann, solchen mit Ernst getriebenen Studien zu Folge, das Leben, wie er es vorfindet, als eine an höchster Bedeutung unerschöpfliche Erscheinung ehren gelernt haben wird, werden die Verirrungen, welchen er jetzt anheim fiel, von ihm ferne bleiben. Er wird dann nicht mehr, wie er es jetzt zu thun pflegt, würdevolle tragische Stoffe durch untergeschobene, ihnen ganz fremdartige Ideen ihres eigenthümlichen Werthes berauben, und Charaktere, welche sich nach Maßgabe des Bedürfnisses der Handlung in gediegener Persönlichkeit anschaubar machen sollten, durch eine sich in allen seinen dramatischen Versuchen in gleicher Eintönigkeit wiederholende falsche Sentimentalität jedes reellen Lebens entäußern. Er wird dann die Handlung, wie sie die Geschichte liefert, als an sich selbst höchst wichtig, inhaltsreich, und jederzeit auf die Zwecke des Daseyns selbst hinweisend, erkennen lernen. Die dramatische Kunst erfordert vor allen Künsten einen männlichen Geist und Reife des Anschauungsvermögens, und will durch die Erfahrung des Lebens selbst gewonnen werden, welches sie in würdiger Nachbildung dem Verständnisse näher bringt. Nur die nicht vollendete Bildung dünkt sich zu weise, um aus den Erscheinungen des Daseyns sich Belehrung zu holen; wem es aber nur einmal vergönnt gewesen, ihren geheiligten Sinn zu erschauen, wird sich nicht mehr erlauben, Gottes erhabene Schöpfungen nach eigner Willkür zu deuten, oder in ein fremdes Licht zu stellen.

Wilhelm von Schütz.

Karl der Kühne. Drama in fünf Aufzügen.

Der um die deutsche Literatur bereits vielfach verdiente Verfasser hat sein Werk mit einer Abhandlung über das historische Drama begleitet, auf welche wir uns aber lieber erst nach Anzeige des Drama selbst einlassen wollen, einige Aufklärungen abgerechnet, welche das Verständniß seiner Dichtung erleichtern. Der Gegenstand dieser Dichtung ist zu bekannt, als daß wir genöthigt wären, uns in einer eigentlichen Inhaltsanzeige über dieselbe zu verbreiten, um so weniger zwar, da der geschichtliche Stoff mit einer bisher in Deutschland ungewöhnlichen Treue beybehalten ist. Die Poesie ist nur einzig darin gesucht worden, daß die der reichhaltigen Begebenheit zum Grunde liegende Idee in allen dargestellten äußern Verhältnissen klar in ihrer Eigenthümlichkeit hervortrete, durch eine Charakteristik gehalten und belebt, welche sich überall in selbstständiger Wahrheit als eine in der Natur, nicht aber in irgend einem Wahn oder Traum des Dich-

ters begründete, kund gibt. Indem Recensent dem Verfasser dieses, wie er glaubt, rühmliche Zeugniß gibt, muß er doch zugleich bemerken, daß eine gewisse Dunkelheit der Sprache und der Zwang des Ausdrucks dem Leser die Auffassung der Vorzüge des Werks sehr erschwere; welcher üble Eindruck jedoch dem Zuhörer (wie Recensent bey zweymaliger Vorlesung erfuhr) fast gänzlich fremd bleibt.

Die Erscheinung dieses Werks ist um so erfreulicher und belehrender, da es einen Dichter zum Urheber hat, der sich früher auf so mannigfaltige Art versucht, und beynahe alle Wege und Irrwege der deutschen dramatischen Literatur gewandelt, eh er den einfachen doch sichern gefunden, welchen er in diesem Trauerspiele sich erkor. Wir sind weit entfernt, den Lacrimas unseres Dichters, über welchen Viele gelacht haben, als eine verfehlte Arbeit anzusehen. Er hat im Gegentheile durch die tiefe Glut der Gefühle, welche sich in demselben ausspricht, und durch den reichen Schmuck seines Verses einen eigenen Reiz, und der etwas zu gesuchte Ausdruck steht sogar dieser Dichtung wohl, die sich in einer ganz fremden, in sich abgeschlossenen Welt bewegt, und daher auch im Ausdrucke ihre Eigenheit haben darf. Noch weniger können wir die Gattung, zu der dieß Schauspiel gehört, tadeln wollen, da wir in derselben im Alarkos ein Werk besitzen, bey dem nur die eine Klage Raum findet, daß ihm nicht mehrere gleichen Gehaltes folgten. Noch weniger könnte damit ein Tadel des romantischen Drama beabsichtigt werden, welches für jetzt wenigstens der höchste Schmuck und der Gipfel deutscher dramatischer Kunst ist; obgleich selbes noch immer einer festen Begründung in dem Gesammtleben deutscher Kunst entgegen sieht. — Wohl aber darf man die mit großem Studium und vielfältigem Geistesaufwande zu Stande gebrachten Versuche: die mit Chören vermengte oder auf Chöre gebaute Tragödie der Griechen wieder bey uns einzuführen (ein Streben, welches dem Verfasser mit andern ausgezeichneten Dichtern Deutschlands gemein ist), als eine Verirrung anführen, welche dazu beygetragen, die selbstständige Entwicklung unserer dramatischen Kunst in ihrer blühendsten Zeit zu hemmen. Auch die Proserpina darf als eine durch gehäufte Kombinationen in ihrem eigenthümlichen Leben gestörte Dichtung angesehen werden. Graf Schwarzenberg endlich, welcher der Kunstgattung nach den Uebergang zu dem historischen Schauspiele, Karl der Kühne, bildet, ist zwar schon der Richtung wegen, die der Geist des Dichters in demselben nahm, ein lobenswerthes Werk; allein bey allen Vorzügen der Charakterdarstellung, die in diesem Stücke nicht durch den Ausdruck gesteigerter Leidenschaftlichkeit wirken will, sondern sich

vielmehr in einer mehr ruhigen Entwicklung gefällt, wird man demselben dennoch die nicht eigentlich dramatische Verknüpfung der Scenen, und im Hauptcharakter eine zu reflektirende Beschauung seiner selbst, eine größere und hemmendere, als die Anlage erfordert, zur Last legen können, welche für den Gang des Ganzen nachtheilig wirkt. Ueberhaupt gehört Herr von Schütz zu jenen Dichtern, in deren Werken die Reflexion eben so vielen Einfluß als die schaffende Phantasie zeigt, obgleich sie, wie nicht geläugnet werden darf, in dichterischer Stimmung empfangen und gestaltet worden. Die Mitherrschaft einer Reflexion aber, die ihrer Art nach mehr der Kritik als der Poesie angehört, nöthigt ihn zu einem unbeabsichtigten Verweilen bey den Ideen, die ihm die Begeisterung schenkt, und nöthigt seinem Verse ein gewisses Zaudern auf, welches sich mehr fühlen als bezeichnen läßt, indem sie zugleich diesen Vers, wenn wir so sagen dürfen, überfüllt, und ihn im freyen Fortgleiten hindert. Diese oben bereits berührten Eigenheiten, welche sich auch in Karl dem Kühnen nicht verläugnen, überdieß durch eine oft eintretende Dunkelheit des Ausdrucks vermehrt sind, welche aus der gedrängten Kürze der hier nothwendig gewordenen Sprache, die mit Wenigem Vieles umfassen muß, entstanden ist, hindern gleichwohl nicht, diesem Karl dem Kühnen das Zeugniß zu geben: daß er in deutscher Sprache das erste Beyspiel eines durchaus im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßten Stoffes sey. Dieser Stoff ist überdieß in einer solchen Art durchgeführt, wie sich außer Shakespears Heinrich dem Sechsten kein weiteres Beyspiel findet.

Recensent will durch diese Aeußerung nicht etwa zu verstehen geben, daß Herr von Schütz ein Shakespeare sey, oder daß Karl der Kühne die hohe Vollendung und Tiefe Heinrichs VI. erreiche. Dieses würde um so weniger erwartet werden können, da Karl der Kühne nur im Beginne einer sich umwandelnden Zeit steht, Heinrich VI. aber den vollendeten Umschwung eines ganzen Zeitalters, den Uebertritt desselben in Jahrhunderte eines ganz neuen Daseyns, und jenen großen Kampf feindseliger Kräfte darstellt, der eine Fülle so inhaltsreicher Charaktere hervorbrachte, daß es beynahe unmöglich ist, irgend etwas Aehnliches zu bilden. Im Gegentheile erscheint in Karl dem Kühnen die Hauptperson fast allein in voller Beleuchtung, und hat zwar sehr sicher gezeichnete, doch nur in den zweyten Grund des Gemäldes gestellte Personen zur Begleitung. Herzog René von Lothringen aber, Kaiser Friedrich, Ludwig von Frankreich, Erzherzog Sigmund von Oesterreich, und vorzüglich die Schweizer, diese

wieder in die Landleute und Herren von Adel getheilt, als die Karl im Streit entgegen tretende Partey, ſind ſchon in Folge der Oekonomie des Werks, bey der größeren Maſſe von Individualitäten, nothgedrungen mehr in allgemeinen Umriſſen gezeichnet, als Karl. Die Aehnlichkeit aber, welche wir zwiſchen beyden Werken nachweiſen möchten, beruht, bey gänzlicher Verſchiedenheit des Stoffs ſowohl in Hinſicht der Handlung als der Charaktere, in jener ſtrengen Behandlungsweiſe, vermöge welcher der Dichter, mit Beſeitigung alles auch ſonſt billigen Schmucks in Ausführung der Einzelnheiten bloß auf die Entwicklung oder Darſtellung der Hauptſache hinarbeitet, die er in der Begebenheit ſelbſt, wie ſie die Geſchichte darbeut, gefunden hat. Aus dieſer nur der Begebenheit geweihten Darſtellung entwickelt ſich dann die Charakteriſtik in jener eigenthümlichen Art, vermöge welcher ſie nur als das Mittel, in welchem die Begebenheit ſich entwickelt, zur Entfaltung gelangt, keinesweges aber nach irgend einer ſelbſtſtändigen Ausbildung und einſeitiger Vorherrſchaft trachtet. Daß Karl der Kühne in dieſer Art gedichtet iſt, welche das eigentliche hiſtoriſche Schauſpiel genannt werden muß, wird keinem, der das Werk in die Hand nimmt, fremd bleiben können. Es umfaßt die ganze Zeit der Herrſchaft Karls, von der Belagerung Lüttichs anzufangen, wo er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters Philipp erhält, bis zur Schlacht von Nancy, in welcher er geblieben. Dieſer bedeutende Zeitraum iſt in ſo raſcher Aufeinanderfolge der Begebenheiten dargeſtellt, daß ſie wie im Fluge an dem Leſer vorüber gehen, ohne ſich gleichwohl zu drängen, oder zu hindern. Sie entwickeln ſich in anſpruchsloſer Natürlichkeit, durch Karls Charakter veranlaßt, oder herbeygeführt, andrerſeits wieder auf ihn einwirkend, und ſo ſchon den Keim der Zukunft in ſich tragend, die ihnen unmittelbar folgt.

Indem Karl auf dieſe Weiſe fortwährend der natürliche Mittelpunkt des Ganzen bleibt, um den Alles, was geſchieht, in engern oder weitern Kreiſen ſich bewegt, iſt es natürlich, daß auch ſein Schickſal ſelbſt der Mittelpunkt des Ganzen wird, und ſein Charakter die entſcheidende, durch dasſelbe wirkende Kraft. Der Verfaſſer hat ſich in der Vorrede lichtvoll über die Art, in der er den Zeitraum ſowohl, den er darſtellte, als den Charakter Karls ſelbſt auffaßte, verbreitet. Er bemerkt, daß das Leben Karl des Kühnen eine Epoche in der Geſchichte Europas bezeichne, deren Eigenthümlichkeit darin beſtehe, daß ſie die erſte Kriſis der Umwälzung geweſen ſey, welche die Feudalverhältniſſe aufhob, und das hierauf folgende Leben der Staaten begründete. Die als Zwiſchenzuſtand vielleicht nothwendige Zerſetzung

habe alle Elemente und Kräfte der Staaten zu zerreißen gedroht, die ersten Symptome aber, mit welchen sie sich ankündigte, seyen interessant gewesen. Reichthum, von Philipp dem Guten angesammelt, und das mächtige Emporragen der niederländischen Städte, kündeten den großen Kampf der Zeit an. Karl sey, seiner Gesinnung nach, auf der Seite des Ritterthums gestanden, überhaupt sey er für alles Edle und Große gewesen, doch habe er dieses unglücklicher Weise mehr in der Erscheinung als in dem Wesen gesucht. Wenn ihn auch nicht Ehrgeiz niederer Art, sondern ein wirklicher Enthusiasmus zu Thaten angetrieben, so habe er doch das Gute nicht aus dessen Wesenheit, sondern aus einem Vorbilde, das in seinem Innern lebte, hervorrufen wollen, und sey daher, wie das immer geschehe, das Werkzeug geworden, welches das, was er gründen oder befestigen wollte, selbst zerstörte. Indem er sich so gegen das, was er gern gehegt hätte, selbst kehrte, mußte er in Doppelheit und Halbheit zu Grunde gehen. So sey er für das Ritterthum aufgestanden, und habe es vernichtet. Ganz dieser Ansicht gemäß, hat der Dichter die reiche Begebenheit dargestellt, von welcher er selbst bemerkt, daß sie in ihrer mannigfaltigen Fülle Stoff zu verschiedenen Tragödien in sich enthalte. Recensent hat, was die Führung dieses im echtesten Sinne historischen Schauspiels betrifft, fast nur dieß Eine mangelhaft gefunden, was die Verhältnisse mit Frankreich betrifft; denn hier ist das Werk meistens in einer unerfreulichen Dunkelheit, mit geheimer Beziehung auf die Historie; da es doch durch sich selbst sprechen sollte. In desto klarerer Anschaulichkeit tritt aber Karls Verhältniß zu den Schweizern, eigentlich der Hauptgegenstand des Ganzen, und hier zwar um so wohlthuender hervor, da das einfache Leben des Gebirgsvolkes, so wie Erzherzog Sigismunds Freundschaft zu demselben, und die innere Tüchtigkeit und anspruchslose Heldenkühnheit der Schweizer in einem wahrhaft schönen Gemälde gezeichnet sind. Karl der Kühne, solchen Feinden gegenüber, erscheint im Uebermuthe eines der eigenen Kraft ganz vertrauenden Helden, dessen Kühnheit, Trotz geworden, sich selbst den Untergang bereitet. Es war schwer, den Charakter eines Herrschers darzustellen, der eigentlich schon im Beginne des Stücks ein ungeheures Wollen verkündet, bey dem geringsten Widerstande der Gegner im gekränkten Eigenwillen wie ein Vulkan Feuerströme des Zorns auswirft, der in der Folge vielfältig in seinen Zwecken wirklich gehemmt, dennoch sich für denselben unüberwindlichen Helden in seltsamer Ueberschätzung hält, wie es hier geschah, zu zeichnen, ohne daß der Charakter in eitle Prahlerey und sich selbst lächerlich machende Großsprecherey aus-

arte. Wir glauben, der Verfasser sey einige Male, doch nur ganz leise, an diese Klippe gestreift. Offenbar aber hat er der Darstellung des Charakters Karls in jenen Stellen geschadet, wo er ihn mitten in den Schlachten erscheinen läßt, und zu wenig berücksichtigt, daß, wo Karl ist, er nur als Kämpfer und Ordner, nicht aber als Beschauer und Erzähler erscheinen könne. Die zwey Schlachten gegen die Schweizer sind übrigens mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt und erzählt, welche wenig Aehnliches in deutscher Kunst finden wird. Ein Bild des edelsten Ritterthums in diesem Werke ist René Herzog von Lothringen. Wo er immer auftritt, erhebt sich das Schauspiel zu einer heitern Würde, die um so willkommner wird, da auf Seite Karl des Kühnen beynahe nur der düstere Trotz des Stolzes, gegen welchen weiser Rath der Freunde selbst nichts vermag, sichtbar wird; Maximilian von Oesterreich und seine Braut aber, welche ein mild strahlendes Licht über das Ganze hätten verbreiten können, nach dem Plane des Werkes ganz im Hintergrunde gehalten sind. Manches ist, wie wir dieß auch bey Shakespeare finden, der großen Menge der Ereignisse wegen, nur skizzirt dargestellt, welches freylich nicht zu vermeiden ist, wobey aber insbesondere eine weise Umsicht des Dichters vor Allem nothwendig wird, um nicht zu wenig, und selbst um nicht zu viel zu sagen. Hier glauben wir sey dem Verfasser bey Darstellung der Eroberung Nancys durch René ein Unglück widerfahren; auch die darauf folgende Scene, wo Karl vor der Stadt erscheint, hat der Schwierigkeit der dargestellten äußeren Verhältnisse wegen keine wahre Anschaulichkeit. Manche einzelne Gestalten dieser reichhaltigen dramatischen Welt verrathen wahrhaft die Hand eines Meisters, je weniger sie auf irgend einen Vorrang Anspruch machen; unter diese rechnen wir vorzüglich den Feldherrn Campo Basso, der beynahe nicht aus dem Hintergrunde hervor tritt, überall und immer aber ein bestimmtes Bild gibt. Dasselbe gilt von allen Helden der Eidgenossenschaft (von welchen indeß einige, wie natürlich, in voller Entwicklung hervortreten); und diese Kunst, im Hintergrunde mit klaren Umrissen zu zeichnen, verdient um so unbedingtere Anpreisung, da hierin in deutschen Werken nicht immer das Wünschenswerthe geleistet wird.

Daß dieses Werk übrigens, während es den ganzen Lebenslauf eines der merkwürdigsten Fürsten neuerer Jahrhunderte, und zugleich die Zeit selbst, in der er wirkte, darstellt, nicht etwa wie unsere dramatisirten Romane mit Vorüberführung der Begebenheiten sich begnüge, sondern, nach Bedürfniß seines Stoffs ein tragisches, dramatisch gegliedertes Ganzes sey, das allmälig einer düstern Verwicklung der Begebenheit entgegenreift, die

mit einer Katastrophe endigt, wollen wir hier noch im Vorbeygehen bemerken; obgleich wir in gegenwärtiger Abhandlung den Entwicklung der hier der Anzeige unterzogenen Werke diese ersten Bedingungen tragischer Kompositionen, als vorhanden, übergingen, um die Aufmerksamkeit mehr auf die Poesie selbst, die sich in dieser Form äußerte, hinzulenken. In dieser Berücksichtigung wollen wir uns auch noch nicht von dem Werke entfernen, sondern vielmehr von dem, was dasselbe zu leisten strebte, auf das dramatische Bedürfniß unserer Zeit mit klarem Umblicke zurückkommen.

Indem der Verfasser eine so umfassende Begebenheit in den Raum von fünf Akten zusammendrängte, war er überall genöthigt, die Begebenheit im Großen aufzufassen, und alle Lyrik ferne zu halten. Er hat dadurch der Zeit, in der er lebt und wirkt, ein großes Beyspiel, was uns allen zu thun obliege, gegeben. Denn wenn bey den Griechen die Tragödie nur dadurch möglich geworden, daß der in allgemeiner Beschauung des Lebens der Welt gleichsam über die äußere Fläche des Daseyns hingleitende Geist durch Begründung der Lyrik in sich versammelt, und die innere Würde menschlicher Empfindung enthüllt ward, so ist bey uns, um ein echtes Schauspiel zu erhalten, gerade das Gegentheil nothwendig. Wir sind nämlich nicht vom Allgemeinen, wie die Griechen, sondern von der abgezogensten Einzelnheit ausgegangen, und haben es in der Dichtung bis jetzt größtentheils versäumt, uns in der gehörigen Unterordnung, in jenen ewigen Verhältnissen des Einzelnen zum Ganzen des Menschenlebens zu betrachten, aus welcher Betrachtung allein die echte Würdigung des Daseyns, und in der Kunst echte Erhebung, Großheit des Gefühls und begeisternde Wahrheit hervor geht. Aus diesem einen Grunde ist uns auch bis jetzt kein Epos irgend einer Art ganz gelungen, und wir werden dahin, gerade in der den Griechen entgegen gesetzten Richtung, erst den Weg durch ein vollendetes, mannigfaltig in seinen reichen Zweigen bearbeitetes Schauspiel finden, welche uns erst eines wahrhaft umfassenden Gefühles fähig machen kann. Für Deutschland insbesondere, das, wenn gleich nie fremder Trefflichkeit verschlossen, doch seine eigentlichen Vorzüge so gern sich selbst allein verdanken will, ist es vor Allem nöthig, seine vaterländische Vorzeit dramatisch zu beleben, um auf die solcher Gestalt neu in's Daseyn getretene Würde des Nationalsinns eine nur in demselben mögliche unzerstörbare Kunst zu begründen. Die Aufgabe ist eben so reich, als dankbar, und der Versuch ihrer Lösung, wie wir glauben, eine Pflicht für Jeden, der dazu die Kraft in sich fühlen mag. Vorläufer zu solcher erhabenen Arbeit sind bereits bey

uns viele vorhanden, seit im Götz von Berlichingen deutsche Kunst vaterländischen Stoff zu bearbeiten versucht hat.

Es handelt sich aber nicht darum, einzelne vaterländische Ereignisse, oder das Leben irgend eines durch eigenthümliche Tugend ausgezeichneten Mannes dramatisch zu geben, sondern fürs erste einen solchen Stoff zu wählen, aus welchem deutsches Leben der Vorzeit im Großen und Ganzen, und die tiefere Eigenthümlichkeit seines universalhistorischen Strebens in jenen mächtigen Verhältnissen sichtbar würde, welche unser Mittelalter charakterisiren. Ein solches Werk, in würdigem Gemüthe empfangen, und mit jener Begeisterung ausgeführt, welche der Stoff selbst mit unwiderstehlicher Macht in der Seele des Dichters erzeugen mußte, würde in deutscher Kunst, indem es dieselbe auf die geheiligte Wahrheit des Lebens, hier als die einzige Schönheit aufgefaßt, begründete, sogleich die Stelle einer Ilias ersetzen, und alle Kunsterzeugung der verschiedenst begabten Geister um sich versammeln, oder besser aus sich heraus bilden. Daß die Epoche der Hohenstaufen, als im wahren Mittelpunkte deutscher Kraftäußerung gelegen, der geeignete Stoff eines so erhabenen Werks sey, hat Recensent mit andern Mannern gleicher Ansicht längst erkannt, und ermüdet nicht, darauf hinzuweisen. Welche Wirkung solch eine gesegnete Arbeit, die dem gegenwärtigen, an Genie keineswegs, wie einige sich zu glauben stellen, erarmten, sondern im Gegentheil sehr reichen Zeitalter vorbehalten bleibt, auf die Veredlung der Bildung und des Charakters selbst ausüben würde, kann man hier übergehen, welchen Einfluß sie aber auf die Kunst ausüben dürfte, wird wenigstens in Kürze hier angedeutet werden müssen.

Wäre die Würde deutscher Vorzeit durch solch ein Werk einmal in den Gemüthern zu lebendiger Anschauung gebracht, und damit zugleich die Ueberzeugung gewonnen, wie die Wesenheit der Poesie nicht in jenem nichtigen Streben nach einem immer inhaltsleeren Ideal, sondern in der Verherrlichung des im Leben selbst in immer erneuerter Schöne kund werdenden Geheimnisses menschlichen Wirkens liege, auf Ideen begründet, welche man nicht erfinden, sondern in scheuer Ehrfurcht zu erschauen bemüht seyn muß, so wäre damit zugleich die sich brüstende Afterweisheit unserer Tage, und deren Jüngerthum in Kunst und Philosophie beseitigt. Jenem unsichern Fühlen nach Gegenständen der Darstellung nicht nur, sondern sogar nach Ideen und Empfindungen, welche zu äußern seyn möchten, würde die klarste Anschauung des Schönen folgen, und der Grund, der zu bebauen wäre, würde gefunden und gegeben seyn; mit diesem zugleich angemessene Form, Styl, jener Ausdruck der Gedanken,

welcher sogleich den Gehalt verkündet, und, wenn man so sagen darf, zwar nicht der Geist, doch die Seele echter Dichtung ist. Von da an, würde es möglich werden, wie den Griechen dieß erlaubt gewesen, mit stillschweigender Beziehung auf jenes größere, umfassende, deutsche Sinnesweise charakterisirende Werk neue Dichtungen zu gründen, welche den tieferen Mittelpunkt ihres Lebens in jenem größern poetischen Leben hätten, das der Nation in jenem Werke zur Anschauung gekommen war. Es wäre dann nicht mehr nöthig, wie es bis jetzt oft gewesen, die Exposition zu überladen, oder vielfältige Mühe auf Begründung von Ideen zu verwenden, welche jedem schon deutlich seyn würden. Die gesammte deutsche Literatur würde endlich um dieß erhabene Gebilde eines großartigen Seyns zu einem Ganzen sich runden, in ihm seinen klar erschauten Mittelpunkt findend, und die Klage über Zerstücklung und Geschiedenheit deutscher Kunst würde zum Traum und nichtigen Schalle.

Die Leere und Wesenlosigkeit des Vorwurfs nämlich, der deutschem Kunstbestreben, das allerdings ein universelles, nicht aber centrifugales ist, einen innern gemeinsamen Mittelpunkt abstreiten will, ist wohl jederzeit von Männern, welche die Eigenthümlichkeit unserer Kunsterzeugnisse zu würdigen wissen, erkannt, nur aber darum nicht allgemein erschaut worden, weil dieser Mittelpunkt selbst nirgends in einem großen Werke nationaler Bildung, wie den Griechen ihr Epos gewesen, zu Tage kam, und daher auch nicht eine allgemeine Anerkennung durch die klare Anschauung selbst erhalten konnte. Bey der so sehr ins Allgemeine gehenden Bildung unserer Zeit, und der noch insbesondere den Deutschen eigenen Universalität des Strebens, wodurch sie auch das, was das Fremdeste scheinen möchte, bey sich einzubürgern trachten, muß natürlich den Kunstwerken neuerer Zeit eine Vielseitigkeit in der Erscheinung eigen seyn, welche in einem einzelnen Werke, und wäre es ein undenkbares Hyper-Epos, auszudrücken rein unmöglich ist; um so unmöglicher zwar, wenn auf dieselbe die Darstellung germanischen Charakters selbst gebaut werden wollte. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine solche Individualitätsdarstellung weder gesucht wird, noch hier gemeint seyn kann. Es handelt sich vielmehr um Darstellung jenes tiefern Kerns germanischer Natur, vermöge welchem der Deutsche die Welt nur als höchst bedeutungsvolle Verkünderin eines höheren Seyns von jeher betrachtete; eine Eigenheit, die eben so klar aus der ernsten Götterlehre seiner Heidenzeit, als aus der Art, in der er dem Christenthume huldigte, und sein Leben darnach in neuer Blüte entfalten durfte, hervorleuchtet; die aus dem Nibelungenliede so deutlich als aus Jean Paulscher Ironie sich ver-

kündet, in den entgegen gesetztesten Strebungen sich dennoch immer dieselbe zeigt; am ehrwürdigsten aber sich in den Geschichten seines öffentlichen Lebens, in dem Zeitalter noch unverhüllter ursprünglicher Gefühle, verkündet. Wie dort das Handeln noch durchaus groß war, ungebeugt von den beengenden Verhältnissen späterer Zeiten, wie das Ziel, dem die vorleuchtenden Männer des Jahrhunderts und die Blüte edler Frauen entgegen trachteten, unumwölkt, und jedem Gemüthe deutlich, das Streben selbst aber einfach, und deßhalb mit der ehrwürdigsten Kraft ausgestattet, gewesen war, so würde eine Dichtung unserer Zeit, die der Darstellung eines solchen Jahrhunderts nachstrebte, ohne solche Eigenheit selbst an sich aufzuweisen, gar nicht entstehen können. Sie würde aber noch den wesentlichen Vorzug sich eigen machen (indem sie, aus Gefühlen und Anschauungen unserer Gegenwart hervorgequollen, eigentlich uns ganz angehörte): daß sie den ganzen Reichthum unsers eigenen Daseyns im Spiegel jener ehrwürdigen Vorzeit uns wieder erkennen ließe, die Gegenwart durch die Vorzeit erklärte, und, ein schimmernder Bogen des Friedens, durch die Jahrhunderte hinleuchtend, Vorzeit wie die Gegenwart für die allgemeine Anschauung erhellte. Hiemit wäre sodann das volle Verständniß unseres Kunstbestrebens seit ältester Zeit bis in die neueste Gegenwart zugleich gegeben. Wie eine solche Dichtung einmal wirklich Gegenstand allgemeiner Nationalverehrung geworden wäre, würde das Nibelungenlied aufhören eine fremde Erscheinung zu seyn, sondern vielmehr Charakter und Poesie der Deutschen mit neuer Kraft durchglühen. Das bis jetzt in mancher Hinsicht mehr bewußtlose als klar erkannte Streben großer Dichter unserer Zeit, würde klar erschaut, und was Faust gewollt, und welchen tiefen Gehalts er voll sey, nicht mehr heraus raisonirt, sondern im Gefühle erfaßt werden. Schiller bekäme die ihm nöthige Basis, und die Ehrwürdigkeit seines oft mißlungenen Strebens würde so deutlich empfunden werden, daß diejenigen, welche ihm nachzustreben suchten, hinfüro weder falscher Idealität, noch dem Schicksale, noch sententiösem Wortklange sich hingeben, sondern ihr Heil auf ganz andern Wegen zu suchen veranlaßt seyn würden. Vor allem aber, wäre dem bey weitem wichtigsten Theile unserer dramatischen Literatur, dem romantischen nämlich, in der allgemeinen Anerkennung erst seine wahre Bedeutung gegeben, und es würde nur dann erst möglich werden, das, was die ungemeine Kraft des Genies gleichsam gegen die Ordnung der Dinge bey uns früh reif und unversehens zu Stande brachte, wirklich in der Zeit zu begründen, und weiter fort zu bilden.

Wenn wir die romantische Poesie der weit verbreiteten ger-

manischen Vorwelt betrachten, so erkennen wir in ihr ein größten Theils bewußtloses kindliches Streben, die Welt, die ein reizendes Geheimniß vor den Blicken der Dichter lag, durch eine gesuchte Analogie mit den zartesten Gefühlen, die das Herz des Menschen in einem der Natur nähern Stande der Bildung zieren, zu entziffern. Es liegt in ihr ein so reines Bewußtseyn von der höheren Abkunft der menschlichen Natur, daß sie, die Fesseln des irdischen Seyns nicht fühlend, dasselbe in ununterbrochener Richtung nach dem Aether vergeistigt, und nur die einfache Erklärung desselben gegeben zu haben wähnt. Solche fromme Selbsttäuschung ist für uns, die wir mit bleyerner Ferse den Boden des Lebens drücken, das uns überall hemmt und irrt, eine zu ferne, ja unmögliche Sache. Dennoch haben wir die Erscheinung erlebt, daß unter uns romantische Poesie, und zwar in einer Weise entstand, die sie von dem Vorwurfe eitler Nachahmung, jenes freywilligen Hinkens nach Gegenständen ferner Begierde, gänzlich frey spricht, ihr selbstständiges Leben zusichert, und auch das Nachklingen ihrer Akkorde in dem Busen der Edelsten unseres Volkes sich sogleich bey ihrer ersten Erscheinung gewonnen hat. Für die Menge, worunter wir nicht die Gemeinheit, sondern die Ueberzahl verstehen, ist sie entweder ein Geheimniß und Ziel der Abneigung geblieben, oder sie ward ein Gegenstand so verunglückter Nachahmung, daß sie in ein Spiel mit Klängen, und in ein Gewinsel von Gefühlen ausartete, welche männlichen Sinn zur Verzweiflung und zu Verwünschungen treiben könnten, fände er solche Entehrung deutscher Kraft nicht durch die erhabensten Werke wieder vernichtet, welche die romantische Poesie in den Schatz des Vaterlandes niedergelegt hat. Immer aber ist sowohl die Verachtung des Höchsten, was deutsche Kunst geleistet, als die hohle Nachahmung ein Zeichen, wie wenig der wahre Geist dieser Poesie erfaßt, wie sehr das Zufällige für die Hauptsache genommen worden, und wie wenig überhaupt im Allgemeinen das Zeitalter für eine Poesie vorbereitet war, deren großes Geschäft vom Anfange her gewesen ist, dem Leben eine Bedeutung nachzuweisen, welche durch historische Dichtung wohl begründet, nicht aber in ihrer höchsten Verklärung zur Anschauung gebracht werden kann.

Die neuere romantische Poesie ist mehr aus der Erkenntniß der Schönheit der ältern germanischen Poesie, als durch die Kraft eines sich selbst überlassenen Dichtungstriebes entstanden. Ein tief in die Wesenheit der Dinge eindringender philosophischer Geist hat das Verhältniß jener Dichtung zum Daseyn erkannt; die religiöse Rührung, welche sich seiner bemächtigte, hatte die Weihe zur Dichtung über ihn ausgegossen, und ihn, eine fremde Erscheinung, in eine Zeit gestellt, die ihn mehr anstaunte, als be-

greifen mochte. Wir sprechen hier von Novalis, der auf seine, mit gleicher Tiefe der Einsicht und Macht des Gefühls ausgestatteten Freunde wie ein Prophet gewirkt, und sie in die Woge seiner Begeisterung zog. Wenn aber in Novalis die Poesie rein symbolisch gewesen, nahm sie in Friedrich Schlegel, obgleich ihre Natur überall behauptend, eine mehr klassische Wendung; in Tieck aber, bey großer Produktionskraft und äußerst beweglicher Phantasie, suchte sie das Leben in seinen mannigfaltigen Verhältnissen zu umfassen, näherte sich zwar den Empfindungen und der Sinnesweise der Gegenwart, meistens aber mehr um über sie die Geißel der Satyre zu schwingen, als um sich ihr wirklich beyzugesellen. Man darf wohl behaupten, daß die Begeisterung, welche sich der Freunde bemächtigt hatte, auch das scheinbar Widerstrebende in Poesie umschuf, und die meisten der im Athenäum erschienenen kritischen Arbeiten sind, bey tiefem philosophischen Gehalte, in Auffassung und Verkündung der Ideen Werke höherer Poesie. Wenn aber Novalis in seiner Art, die Welt zu betrachten, durchaus von dem gewonnenen Standpunkt der Romantik ausging, und selbst hellenischer Poesie eine romantische Seite abgewann, so sah man beyde Brüder Schlegel vielmehr den Gegensatz beyder Dichtungsweisen auf das schärfste begränzen, und, die Poesie aller Nationen würdigend, unter dem heftigen Widerspruche der ältern Chorführer der Literatur, ein System der Kritik begründen, welches seither zu Zeiten angegriffen, nie aber erschüttert worden ist. Beyde Verfahrungsweisen liefern den Beweis, wie weit diejenigen, welche die neue Poesie gründeten, von jener einfachen Auffassung der Natur entfernt waren, welche ursprünglicher Poesie, die aus dem Leben selbst hervorquillt, eigen zu seyn pflegt, für welche aber das Zeitalter so wie die in demselben hervorragenden ersten Geister nicht geschaffen seyn konnten.

Göthe, in dessen mannigfaltigem Streben, wie bemerkt worden, sich überhaupt die Gesammtheit der Dichtungen der Zeit voraus verkündete, hatte allerdings in seinen Liedern eine so einfache Gefühlsweise, eine so naturgemäße zarte Innigkeit gezeigt, daß sie als echter Volksgesang betrachtet werden konnten, und in seinem Faust ein Werk geliefert, welches historischen Gang mit romantischem Aufschwung der Begeisterung vereinte, und überhaupt durch die Echtheit seiner Kunstwerke Veranlassung zu jenen Aufklärungen gegeben, welche sich in der so genannten neuen Schule über die Gesammtheit der Kunst aller Zeitalter verbreiteten. Dennoch aber würde man sehr irren, wenn man die neuere romantische Kunst insbesondere auf Göthe begründen wollte; sie ruht vielmehr auf dem Gewinn der Poesie aller Jahrhunderte,

wenn gleich in deutscher Volksmäßigkeit vorzüglich dem Vaterlande angehörend. Der Charakter der Poesie Göthe's im Ganzen ist die ruhige Ueberschauung des Schönen, das befriedigte Gefühl des Besitzes der Trefflichkeit; die Stürme des Werther bezeichnen nur den Durchgang zu dieser Läuterung. Die romantische Poesie aber geht immer von einer zu Zeiten zwar verhüllten Rührung aus, mehr geneigt in liebenswürdiger oder erhabner Unruhe nach dem Schönen zu streben, als sich irgend einem befriedigten Gefühle des Besitzes hinzugeben. Wer Tiecks ewig denkwürdige Werke betrachtet, denen in späterer Zeit ein entscheidender Einfluß auf die Umbildung deutscher Poesie vorbehalten ist, die er zu ihrer ersten ätherischen Natur, sollte er auch solche Hoffnung nie gehegt haben, zurück führen wird, dem muß sogleich in denselben bey übrigens ganz deutschem Charakter seiner Poesie ein Bestreben auffallen, das Schöne aller Zeiten zu erfassen, um es, in dessen tiefern Wurzeln umgewandelt, in dem reichen Garten der Trefflichkeit, den er vor sich ausgebreitet, zu neuer Blüte und zu neuem Leben zu fördern. Es ist alles in ihm eigen; alles beruht aber auf dem Ueberblicke der Poesie aller Volker, vorzüglich germanischer Abkunft, und dieser Ueberblick der Gesammtheit weckt in ihm die heilige Flamme der Begeisterung, die Gründerin eines so mannigfaltigen und reichen poetischen Lebens. Wenn aber ein so ernstes Streben, verbunden mit den Aufklärungen, welche die gleichzeitige Kritik seiner Freunde, und das hohe Beyspiel Göthe's gegeben, in Einzelnen, welchen durch ähnliche Studien Kraft geworden war, nach dem Schönen zu streben, Veranlassung zur Hervorbringung rühmlicher Dichtungen geworden, und überhaupt alle, die zu dichten fähig sind, auf bessere Wege geleitet hat; wenn insbesondere das deutsche Lied zu einer Vollkommenheit gediehen, wozu vor wenigen Jahren kaum Hoffnung war, darf man darum behaupten, daß die Poesie dieses Meisters im Allgemeinen jenen Eindruck auf die Gemüther gewonnen, der ihr gebührt? Hat sie das Volk durchdrungen, und lebt sie in dessen Munde? Hat sie sich eigentlich wahrhaft fortgebildet, oder nicht vielmehr, wie sich bey ruhiger Ueberlegung der Sache ausweiset, mehr Veranlassung zu Mißbildungen als zu wahren Kunstgebilden gegeben? Ein Beweis, wie sehr sie geeignet ist, mißverstanden zu werden, und wie sehr sie es geworden ist.

So wie Alarkos (ein Werk, in dem man den gründlichen Bau einer Tragödie und die würdigste Tiefe der Charakteristik im beschränktesten Raume, daher der Auffassung erleichtert, seit es erschien, bewundert) von der Menge nur als eine Sammlung wunderlicher Reime und Assonanzen betrachtet ward; und wie Novalis bey denselben Verehrern der Kunst, welche gleich-

wohl nicht für jedes Schöne blind sind, kaum für mehr gilt, als für einen liebenswürdigen, zu Zeiten zu tiefsinnigen Schwärmer, Faust aber für eine kecke Narrheit, in dem Gretchen gleichwohl liebenswürdig sich ausnimmt; so gilt die Genoveva, nach Faust die größte Erscheinung der Zeit (ungeachtet der Name Tiecks sich jetzt Respekt erworben, und manches aus seinen Schriften auch von denjenigen, welche die romantische Kunst verläugnen, geschätzt wird); dennoch bey einer Gattung keineswegs überhaupt zurück zu weisender Leser für nicht mehr als für eine rührende, doch in ihrem Detail zu überspannte Geschichte, in der gleichwohl der Charakter des Golo eine baare Unmöglichkeit darbiete. Das Totalbestreben Tiecks aber scheint überhaupt noch von manchen, welche in der Gesellschaft den Ton angeben, so mißgünstig betrachtet zu werden, daß ein Kritiker, der ihn vielleicht am gründlichsten zu würdigen im Stande gewesen wäre, nicht den Muth gehabt zu haben scheint, ihn vor solcher Gesellschaft geltend zu machen, und das Stillschweigen vorzog. Es scheint daher, als biete die romantische Poesie bis jetzt noch in der deutschen Literatur eine Vereinzelung dar, und stehe noch immer außer dem Zusammenhange des allgemeinen Kunstbestrebens. Das Geheimniß dieser ungünstigen Stellung ist, wie Recensent dafür hält, gleichwohl leicht aufgefunden. Diese Poesie vergeistiget einen Zustand, dessen Realität nicht einmal noch hinreichend erkannt worden, und schwebt unbegriffen über einem unbegriffenen Thema. So ergreift sie z. B. in der Genoveva die heilige Würde des Lebens unserer Vorzeit, um sie, im Sinne der Poesie dieser Vorzeit selbst auf eine Art zu verklären, und im wundervollen Spiele der Farbenbrechung in strahlendem Zauberlichte glänzen zu lassen, wofür nur derjenige Gefühl haben kann, der mit reiner Verehrung vor dieser Vorzeit zu stehen fähig ist, und auch die Klänge ihrer Harmonie begriffen hat.

Wie ganz anders aber stünde das deutsche Volk um ein Werk solcher Art, wenn es erst, durch Gründung eines echten historischen Schauspiels wieder in die Erkenntniß seiner eignen Wesenheit gesetzt wäre, und mit seiner Vorzeit auch sich selbst so klar erschaute, um dann in solcher Dichtung die Erhebung der an sich schon ehrenvollen Wirklichkeit des Lebens auf die reinste Höhe der in ihr selbst ruhenden Idee zu erblicken? Welches Geheimniß könnte es ferner in den Darstellungen dieser Dichtung finden, die durchaus nur von deutscher Volksindividualität selbst in jene höhern Regionen des Schönen empor strebt, wohin jeder, der sich nur selbst begreift, gerne im Geiste folgen wird? Es ist uns also auch hier, zum Verständnisse dieser Dichtung, da ein Epos uns noch zu fern liegt, die Begründung einer umfassenden dramatischen

Dichtung nothwendig. Deutsche Poesie würde durch sie, mit sich selbst ins Gleichgewicht gebracht, des ganzen Umfangs ihres Reichthums froh werden. Von ihr, als einer festen Grundlage, welche, da sie die Wahrheit des Lebens selbst ist, unerschütterlich genannt werden kann, würde sie erst ihre luftigen, in den Aether strebenden Gebäude, wie sie dieselben in der Architektur liebte, auch in der Dichtung aufsteigen lassen können.

Wir sind indeß weit davon entfernt, durch diese Auseinandersetzung etwa die Meinung äußern zu wollen, das historische Schauspiel solle nur einen Durchgangspunkt zum romantischen bilden, da es vielmehr schon seiner Natur nach eine solche Selbstständigkeit besitzt, daß es, einmal ins Leben gerufen, schwerlich wieder irgend einer andern Kunst weichen würde. Wohl aber glauben wir, daß, wenn es einmal hinlänglich auf die Geschichte des Vaterlandes und die erlebte Wirklichkeit begründet wäre, sich ihm leicht romantischer Geist beygesellen, und demselben solchen eigenthümlichen Schmuck, eine so tiefe, Wirklichkeit und Dichtung in sich nach einer höhern Idee des Wahren vereinende Natur verleihen würde, daß hierin echte deutsche Kunst neuerer Zeit zuerst ganz offenbar werden, und hierin das lang gesuchte Nationaltheater der Deutschen sich begründet finden würde.

Uebrigens würde sich um ein historisches Schauspiel, das sich, in einer Reihefolge sich wechselweise stützender Werke, der Geschichte des Vaterlandes im Großen widmete, und das Kaiserthum selbst als den Mittelpunkt seiner Darstellung festhielte, bald eine Reihe anderer Dichtungen sammeln, welche die Eigenthümlichkeit des Lebens der verschiedenen Hauptvölker deutschen Stammes feyerten. Dieß ist darum wahrscheinlich, weil es dem Deutschen eben so angeboren ist, sich nach dem einzelnen Stamme, als im Großen des gemeinsamen Vereines zu würdigen, und weil die Liebe zum Vaterlande bey uns zugleich auf der erkannten Trefflichkeit des Stammes beruht, der den Glanz seiner vaterländischen Natur in eigenthümlicher Lichtbrechung glänzen läßt. Solche Schauspiele, weil es leichter ist, sich zu der in denselben waltenden Idee zu erheben, besitzen wir noch vor Gründung eines größern allgemein deutschen Schauspiels bereits mehrere, und obgleich jenem erhabneren Werke voraus geeilt, werden sie sich einst zu demselben als untergeordnete Dichtungen verhalten. Es gehören hieher alle jene Werke, an welchen wir in dieser Abhandlung die Natur des historischen Schauspiels zu entwickeln versuchten. Auch die, natürlich hier nicht zur Anzeige gebrachten Versuche des Verfassers dieser Abhandlung, in Dramatisirung der Geschichte der letzten Babenberger, gehören hieher. Der Unterzeichnete hat diese Schauspiele, ehe er noch eine Ahnung seiner hier dar-

gelegten Ueberzeugungen hatte, vermöge eines natürlichen Gefühls für die Schönheit des vaterländischen Lebens gedichtet, und denkt ihnen einst, indem er sie unter sich in genaue Verbindung bringen wird, ihre wahre Bedeutung zu geben. Vorzüglich aber gehört hieher Karl von Burgund, weil er eine große Begebenheit, einen Seitenzweig deutscher Geschichte auch in einem großen Style darstellt, wenn gleich selten von der Sprache begünstigt.

Sehr fruchtbringend für die Gründung eines echten historischen Schauspiels werden die Bemerkungen seyn, welche Herr von Schütz seiner Dichtung in einer eigenen Abhandlung vorausschickte. Diese Bemerkungen sind Niemanden nachgesprochen, obgleich sie sich zu Zeiten auf Solgers Recension im VII. Bande dieser Jahrbücher beziehen. Von der Abhandlung im Museum, scheint es, habe er nicht Notiz nehmen wollen. Herr von Schütz sucht die Sache vorzüglich durch den Gegensatz aufzuhellen, der bey Darstellung einer Handlung sich sogleich zwischen dem, der die Handlung ausübt, und den ihm entgegen strebenden Kräften kund gibt. Verbreitet sich die Darstellung hauptsächlich über die Entwicklung des Schicksals der handelnden Hauptperson, die in ihrem Streben scheitert, so wird das dramatische Werk Tragödie; verbreitet sie sich aber über die Mitdarstellung jener entgegen wirkenden Kräfte, welche eigentlich die leitende Hand der Vorsehung, die den Gang des Lebens ordnet, selbst repräsentiren, so wird, indem bey dieser Behandlung der Hintergrund des Dargestellten die Bedeutung des Vorgrundes theilt, und mit ihm in gleiche Rechte tritt, das Werk historisches Schauspiel. Sehr sinnreich vergleicht der Verfasser diese Behandlungsart mit dem Verfahren der alt deutschen Malerey, obwohl, wie uns dünkt, für das verglichene historische Schauspiel nicht erschöpfend; doch dürfen wir uns hier nicht in genauere Erörterungen einlassen. Eben so müssen wir verschiedene Untersuchungen übergehen, welche der Verfasser, im Verlauf seiner Arbeit anstellt: über Geschichte, und welchem Volk eine Geschichte zugeschrieben werden kann, oder darf; welche Geschichte ferner zur poetischen Bearbeitung geschaffen ist; worin Sage und Geschichte zusammen treffen; und welchen Gründen der Mangel des typischen in unsrer älteren Historie zuzuschreiben sey. Untersuchungen, welche wir zwar wohl im Ideengange des Verfassers begründet, aber größten Theils zur Aufhellung des hier zu beleuchtenden Gegenstandes nicht unumgänglich nöthig fanden. Die Gegensätze, welche er zwischen dem Theile der Geschichte Englands, den Shakespeare bearbeitete, und der zu bearbeitenden deutschen Geschichte aufstellt, sind aber in vieler Hinsicht sehr lehrreich. Eben so hat er auch tief in die Wesenheit der Sache aufhellende Blicke gethan, indem

er dem Shakespearschen Schauspiel das Lustspiel wie das Trauerspiel vindicirt, und als in ihm vorhanden, nachweiset. Die gleichfalls versuchten Entwicklungen des Trauerspiels Richard II. und der beyden Heinriche IV. und V. zeugen von der Einsicht eines Kenners, und werden nicht, ohne zu weiterem Nachdenken Veranlassung zu geben, gelesen werden.

Immermann.

Die Prinzen von Syrakus, romantisches Lustspiel. Trauerspiele: Das Thal von Roncevall. Edwin. Petrarca.

Recensent beschließt diese ausführlichen Betrachtungen über die neuere dramatische Literatur mit der Anzeige der Versuche des hier genannten Dichters, welche ein unläugbares Talent verrathen; aber dennoch weit von der Vollkommenheit entfernt sind. Sie sind größten Theils der Reflex der excentrischen Seite unserer Literatur, Nachklänge gewisser poetischer Uebertreibungen, die ihr Verdienst inner den Gränzen des Ganzen, in dem sie zum Vorschein kamen, hatten, und haben, aber an und für sich nicht als Muster der Nachbildung genommen werden können. Dennoch wird Jedermann gern gestehen, daß solches Uebermaß, wie es sich in Immermann verkündet, mehr Anregung zur Poesie enthalte, als jenes Hinschmelzen in falschen Idealitäten, wovon wir hier Proben gegeben haben.

Die Prinzen von Syrakus sind ein Lustspiel, welches in modernem Stoffe Aristophanisch ist, und bey trefflicher Laune, beißender Satyre, einen durch das Ganze hindurchgehenden Zug der Ironie verräth; Eigenschaften, welche ohne Zweifel dem Verfasser einen hohen Sieg errungen hätten, wäre er schon im vollen Besitze seiner Kräfte, und überdieß Herr seiner selbst. Fernando, Carlo, Arminio, drey Prinzen von Syrakus, aus den Zeiten des Minnegesangs und der Kreuzzüge, Brüder, und jeder in eigener Art dem Lustspiele angehörend, treffen in den Umgebungen eines Schlosses des Fürsten Manfred, ohne sich zu kennen, zusammen. Ein grausames Schicksal, welches insbesondere Brüder in manchen unsrer Trauerspiele zu verfolgen pflegt, hatte über sie folgendes düstre Loos verhängt: Immer im Streite schon in zartester Kindheit, waren sie ein Gegenstand banger Besorgnisse ihres Vaters geworden, der befürchtete, es möchten sich in ihnen die Gräuel seiner eigenen Jugend erneuen; denn er hatte seinen Bruder in wildem Hasse ermordet. Er entschließt sich daher bey gegebner frischer Veranlassung kurz, Fernando nach sich auf den Stuhl seiner Macht folgen zu lassen, und bey sich zu erziehen. Die beyden andern werden gräulich durch-

gegeißelt, und mit dem Bedeuten in die Welt gejagt, daß, wenn sie je sich erkühnen sollten, nach Hause zurück zu kehren, der unvermeidliche Tod die Strafe ihrer Kühnheit seyn würde. So glaubt er dem Brudermorde hinlänglich vorgebeugt zu haben. Als er aber selbst dem Tode seine Schuld bezahlt, und dies Leben verlassen hatte, erwägt Fernando die Unbilligkeit des den Brüdern heimgefallenen Schicksals, entschließt sich, sie aufzusuchen, und befindet sich bey Anfange des Stücks, incognito, weil er so seinen Zweck besser zu erreichen hofft, indem er unter dem Namen eines Doktors Speranzio nur für einen reisenden Gelehrten gelten will, von seinem treuen Diener Fedrigo begleitet, im Schlosse Manfreds. Vor diesem Schlosse bey Sonnenaufgang in Studien vertieft, von welchen ihn der Gesang Angelikas, der Tochter Manfreds, weglockt, zeigt er sich sogleich in den komischen und edlen Ingredienzen seines Charakters so anziehend, daß man ein weit feiner angelegtes Stück, und ein Lustspiel im schönsten Sinne des Wortes vor sich zu haben glaubt, und später mit einigem Unwillen sich gezwungen sieht, mit geringerer Gabe vorlieb zu nehmen. Von dieser ersten Scene wollen wir einige Proben geben, um den bessern Geist des Verfassers mit einem Male zu charakterisiren. Nachdem Fernando rasch nach einander den Cicero, den Hippokrates und den Donat von seinem Diener verlangt, der die Folianten unter ironischen Bemerkungen herbeyschleppt, und Fernando sich zu den Büchern gesetzt hat, überrascht ihn die Schönheit des anbrechenden Morgens:

Der Morgen tanzt, wie ein verliebter Jüngling,
Mit rothen Fackeln seiner hohen Braut,
Der königlichen Sonne vor. Da ist sie!
Nun hängt die Fürstin ihren Dienern allen,
Den Gräsern, Halmen, Blumen, Bergen, Felsen
Goldnes Geschmeide um, sie zu begnad'gen.
Licht, wie die Welt, wird auch des Menschen Geist,
Und alle Nebel, böser Nächte Plage,
Ziehn in den Abgrund. Dir o Wissenschaft
Weih' ich des freyen Geistes Morgenkraft.

Dieses morgendliche Entzücken und die darauf folgenden Studien kränken aber den Diener Fedrigo, der in treuer Seele überlegt, um wie viel besser es wäre, des freyen Geistes Morgen- und Abendkraft dem Aufsuchen der armen Brüder zu weihen,

Die jetzt vielleicht — o das bringt mich zum Weinen,
Erheben sich vom Lager auf den Steinen,
Den Frühtrunk halten an der Waldesquelle,
Und Mittags speisen auf der fremden Schwelle!

Indeß erhebt Angelika, ungesehen, ein schönes Lied von der Rose, im Style unserer Minnelieder, welches sich allmälich so

sehr des Herzens Fernandos bemeistert, daß er, seinem beobachtenden Diener ein fortwährendes Spiel gutmüthiger Ironie, endlich, in Uebereinstimmung mit dem Liede, in dem Ausrufe sein Gefühl erleichtert:

O Glücklicher, der andre Blumen flieht,
Weil er in seiner Rose Alle sieht!
Der von der Andern Reizen ungetroffen,
Aus ihr sein Fürchten zieht, aus ihr sein Hoffen.
Laß Schmetterlinge herzlos gaukelnd dahlen,
Die Treue freut sich ihrer tiefen Qualen,
Weil Alles, was man sonsten sieht,
In dieser Rose blüht.

Diese schön eingeleitete Liebe verliert sich dennoch bald darauf, nachdem zwischen Fernando und Angelika ein sinniges Gespräch sich entwickelt hatte, in eine abgedroschene Lektion, über Amare, lieben; indem der Liebende der Geliebten mit dem Latein zugleich das Lieben lehren will; und wie diese Lektion an die Afanasia und Benjowsky erinnert, folgt ihr auch die Puseldusel aus der Ehrenpforte Kotzebue's unwillkürlich in der Erinnerung nach, und kränkt die Phantasie des Lesers. Das Geschäft der Entdeckung der Brüder aber geht einen eignen Gang in diesem Lustspiele, der wenigstens hoch komisch entworfen, wenn auch nicht durchgehends glücklich ausgeführt ist. Nachdem sich zuerst Fernando dem auf die Jagd gehenden Fürsten Manfred, bey dem er als Gast ist, dieser Angelegenheit wegen entdeckt hatte, erhält er zwey Briefe, in welchem ihm berichtet wird, daß seinen Brüdern vergeblich nachgeforscht worden. Der Podesta von Mailand, dem Carlo anvertraut worden war, hatte ihn sterbend einem treuen Diener anbefohlen, der sich mit ihm, wie es hieß, nach Deutschland und in die scandinavischen Wildnisse geflüchtet hatte. Von Arminio aber berichtet der andere Brief: er sey an der Seite König Guido's in der Schlacht von Tiberias in Palästina gefallen. Es sey zwar eine unverbürgte Sage vorhanden, daß er später im Kloster am Karmel gesehen worden sey; doch die deßhalb befragten Väter des Klosters erinnerten sich wohl eines Possenreißers, den sie einige Jahre zu ihren Diensten verwendet, dann weggejagt hatten, dessen Namen ihnen aber unbekannt gewesen, und an dem überhaupt nichts Fürstliches erkannt worden.

Der bestürzte Fernando gelangt aber bald darauf zum Beginn der so sehnlich gewünschten Entdeckung, ohne es zwar zu ahnen; die Erkennung bleibt dem Ende des Stücks vorbehalten. Denn indem er ganz trunken von dem Glücke, das ihm aus der Konjugation des Amo aufgeblüht, nur das eine beklagt, daß er nicht Dichter ist, und seinen Gefühlen nicht Sprache zu geben

versteht, gewahrt er Carlo, der aus Deutschland zurückkehrend, sein Glück bey Manfred versuchen will, und Fernando für diesen Fürsten hält. Es ergibt sich bald, daß Carlo der Dichter jenes Liedes ist, das aus Angelikas Munde Fernando begeistert hatte, und er entschließt sich, ihn bey sich zu behalten. Kaum daß sie mit einander eins geworden, kommt Arminio mit einem Knaben, der ihm den Ranzen trägt, und den er in komischer Zusprache zu bereden sucht, sich ohne Tragelohn zu entfernen. Es entspinnt sich in drolligem Hin- und Wiederreden die Bekanntschaft mit Fernando. Die mit Carlo hatte er schon früher gemacht, weil dieser, als er, die Augen gen Himmel gerichtet, durch das Feld ging, den in seinem Wege befindlichen Arminio überrannte, welcher dadurch veranlaßt, plötzlich aus dem Korn sich zu erheben, von dem im Jagen herbeyeilenden Manfred für einen Trappen gehalten, im raschen Schuß durch einen Pfeil verwundet, und dann aufs Schloß gesendet worden war. Diese Scene der Zusammenkunft mit Fernando und Carlo, welche hier in der Anzeige nicht in ihrer komischen Kraft entwickelt werden kann, ist im Werke selbst durch die reiche Laune des Dichters von sehr erfreulicher Wirkung, wenn gleich etwas überladen. Der Knoten des Stücks fängt jetzt an sich zu verflechten, und allmälig wieder aufzulösen, indem Arminio, nicht glaubend, in Fernando einen Mann von Ansehen vor sich zu haben, da er sich so schnell zur Freundschaft herbeyließ, den Herrn im Hause spielt, den Diener beleidigt, Carlo, dessen Schwärmerey ihm ein Gegenstand des Gelächters wird, verleitet, daß er in Liedern um die Liebe Angelikas wirbt, und dadurch Fernando gegen sie beyde aufbringt, endlich durch die Albernheit des Dieners plötzlich entdeckt, daß Fernando sein Bruder sey, und von Ahnung geleitet, auch Carlo erkennt, da er bey ihm das Porträt der Mutter findet. Es folgt nun eine lächerliche Scene mit dem Diener, bey dem er sich als Zauberer geltend macht, und ihn zu allerley Tollheit verleitet, bis die Verwirrung auf den höchsten Grad gebracht, sich in sich selbst auflöset, die Erkennungsscene und auch die Vereinigung des liebenden Paares erfolgt, und nachdem mit Amare wieder Spiel getrieben worden, das Stück sich mit folgender Standrede Fernando's endigt:

Laßt die Trompeten auf gen Himmel schmettern,
Daß unsre Lust sie tragen zu den Göttern!
Lichtweiße Zelter führt hervor, und streut
Bis an den Strand der Blumen Herrlichkeit;
Kein Platz sey unverziert am Schiff geblieben,
An alle Flaggen schreibt: Amant, sie lieben!

Doktor Speranzio fuhr mürrisch aus,
Fürst Ferdinand kehrt überfroh nach Haus!
Denn mit sich führt er Minne, Laune, Lieder:
Komm meine Braut! Kommt Vater! Kommt ihr Brüder!

Es ist leicht zu fühlen, wie dieses lustige Stück zugleich Parodie eines verfehlten tragischen Systems, und durch die Kraft der Darstellung auch selbstständiges Werk ist. Es hat des Guten so viel, daß man dem Verfasser Uebertreibungen, wodurch er besonders dem Charakter des Carlo geschadet, den er gleichwohl geltend machen will, und auch Ungezogenheiten, in denen sich Arminio gefällt, gerne vergeben kann. Das Stück mahnt durch die Keckheit der Erfindung an Holberg, ohne daß dem Verfasser ein Plagiat zu Schuld käme. Dasjenige aber, was wir an dem Stücke zu tadeln finden, ist dieß: daß der Ernst, der hinter diesem Scherze vom Dichter immer angedeutet worden, nicht gründlicher zum Vorschein kömmt, und so das Ganze mehr den Anschein eines losen Spiels, als einer männlichen Auffassung der Kehrseite dieses Ernstes erhält, welchen der Dichter dennoch beabsichtigte. Der Prolog zu diesem Werke einer muthwilligen Laune, erzählt vom Verfasser, der sich einer langweiligen Versammlung, hier die Freunde ceremoniöser Gesellschaftlichkeit, in der er bald zu Grunde ginge, entwindet, um in der freyen Natur, durch Licht, Leben, heitre Sonnenluft, und den Anblick des Treibens der Menschenwelt gestärkt, wieder zu sich zu kommen. Er ladet jeden ein, der nicht in gleicher Ohnmacht wie jene Versammlung sich befindet, zu schauen, ob ihr auch seine Sprünge behagen mögen. Den Epilog setzen wir wegen seiner treffenden Bezeichnung der Stadien, welche Dichter zu durchwandeln pflegen, ganz her, und glauben, der Leser werde es uns Dank wissen.

Ein Rebenstock, dem Saft des Lenzen
Die gottgeweihten Glieder schwellt,
Kann seine Wonne nicht begränzen,
Sie sucht sich Raum und freyes Feld.

Da quillt die Thräne erst gelinde,
Die Botin aus dem tiefen Schacht —
Dann keimt das luft'ge Blattgewinde,
Die Rankenschaar, die Blüthenmacht.

So strömen aufgewühlte Herzen
Erst heil'ge Zährenquellen aus,
Dann brichts hervor von Schwänken, Scherzen,
Ein üpp'ger Blatt- und Blumenstrauß.

Der Herr, sich selber kund zu machen,
Schafft weiß und schwarz und kalt und heiß;
Er zeitigt Weinen, zeitigt Lachen
Auf einem Bett vom selben Reis.

Ein gewiß sehr gelungenes Gedicht. Möge der Verfasser einst noch Ursache finden, mit Beziehung auf sich selbst eine Strophe einzuschalten, daß endlich die Rebe mit einer Frucht schließe, durch die begeisternde Fülle ihres Inhalts erfreuend, und das Leben kräftigend. Was die Thräne betrifft, mit welcher, wie das Lied bemerkt, Rebe und Dichter beginnt, so müssen wir gestehen, etwas, früher als dieses Lustspiel vom Verfasser in Druck gegebenes, nicht gesehen zu haben. Wir glauben aber alle Ursache zur Vermuthung zu haben, daß die später erschienenen Trauerspiele früher gedichtet worden, da sie noch weniger Reife der Kunst als dieß Lustspiel verrathen, obgleich sich an ihnen überall Dichtergeist bewährt.

Das Thal von Ronceval, das erste dieser Trauerspiele, welches den Fall Rolands durch die Verrätherey Ganelons schildert, zeigt ein sehr lobenswerthes Streben, einem so gefeyerten Stoffe Genüge zu leisten. Von den falschen Sentimentalitäten junger Dichter zeigt sich der Verfasser beynahe frey, und hat die Handlung in einer Art geordnet, daß sie ganz so, wie sie ist, der höchsten tragischen Effekte fähig wäre. Sie ist aber nicht bis zu dieser Tiefe der Begründung in der Kraft der Charaktere, durch welche sie wirkt, vorgedrungen, um die Gemüther wahrhaft zu berühren. Der Gang der Handlung, welcher mit vieler Umsicht in historischer Weise geleitet ist, hat, nicht der Anlage sondern der Ausführung nach, manches Zufällige, und die Charakteristik, welche zwar durchaus echt ist, entbehrt, wie bemerkt worden, der nöthigen Kraft. Gleichwohl liest sich das Werk angenehm, und läßt einen guten Eindruck zurück, so daß es wohl gethan wäre, einen Versuch damit auf der Bühne zu machen, da die Persönlichkeit der Darstellung dort vieles ersetzt, was Dichter versäumen.

Mit mehr Kraft, ja zu Zeiten mit Erhabenheit und großer Lebendigkeit der Darstellung ist das Trauerspiel Edwin ausgestattet, welches der Dichter Göthen zueignet, ohne daß es diese Ehre wirklich verdiente; denn eine Fülle von Mißverständnissen entstellt dieses in seiner Anlage wohl berechnete Werk, und macht es unmöglich, daß es je mit Liebe von einem gesunden Gefühle gehegt werden könnte. Was in diesem Trauerspiele mit wahrem Dichtersinne dargestellt ist, sind glücklicherweise die edlen Personen; die Bösartigkeit ist aber dem Verfasser so sehr mißlungen, daß sie durchaus gar keinen Eindruck hervorbringt. Die komischen Scenen sind meistens außer ihrem Platze, und Junker Dunst, welcher den Mittelpunkt der komischen Kraft des Stücks bilden soll, läßt einen solchen Eindruck von Ekel und Langerweile zurück, daß man nicht begreift, wie der Verfasser des Thals

von Roncevall oder der Prinzen von Syrakus nur zu solcher Schöpfung gekommen ist. Dieß sind alles Behauptungen ohne Beweise; wir müssen aber den Leser bitten, die Aussage auf Treue und Glauben hin zu nehmen. Den Inhalt des Werks liefert die Tyranney Adalfrieds, Königs von Northumberland, der den rechtmäßigen Thronfolger von Deiri, Edwin, der ihm als Knabe anbefohlen war, ermordet zu haben wähnt, aber durch die treue Gesinnung Offa's, dem er die Ermordung auftrug, daran verhindert ward. Dieser hatte sich vielmehr mit Edwin in die Tiefe eines Walds geflüchtet, wo er ihn unerkannt aufzog, als er erwuchs, ihm seine Tochter zur Ehe gab, und des Augenblicks harrte, wo er ihm und dem Reiche seinen Namen und wahre Abkunft entdecken könnte. Die Art, wie Edwin, der in Offa's Hütte den Namen Waldmann führt, wieder zum Throne gelangt, ist der eigentliche Inhalt des Trauerspiels, welches, in allem, was diesen Waldmann betrifft, mit Dichtersinn, dramatischer Kraft und Einsicht in die geheimen Tiefen des Herzens gearbeitet, um so mehr der Klage Raum läßt, daß dem Verfasser Unwerth und Thorheit eben so lieb als Werth und Würde gewesen, und er, zwischen beyden in der Darstellung unentschieden, etwas zu hart im Falle den Boden berührt hat.

Das letzte des in drey Trauerspielen beschlossenen Bandes ist Petrarka, der Inhalt desselben die Darstellung seiner Liebe zu Laura. Auch hier muß man in Anordnung und Behandlung des Stoffs einen Dichter erkennen, obgleich man wieder den Beysatz, daß dieß Trauerspiel ein mißglücktes Werk sey, nicht unterlassen darf. Um einen Gegensatz zwischen gewöhnlicher und höherer Liebe aufzustellen, vielleicht, in einer unglücklichen Nachahmung Romeo's, um die Wandelbarkeit menschlicher Gefühle zu zeigen, läßt der Dichter Petrarka den Morgen selbst, eh er Laura kennen lernt, Liebe zu einem jungen Mädchen fassen, die er für den Abend in eine Laube bestellt, um ihr dort, weil er indeß Lauren lieben lernte, in wahrhaft gemeiner Niederträchtigkeit Verachtung und Hohn für Liebe zu geben. Während sich das Mädchen in Verzweiflung erwürgt, will er die Kammer Laurens ersteigen, durch den Degen ihres Gatten daran gehindert, aber durch seine Vorwürfe nicht gebessert. Er geht, von Laura ermahnt, von dem Freunde zur Erkenntniß seiner selbst aufgerüttelt, durch den Anblick des erwürgten Mädchens endlich zu Reue und Beschämung gebracht, als ein gemeiner Sünder von der Bühne; eine Erscheinung, die kein Gegenstück zu Tasso bildet, aber das schönste hätte werden können, wenn der Verfasser das Daseyn als ein Heiligthum, das sich mannigfaltig zwar, doch

immer verehrenswerth gestaltet, und in seinen edelsten Aeußerungen, wie Petrarka eine derselben gewesen, geschont, und nicht der Willkür unterworfen seyn will, ehren gelernt hätte.

Hiermit beschließt Recensent diese Anzeige, bey welcher er außer der unparteyischen Entwicklung der angezeigten Werke hauptsächlich die Darstellung des wahren Charakters des historischen Schauspiels bezweckte, über welchen eine gründliche Entwicklung Shakespears, wie wir sie von Tieck erwarten, erst die wahre Aufklärung geben wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die deutsche dramatische Kunst seit ihrer edleren Ausbildung dahin gestrebt habe, und es schien daher nothwendig, dieß einmal durchgreifend zur Sprache zu bringen. A. W. Schlegel wies bereits in seinen Vorlesungen über dramatische Literatur auf die Bearbeitung historischer Gegenstände hin; über Nationalität der Kunst bestehen bey uns bereits verschiedene zu beherzigende Entwicklungen, worunter die von Docen in diesen Jahrbüchern einen ausgezeichneten Platz behauptet; unser deutsches Lied, wie es bey uns seit Göthe besteht, und durch Uhland in neuester Zeit abermal bereichert worden, liefert den sprechenden Beweis, wie auf vaterländisches Leben Kunst sich begründen könne. Recensent fügt vielen rühmlichen Arbeiten der Zeitgenossen, die den eigenthümlichen Geist deutscher Dichtung gerne im vollen Lichte sähen, hier die seine bey, in der Hoffnung Gutes zu wirken.

Demjenigen, welcher vielleicht glauben möchte, der entschiedene Ton, mit welchem meistens in dieser Beurtheilung und oft selbst über Werke vom größten Gehalte gesprochen worden, stimme mit den im Anfange geäußerten mäßigen oder bescheidenen Gesinnungen nicht überein, glaubt Recensent, indem er hier von seiner Arbeit scheidet, in Erwägung geben zu müssen, daß jedes Urtheil, als solches, sich mit Bestimmtheit, unumwunden, und auch ohne Rücksicht auf Person oder Ansehen auszusprechen habe, auch wenn es, wie hier der Fall ist, eben nur für eine einzelne Meinung sich geben will. Vieles wurde übrigens hier nicht berührt, welches vielleicht Recensent bey anderer günstiger Gelegenheit zur Sprache wird bringen können. So wird es vor Allen nöthig seyn zu zeigen, wie eine auf vaterländische Geschichte und Nationalität begründete dramatische Kunst, ihrer Natur nach, fremden Stoff keineweges im Verfolg ihrer Entwicklung von der Bearbeitung ausschließen, sondern ihn vielmehr suchen werde. Auch dieß wird nöthig zu erörtern seyn, wie ein solches Schauspiel Grundlage eines sich über die Verhältnisse der Häuslichkeit auch der neuesten Zeit verbreitenden Lustspiels werden könne. Wenn überhaupt in dieser Abhandlung vielleicht einiges noch dunkel ge-

blieben, oder nicht umfassend genug begründet scheinen möchte, möge dieß der Leser mit der Schwierigkeit des Gegenstandes gütig entschuldigen, da hier keine Arbeit gescheut worden, und auch überall guter Wille zur Hand war. Immer handelt es sich in Dingen von Bedeutung darum, daß man mit hinreichendem Muthe zur Arbeit Hand anlege, um, sollte man den Zweck auch nicht ganz erreichen, doch andern vorgearbeitet zu haben, die dann geebnetere Wege finden.

M. v. Collin.

Art. VII. Istorija gosudarstva rossijskago, d. i. Geschichte des russischen Staates Zweyte verbesserte Ausgabe. Petersburg, 1818, 1819. VIII Bände in gr. 8.

Die mit Würde geschriebene Zueignung an Kaiser Alexander, die der russische Historiograph, Niklas Karamsin, am 8. Dec. 1815 bey der ersten Ausgabe unterzeichnet hatte, ist auch bey dieser zweyten dem Werke vorgesetzt worden. Diese in jeder Rücksicht vortreffliche Arbeit, die aller Vorgänger Versuche weit hinter sich zurückläßt, ist die Frucht von zwölfjähriger Anstrengung. In der Vorrede wird Schlözers bekannte Eintheilung der russischen Geschichte (Russia nascens, divisa, oppressa, victrix) mit gutem Grunde zurückgewiesen, und eine bessere in Vorschlag gebracht. Ein besonderer Aufsatz macht uns mit den Quellen der russischen Geschichte bis zum siebzehnten Jahrhunderte bekannt, worunter die Nr. I. genannten Chroniken die reichhaltigsten sind. Den Anfang macht Nestor, der etwa mit dem Jahre 1110 endigte; an ihn schließen sich nun andere Fortsetzer an. Die ältesten zwey auf Pergament geschriebenen Handschriften sind aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, wovon eine leider beym Einfall der Franzosen verbrannte. Desto schätzbarer sind nun die häufigen Auszüge aus derselben, so wie aus andern, die in den, jedem Bande beygefügten, zahlreichen Noten reichlich mitgetheilt werden. Der erste Band ist mit 539 Noten ausgestattet. Bey dem fleißigen Vergleichen der ältern Chroniken konnten dem Historiographen die spätern Zusätze in der Nikonischen Chronik nicht entgehen. Auch anderer Chroniken Widersprüche mußten von ihm oft gehoben werden. In den genealogischen Büchern (N. VII.) stieß er nicht selten auf Unrichtigkeiten, die er verbesserte. Selbst die Legenden (Nr. IV.) durfte er nicht verschmähen, weil sie manches wichtige Datum liefern, das anderwärts nicht zu finden war. Doch sind wohl einige Märchen daraus nur wiederholt worden, um des damaligen Zeitalters Leichtgläubigkeit darzu-

stellen. Die wichtigsten Quellen sind die Urkunden (gramoty Nr. XI.), wovon sich keine ältere erhielt, als eine um das Jahr 1125 geschriebene, und die Archivschriften (Nr. XIV). Das russische Reichsarchiv stand dem Hrn. Verfasser als Reichshistoriographen offen, und aus dem Königsberger Archiv erhielt er Abschriften. Auch ist seinem Fleiße in Aufsuchung ausländischer Quellen, in zweckmäßiger Benützung späterer Bearbeitungen fast nichts entgangen, den griechischen, von Leo Allatius aus einem Vatikanischen Codex citirten, und seitdem von Ambr. Pampereus 1802 in Wien edirten Biographen des bulgarischen Erzbischofs Klemens ausgenommen. Seinem geübten kritischen Blicke hat man eine Menge Berichtigungen früherer Schriftsteller zu danken. Müllers, Bayers, Schlözers und anderer, besonders polnischer Historiker Fehltritte werden nicht selten gerügt; am häufigsten aber wird der Verfasser der Nikonischen Chronik und Tatischtschew, beyde willkürlicher Zusätze wegen, zurecht gewiesen. Doch schwankt bisweilen sein kritisches Urtheil in Fällen, wo der russische Nationalruhm etwas einbüßen möchte. Zur leichtern Uebersicht der in der alten Geschichte vorkommenden Städte und anderer Orte dient die Landkarte Rußlands und der angränzenden Länder aus dem neunten Jahrhundert, die nach den im Werke selbst bestimmten geographischen Angaben entworfen ist. Sollte sich nicht noch manche Lücke darauf ausfüllen lassen? Den Werth der genealogischen Tabellen der russischen Fürsten, wovon die neunte bis ins siebenzehnte Jahrhundert reicht, kann niemand verkennen. Erfreulich ist es für alle Slawen, den Originaltext der alten Chroniken in den Noten zu jedem Bande lesen zu können, mögen auch die Uebersetzer dieser Geschichte ihre Noth damit haben, und nicht wenige davon für ihren Zweck entbehrlich finden. Die Zeugnisse der Ausländer sind gewöhnlich in ihrer Sprache angeführt; Stellen aber aus den Byzantinern nur in lateinischer Uebersetzung. Den gegebenen Erklärungen veralteter slawonischer Wörter wird bis auf wenige Ausnahmen selbst der Kenner seinen Beyfall nicht versagen, wenn er gleich z. B. szozliag, das für ein altslawonisches Wort Note 526 ausgegeben wird, bloß für eine Verkürzung von Schilling, folglich für fremd halten muß; und volos (vlas) nicht mit dem lateinischen pilus, sondern lieber mit dem deutschen Flachs vergleichen wird. — Gehen wir nun zur Anzeige des Inhalts der einzelnen Bände über, deren nicht mehr als acht vor uns liegen.

Des ersten Bandes erstes Kapitel handelt von den Völkern, die ehemals Rußland bewohnten, und von den Slawen überhaupt. Ganz kurz berührt der Historiograph die Argonauten, Tauren, Kimmerier, Hyperboreer, die griechischen Kolonien Ol-

bia, Pantikapäa, Fanagoria, Tanais, Cherson. Rec. will hier auf eine Stelle des Jordanis, die noch einen russischen Kommentator erwartet, aufmerksam machen. Er sagt im fünften Kapitel von Scythien: in eo vero loci latere, quo Ponticum littus attingit, oppidis haud obscuris involvitur, *Boristhenide*, *Olbia*, *Callipode*, *Chersone*, *Theodosia*, *Pareone*, *Mirmycione et Trapezunte*, quas indomitae Scytharum nationes Graecos permisere condere, sibimet commercia praestaturos. — Die Scythen werden nun nach Herodot beschrieben, dann Sarmaten, Jazygen, Alanen, Gothen und endlich Veneden genannt. Jordanis Veneden im sechsten Jahrhundert sind unstreitig Slawen, aber die Veneden des Plinius und Tacitus möchten doch eher zu den Germanen gehören, und Rec. weiß es sich gar nicht zu erklären, wie die Serbi des Plinius und Ptolemäus, die doch schon Dubravius und Andere nach ihm für Slawen hielten, in der russischen Geschichte gänzlich konnten übergangen werden. Dieß ist ja der älteste Name der Slawen. Noch im zehnten Jahrhundert saßen Σέρβιοι nach Kaiser Konstantin in Rußland neben den Chrowaten. Bey den Lausitzer Wenden und den südlichen Serbiern hat sich der alte Name bis zur Stunde erhalten, ein Beweis, daß er, ehe noch der Name Slowenen aufkam, allen Slawen gemein war. Die Hunnen mögen sich wohl einige slawische Stämme, namentlich diejenigen, über die der gothische König Hermanrich herrschte, unterworfen haben; die meisten aber scheinen sich ihrer Herrschaft, so wie später der awarischen Macht, durch ihre weitere Entfernung entzogen zu haben. Mühsam und zum Theil auch glücklich wird (Note 44) das alte geographische Fragment bey Buat erklärt, das selbst nach Hrn. Karamsins Urtheil nicht aus dem sechsten Jahrhunderte seyn kann. Seit 527 verheeren die Slawen das griechische Reich. Samo soll (S. 27) von den Böhmen zum König gewählt worden seyn. Samo gehört eigentlich den Karantanern zu, und ist nun von einigen Neueren mit offenbarem Zwange nach Böhmen (und Mähren) versetzt worden. — Kap. II. Von Slawen und andern Völkern, die den Staat Rußlands ausmachten. Nach Nestors Berichte (bloßer Vermuthung) kamen die Slawen, aus den Gegenden an der Donau von den Walachen vertrieben, nach Rußland und Polen. Nestor konnte wohl, da nach ihm der Apostel Andreas schon Slawen in Rußland vorfand, unter Walachen kein anderes Volk verstehen, als die Gallier, die vor Christi Geburt in die illyrischen Provinzen einfielen. Nestor nahm an, bloß nur darum, weil zu seiner Zeit slawische Völker das Norikum und

Illyrikum bewohnten, daß auch schon die alten Illyrier und Noriker zum slawischen Völkerstamme gehörten. Allein hierin ist Nestors Aussage gar nicht zu beachten, und selbst der Historiograph glaubt, daß die Veneden, die schon vor Christi Geburt an den Küsten des baltischen Meeres saßen, auch im Innern von Rußland wohnen mochten, daß vielleicht Herodots Androphagen, Melanchlänen, Neuren, selbst die Geten in Dacien, Vorfahren der Slawen waren. Wozu will man die Slawen unter diesen oder noch andern Völkernamen der ältern Welt suchen? Man vermenge die alten Veneden nicht mit den neuern Wenden des Jordanis, und halte sich bloß an die Serben, bis endlich im sechsten Jahrhunderte der Name Slowan, Slowenen, die allgemeine Benennung der ganzen Völkerschaft wird. Neben den Slowenen kommen beym Konstantin sowohl als beym Nestor schon mehrere Specialnamen vor und bey beyden finden sich Chorwaten in Rußland, aber Serbier nur bey Konstantin, wofür Nestor die ihm bekannten Sewerier aufführt. — Kiews Erbauung durch drey Brüder und ihre Schwester wird mit Nestors Worten erzählt, allein für die Wahrheit der alten Sage will Hr. Karamsin nicht Bürge seyn. Dobrowsky's Erläuterung der warägischen Benennung Sambatas (Sammlung der Böte) aus dem Schwedischen wird zwar gebilligt, doch zugleich an das russische sama mat' erinnert. Allein der slawische Name der Stadt ist Kiew, der warägische aber Sambatas, der keine Deutung aus dem Slawischen zuläßt. Konstantins βιτεζεβη deutet der Historiograph, Viticzev darunter verstehend, viel richtiger als Bayer bey seiner noch mangelhaften Kenntniß der Geographie von Rußland, der es auf Witepsk bezog. So wird auch Müller, der Nowgorod unter Jordanis civitas nova finden wollte, dadurch widerlegt, daß diese nicht im Norden, sondern nach der Lage, die sich aus dem ganzen Zusammenhange ergibt, an der Donau zu suchen sey. Rec. kann noch hinzusetzen, daß im echten Texte des Jordanis gar keine civitas nova vorkommt, indem für a civitate nova et Sclavinorumunense nach allen verglichenen Handschriften mit Weglassung der eingeschobenen Randglosse Sclavinorum gelesen werden muß: a civitate Novietunense. Der chasarischen Stadt Sarkel Lage wird sehr genau bestimmt. Von den Ruinen einer Stadt Serklia spricht der Metropolit Pimen in seiner Reise und da stand Sarkel. — Die Waräger sind Skandinavier (Normänner). Unter den Namen Russen werden sie 839 zu Konstantinopel und in Deutschland bekannt. Dieser Name ging in der Folge auch auf die Slowenen in Rußland über. Die Sitten der Slawen werden

aus Prokop und Mauriz im dritten Kap. schön beschrieben. Daß die Böhmen lange vor Karl dem Großen Bergbau getrieben, mag Thunmann, dem es nacherzählt wird, verantworten. Demselben ist auch die weit hergeholte Erklärung von konczina (so hießen die Tempel der Wenden) abgeborgt. Ein Slawe sollte hier nicht an das polnische gonta, Schindel, sondern vielmehr an konec denken und davon konczina ableiten. Man theilte die Städte in Quartiere (Viertel) ab, und diese hießen bey den Slawen konci. In jedem Viertel stand eine konczina, worin sich die Bürger eines Viertels versammelten. Unter den slawischen Benennungen der Monate sind einige z. B. Prosinec von sinij blau, nicht ganz richtig im Texte erklärt, wiewohl Note 159 auch bessere Erklärungen gegeben werden. Prosinec ist gewiß von prositi bitten, weil die Knaben um die Neujahrsgeschenke bittend herumziehen. An proso, Hirse, ist hier gar nicht zu denken. Der Rjujen ist der Brunftmonat, von rjuju. Dieß bestätigen auch die böhmischen Monate zarzig (ehedem zarzuy) und rzigen, der Anfang der Brunft und die volle Brunft. Die neue Erklärung durch das serbische ruj, Färbeholz, Rhus cotinus, so passend sie scheint, ist doch nicht richtiger, weil das Wort ruj in andern Dialekten gar nicht vorkommt und aus Rhus entstanden ist. Den Izok kannten auch die alten Böhmen. Bey ihnen war es der May. — Der kroatische Ban sollte doch von dem polnischen und böhmischen pan, Herr, unterschieden werden. Ein sonderbarer Mißgriff ist es, wenn koleda (koljada) zu einer slawischen Gottheit gemacht wird. Koleda ist nichts anders, als das lateinische colenda des Mittelalters, ein Geschenk, das man zum neuen Jahre verehrt, davon nun koledovati, solche Geschenke sammeln, darum bitten. Ueberhaupt bedarf die slawische Mythologie noch vielfältiger Sichtung und kritischer Prüfung. So sind Porevit und Porenut gewiß nicht zwey Gottheiten, sondern Porenut nur ein Schreibfehler. Svatovid ist wohl leichter zu erklären, aber nicht richtig geschrieben. Es soll Svatovit heißen, d. i. der heilige Sieger. — Einige slawische Wörter werden Note 245 mit indischen, weit mehrere Note 246 mit lateinischen, deutschen und griechischen verglichen, um über das Verhältniß und Aehnlichkeit der slawischen Sprache mit andern urtheilen zu können. Bey usta sollte doch nebst στόμα auch das lateinische os stehen. Bey den nebst dies lieber das indische din als das griechische δὴν δηναιὸς. Korob, corbis, Korb, stehen wohl gut neben einander, allein der Korb ist aus corbis, und das russische korob aus Korb entstanden. So ist auch das russische penja kein ursprünglich slawisches, sondern ein fremdes Wort aus poena, so wie

glyba aus gleba. Mit slabyj (slab) kann wohl das deutsche schlaff verglichen werden, aber mit slabieju nicht wiederum das lateinische labo. — Vor 863 hatten die Slawen noch keine Schrift. Sie verdanken sie dem Philosophen Konstantin, sonst Cyrill genannt. Auch der Runen zu Rhetra wird gedacht. Die glagolitische, nach der cyrillischen viel später erfundene Schrift wird fälschlich dem Hieronymus zugeschrieben. Dobners paradoxe Meinung von dem höhern Alter der glagolitischen Schrift, die er dem Cyrill und Method als Erfindern derselben zuschrieb, wird (Note 267) gründlich widerlegt. — Das vierte Kapitel ist überschrieben: Rurik, Sineus, Truwor 826—879. Das Summarium, das jedem Kapitel vorangeht, bestimmt den Inhalt noch genauer: Warägische Fürsten werden gerufen — Gründung der Monarchie — Askold und Dir. — Einfall der Russen in das griechische Reich. — Anfang des Christenthums in Kiew. — Ruriks Tod. Nach Nestors Darstellung ist Rurik kein Usurpator, sondern ein gerufener Herrscher. Nowgoroder Slawen, Kriwitschen, Wessen und Finnen vereinigen sich und berufen Rurik mit seinen Brüdern. Ob der Nowgoroder Aelteste Gostomysl dazu gerathen, ist zweifelhaft. Ja selbst die drey Brüder, die gerufen werden, scheinen zweifelhaft zu seyn. Note 283 wird Schlözer widerlegt, der den Einfall hatte, die Russen (*Ρως* der Byzantiner), die 866 gegen Konstantinopel einen Zug zu Wasser unternahmen, nicht für Kiewer Russen gelten zu lassen. — Kapitel 5. Oleg regiert 879—912. Askold und Dir werden erschlagen, Kiew genommen. Die Ungern ziehen bey Kiew vorbey. Dieß veranlaßt den Historiographen von den Ungern weitläufiger zu handeln und von den Rußniaken in Ungern zu sprechen. Diese, meint er, seyen nicht vor dem eilften und zwölften Jahrhunderte nach Ungern gekommen, und ihre Sprache sey vollkommen die russische. Allein die Rußniaken in Ungern sprechen wohl rußniakisch, aber nicht vollkommen russisch und viel anders, als die Note 302 angeführten russischen Verse des Hrn. Orlaj lauten. Gegen Olegs Zug mit zweytausend leichten Fahrzeugen nach Konstantinopel im Jahre 906, so wie gegen die Echtheit des 911 mit den Griechen geschlossenen Traktates hat schon Schlözer erhebliche Einwendungen gemacht, die durch die Erinnerung, daß doch verloren gegangene Byzantiner davon Nachricht gegeben haben mögen, noch gar nicht gehoben werden. Nicht nur einige erdichtete Umstände, wie Herr Karamsin gesteht, nahm Nestor aus Sagen, sondern die ganze Erzählung ist nicht mehr als ein patriotisch erdichtetes Märchen, zu dem noch die Friedensartikel erst nach Nestors Tode hinzugekommen sind.

Man wollte, da die Russen 866 den ersten, und Igor nach fünf und siebzig Jahren den zweyten Zug unternahm, auch den Oleg nicht leer ausgehen lassen. Wie wäre es sonst begreiflich, daß die Byzantiner davon nicht eine Sylbe melden. — Kap. 6. Igor 912—945. Igors Zug gegen die Griechen im Jahre 941 kann nicht bezweifelt werden, wenn gleich die griechischen und russischen Nachrichten davon in vielen Umständen nicht übereinstimmen. Igors zweyter Zug aus Rache ist wiederum nur eine Sage, und den Friedenstraktat in vierzehn Artikeln hält Rec. gleichfalls für eingeschoben. Im siebenten Kapitel tritt Swjatoslaw (der erste slawische Name eines Regenten) auf, 945—972. Olga, des erschlagenen Igors Wittwe, straft seine Mörder, die Drewier. Ihre listige und grausame Rache wird mit Nestors Worten erzählt. Sie läßt sich 955 (nach den Byzantinern 957) zu Konstantinopel taufen; ihren feyerlichen Empfang bey Hofe beschreibt Kaiser Konstantin selbst. Beym Nestor fehlt es nicht an fabelhaften Umständen. Nach ihm wollte der Kaiser die alte Matrone heirathen u. s. w. Unter Swjatoslaw's kriegerischen Unternehmungen zeichnet sich der Zug nach Bulgarien aus. Leo Diakonus, dessen kritische Ausgabe man großmüthigen Beyträgen des russischen Staatskanzlers Romanzow zu verdanken hat, beschreibt den bulgarischen Krieg ganz anders als Nestor, dessen Nachrichten aus Leo oft berichtigt werden mußten. Leo's Held ist der Kaiser Timisces, Nestor aber läßt die Russen überall siegen. Der Friedenstraktat, wie er bey Nestor steht, ist eben so verdächtig, wie die früheren; doch diesen scheint Nestor selbst koncipirt zu haben. Woher nahm er wohl den Stoff dazu? Swjatoslaw, den Hr. Karamsin den russischen Alexander nennt, wird bey seinem Rückzuge 972 an den Wasserfällen des Dniepers von den Petschenegen erschlagen. Er gab das erste Beyspiel von Theilungen des Reichs. Fruchtlos bemühet sich Olga um seine Bekehrung zum Christenthum. Daß sie durch Gesandte an Kaiser Otto I. auch einen lateinischen Bischof verlangt habe, will der Historiograph nicht begreifen. Er nimmt also an, daß der Bischof Adalbert, der die Russen bekehren sollte, nicht zu den Russen, sondern, wie schon vorhin Assemann glaubte, nach Rügen geschickt worden sey. Allein wenn man auch nur die von Schlözer angeführten Zeugnisse genauer vergleicht, so ist es fast handgreiflich, daß hier Russen und nicht Bewohner der Insel Rügen verstanden werden müssen. — Kap. 8. Jaropolk, Großfürst 972—980. Im Jahre 973 kommen russische Gesandte mit Geschenken an Kaiser Otto. Jaropolk zieht wider Oleg. Dieser kommt um. Wladimir verläßt aus

Furcht Nowgorod, bringt Waräger mit zurück; erschlägt den Rogwolod, weil dessen Tochter Rogneda, die an Jaropolk versprochen war, seine Hand ausschlägt, und läßt den Bruder Jaropolk tödten. — Kap. 9. Wladimir 980—1014. Er soll noch als Heide vier Weiber und achthundert Kebsweiber gehabt haben. Auf einem Hügel zu Kiew stellte er den Perun, den slawischen Jupiter, mit einem silbernen Kopfe auf. Diesem wurden auch Menschen geopfert. Die von Wladimir unternommene, sehr umständliche Prüfung der Religionen, glaubt der Historiograph durch ein griechisches Fragment bey Banduri, dessen Uebersetzung Note 447 eingerückt ist, bestätigen zu können. Allein dieß Fragment ist ganz neu; sein Inhalt aus russischen Chroniken gezogen, ziemlich verworren, und hätte nicht für eine alte Handschrift ausgegeben werden sollen. Der Brief, in der bulgarischen (altslawonischen) Sprache, den der Arzt Johann Smera aus Alexandrien, an Wladimir schreibt, worin die griechischen Kirchengebräuche getadelt werden, wird billig als unecht verworfen. Den Polen nimmt Wladimir Galizien, die Stadt Czerven und andere Städte weg; er soll auch schon die Bulgaren an der Kama, doch ohne sie zinspflichtig zu machen, im Jahre 985 bezwungen haben. Er erobert Cherson, begehrt die Prinzessin Anna, des Kaisers Schwester, zur Frau, und läßt sich 988 taufen, errichtet Schulen, bauet Städte. Die Erbauung von Perejaslawl ist Hrn. Karamsin aus dem Grunde zweifelhaft, weil diese Stadt schon im Olegischen Traktat genannt wird. Sollte man nicht vielmehr schließen, daß der Olegische Traktat, in welchem eine später erbaute Stadt als schon vorhanden genannt wird, ein untergeschobenes, in Nestors Chronik von jüngerer Hand eingeschobenes Machwerk sey? Der fabelhafte Krieg mit dem norwegischen Prinzen Erik aus Sturleson hätte wohl eine Stelle in einer Note, nicht aber im Texte selbst verdient. Wladimir theilt das Reich unter seine zwölf Söhne. Jaroslaw zu Nowgorod, nach Unabhängigkeit strebend, will keinen Tribut zahlen. Vater und Sohn rüsten sich zum Kriege. Wladimir stirbt zu Berestow 1015 ohne seinen Nachfolger zu bestimmen. — Das 10te Kapitel, worin der damalige Zustand Rußlands geschildert wird, gewährt eine leichte und schöne Uebersicht dieser früheren Epoche, die mit Wladimirs Tode schließt. Die Meinung des Historiographen, daß wo nicht die Slawen, doch die Waräger schon im neunten und zehnten Jahrhunderte geschriebene Gesetze gehabt hätten, kann Rec. nicht unterschreiben, weil sich keine Spur davon finden läßt. Gesetze, wie Gewohnheiten, lassen sich ohne schriftliche Abfassung lange

erhalten. Wladimirs Kirchensatzung (Note 506), die sonst in einer kormczaja (sonst Nomokanon) aus dem dreyzehnten Jahrhundert gelesen wird, erklärt Hr. Karamsin für untergeschoben. In der Kriegskunst waren die Waräger der Russen Lehrmeister. Mit Konstantins Worten werden die jährlichen Züge mit Kähnen (μονόξυλα) auf dem Dnieper beschrieben. Die ziemlich genaue Beschreibung der Kähne bey Gibbon ist aus Beauplan entlehnt, der nun freylich nur von Kähnen seiner Zeit sprechen konnte. Unter den Handlungsartikeln, die Rußland liefern konnte, werden Honig, Wachs und Rauchwerk genannt. Die Schiffahrt bis Syrien ist wohl zweifelhaft, da wahrscheinlich συανια, wie Gibbon vermuthet, für συρια zu lesen ist. Daß es kein Rind und keine Pferde in Rußland gegeben, wie Konstantin berichtet, soll geradezu eine Lüge seyn. Vielleicht gab es keine vorzüglich schönen Pferde. Nowgorod ist der Mittelpunkt der Handlung mit Skandinavien. Es gab noch andere namhafte Städte. Kiew hatte nach Ditmar mehr als vierhundert Kirchen und acht Marktplätze. Es scheint wohl, man müsse bey Ditmar quadraginta anstatt quadringenta lesen. So wäre das Verhältniß von vierzig Kirchen zu acht Marktplätzen natürlicher. Der sächsische Annalist, der dreyhundert Kirchen hat, scheint die Zahl vierzig auf jeden Marktplatz bezogen zu haben. — Thierläppchen, Schnautzen, lederne Streifen mit Sternchen und andern Zeichen vertraten lange das Metallgeld. Die Benennungen, kuny, grivna, deren verschiedener Werth bestimmt wird, sind gut erläutert. Die Runenschrift, wie es scheint, war in Rußland nie eingeführt. Die cyrillische Schrift ist den Russen, wo nicht eher, doch gewiß unter Wladimir durch die slawisch-bulgarische Uebersetzung der liturgischen und einiger biblischen Bücher bekannt worden. Der Historiograph spricht von einer alten Uebersetzung der Bibel in jener Zeit, wo nur von einigen Theilen (dem Psalter, den Evangelien und Briefen der Apostel) die Rede seyn kann. Er nennt sie serbisch, aber gleich auch wiederum mährisch. Die zum Gottesdienst nöthigen Bücher sind nicht in Mähren übersetzt worden, sondern Cyrill und Method brachten die schon übersetzten Bücher aus Bulgarien nach Mähren. Die richtigere Lesart beym Nestor, wenn gleich der ganze Abschnitt von Method nicht von seiner Hand seyn mag, ist knigy położeny (niedergelegt) und nicht preloženy (übersetzt). Die aus den Evangelien vom Jahre 1144 mitgetheilte Probe Joh. I. 1—17 soll beweisen, daß die Russen schon im eilften und zwölften Jahrhundert dieselbe Uebersetzung gehabt hätten, die sich in der Ostroger Bibel findet. Allein andere, besonders aus Briefen gewählte Stellen würden dieß nicht bewei-

sen, sondern vielmehr darthun, daß man schon vor der Ostroger Ausgabe an der alten Uebersetzung vieles, wo nicht immer verbessert, doch geändert habe. In Rücksicht der meisten Bücher des alten Testaments ist die slawische Uebersetzung auch nicht so alt, als hier vorgegeben wird. Die Böhmen und Polen hatten wohl eher in ihren Dialekten eine ganze Bibel, als die Russen in ihrer Kirchensprache. Alois Hanke von Hankenstein glaubte einen Kodex zu besitzen, der eine vorcyrillische slawische Uebersetzung aus dem achten Jahrhunderte enthielte, allein dessen Alter ist hier gehörig gewürdigt worden. Er ist, heißt es, jünger als die Evangelien vom Jahre 1144, aber älter als der Kodex vom Jahre 1307. Von den zu Krakau 1491 gedruckten slawischen Büchern waren dem Historiographen nur der Psalter und das horologium (czasoslovec) bekannt. Den Oktoich (Osmoglasnik) von demselben Jahre hat Hr. Senator und Professor Bandtke zu Krakau in einer eigenen Dissertation beschrieben, und von dem Buchdrucker Schwantopolt Fiol sind in den Miscellaneis Cracoviensibus gute Nachrichten zu lesen.

Im zweyten Bande, worin jedem der sechzehn folgenden Großfürsten ein eignes Kapitel gewidmet ist, wird die Geschichte bis 1169 fortgesetzt. Swjatopolk besteigt als Usurpator den Thron; Boris und Glieb werden erschlagen. Jaroslaw siegt über den Swjatopolk 1016. Den flüchtigen Swjatopolk unterstützt der polnische König Boleslaw. Dieser nimmt 1018 Kiew ein; verläßt die Stadt bald wieder; behält aber die czerwenischen Städte und Galizien. Bey dem Brande von Kiew sollen siebenhundert Kirchen (nach Tatischtschew Häuser) verbrannt seyn. In einem Zeitraume von dreyßig Jahren seit Wladimirs Taufe kann man wohl siebzig, aber nicht siebenhundert Kirchen annehmen, indem erst um das Jahr 1037 die ersten Klöster daselbst gestiftet worden. Nach der Schlacht an der Alta 1019 rettet sich Swjatopolk in die böhmische Wüste (zwischen Polen und Böhmen) und stirbt daselbst. — Das chasarische Reich, das sich von der Mündung der Wolga ans schwarze Meer, an den Dnieper und die Ufer der Oka erstreckte, schwächten von einer Seite die Russen, von der andern die Usen, Peczenegen, Komanen, Jassen. So fällt der Chasaren Macht 1016 in Europa; erhält sich aber noch an den Ufern des kaspischen Meeres bis 1140. Mstislaw, Fürst von Tmutorokan, vereinigt sein Heer mit dem griechischen Feldherrn Andronik; nimmt den Kagan Zul gefangen; bekriegt 1022 die Kasogen (der jetzigen Czerkassen Vorfahren); ersticht ihren riesenmäßigen Fürsten Rededja; zieht 1023 gegen Kiew und Czernigow, die sich ergeben, und besiegt den Groß-

fürsten Jaroslaw bey Listwen. Die zwey Brüder theilen 1026 das Reich. Den westlichen Theil behält Jaroslaw, den östlichen nimmt Mstislaw. Nach dessen Tode (1036) herrscht nun Jaroslaw von den Ufern des baltischen Meeres bis nach Asien, Ungern, Dacien. In dem Zuge wider die Griechen (1043) wird der russische Feldherr Vyschata bey Warna geschlagen. Von dieser Zeit an sah man keine russische Flotte mehr im Bosporus. Wie alt mag wohl die prophetische Inschrift auf dem Bellerophon zu Konstantinopel seyn, nach welcher die Russen das orientalische Reich einst besitzen sollen? Von den Töchtern Jaroslaws heirathet Elisabeth den norwegischen König Harald; Anna aber, die früher dem Kaiser Heinrich angetragen ward, 1048 Heinrich I. König von Frankreich. Gibt es wirklich, wie Note 56 behauptet wird, eine echte Münze von Jaroslaw? Seine bürgerlichen Gesetze enthält die Pravda Ruskaja (russisches Recht), die hier im dritten Kapitel aus ältern Handschriften berichtigt erscheint, und vortrefflich erläutert wird. Die Note 108 eingerückte Kirchensatzung von ihm ist untergeschoben und etwa im vierzehnten Jahrhunderte erfunden. Er ließ Bücher (welche, wird nicht gesagt), aus dem Griechischen ins Slawische übersetzen, Sänger aus Griechenland kommen. Von der von ihm zu Nowgorod errichteten Nationalschule, in welcher dreyhundert Knaben unterrichtet wurden, sprechen wohl nur die Chroniken der mittlern (spätern) Zeit. Jaroslaw starb, über siebzig Jahre alt, den 19. Febr. 1054. Sein Monument von Marmor hat sich zu Kiew noch erhalten. Mit ihm ging auch Rußlands Macht zu Grabe. Die vielen einzelnen Fürsten waren uneinig und zu schwach, dem Andrange so vieler Feinde zu widerstehen, wenn es gleich manchen unter ihnen an heroischem Geiste nicht fehlte. Unter sechs junge Herrscher war nun Rußland getheilt. Isjaslaws (mit dem Taufnamen Demetrius) Gebiet erstreckte sich nebst Nowgorod von Kiew bis ans karpatische Gebirge, an Polen und Litauen. Der Fürst von Czernigow nahm noch das entfernte Tmutorokan, Rjasan, Murom und das Land der Wjatitschen; Wsewolod nebst Perejaslawl auch Rostow, Susdal, Bjelosero und die Ufer der Wolga. Das Gebiet von Smolensk enthielt noch Theile der jetzigen Statthalterschaften Witepsk, Pskow, Kaluga, Moskau. Igor, der fünfte Sohn Jaroslaws, bekam vom ältern Bruder zur Apanage die Stadt Wladimir. Der Fürst von Polozk, Brjaczislaw war schon 1044 gestorben und sein Sohn Wseslaw behielt seines Vaters Antheil. Hätte es doch dem Historiographen gefallen, um den Lesern bey

so vielen Namen der abgetheilten Fürsten die Uebersicht zu erleichtern, am Ende oder Anfange der Kapitel auch diese namentlich nebst ihrem Regierungsantritt anzuführen. Isjaslaw besiegt die Goljaden, ein lettisches Volk, Bewohner des preußischen Galindien, und Wsewolod die Torken, unter welchem Namen die Usen zu verstehen sind. Im Jahre 1055 rücken die Polowzer, sonst Kumanen, an. Erläuterungen über dieß neue in der Weltgeschichte noch unerhörte Volk gibt die Note 112. Da sie die Polen Plowci, der böhmische Cosmas Plauci (Plawci) nennt, so möchte wohl ihr Name weder von dem slawischen Pole, noch von low, polow abzuleiten seyn. Die Sylbe plaw, entspricht dem polnischen plow, und beyden das russische polow, so wie grad, grod, gorod; klas, klos, kolos. Da nun plav eben das ist, was falb, so ist es klar, welches Volk die altdeutschen Dichter unter den Falben verstehen, nämlich die Polowzer der russischen Chroniken. Sie sollen Sprachverwandte der heutigen Kirgisen seyn. Sie wohnten in den Steppen am kaspischen Meere, verdrängten die Usen, vertrieben die Petschenegen aus dem südöstlichen Rußland und nahmen die Küsten des schwarzen Meeres, bis zur Moldau hin, ein. Sie schlugen 1061 den Wsewolod. Von nun an fängt das Elend in Rußland an. — Note 114 wird des ältesten, im Jahre 1057, für den Posadnik Ostromir geschriebenen Evangelienbuches gedacht. Möchten doch daraus wenigstens einige Proben den Liebhabern der slawischen Literatur mitgetheilt werden. Ueber den marmornen, in den Ruinen von Tmutorokan oder Phanagoria gefundenen Stein, wovon Note 120 Meldung geschieht, sind zwey Schriften erschienen. Man liest darauf: »Fürst *Gljeb* hat im Jahre 1068, der 6. Indiktion, auf dem Eise von Tmurorokan bis Herczew gemessen 10,000 und 4000 Klafter.« Herr Karamsin ist vorsichtig genug, es merken zu lassen, ob er dieß Monument für gleichzeitig halte oder nicht. Da das Präteritum mjeril ohne jest, anstatt mjeri oder mjeril jest, darauf gelesen wird, so ist das Alter der Inschrift wohl sehr verdächtig, und das ganze Denkmal, wie es scheint, eine ganz neue Erfindung. — Nach der an der Alta 1068 erlittenen Niederlage zwingt ein Aufruhr in Kiew den Isjaslaw die Flucht zu ergreifen. Er begibt sich nach Polen. Boleslaw II. nimmt ihn auf und zieht mit ihm gegen Wseslaw, den man auf den Thron erhob. Dieser entweicht und Isjaslaw wird Herr in Kiew. Aber bald zwingt ihn Swjatoslaw nach Polen zu fliehen, wo er jetzt (1073) kein Gehör findet. Er wendet sich an Kaiser Heinrich IV., dem er zu Mainz vorgestellt wird. Er verspricht, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wenn er ihm zu sei-

nem Throne verhelfen wollte. Swjatoslaw zu Kiew herrschend zeigt den deutschen Gesandten seine ungeheuern Reichthümer, schickt an den Kaiser Geschenke, die in Deutschland nie gesehen waren. Der flüchtige Isjaslaw sucht nun Hülfe bey dem Papste Gregor VII, dessen Brief russisch übersetzt hier ganz eingerückt ist. Swjatoslaw stirbt 1076. Der Note 132 beschriebene sehr merkwürdige Sbornik vom Jahre 1073 stellt diesen Fürsten, seine Frau und Söhne auf der Rückseite des ersten Blattes in Farben dar. Der Großfürst Isjaslaw, der in der Schlacht 1078 blieb, führte Geldbußen anstatt der Todesstrafe ein. Nestor lobt vieles an ihm; doch stimmt der Historiograph nicht ganz unbedingt in dessen Lob ein. — Daß die jungen Fürsten Wladimir Monomach und Oleg, die sich mit dem polnischen Boleslaw verbunden, und wider den böhmischen Wratislaw 1076 nach Schlesien gezogen, auch Glatz erobert, tausend Mark Silber bekommen hätten, erzählt zwar Tatischtschew, aber davon, heißt es Note 131, stände kein Wort in den ältern Chroniken. Wenn man hiermit auch böhmische Geschichtschreiber vergleicht, so ergibt sich wohl, daß der frühere Krieg mit den Böhmen zwar nicht in das Jahr 1062, sondern in das Jahr 1068 gehöre, und daß Nestor, der das Jahr 1076 angibt, von einem ganz andern Zuge spreche. Die Agnes oder Adelheid, des Markgrafen von Stade Witwe, welche Heinrich IV. im Jahre 1089 zur Frau nimmt, mochte wohl, wie Herr Karamsin vermuthet, des Großfürsten Wsewolod Tochter gewesen seyn. Der Metropolit Johann, ein Grieche, eifert in seiner Kirchensatzung wider die Fürsten, die ihre Töchter an lateinische Fürsten verheirathen, wider die Kaufleute, die christliche Sklaven verkaufen u. s. w. Der Metropolit Efrem, ein Kastrat, führte die Taufkammern ein und verordnete, das Uebertragungsfest der Reliquien des heiligen Nikolaus nach Bar am 9. May zu feyern, woraus, da dieß Fest der abendländischen Kirche von den Griechen nicht angenommen wardder Historiograph auf eine freundschaftliche Verbindung der Russen mit Rom schließt und höhnend hinzusetzt: ohne Zweifel suchten die herrschsüchtigen Nachfolger des heiligen Petrus jederzeit sich die russische Kirche zu unterwerfen. — Unter dem Großfürsten Swjatopolk (1093—1112), ungeachtet er des polowzischen Fürsten Tugorkan Tochter zur Frau nahm, dauern die Verheerungen Rußlands durch die Polowzer, so wie die Fehden der russischen Fürsten unter einander, fast ununterbrochen fort. Die von dem Großfürsten nach Galizien gerufenen Ungern werden von den Polowzern, die dem russischen Fürsten David zu Hülfe kamen, an der San aufs Haupt geschlagen. Sie

sollen gegen 40,000 Mann verloren haben. Aus den russischen Chroniken, heißt es, würde Pray die Ursache des Krieges wohl erfahren haben, wenn er sie hätte lesen können. — Vom russischen Igumen Daniel ist eine Reisebeschreibung vorhanden. Er spricht zu Jerusalem mit Balduin, mißt das heilige Grab, findet Kiewer und Nowgoroder Pilger daselbst. — Um das Jahr 1110 schließt Nestor seine Chronik. Basilij aus Volynien ergänzte schon einiges mit seinen Nachrichten. Der weitern Fortsetzer Namen sind nicht bekannt. Sylvester war bloß ein Abschreiber. Swjatoscha, ein Sohn Davids von Czernigow, wird Mönch im peczerischen Kloster zu Kiew, und wirkt mit zur Einrichtung einer Bibliothek in demselben. In Kiew werden die Juden geduldet und selbst der Großfürst handelt mit Salz. — Wladimir Monomach wird Großfürst (1113—1125). Die Nachricht der spätern Schriftsteller von der Eroberung Thraciens durch die Russen findet der Historiograph selbst nicht wahrscheinlich. Leo, des Kaisers Diogenes Sohn, Wladimirs Schwiegersohn, der sich gegen Kaiser Alexius auflehnte, ward 1116 zu Dristra (Dorostolum) ermordet. Die Russen unternehmen deßhalb einen Zug an die Donau, doch ohne Erfolg. Die goldene Kappe oder Krone Monomachs, die noch zu Moskau aufbewahrt wird, mag immerhin ein Geschenk vom Kaiser Alexius seyn, so sehr auch die Meinungen darüber getheilt sind. Von den vertriebenen Berendjern, Peczenegen, Torken blieben viele am Dnepr und dienten unter dem Namen der schwarzen Hüte den Russen. (Die Karakalpaken sind auch schwarze Kappen.) — Jaroslaw Fürst von Wladimir verstößt seine Gemalin und flieht nach Polen und dann zum König Stephan nach Ungern. Dieser zieht in das Wladimirsche Gebiet (1123) mit Ungern, Böhmen und Polen; zieht sich aber, da Jaroslaw erstochen ward, wiederum zurück. Durch den großen Brand zu Kiew (1124) wurden beynahe sechshundert Kirchen eingeäschert. Herr Karamsin tadelt es an Tatischtschew, daß er die unglaubliche Zahl bis auf dreyßig verminderte. Die kurzen Auszüge aus Wladimirs Lehren, die er seinen Kindern schriftlich hinterließ, müssen russischen Lesern sehr willkommen seyn. Er sagt unter andern, sein Vater habe fünf Sprachen gesprochen, ohne zu bestimmen, welche. Herr Karamsin nennt nebst der russischen Muttersprache die griechische, skandinavische, polowzische, ungrische. Sollte er nicht vielmehr die litauische und polnische, anstatt der griechischen und ungrischen, gekannt haben? Von dem Metropoliten Nicefor haben sich zwey Briefe an Wladimir, einer von der Trennung der lateinischen Kirche, der andere über

die Fasten, doch nur in jüngern Abschriften erhalten. Beyde hat nun Herr Kalaidowitsch ganz herausgegeben, den über die Fasten schon 1813 in seinen russischen Denkwürdigkeiten, den andern erst 1821 in den Denkmalen der russischen Literatur aus dem zwölften Jahrhundert. — Den Großfürsten Mstislaw (Kap. VIII.) nennt die alte Nowgoroder Chronik den Großen. Sein dem Kloster Jurjew zu Nowgorod gegebener Machtbrief ist die älteste fürstliche Originalurkunde, etwa vom Jahre 1125. Sie ist Note 256 ganz eingerückt. Das Siegel daran wird zwar beschrieben, doch nicht gesagt, woran es hänge, ob an einer seidenen Schnur, oder an einem Streifchen Pergament. — Die Polowzer werden hinter die Wolga vertrieben und dürfen nicht mehr die russischen Gränzen beunruhigen. Merkwürdig ist der Fall der Fürsten von Polozk. Auf drey Schiffen wurden alle Fürsten nach Konstantinopel geschickt, und das Polozker und Minsker Fürstenthum gibt Mstislaw (1129) seinem Sohne. — Wladimirko Wolodars Sohn versetzt den Sitz des südwestlichen Rußlands nach Halitsch; steht dem Boris, Kolomanns und der vertriebenen Euphemia Sohne, bey, der es wagte Bela den Blinden in Ungern anzugreifen. Die Unternehmung mißlingt und Boris irrt flüchtig herum, dessen weiteres Schicksal S. 169 beschrieben wird. — Von nun an dauert die unversöhnliche Feindschaft zwischen den Nachkommen Olegs und Monomachs hundert Jahre fort. Wsewolod Olgowitsch (1139—1146) vertreibt den Wjaczeslaw, der ihm zuvorkam, von Kiew, und nimmt den großfürstlichen Stuhl ein, wodurch er sich Monomachs Söhne und Enkel zu Feinden macht. Wladimirko, Fürst von Halitsch, der dem Großfürsten den Eidbrief zurückschickte, wird 1144—1146 mit Kriege überzogen. — Unangenehm ist es, daß die galizischen Händel in mehrern Kapiteln zerstückelt gelesen werden, und so der Faden der Begebenheiten gar zu oft zerrissen und wieder angeknüpft werden mußte. Dieß war, bey der strengen chronologischen Anordnung unvermeidlich. — Wsewolod bestimmte zwar seinen Bruder Igor zum Nachfolger, allein die Kiewer mit ihm unzufrieden rufen den Isjaslaw Mstislaws Sohn, Monomachs Enkel zum Throne. Igor wird gefangen, eingesperrt und zuletzt als Mönch erschlagen. Mehrere Fürsten stehen wider den Großfürsten auf. Georg von Susdal zieht als Sieger in Kiew ein. Der Großfürst bemächtigt sich mit 10,000 Ungern, die ihm König Geisa zuschickte, Kiews. Georg wird gedemüthigt. Mit Hülfe der Ungern wird auch Wladimirko besiegt u. s. w. Die neuern Erzählungen von der Erbauung der Stadt Moskau werden

(Note 301) in Kürze angeführt und verworfen. Sie war im Jahre 1147 schon da, und Fürst Georg mag ihr Stifter seyn. Der folgende Großfürst Rostislaw Michael kann sich nicht behaupten. Georg (Jury), genannt Dolgoruky, zieht in Kiew ein (1155), gegen welchen sich wiederum mehrere Fürsten verbinden. Er stirbt 1157. Note 380 liest man Auszüge aus den Antworten des Nowgoroder Bischofs Nifont auf die Anfragen eines gewissen Kyriaks (nicht Cyrills). Schon Herberstein gab Nachricht davon und 1821 hat sie Herr Kalaidowitsch in den erwähnten Denkmalen der russischen Literatur ganz, doch mit Weglassung einiger Stellen, die keusche Ohren beleidigen könnten, abdrucken lassen. Isjaslaw, Fürst von Czernigow, wird auf den Kiewer Thron berufen. Die Würde des Großfürsten bleibt nur dem Namen nach übrig, indem viele Fürsten unabhängig geworden. Ein neues mächtiges Fürstenthum entsteht neben dem Kiewer. Andreas Fürst von Susdal, genannt Bogoljubsky, begründete es. Die mit dem Halitscher verbündeten Fürsten besiegen den Isjaslaw und Rostislaw Michael wird zum zweyten Male Großfürst in Kiew. Andreas regiert in Susdal allein, indem er seine Brüder und Vettern verjagte. König Manuel nimmt die Flüchtigen zu Konstantinopel mit Ehren auf. Eilf Fürsten verbinden sich wider den Großfürsten Mstislaw, weil er seinem Sohne Roman das Fürstenthum Nowgorod gab. Am 8. März 1169 wird Kiew mit Sturm genommen. Andrej der Sieger verleihet Kiew seinem Bruder Gljeb. Dieser und sein Nachfolger hängen hinfort von Wladimir ab, das nun die Residenz der Großfürsten wird. —

Im dritten Bande, der von 1169 bis 1238 reicht, sind die sechs ersten Kapitel, so wie das achte, eben so vielen einzelnen Großfürsten gewidmet; im siebenten aber wird Rußlands Zustand, wie er im eilften und zwölften Jahrhunderte war, treu geschildert. Andrej wird 1174 erschlagen. Der Umfang seiner Länder erstreckte sich über vier jetzige Statthalterschaften. In Galizien wird Anastasia, weil Jaroslaw sie seiner Gemalin vorzog, von den aufrührerischen Bojaren verbrannt. Die erzwungene Versöhnung mit der Olga dauerte nicht lange. Sie verläßt Halitsch mit ihrem Sohne Wladimir zum zweyten Male. Kaum werden unter Wsewolod die innern Fehden beygelegt, so fangen die Kriege mit Feinden von außen an, und zwar mit den Bulgaren, Polowzern, Litauern. Die letztern, die hundert und funfzig Jahre Tribut gaben, ergreifen jetzt die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen. Die Polowzer wurden 1184 geschlagen, ungeachtet sie ein Geschoß mit lebendigem

Feuer hatten, wahrscheinlich mit sogenanntem griechischem Feuer oder vielleicht auch, setzt Herr Karamsin hinzu, mit Pulver. Er verweiset den Leser auf den fünften Band, Note 136, wo einiges von dem frühern Gebrauche des Pulvers vorkommt, das aber für diesen Fall kaum entscheidend seyn kann. Der durch einen poetischen Sermon gefeyerte, hier umständlich beschriebene Zug, den Fürst Igor das Jahr darauf unternahm, fiel an der Kajala unglücklich aus. Die Kajala heißt jetzt Kajalnik, der in den Don fällt. — Der galizische Fürst Jaroslaw bestimmt seinen jüngern Sohn Oleg zum Nachfolger und stirbt 1187. Die Bojaren vertreiben den Oleg und setzen Olegs älteren Bruder Wladimir ein. Roman eilt aus dem benachbarten Fürstenthume Wladimir nach Halitsch und bringt es dahin, daß auch dieser vertrieben, er selbst aber als Herrscher anerkannt wird. Der Vertriebene geht mit seiner Frau, zwey Söhnen und mit seinen Schätzen nach Ungern. König Bela zieht mit großer Macht nach Galizien und setzt dort seinen Sohn Andreas zum König ein, den Wladimir aber führt er als Gefangenen nach Ungern zurück. Es gelingt ihm aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Kaiser Friedrich entläßt ihn mit Empfehlungen an den polnischen Kasimir. Mit Hülfe der Polen wird Andreas aus Halitsch 1190 verjagt und dem König Bela blieb nichts als die Schande und der Titel eines Königs von Galizien, dessen er sich seit diesem Jahre in seinen Briefen bediente. Nach Wladimir, dessen Todesjahr in den russischen Chroniken nicht verzeichnet ist, bemächtigt sich Roman Mstislaws Sohn auch mit Hülfe der Polen des Thrones von Halitsch. Er vertreibt den Rjurik von Kiew, greift die Polowzer an und befreyet dadurch das griechische Reich, das von ihnen in Thracien bedrängt war; wird endlich 1205 in einem Gefechte mit den Polen erschlagen. Papst Innocenz III. trug ihm durch Gesandte die Krone an, wenn er zur lateinischen Kirche treten würde. Merkwürdig ist der Brief des Bischofs von Krakau, Matthäus, an den heiligen Bernard, worin er ihn auffordert, die Russen zu bekehren. Auf solche Versuche ist Herr Karamsin sehr übel zu sprechen. Roman scheint aber der lateinischen Kirche nicht so abgeneigt gewesen zu seyn, wie es im Texte (S. 3) steht, da sein Sterbetag in dem Nekrologe des Klosters St. Peter zu Erfurt wegen einer Schenkung von dreyßig Mark verzeichnet ward. Er heißt darin Romanus Rex Ruthenorum. Der Volynische Chronist nennt ihn sogar Großfürst und Selbstbeherrscher von ganz Rußland. Andreas, König von Ungern, schützt zwar Romans Söhne; doch flieht Romans Wittwe mit ihren Söhnen, bey der Annäherung der

russischen Fürsten nach Wladimir. Andreas unterhandelt mit den Polen, die den Russen zu Hülfe kamen. Ungern, Polen und Russen verlassen hierauf Halitsch. Die Einwohner berufen des Großfürsten Sohn, den jungen Jaroslaw. Aber auch die czernigowischen Fürsten hatten im Lande ihren Anhang. Die Halitscher schicken Gesandte ins russische Lager und tragen dem Wladimir Igorewitsch die Regierung an. Er kommt drey Tage früher als Jaroslaw in Halitsch an. Roman von Swenigorod vertreibt mit Hülfe des Königs Andreas den Wladimir. Aber bald darauf läßt König Andreas den Roman nach Ungern führen. Die Tyranney der Ungern in Galizien wird hier und weiterhin mit starken Zügen geschildert. Roman entflieht, vereinigt sich mit Wladimir, die Ungern weichen. Der Bojar Wladislaw geht mit einigen andern nach Ungern, kommt mit Daniel an der Spitze eines Heeres zurück, und Daniel nimmt Besitz von Halitsch (1211). Das Susdalische Großfürstenthum wurde getheilt. Georg regiert zu Wladimir und Susdal. Konstantin zu Rostow (1212—1216). Die Brüder hängen bald einem, bald dem andern an. Die entscheidende Schlacht bey Lipetz wird umständlich beschrieben. Mstislaw und Konstantin siegen über Georg und Jaroslaw. Konstantin wird nun Großfürst von Wladimir und Susdal. — König Andreas schützt den Daniel und stillt die Unruhen in Halitsch. Mstislaw der Stumme, den man herbeyrief, zwingt den Daniel nach Ungern zu fliehen. König Andreas setzt nun den Bojar Wladislaw ein, der die ungrische Oberherrschaft anerkennt. Nun nimmt sich Herzog Leschko der Weise des Daniels an; kann aber Halitsch nicht bezwingen. Die Ungern und Polen vereinigen sich endlich über folgende Punkte: der minderjährige Koloman, König Andreas Sohn, heirathet des Herzogs Tochter Salomea und soll in Halitsch regieren; die Polen bekommen Przemysl, Daniel mit seinem Bruder Wladimir. Allein Mstislaw bemächtigt sich des Thrones in Halitsch und gibt dem Daniel seine Tochter Anna zur Frau. Die Polen erneuern hierauf den Bund mit König Andreas. Ungern und Polen nehmen Halitsch. Mstislaw, mit Polowzern verstärkt, rückt abermal an, untergräbt die Stadt, zieht ein und nimmt den jungen Koloman gefangen. Herr Karamsin folgt hier in einigen Stücken dem Dlugosch, und meint, er möchte sichere Nachrichten gehabt haben. Daß sich Mstislaw mit der Krone, die Koloman zurück ließ, zum König von Galizien von russischen Bischöfen habe krönen lassen, erzählen wohl nur die Neuern, wie der Historiograph richtig bemerkt. Recensent darf hoffen, daß man in einer künftigen

Geschichte von Galizien die russischen Berichte nicht unbenutzt lassen wird. — Noch wollen wir aus dem siebenten Kapitel einiges herausheben. Das Seniorat in der Erbfolge ward gleichsam ein Grundgesetz. Der griechische Nomokanon ist durch die slawonische Uebersetzung schon im dreyzehnten Jahrhunderte bekannt worden. Man hat eine Handschrift der Kormczaja vom Jahre 1280. Aus einigen nur in Servien oder der Bulgarey üblichen Wörtern schließt der Historiograph, daß diese Uebersetzung nicht in Rußland gemacht worden. So habe es, sagt er, nur in südlichen slawischen Ländern Zupane gegeben. Allein Zupane gab es auch in Böhmen, unter den Meisnerserben, in Polen und Siebenbürgen. Handeltreibende Genueser finden sich schon in dem südlichen Theile von Tauris (Krimm). Zu Kiew gibt es Mährer, Venetianer und andere Lateiner; 1233 werden die Dominikaner aus der Stadt vertrieben. In den Ruinen der Stadt Bolgar an der Gränze von Asien, die nach Ebn Haukal im zehnten Jahrhunderte zehntausend Einwohner hatte, findet man armenische Inschriften aus dem dreyzehnten Jahrhunderte; desgleichen arabische von 1222 bis 1341, von Leuten aus Schirwan Schamachan. Die Nowgoroder sammeln Abgaben an Gold und Rauchwerk in Jugrien ein, schicken Schiffe nach Dänemark und Lübek; hatten ihre Kirche zu Wisby auf der Insel Gothland. Die deutschen Kaufleute hatten einen Hof zu Nowgorod, wo das Hauptkontoir der Hanse war. Aus dem Lübeker Archiv verschaffte sich der Staatskanzler eine treuere Abschrift von dem Entwurfe eines Vertrages (um das Jahr 1233), als diejenige, die Dreyer geliefert hatte. Der Inhalt derselben wird hier erläutert. Das Märchen von der deutschen Kirche, das aus einem alten Buche entlehnt ist, hätte wohl nicht verdient, in den Noten abgedruckt zu werden. Willkommner ist uns der in Note 248 ganz abgedruckte Traktat des Fürsten von Smolensk mit den deutschen Gothländern vom Jahre 1228. — Der älteste russische Maler ist der heilige Alimpij. Er lernte die Kunst von den Griechen, malte Bilder für Kirchen. Bey Gelegenheit der mit Gemälden versehenen Bücher spricht Herr Karamsin auch von den Kapponischen Tafeln, einem gemalten Kirchenkalender, dessen Alter er zu bezweifeln scheint. Unmöglich können diese gemalten Tafeln, die Assemann in Kupfer stechen ließ und erläuterte, ein Werk des siebenzehnten Jahrhunderts seyn. Sie gehören ganz gewiß in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und gehen, da sie eigentlich serbisch sind, die Russen nicht unmittelbar an. Bischöfe und Mönche schreiben Chroniken, Biographien der Heiligen, Homilien, ascetische und polemische Abhandlungen. Von den merkwürdigen Schriften des

Turower Bischofs Kyrill, die Herr Kalaidowitsch später vollständig herausgegeben, war dem Historiographen nur der Aufsatz (N. XIII.) vom Mönchsorden bekannt, woraus er Note 29 kurze Auszüge liefert. Aus der sonderbaren Rede von dem verwiesenen Daniel gibt er hinlängliche Proben in den Nachträgen am Ende des achten Bandes. Ganz ist dieser Aufsatz, der wohl kaum von Daniel selbst, noch aus jener Zeit herrühren mag, nun auch in den Denkmalen der russischen Literatur aus dem zwölften Jahrhunderte zu lesen. Fürsten und Fürstinnen schreiben in slawonischer Sprache Briefe. Jaroslaw I., Konstantin, Mstislaw und Euphrosynia schreiben Kirchenbücher ab. Die merkwürdigste Erscheinung im Gebiete der Literatur ist die poetische Rede vom Zuge Igors, deren Gehalt und Werth ohne Uebertreibung gewürdigt wird. Auch erhielten manche dunklere oder unrichtig erklärte Stellen durch Herrn Karamsin's Erläuterungen gehöriges Licht. Der unbekannte Verfasser mag immerhin, ungeachtet er als Dichter heidnischen Gottheiten Wirkungen zuschreibt, ein Geistlicher gewesen seyn. Er scheint sich hierin den ältern geschätzten Dichter Bojan zum Muster genommen zu haben. Den Werth dieser in einen Sermon eingekleideten, und daher nicht selten zur Prosa herabsinkenden Dichtung hat man auch außer Rußland nicht verkannt. Herr Joseph Müller faßte in seiner deutschen Uebersetzung (Prag 1811) manche Stelle viel richtiger auf, als es in einer frühern (Riga 1803) geschehen war. In der zu Prag 1821 erschienenen böhmischen Uebersetzung, die dem mit lateinischen Lettern abgedruckten Original gegenüber steht, hat Herr W. Hanka aller frühern Erklärer Bemerkungen nicht unbenützt gelassen. Die Erklärung von kmeti, nach Herrn Karamsin Diener, Knappen, Gefährten, scheint dem böhmischen Uebersetzer nicht entgangen zu seyn. Aber er billigte sie nicht, und las k-meti, weil im Original das k von m durch ein grobes jer getrennt ist. Daher sind ihm svjedomi k-meti, wie es auch in der angehängten deutschen Uebersetzung heißt, des Wurfes Kundige. In derselben Handschrift, aus der die Rede von Igors Zuge zum Drucke genommen ward, sind noch drey Aufsätze, die wohl in spätere Zeiten gehören mögen, zu finden. Zwey Märchen und die Erzählung vom reichen Indien oder der vermeintliche Brief des Priesters Johann an König Manuel. Das Märchen Sinagrip kommt auch in einer französischen Uebersetzung aus dem Arabischen in der Fortsetzung von Tausend und einer Nacht vor. Das zweyte enthält Thaten von drey Brüdern und ihrem Vetter Dewgenij. — Daß die Goldstickerey in Rußland eher als in andern europäischen Staaten bekannt war, dürfte noch bezwei-

felt werden. — Ungeachtet der beständigen Kriege war doch die Epoche vor dem Einfall der Tataren (Mogolen), in Vergleich mit den folgenden trüben Zeiten, das goldene Zeitalter Rußlands. Die Tataren, von deren Ursprung und Verfassung das Nöthigste vorausgeschickt wird, kündigten sich durch Gesandte als Freunde der Russen an. Nur die Polowzer, wie sie vorgaben, wollten sie demüthigen. Man faßt den unglücklichen Entschluß, die tatarischen Gesandten zu erschlagen. Von nun treten die Tataren als Feinde der Russen auf. Zwey verlorne Hauptschlachten lähmten Rußlands Kräfte. Die erste fiel an der Kalka (jetzt Kaletz) am 31. May 1224 vor. Bey dem zweyten Einfall 1227 unter Baty wird Räsan erobert, Moskau verbrannt, Wladimir (1238) und Susdal genommen, vierzehn andere Städte verwüstet, und in der Schlacht an den Ufern der Sit fällt der Großfürst Georgij. Hierauf nehmen die Tataren Wolok Kamskij, Twer und andere Städte. Nur Nowgorod entgeht der Verwüstung. —

Der ganze vierte Band, der bis 1362 reicht, enthält größten Theils das übermüthige und tyrannische Verfahren der Tataren und die Demüthigungen der russischen Fürsten, die an ihre Besieger Tribut zahlen, die Orde besuchen, um dem Großchan zu huldigen, sich ihre Fürstenthümer von ihm bestätigen und ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen. — Baty verließ auf einige Zeit Rußland, bloß um die Polowzer in den astrakanischen Steppen anzugreifen. Der Fürst Kotjan wird von Baty geschlagen und zieht mit 40,000 Polowzern (Kumanen) nach Ungern, wo ihnen Plätze zur Ansiedlung angewiesen werden. Baty verheert nun das südliche Rußland, nimmt Perejaslawl. Czernigow wehrt sich tapfer, wird endlich erobert und verbrannt. Mangu, Tschingischans Enkel, besieht vom linken Ufer des Dnepers Kiew 1240, sucht durch Gesandte die Kiewer zur Uebergabe zu bereden. Diese aufgebracht, erschlagen jene, und nun wird Kiew belagert, und des hartnäckigen Widerstandes ungeachtet von den Tataren eingenommen. Baty zieht in das galizische Gebiet. Die Fürsten fliehen nach Ungern. Herr Karamsin glaubt, der gefangene Woywode Dimitrij habe, indem er dem Baty rieth, nach Ungern zu ziehen, seinem Vaterlande große Dienste geleistet. Wohl nur für einen Augenblick. Die Stärke der Mongolen schätzt Herr Karamsin auf eine halbe Million. Nach ihm erstreckte sich Baty's Herrschaft von der Wolga bis an die Donau. Der Großfürst Jaroslaw geht zu Baty ins Lager, sein Sohn Konstantin in die Tatarey zum Großchan Oktaj (1243). Baty nennt den Großfürsten das Oberhaupt aller russischen Für-

sten und übergibt ihm Kiew. So unterwerfen sich die russischen Fürsten, nach dem Beyspiele des Großfürsten, dem tatarischen Joche. In den Tagen der allgemeinen Noth glänzen des jungen Fürsten von Nowgorod, Alexanders, rühmliche Thaten. Durch den Sieg an den Ufern der Newa über die Schweden (am 15. Jul. 1240) erhielt er den Beynamen Newskij. Die aus Plan Carpin, den der Papst (1246) in die Tatarey schickte, ins Russische übersetzten Nachrichten von Rußland und den Tataren nehmen mehr als funfzehn Seiten im Texte ein. Wenn Carpin des Thierchens erwähnt, das in Rußland und Polen dochon (ein Schreibfehler anstatt dochor), in Deutschland aber illic heiße, setzt Hr. Karamsin Note 65 hinzu, daß Illik (Üllik) in Niedersachsen, in andern deutschen Ländern aber Istik noch üblich sey. Er wollte wohl Iltiß schreiben. — Auch Alexander (Newskij), bisher noch unabhängig, muß sich mit seinem Bruder in die Tatarey zum Großchan begeben, auf dessen Befehl ihm das südliche Rußland und Kiew, seinem Bruder Andrej aber Wladimir übergeben wird. An Alexander schickt Innocenz IV. seine Legaten. In dem an ihn gerichteten Briefe stellt er ihm vor, daß er dem Beyspiele seines Vaters Jaroslaw zu folgen schuldig sey, der sich mit der lateinischen Kirche hätte vereinigen wollen. Davon sey er durch Johann von Plan Carpin unterrichtet worden. Fruchtlos mag die Vorstellung geblieben seyn, indem Alexander, wie sein Biograph berichtet, antworten ließ, ihm sey die wahre Lehre der Kirche wohl bekannt, er wolle keine andere annehmen. Daß aber der Historiograph das Vorgeben des Papstes in Betreff des von Jaroslaw geäußerten Verlangens geradezu Lügen straft, geht doch zu weit, da man andere Beyspiele nicht läugnen kann, wäre es auch, daß z. B. der Fürst von Halitsch, der die königliche Krone vom Papste annahm, es mit aus Politik gethan habe, indem er glaubte, durch die Union mehr Kräfte gegen die Tataren zu gewinnen. — Baty stirbt 1256. Unter seinem Nachfolger Berka wird das russische Volk konscribirt, um die Kopfsteuer sicherer einzuheben. Die widerspenstigen Nowgoroder wollen sich, ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Großfürsten, zu keiner Abgabe verstehen, müssen sich zuletzt aus Furcht vor schlimmern Folgen doch dazu bequemen. König Daniel von Galizien wagt es, sich als Feind der Mogolen zu erklären. Aber bald wird auch er durch den mit frischen Heerhaufen anrückenden Borondaj gezwungen, Tribut zu zahlen, zu ihm mit seinen Völkern zu stoßen, um die Litauer zu züchtigen. Auch die Russen von Wladimir, Susdal und Rostow empören sich 1262 wider die Besermenen, die die gepachteten Steuern ge-

waltsam eintreiben. Um den Chan dieser Frevelthat wegen zu besänftigen, begibt sich Alexander mit Geschenken in die Orde. Er traf den Chan Berka zu Saraj an der Wolga, mußte den Winter und Sommer hindurch da verbleiben. An Gesundheit schwach, kehrte er zurück, erkrankte zu Gorodez, ließ sich scheren und nahm das Mönchskleid (Schima) an und starb als heiliger Dulder am 14. November 1263. »Die Sonne des Vaterlandes ist untergegangen,« rief der Metropolit Cyrill in der Versammlung der Geistlichkeit aus. Man holte seine Leiche und begrub sie zu Wladimir in dem der Geburt Mariä geweihten Kloster, woselbst sie bis ins achtzehnte Jahrhundert ruhte. Peter I. erhob die Ueberbleibsel dieses Schutzheiligen und ließ sie an das Ufer der Newa bringen, wo sein Name durch das ihm zu Ehren erbaute Alexandernewskische Kloster zu Petersburg verewigt werden sollte. — In der Wolgischen oder Kaptschakischen Orde entstehen Unruhen, Vorboten ihres Falles. Nogai, einer der tatarischen Hauptanführer, will sich dem Chan nicht unterwerfen, macht sich in den Gegenden des schwarzen Meeres unabhängig und schließt mit dem griechischen Kaiser Michael Paläologus, dessen natürliche Tochter Euphrosyne ihm zur Frau gegeben wird, einen Bund. Von diesem haben wahrscheinlich die Nogaischen Tataren ihren Namen erhalten. — Die älteste Nowgoroder Originalurkunde vom Jahre 1264 wird Note 114 von Wort zu Wort mitgetheilt. Wenn es in der Urkunde heißt: ot lnu i ot chmelna koroba, von Flachse und von einem Korbe Hopfen, so sollte doch korob nicht auch, wie es im Texte geschehen ist, auf den Flachs bezogen werden. Oder sollte ein Korb Flachs ein bestimmtes Maß seyn? Ein Vertrag mit dem Großfürsten Jaroslaw kommt Note 132 mit einigen Auslassungen vor. Daniel, König von Galizien, stirbt 1266 (nach einigen Chroniken 1264). Dieß gibt Anlaß zu einem Kriege mit Polen, der aber bald beygelegt wird. Nach Schwarn's Tode bekommt Leo (Lew), von welchem Lemberg (Löwenberg) den Namen hat, dessen Antheil, d. i. Halitsch, Cholm, Drogitschin, und wählt Lemberg zur Residenz. — In diese Zeit fällt die Erbauung der Stadt Kaffa an der Stelle, wo ehedem Theodosia stand, durch die genuesischen Kaufleute. Sie besaßen auch Sudak, das heutige Asow (Tanais). Noch jetzt gibt es Spuren von den ehemaligen Besitzern. Nahe bey Kaffa stand die berühmte große Mogolische Stadt Krim, die man auf einem schnellen Pferde kaum in einem halben Tage habe umreiten können. Tauris heißt seit dieser Zeit die Krim. — Leo ruft die Tataren zu Hülfe wider die Litauer 1275, und abermal 1287 wider die Polen, wo Nogaj und Terebuga bis

an die Weichsel vordrangen. — Der Metropolit Cyrill stirbt 1280. Merkwürdig ist die unter ihm gehaltene Synode im Jahre 1274. Seine Kirchensatzungen sind in der Kormczaja aus dem dreyzehnten Jahrhundert zu lesen, wovon die Note 154 Auszüge gibt. — Die Wolynische Chronik, aus welcher viele lange Stellen in die Noten aufgenommen sind, schließt hier mit der umständlichen Erzählung von der bösen Krankheit und dem Tode (1289) des frommen Fürsten Wladimir, des Philosophen. Im Texte heißt es zwar, er habe Kirchen mit heiligen, von ihm selbst geschriebenen, Büchern versehen, allein die Chronik nennt unter den vielen mit Silber beschlagenen und mit Perlen besetzten Büchern doch nur zwey, welche er selbst abgeschrieben (sam spisa), nämlich einen Apostol und ein Evangelium Oprakos (sonst Aprakos, von ἄπραχτος) genannt, weil es nur die Perikopen aus den Evangelien in der Reihe, wie sie das Jahr hindurch gelesen werden, enthielt. Spisa ohne sam, so wie skowa, kann hier nur heißen: er ließ abschreiben, ließ malen, ließ beschlagen. — Unter Daniel hob sich Moskau, indem er von Johann Pereslawl (1302) erbte. So ward der Moskauer Fürsten Unabhängigkeit immer mehr befestigt. — Leo von Galizien stirbt 1301. Zwey Schenkungsbriefe von ihm von den Jahren 1292 und 1301 verwirft der Historiograph als unecht. Leo's Sohn und Nachfolger Georg erhielt auch nach Mstislaw's Tode Wladimir und schrieb sich König von Rußland, wie die Worte Rex Russiae auf seinem in dem Königsberger Archiv erhaltenen Siegel ausweisen. — Nach des Großfürsten Andrej Tode (1304) streiten der Fürst von Moskau, Georg, Daniels Sohn, und Michael von Twer (dieser mit größerem Rechte) um die Würde des Großfürsten. Michael begibt sich in die Orde, kommt mit Mogolen und einem Machtbriefe des Usbeks nach zwey Jahren (1315) zurück. Auch Georg, den die Nowgoroder in Abwesenheit des Großfürsten als ihren Fürsten aufgenommen hatten, wird in die Orde beschieden, wo er drey Jahre verweilt, sich durch Geschenke beliebt macht, des jungen Usbeks Schwester Kontschak zur Frau bekommt. Nun erscheint er von Tataren begleitet. Michael siegt über ihn und die Tataren (1318). Georg flieht zu den Nowgorodern, die ihn unterstützen. Michael will ihren Streit durch den Chan entscheiden lassen. Es kommt zu einem Vergleich, worin Georgij Großfürst genannt wird. Das Original der Urkunde ist kaum zur Hälfte mehr leserlich. Beyde Fürsten erscheinen in der Orde. Usbek läßt sie richten. Dem Michael wird die Vergiftung der Frau des Georgs Schuld gegeben. Er wird in Ketten geworfen und erstochen (22. Nov. 1319), als Märtyrer verehrt.

Georg, vom Chan als Großfürst bestätigt, zieht in Wladimir ein. — Im Jahre 1321 geschieht die erste Erwähnung von Rubeln, länglichen Stücken Silber ohne Bezeichnung, worüber die Note 250 mehr Auskunft und zugleich davon eine Zeichnung gibt. — Dmitrij bewirbt sich um das Großfürstenthum bey Usbek und erhält es. Georg begibt sich in die Orde, das Jahr darauf auch Dmitrij Michaels Sohn. Beyde treffen sich dort. Dmitrij ersticht (21. Nov. 1325) den Georg. Nach zehn Monaten wird auch Dmitrij in der Orde umgebracht. Usbek ernennt seinen Bruder, Alexander Michailowitsch, zum Großfürsten. Ein Vertrag mit den Nowgorodern vom Jahre 1327 ist im Originale noch vorhanden, woran ein bleyernes Siegel hängt. — Bey dem zu Twer entstandenen Aufruhr werden die Mogolen erschlagen. Der Chan macht den Johann, Fürsten von Moskau, zum Werkzeuge seiner Rache. Twer und mehrere Städte werden verheeret, die Einwohner vertilgt. — Der Litauer Gedimin tritt auf. Das Pinsker Fürstenthum wird mit Litauen vereinigt. Er erlaubt seinen Söhnen, sich taufen zu lassen. Diese heirathen russische Fürstentöchter. Gedimin gründet Wilna, ertheilt (1323) deutschen Kaufleuten Freyheiten. Das lateinische Original ist im Königsberger Archiv vorhanden, wo sich auch vier lateinische Urkunden von dem letzten galizischen Fürsten Georg befinden. Sie betreffen Unterhandlungen mit dem Hochmeister des deutschen Ordens. — Kiew kommt unter Litauen, man weiß aber nicht genau, wann. — Unter dem Großfürsten Johann, Daniels Sohne, genannt Kalita (des Geldbeutels wegen, den er bey sich trug, um Almosen zu spenden), wird Moskau seit 1328 das Haupt von Rußland, wohin auch der Metropolit seinen Sitz verlegt hatte. Johanns Testament ist im Originale noch vorhanden und in der Sammlung fürstlicher Briefe abgedruckt. Sehr zu loben ist es, daß gewöhnlich auch die Siegel beschrieben werden. — Der letzte Fürst von Galizien stirbt 1336. Ihm folgt Boleslaw, des Fürsten von Masowien Trojdens Sohn. Dieser wird mit Gift umgebracht, und 1340 kommt sein Schwager K. Kasimir zum Besitze von Galizien. In dem Vertrage mit den Litauern tritt er einige Theile an die litauischen Fürsten ab. So endigte Galizien als selbstständiges Reich. — Die Pest, der schwarze Tod genannt, nahm ihren Anfang in China und verbreitete sich über Asien und ganz Europa. Sie wüthete 1346 in den Gegenden des kaspischen und schwarzen Meeres, 1349 in Skandinavien, von dort oder aus Deutschland kam sie nach Pskow und Nowgorod. Sie zeigte sich zuerst im Frühjahre 1352, und raffte bis zum Winter den dritten Theil der Ein-

wohner weg. Simeon (gestorben 1353) nannte sich, wie es scheint, der erste Großfürst von ganz Rußland (vseja Rusi), wie es auf dem silbernen und vergoldeten Siegel bey seinem Testamente eingegraben steht. Dieß ist, so wie sein Vertrag auf Papier (von Linnen) geschrieben. Herr Karamsin vermuthet, daß das Papier über Nowgorod aus Deutschland dahin gekommen sey. Wenn er aber Note 373 sagt, daß auch die illyrischen Slawen das Linnenpapier bumaga nennen, so irrt er sich ganz gewiß. Ihnen ist das Wort bumaga ganz fremd. Stulli hat es zwar aufgenommen, aber als ein russisches Wort bezeichnet. — Zu Ende des eilften Kapitels äußert der Historiograph seine nicht unwahrscheinliche Meinung über das Entstehen der neuen Fürstenthümer in der Moldau und Walachey. Wenn er glaubt, daß noch im zwölften Jahrhundert unter der Herrschaft der galizischen Fürsten einige Ueberbleibsel der alten Geten, vermengt mit römischen Kolonisten des ersten Jahrhunderts, unter dem Namen der Wolochen (Wlachen) in der Moldau gewohnt hätten, wer könnte ihm hierin beystimmen? Die Walachen der Moldau und Walachey sind viel später aus der Bulgarey und andern südlichen Gegenden dahin gezogen. Die moldauischen Urkunden von Stephan und Peter, die Hr. Karamsin besitzt, sind in russischer, die walachischen aber in bulgarischer Sprache abgefaßt. Siehe die Note 389. —

Wir haben noch vier starke Bände vor uns; um nicht gar zu weitläufig zu werden, wollen wir uns in Betreff ihrer kürzer fassen. Der fünfte Band begreift 99 Jahre, in diesen nur drey Regierungen. Noch immer seufzen die Russen unter dem Joche der Tataren, wenn sie gleich den Muth und das Glück haben, ihre Bedrücker tüchtig zu schlagen. Der Sieg, den der Großfürst Dimitrij Joannowitsch im Gebiete Räsan 1378 über die Mogolen erringt, ist schon deßhalb merkwürdig, weil er seit 1224 der erste war. — Vom Metropoliten Alexij (gest. 1278) erfahren wir manche schöne Handlung; auch noch den Umstand, daß er seinen Namen, selbst in russischen Urkunden, griechisch unterschrieb, aber kein Wort davon, daß er, wie es doch in seinem Leben behauptet wird, das neue Testament aus dem Griechischen übersetzt habe. Im Kloster Tschudow in Moskau ward sonst eine alte Handschrift davon, die man sogar für seine eigene ausgab, aufbewahret. Eigentlich hat er die schon vorhandene slawonische Uebersetzung mit dem griechischen Original genauer verglichen, und sie, wo es ihm nöthig schien, verbessert. — Die große entscheidende Schlacht (8. Sept. 1380) am Don verewigt des Großfürsten Dimitrij Andenken, indem man ihm deßhalb den Beynamen der Donische beylegte. Aber sie entschied noch

Rußlands Schicksal nicht gänzlich. Tochtamysch, der mit Hülfe Tamerlans den Feind der Russen, Mamaj, überwältigte und nun wie Baty oder Usbek über Rußland herrschen wollte, beschied die russischen Fürsten in die Orde. Sie erschienen nicht. Der Chan Tochtamysch verheerte hierauf Rußland. Moskau wird am 26. August 1382 eingenommen und geplündert. Daß die Barbaren viele Bücher verbrannten, ist wohl sehr zu bedauern. Dasselbe Schicksal erfahren mehrere Städte des Großfürstenthumes. Wasilij, Sohn des Großfürsten, stellt sich in der Orde, muß aber als Geißel mit andern Fürstensöhnen da verbleiben. Nach drey Jahren gelingt es dem erstern, heimlich zu entfliehen. — Jagailo von Litauen (1386) wird Christ, heirathet die Tochter K. Ludwigs, Hedwig, wird König von Polen, und läßt die Litauer von lateinischen Priestern taufen. Der Historiograph stellt ihn als Verfolger der russisch-griechischen Kirche auf. — Dimitrij Konstantinowitsch, Fürst von Nischnij Nowgorod, stirbt 1383. Ihm verdanken die Russen die älteste noch vorhandene Handschrift des Nestors. — In dem Vergleiche zwischen dem Großfürsten Dimitrij und dem Fürsten Wladimir (1389) wird die neue Successionsordnung im Großfürstenthum, nach welcher nun die Söhne den Vätern folgen, bestätigt. — Permien wird getauft; ihr Apostel, Stephan, richtet für die permische Sprache das Alphabet ein, wovon die Züge und Benennungen der Buchstaben in der Note 125 nachzusehen sind. Aus des Metropoliten Pimen Reise, die sein Begleiter beschrieben, sind im Texte, und zwar der Weg aus Moskau nach Konstantinopel, und Note 133 das griechisch-kaiserliche Krönungsceremoniel zu lesen. — Unter Dimitrij kommen schon kleine Münzen vor. Die tatarische tanga und pula dienten zum Muster, daher nun denga für silberne, pula für kupferne Münzen gebraucht worden. Im Jahre 1389 brachte man Waffen und Feuergewehre aus Deutschland nach Rußland. Note 136 wird Pelzels Geschichte (ohne Citation der Seite) genannt, worin er beweise, daß ein Berauner Bürger unter König Johann zwischen 1310 und 1346 das Feuerrohr erfunden hätte. Rec. kennt alle Auflagen von Pelzels Geschichte und kann die Stelle in keiner finden. — Die großfürstliche Würde wird nun bey den Moskauer Herrschern erblich. Der Sohn Wasilij folgt dem Vater. Nischnij Nowgorod und Susdal wird (1392) mit dem Moskauer Fürstenthum vereinigt. — Timur (Tamerlan) siegt zweymal über den Chan der Kaptschakischen Orde (1395). Bey Tamerlans Annäherung bebt ganz Rußland. Der Großfürst bewaffnet sich und zieht ins Feld. Er läßt das Wladimirsche Marienbild nach

Moskau übertragen. Diesem schreibt man den Rückzug der Mogolen zu. — Zu Smolensk, wohin sich der Großfürst begab, werden (1396) die Gränzen zwischen Litauen und Rußland festgesetzt. Smolensk wird von Witowt (Witold) wiederum genommen und bleibt hundert und zehn Jahre bey Litauen. Großfürst Basilius zieht gegen Witowt, indem er Hülfe von den Tataren erhält; es kommt ein Waffenstillstand zuwege (1406). Man vergleicht sich. — Der mogolische Heerführer Edigej belagert (1408) Moskau, plündert andere Städte, wird von Chan zurückberufen, nimmt als Lösegeld 3000 Rubel. Der schwarze Tod wüthete in Rußland vom Jahre 1352 bis 1427. — Das litauische Rußland bekommt einen eigenen Metropoliten in der Person des Gregor Zamblak, eines gelehrten Bulgaren (1425). — Aus der Gerichtsordnung des Basilius stehen die wichtigsten Artikel im Texte. Man hat seit Jaroslaw dem Großen bis ins funfzehnte Jahrhundert nichts ähnliches aufzuweisen. Man zählt nun den Anfang des Jahres vom September, nicht mehr wie ehedem vom März. Familiennamen werden immer gewöhnlicher, und die slawischen Benennungen hören auf. Der letzte Fürst slawischen Namens in Moskau war der Sohn des Wladimir Andrejewitsch Jaroslaw. Bey den Polen und Böhmen dauerten sie noch länger fort. — Die erste Schlaguhr verfertigte (1404) der Mönch Lasar, ein Serbier. — Bey der großen Zusammenkunft der Fürsten zu Troky (1430) bewirthete der achtzigjährige Witowt seine Gäste durch sieben Wochen. Täglich sind sieben hundert Eimer Meth, nebst Wein und Bier, gebraucht worden. In die Küche schaffte man sieben hundert Ochsen und Kalbinnen, vierzehnhundert Hammel, hundert Auerochsen, eben so viele Elen und Wildschweine. Witowt wollte, wie es ihm Kaiser Sigmund zu Luzko gerathen hatte, sich als König von Litauen von einem päpstlichen Legaten krönen lassen. Die polnischen Magnaten setzten sich dawider. Auf ihre Seite trat auch der Papst. Witowts Briefe an den Hochmeister des deutschen Ordens sind deutsch geschrieben. Mit ihm erlosch (1431) der Ruhm der litauischen Nation. — Dem Wasilij Wasiljewitsch wird auch in der Orde gegen seinen Nebenbuhler Jurij das Großfürstenthum zugesprochen. Er besteigt feyerlich zu Moskau den Thron und Wladimir verliert das Recht der Residenzstadt. Durch das Urtheil der Orde ist die Feindschaft zwischen dem Oheim und Neffen nicht erloschen. Jurij zieht in Moskau ein und erklärt sich nach dem ehemals gültigen Rechte des Seniorats zum Großfürsten; nimmt den Basilius gefangen, und entläßt ihn wieder. Zu diesem eilen die Bewohner Moskau's, Bojaren

und Volk. Jurij sehend, daß er sich zu Moskau nicht halten kann, begibt sich nach Halitsch und tritt den großfürstlichen Sitz dem Basilius ab; bricht aber bald sein Wort; schlägt das Heer des Großfürsten. Dieser flieht nach Nowgorod, Jurij besetzt (1434) Moskau, nimmt die Mutter und Gemahlin des Basilius gefangen. Unverhofft stirbt der sechzigjährige Jurij. Sein Sohn Kossoj erklärt sich zum Großfürsten von Moskau. Dessen Brüder wollen ihn dafür nicht erkennen; versöhnen sich mit Basilius und jagen den Kossoj aus der Residenz, der endlich nach einigen Streifereyen gefangen und geblendet wird. Johann der Große wird 1440 geboren. — Des Metropoliten Isidor Reise zum Kirchenrathe nach Florenz wird sehr umständlich beschrieben. Er langte am 18. August 1438 zu Ferrara an. Die Griechen unterzeichnen zu Florenz die Unionsakte. Der weitere Hergang wird in nachstehender Weise erzählt: »Isidor geht von Florenz (6. Sept. 1439) über Venedig nach Ofen. Von hier aus läßt er einen Brief an alle ihm untergeordnete Eparchien ergehen, worin er sie über die zu Stande gebrachte Union belehrt. Hierauf erscheint er als Legat a latere des apostolischen Stuhls zu Kiew; und begibt sich im Frühjahre (1440) nach Moskau, überreicht dem Großfürsten einen Brief vom Papst Eugen IV. Bey einem feyerlichen Amte läßt er die Vereinigungsurkunde von der Kanzel vorlesen. Man schweigt vor Verwunderung und Bestürzung. Der Großfürst allein disputirt mit dem Metropoliten, erklärt ihn für einen Ketzer, falschen Hirten und läßt ihn im Kloster Tschudow festsetzen. Isidor, aus Furcht, etwa gar als Ketzer verbrannt zu werden, entweicht und eilet nach Rom.« — Der Zar (König) von Kasan, Machmet, überfällt Rußland, nimmt den Großfürsten gefangen, entläßt ihn aber bald wieder gegen ein Lösegeld (1445). Schemjaka, Jurijs Sohn, verbindet sich mit andern Fürsten wider den Großfürsten. Ihre Mitverschwornen öffnen ihnen die Thore von Moskau, während Basilius sich im Dreyfaltigkeitskloster aufhält. Er wird von da nach Moskau gebracht, am 16. Februar 1446 geblendet und nach Uglitsch geschickt. Er versöhnt sich mit dem Schemjaka, dem er eine glückliche Regierung wünscht und entfernt sich. Alles eilet dem Basilius zu Hülfe. Einer seiner Bojaren kommt mit einiger Begleitung nach Moskau, bemächtigt sich des Kremels. Basilij versöhnt sich mit seinen Feinden, Dimitrij Jurjewitsch (Schemjaka) schwört ihm als Großfürsten Treue (1447), die er noch einmal bricht. — Basilius erklärt seinen zehnjährigen Sohn Johann 1449 zum Mitregenten. — Schemjaka wird 1450 geschlagen. Dieß war die letzte merkwürdige Schlacht, die in den Streitigkeiten der Fürsten vorfiel.

Basilius, der 1462 starb, wird mit Unrecht Selbstherrscher genannt. — Unter ihm wurde das öffentliche Peitschen mit der Knut eingeführt. — Die Nowgoroder nehmen eine Veränderung ihrer Münze vor. Es gibt auch schon Falschmünzer. Der Wogulitschen erste Erwähnung geschieht in den Chroniken bey Gelegenheit der Erzählung von dem Bischofe Pitirim, der das Evangelium bey den Permiern predigte und an der Kama erschlagen ward. Im vierten Kapitel, worin der Zustand Rußlands seit dem Einfalle der Tataren bis zu Johann III. geschildert wird, mußte manches wiederholt werden. Die heidnischen Sitten der Tataren konnten die Russen nicht leicht annehmen, aber in ihre Sprache haben sie gar viele Wörter aufgenommen. Hr. Karamsin sagt zwar, im Wörterbuche der Akademie wären kaum vierzig oder funfzig Wörter tatarischen Ursprungs zu finden. Allein er mag sich als geborner Russe wohl irren, der von Jugend auf neben den slawischen tatarische Wörter hört und sie nicht so gut unterscheiden kann, als ein Slawe, der kein Russe ist. Selbst Loschad, Pferd, wäre nach dem Verf. schon vor Baty üblich gewesen. Mag seyn, wiewohl zu vermuthen ist, daß erst spätere Abschreiber loschad für kon' gesetzt haben. Wäre aber Loschad wirklich so alt im Russischen, so müßte es durch die Petschenegen zu ihnen gekommen seyn. Die Rubrik: Ursprung der Kosaken, ist sehr belehrend. Räsaner Kosaken kommen 1444 vor. In der Ukraine wurden sie 1517 bekannt. Herr Karamsin findet es wahrscheinlich, daß der Name schon vor Baty den Torken und Berendjern gehörte, die an den Ufern des Dnepers unter Kiew wohnten. Sie hießen Czerkassen, wie die Kosaken, und Czerkassen hießen sonst Kasachen; daher nun Kosaken oder Kasaken. — Außer der Stadtmauer und einigen Kirchen gab es in Moskau noch kein Gebäude von Stein bis ins funfzehnte Jahrhundert. — Die Erzählung von Alexanders Tapferkeit mag, nach dem Style zu urtheilen, aus dem vierzehnten oder dreyzehnten Jahrhundert seyn. Des Sinagrips haben wir schon oben gedacht. Die Chronikenschreiber verrathen hier und da Bekanntschaft mit den alten Griechen. Nicht ohne Werth ist die poetische Beschreibung der Kulikower Schlacht, von einem Räsaner, dem Priester Sophronius, verfaßt. Sie erinnert an das Wort von Igor. Die Lobrede auf Dimitrij den Donischen zeichnet sich durch Stärke und Zartheit aus. Von beyden sind hier im Texte und in den Noten Proben zu lesen. — Die sieben Kapitel des sechsten Buchs begreifen bloß die Regierung eines einzigen Großfürsten. Unter Johann III. dem Schrecklichen, dem Großen (1462—1505) erhebt sich die russische Geschichte zur Würde einer wahren Staatsgeschichte. Achmet, Kö-

nig (Zar) der Wolgischen Orde zieht gegen Moskau, 1465, der Chan der Krim nimmt es mit ihm auf, an den Ufern des Dons entsteht ein blutiger Krieg unter den zwey Orden. Der Krieg mit den Nowgorodern fängt 1469 an, die sich endlich dem Großfürsten unterwerfen. Permien muß sich 1472 ergeben. Achmet zieht sich bey seinem zweyten Einfall schnell zurück; der Großfürst wird als Sieger in Moskau aufgenommen. Er heiratet die unirte griechische Prinzessin Sophia 1472, weßhalb zu Rom schon seit 1469 durch Gesandtschaften verhandelt worden. Des Großfürsten Brief, den die Gesandten dem Papste Sixt im May 1472 einhändigten, war russisch geschrieben. Die Braut wird nach dem Verlobnisse zu Rom über Lübek, Nowgorod nach Moskau begleitet, wo sie am 12. November ankam. — Der zweyköpfige Adler kommt in das russische Wappen. Johann sorgt für Künste. Aus Italien wird der Baumeister Fioraventi Aristoteles von Bologna berufen. Er bauet Kirchen, Paläste, die Mauern des Kremels, gießt Kanonen und Glocken, prägt Münzen. Auf Johanns Münzen steht der Name Aristoteles. Contarini, ein Venetianischer Gesandter, der 1476 aus dem Orient nach Moskau kam, beschreibt Rußland. — Die letzte Stunde der Freyheit der Nowgoroder schlug 1478. Johann verwirft alle Bedingungen der Unterwerfung. Bey dieser Gelegenheit gibt der Historiograph eine kurze, lesenswerthe Uebersicht der Schicksale der Stadt Nowgorod. Achmets letzter Zug 1480. Er wagt es nicht, die gerüsteten Russen anzugreifen. Iwak, Fürst der Schibanischen Ulussen, verfolgt den sich zurückziehenden Achmet und erlegt ihn mit eigener Hand. Die Orde zerfällt und die Russen sind nun von der langen Knechtschaft, die mehr als zweyhundert Jahre dauerte, befreyet. Iwak sucht Johannes Freundschaft. — Krieg mit dem liefländischen Orden 1480. Stillstand 1483. — Der Chan von der Krim als Verbündeter des Großfürsten nimmt Kiew ein, plündert die Stadt, wofür ihm Johann dankt. Johann verbindet sich mit dem König von Ungern, Mathias, gegen Polen 1482, Gesandte gehen hin und her mit Geschenken. Der Großfürst verlangt unter andern von Mathias Künstler, die Kanonen gießen und daraus schießen können, Feldmesser, Silberarbeiter und Bergverständige. — Der Fürst von Twer wird 1485 bekriegt, weil er sich mit dem König von Polen verband. Die Rostower, Jaroslawer Fürsten verlieren das Recht, selbst zu herrschen. Kasan wird 1487 genommen, die Herrschaft über Wjatka befestigt, das arskische Land erobert. — Johann der jüngere stirbt 1490 im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Der Arzt Leo, von Geburt ein Jude, nahm es auf sich, ihn zu heilen und verbürgte seinen Kopf. Er ward der unglücklichen Kur

wegen eingesperrt und nach sechs Wochen öffentlich hingerichtet. Ein ähnliches Schicksal hatte im Jahre 1485 ein deutscher Arzt, Anton. Der Baumeister Aristoteles darüber erschrocken, wollte unverzüglich Rußland verlassen. Johann erzürnet, ließ ihn in seinem Hause einsperren, aber bald wieder befreyen. — Merkwürdig ist der umständliche Bericht von der kaiserlichen Gesandtschaft. Zwar kam schon im Jahre 1486 mit einem Briefe von Kaiser Friedrich III. Niklas Poppel, aber bloß als neugieriger Reisender nach Rußland; aber mit Aufträgen als kaiserlicher Gesandter erst im Jahre 1488. Die Antwort des Großfürsten ward durch den Griechen Trachaniot, der die Prinzessin Sophie begleitet hatte, dem Kaiser zu Frankfurt sammt den Geschenken eingehändigt. Ein zweyter Gesandter, Doktor Delator, unterhandelt um eine Braut für König Maximilian. Der Vertrag mit ihm vom 16. August 1490 steht ganz im Texte. Der russische Gesandte verlangt, daß der Allianztraktat in russischer Sprache von einem serbischen oder slawonischen Schreiber abgefaßt werde. Von dem Briefe Maximilians ist das Original im russischen Reichsarchiv nicht mehr vorhanden, sondern nur eine Abschrift davon. Wegen der Heirath entschuldigt Delator den König Maximilian, der Kaiser habe eine andere Braut vorgeschlagen. Dem Michael Snups, der mit Briefen von König Maximilian und dem Erzherzog Sigmund versehen, nach Moskau 1492 geschickt ward, um russisch zu lernen und um geographische Kenntnisse zu sammeln, wird die weitere Reise ins Innere von Rußland nicht gestattet. — Friede mit Litauen 1494. Fürst Alexander heiratet die Tochter des Großfürsten, Helena, ohne zu verlangen, daß sie zur lateinischen Kirche trete. Nur konnte sie, als Alexander 1501 König in Polen geworden, der griechischen Religion wegen nicht als Königin gekrönt werden. Wahrscheinlich ist der Kommunionlöffel, den schon Eckard auf einer Tafel nebst gothischen Münzen 1720 abbilden ließ, ein Denkmal von dieser Helena. Er ist auch auf der zwölften Tafel bey Knittel (Vers. Goth. 1761) zu sehen. Gern hätten wir des Historiographen Meinung darüber vernommen. Mit dem türkischen Sultan steht Johann in freundschaftlichen Verhältnissen, laut seines S. 233 abgedruckten Briefes (1492). Doch geht erst 1497 die erste Gesandtschaft nach Konstantinopel. Seit der völligen Unterwerfung Jugriens (1499) schreiben sich die russischen Herrscher Fürsten von Jugrien. — Papst Alexander VI. und Wladislaw, König von Ungern, suchen 1503 den Frieden zwischen Johann und dem deutschen Orden zu vermitteln. Es wird mit Litauen und Liefland ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen. — Vom Kaiser Maximilian langen 1504 und

1505 Gesandtschaften zu Moskau an. Maximilian bittet sich weiße Geyerfalken (Kretschet) aus. Hartinger (so hieß der Gesandte) verlangt, daß, weil man am kaiserlichen Hofe nicht russisch verstünde, Johanns Brief lateinisch geschrieben werde. Es wird ihm bedeutet, der Großfürst wolle auf unnütze Unterhandlungen kein Geld ausgeben, schicke daher keinen Gesandten mit. Basilius, Johanns Sohn, den der Vater 1502 zu seinem Nachfolger bestimmte, wählt sich im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters aus 1500 adeligen Fräulein, die zum Hofe gestellt worden, die Salomone zur Frau. Sie war die Tochter des Jurij Saburow, eines Nachkommen des Mursa Tschet, der aus der Orde emigrirte. Johann, der Schöpfer der Größe von Rußland, stirbt am 27. Oktober 1505. Er war stolz auf den alten Titel eines Großfürsten, nur in Verhandlungen mit Auswärtigen nannte er sich Zar. Herr Karamsin bemerkt ganz richtig, daß Zar keine Verkürzung von dem lateinischen Caesar sey, wie viele ohne Grund dafür hielten, sondern daß diese alte Benennung aus dem Orient herstamme, deren Bedeutung schon Bayer im Persischen aufsuchte. Den Russen sey Zar in der Bedeutung eines Königs durch die slawonische Bibelübersetzung bekannt worden. Man habe die griechischen Kaiser und in späteren Zeiten die mogolischen Chane Zare genannt. Ganz was anders sey kesar, womit Zar nicht zu verwechseln ist. Unter Weißrußland (vor Johann III. kommt diese Benennung nicht vor *) ist Groß- oder Altrußland zu verstehen. Aus Johanns Gerichtsordnung (sudebnik), die er durch den Sekretär (Djak) Wladimir Gussen 1497 zusammentragen ließ, enthält die Note 609 Auszüge. Von seinen Polizeygesetzen ist die Einrichtung der Posten, Verbote wider das Saufen, und der Auftrag an Mamonow merkwürdig, der sich zu Smolensk und Wilna erkundigen sollte, ob die französische Krankheit da herrsche. In Krakau zeigte sich die Lustseuche schon 1493. Johann wollte seine jüngste Tochter Theodosia an keinen auswärtigen Prinzen verheiraten, sondern gab sie dem russischen Fürsten Wasilij Cholmski. Aus der vollständigen Beschreibung von der Hochzeit dieses Paares führt nun der Historiograph Einiges an, so wie er noch zuletzt der Reise nach Indien, die 1470 Athanas Nikitin unternommen und beschrieben, im Kurzen erwähnt, und daraus N. 629 Proben des Styls und einen Auszug mittheilt.

VII. Band. Basilius, Johanns Sohn, 1505—1533.

*) Sonderbar! während doch ein deutsches Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert von Weißreussen spricht! Siehe Jahrbücher XIV. A. B. S. 23.

Basilius tritt die Regierung an, ohne sich feyerlich krönen zu lassen. Das Schicksal des im Gefängnisse schmachtenden Dimitrij, den Johann feyerlich gekrönt hatte, aber später einsperren ließ, ward auch jetzt nicht erleichtert. Basilius, sagt Herr Karamsin, wollte nicht großmüthig seyn. Die Stadt Pskow verlor 1510 ihre bürgerliche Freyheit, deren sie seit sechshundert Jahren genoß. Smolensk, das hundert zehn Jahre unter litauischer Herrschaft stand, ward 1514 von den Russen wieder erobert. Kaiser Maximilian schickt seinen Rath Georg Schnitzenpamer nach Rußland, um sich mit dem Großfürsten gegen Sigmund von Polen zu verbinden. In der Bundesakte, die man zu Moskau aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte, steht Kaiser für Zar (König). (Es ist möglich, daß der Uebersetzer das Wort auch für eine Verkürzung von caesar hielt.) Das russische Original ist verloren gegangen. Aber den deutschen Vertrag, den Maximilian zu Gmunden unterzeichnete, las Kaiser Joseph II., als er in Moskau war, mit Neugierde, und sagte lächelnd zu den Beamten beym Archive: »Meine Herren, zeigen Sie dieß dem König von Frankreich.« Denn der französische Hof weigerte sich lange, den Titel Kaiser oder Imperator anzuerkennen. Im Jahre 1718 ließ Peter I. diese deutsche Urkunde mit einer französischen und russischen Uebersetzung drucken. In letzterer heißt es: gegeben in unserer Stadt Gunden (gundenje), in dem deutschen Abdrucke noch fehlerhafter Brundenaw, wo im Originale, das Herr Karamsin einsah, Gmunden am (vierten Tag ꝛc.) zu lesen ist. Basilius sucht durch eine zweyte Gesandtschaft 1517 die Pforte für sich zu gewinnen. Es gelingt nicht. Der König von Dänemark, Christian II., schließt ein Bündniß mit dem Großfürsten wider Schweden und Polen in demselben Jahre. Die dänischen Unterthanen erhalten in Rußland Freyheiten. Auch der deutsche Orden wendet sich an Rußland und sucht Hülfe wider Sigmund. Des kaiserlichen Gesandten Herberstein Rede, die er bey seiner Audienz an den Großfürsten hielt, legt der Historiograph seinen Lesern russisch vor. Der Zweck seiner Sendung, die Vermittelung des Friedens zwischen Polen und Rußland, ward noch lange nicht erreicht. Die russischen Gesandten werden von Maximilian sehr gnädig zu Innsbruck empfangen. Der Kaiser schickte 1518 den Francesco da Collo und Antonio de Conti nach Moskau. Auch sie sollten den Frieden zwischen Sigmund und Basilius vermitteln. Ihre Unterhandlung ist unter dem Titel Trattamento di pace ec. zu Padua 1603 herausgekommen. — Die krimischen Tataren verheeren Litauen zu Gunsten der Russen, mit welchen sie 1519 ei-

nen Vertrag eingingen. Die Vorstellungen des Papstes Leo X., die er durch den Hochmeister dem Großfürsten machen ließ, konnten den Frieden mit Litauen noch nicht herbeyführen. Der Krieg dauert fort bis zu dem Waffenstillstand, der 1522 am 25. December auf fünf Jahre geschlossen ward. Die Russen behielten Smolensk. Der deutsche Orden in Preußen hört auf, indem Sigmund den Hochmeister Albrecht zum Erbherrn der Ordensbesitzungen erklärt, der von Polen abhängig bleibt. Der liefländische Orden erneuert den Friedenstraktat mit Rußland im Jahre 1521 auf zehn Jahre. Der Chan von der Krim nimmt Astrachan, der Zar von Kasan läßt die russischen Kaufleute und den Gesandten erschlagen. Die Russen unternehmen 1524 einen Feldzug gegen Kasan ohne erwünschten Erfolg. Die Salomone, mit der Basilius zwanzig Jahre in kinderloser Ehe lebte, wird wider ihren Willen als Nonne eingekleidet. Er heiratet 1526 des Basilius Glinski Tochter Helena. Um der jungen Frau zu gefallen, läßt sich der viel ältere Großfürst den Bart scheren. Der Kapitän Paul, ein Genueser, der schon unter Leo X. durch Rußland reiste, kommt als Gesandter das zweyte Mal mit einem Briefe vom Papst Klemens VII. an, um den Großfürsten zum Kriege wider die Türken und zur Union mit der lateinischen Kirche zu bewegen, wofür ihm, wie schon zuvor, die königliche Krone angetragen wird. Mit dem Gesandten Paul schickt der Großfürst den Kourier Dimitrij Gerasim mit Freundschaftsbezeugungen nach Rom. Dimitrij kommt 1526 im July mit einem neuen päpstlichen Gesandten zurück. Dieser, so wie der kaiserliche, hat den Auftrag, den Frieden mit Litauen vermitteln zu helfen. Es konnte nichts erreicht werden (weil Sigmund nur unter der Bedingung, wenn ihm Smolensk zurück gegeben würde, den Frieden schließen wollte), als die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum Jahre 1533. Die Gesandten verlassen Moskau und mit ihnen werden russische Gesandte nach Rom, zum Kaiser, und zu dem Könige von Polen geschickt. Die Gesandtschaft nach Rom hat Paul Jovius in schönem Latein beschrieben. — Der 1530 unternommene Zug wider Kasan schreckte die Kasaner. Sie unterhandeln mit Moskau, vertreiben den Zar Safa-Girej, und erbitten sich vom Großfürsten den Eualej zum Zar. Es wird ihnen willfahret. Erwähnung verschiedener Gesandtschaften, als der moldaischen, astrachanischen, nogaischen, indischen. Des Großfürsten Krankheit, Tod, Charakter, Privatleben, Titel werden beschrieben. Des gelehrten Mönchs Maxim Grek Schicksale, der vom Berge Athos berufen ward, die griechischen Bücher in Rußland zu verzeichnen, die russischen Kirchenbücher zu verbes-

sern, und welcher zwey und zwanzig Jahre als Verwiesener zu Twer eingesperrt war, wird man nicht ohne Theilnahme lesen. Von einhundert vier und dreyßig Schriften, worunter freylich auch bloße Briefe vorkommen, sind in der Note 341 zwey und zwanzig mit ihren Titeln verzeichnet. Er schrieb auch wider Luther. Rußlands Zustand vom Jahre 1462 bis 1533 konnte schon zum Theil aus Paul Jovius, Contarini und Herberstein, dessen Buch ungeachtet einiger Fehler immer sehr wichtig für Rußland bleibt, geschildert werden. Der Herrn Karamsin unbekannte Nikolaus Kusan, den Herberstein citirt, kann wohl kein anderer seyn, als der Kardinal Nikolaus von Cusa. Im Jahre 1520 hätte Moskau 41,500 Häuser gezählt. Einwohner dürfe man 100,000 annehmen. Die Großen nannten sich cholopi (Knechte) des Monarchen. Smerd hieß ehedem ein Bauer, jetzt Krestjan, weil die Tataren aus Verachtung die Russen so nannten. — Die jungen Mädchen wurden eingesperrt, gingen selten in die Kirche. Ihre Unterhaltungen waren Schaukeln (Katscheli). — Literatur: die slawonische Sprache reichte damals vom steinernen Gürtel bis zum adriatischen Meere, von Thracien, Bosporus bis an den Nil (?). Am Hofe der türkischen und ägyptischen Sultans redeten, wie Paulus Jovius versichert, ihre Weiber, die Renegaten und Mameluken slawonisch. (Ist wohl nur von einzelnen Personen zu verstehen.) Die Russen hatten schon Uebersetzungen von den vier Kirchenvätern Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius (wohl nur einzelner Theile, nicht ihrer ganzen Werke); eine Kaisergeschichte (wohl nicht diejenige, die Suetonius schrieb, sondern einen aus den Byzantinern entlehnten Auszug). Bassian, Erzbischof von Rostow, wird mit Demosthenes verglichen. Man hat von ihm einen Brief an den Großfürsten Johann. Des h. Daniels von Perejaslawl Leben ist nicht ohne Werth. Besonders zeichnen sich die Rede über die Geburt des Zar Johann und die Lobrede auf Basilius aus. Aus beyden liest man Proben des Styls im Texte. Von Werken des Witzes und der Phantasie fand Hr. Karamsin weiter nichts, als zwey Stücke: die Erzählung von einem Kiewer Kaufmann, dessen Sohn Borzosmysl die ihm von dem Tyrannen Swijan vorgelegten Räthsel witzig aufzulösen verstand, und die Nachricht von dem Walachen Drakula. Aus beyden kommen in der Note 411 zur Probe einige Stellen vor.

Der achte Band begreift nicht einmal die ganze Regierung des Großfürsten und Zars Johann IV., Basiljewitsch II., sondern das fünfte und letzte Kapitel reicht nur bis 1560. Tauris (die Krim), Litauen und Kasan waren nun die Haupt-

gegenstände der russischen Politik. Dem unmündigen Johann (er ward 1530 geboren) wird feyerlich Treue geschworen. Des Großfürsten Mutter Helena regieret mit dem Rathe der Bojaren bis 1538. Jurij und Andrej, des vorigen Großfürsten Brüder, werden einer nach dem andern verhaftet und kommen um. Man befürchtete, sie konnten sich der Regierung bemächtigen. — Es wird ein sechzigjähriger Waffenstillstand mit Schweden geschlossen, der Friede mit Liefland auf siebenzehn Jahre bekräftigt. Peter, Stephans Sohn, Woywode der Moldau, sucht russischen Schutz, der ihm zugesagt wird. Allein gegen Soliman, der 1537 die ganze Moldau verheerte, konnte ihn Rußland nicht schützen. Die Moldauer mußten sich dem Sultan unterwerfen, doch wurde ihnen noch das Recht, ihre Herrscher zu wählen, zugestanden. — Man weiß nicht, welchen Auftrag die russischen Gesandten hatten, die an Kaiser Karl V. und an König Ferdinand 1538 geschickt wurden. Sigmund, König von Polen, hetzt die asowischen und krimischen Tataren gegen Rußland auf, nimmt die russischen Verräther auf, will die russischen Eroberungen zurücknehmen. Litauen wird von Russen verheeret. Die Litauer nehmen Gomel und Starodub. Sieg der Russen. Stillstand mit Litauen (1537) auf fünf Jahre. — Die Kasaner erschlagen den Enalej, rufen den Safa-Girej, der ihre Unabhängigkeit wieder behaupten soll. Ein Theil der Kasaner will den Russen treu bleiben. Sie verlangen den Schig-Alej zu ihrem König. Man läßt den zu Bjelo-Ofero eingesperrten Schig-Alej nach Moskau kommen. Er schwört feyerlich dem sechsjährigen Großfürsten Treue und Unterwürfigkeit (1536). Der Krieg mit Kasan fängt nun an. Man achtet die Drohungen des Saip-Girej nicht, der 1538 nach dem erschlagenen Islam in der Krim regierte. Helena, wegen ihrer Tyranney und bekannter Neigung zu Iwan Telepnew gehaßt, stirbt (an beygebrachtem Gifte, wie Herberstein bezeugt) am 3. April 1538. — Kapitel II. 1538—1547. Nun herrscht vollkommene Aristokratie bey dem siebenjährigen Großfürsten. Den siebenten Tag nach Helenens Tode ließ der Fürst Basilius Basiljewitsch Schujskij die Aufseherin (Obersthofmeisterin) des jungen Großfürsten, die Bojarin Agrippina und ihren Bruder, den Fürsten Iwan Telepnew, greifen, sie in Ketten legen und im Kerker verwahren, ohne auf das Geschrey und die Thränen des jungen schutzlosen Knaben zu achten. Basilij Schujskij regiert. Nach Basilij ist Iwan Schujskij das Haupt der Bojaren. Der Metropolit Daniel muß abdanken, weil er mit Bielskij einverstanden, die Fürsten Schujskij stürzen wollte. Schujskij wird als

grober, herrschsüchtiger Barbar geschildert. Der neue Metropolit Joasaph verwendet sich bey dem jungen Monarchen und beym Bojarenrath, um den Fürsten Iwan Bielskij zu befreyen. Im Triumphe führt man den Bielskij aus dem Gefängnisse. Schujskij erscheint nicht mehr im Rathe. Die neue Partey regiert mit Mäßigung und Einsicht. Der junge Fürst Wladimir Andrejewitsch, Johanns Vetter, wird sammt seiner Mutter befreyt. Helena hatte sie beyde einsperren lassen. Einem andern im Gefängnisse neun und vierzig Jahre lang schmachtenden Verwandten des Großfürsten, dem Fürsten Dimitrij, Sohne des Andrej von Uglitz, ward zu Wologda sein Schicksal dadurch erleichtert, daß man ihm die Ketten abnahm, mehr Licht und Luft im Kerker vergönnte. — Safa-Girej, Zar von Kasan, fällt in Rußland ein und der Chan von der Krim zog mit türkischen Hülfsvölkern bis an die Oka. Der Chan flieht bey Annäherung der Russen; zum ersten Mal befinden sich ottomannische Trophäen in russischen Händen (1541). Schujskij sinnt auf Rache, zettelt eine Verschwörung wider Bielskij an. Des Nachts (am 3. Jänner 1542) wird Bielskij von den Verschwornen im Kreml ergriffen, ins Gefängniß gesetzt; der Metropolit nach Bieloosero ins Cyrillische Kloster geschickt. Früh langt Iwan Schujskij selbst aus Wladimir kommend an, und steht nun als Haupt an der Spitze der Bojaren. Bielskij wird nach Bjeloosero verwiesen, und auf Befehl des Schujskij, ohne Wissen des Großfürsten, ermordet. Makarius, der Erzbischof von Nowgorod, wird zum Metropoliten ernannt. Von Schujskij's Regierung ließ sich nichts Gutes erwarten. Indessen wuchs Johann heran. Den Waffenstillstand mit Litauen auf sieben Jahre hat er selbst beschworen. Iwan Petrowitsch, Stephans Enkel, schreibt an den Großfürsten Johann, Soliman hätte ihm aus Gnaden die Moldau zurückgegeben, verlange aber über den jährlichen Tribut noch 300,000 Gulden, und bittet um Hülfe an Geld, die ihm auch geworden. — Schujskij's Macht dauerte nicht lange. Eine Krankheit zwang ihn, den Hof zu verlassen. Er lebte noch zwey oder drey Jahre. Das Ruder hatte er drey andern Schujskij, dem Iwan, Andrej, Fedor übergeben. Diese herrschsüchtigen Oligarchen litten keinen Widerspruch im Rathe (Duma), entfernten alle, die ihnen gefährlich schienen. Allein Johann kam zur Besonnenheit, fühlte das Lästige einer ungesetzmäßigen Vormundschaft. Er haßte die Schujskij, besonders den heftigen wilden Andrej, und sein Gemüth neigte sich zu denen hin, die den Oligarchen nicht wohl wollten. Unter denen war Fedor Semenowitsch Woronzow, der die

Liebe des Monarchen täglich mehr gewann. Die Oligarchen wagen es mit andern Gleichgesinnten in Gegenwart des Monarchen den Woronzow wie rasend anzufallen, ihn mit Gewalt in ein anderes Zimmer zu schleppen, und wollten ihn tödten. Der Metropolit und die Bojaren Morosow sprechen im Namen des Großfürsten für Woronzow. Die Schujskij gaben gleichsam aus Gnaden ihr Wort, ihn am Leben zu lassen, aber sie stießen, schlugen ihn, führten ihn auf den Platz hinaus und sperrten ihn ins Gefängniß. Johann schickt den Metropoliten und die Bojaren das zweyte Mal an die Schujskij, um sie zu bereden, sie sollten denn Woronzow, wenn er ja nicht bey Hofe und in Moskau bleiben könnte, nach Kolomna schicken. Der Monarch selbst mußte ihren Ausspruch bestätigen. Sie führten endlich den Woronzow mit seinem Sohne nach Kostrom. Diese Frevelthat beschleunigte die vom Volke gewünschte Veränderung in der Regierung. Johann hatte bereits das dreyzehnte Jahr zurückgelegt. Seine schlechte Erziehung, das Werk der Schujskij, wird nun beschrieben. Die Fürsten Glinskij, seine Oheime, stellten dem Johann vor, daß es nun Zeit wäre, sich als Selbstherrscher zu zeigen. Er zeigt sich als strenger Gebieter drohend in der Versammlung der Bojaren (29. Dec. 1543). Er erklärte, den Fürsten Andrej Schujskij wolle er strafen als den Strafwürdigsten. Man nahm ihn, übergab ihn den Jägern, die ihn von Jagdhunden auf der Straße zerreißen ließen. Die Fürsten Glinskij regieren nun im Namen des Fürsten. Wir übergehen das grausame Verfahren der neuen Regierung. — Safa-girej wüthet (1546) zu Kasan. Die Kasaner wollen ihn dem Großfürsten ausliefern, wenn er ihnen ein Heer zuschickte. Die Verschwörung bricht aus, Safa-girej flieht, und Schig-alej wird triumphirend eingeführt. Da Safa-girej abermal gerufen mit Nogaischen Haufen an der Kama erscheint, gelingt es dem Schig-alej unbemerkt aus Kasan nach Rußland zu entweichen. — Das zweyte Kapitel beginnt mit der feyerlichen Krönung des siebenzehnjährigen Großfürsten (1547). Von dieser Zeit an nennen sich die russischen Monarchen in Urkunden Zare, behalten aber auch den alten Titel der Großfürsten. Johann wählt aus den vielen ihm vorgestellten adeligen Mädchen die Anastasia, Tochter der Witwe Zacharina, deren Mann Roman Jurjewitsch hieß. — Nie ist Rußland schlechter regiert worden, als unter den Glinskij, die im Namen des jungen Monarchen thaten, was sie wollten. Es half auch den Bedrückten nicht, sich an den neuen Zar zu wenden. Siebzig Pskower Bürger, die ihren Statthalter verklagten, stan-

den zu Ostrowka vor ihm bittend; er schäumte vor Zorn, schrie, stampfte mit den Füßen, goß heißen Wein auf sie, verbrannte ihnen den Bart und die Haare, ließ sie entkleiden und auf die Erde legen. Sie konnten nur ihren Tod erwarten. In dieser Minute meldet man ihm den Fall der größern Glocke, er eilet nach Moskau und die Pskower blieben am Leben. Um ihn zu bessern, mußte Moskau abbrennen (12. April 1547). Bey dieser schrecklichen Feuersbrunst verloren 1700 Menschen das Leben, ohne die Kinder zu rechnen. Man gibt den Brand den Glinskij Schuld. Ihre Feinde verschwören sich, der aufgebrachte Pöbel dient ihnen zum Werkzeuge. Die Empörung bricht aus, der Pöbel wüthet. — Wunderbare Besserung Johanns. Ein gewisser Silvester erscheint als Prophet, droht und rührt den Fürsten und dieser wird ein anderer Mann. Der Aufruhr wird gestillt. Der Bojaren Tyranney hört nun auf, Johann regiert nun allein. Sein Gerichtsbuch (Sudebnik), das 1550 erschien, nennt Herr Karamsin die zweyte russische Gerechtigkeit (prawda), einen treuen Spiegel der Sitten und der Begriffe jenes Zeitalters. Die Kirchensatzungen enthält der Stoglaw, so genannt, weil er aus hundert Kapiteln oder Artikeln besteht. Die Verbesserung der Kirchenbücher ward auch von ihm zuerst angeordnet. Am merkwürdigsten sind seine Anstalten zur allgemeinen Aufklärung seines Staates. Der Sachse Schlitt (1547—1551) hatte Zugang zum Zar, lernte russisch, ward mit Johanns Briefen an Kaiser Karl V. gesendet. Schlitt bringt 120 Personen für den Dienst des Zars zusammen. Von Lübek wollte er mit den Angeworbenen, worunter auch Buchdrucker und Sprachgelehrte waren, nach Liefland schiffen. Die Hansa und der liefländische Orden verhindern es aus niedriger neidischer Politik. Man fürchtete, Rußland könnte ihnen gefährlich werden. Der Lübeker Rath setzt den Schlitt in Kerker. Er entflieht daraus 1551, kommt erst 1557 nach Moskau ganz allein, ohne Geld, mit Schulden und mit verschiedenen Vorschlägen: der Zar, z. B. sollte dem Kaiser mit Geld und Leuten im Türkenkriege beystehen, zum Beweise der Treue Geißel (fünf und zwanzig Fürsten und Edelleute) stellen, einen beständigen Gesandten an Karls Hofe halten, einen Orden für Russen und Ausländer stiften, 6000 deutsche Krieger miethen, eine Post von Moskau bis Augsburg anlegen, endlich auch versprechen, die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen. Der stolze Saip-girej, der Astrachan eroberte, droht nun fürchterlich. Seiner groben Drohungen wegen läßt Johann den krimischen Gesandten ins Gefängniß setzen. — Mit allen, auch den kleinsten Umständen wird der letzte Zug nach Kasan und die Eroberung der Stadt

im vierten Kapitel beschrieben. Der feyerliche Einzug Johanns geschah am dritten Oktober 1552. Hundert funfzehn Jahre, vom Machmet an, bey dem Johanns Urgroßvater gefangen war, dauerten die Feindseligkeiten fort. Die Unruhen in Kasan, die vor diesem Zuge vorfielen, übergehen wir. Hätten sie nicht besser, ohne sie unter andern Begebenheiten zerstreut aufsuchen zu müssen, im Zusammenhange mit dem endlichen Falle Kasans dargestellt werden können und sollen? — Den Ursprung der donischen Kosaken dürfen wir nicht unberührt lassen. Sie bestehen aus Leuten, die russisch reden, griechischer Religion sind. Sie zeigen an ihren Gesichtern asiatische und europäische Züge, sind geborne Reiter, und treten jetzt erst auf dem historischen Theater auf. Eher hießen sie asowische Kosaken. Die ersten Gründer dieser militärischen Republik waren russische Flüchtlinge, die sich in den Gegenden, wo sich die Wolga dem Don nähert, ansiedelten, wilde Freyheit liebten, Kaufleute, die nach Asow und Kafa zogen, beraubten. Sie nahmen die Stadt Achas und nannten sie Tscherkas, d. i. die Kosakenstadt; denn Tscherkes und Kosak bedeutet einerley. Sie holten ihre Weiber aus dem Tscherkassenlande. Johanns Vater klagte sie beym Sultan an, als dem Gebieter über das asowische Land. Allein sie wollten von Muhamedanern nicht abhängen, sondern unterwarfen sich den russischen Zaren. Ihr Anführer Saryasman nennt sich 1549 Johanns Unterthan. Sie bauten Festungen am Don, kriegten mit den Nogajern, mit Astrachan und der Krim, forderten Tribut von Asow, schonten selbst die Türken nicht. — Kapitel V. Nach seiner Krankheit 1553 besucht Johann mit der Großfürstinn das Kyrillische Kloster; der junge Zarewitsch Dimitrij stirbt unterwegs, wie es Marim der Grieche vorhergesagt haben soll. Auf dieser Reise spricht Johann mit dem ehemaligen Bischof von Kolomna, Bassian. Auf die Frage, wie der Staat am Besten zu regieren sey, antwortet der alte Bassian, wenn du wahrer Selbstherrscher seyn willst, gib keinem Rathgeber Gehör, sondern befehle selbst. Bessern Rath, erwiederte der Zar, könnte mir selbst mein Vater nicht geben. — Der mit russischer Hülfe neu eingesetzte Zar Derbysch zu Astrachan schwört sammt dem Volke dem russischen Großfürsten Treue. Bey hergestellter Ruhe kehren nun die verscheuchten Kaufleute von Schamach, Derbent, Schawlak, Tjumen, Chiwa und Sarajtschik nach Astrachan zurück, und entrichten die bestimmten Zölle. Die Zare von Chiwa und von der Bucharey schicken ihre Gesandten nach Moskau mit Geschenken. Das Schawlakische und Tjumenische Land und Grusinien (Georgien) wollten Rußland unterwürfig seyn. Die Tscher-

kassischen Fürsten schworen dem russischen Monarchen Treue und verlangen Hülfe gegen des Sultans Herrschaft in der Krim. Man antwortete ihnen, daß der Sultan mit Rußland in Frieden lebe, aber wider den Chan Dewlet-girej wolle und werde sie Rußland schützen. Nur wenige Spuren des zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere zur Zeit der byzantinischen Herrschaft gepflanzten Christenthums waren noch übrig, jetzt wird es durch die Russen erneuert und verbreitet. Fürstensöhne aus jenen Gegenden werden zu Moskau getaufet und lernen lesen. Der nogaische Fürst Ismael, der seinen Bruder Jusuf erschlug, und nun über alle Ulusse (tatarische Lager) herrschte, sucht Johanns Freundschaft durch Zuschriften und Geschenke. Doch durfte sich Ismael in Huldigungsbriefen weder Vater noch Bruder des Großfürsten nennen, weil dieß für Rußland erniedrigend wäre. Der Ruf der russischen Eroberungen drang bis nach dem entfernten Sibirien, worunter der mittlere Theil der Statthalterschaft Tobolsk zu verstehen ist. Dort herrschten mogolische Fürsten, Nachkommen des Schiban, der Baty's Bruder war. Wahrscheinlich standen sie schon früher in Verbindung mit Rußland. Johann nennt sich schon im Jahre 1554 in Briefen Herrscher oder Gebieter von Sibirien. Der sibirische Fürst Ediger schickt Gesandte 1555 nach Moskau ab, und verspricht von jedem Kopfe jährlich einen Zobel und ein Eichhorn zu entrichten. Man gab 30,700 Einwohner seines Gebietes an. So fand Rußland den Weg zur unermeßlichen Erweiterung seines Gebietes im Norden von Asien, der dem gebildeten Europa ganz unbekannt war. — England, um einen Weg durchs Eismeer nach China zu finden, schickte (1553) drey Schiffe in den nördlichen Ocean. Zwey gingen zu Grunde, das dritte kam an das Ufer, wo jetzt Archangel steht. Der Kapitän Chanceler kommt nach Moskau, überreicht einen Brief von König Eduard VI. an alle Machthaber der nordischen Länder, der hier im Texte russisch übersetzt zu lesen ist. Lateinisch und englisch ward er schon ehedem herausgegeben. Im Februar 1554 wurde Chanceler mit einem Briefe vom Zar an König Eduard entlassen. Der russisch verfaßte Brief war mit einer holländischen (Dutch, nicht etwa deutschen? fragt Herr Karamsin) Uebersetzung begleitet. Chanceler kommt zum zweyten Male 1555 mit zwey Schiffen, mit Briefen von der Königin Maria versehen, um einen Handelsvertrag mit Rußland zu schließen. Die drey Briefe, einer italienisch (po frjaski), der zweyte polnisch, der dritte griechisch geschrieben, waren einerley Inhalts. Die vorzüglichsten Waaren, die die englischen Schiffe brachten, waren Tücher und Zucker. Der rus-

sische Gesandte, den Chanceler 1556 mitnahm, entgeht der Gefahr, in welcher Chanceler ertrank, und wird zu London sehr gut aufgenommen. Die Londner Tuchhändler verehren ihm eine goldne Kette von hundert Pfund Sterling, und fünf kostbare Gefäße. Er kehrt auf einem englischen Schiffe 1557 zurück und bringt Handwerker, Bergleute und Aerzte mit. Unter den Letztern befand sich der erfahrne Doktor Stendisch. Herr Karamsin läßt es nicht unbemerkt, daß der Großfürst in den Briefen der Königin Maria großer Imperator genannt wird. Der Chan von der Krim wird zurückgedrängt. — Der Krieg mit Schweden wird bald (1557) beygelegt. Die alten Gränzen wurden festgesetzt. — Für Schweden hatten sich der König von Polen und der Großmeister des liefländischen Ordens verwendet. Mit Litauen wurde der Waffenstillstand bis 1562 verlängert, Johann wollte einen ewigen Frieden schließen, wenn ihn August für einen Zar anerkennen würde. Allein August sträubte sich gegen diese Neuerung, indem er glaubte, dieser Titel gebühre nur dem deutschen Kaiser und dem türkischen Sultan. Die Bojaren zeigten den polnischen Gesandten die Briefe von Papst Klemens, vom Kaiser Maximilian, vom Sultan, von den Königen von Spanien, Schweden, Dänemark, die schon den Großvater und Vater Johanns Zar nannten; endlich den neuesten Brief der Königin von England. Nichts konnte den König August bewegen. Er scheint sich mehr vor dem Titel, als vor der Macht des russischen Monarchen gefürchtet zu haben. — Seit 1503 hatten die Russen weder dauerhaften Frieden mit Liefland, noch Krieg, sondern nur Waffenstillstand. Der liefländische Orden sucht 1554 bey Rußland an, ihn auf funfzehn Jahre zu verlängern. Er wird von Johann nur unter der Bedingung gestattet, wenn ihm von dem dorpatischen Gebiete der jährliche Zins nach einem Vertrage, den der Großmeister Plettenberg 1503 eingegangen, bezahlt würde. Dorpat verbindet sich schriftlich unter der Bürgschaft des Großmeisters, nicht nur in Zukunft eine deutsche Mark von jedem Kopfe, sondern auch den Zins für die verflossenen funfzig Jahre in drey Jahren abzutragen, ferner die russischen Kirchen, die von den lutherischen Fanatikern zu Dorpat, Reval und Riga zerstört worden, wieder herzustellen. Der Vertrag, der von den Gesandten zu Moskau entworfen war, sollte nun vom Bischofe und den Aeltesten mit ihrem Eide und Siegel bekräftigt werden. Man beschuldigt die Gesandten, daß sie ihre Vollmacht überschritten hätten, und beschließt die Einwilligung des Kaisers, als obersten Schutzherrn, abzuwarten. Mit diesem Vorbehalt wird der Vertrag beschworen. Johann schwieg, aber von dieser Zeit an

schrieb er sich in Urkunden Herr von Liefland. Nun wird Liefflands elender Zustand und Rußlands Macht geschildert, zugleich gezeigt, was ohnehin jedem in die Augen fällt, wie unpolitisch es gewesen sey, es mit einem so mächtigen Feinde aufzunehmen. Johann, der sonst, wie im Kriege mit Kasan, 150,000 Mann ins Feld stellte, konnte jetzt nach der Eroberung Kasans und bey besserer Einrichtung des ganzen Kriegswesens 300,000 aufbieten. — Die Gesandten des Großmeisters und des Bischofs kamen im Februar 1557 noch einmal nach Moskau, um die Ungerechtigkeit der russischen Forderungen zu beweisen. Da sie ohne Geld kamen, wurden sie zurückgeschickt mit dem Bedeuten, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllen wollten, so würde der Großfürst schon Mittel finden, das seinige zu nehmen. Zu Ende dieses Jahres rückte ein Heer von 40,000 Mann an die Gränzen. Es bestand nebst Russen aus Tatarn, Tscheremissen, Mordwinen, Tscherkassen. Die liefländischen Gesandten kamen mit reichen Geschenken und schönen Worten. Johann wollte keines von beyden. Man zeigte ihnen den abgeschlossenen Vertrag. Sie kamen endlich überein, daß Dorpat anstatt der Kopfsteuer jährlich tausend ungrische Goldgulden, Liefland aber 45,000 Thaler für Kriegskosten zahlen sollte. Der Vertrag sollte nun erfüllet werden. Die Gesandten erklärten, daß sie kein Geld mit hätten. Da ließ der Großfürst, wie man schreibt, sie nach Hofe zur Tafel laden und leere Schüsseln vorsetzen. Hungrig standen sie vom Tische auf und gingen nach Hause, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und hinter ihnen das russische Heer, das am 22. Jänner 1558 mit Feuer und Schwert in Finnland einrückte. Die schrecklichen Verheerungen des Landes, die Einnahme der festen Plätze, die mit allen Umständen beschrieben werden, übergehen wir. Drey Könige (von Polen, Schweden und Dänemark) treten als Vermittler für Liefland auf. August, König von Polen, verlangt, daß dem Kriege mit Liefland ein Ende gemacht werde, weil er es selbst nehmen wollte. Gustav Wasa bittet dem Kaiser Ferdinand zu Gefallen, den Johann als großmüthigen Nachbar, aus Mitleid und Menschenliebe und des allgemeinen Wohls der Christenheit wegen den Liefländern den Frieden zu schenken. Der dritte Vermittler war Friedrich II. König von Dänemark, der Ehstland für ein von jeher den dänischen Königen angehöriges Land ansah. Von russischer Seite werden die dänischen Gesandten aus der Geschichte eines andern belehrt und dem Könige gerathen, er solle ja nicht Esthland betreten. Wenn er sich für Liefland verwenden wollte, sollte er dem Meister des liefländischen Ordens und dem Bischofe rathen, daß sie sich vor

Johann persönlich zu Moskau stellten. Zu diesem Ende ward den Liesländern ein Waffenstillstand auf sechs Monate bewilligt (vom May bis November 1559). Kettler, der neue Großmeister, unterhandelt mit König August und verbindet sich mit ihm. Zum Unterpfande werden ihm feste Plätze übergeben. August droht und rüstet sich; verlangt, daß die russischen Heere Liefland räumen. Auch Kaiser Ferdinand schickt einen Kourier nach Moskau, und verlangt, daß Liefland als ein Reichsland nicht bekriegt werde. Wenn der Kaiser Ferdinand, wie ehedem Maximilian und Karl V, Freundschaft mit Rußland verlange, so müßte es durch förmliche Gesandte, angesehene Männer geschehen, mit Kourieren könnten keine wichtigen Geschäfte abgehandelt werden, antwortete der Zar. Liefland steht hinfort in Flammen. Des Einfalls der krimmischen Tatarn wird gedacht, das Vordringen der Russen in die Krim beschrieben, und der ganze Band mit dem Tode der Zarin Anastasia (7. Aug. 1560) geschlossen. Hier das Ende der glücklichen Tage Johanns und Rußlands, setzt der Historiograph hinzu. Man wird den Reichthum der historischen Daten aus diesen Auszügen wohl abnehmen können und das Streben des Herrn Verfassers, alles, was zum Ruhme Rußlands gereicht, chronologisch zusammen zu stellen, nicht verkennen. Noch müssen wir, um wenigstens zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir selbst die Noten gelesen haben, einige Kleinigkeiten rügen. In den Zusätzen zu Ende des achten Bandes heißt es S. 129, die Slawen hätten Gott Perun, d. i. den Großen, nennen können, weil perun im Indischen groß bedeutet. Perun ist nicht Gott, sondern der Donnergott, der Jupiter, und der Name hat seine Stammwurzel peru, schlagen, im Slawischen selbst. Man vergleiche noch das polnische Substantiv piorun, der Donner, Donnerschlag, das Diminutiv piorunek, Donnerstein, ferner piorunowisko, und das Adjektiv piorunowy. Die Slowaken nennen den Donnerstrahl paromowa strela. Im ersten Bande Note 170 soll 1349 für 1249 stehen. Die fehlerhafte Jahrzahl der Gesetze Stephans steht auch bey Rajtsch und Engel. Der von Skorum gedruckte Apostol kam 1525 (nicht 1527, wie es in der Note 529, S. 213 steht) heraus. Note 243 heißt es, bulgarisch spreche man in Bulgarien und Rascien. In Rascien spricht man Rascisch, Razisch, d. i. serbisch, illyrisch, nicht gerade bulgarisch, wenn man auf Sprecharten der Provinzen Rücksicht nimmt. Note 267, S. 100 wird gesagt, das neue Testament mit glagolitischen Buchstaben sey 1553 in Tübingen erschienen. Es soll 1563 stehen.

Art. VIII. Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées *par M. Raoul-Rochette*, membre de l'Académie Royale des inscriptions et belles-lettres, et de la Légion d'honneur; l'un des conservateurs-administrateurs de la bibliothèque du Roi. A *Paris*, chez *Firmin-Didot*, père et fils etc. MDCCCXXII. 235 Seiten in 8. nebst XV Platten, enthaltend die Abbildungen von Münzen und Inschriften.

Je angenehmer es ist, Zeuge zu seyn von dem lebhaften Interesse, mit welchem Alles, was die reichen Fundgruben der klassischen Gestade des Pontus liefern, von den neuesten Forschern des Alterthumes aufgenommen wird, um so mehr fühlt man gegenwärtig sich berufen, sowohl das, was darüber gesagt wird, selbst zu prüfen, als auch seine, öfters schon durch Autopsie gerechtfertigte Ansicht öffentlich mitzutheilen. Noch lebhafter indeß wird dieser Beruf, noch größer das Interesse als Berichterstatter aufzutreten, wenn man, jenen Gegenden selbst angehörend, gegen seine Erwartung Theil hat an dem, was der Fremde seinen Zeitgenossen bietet. — Dieß ist's, was auch den Unterzeichneten bestimmt, bey Veranlassung des vorliegenden Werkes schon jetzt einige Ideen über die Nordgestade des Pontus mitzutheilen, welche nur einem mehrjährigen Forschen und öfteren Reisen durch Rußland ihre Entstehung verdanken, welche Referent aber dem ungeachtet noch Jahre lang hätte reifen lassen, wenn nicht die Herausgabe der vorliegenden Schrift denselben zu einem andern Entschlusse gebracht hätte.

Nichts scheint allerdings kleinlicher als Geheimnißkrämer im wissenschaftlichen Fache zu seyn, und selbst über schon gedruckte Sachen ein mysteriöses Stillschweigen beobachten, oder alles allein ediren zu wollen. Aber doch kann auch von der andern Seite ein literärischer Mißbrauch nie für rechtmäßig anerkannt, noch am geeigneten Orte mit Stillschweigen übergangen werden.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus darf der geneigte Leser die folgenden Bemerkungen berücksichtigen, und er wird es dem Referenten sicher zu Gute halten, wenn derselbe wegen Mangel an Raum und Zeit ihn nicht alle die Nebenwege führt, die er selbst gehen mußte, um zu den hier aufgestellten Ansichten zu gelangen.

Zuerst über Titel und Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser will darin, wie man beym ersten Anblicke des Buches natürlicher Weise, und nicht unlogisch, schließet, über den Kimmerischen Bosporus handeln; aber gleich S. 15—25 spricht er bloß über Olbia, dessen Geschichte mit ein Hauptzweck des Werkes zu seyn scheint.

Dieser Umstand zeigt, daß der Schrift nicht ohne Grund ein anderer Titel beygelegt werden dürfte. — Auch muß es den Leser wundern, wie Hr. R.-R., der doch zu den vorzüglichsten Hellenisten unserer Zeit gehört, nach der in Frankreich gewöhnlichen Art, Bosphore gegen die angenommene Etymologie dieses Wortes schreibt.

Die Gründe hiefür hat Hr. R.-R. freylich nicht angegeben, obschon er selbst das, wie es scheint ursprünglich die Meerenge (Ochsenfurt — trajectus bovis — nach Herodot (IV, 12 u. 45) auch die πορθμηΐα Κιμμέρια genannt) andeutende, auf Steinen aber als Reich oder als Stadt (S. 158) vorkommende BOCΠOPOC (sic) mehr denn einmal hat drucken lassen. — Muß da einem bey der Ausdehnung, welche der Verfasser seiner Schrift gibt, nicht das Symbol oder der Repräsentant des Orients, Phosphorus (φωσφόρος — Lucifer, der Morgenstern) einfallen, der auch als gleichbedeutend mit Venus vorkommt? Die in Vulgarausgaben des Plinius gewöhnliche Schreibart — Bosphorus für Bosporus — dürfte hier nichts entscheiden, da dieser Autor selbst (VI, 1) diese Benennung vom bubus meabilis transitus herleitet [1]).

Die äußere Form der Schrift ist gefällig, und wenn man gleich nicht immer die Meinung des Verfassers, besonders aber die Anordnung der abzuhandelnden Gegenstände billigen kann, so folgt man ihm doch gern. Den Text begleiten vielfältige Anmerkungen, deren Fülle bisweilen so groß ist, daß man, wie z. B. S. 144 und 145, sogar auf Anmerkungen zu den Anmerkungen stößt, was dort wirklich eine abondance de richesses zu nennen ist.

Ob der Hauptzweck des Verfassers, mehrere, durch den Mangel einiger Bücher Diodors in der Geschichte entstandene Lücken auszufüllen, erreicht sey, wagt Ref. nicht zu entscheiden; das aber ist gewiß, daß Hr. R.-R. seinen Leser auf manche Gegenstände hinleitet, die eine neue Untersuchung verdienen.

Der russisch-kaiserliche Oberst von Stempkovskij [2]) ist derjenige, dem Hr. R.-R. den meisten Stoff zu seinem Werke verdankt. Auch Hr. Staatsrath von Blaramberg [3]) in Odessa

---

[1]) Wie beym *Ammian. Marcell.* XXII, 8: hac causa Bospori vocitati, quod per eos quondam Inachi filia mutata (ut Poëtae loquuntur) *in bovem*, ad mare Jonium permeavit.

[2]) Nicht Stempkousky, wie der Hr. Verf. überall schreibt; noch weniger aber Stemptousky, wie Letronne ihn in der Anzeige der R.-Rschen Schrift — Journal des Savans, *Août.* 1822 — nennt.

[3]) Nicht Blaremberg, wie S. 2, 98 und 114 steht.

hat mehreres dazu geliefert, und vom Hrn. Gallera in Theodosia erhielt er einen von ihm selbst verfaßten catalogue exact et raisonné (S. 120 und 134) seiner Münzsammlung, die er jetzt dem königlichen Kabinette zu Paris cedirt hat (S. 132).

Für die an Pontischen Alterthümern reichsten Sammlungen hält der Hr. Verf. (S. 3) die zu Odessa, Nikolajew und Theodosia. Aber nicht minder reich als diese sind die der kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg, J. M. der Kaiserin Maria zu Pawlowsk, und des Grafen Kuschelew-Besborod'ko, dem die Gegend Stomogil (сто могилъ [1]), d. h. hundert Hügel) am Bug, wo einst Olbia lag, gehört. Auch sind schon öfters die Sammlungen des Hrn. Generals van Suchtelen und des verstorbenen Grafen Johann Potozki zu Tultschin (Тульчинъ [2]) benützt worden.

Ob die Münzsammlung des Grafen Severin Potozki, wie S. 127 angeführt wird, jetzt gerade in Petersburg sey, ist dem Ref. unbekannt, wahrscheinlich aber wird sich dieselbe auf den Gütern des Grafen im cherßonischen Gouvernement befinden.

In der Vorrede läßt Hr. R.-R. einige Worte über die Geschichte der griechischen Sitze am Pontus fallen. Er hält hier, wie in seiner *Histoire critique de l'établissement des Colonies grecques* (*Paris* 1815, 8.) alles für hellenische, besonders für Milesische Kolonien, obschon er eben daselbst (III, 315) sich genöthigt sah, ein älteres Olbia anzunehmen, das Vormilesische, und ein neueres, welches von den Joniern erbaut wurde. — Wie aber, wenn sich's darthun ließe, daß auch hier die bey den Priesterschaften neuerer zur Blüte gelangten Städte gewiß beliebte Kakusmethode nicht unangewendet geblieben sey?

Die herrschsüchtigen Schüler wurden gern zu Gebietern ihrer Meister, und die gealteten Mutterstädte traten zurück in die Reihe der untergeordneten, hülfsbedürftigen Dienerinnen, besonders wenn sie von der Jugendkraft ihrer einstmaligen Tochter neu ins Leben gerufen wurden. Wenn Seneca [3]) von fünf und siebenzig, Plinius (V, 29) von achtzig, und Heeren [4])

---

1) Nicht Stromogil, wie Sestini hat in seinen Lettere e dissertazioni numismatiche, le quali servir possono di continuazione ai nove tomi già editi. *Firenze* 1818, in 4. T. IV, 35.

2) Nicht Tulazyn, wie Clarke in seinen Travels etc. (I, 620 der dritten Ausgabe, London, 1813, in 4.) anführt.

3) L. Annaei Senecae ad Helviam Matrem de consolatione, c. VI.

4) Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Göttingen, 1805, 8. Bd. I. S. 203 — und desselben Handbuch der Geschichte der Staaten des Alter-

von mehr als hundert Milesischen Kolonien reden, die größten Theils im Norden und Osten angesiedelt wurden, während Phokaea sich seines Ueberflusses an Menschen nach Westen hin entledigte, so muß es dem nicht ganz unkritischen Leser doch wohl einmal einfallen, auch nach der Möglichkeit solch eines politischen Phänomens zu fragen. Selbst Rambach, welcher in seiner beachtungswerthen Schrift [1]) deren nur zwey und funfzig aufzählt, wird gewiß die unbedingte Echtheit aller dieser Angaben nicht verbürgen wollen.

Noch ist zu bemerken, daß die Milesier, wie aus mehreren Stellen der Klassiker hervorgeht, sich am liebsten, ja vielleicht nur da niederließen, wo schon früher Ansiedelungen waren. So war Abydus thrakisch, ehe es Milesisch wurde [2]). Heraklea soll von den Milesiern gestiftet seyn, die Mehrzahl aber gibt die Megarenser für ihre Begründer an [3]); Strabo (XII, 542) glaubt dagegen ihren Ursprung den Thraken zuschreiben zu müssen. Tieum oder Tium, welches nach Mela (I, 19) Milesisch seyn soll, wurde, wie Strabo eben daselbst sagt, von Kaukonen bewohnt, welche einige für Skythen, andere für Makedonier, noch andere für Pelasger halten. Sinope hält er (XII, 545, 546) für so alt, wie die griechische Geschichte überhaupt reicht, d. h. für gleichzeitig mit der Argonautenfahrt, und erst in neueren Zeiten sollen sich die Milesier dieses Ortes bemächtigt haben, nachdem sie die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schwäche der Besitzer desselben kennen lernten. Herodot, der nicht leicht etwas älteres kennt, als die Kimmerier, sagt (IV, 12), daß sich diese hier zuerst niederließen.

Schon Kanngießer hat den Beweis geführt, daß das am Hypanis gelegene Olbia (Miletopolis) eigentlich für das ältere Milet zu halten sey [4]); von hier aus läßt er auch

---

thums ꝛc. In dessen (sämmtlichen) historischen Werken. Göttingen, 1821, 8. B. VII, 185.

1) De *Mileto* ejusque coloniis, scripsit Frider. Eberh. *Rambach.* Halis Saxonum 1790. 23 S. in 4.

2) *Strabo* XIII, 591.

3) So Xenophon, Diodor, Trogus Pompejus (im Justin), Plinius und Pausanias; — woher denn Penzel und Andere hier die Lesart Μεγαρέων für Μιλησιων adoptiren. S. die Anmerkung zur Tzschucke'schen Ausgabe des Strabo, Bd. V, S. 49 und 50.

4) S. Grundriß der Alterthumswissenschaft, von Peter Friedrich Kanngießer. Halle, 1815, 8. S. 168 ꝛc. — Für die Urstadt aber hält er (S. 363 und 400) das pontische, schon von der Semiramis (also über 2000 Jahr vor Chr.) gebauete Melita.

die Istrier kommen, und der auf den Münzen dieser Kolonie, gerade wie in Olbiopolis vorkommende Vogel auf dem Delphine, wird interessant in dieser Beziehung. Ritter hat seinerseits dargethan, daß Phanagoria, Hermonassa und Pantikapäum, die auch von jonischen, ätolischen oder päonischen Flüchtlingen sollen gegründet seyn, schon in den ältesten Zeiten da waren *). — Selbst die Fische lassen die Klassiker aus der Mätis, das schwarze Meer hinab in die mittelländische See kommen, nur die Milesier müssen hier öfters unschuldiger Weise wider den Strom schwimmen.

Doch es ist hierbey nöthig, etwas weiter hinauf zu gehen, um diesen Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen. Möge der geneigte Leser die Geduld haben, uns zu folgen. —

Die Idee, das Menschengeschlecht von den hohen Ebenen Asiens herab kommen zu lassen, ist nicht neu, und noch täglich stellen sich neue, glaubwürdige, von Osten her anlangende Zeugen zur Bestätigung derselben ein. Doch systematisch hat sie, unseres Wissens, noch keiner so durchgeführt, wie der geistvolle Kanngießer in seinem Grundrisse der Alterthumswissenschaft, dem Auszuge aus seiner noch unedirten *Antiquitas reclusa*. Leider scheint jedoch dieses Werk eben so wenig in Frankreich gekannt und studirt worden zu seyn, als die eines Creuzer und Ritter, dieser ausgezeichneten Forscher Deutschlands. Nur einen geringen Beytrag zu den Arbeiten dieser Männer wünschen wir hier zu liefern.

Auf Ritters Vorhalle, da diese mit der vorliegenden Schrift ähnliche Zwecke hat, doch ungleich tiefer in das Wesen des Alterthumes eingreift, werden wir fortwährend hinweisen, und aus eben diesem Grunde manches berühren, was mit der Schrift R.-Rs. in keiner unmittelbaren Verbindung steht.

Da aber alle Ansichten R.-Rs. in drey Hauptrubriken zerfallen, so wird es das angemessendste seyn, demnach auch hier zuerst über pontische Erd- und Völkerkunde, dann über Münzen, und zuletzt über Inschriften zu handeln.

1. Pontische Erd- und Völkerkunde.

Es lassen sich füglich drey Perioden des Wasserstandes des Pontus angeben. In der ersten kann das Meer sich erstreckt

*) S. die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde, von Carl Ritter. Berlin, 1820, 8. S. 205—213.

haben bis zu der Granitlage, welche vom Asow'schen Meere zwischen der Berda und den Molotschnyja Wody ausgehend, die Wasserfälle des Dnjepr's bildet; dann zwischen Jelißawetgrad und Nikolajew durch's cherßonische Gouvernement geht, wo auch Pallas dieselbe beobachtet hat [1]); hier den Flüssen Taschlik (den steinigen), an denen schon Güldenstädt [2]) röthlichen Feldspath sah, ihre tatarischen Benennungen gibt; — ferner sich durch's Kijew'sche Gouvernement zieht, wo neben Uman' die bedeutend großen Steinmassen zur Verherrlichung des schönen Potozkischen Gartens Sophijewka benutzt sind, und endlich an der Gränze Volyniens und Podoliens (so genannt von Podol — подолъ — die Niederung) bis zu den Karpathen fortläuft, die Markscheide zwischen den Wassersystemen der Ostsee und des schwarzen Meeres bildend [3]).

---

[1]) Dieß sind des verdienstvollen Forschers eigene Worte: »Zwanzig Werste vom Ljekarskij Traktir kommt man bey Tkatschik über den zum Ingul fallenden Bach Gromokleja, in welchen hier ein anderer kleiner Bach einfällt. Hier streichen harte Kalkflötze. Der Eigenthümer hat eine schöne Stuterey, und das Getreide wird auch hier in der Erde verwahrt. Nach fünf und zwanzig Werften findet man ein mit Läuflingen besetztes Dorf des Grafen Witt an der Gromokleja, der man nun immer aufwärts folgt, und längs welcher sich im Ufer, bald darauf auch oben auf der Fläche, gemischte rothspathige Granitlagen, die von Süden nach Norden streichen, und theils gegen Osten steil einschießen, theils auf dem Kopfe stehen, zu zeigen anfangen. Die einzelnen Schichten des Granits sind von einer Spanne bis auf anderthalb Arschine mächtig, und bestehen aus dem vollkommensten ursprünglichen Granit. Es ist die Fortsetzung des Granitstrichs, der die Wasserfälle des Dnjepr bildet, und die Gegend zwischen der Berda und Molotschnyja Wody ausfullt. Bey den Dörfern Gromokleja (fünf und zwanzig Werste) und Sujakleja (fünf und zwanzig Werste) waren die Felslagen am Bache grobfügiger Granit mit vielem blassen Feldspathe, ebenfalls in Lagen, die von Süden nach Norden streichen, und auf dem Kopfe stehen.« S. Peter Simon Pallas Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, in den Jahren 1793 und 1794. Leipzig, 1801, 4. Bd. II. S. 514 und 515.

[2]) Güldenstädt's Reisen durch Rußland, herausgegeben von P. S. Pallas, 1787, in 4. II, 173. — Es gibt in dieser Gegend drey Flüsse dieses Namens, und zwar der schwarze, der gewundene und der trockne Taschlik. Das Wort Tasch heißt Stein, taschlik aber bedeutet so viel als steiniger Grund.

[3]) Diese Ansicht des Ref. hat der Herr Hofrath und Historiograph des österreichischen Kaiserhauses, Joseph Freyherr von Hormayr, schon in Nr. 53 seines Archivs für Geographie, Historie ꝛc. dieses Jahres mitgetheilt. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Granitlage

In diese Epoche fallen die Nachrichten des Plinius (IV, 12), welcher einer Zeit erwähnt, da Taurien noch ein seeumflossenes Eiland war *), und da der Pontus sich bis zu den Mündungen der Save und der Drave, d. h. auch westwärts tief hinein ins Land erstreckte, aber nicht als Meerbusen, wie Kaungießer (S. 45 u. 299) meint, sondern als offene See selbst. — Unterhalb der benannten Ströme fließt noch jetzt die Donau, beynahe von der Mündung der Nera an, durch die engen Pässe, und bietet dem schiffenden Handelsmanne, — der den Wasserfällen nahend, am Babakay-Felsen, gleichsam zur Sühne der Wasser-Devs, Geld in die Fluten wirft, — die reizendsten Uferansichten dar. Diese Wasserfälle, welche jeden nach Orschowa schiffenden Russen ganz natürlich an die Schwellen (noporu) des Dnjepr's erinnern müssen, sind von der Art, daß man, wie Referent im verflossenen Sommer selbst erfuhr, genöthigt ist, hier eigene, das Fahrwasser genau kennende Steuermänner aufzunehmen.

Wirft man nun einen Blick auf die besseren Karten jener Gegenden, so wird es wahrscheinlich, daß einst das ganze, südlich von der beschriebenen Granitlage befindliche Terrain Rußlands wie Beßarabien, die Moldau und die Wallachey, bis Orschowa hin, unter Wasser gestanden haben, und es ist kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß hier die Höhen, barometrisch aufgenommen, einen gleichen Wasserstand beurkunden würden. —

Sind also, was wohl so gut wie gewiß ist, die Völker vom Kaukasus zu den Karpathen gewandert, so können sie zu Lande nur nördlich von dieser Granitschicht ihren Weg genommen haben. Nach Spuren früherer Wohnsitze darf da freylich nicht gefragt werden, da der Urmensch, so wie er aus den Gebirgschluchten auf die Ebene kam, nur Nomade, und selbst das Haus des lichten Sonnengottes ihm ursprünglich nur eine dunkle Höhle war. — Ein zweyter Weg, welcher zum Theil zu Wasser zurückgelegt werden mußte, könnte über die Berghöhen der taurischen Insel geführt haben.

---

hier aus dem Tagebuche seiner Reisen zu liefern, hält Ref. für überflüssig. Die in polnischer Sprache gedruckte Nachricht über das östliche Ende derselben, welche wir dem Hrn. Professor Besser zu Kremenjetz verdanken, befindet sich in der Wilna'schen pharmaceutischen Zeitschrift: Pamietnik farmaceutyczny Wileński. *Wilno* 1820, in 8. Nro. 2. S. 243—247.

*) Sed in Carcinite Taurica incipit, quondam mari circumfusa et ipsa, quaque nunc jacent campi; deinde vastis attollitur jugis. — Vergl. v. Engelhardt's und Parrot's Reise ꝛc. II, 164. —

Dieses könnte diejenige Periode seyn, in welcher, nach Aussage der Klassiker, das nachgehends von Thrakien aus bevölkerte Bithynien [1]) noch unter Wasser stand. Noch hat man, so viel wir wissen, nicht genauer bestimmt, wie weit sich hier, zu jener Zeit, das Meer erstreckte, und doch scheint dieß klar am Tage zu liegen, da das bey Herakleа befindliche Acherusia nur an der Gränze der Nacht, im äußersten Westen zu suchen ist. Hier im *Μυχοπόντιον* [2]) — der schauererregenden Hohle, war, so will es die Mythe, der Eingang der Seelen ins Reich der Schatten, — vermuthlich nach einer der ältesten Traditionen des östlich gelegenen Kolchiens. Eine Sage, die von Zeit zu Zeit immer weiter hin nach Westen übertragen ward, bis ins Land der Hesperiden und zu den glücklichen Inseln der Atlantis, wo mit der Kunde der alten Welt auch der Fabelwanderung ein Ziel gesetzt ward.

Ob vielleicht gerade zu jener Zeit das Meer noch die ganze niedrig gelegene ungesunde Gegend zwischen dem Kuban und dem Bej-ßu (Бейсугъ, Fürstenwasser) deckte, ist wohl eine der Untersuchung nicht ganz unwerthe Frage. Der Karte nach zu urtheilen scheint es, daß hier die Ufer längs dem Bej-ßu und dessen Ausflusse bis zur Dolgaja-Koßa (dem langen Reife oder der Landzunge) gegangen seyen, und dann oben zwischen der Molotschnyja-wody und der Berda fortsetzten. Die ganze Gegend vom Bej-ßu bis zu Kurki am Kuban (wo, nach Ritter, das alte argonautische Erytheia gewesen seyn soll) muß daher unter Wasser gestanden haben.

Eben so ist hiemit die Pallas'sche Beschreibung der alten Ufer der kaspischen See, welche dieser geübte Forscher an der Sarpa wahrnahm, in Verbindung zu setzen [3]).

Daß das Meer sich einst auch weiter hinein nach Europa erstreckte, und höchst wahrscheinlich die unabsehbare Ebene des innern und eigentlichen Ungerns von Großwardein bis Pesth

---

1) *Herodot* VII, 75. *Strabo* XII, 564, 566.

2) *Amm. Marc.* XXII, 8. — *Mela* I, 19: Juxta specus est Acherusia, ad Manes, ut aiunt, pervius, atque inde extractum Cerberum existimant.

3) S. dessen Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. St. Petersb. 1771—76, im 4. Bd. III. S. 569—577. Als Beweis dafür, daß das Niveau des kaspischen See's tief unter der Meeresfläche des Pontus liegt, dient auch ein Aufsatz des Herrn v. Pansner über die Waldaj-Höhen und das Gefälle der Wolga, dessen russische Uebersetzung Referent im Соревнователь, oder den Akten der Gesellsch. d. Freunde russ. Literatur ꝛc. 1818. eingerückt hat.

und Promontorium an der Donau deckte, unterliegt wohl keinem Zweifel [1]). Dieses, wie Böhmen, ringsum von Bergen umgebene ungrische Binnenmeer kann aber wohl nur einen Ausfluß oder Felsausgang durch die Donaupässe oberhalb Orschowa gehabt haben, gerade wie das thessalische Tiefthal Coele, welches, da es noch eine Limne war, wie Herodot (VII, 129) berichtet, nur mittelst des Peneios mit dem Meere in Verbindung stand.

Eine zweyte Periode des pontischen Wasserstandes muß jene gewesen seyn, wo das Meer schon so ziemlich auf seine jetzigen hohen Ufer beschränkt war, noch aber große Limnen bildete, wie z. B. deren eine die Wyßun'jer Steppe im cherßonischen Gouvernement gewesen seyn kann. Diese, zwischen dem Ingul und dem Ingulez gelegene, zwey hundert Werste (fast dreyßig geographische Meilen) lange Steppe [2]), auf welcher jetzt noch am Wyßun, wie zu Herodots Zeiten an den Quellen des Bugs [3]), wilde Pferde weiden, muß so ein Mittelmeer gewesen seyn. Seine Gränzen werden durch die beyden genannten Flüsse, den großen und den kleinen Ingul angedeutet, deren Ufer sich entgegengesetzt erhaben sind, und die daher gerade an den früheren Küsten fortfließen. Einen zweyten Beweis hiefür scheinen die Benennungen der Bäche selbst abzugeben, die träg über jene Spiegelebene dahin schleichen. Sie heißen Мертвыя воды (Mertwyja-wody, todte Wasser), гнилой Еланецъ (der faule Jelanez), Соленая (die Salza), u. s. w. Endlich trifft man am linken Ufer des Ingulez, z. B. bey der Station dieses Namens, denselben porösen Muschelstein an, welcher sich auch von Nikolajew bis Odessa erstreckt [4]); dazwi-

---

[1]) Die Trägheit der moorbildenden Theiße, die vielen Mineral-Kali haltigen Niederungen, besonders die Sümpfe dieser Art im Sathmarer Komitate, der bergumgebenen Steppenecke des nordöstlichen Ungerns (deren Hr. v. Schwartner in seiner Statistik erwähnt), wie auch ganze Tagereisen lang mit Natron übersäete Felder, erinnern an Strato's Ansicht von dem einst seeumflossenen Ammonstempel in Afrika, worüber Strabo I, 50 ff. handelt.

[2]) Зуевъ, I. 234.

[3]) *Herodot* IV, 52.

[4]) P. S. Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 511: »Der ganze Winkel zwischen dem Ingul und Bug enthält ein Flötz von Kalkstein mit Muscheln, woraus die Häuser in Nikolajew gebaut werden, und dieses Flötz erstreckt sich westwärts über den Bug bis in die Gegend der neuangelegten Seestadt Odessa.« — Diese nämliche Steinart findet sich auch im Norden des Asow'schen Meeres, selbst bey Rostow am Don wieder; aus ihr ist Odessa,

schen aber, in der Gegend von Cherßon, liegt eine andere Schicht, die, nach dem Zeugnisse sachkundiger Mineralogen, jünger seyn dürfte, und hier könnte der Zusammenhang dieses Wyßun'schen Binnenmeeres mit der See Statt gefunden haben.

Dem Direktor der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, Hrn. Staatsrath von Fischer, verdankt Referent die Nachricht, daß ein Hr. v. Laffert geologische Untersuchungen im südlichen Rußland angestellt habe, deren Resultate aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. Es wäre zu wünschen, daß Hr. v. Laffert diese eben berührten Punkte näher untersucht hätte.

In diese Periode, vielleicht erst in die letzte Zeit derselben, wenn überhaupt an feste Sitze schon vor der vollkommnen Konsolidirung der jetzigen pontischen Gestade gedacht werden darf, möchten die ersten Ansiedelungen der von Kolchis nach Thrakien gewanderten Völker fallen. In diese vorhistorische Zeit könnte man dann auch die, von Ammian Marcellin (XXII, 8) den Phönikiern zugeschriebene Begründung von Tyras oder der Schlangenstadt Ophiusa, wie vielleicht eben so den Ursprung der Tumuli setzen, deren welche aber auch auf der Wyßun'schen Steppe vorkommen.

Ueber den Unterschied der Grabhügel des südlichen Rußlands von denen des nördlichen ist in dem Aufsatze über Alterthum und Kunst in Rußland vom Unterzeichneten gesprochen; auch ist dort angedeutet, daß die südlichen nur so weit reichen, wie das Herodotische Skythien, welches drey der verdienstvollesten Gelehrten Deutschlands, J. C. Gatterer [1]), und mit ihm auch Mannert und Heeren, viel zu weit nach Norden hin ausdehnen [2]). Zieht man die Stadienmaße des Vaters der Geschichte und seine Tagereisen, welche letztern freylich von ihm selbst (IV, 101, und V, 53) verschieden angegeben werden, zu Rathe, so folgt daraus, daß sein Skythien ungefähr nur so weit reichte, wie die besagten südlichen Tumuli im Kurskischen

---

und zum Theil auch Taganrog aufgeführt, und die alten unterirdischen Gräber zu beyden Seiten der kimmerischen Meerenge — bey Kertsch, wie auf der Halbinsel Taman — sind aus eben diesem Steine gebauet worden.

1) In seiner Schrift: An Prussorum, Litvanorum ceterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? im XII. Bande der Göttinger Comment. S. 132 und 140.

2) Mannert's Geographie der Griechen und Römer. Göttingen, 1795, IV, 104. — A. H. L. Heeren's Ideen ꝛc. Göttingen, 1796, 8. Bd. I. S. 758. (Ausg. vom J. 1805, I, 893.)

Gouvernement [1]), wo, durch sonderbare Fügung, auch jetzt noch ein anderes Geschlecht beginnt, in so fern der südliche Russe, seiner Sprache und seinen Sitten nach, ein anderer ist als der nördliche.

Es ist kein Zweifel, daß die westlichen Nachbarn der Skythen, die im goldreichen Lande am Maris (dem heutigen Marosch) wohnenden Agathyrsen [2]), welche Ritter [3]) ursprünglich für Mäten hält, eines von den ältesten Völkern Siebenbürgens waren, wo es noch jetzt, wie z. B. auf dem Wege von Zalathna [4]) zum merkwürdigen Basaltgebirge, die Dje-tunata genannt, ganze Gebirge gibt, deren fast jeder Stein goldhaltig ist. Doch auch diese kamen von Osten her, und müssen noch vor den Gelonen das Skythenland besessen haben. Dieß nur, glaubt Ref., deutet Herodots griechische Sage vom Agathyrsus, Gelonus und Skythes, den drey Söhnen des Herakles und der grausamen Göttin Echidna an [5]). Schon die bloße Gestalt dieses ungeheuren Wesens —

Halb schönwangige Nymphe, mit freudiger Schnelle des Blickes,
Halb unermeßliche Schlang', in furchtbare Größe gedehnet,
Buntgefleckt, rohfressend, im Schooß des heiligen Landes [6]) —

scheint ihr hohes Alterthum hinlänglich zu beurkunden [7]). Die Skythen selbst leiten ihre Herkunft vom Jupiter (?) und einer Tochter des Borysthenes, d. i. des Nordstroms oder der nor-

---

[1]) Man darf hier nicht einwenden, daß nach Herodot (IV, 18) zwischen den Skythen und den übrigen nördlich wohnenden Völkern noch wüste Ebenen lagen. Skythien selbst war ja ein unbebautes Land, und jene Ebenen fingen schon dort an, wohin man in eilf Tagen den Borysthenes hinauffahren konnte; denn nur zehn Tagereisen weit lebten hier den Dnjepr aufwärts die ackerbauenden Skythen. Der Borysthenes aber war (vermuthlich bis zu seinen Wasserfällen) ganze vierzehn Tage lang schiffbar. S. IV, 53.

[2]) Herodot IV, 49, 100, 102, 104, 125.

[3]) Vorhalle ꝛc. S. 263, 286 ff.

[4]) Diese Benennung ist slawischen Ursprungs, und kommt von Slato oder Soloto: Gold her. Daß die Römer die Goldgruben Siebenbürgens nicht unbenützt ließen, beweisen mehrere auf uns gekommene Steinschriften, worüber zu lesen ist: *S. Köleseri* de *Keres-eer* Auraria Romano Dacica etc. Zweyte, von J. Seivert besorgte Ausgabe. Preßburg, 1780, 8.

[5]) Herodot IV, 9. ff. Ihr Wohnort war eine Höhle in Hylää.

[6]) Hesiod's Theogonie, V. 292 ff. Beym Diodor heißt sie: *virgo ex terra nata* etc. *Diodori* Siculi Bibl. Hist. Lib. II.

[7]) So erscheint auch Wischnu (Avater) in seiner ersten Verwandlung als Halbgott oder halb Fisch, wie die syrische Fischgöttin und der syrische Fischgott. —

dischen Avater ab [1]). Auch Diodor läßt den Skythes, der dem Volke den Namen gab, vom Zevs und der Jungfrau Echidna gezeugt seyn [2]). — Die Gelonen, deren Ueberreste Herodot jenseit des Don kennt, kommen beym Virgil in Thrakien vor.

Acer-Gelonus
Quum fugit in Rhodopen, atque in deserta Getarum [3]).

Erst nach diesen kamen die Skythen, das jüngste Volk, welche hier durch den jüngstgebornen Skytha (oder Skythes) angedeutet werden.

Für die Meinung derjenigen Gelehrten, welche diese Gelonen, oder altväterlichen (Ritter übersetzt S. 266 geradezu altväterischen, also nicht im Geiste des neuen Griechenthumes lebenden) Hellenen [4]), wie die neueren Autoren, nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben, die Vorfahren der neueren Hellenen selbst waren, ließen sich vielleicht auch noch chronologische Gründe aufstellen. Man hält nämlich diese Gelonen für geflüchtete Griechen [5]), also für Flüchtlinge der milesischen Kolonien am Pontus, deren Errichtung, wie z. B. die von Olbia in das Jahr 655 vor Chr. gesetzt wird. Nun aber soll der Zug des Darius

---

[1]) Δία τε καὶ Βορυσθενεος. Herodot IV, 5. Die alte Benennung des Onjepr's, Borysthenes, wird wohl nur eine übertragene seyn, wie sie denn, nach Stephanus Byzantinus, auch dem Hellespont zu Theil ward. Referent glaubt selbst in einer von den Ausgaben des Steph. Byz. gelesen zu haben, daß auch der Tanais einmal diesen Namen führte; doch will er dieß keineswegs für gewiß ausgeben, da er nachgehends diese Nachricht nicht wiederfinden konnte. Merkwürdig ist es, daß Tanais ein Sohn des Berossus genannt wird, und daß auch einer Aphrodite Tanaidos Erwähnung geschieht. Ritters Vorh. 270 ff. — Der Laut D=n (oder T=n), welcher noch heute bey den Osseten Fluß oder Gewässer bedeutet, kann in eben dieser Bedeutung auch in der griechischen Götterlehre nachgewiesen werden.

[2]) *Diodori* Siculi Bibl. Hist. L. II. — Ritters Vorh. S. 176 ff.

[3]) *Virgil. Georg.* III, 461 ff. — und II, 115; auch *Aen.* VIII, 725, und *Horatii* Lib. III, Od. IV, 35.

[4]) In Beziehung auf Gelonen und Hellenen bleibt zu bemerken, daß auch der slawische Buchstab Г den einen ein G, den andern aber ein H ist. J. A. Kanne aber will in seinen ersten Urkunden der Geschichte oder allgemeinen Mythologie (Baireuth, 1808, 8. S. 618) die Benennung der Hellenen vom männlichen Mondgotte Hellen ableiten. Herodot nennt (VII, 37) den Helios einen Beschützer von Hellas.

[5]) Wesseling übersetzt: Sed ex emporiis summoti; Andere haben: qui ex emporiis (Graecorum) digressi; noch Andere bloß: Sed summoti inter Budinos habitaverunt. Im Texte steht aber (IV, 108) wirklich: aus den Emporien weggezogen.

im Jahr 511 (nach andern 508) vor Chr. Statt gefunden haben; also müßten dieselben schon in den ersten 144 Jahren aus den pontischen Kolonien vertrieben worden seyn: was jedoch kaum zu glauben ist, und historisch unerweislich bleibt. Um so unwahrscheinlicher wird dieses, wenn man bedenkt, daß in jener kurzen Zeit nicht nur die Milesischen Kolonien so gestiegen seyn mußten, um sich den Neid der habsüchtigen Zerstörer zuzuziehen, und die Flüchtlinge wiederum in ihrer neuen Heimath Gelonos zu dem Ansehen gelangten, welches sie zum Augenmerke eines Darius machen konnte. Eher wäre es möglich, daß die griechischen Wohnsitze an den Nordgestaden des schwarzen Meeres selbst viel älter, und die Gelonen nur Ueberreste der älteren oder Ur-Hellenen wären, die, von Barbaren verdrängt, sich weiter hinein ins Land begeben hatten, wenn sie nicht auch dort schon viel früher ihre Sitze hatten. Milesier aber erneuerten hier nur die Städte.

Wenn es heißt, daß die Griechen am Pontus, die doch noch zu Dio Chrysostomus Zeiten (im ersten Jahrhundert nach Chr.) sich so kleideten wie die Griechen der Iliade, ein schlechtes Griechisch sprachen, so kann zu diesem selbst in unsern Tagen ein nordisches Gegenstück aufgewiesen werden. In Finnland, und namentlich in Nyland, wird eine Sprache geredet, welche die Schweden eine verdorbene schwedische Mundart nennen. Nun aber behaupten diejenigen, welche die Edda in ihrem Grundtexte lesen, und Island wie Finnland genauer kennen *), daß jenes, vom Flusse Kimmene bis Borgo oder Helsingfors übliche, sogenannte schlechte Schwedische, ganz die Spuren des, noch jetzt in Island gebräuchlichen, Altnordischen oder Normännischen an sich trage. Diese Gegend selbst soll erst um das Jahr 1150 wiederum neu bevölkert worden seyn, woher sie auch den Namen Ny- oder Neu-land führt; denn ihre früheren Bewohner waren (größten Theils) ausgewandert. Wohin? — Dieß bleibt verschwiegen. So wie nun dieses Vorschwedische eine Stieftochter des heutigen Schwedischen heißt, so konnte fälschlicher Weise auch das Vorhellenische (vielleicht Dorisch-Karische?) am Pontus eine verdorbene griechische Mundart genannt worden seyn.

Vorstehende Ansicht über die Ophis-Echidna des Herodot konnte hier nur angedeutet werden; wir müssen nur noch hinzusetzen, daß die Mythe von einem Wesen dieser Art, welche auf ältere Schule hinweiset, erst durch Zusammenstellung mit meh-

*) Wie z. B. der Professor Rask und der Pastor Hipping zu St. Petersburg, denen Referent die Mittheilung dieser Nachricht verdankt.

reren ähnlichen Fabeln in ein helleres Licht gesetzt wird. Solche Schlangen werden denn auch wohl diejenigen gewesen seyn, welche die zwischen dem obern Tyras (Dnjestr) und dem Borysthenes (Dnjepr) wohnhaften Neuren [1]) in die Flucht schlugen, und sie über hundert deutsche Meilen weit bis ins Land der jenseit des Tanais (Don) ansäßigen Budinen trieben [2]).

Neben den Neuren wohnten an der Ostseite des Dnjepr's die Alazonier oder Halizonier [3]). Zwischen dem Dnjepr aber und dem Don hielten sich die Androphagen und die Melanchlänen auf, welche Gatterer [4]) und Heeren für germanische Völkerschaften, für die nachmaligen Bastarnen halten [5]). So sehr es nun auch gegründet ist, daß die ältere Geographie nur historisch aufgefaßt werden kann, das heißt, daß sie als eine mit dem Volke selbst wandelnde zu betrachten sey, so interessant ist es doch von der andern Seite wiederum, die Angaben des ältesten Geschichtschreibers den Localitäten selbst anzupassen. Bayer war der erste, welcher dieß zu thun versuchte. Rennell, aus dem Bredow einen deutschen Auszug geliefert hat [6]), verdient in dieser Hinsicht besondere Berücksichtigung. Adoptirt sind die Ansichten J. C. Gatterer's, der, seine früheren Angaben widerlegend, doch noch manches zu wünschen übrig läßt [7]). Es kommt hier besonders darauf an, die nördlichen Gränzen des Skythenlandes, wie Herodot dieselben angibt, richtig zu bestimmen, und hierin eben kann Referent Gatterer'n, dem auch Mannert und Heeren folgen, nicht ganz beypflichten. Um allem Hypothetischen aus dem Wege zu gehen, werden wir hier diese Ansicht nur aus geographischen Gründen etwas anders zu stellen suchen. Die Hauptstelle im Herodot (IV, 101) lautet so: »vom mittelländischen (dem Asow'schen) Meere an, bis zu den Melanchlänen, welche über den Skythen wohnen, beträgt der Weg zwanzig Tagereisen. Auf jeden Tag aber rechne ich zwey hundert Sta-

---

1) Herodot erwähnt ihrer IV, 17, 51, 100 und 105.
2) Herodot IV, 105.
3) Herodot IV, 17 und 52.
4) Götting. Comment. XII, 148, wo auch die Neuren mit hinzu gerechnet werden.
5) Heerens Ideen ꝛc. Göttingen, 1805. I, 893 ff.
6) G. G. Bredow's Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. Altona 1800, 8. II. Stück, wo S. 379—714 Rennell's System der Geographie Herodot's ꝛc. sich findet.
7) Im XII. Bande der Gött. gel. Comment. in seiner Abhandlung: An Prussorum Litvanorum ceterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? S. 132.

dien. Nun ist jedoch die Nordküste des genannten Meeres fast sechzig deutsche Meilen lang, und es frägt sich daher, von welchem Punkte an gemessen werden soll. Der Unterschied von dem einen Extreme zum andern beträgt mehr denn einen ganzen Grad, indem das auf der tauriſchen Landenge befindliche Perekop nur unter dem 46° 8′ 57″ nördlicher Breite, Taganrog aber, an der Mündung des Don, unter dem 47° 12′ 40″ liegt. Herodot kann von dem nächsten Orte an gemessen haben; er kann dieß aber auch von der Tanaismündung an gethan haben, weil er von Melanchlänen spricht, und man thut daher wohl am besten, wenn man oben im Norden die skythiſche Gränze dem Asow'schen Meere parallel laufen läßt. Rechnet man mit Rennell und Bredow [1]) 732 Stadien Herodots auf einen geographiſchen Grad, so werden 4000 Stadien hier etwas über $5\frac{2}{5}$ Grad ausmachen, und somit würde Skythien im Norden zwiſchen dem 51sten und $52\frac{3}{5}$ Grad enden. Mannert, welcher dieſes eingesehen, läßt daher die Androphagen über den 52° hinaus wohnen, statt daß Gatterer des 54° erwähnt. Beyde aber, und mit ihnen auch Heeren, sprechen hier von Moskau, welches fast auf dem 56° (namentlich auf 55° 45′ 45″) nördlicher Breite liegt. Referent sieht sich aus angeführten Gründen genöthigt, die Gränzen der Androphagen nicht im Smolenskiſchen, sondern in den Gouvernements von Mohilew, Tschernigow und Orel zu suchen, die der Melanchlänen aber, welche ins Moskow'sche gesetzt werden, ins Orel'sche und Tula'sche zu übertragen. — Mannert stellt eine kühne Idee auf, wenn er meint, daß Herodot schon etwas vom Ladoga und Onega gewußt habe, weil er (IV, 20) von Limnen spricht, welche sich jenseits des Melanchlänenlandes befänden; aber noch weiter geht Rudbeck, welcher das letztgenannte Volk an dieſe Seen selbst setzt.

Jenseits des Don's wohnten die Sauromaten (Sarmaten), und in ihrem Norden die Budinen (Ritters Buddhiſten), in deren Lande der Vater der Geſchichte die Biber kennt, und wo noch heut zu Tage Bobrow (die Biberſtadt) im Woronjesh'schen Gouvernement liegt [2]).

---

[1]) Bredow's Unterſuchungen ꝛc. S. 386 ff.

[2]) Dieſe Stelle im Herodot (IV, 109) suchen Einige verdächtig zu machen; Gatterer schreibt dieſelbe einem schlechten Kopiſten zu. S. die Gött. Comment. XII, 120 in d. Anm. Mögen diejenigen es verantworten, welche dem treuherzigen Herodot dieſe Kunde absprechen! Ref. bemerkt nur noch, daß das Wort Biber, ruſſiſch Bobr (Бобръ), oder das Babjor des gemeinen Großruſſen, sich im Zendaveſta als Beovre wiederfindet. S. Kleukers Z.-A. III, XIV. S. 81.

Sieben Tagereisen jenseit dieser Budinen ist das Land der Thyssageten [1]), aus welchem die Flüsse Lykos, Oaros, Tanais und Syrgis strömen. Diese fließen durch der Mäten Gebiet, und fallen in die Mätis-Limne [2]). Es ist nun die Frage, ob dieser ins Asow'sche Meer fließende Oaros, an welchem Darius seine acht großen Umwallungen zurücke ließ, wie man seit Bayer fast allgemein behauptet, für die Wolga gehalten werden darf? [3]) — Wäre dieses der Fall, so würde aus Herodot's Nachrichten folgen, daß die Wohnsitze der Mäten sich bis dahin erstreckten, worauf, so viel Ref. weiß, noch nicht hinlänglich Rücksicht genommen, und woran auch überhaupt wohl nicht leicht zu glauben ist.

Die Benennung der Mäten, welche beym Strabo, Plinius ꝛc. *Μαιῶται*, *Maeotae* heißen [4]), hat Ritter [5]), der Herodot'schen Lesart gemäß, in Mäeten (*μαιῆται*) abgeändert. Die Steinschriften aber, deren Hr. v. Koehler in seiner Komosarye zwey mitgetheilt hat [6]), haben dafür nur Mäten (MAITAI), und Ref. trägt kein Bedenken, diesen sicher gleichzeitigen Denkmälern folgend, die Schreibart Mätis und Mäten den übrigen vorzuziehen. Ritter leitet (S. 58 ff.) diese Benennung nicht ohne Wahrscheinlichkeit von *Maïa* (Dea Maia, Avia, Nutrix), der noch gegenwärtig bey den Buddhisten in Nepaul, im indischen Alpenlande verehrten Maha-Mai ab. Diese

---

[1]) Der Name erinnert unwillkürlich an die Thiße, die Theiße, die noch jetzt von den Ungern und den Slawen Tißa genannt wird, und an die unweit von derselben wohnhaft gewesenen Gethen.

[2]) Herodot IV, 22, 123.

[3]) Daß Herodot die Wolga auch unter dem Namen Araxes kennt, ist bekannt genug. A. G. Kephalides hat in seiner Schrift: de historia maris Caspii (*Gotting.* 1815. 8.), die Stellen des Geschichtschreibers, welcher vier verschiedene Flüsse dieses Namens anführt, am besten verglichen und gezeigt, daß man darunter einmal die Wolga, dann den jetzt noch im Kaukasus fließenden Aras, und endlich den Oxus und den Gihon (d. i. Amu- und Syrdarja, welche in den Aralsee fallen) zu verstehen habe. Dieß läßt sich dadurch erklären, daß Aras (wie Kämpfer in seinen Amoenitates exoticae S. 300 sagt) nur ein Appellativum ist, und im Altpersischen überhaupt Fluß bedeutet.

[4]) Auch Diodor, Skylax und Andere schreiben Mäotis.

[5]) Ritter's Vorhalle, S. 152. Wesseling in seiner Ausgabe Herodot's, Amsterdam, 1763, in Fol. p 300 in der Anm. 52 zum IV, 45, erwähnt einer Stelle des *Procopius* (de bello Goth.), wo dieser den Herodot abschreibend Μαιῶται hat, und setzt hinzu: Qui eum Μαιῶται adpellat, suo utitur more, ut Jonico Noster.

[6]) Bey R.-R. Pl. VI. Nr. 2 und 3.

Magna Mater, die Allernährerin und Allgebärerin, iſt Heſiod's

Metis, die kundigſte weit vor ſterblichen Menſchen und Göttern [1]).

Es iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß bey den Serbiern (Serbi), deren Plinius (VI, 7) und Ptolemäus auch jenſeits des Tanais gedenken, jetzt noch Maja oder Majka ſo viel als Mutter heißt [2]). Doch nicht bloß dieſe, ſondern vorzüglich auch die jedesmalige Verpflegerin oder Allernährerin, welche hier wie in Slawonien, wo noch echt patriarchaliſches Beyſammenleben ganzer Familienſtämme beſteht, wöchentlich der Wirthſchaft vorſteht, führt jenen Namen [3]).

Daß dieſe Maia die älteſte Ceres ſey, leuchtet ein, weil bekanntlich das joniſche Δημήτηρ, doriſch Δαμάτηρ (nach Andern auch wohl Δάματερ), nur ein Umlaut des zuſammengeſetzten γῆ und μάτηρ oder μήτηρ, d. i. Erden-Mutter oder Mutter-Erde iſt, woher denn auch dieſe von den Orphikern die Alleinige genannt wird [4]).

Auch wurde erſt vor ein paar Jahren in den unterirdiſchen Grüften bey Kertſch das Bruſtbild einer Ceres-Diana gefunden, auf deren Haupte Kornähren zwiſchen den Hörnern des Mondes hervorblicken, wie eine uns vom Hrn. P. du-Brux zugeſtellte Abbildung derſelben zeigt.

Die alte Metis aber war, wie Ritter ſelbſt anführt, nicht bloß das weibliche Princip, ſie war zugleich auch des Orpheus ſchaffender Eros, alſo ganz androgyniſch; ſie war Hermes und Aphrodite in einer Perſon — Herm-aphrodit, oder Mann-Weib. In der neueren Schule, die, wie Kanngießer darthut, erſt in Theſſalien mit dem griechiſchen Jupiter auf dem erſten Olymp ihren Anfang nahm, iſt's die Athene (Ἀθήνα), Tochter der Metis, als erſter Gemahlin des Allvaters Zeus welcher, die Mutter im eigenen Bauche verbergend, die Tochter gebar [5]), und wie in der alten Schule die Diana vorzugsweiſe die jungfräuliche (eine Parthenos) hieß, ſo wird dieß hier ein Beyname der neuern Minerva.

---

[1]) Heſiod's Theogonie. V. 880.

[2]) S. Вук Стефановић, Српски рјечник (Wien 1818). S. 382, wo ſich auch das von Maja oder Majka abgeleitete Мајин für Мамин findet.

[3]) J. v. Csaplovics Slavonien und zum Theil Croatien ꝛc. Peſth 1819, 8. Bd. I. S. 106, wo dieſes Maja für ein bloßes Diminutiv von Mati, Mutter, gehalten wird.

[4]) J. A. Kanne erſte Urkunden ꝛc. S. 483, 484.

[5]) Heſiod's Theogonie, V. 883 und 892. So wurde alſo der ältere Kultus vom jüngeren verſchlungen, um unter neuer Form wieder ans Tageslicht zu treten.

Man darf sich nicht wundern, eine jetzt noch echt indische Gottheit so frühe schon am Pontus zu finden: Kanngießer, der geistreiche Forscher und fleißige Sammler, hat in seiner Alterthumswissenschaft eine Menge vollkommen gleichlautender Namen zusammengestellt, welche vom hohen Mittelasien aus sich sowohl südlich auf dem Wege nach Indien, wie östlich nach Kolchis bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres vorfinden. Ein gleiches thut Ritter (283), der im Plinius (VI, 16) an den Ufern des Pontus Völker nachweiset, welche noch gleichnamige Zweige in Baktrien sitzen hatten. Eine Erscheinung, die wohl nicht das Spiel eines bloßen Zufalls genannt werden darf. Eben so hat es Kanngießer mit den östlichen Gestaden des schwarzen Meeres und Thrakien gemacht, und wir werden suchen weiter unten die Zahl seiner Beyspiele noch zu vermehren. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß wie Metis, Phanes und Eri-Kapäos, als Rath, Licht und Lebengeber, in der alten Lehre mit einander zugleich genannt werden, auf ähnliche Weise auch hier Mätis, Phana-goria und *Παντικάπαιος* — (Panti-kapaeum) neben einander vorkommen [1]).

Mäten wären also die Anwohner des jetzigen Asow'schen Meeres gewesen, und hätten sich von Taurien aus, — welches auch die mätische Insel genannt ward [2]), — bis jenseits des Oaros (?) erstreckt.

Da uns vorzüglich um genauere Länder- und Völkerkunde zu thun seyn muß, so sehen wir uns genöthigt, hier noch etwas länger an den Ostgestaden der Mätis zu verweilen, ehe wir auf R.-Rs. Schrift zurücke kommen. Besonders aber wird die Rechtschreibung der Ortsnamen zu berücksichtigen seyn, die bey der jetzigen auffallenden Vorliebe für etymologische Forschungen auf manche neue unhaltbare Hypothese (deren man sich zuweilen bey dem besten Willen nicht erwehren kann) führen dürfte. Bey Beschreibung jenes Landes werden wir uns an das neun und vierzigste Blatt der Spezialkarte Rußlands [3]) halten, und dieß nach den Zusätzen, welche am Kuban mit Hülfe sachkundiger Bewohner jener Gegenden gemacht wurden, zu vervollkommnen suchen.

---

[1]) S. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausgegeben und mit Zusätzen begleitet von Fr. Gottl. Welcker. Göttingen, 1817, 8. in der Abhandlung über den uranfänglichen Gott der Orphiker. S. 228. — Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 213, wo Metis, Phanes und Erikapäon als männliche Namen der Orphiker vorkommen.

[2]) *Eustathii* Commentarii in *Dionysium* Periegetam. Ed. Coloniae Allobrogum, 1741, 8. p. 151. Ritters Vorhalle, 208 und 209. *Dionysii* de situ orbis. Ed. Basil. 1556. p. 104.

[3]) Подробная карта Россіи л. 49.

Ritters kleinere Limne Mâtis (S. 192. Ob eins mit der Mâtis von Korokondame, S. 211?), an der auch die jenſeit dem Hypanis (Kuban) in Sindike befindlichen Städte Hermonaſſa und Apaturon [1]) lagen, kann wohl nur der Kuban'ſche Liman (Кубанской лиманъ) ſeyn, welcher auch der Kiſiltaſch'ſche [2]) (Кизилташской лиманъ) genannt wird, und deſſen nordweſtliche Bucht der Sſukur-Liman (Сукуръ лиманъ), der enge Ausfluß aber ins ſchwarze Meer Bugas (Бугазъ, d. i. türkiſch die Mündung) genannt wird [3]). Die Naphtabrunnen in dieſer Gegend werden Peklo (die Hölle) genannt, nicht Preklo, wie Clarke (I, 409 ff.) ſchreibt.

Der Bosporus ſelbſt heißt Tanais beym Procopius [4]), wie nachgehends auch das ganze Aſow'ſche Meer *Mare Tanae* genannt ward [5]). Die Italiener nannten dieſe Meerenge ſchlechtweg Vospero; ſonſt aber auch Stretto di Caffa, oder Bocca di S. Giovanni [6]). — Auf der ſlawoniſchen Inſchrift vom Jahre 1068, welche zu Taman liegt, heißt ſie nur das Meer (море), die alte ruſſiſche Hydrographie aber führt ſie als Морскїя гирлы (os ponti) auf [7]). Wenn Ammian Marcellin von der Mâtis redend ſagt: par Patares angustias undarum magnitudo prorumpit in Pontum, ſo erinnert dieß nur an Apaturos des Ptolemäus, und an des Plinius pene desertum Apaturos (wo nach Strabo XI, 495 ein Veneris fanum war) [8]).

Zwey die Oſtſeite des Bosporus bildende Landzungen, die ſüdliche (южная коса) und die nördliche (обверная коса), welche

---

[1]) Das Πάτους des Scylax-Caryandensis. S. Geographiae veteris Scriptores minores. *Oxoniae*, 1698. 8. T. I. — Dieſer nennt auch die ſindiſche Limne, was im Lateiniſchen durch Sindicus portus überſetzt iſt.

[2]) Von Kiſil, roth; und Taſch, Stein.

[3]) Wie ſo viele Flüſſe, wenn man auf den Urſprung ihrer Benennung zurück geht, Fluß Fluß heißen, ſo wird auch dieſe Oeffnung von den Anwohnern die Mündung Bugas, гирло Бугазъ (Girlo, d. i. Gurgel Bugas) genannt. — An der Sſukur-Limne, wo alt- und neugriechiſche, wie auch italieniſche Münzen aus dem Mittelalter gefunden werden, hat Ref. ſelbſt unzweydeutige Spuren frühere Wohnſitze wahrgenommen.

[4]) Fragm. de priscis sedibus Gothorum: Vocant autem incolae Tanaim etiam illam eruptionem quae a Maeotide palude incipiens ad Euxinum Pontum usque pertinet etc.

[5]) Mare Tanae, mare Zabacharum aut mare Ciabaci. S. Tatariae Descriptio; edit. Elzeviriana, *Lugd. Batavorum*, 1630. p. 245.

[6]) Ebendaſelbſt.

[7]) Древная Россїйская Идрографїя. 1773. S. 57 ff.

[8]) Ritter möchte (S. 213) dieſe Benennung von Paträus ableiten.

letztere auch Puschka (коса пушка) genannt wird, bilden die weit durchbrochene Vormauer der Taman'schen Bucht (Таманской залив). An der Südküste dieser Bucht liegt Taman', das Tamatarcha Konstantin's Porphyrogeneta, das neue Phanagoria und zwey unbedeutende Dörfer. Im Norden befindet sich das auf der Spezialkarte nicht angegebene Dorf Titarskaja (Слобода [1]) Титарская), im Westen aber liegen die Dörfer Schum (Шумъ) und Ali-bej (Алибей).

Oestlich von diesen letztgenannten Dorfschaften kommt man auf eine Limne, die mitten zwischen der Kubanslimne und dem Asow'schen Meere liegt. Auf der Karte wird sie die Temrjuk'sche (Темрюкской лиманъ [2]) genannt; die Anwohner aber benennen sie Achdenißow'skoj Liman (Ахденисовской лиманъ), nach dem auf der westlichen Seite derselben gelegenen, der Spezialkarte abgehenden, Dorfe Achdenißowka. Die Limne selbst soll eigentlich den Namen Ak-dengis [3]) führen, welches im tatarischen so viel als das weiße Meer heißt, wie denn auch wirklich, wenn man auf einem der dasigen Hügel oder Schlammvulkane steht, die Gewässer desselben weiß erscheinen, im Vergleiche mit denen der großen Mätis. Daß beyde einst mit einander in Verbindung standen, wie dieß auch jetzt wahrscheinlich noch bey hohem Wasser der Fall seyn wird, scheint die Benennung des Flüßchens Pereßyp (пересыпъ, nicht перелылъ) zu beweisen, denn пересыпать heißt uberschütten, und sicher mußte hier der Weg von Temrjuk nach Taman gedämmt werden. Das Wasser des Ak-dengis wird, weil es süß ist, von den Einwohnern Temrjuk's gebraucht.

Nach dieser letztgenannten Stadt nennen die Kosaken des schwarzen Meeres [4]) die nordwestlich von derselben befindliche

---

[1]) Слобода, Sloboda wird im südlichen Rußland jedes Krondorf mit einer Kirche genannt; eine Benennung, die auf den freyen Stand des Landmannes hinweist, weil Sloboda und Swoboda in den verschiedenen slawischen Mundarten so viel als Freyheit heißt. Ein herrschaftliches Dorf mit einer Kirche wird hier ßelo (село) genannt, und ein Dorf ohne Kirche heißt Derjewnja (деревня). Im nördlichen Rußland ist der Ausdruck Sloboda nicht gebräuchlich.

[2]) Nicht Timriuk, wie in der Reise in die Krym und den Kaukasus von M. v. Engelhardt und F. Parrot (Berlin, 1805, 8. I. Bd. S. 81), steht.

[3]) Nicht Aftanis, wie diese eben daselbst genannt wird, woraus denn bey Ritter S. 193 Astanis ward. — Wie leicht könnte nun nicht einer hieraus das Gewässer der Asen machen?

[4]) Eine von dem achtungswerthen Direktor des Jekaterinodar'schen Gymnasiums, dem Protojerej Waßilij Roßinskij verfaßte

Limne [1]), welche bey ihnen bisweilen auch nach dem Dorfe Kurki, die Kurkin'sche Limne (Куркинской oder Курчанской лиманъ) heißt. Diese da wird, wie schon angeführt ist, für das alte argonautische Erytheia am kaukasischen Vorlande gehalten [2]). Hier eben wäre es der Mühe werth, an Ort und Stelle zu untersuchen, um wie viel das südwestliche Ufer dieser Limne höher sey als das nordöstliche, und ob der Kuban alle Jahre sich auch auf diesem Wege bey Kurki vorbey ins Asow'sche Meer ergieße. Daß die erstere Seite überhaupt höher sey als die letztgenannte, daran wird gewiß keiner zweifeln, wer nur einmal den Weg von Jekaterinodar nach Taman zurückgelegt hat [3]). Wenn man nach Tage langen Reisen längs der schilfreichen, und besonders nach der Erntezeit wegen der feindlichen Ueberfälle unsicheren Gestade des Kubans die Höhe bey Kurki erreicht, ist's als begönne man ein neues Leben, und man setzt nun, schon vom westlichen Seewinde angefächelt, seinen Weg weiter nach Temrjuk fort. Die Kosaken des schwarzen Meeres haben hier, besonders von Kopyl' bis Kurki, ihre wahre Noth, denn im Winter müssen sie jeden Augenblick dem Feinde entgegen sehen, im Sommer aber werden sie sammt ihren Pferden fast aufgezehrt von den unzähligen Mücken, und die mit hoher Rohrwaldung bedeckten Niederungen, wo (wie in einigen Gegenden des ungrischen Heidelandes) die Reiter sammt ihren Piken sich ungesehen verbergen können, erzeugen konvulsivische Fieber (корчи), die der Europäer glücklicher Weise nicht kennt. —

Den bestimmten einzelnen Arm des ganzen Systems von Stromscheidungen, welche hier, wie in jedem Deltagebiete beständigen Wechseln unterworfen sind, nachweisen zu wollen, wird, wie Ritter [4]) ganz recht sagt, immer eine vergebliche Bemühung bleiben, zumal wenn hier noch uralter künstlicher Kanalbau hinzukommt. Und solcher Kanalbau findet auch jetzt noch Statt, denn so ward z. B. im Jahre 1816 das Kubanwasser in eine von den Limnen durch einen Graben geleitet, welcher nicht tiefer als

---

historisch-statistische Beschreibung des Landes dieser Kosaken seit 1793 bis 1820 ist in den Akten der Gesellschaft der Freunde russischer Literatur ꝛc. zu St. Petersburg abgedruckt worden.

[1]) Wie bey Engelhardt und Parrot S. 82 ganz richtig angegeben wird.

[2]) S. Ritters Vorhalle, S. 189, 191 und 195, nach *Orpheus Argon.* V. 1048.

[3]) Vergl. auch v. Engelhardt's und Parrot's Reise S. 83 ff.

[4]) Ritters Vorhalle, S. 186 ff.

eine Arschine (zwey Fuß) gewesen seyn soll, und es floß durch selbigen mit bedeutender Schnelligkeit [1]).

Da aber einst, wie oben angedeutet wurde, die ganze Gegend vom Kuban bis zum Bej-ßu unter Wasser gestanden haben kann; so wird es einen nicht wundern, wenn der Kuban nicht bloß bey Kopyl', — wo Ritter (191) nach v. Engelhardt und Parrot (I, 84) die Spitze des schilfwaldigen Deltagebietes annimmt, — mit dem Asow'schen Meere in Verbindung steht. Auch noch gegen sechs Meilen höher, von hier hinauf bis über den halben Weg nach Jekaterinodar entledigt sich der Kuban seiner Gewässer, mittelst der zur Mätis-Limne fließenden Angelinka, deren unterer Theil auf der Karte unter dem Namen Angaly vorkommt [2]). Wäre hier, dem Kuban näher, gar kein fließendes Wasser, so würde auch wohl das Dorf Mischastiwskoje (das nördlichere von den beyden gleiches Namens) gewiß nicht dort, wo es jetzt liegt, angesiedelt worden seyn.

Unter Ritters beyden größten nördlichen, zur Mätis fließenden (Neben-) Armen des Kuban's, Dewedinka und Kaulaus (191), die bey v. Engelhardt und Parrot (I, 84) Dawidinka und Kalaus heißen, werden wohl die Flüßchen zu verstehen seyn, welche bey den auf der Karte genannten Medwjedjewka [3]) und Kalaus vorbeyfließen.

Jedoch hat der Kuren' (so nennen die Kosaken ihre Ortschaften) Wedmidewka vor etwa zwanzig Jahren wegen der Ueberfälle der Tscherkessen müssen zum Kirpiliflusse (dessen Urbäche auch fast bis an den Kuban hoch über Jekaterinodar reichen) verlegt werden. Nach ihm wird jetzt einer der vier Natschalstwa oder Regierungsbezirke des Kosakenlandes, zu dem auch der Hauptort Jekaterinodar gehört, benannt. Die übrigen drey Bezirke sind der Taman'sche, der Bejßu'sche und der Jej'sche, so genannt von den Flüssen und dem Fort Jeja (Ea). — Das

---

[1]) Vergl. Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 254?

[2]) Auf einer unedirten Spezialkarte, die man in Jekaterinodar für die beste hielt, ist dieses Gewässer geradezu Jerok Angelinka (Ерокъ Ангелинка) überschrieben; Jerok aber heißt nur Nebenarm.

[3]) Nach der kleinrussischen Mundart Wedmid'ewka genannt. Der zweyte Vocal ist der Doppellaut je (ѣ), der in mehreren slawischen Mundarten wie i lautet. So auch im Weißrussischen; und selbst um Ladoga und Tichwin, tief im Norden, sagt der gemeine Mann Medwid'ewka für Medwjedewka, wie denn auch auf einem Heiligenbilde vom Jahre 1603 in Neu-Ladoga ein früher daselbst befindliches Kloster das Medwidew'sche genannt wird. Der Serbe sagt dagegen Medwed (der Bär).

aus Clarke's Reise entlehnte Siena, welches an Italien erinnert, und dessen Ritter (S. 229) erwähnt, heißt eigentlich Sjenno, für Sjennoje oder Sjennaja Balka (Heuschlucht).

Die Benennung Kurki (S. 191), geschrieben Kur-ki, als deutete es auf Kur oder Kor, Sonne und Sonnenkultus hin, dürfte wohl neueren Ursprungs seyn, gerade wie das Korßun'skoje, Poltaw'skoje u. a., die nur Uebertragungen aus den früheren Wohnsitzen der hiesigen Bewohner sind, und deren gleichnamige Stammörter sich in Kleinrußland wiederfinden. Auch jetzt noch erhält das Land der Tschernomor'schen Kosaken von Zeit zu Zeit bedeutenden Völkerzuwachs aus Maloroſſien (Kleinrußland), und wohl denen, die das Loos trifft, auf der Ebene nördlich von Bej-ßu angesiedelt zu werden. — Doch nicht bloß diese, sondern auch die Don'schen Kosaken erhielten von eben daher einen Theil ihrer jetzigen Bewohner. Der Name ihrer Hauptstadt Tscherkask findet sich als Stadt Tscherkaßy wieder, und wer weiß nicht daß Alt-Tscherkask im J. 1569 vom Fürsten Wyschnewetzkij angelegt ward, der mit fünf tausend Mann seiner Kosaken, von Dnjepr aus, den Donischen zu Hülfe kam, die Türken schlagen half, und sich hier niederließ. Daher denn auch die Beymischung des Kleinrussischen in der ursprünglich großrussischen Mundart der donischen Kosaken.

Hr. Raoul-Rochette erwähnt (S. 88) eines Ortes, Dandars genannt. Diesen kennt freylich d'Anville im Süden vom Kuban, neben Dioskurias zwischen Iskuria und Pitschinka (Iskurja und Pitschunda?) wie R.-R. sagt; aber woher hat denn der Geograph seine Nachricht geschöpft? — Doch gesetzt auch, es hätte hier einen Flecken Dandars genannt gegeben, dürfte man daraus schon den Schluß ziehen, daß er nur nach den Dandariern, die im Plinius (VI, 7) zu den Gentes circa Maeotin gezählt werden, und die nach *Hekataeus*, wie *Stephanus Byzantinus* beweist, in Europa wohnten, den Namen führe, und sagen, daß seine Lage vollkommen mit der, des früheren Dandarischen Territoriums übereinstimme? Ein Hauptgrund, warum es kaum möglich ist, mit d'Anville die Dandarier südlich vom Kuban (*Hypanis* oder *Vardanus*) zu suchen, ist Strabo's Nachricht von dem durch Pharnakes gereinigten alten Kubankanal, durch welchen er das Land der Dandarier unter Wasser setzte *). Hätten nun diese mit d'Anville südlich gewohnt, so müßte ja der Kuban durch's Kaukasische Gebirg geleitet worden seyn. Hiezu kommt noch, daß Strabo, erst nachdem er

*) Strabo XI, 495.

von den Dandaren geredet, der südlicher wohnhaften Sinder, Achäer und Zyger (*Ζυγῶν*) erwähnt.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit sucht Hr. R.-R. S. 158 ff. darzuthun, daß Pantikapäum, dessen erste Begründung den Kolchiern zugeschrieben wird [1]), auch in älteren Zeiten schon vorzugsweise *Bosporus* hieß, und (S. 160) daß man also in den Inschriften unter dieser Benennung eigentlich jene Stadt und nicht das ganze bosporische Gebiet (wie er selbst S. 31 meinte) zu verstehen habe. Da wir aber einmal auf Ritter verweisen, so dürfen wir diesen hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen, da er zufälliger Weise gerade auf der nämlichen Seite (158) seines Werkes aus dem Hesychius eine Stadt *Bosporus* auf Indike, also auf der asiatischen Küste anführt. R.-R., der diese Nachricht aus dem *Stephanus Byzantinus* kennt, den er hier (S. 162) dem ihm so oft folgenden *Eustathius* entgegensetzt, meint jedoch, daß diese Angabe keine Glaubwürdigkeit verdiene. Wir wollen denn auch unsere und der Leser Zeit sparend nur noch erinnern, daß der Verfasser den kräftigsten Beweis für seine Ansicht hätte aus dem Plinius schöpfen können, welcher mit unzweydeutigen Worten sagt, daß Pantikapäum auch Bosporus genannt ward [2]).

Ammian nennt Pantikapäum gleichsam die Mutterstadt aller übrigen Bospor'schen Städte [3]). Nach Strabo aber war diese nur Metropolis der europäischen Bosporanen, der Asianen Metropolis aber war des Phanagoras Stadt [4]). Ritter leitet die Benennung der letzteren von dem aus dem Weltey geborenen Phanes der Indier, oder vom Phanes, dem All der Orphiker (Pan — Vater des Pontos und der Erde, Helios, Dionysos, dem Schöpfer des göttlichen Weltalls) her [5]). Hieher, meint er (S. 206), in dieses alte Empo-

---

1) *Eustathii* Comment. in Dionysium Periegetam. *Ed.* 1741, p. 155. — *Raoul-Rochette*, Histoire critique etc. III, 390, wo auch aus Strabo XI, 494 der Beweis dafür angeführt wird, daß die Griechen (les Milésiens heißt es oben) erst die Skythen vertreiben mußten.

2) *Plinius* IV, 12. *Panticapaeum*, quod aliqui *Bosporum* vocant.

3) Velut mater omnium *Panticapaeum*, XXII, 8.

4) *Phanagorae* urbs, nam et sic vocatur. *Strabo* XI, 495. *Ed. Tzschucke* IV, 382. Ritter's Vorhalle, 193. — Phanagoras aber kommt, wie auch Phanes, schon im Herodot (VII, 214; III, 4) als Mannsname vor. Auch Hekataeus gibt einen Phanagoras für den Begründer von Phanagoria aus. S. *Stephanus Byzantinus* voc. *Phanagoria*.

5) Ritters Vorhalle, S. 171 und 212. Ueber Phanes und die

rium des Koros, nach Koro-Kondame [1]), werden die vorder-asiatischen Flüchtlinge aus dem alten Lande des Korosdienstes (Karya, Lykia, Mysia) gezogen seyn, bey der Perser Ueberfall. Seit dem Jahre 703 nach Chr. verschwindet, wie Ritter (S. 221) bemerkt, Phanagoria, man weiß nicht wie zerstört, aus der Geschichte. Eben so sagt Hr. v. Karamsin in seiner Geschichte des russischen Reichs (I, 43), daß die Chasaren (Козары) im siebenten Jahrhundert sich alles Land von der Wolga bis zum Asow'schen und schwarzen Meere, Phanagoria und Bosporus (Pantikapäum?) unterwarfen.

Strabo's Beschreibung, der östlichen Mätisküste folgend [2]), kann man den heut zu Tage Jeja genannten Fluß für den großen, den Bej-ßu aber für den kleinen Rhombites halten. An dem letzteren dieser Flüsse trieben die Mäten, das ackerbauende aber doch kriegerisch gestimmte Volk, den Fischfang selbst: ein Gewerbe, dessen Verpachtung an der Atschujew'schen Landzunge jetzt noch einen bedeutenden Theil der öffentlichen Landeseinnahme ausmacht.

In Beziehung auf den Don muß noch einer Clarke'schen Ansicht erwähnt werden, die jedem Russen ein Lächeln abnöthigt. Der gelehrte Britte will nämlich seine Leser glauben machen, als sey es die Meinung der Anwohner des Don's, daß die Fluten des Donjetz sich nicht mit denen des Don's mischen, sondern beyde in einem gemeinschaftlichen Bette neben einander fortfließen, bis endlich der Donjetz sich wieder von seinem älteren Gefährten trenne, und eine eigene (die rechte und kleinere) Mündung des Don's bilde. Hätte Clarke sich die Mühe genommen zu fragen, was denn eigentlich Donjetz bedeute, so würde man ihm geantwortet haben, daß Donetz nur so viel heiße als der kleinere Don (Tanais minor), wie im Cherßon'schen Gouvernement die Benennung des Flusses Ingulj etz ein Diminutivum von Ingul ist. Dann wäre bey ihm vielleicht auch die nicht ungezwungene Ableitung des griechischen *Tánaïs* von *Danaetz* oder *Tanaets*, die leider auch Ritter (S. 304) aufgenommen hat, weggeblieben.

Von den nordöstlichen Gestaden des Pontus sey es erlaubt, auf einen Augenblick zu den nordwestlichen überzugehen, um hier die Klassiker, besonders den Plinius (IV, 12) mit

---

Lehre der Orphiker s. Creuzer's Symbolik I, 504 ff. und III, 303 ff.

1) Daß Konda oder Kanda Stadt oder Stätte bedeute, wird wahrscheinlich durch die Zusammenstellungen mit Sindo-Kanda (oder Sinco-Kanda, auch Sandocanda des Ptolem. VII, 4) und Mara-Kanda (Samarkand). Siehe S. 194 und 196.

2) Strabo XI, 493 ff.

den besseren Karten jener Gegenden, die Referent durch Autopsie richtig genug befunden, zu vergleichen. Der Kürze wegen sollen hier bloß die älteren Benennungen der Gewässer zwischen dem Dnjestr und dem Dnjepr angegeben werden, da dieser Gegenstand immer noch unbestimmt geblieben ist, und selbst die neuesten Aeußerungen darüber nicht genügend sind.

Gleich nach dem Tyras (Dnjestr) nennt Plinius die *Axiacae cognomines flumini* — also die beyden Kujel'nik (куельникъ).

Auf diesen folgt das *flumen Rhode*, wahrscheinlich gleichbedeutend mit Ῥοδανὸς, welches die griechischen Wörterbücher durch *valde rapidus* erklären. Es ist dieß unser Teligul [1]), oder Deli-gul, wie ihn auch Herr Budischtschew auf seiner Seekarte des schwarzen Meeres nennt, — eine Benennung, die von Deli, närrisch, und Göl, Gewässer, abgeleitet werden muß, woher denn die heutige Benennung (als tobendes, reissendes oder unsicheres Wasser) gewissermaßen dem Altgriechischen zu entsprechen scheint.

Gleich darauf folgt der *sinus Sagaricus*, wogegen Ovid [2]) in seinem Sendschreiben den Sagari fluvius hat: — die Beresan'sche Limne (Березанской лиманъ). Der portus Ordesus dürfte in der Gegend des jetzigen Otschakow gesucht werden können.

Zurücke nun zur lieblich umwohneten Mâtis, die noch der Tanaisfluß mit eilendem Strome zertheilet [3]). — Da die Anwohner derselben, die mätischen Völkerschaften, bey Gelegenheit der sie nennenden Inschriften abermals vorkommen werden, so muß Referent hier nur noch die Aspurgianer berücksichtigen, gegen welche Polemo I. sein Leben einbüßte. Zweymal erwähnt ihrer Strabo, und Ptolemäus kennt auch die Asturicani, welche nach Mannert (IV, 365) vielleicht eins mit den Aspurgiani des Strabo sind [4]).

Schon haben es seit Penzel [5]) mehrere versucht, diese

---

1) Gleich diesem heißt auch ein jenseits dem Uralsee in Asien gelegener See Teligul.

2) Epistolarum ex Ponto, L. IV, Ep. X. Albinovano.

3) Lykophron in dem Gesange der Trojanerin Kassandra, V. 1288. — S. Ritters Vorhalle, S. 469.

4) Ptolem. V, 9. Ἀσπουριανοί. Die in einigen Ausgaben des Strabo (XI, 495, und XII, 556) vorkommenden Ἀσπουγγιτανοί und alle übrigen Varianten müssen Ἀσπουργιανοί gelesen werden, wogegen einige Codices auch Ἀσπουργιτανοί haben. Siehe Tzschucke's Ausgabe des Strabo in den Anmerkungen.

5) Dissertatio de Barangis, p. 5. not. 4. — Eine kaum mehr aufzutreibende Abhandlung, die öfters citirt wird, und deren der Ver-

Aspurgianer für ein germanisches Volk — für die Vorfahren der nordischen Asen — zu halten, und Ritter ist einer der Neuesten, welche diesen Gegenstand berührten, mit dem Versprechen, in einer andern Reihe von Mittheilungen wieder darauf zurück zu kommen [1]). Dieser nämliche Autor, welcher die Aspurgianer für die Bewohner der Asa-burg oder von Asgard hält, setzt eben daselbst mit den nordischen Asen die Assi, einen Namen der Alanen, in Verbindung, welche er ein kaukasisches Bergvolk von germanischem Stamme nennt [2]). Auch erklärt er (S. 303) die Sprache der Osseten, die nach ihm vielleicht Stammgenossen von Tacitus Osen und Aranisken sind, für eine Germanische, welche als Mittelglied der Persischen zunächst steht.

Eben so behauptet schon Kanngießer [3]), daß in den Sprachen der Lazier und der Osseten (beyde kolchischer Abkunft) gemeinschaftliche Wurzeln des Griechischen, Lateinischen und Germanischen (warum also nicht auch des Slawischen?) enthalten sind. Dieser setzt hiemit (S. 230 ff.) noch die alten Benennungen von Arkadien (Azania und Parrhasia), die Azali am Hämus, und die Stadt Asa am Pontus in Verbindung. Auch die Mätis kennt Abulfeda unter dem Namen mare ol Ozaki, al Ozak vel al Azak (Asow).

Die Aspurgianer selbst hält Ritter (317) für die letzten Ueberbleibsel der Kriegerkasten, die früher bey den Amazonen, Sauromaten, Budinen, Agathyrsen auch kriegerischen Ruhm hatten. Dagegen sollen (316) in jenem Völkersysteme die Sinter und die Agathyrsen Handelsleute, Fischer, Handwerker und Bergleute gewesen seyn [4]). Nach Anderen waren jedoch die Asen auch Bergwerker und Schmiede; sie bereiteten Hammer, Zange und Ambos, und verarbeiteten Metalle, Steine und Holz in Asgard [5]).

---

fasser selbst in seiner Uebersetzung des Strabo III, S. 1833, Anm. 18 erwähnt.

1) Vorhalle, S. 477.

2) Sich auf seine Erdkunde II, 842 berufend.

3) Grundriß der A. W. S. 162 und 164.

4) Alle ackerbauenden Stämme, wie Kallipiden, Alazonen, Mäten ꝛc. sollen nach ihm nur unterdrückte Bewohner jener Gegenden aus der Kimmerier Zeit seyn. Die Hyperboreer aber, die Gelono-Budinen u. a. sind ihm die eigentlichen Priestermissionen. — Kanngießer, der (S. 271) unter Thrakien das ganze östlich vom Hämus gelegene Land versteht, hält auf ähnliche Weise in seinem thrakischen Völkersysteme (S. 258) die Thrakier und die Phönikier für die Priester, neben welchen die Karier als Soldaten, Matrosen und Arbeitsleute dienten. —

5) S. Rühs Edda. S. 175.

Mit den Isländern theilt Ritter (S. 472) die Meinung, daß Asa, Asia so viel heiße als Gottesboden oder heiliges Land. Unter andern wird erwähnt, daß auch bey den Römern der Altar (ara) früher Asa geheißen, und zu denen S. 471 angeführten Athene Asia, Diana Asia u. s. w. ließe sich noch Asis, ein Beyname des Mars in Edessa, hinzufügen, welchen Hr. v. Hammer aus dem Persischen durch Hochgeehrter erklärt *).

Ritter geht noch weiter, und verändert selbst (S. 173 und 346) die Namen der Stammherren skythischer Geschlechter Liporais und Kolaraïs in Lip-asais und Kor-asais (heiliger Sonnenheros).

Auch die Benennungen des Kauk-Asus, der Tscherkessen u. s. w. sollen hiemit zusammenhängen. — Vorhin ist schon gezeigt worden, daß Tscherkask nach einem anderen Orte gleiches Namens in Kleinrußland benannt worden seyn muß. Jener ist freylich auch nicht aus den Wolken gefallen, — aber wer vermag wohl alles zu erklären? Hier sey nur noch hinzugefügt, daß in der altrussischen Hydrographie (S. 105) die sa-porogischen Kosaken saporogische Tscherkaßen (Запорожскïе Черкасы) heißen, gleichwie die kaukasischen Tscherkeßen die Fünfberger Tscherkaßen (пятигорскïе Черкасы) genannt werden, nach dem Besch-tau-ge-

*) S. dieser Jahrb. der Lit. 1818, B. I. S. 97. — Nach Rühs Edda soll Ask so viel als Mann heißen. — In Hindostan aber bedeutet *âsen* einen Sitz (un siége), vergl. die Recherches Asiatiques I, 92 und 139. Daß der Name Asias im Bosporus nicht ungewöhnlich war, beweiset eine jetzt in Cambridge befindliche Inschrift, in welcher dieser zweymal vorkommt. S. Clarke's Greek Marbles brought from the shores of the Euxine etc. Cambridge, 1809, 8. S. 6 ff.

Wer die Verwandtschaft des Germanischen zum Persischen nicht unmöglich findet, den wird es nicht wundern, Laute aus jenem orientalischen Sprachgebiete in Europa wiederzufinden. Nur aus dem Persischen, glaubt Ref., läßt sich z. B. die Benennung des Araj (Аксай), eines Nebenarmes des Don, erklären, indem Ak so viel als weiß, und Tschaj Fluß oder Flüßchen bedeutet. (S. Güldenstädt's Sprachproben im II. Bd. seiner Reisen, S. 550.) Daher findet man denn auch auf dem südlichen Abhange des Kaukasus eine Menge Flüsse, deren Namen in Tschaj ausgehen, wie Ak-tschaj, Kara-tschaj, Tok-tschaj, Tscheki-Tschaj u. s. w. So heißt auch ein Nebenarm des Dnjepr's unweit von Cherson Tschaj-ka (Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 506), gerade wie der Wasservogel, die Möve, im Russischen Tschajka genannt wird. Und an der Donau und der Theiße in Ungarn findet sich dieses Wort in Namen der österreichischen Tschajkisten-Regimenter, welche diese Benennung von ihren Tschajken (d. i. Böten) tragen, wieder.

birge, welches im Tatarischen so viel als Fünf-berg ist [1]). Noch am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts wurden die kleinrussischen und ukrajnischen Bauern in allen öffentlichen Akten, als Revisionslisten, den Büchern der Landmesser-Comptoire ꝛc. nur Tscherkaßen (Черкасы) oder tscherkaßische Bauern (Черкасскïе крестьяне) genannt; im Gegensatze der großrussischen Bauern (Великороссïйскïе крестьяне), deren auch welche in die slobodische Ukrajne versetzt wurden. Noch mehr, der Kopist der Woskresenskischen Abschrift des russischen Nestor's hat sogar einmahl Черньасы (schwarze Asen) für Черкасы (Tscherkaßen) [2]).

So hätten sich denn die schwarzen Elfen, die Zwerge der Edda, welche unter der Erde wohnen (Nori-ker, d. i. Höhlenbewohner?), auch in die russische Geschichte verirrt. Aber es ist nicht zu glauben, daß sie lange darin hausen dürften. — Hat nicht Dalin schon das am Hypanis gelegene Olbia für denjenigen Ort gehalten, wo der Drottar Svegdur im Jahre 290 nach Chr. soll gestorben seyn, und kommt bey ihm nicht eben dieses Olbia auch als Alf-heim im Lande Adal-Sysla, oder dem vornehmsten Fürstenthume von Skythioda-hin-Mikla vor [3]), wo im Jahre 720 Ynguar, ein anderer nordischer König fiel? — Wie dem auch sey, die Normänner kannten den Pontus zur Genüge, und nannten ihn Suarta haf; das ägeische Meer hieß bey ihnen Griklands haf; der Hellespont aber Ellipata [4]). — Freund Rask, der nach einem fast dreyjährigen Aufenthalte in Island jetzt Ostindien bereiset, und dessen Hauptwunsch es war, die Normänner bis in ihre Ursitze zu verfolgen, wird in dieser Hinsicht hoffentlich ein entscheidendes Wort reden dürfen, und jeder Verehrer der Geschichte muß sich und ihm Glück wünschen zu diesem rein wissenschaftlichen Unternehmen.

Was die Stiftung des russischen Reiches von den Roß (oder Rhos) anbetrifft, deren Ritter S. 303 erwähnt, so ist dieß bisher noch nicht erwiesen, wenn gleich die alt-russischen, vom Konstantin Porphyrogeneta mitgetheilten Namen der Wasserfälle des Dnjepr's, wie aus Lehrbergs Untersuchungen erhellet, und wie den Referenten besonders auch Hr. Rask mündlich

---

1) S. Древная Россïйская Идрографïя. Спб. 1773. 8. S. 58, 64 und 173.

2) Нестора лѣтопись по воскресенскому списку I, 20: Черньаскый торгъ.

3) S. Olof Dalin's Geschichte des Reiches Schweden. Deutsch. Greifswalde, 1756, 4. Bd. I. Kap. III. §. 16 in d. Anm.; XII. Kap. §. 7, und XIII. §. 10. Vergl. Sturleson Yngl. S.

4) S. Acta literaria Sveciae II, 378.

davon überzeugt hat, germanischen Ursprungs sind. Eine Untersuchung über diese Rhos steht von Kollegienrath und Professor Bernh. v. Reith in Charkow zu erwarten, der, wie wir erfahren, solche nächstens zu Tage zu fördern gedenkt.

Münzen.

Die Münzkunde hat durch das vorliegende Werk manchen interessanten Beytrag erhalten. Der Hr. Verf. beginnt S. 47 seine numismatischen Forschungen durch Widerlegung Visconti's, welcher die sich in der königl. Sammlung zu Paris befindliche (auf dem Titelblatte des vorliegenden Werkes als Vignette abgebildete) Münze des Königs Paerisades (ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥ) nicht dem ersten Regenten, sondern einem zweyten dieses Namens zuschreibt. Visconti glaubt dieß thun zu müssen, weil jene Münze denen des Lysimachus vollkommen analog ist, und auf diesen letztern der Titel βασιλευς nur seit dem Jahre 307 oder 306 vor Chr. Geb. vorkommt, Paerisades aber schon im Jahre 310 gestorben ist. Aus Steinschriften, besonders aber aus der vom Referenten am Akdengis gefundenen (siehe unten), thut Hr. R.-R. das Gegentheil dar, weil eben dieser Titel viel früher schon im Bosporlande üblich war. Auch bestreitet er Herrn v. Koehler's Meinung in Betreff Asander's, welchem zuerst vom Kaiser August diese Königswürde beygelegt ward, — dessen Vorgänger aber nur Ethnarchen, Dynasten oder Tyrannen hießen. R.-R. behauptet (S. 55), an das Zeugniß der vorzüglichsten Numismatiker appellirend, daß Asander nur so lange auf seinen Münzen den Titel eines Archonten führte, so lange er, — selbst ein Usurpator, — noch nicht von Rom aus als Herrscher anerkannt war *).

Dieses bestätigt er (S. 60 ff.) noch durch eine (Pl. I. Nr. 3 abgebildete) Münze, auf welcher Leukon, der von 391 bis 353 v. Chr. regierte, schon König (ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΕΥΚΩΝΟΣ) genannt wird. Zugleich gibt Hr. R.-R. noch die Abbildungen zweyer sehr beschädigter Münzen, die er auch dem Könige Leukon zuschreibt. Eine von diesen (Pl. I. Nr. 4) glaubt Referent zu besitzen, und da sein Exemplar ungemein besser erhalten ist, so wird eine Abbildung davon hier unter N. 1. mitgetheilt. Es trifft

*) Daß wenigstens bey den Byzantinern des zehnten Jahrhunderts Archont auch so viel als Selbstherrscher hieß, scheint Const. Porphyrog. zu beweisen, welcher den russischen Großfürsten Swjatoslaw Igorewitsch Σφενδοσλάβος ὁ υἱὸς Ιγγωρ τοῦ ἄρχοντος Ρωσίας nennt. Vergl. Bayer in den Comment. d. Petersb. Akad. IX, 412—413; und solcher Beyspiele gibt es mehrere.

bey besagter Münze der Umstand ein, daß die Buchstaben AΣ über dem geflügelten Blitze, welche Hr. R.-R. mit Recht für Elemente des Königstitels hält, wirklich als solche vorkommen, da hier BAΣIΛE.. deutlich zu lesen ist. Von der untern Zeile scheinen aber nur die Buchstaben ΛETKω, welche Herr Arneth, erster Kustos am Antiken-Kabinette zu Wien [1]), und der Oberst v. Stempkovskij zuerst für solche anerkannten, sichtbar zu seyn, während R.-R. die Endsylben KΩNo. gibt. So dürfte denn des Verfassers Meinung in dieser Hinsicht auch darin bestätigt seyn, daß er (S. 63) auf eben dieser Münze, welche auf der Hauptseite das Bildniß der Pallas (?) führt, nichts sah, was er dem Herkules-Kultus hätte zuschreiben können. Hoffentlich wird es bey der hier gelieferten treuen Abbildung dieser Münze unnöthig seyn, den Einwurf derjenigen zu beseitigen, welche vielleicht an einen bosporischen Seleukos, dessen in einigen Ausgaben des Strabo (VII, 301) zugleich mit Leukon Erwähnung geschieht, erinnern möchten [2]). Noch weniger aber steht zu befürchten, daß man jene Münze gar dem syrischen Seleukos zuschreiben werde.

Nach Beseitigung mehrerer Einwürfe, welche gegen diese Münze Leukons gemacht werden könnten, bleibt der Hr. Verfasser (S. 70) dabey stehen, daß selbige keinem andern Leükon als dem Zeitgenossen Philipps II. angehören könne. Im Verfolge dieser Untersuchungen stellt er (S. 68) die, wohl völlig gegründete Meinung auf, daß man bey dem Mangel an Inschriften aus der Vorphilippischen Zeit, und bey der daher noch so unvollkommenen ältern Paläographie, keineswegs behaupten und das *dangereux principe* aufstellen dürfe, als müßten nämlich alle diejenigen Denkmale, auf welchen die Omikron und Omega (wohin wohl auch die Theta zu zählen wären) kleiner sind als die übrigen Buchstaben, nothwendig für neuere Monumente gehalten werden.

S. 72—83 handelt der Hr. Verf. vorzüglich über Nebenstämpel oder Contremarken, und sucht zu beweisen, daß solche besonders dann angebracht wurden, wenn der (Nominal-) Werth der Münzen sollte erhöhet werden. Daß in dieser Hinsicht nicht alle Antiquare seine Ansicht theilen, beweisen schon die Anzeigen der

---

1) S. des Archiv's für Geographie, Geschichte, Staats- und Kriegskunst, 1822. Nr. 141 und 142. S. 759.

2) Nach Diodor XII, 305 soll ein Seleukus um das IV. Jahr der XXCVI. Olympiade seinem Vater Spartakus in der Regierung des Bosporus gefolgt seyn, und vier Jahre geherrscht haben.

vorliegenden Schrift in der Revue encyclopédique, im Journal des Savans und im Archiv für Geographie, Geſchichte ꝛc., wo die HH. Jomard, Letronne und Arneth erklären, daß ſie hierüber anderer Meinung ſind.

Jetzt muß Referent dem Verfaſſer, der vom Bosporus auf Olbia und deſſen Münzen überſpringt, nacheilen. Er liefert hier, aus der Sammlung des Hrn. v. Blaramberg zu Odeſſa, zwey Münzen des aus Strabo's und Plutarch's Schriften bekannten Skythenköniges Skilurus (Σκίλυρος). Beyde führen auf der Hauptſeite das Bildniß des Königs ſelbſt (S. 98), und auf der Rückſeite über einem horizontal gelegenen Hermesſtabe (Caducée) die Inſchriften . A — ΣΚΙΛΟΥΡ, und ΒΑΣΙΛ — ΣΚ...*). Eine andere ähnliche Münze, welche nach Hrn. v. Stempkovſkij's Angabe (S. 99) auch in Olbia gefunden ſeyn ſoll, und auf welcher R.-R. die Spuren eines Fiſches (d'un poisson) entdeckt haben will, beſtimmen ihn, ſich für die Meinung zu erklären, daß ſich die Macht dieſes Skilurus höchſt wahrſcheinlich auch auf Olbia und auf die Griechen in der tauriſchen Halbinſel erſtreckt habe.

Nun liefert der Hr. Verf. (S. 100, Pl. IV. N. 1) noch eine andere auf den Trümmern von Olbia gefundene, und Hrn. von Blaramberg gehörende Münze, auf welcher der Königsname INC. MEΩC vorkommt. Dieſe Legende ſoll, nach Hrn. von Stempkovſkij's Auslegung, ſo viel als Inthimévus bedeuten, worauf aus der Analogie dieſes Namens mit dem eines bosporiſchen Regenten Ininthimévus (Ininthimeyus) geſchloſſen wird. Daß es der Bosporaner ſelbſt ſey, glaubt R.-R. nicht, weil dieſer überhaupt nur ein Jahr regiert haben ſoll (S. 104). Wenn man nun auch dieſen Unglauben theilt, ſo wird ſich's weiter unten doch ergeben, daß die Regierung des bosporiſchen Ininthimévus von längerer Dauer war, als man bisher fälſchlich glaubte. Ob aber nun dieſer Inthimévus (Inthimeus), wenn er ſo hieß, ein Sohn des Skilurus war, ob er und nicht Mithradates, — oder vielleicht keiner von beyden, wie man wohl hinzuſetzen darf, — über Olbia geherrſcht, darüber wäre es wohl unnütz ſich jetzt ſchon Sorgen zu machen, ſo lange es uns noch ſo ſehr an hiſtoriſchen Daten oder unzubezweifelnden Denkmälern aus jener Periode fehlt. Daß die Olbiopoliten wirklich benachbarten Barba-

*) Hr. v. Blaramberg lieſt, wie die Abbildungen ſeiner olbiſchen Münzen Nr. 202 und 203 zeigen, dieſe Inſchriften noch vollſtändiger, denn er gibt auf der einen . AΣ..... ΣΚΙΛΟΥΡ.. auf der andern aber ΒΑΣΙΛ... ΣΚΙΛΟ.. an. — S. Choix de Médailles antiques d'Olbiopolis ou Olbia etc. Paris, 1822. 8. S. 63.

ren Tribut zahlen mußten, beurkundet die hier unten mitgetheilte Inschrift des Protogenes. Aber aus diesem Grunde allein die tributzahlenden, und vielleicht auch für die Skythen münzeprägenden Olbier für Unterthanen derselben auszugeben, wird wohl keiner gelten lassen, der jemals die Verhältnisse gebildeter Nationen zu rohen, kein Völkerrecht kennenden Horden beobachtet hat. Und bestehen denn nicht noch heut zu Tage ähnliche politische Verhältnisse zwischen den Europäern und den Barbareskenstaaten in Afrika? Der gebildetere Staat, der Reichere, wirft gern eine Summe Geldes weg, um Menschen zu sparen und Hab' und Gut, wie die Ruhe seiner einzelnen Bürger zu sichern. Auf gleiche Weise haben ja auch die Bosporaner selbst, wie der Hr. Verf. schon (S. 70) aus Strabo anführt, den Barbaren Tribut zahlen müssen, ohne deßwegen geradezu von ihnen beherrscht worden zu seyn.

Hier sey es uns nun erlaubt, auf des Verfassers Gründe für die Existenz eines ältern Rheskuporis überzugehen. — Polemo I. büßte nämlich im Felde gegen die Aspurgianer sein Leben ein; für seinen Nachfolger gilt Sauromates I., welchen Hr. v. Koehler für den Begründer einer neuen Dynastie hält [1]). Aber dieser Sauromates eben war der aus königlichem Geblüte stammende Sohn eines Rheskuporis, wie (S. 117) aus Inschriften dargethan wird [2]). Folglich muß es einen bisher noch unbekannten Regenten Rheskuporis gegeben haben, der älter war als Sauromates I. — R.-R. beweist hier die Unhaltbarkeit der sinnreich von Visconti ersonnenen Hypothese: als sey der bosporische Thron nach dieser Erledigung von Aspurgianern selbst besetzt worden, — worüber die Geschichte schweigt. Die Regierung des neuen Rheskuporis ist (nach S. 144) in die funfzehn Jahre zu setzen, welche seit Polemo's I. Tode (nach dem zweyten Jahre unserer Zeitrechnung) bis zum Regierungsantritte Rheskuporis II. (der bis jetzt der erste hieß) verstrichen. Eben in diese Periode, wo nach der bisherigen Ansicht Sauromates I. allein regiert haben soll, fällt nun auch die Regierung seiner Witwe, der Gépápyris. Dieser, welche Eckhel und Visconti Pépápyris nennen, gibt der Hr. Verf. (S. 113 ff. und Pl. III. N. 3) ihren rechten Namen Gépápyris wieder, da

---

1) S. Clarke Travels I, 415.

2) Der Verf. entlehnt diesen Beweis aus zweyen vom Hrn. v. Köhler in seiner Komosarye ꝛc. Pl. VII und VIII edirten Inschriften. Sie nennen den Sauromates ΥΙΟΝ ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΡΗΣΚΟΥΠΟΡΙΔΟΣ und ΑΠΟ ΠΡΟΓΟΝΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΑ, issu d'une race royale. — S. bey R.-R. Pl. VIII. N. 4 und 5.

auf den Münzen nicht BACIΛICCHC ΠHΠAIΠTPEΩC, sondern BACIΛICCHC ΓHΠAIΠTPEΩC steht.

Als Gegenstück zu der S. 118 ff. beschriebenen, und Pl. II. N. I. abgebildeten Münze, welche durch die Vermittelung des Hrn. v. Stempkovskij, aus Theodosia, nebst den übrigen Stücken der Sammlung des Hrn. Gallera, in die königliche Collection zu Paris gekommen ist, kann aus den, dem Referenten gehörenden Münzen, noch eine neue geliefert werden. Diese gleicht, wie die beygefügte Abbildung (N. 2.) zeigt, auf der Hauptseite sehr der vom Hrn. R. = R. edirten, welche er so beschreibt: »*figure debout, appuyée contre un trophée richement com-*»*posé, et foulant à ses pieds des captifs enchaînés*« (richtiger wohl: *Le Roi debout foulant à ses pieds des captifs enchaînés, la main droite élevée, tenant dans la gauche une haste; dans le champ un trophée richement composé*); »*la légende est: IOTAIOΣ* »*BAΣIΛETΣ PHΣKOTΠ.*« Ein gleiches zeigt die hier neu abgebildete Münze, nur hat der, hinter der Hauptfigur befindliche Gefangene eine andere Stellung, und die Umschrift lautet: TIBEPIoΣ. IOTΛIoΣ BAΣIΛETΣ PHCKoTΠoPIΣ. Die Rückseite aber (die, wenn man will, auch für die Hauptseite gehalten werden kann) ist ganz anders, denn statt der *victoire, tenant une couronne et une branche de palmier**), oder wie ein anderes (dem Hrn. Grafen S. Potozki gehörendes) Exemplar hat: *un arc de triomphe surmonté d'une statue équestre*, hat diese hier zwey Brustbilder mit der Unterschrift MH, und das kaiserl. königl. Münz-Cabinett zu Wien besitzt eine ähnliche, welche auf der Rückseite bloß die von einem Kranze umgebenen Buchstaben MH führt. Von beyden, sowohl von der nach Paris gekommenen Münze, wie auch von der andern (welche, wie gesagt, dem Hrn. Grafen Potozki gehören soll), hat auch dem Referenten der Zufall Exemplare in die Hände geführt, und da letztere, wie solche Pl. II. N. 2. gegeben ist, nicht genau mit der seinigen übereinstimmt, sondern nach einem Abdrucke, also verkehrt, gezeichnet zu seyn scheint, und vielmehr ein geöffnetes Stadtthor, als einen Triumphbogen vorstellt, so sieht er sich genöthigt, dieselbe hier unter N. 3. zu wiederholen. Auch ist diese Abbildung zweyer sich entgegenstehender Köpfe interessant in Beziehung auf folgende Stelle im vorliegenden Werke (S. 108): »Je ne crois »pas que la suite entière des monnaies du Bosphore, con-»nues jusqu'à présent, offre un second exemple des *deux*

*) Ganz dieser nämliche Stempel findet sich auch auf einer Münze Sauromates I. — S. Cary Histoire des Rois du Bosphore Cimmérien. Paris, 1752. 4. S. 43 und Pl. I. N. 8.

»*têtes affrontées* que l'on voit sur notre médaille d'Inithimé»vus (für Ininthimévus), autres que celles des empereurs, »tels que *Marc-Aurèle* et *Vérus*, ou Septime-Sévère et »Caracalla, qui se voient au revers des monnaies de plu»sieurs princes du Bosphore.« — Daß übrigens, wie Herr Arneth meint, diese beyden Köpfe die des Königes Rheskuporis und seiner Gemahlin seyn könnten, wird sehr wahrscheinlich aus dem Vergleiche mit der von Cary gelieferten Abbildung einer Münze, wo auf der Rückseite diese weibliche Figur mit den nämlichen Haarflechten vorkommt [1]). Ein Umstand, der auch diese aus Cary bekannte Münze dem neuen Rheskuporis, dessen Existenz Hr. R.-R. darthut (also dem Vater und nicht dem Sohne Sauromates I.), zuzuschreiben nöthigt.

Die Form der Buchstaben dieser Legende, auf einer bosporischen Münze, widerlegt Clarkes Behauptung in paläographischer Hinsicht vollkommen. Clarke sagt nämlich, daß es leicht sey, die thrakischen Münzen von den bosporischen durch die Form des Omega und des Sigma zu unterscheiden, indem die bosporischen immer ω und C, die thrakischen aber Ω und Σ hätten [2]). R.-R. hält dagegen (S. 119) die eckige Form des Sigma und des Epsilon für die ältere, welche erst nachgehends abgerundet ward; was auch die ältesten auf uns gekommenen Münzen bestätigen. — Wohl aber hält er es (S. 140) für fast unmöglich, die thrakischen Münzen mit den bosporischen zu verwechseln, weil der äußere Habitus, oder das Gepräge derselben, wie er sagt, himmelweit von einander verschieden sind.

Ferner liefert Hr. R.-R. (S. 126 ff.) die Beschreibung und Abbildung (Pl. III. N. 2.) einer von Cary, und nach ihm von Eckhel und Visconti angeführten Münze, welche sich im königl. Cabinette zu Paris befindet, und Sauromates I., mit dem Beynamen des Aspurgiers [3]) zugeschrieben ward. Er zeigt den Ungrund dieser Angabe, und fügt zugleich die Beschreibung und Abbildung einer andern ähnlichen, aber besser erhaltenen Rückseite dieser Münze bey, auf welcher sich, statt des mißdeuteten ΟΥ, — aus dem bisher *par conjecture, ou par cette sorte de divination assez habituelle aux antiquaires,*

---

1) S. Cary, ebendaselbst S. 48 und Pl. I. N. 11. Auch das Wiener Antiken-Cabinett besitzt diese Münze.

2) Clarke Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, dritte Ausg. London, 1813. 4. S. 426 in d. Anm.

3) Den Beynamen ΑCΗΟΥΡΓΟΥ, l'Aspurgitain, den Eckhel (Doct. Num. II, 375) auf die Aspurgianer bezog, läßt R.-R. S. 128 unerklärt. Letronne übersetzt ihn durch fils d'Aspurgus, wahrscheinlich sich auf S. 125 im R.-R. beziehend.

CATPOMATOT gemacht wurde,—bloß ein Pronomen (?S. 127) TOT vor dem Worte ΑCΠΟΤΡΓΟΤ befindet. Die Legende aber auf der Hauptseite, von welcher bis jetzt nur der Anfang TEIMAIB.. bekannt war, lautet hier: TEIMAI BAσιλεως KOTTOC (honneurs du roi Cotys). Die Münze selbst ist interessant, weil die eine Seite römische, die andere aber landesübliche Insignien vorzustellen scheint, was bey dem bisher Kotys I. genannten Könige, einem Feinde der Römer (S. 131), wohl nicht der Fall seyn konnte. So käme denn hier ein Kotys an die Stelle des vermeinten Sauromates. Diesen Kotys aber hält der Verfasser (S. 132) für älter als den bisher unter dem Namen Kotys I. bekannten Regenten, und zählt ihn mit zur nämlichen Dynastie, welcher auch die oben angeführten Rheskuporis und dessen Sohn Sauromates I. angehören sollen. Ja S. 135 meint er, daß dieser Kotys, der Aspurgier, ein Bruder des ältesten Rheskuporis seyn müsse, und so bekäme man nun folgende Regentenliste:

Polemo I. (umgekommen im Felde gegen die Aspurgianer); Gemalin: Pythodoris (Strabo XII, 556).

Rheskuporis I. (S. 117 ff.) und Kotys der Aspurgianer (sein Bruder? S. 135).

Sauromates I.

Gépâpyris (Witwe des Sauromates).

Rheskuporis II. (bisher der I. genannt).

Polemo II. u. s. f.

In Beziehung auf diesen Kotys sey hier bemerkt, daß zwey dem Referenten angehörende Münzen dieses Königes ein fast ähnliches Gepräge führen, wie die fälschlich dem Sauromates zugeeignete Münze; nur ist die Legende bloß BACIA... KOTTOC, und die eine davon hat mitten auf dem Schilde den Kopf des *Septimius Severus* in einer Kontremarke. S. N. 4. und 5.

Auch zu der S. 133 beschriebenen und (Pl. II. N. 1.) abgebildeten Münze Sauromates I. sey hier (N. 6.) die Abbildung eines Gegenstückes geliefert, auf dessen fast ähnlicher Rückseite man den behelmten Kopf im Felde sammt Paludament in einer Kontremarke, und statt der Buchstaben MH einen Stern und ein B findet. Die Hauptseite aber hat einen bärtigen Kopf mit der Umschrift: BACIΛEωC CATPOMATOT, in welcher die C und ω schon die runde Form haben.

Eine Münze Sauromates II. (N. 7.) ist merkwürdig wegen der Legende, welche gegen die gewöhnliche Schreibart, obschon mit den Lettern nach außen gewendet, doch von der Linken zur Rechten zu lesen ist. Die Kehrseite derselben führt die von einem Kranze umgebenen Buchstaben MH (48?).

Noch eine Münze dieses Sauromates verdient hier beyge-

fügt zu werden wegen der Rückseite, die einen Adler vorstellt, welcher im Schnabel einen Kranz über einen kleinen Kopf hält, wie N. 8. zeigt. Dieses ist die nämliche Münze, welche der Baron Chaudoir fälschlich in das Jahr 144 der pontischen Zeitrechnung (155 oder 152 vor Chr.) versetzt, weil er darauf die Buchstaben P, M und Δ fand. R.-R. führt dagegen (S. 122 in d. Anm.) an, daß nur die bosporischen Münzen von Gold, Silber oder Elektrum (einer Mischung von Gold und 1/3 Silber), nie aber die Kupfermünzen vor dem Jahre 531 (235 nach Chr.) eine Jahrszahl führen.

S. 140 setzt R.-R. der Visconti'schen Hypothese eine andere entgegen. Er möchte nämlich die neue bosporische Dynastie lieber von den thrakischen Königen als von den Aspurgianern herleiten, um daraus

1) die Aehnlichkeit der Regentennamen, wie Kotys und Pärisades, oder Bérisades, Rheskuporis und Rhaskuporis, oder Raeskuporis (S. 141);
2) die, dem neuen Regenten zugeschriebene, königliche Abkunft, und endlich
3) die freundschaftlichen Verhältnisse derselben mit den Römern zu erklären.

So neu nun diese Ansicht ist, so darf man ihr doch wohl die Wahrscheinlichkeit nicht unbedingt absprechen, besonders wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß Tiberius, wie S. 121 angeführt wird, sich damals mit einem zahlreichen Heere in Illyrien befunden haben soll, und daß durch ihn wahrscheinlich (il est probable — ob erweislich?) der neue Dynast dem Kaiser August seine Unterwürfigkeit an den Tag legte. Auch dürfte ja wohl das alte Band zwischen Thrakien und dem Bosporus [1]) noch im Gedächtniß des Volkes fortgelebt haben, und zur leichteren Installirung des neuen Regenten das seinige beygetragen haben. Doch bleibt diese von R.-R. aufgestellte Meinung immer noch hypothetisch, so lange dieselbe nicht factisch erwiesen ist.

Interessant sind die zwey (S. 105 ff. Pl. IV. N. 2. und Pl. III. N. 4.) neu beschriebenen und abgebildeten Kupfermünzen des Ininthimévus [2]), ΒΑCΙΛΕΩC ΙΝΙΝΘΙΜΗΟΤ, von welchen Eckhel nur eine silberne aus Seguin [3]) kannte, und

---

1) Worauf auch die Geschichte vom Ariopharnes im XX. Buche Diodor's hindeutet.

2) Letronne im Journal des Savans, 1822, *Août*. p. 496 schreibt diesen Namen Inithivémus, den er vier Worte höher als Inthimévus gab. — Hr. R.-R. hat aber (S. 111): BAC...ΩC ΙΝΙΝ. ΙΜΗΤΟΥ; also auch Ininthimeyus.

3) Selecta numismata, S. 46. Nachgehends abgebildet auch in E. Q. Visconti's Iconographie Grecque (Paris, 1811. 4.) II, 169 ff. Pl. XLII. N. 30.

für die einzige hielt. Diese führt auf der Rückseite das Jahr 531 (235 nach Chr.), und R.-R. bemerkt S. 112, daß es auch von seinem Vorgänger Kotys, wie von seinem Nachfolger Rheskuporis IV. (nach ihm des V.) Münzen von demselben Jahre 235 nach Chr. gebe [1]). Zugleich wundert er sich, daß bey so kurzer Dauer der Regierung dieses Königs, die demnach kein Jahr gewährt haben müßte (S. 104), doch drey verschiedene Münzen von ihm auf uns gekommen sind. Diesem aber liegt ein Irrthum zu Grunde, welchen Hr. v. Stempkovskij so eben bey seiner Durchreise durch Wien bemerkt, und auch Referenten in Kenntniß desselben gesetzt hat. Er suchte nämlich gerade in dieser Hinsicht die besagte Münze des Rheskuporis in der Tiepolischen Sammlung, welche jetzt von Venedig hieher ins kaiserl. königl. Antiken-Cabinett übertragen ist, auf, und da fand sich's denn, daß die darauf befindliche Jahrszahl, die auch Mionnet als ΑΛϕ, d. i. 531 angibt, im Grunde ΑΑϕ (d. h. ΑΜϕ=541) ist, und daß daher höchst wahrscheinlich dieser Rheskuporis die Regierung erst im Jahre 536 (239 oder 240 nach Chr.) antrat. Denn so viel ist bekannt, daß sich noch vor Kurzem in der Rollin'schen Münzsammlung zu Paris ein Exemplar des Jninthimeyus vom Jahre ΕΛϕ, 535 befand; von den übrigen Münzen des Rheskuporis aber ist die erste vom Jahre 536 (S. Cary und Mionnet). Referent selbst besitzt ein Exemplar der vom R.-R, Pl. III. N. 7., mitgetheilten Münze des Rheskuporis, mit dem Unterschiede, daß die seinige die Zahl ΗΑϕ (548) führt, statt daß auf der von R.-R. edirten ΒΝϕ (552 ?) angegeben wird.

In dem Anhange zur vorliegenden Schrift [2]) führt Hr. Oberst v. Stempkovskij eine neue Person ins Gebiet der Geschichte ein. Es ist ein bosporischer König Rhadaméadis (ΡΑΔΑΜΕΑΔΙC), dessen bisher unbekannte Existenz er aus dreyen Münzen erweist, und so eine Lücke von mehreren Jahren in der Genealogie der Bosporaner Könige ausfüllt. Die auf den Münzen vorkommenden Jahrzahlen 607 (?) und 615 (311—319 nach Chr. Geb.) bestimmen die Zeit seiner Regierung, und Hr. v. Stempkovskij möchte ihn (S. 228) für einen Sohn des Thothorses halten, dessen letzte Münzen, wie S. 234 gezeigt wird, vom Jahre 600 sind.

---

[1]) Cary Hist. des Rois du Bosphore Cimmérien, S. 75; Visconti Iconogr. II, 171.

[2]) S. 219—235, unter dem Titel: Notice sur les médailles de Rhadaméadis, Roi inconnu du Bosphore-Cimmérien, découvertes en Tauride en 1820, par M. le Colonel de *Stempkovsky*.

In einer uns so eben zu Gesicht gekommenen Schrift des Hrn. Staatsraths v. Koehler unter dem Titel: Médailles Grecques, *St. Pétersbourg*, 1822, 8. wird behauptet, daß diese neue historische Person nicht Rhadaméadis, sondern Rhadamsès geheißen, und in den Jahren 613, 614, 615 und 616 König des Bosporlandes gewesen sey. Auch wird hier die Existenz eines bisher unbekannt gebliebenen bosporischen Königs Aréansès dargethan, auf dessen Münzen die Jahrszahlen 550 und 551 vorkommen.

Sich über den barbarisch klingenden Namen auslassend, führt Hr. v. Stempkovskij (S. 227) einige ähnlich lautende an. Dahin gehören Rhadamist, König von Iberien, Rhadagaisus der Skythe, König der Gothen, und der aus einer auch dem Referenten vom Hrn. Staatsrath v. Blaramberg zu Odessa mitgetheilten olbischen Inschrift ihm bekannt gewordene Numénius, Sohn eines Rhadampson's, ΝΟΤΜΗΝΙΟΣ ΡΑΔΑΜΨΩΝΟΤ (auf der Inschrift selbst heißt es: ΝΟΤΜΗΝΙΟΣ ΡΑΔΑΜΨΩΝΤΟΣ).

Da diese Inscription weiter unten geliefert wird, so macht Referent zugleich auf eine andere, ebenfalls hier beygefügte olbische Inschrift aufmerksam, die eines ΒΑΔΑΚΗΣ ΡΑΔΑΝΨΩΝΤΟΣ erwähnt. Auch Homers bräunlicher Held der elysischen Flur, Rhadamanthys, gehört in diese Kategorie *); und wer sollte wohl ihn nicht kennen, den unbestechlichen Richter der Unterwelt?

Der geschätzte Verfasser des Anhanges deutet S. 231 ff. diejenigen, in verschiedenen Kabinetten aufbewahrten, und theils Rheskuporis V., theils unbekannten Regenten zugeschriebenen Münzen an, welche er seinem Rhadaméadis vindiciren möchte. Auch haben sich hier in Wien noch zwey Exemplare eben solcher Münze vorgefunden.

Ferner sucht Hr. v. Stempkovskij noch einige Punkte der bosporischen Geschichte in ein anderes Licht zu stellen. So z. B. möchte er (S. 228) den aus zweyen von Waxel edirten Münzen bekannt gewordenen Sauromates V. vom Jahre 572 für den Sohn Rheskuporis IV. halten, welcher letztere noch um's Jahr 563 regierte. Dieser und Sauromates VI. (bekannt einer wie der andere aus dem *Const. Porphyrog.*: De adm. Imp.) glaubt er (S. 229), könnten beyde vielleicht nur eine und die nämliche Person seyn. Den Teiranes würde er (ebend.) gern für einen Usurpator halten, wenn (nach S. 233)

*) J. H. Voß deutsche Uebers. der Odyssee. Altona, 1793. 8. — IV. Ges., 564 Vers.

man nicht schon Münzen von dem Jahre 573 und 575 von ihm aufzuweisen hätte. Ueberhaupt, glaubt Hr. v. Stempkovskij, wäre es nicht unmöglich, daß sowohl sein Rhadaméadis (S. 230), wie auch nachgehends Thothorses (S. 234), die (wie dieß durch Münzen dargethan wird) im Jahre 575 auf einander folgten, beym *Const. Porphyrog.* beyde nur unter dem Namen Sauromates vorkommen.

Alles hier Angeführte beweiset, wie vieles aus diesem Zeitpunkte der bosporischen Geschichte noch dunkel vor uns da liegt, und wie verdienstvoll es sey, auf diesem Wege zum Mutterlande des Menschengeschlechts, im Angesichte des Kaukasus, als Sammler und Forscher zugleich aufzutreten. Und diesen dichten Nebel, welcher die schilfreichen Gestade des Kuban-Hypanis deckt, könnte zum Theil keiner besser lichten, als Staatsrath von Koehler, einer der unermüdetsten und gründlichsten Kenner des pontischen klassischen Bodens. Von ihm müssen wir jetzt das Nähere über die Numismatik und die verschiedenen Dynastieen jener Gegend erwarten, und wir dürfen hoffen, daß er nicht gar zu lange mehr uns die, zu einem systematischen Ganzen vereinigten, interessanten Resultate seiner Forschungen vorenthalten wird. —

Um hier das Ganze, was Hr. Raoul-Rochette in seinem Werke über bosporische und olbische Münzen gesagt hat, so viel als möglich zusammen zu fassen, muß noch erwähnt werden, daß die ersten beyden von ihm gelieferten zwey Münzen Pantikapaeum angehören. Der auf der Rückseite derselben befindliche weidende Pegasus soll (S. 57) den Münzen Mithradates entlehnt seyn, da sich ein gleiches Sinnbild auch auf den Münzen der pontischen Städte Amisus und Chabakta, die auch dem Mithradates unterworfen waren, wiederfindet. Der Pegasus, als Symbol, muß sich nach Eckhel auf die Mythe von Perseus beziehen. Perses oder Perseus aber ist, wie Creuzer in seiner Symbolik darthut, nur ein umgedeuteter Mithras, und könnte daher schon mit Mithra-dates in Verbindung gesetzt werden. — Im Herodot selbst (VI, 53) wird Perseus ursprünglich für einen Assyrier ausgegeben, welcher zu den Griechen erst vom Pontus (dem assyrischen Meere des Horaz) kam. So wanderte die Lehre des Orients hinüber ins Land der polytheistischen Griechen. — Ja auch der Bogenschütze, welcher bekanntlich öfters auf olbischen Münzen vorkommt, und ursprünglich in Persien (auch auf Münzen) zu Hause war, möchte vielleicht auf den Mithras-Kultus zurück zu führen seyn *).

*) Auch der neuere Sonnengott — Apoll — heißt beym Homer wie beym Kallimachus der Bogenkundige Schütze.

Von zehn noch unedirten Mithras, die Referent auf seiner dießjährigen Reise durch Ungern und Siebenbürgen sah, haben einige, der reichsten an Mysterien, oben auf dem ersten Felde den Bogenschützen. Mit gespannter Waffe ist er da, in phrygischer Mütze oder Tiare, selbst ein zweyter Mithras, zur Seite dem auf den sieben Altären (den Planeten) ruhenden Gezelte oder Hause eines halbverborgenen Bockes; — und der himmlische Mithras selbst, als Krieger, als Held oder Streiter des Reinen gegen die Macht Darudj, des Unreinsten aller Unreinen, ist's, der durch seinen Dolch, durch seines großen Bogens Stein die Devs zu Boden schlägt [1]).

Ferner liefert Hr. R.-R. auf der nämlichen Platte I. (N. 7. und 8.) wiederum zwey pantikapäische Münzen [2]), auf denen der ältere Apollo-Typus der Haupt-, und der Stern der Kehrseite, noch unter dem neueren Pan und dem Bogen und Pfeil hervorblicken [3]). Aus S. 82 möchte man schließen, daß überhaupt der Pan im Pantikapaeum jünger sey als der Apoll, da auch Ritter (S. 217 ff.) meint, daß der letztere auf Inschriften und auf einigen Münzen wohl ursprünglich der Helios seyn könnte, und daß erst mit den Milesiern zu den Bosporanern auch jonische Götter mit eingewandert wären. Hiemit aber darf man nun wohl nicht übereinstimmen, denn welche, von den auf uns gekommenen Inschriften, möchte wohl älter seyn, als die Milesier selbst im Bosporus? — Keine von den bisher bekannt gewordenen geht über das Zeitalter Philipps II., Vaters Alexander des Großen, hinaus. Die ältesten fallen daher ins vierte Jahrhundert vor Chr., während die Milesier ja schon im siebenten Säculum vor unserer Zeitrechnung hier gehauset haben sollen. Es bleibt also nur noch zu bemerken, daß der Charakter des pantikapaeischen Pan, als der ungestaltetere im Gegensatze zu dem olbischen, wohl der ältere seyn dürfte. Beyde wichen so sehr von einander ab, daß sie nicht leicht verwechselt werden können. Uebrigens werden hier noch die Abbildungen von drey bisher unedirten pantikapaeischen Münzen beygefügt. Die erste (N. 9.) führt auf der Hauptseite den Kopf der Pallas, und auf der Rückseite das Vordertheil eines Schiffes, mit der Unter-

---

[1]) S Zend-Aveſta von Kleuker II, 223 und 225.

[2]) Noch zwey andere, die mit dem Pan von der einen, und dem Ochsenkopfe von der andern Seite, gibt er Pl. III. N. 8. und 9. Hier befindet sich auch (N. 10.) eine olbische Münze mit einem Nebenstämpel, und Pl. IV. N. 4. wird eine Münze von Cherſoneß in Taurien abgebildet.

[3]) Auch gibt es Münzen von Pantikapaeum, auf denen der zweyte, oder neuere Stempel, einen Dreyfuß vorstellt.

schrift ΠΑΝ. Die zweyte (N. 10.) die Spuren eines Kopfes, und auf der Kehrseite zwey bestirnte Dioskurenmützen (ohne Füllhorn) mit der Unterschrift ΠΑΝ. Die dritte endlich hat zuerst den Kopf eines Apoll's (?), und umgekehrt Bogen, Pfeil und ΠΑΝ (S. N. 11.)

Was die auf den Trümmern von Olbia gefundenen römischen Münzen anbetrifft, so sey hier bloß gesagt, daß solche nicht nur bis auf Julia Mammea, sondern bis Maximin, und selbst bis auf die Zeiten der Otacilia (Marcia-Severa), Gemahlin Kaiser Philipps I., gehen. Die vom Verfasser S. 104 geäußerte Meinung, daß Olbia nur eine einzige Silbermünze, und gar keine von Gold aufzuweisen habe, hat er selbst schon durch die Herausgabe des v. Blarambergischen Verzeichnisses widerlegt, indem daselbst drey goldene, eine von Electrum, und zehn silberne Münzen von Olbia beschrieben worden sind. Auch erinnert sich Referent noch eine Goldmünze dieser Art beym Grafen Kuschelew-Besborodko in Petersburg gesehen zu haben.

In Beziehung auf Theodosia, Phanagoria und Gorgippia, wird aus jener Gegend nichts neues geliefert. Dafür gibt Referent hier zwey neue Phanagorier.

1) Eine Kupfermünze mit dem Kopfe Apoll's; — auf der Rückseite eine Traube und ΦΑΝ. (S. N. 12.)

2) Eine Silbermünze. Die Diana mit dem Köcher; — auf der Rückseite ΦΑΝ...ΡΙΤΩ., und zwischen der Schrift eine calixförmige Blume, wie die der Insel Rhodos (S. N. 13.).

Eben diese tulipanartige Blume des Sonneneilandes Rhodos, die Spanheim für ein Balaustium (βαλαύστιον): flos mali punici, d. i. für eine Granatenblüte hält, und die Eckhel (II, 602) nur als *flos calicis forma* charakterisirt, soll nach Ritter [1]) eigentlich der indischen Lotosblume gleichen, die in den verschiedenen Momenten des Aufbrechens der Knospe, von der Blüte an vorkommt. Ritter, dessen interessante Zusammenstellungen in dieser Hinsicht selbst nachzulesen sind, sagt S. 420, die Idee in Betreff der Lotosblume [2]) weiter ausführend, daß solche symbolisch zusammen-

---

[1]) Vorhalle ꝛc. S. 338 ff. und 412; vergl. auch S. 60 und 68.

[2]) Das Nelumbium speciosum nach Creuzer's Symbolik I, 508 ff. — Eine interessante Abhandlung über diesen Gegenstand, — de Lotis veterum — von Curt Sprengel, befindet sich in dessen Antiquitatum Botanicarum specimen primum, *Lipsiae*, 1798, in 4. S. 47—67, wo gezeigt wird, welche Baumgattungen, was für Wasserpflanzen, und welches Gras bey den Alten unter dem Namen Lotos vorkommen.

treffe mit dem, gleich der geängstigten Latona umherschweifenden Argo-Schiffe, mit dem Weltey, Argho — (Mutter von dem neuen Götterpaar des neuen Kultus und neuen Menschengeschlechtes) — wie mit der Arche selbst, welche er (S. 422) der von bärtigen Tritonen getragenen Seemuschel der Aphrodite an die Seite setzt *).

Diese nämliche calixartige Blume nun in Phanagoria wiederzufinden, ist um so interessanter, da, wie schon oben angeführt wurde, Ritter (S. 171 und 212) selbst den Namen Phanagoria von dem aus dem Weltey zuerst gebornen androgynischen Phanes der Indier herleiten möchte.

Oefters findet man solche lotosartige Blumen in Olbia, auf Henkeln von Amphoren, deren Referent auch einige besitzt. Er könnte diesen noch ein Dutzend Inschriften auf ähnlichen Handgriffen aus seiner Sammlung folgen lassen, wenn es nicht zu befürchten stünde, daß auch des Gesagten schon zu viel wäre. Daher wird hier nur noch (N. 15.) die Inschrift eines solchen Henkels gegeben, auf welchem sich ein Monogramm befindet. Die olbischen Henkel mit jener Blume dürften der Insel Rhodus selbst angehören, da höchst wahrscheinlich in denselben Weine oder andere Flüssigkeiten von daher nach Olbia geführt wurden. Noch vor Kurzem konnte man in den Häfen des schwarzen wie des Asow'schen Meeres (z. B. in Taganrog) jenen griechischen gleich geformte, mit Oehl angefüllte Amphoren sehen, welche von Konstantinopel dahin gebracht wurden.

Inschriften.

Bosporische und olbische Inschriften machen, mit ihren Erklärungen, das Hauptwesen der vorliegenden Schrift aus. Der kritische Leser, welchen die Alterthümer jener Gegenden näher angehen, wird natürlich zuerst, um sich der Echtheit des Mitgetheilten zu versichern, fragen: ob denn jene Steine noch vorhanden sind, und wo sich dieselben befinden? Aber er wird bey den meisten vergebens nach der Beantwortung dieser Fragen suchen, und unbefriedigt in dieser Beziehung dürfte er selbst die jemalige Existenz der Inscriptionen bezweifeln. Seit Schlözer zu diesem Wahrheit-begründenden Skepticismus führte, darf Gottlob! keiner mehr mit historischen Neuigkeiten hervorrücken, ohne sich vollkommen legitimirt zu haben. Dieses nun eben bewegt den

*) S. auch in d. Erdkunde. Th. I. S. 428 ff.

Referenten, die vom Hrn. v. Stempkovskij dem Verfasser gemachten antiquarischen Mittheilungen in Schutz zu nehmen, da ein Theil davon durch ihn selbst, der sie zuerst kopierte, in die Hände des Hrn. Staatsraths v. Blaramberg in Odessa, und von diesem an Hrn. v. Stempkowskij kam. Referent muß nun hier also gewisser Maßen dasselbe thun, was Hr. R.-R. selbst in seinen Lettres à Mylord comte *d'Aberdeen* (Paris, 1819, in 4.) that, wo er die Echtheit und Treue der von Fourmont gesammelten, und zu Paris deponirten Inschriften vertheidigte. Möge der Hr. Verfasser hierin nur eine Achtung des Referenten für historische Wahrheit und für eben des Autors eigene Leistungen erkennen.

Die erste der mitgetheilten Inschriften, welche nach Hrn. R.-Rs. Aussage die einzige bisher bekannte mit einer bosporischen Jahrzahl (424, oder 128 nach Chr. *) ist, soll in einem Tumulus bey Kertsch, auf den Trümmern des alten Pantikapäum gefunden, und von dort ins Nikolajew'sche Museum transportirt seyn. S. 13 wird darin, ein dem makedonischen Kalender entlehnter Monat (Dystrus) nachgewiesen, und auf einem olbischen Marmor, der, so viel man weiß, dem Hrn. v. Blaramberg gehört, möchte der Verf. (S. 22) für ΛΟΝΚΑΙΔΙΣΚΟΥ lieber ΔΡΟΜΑΠΑΙΔΗΝ lesen, was schon die Herren Jomard und Letronne in ihren Anzeigen sehr gewagt, doch nicht unmöglich finden. Diese Lesart wird vorgeschlagen, um daraus einen neuen Monat ins Leben zu rufen, dessen Benennung, der des kretensischen ΔΡΟΜΑΙΟΣ gleichend, auf die Existenz gewisser Kinderspiele (course d'enfants) in Olbia hinweisen dürfte.

Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Hr. Verf. (S. 19) der in diesen Inschriften vorkommenden barbarischen Sprachformen und ungewöhnlichen Eigennamen, wie z. B. des ΑΓΑΘΟΦΡΟΜΑΡΟΣ, in welchem er eine *mélange de scythe et de grec* wahrnimmt. Von der eigentlichen skythischen Sprache ist jedoch leider so gut wie nichts auf uns gekommen, obschon noch vor nicht gar langer Zeit ein nordischer Gelehrter (Lewanda) in einem Programm darzuthun glaubte, daß selbst die Sprache des Paradieses nur die skythische seyn konnte. Nimmt aber der Verfasser den Ausdruck *le Scythe* im ausgebreitetsten Sinne, und als gleichbedeutend mit *barbare* an, so scheint die hier unten beygefügte olbische Inschrift des Protogenes doch der Skythen als eines beson-

*) Der Verfasser zieht hier, um die christliche Zeitrechnung herauszubringen, von der bosporischen 296 Jahre ab. An andern Orten, wie z. B. S. 122 in d. Anm. bedient er sich dagegen der Zahl 297.

dern Volkes oder als bestimmten Volksstammes, gleich den Galatern, den Skiren, den Thisamaten und den Saudaraten zu erwähnen. Uebrigens scheint Hr. R.-R. auch keinen Unterschied zwischen den Skythen und Sarmaten machen zu wollen, denn so sollen nach S. 89 von den Skeptuchi des Strabo [1]) auch les Sindes et les autres *tribus sarmates* (?), die gleich unten in der Anmerkung *tribus scythiques* genannt werden, befehligt worden seyn; und der nämliche roi barbare Inthimévus (?), welcher S. 100 *un prince Sarmate* genannt wird, heißt S. 104 *un des princes Scythes.*

Ueber die Insel Leuke, in Beziehung auf welche Hr. R.-R. (S. 20) des Arrian erreur grave berichtigt, und bey dieser Gelegenheit auch den Clarke zurecht weiset, dürfte von einem Petersburgischen Gelehrten, der diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wohl das Gediegenste zu erwarten seyn. Sestini schreibt diesem Eilande mehrere Münzen zu [2]), welche Hr. v. Koehler für olbische hält, und Hr. R.-R. hat wohl Recht, daran zu zweifeln [3]), daß hier jemals Münzen geprägt wurden; denn auch Ammian (XXII, 8) sagt: Leuce sine habitatoribus ullis Achilli est dedicata.

Nun geht der Verfasser zu einer anderen Inschrift über, die er selbst (S. 25) so charakterisirt: »une inscription plus im»portante, plus féconde en résultats historiques, et que je »ne crains pas de qualifier d'avance une des plus précieu»ses pour l'histoire du Bosphore, que le tems ait laissé »venir jusqu'à nous.« Diese ist, wie die unter N. 14 beygefügte palāographisch-richtige Abschrift zeigt, folgende:

ΞΕΝΟΚΛΕΙΔΗΣ ΠΟΣΙΟΣ ΑΝΕΘΗΚΕ
ΤΟΝ ΝΑΟΝ ΑΡΤΕΜΙΔΙ ΑΓΡΟΤΕΡΑΙ
ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ ΤΟΥ
ΛΕΥΚΩΝΟΣ ΒΟΣΠΟΡΟΥ ΚΑΙ ΘΕΥΔΟ
ΣΙΗΣ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΩΝ(τος) ΣΙΝΔΩΝ
ΚΑΙ ΤΟΡΕΤΩΝ ΚΑΙ ΔΑΝΔΑΡΙΩΝ [4]).

---

[1]) L. XI, p. 496. Diese σκηπτοῦχοι heißen in der Ausgabe von Tzschucke Sceptrigeri oder Scepterträger.

[2]) Lettere e dissertazioni numismatiche. *Firenze*, 1818. T. IV. p. 40.

[3]) In der Anm. zu S. 36 der Choix de Médailles antiques d'Olbiopolis ou Olbia faisant partie du Cabinet du Cons. d'état de *Blaramberg*. Paris, 1822, 8. wo auch die Vignette auf dem Titelblatte in dieser Hinsicht zu berücksichtigen ist.

[4]) Nicht Παιρισάδου, nicht Θεύδοσις, und nicht Δανδαρίου, wie der Verf. S. 25, und Pl. IV. in der dritten, fünften und sechsten Zeile dieser Inschrift hat.

Das heißt:

»Xenoklides, Sohn des Posis, weihte diesen Tempel der Diana Agrotera, zur Zeit Pärisades, Sohnes Leukons, Archonten von Bosporus und Theudosia, Königes der Sinder, Toreten und Dandarier.«

Hier drängen sich nun dem Forscher fürs erste folgende Fragen auf: wo, wann, wie und von wem ist dieser Stein gefunden? Was ist es für ein Stein? Ist's einer oder sind es mehrere, auf denen diese Inschrift steht? Wo befinden sich diese jetzt? Wer hat die Inschrift kopirt, und wie ist dieselbe nach Paris gelangt?

Zur Beantwortung aller dieser Fragen findet man (S. 26) bloß Folgendes: »Les caractères sont du plus beau temps de la Grèce, c'est-à-dire du siècle d'Alexandre, autant que j'en puis juger d'après la copie, faite avec beaucoup de soin, que j'ai reproduite ici. La conservation en est parfaite; le lieu où elle a été trouvée, l'île de Taman, lui donne encore, s'il est possible, un plus grand caractère d'authenticité.«

Um den Schleyer, der nach alle diesem noch vor den Steinen hängt, zu lüften, muß nun hier die ganze Geschichte erzählt werden, wie dieselben aufgefunden wurden.

Als Referent im September 1819 zu Jekaterinodar, im dortigen Gymnasium, die Inschrift

ΑΓΓΕΛΙΓΓΟ
ΤΟΑΓΟΛΛΩ
ΝΙΔΕΩΧΙΟ

kopirte *) — hörte er, daß vor einem Jahre einige Steine mit Inschriften am Ak-dengis-Liman gefunden wurden, die wahrscheinlich noch in oder bey einer nahe gelegenen Kirche aufbewahrt würden. Dieser Spur folgend, fand er jene Steine wirklich auf dem Wege von Temrjuk nach Taman, im Dorfe Akdengisowka, und erfuhr nun, was hier wörtlich übersetzt aus seinen damaligen Reisenotizen mitgetheilt wird.

*) Auch diese gelangte an Hrn. R.-R., der sie Pl. IV. unter N. 2. mittheilt, ohne jedoch ihrer in seinem Werke zu erwähnen. Es ist solche die östlichste von allen übrigen alten griechischen Steinschriften, die in jener Gegend gefunden sind, denn sie soll, nach dem Zeugnisse des Protojerej's und Schuldirektors Rossinskij am Bache Angelinka, einem der östlichsten, dem Asow'schen Meere zufließenden Nebenarme des Kubans gefunden, und von dort auf sein Verlangen nach Jekaterinodar gebracht worden seyn.

Im Jahre 1818, am Charfreytage *), um die Mittagsstunde ward ein dicht am Ufer der Limne Ak-dengis befindlicher Hügel, an dem man bisher nie eine Veränderung wahrgenommen hatte, plötzlich zu einem Schlammvulkane, und warf Klafter hoch aus. Solche Schlammvulkane, die auf Taman, wie auf der entgegengesetzten tauriſchen Küſte, keine neue Erſcheinungen ſind, werden vom gemeinen Manne Blewaki (Блеваки, d. i. Speyer) genannt. Die Eruption dauerte gegen eine halbe Stunde, und als alles vorüber war, fand ſich auf der Anhöhe eine, gegen zwey Fuß breite Spalte, durch welche man Steine gewahr ward. Alles unterirdiſche Gemäuer, wie z. B. auch die unter den Tumuli befindlichen Grabgewölbe gern zu Bauſteinen benutzend, freueten ſich die Bewohner jener Gegend nicht wenig, da ſo eben zum Bau einer neuen Kirche (der Heil. Boris und Gljeb) in ihrem Dorfe Akdengißowka (oder wie ſie es ſelbſt corrumpirt nennen: Achdenißowka) das Bedürfniß an Steinen gefühlt wurde. Nun gingen zwey Bauern, Denis Kowal' und Andrej Lojan hin, unterſuchten das Terrain, und fanden wirklich ein Fundament, welches beynahe eine Klafter tief unter der Erde lag. Länge wie Breite der Ummauerung ſollen jede gegen 66 engliſche Fuß betragen haben. Unter den heraus geholten Steinen fanden ſich, an den entgegengeſetzten Ecken des Gemäuers gelegen, zwey mit Inſchriften, die aber, wie mich die Finder einſtimmig verſicherten, mit den beſchriebenen Seiten nach unten gekehrt waren. Ein Beweis, daß dieſe alten Steine hier ſchon zu einem Gebäude aus neuerer Zeit waren angewendet worden. Einer davon war mitten durch geſprungen, was, wie man meinte, bey der Eruption geſchehen ſeyn könnte. Dieſer war es, welcher zuerſt herausgehoben, und auf Geſuch des Prieſters Timofej in die Kapelle gebracht ward. Die andere unbeſchädigte Hälfte dieſer Inſchrift ward an der entgegengeſetzten ſüdlichen Ecke der Ummauerung erſt in der folgenden Oſterwoche gefunden, und neben der erſtern deponirt.

Hier alſo, wo der alte Nachtcultus zu Hauſe war, verdanken wir den unterirdiſchen Göttern auch dieſes, gleichſam vulcaniſch uns wiedergegebene Alterthum.

So hätte man denn für einen Stein, wie man der vorliegenden Schrift nach glauben möchte, derſelben drey, und man kann daher nicht unbedingt (wie S. 48 gethan wird) ſagen: les mots ΤΟΥ ΛΕΥΚΩΝΟΣ — suivent immédiatement le nom de *Paerisade*, weil eben dieſes *τοῦ Λευκώνος* ſich nicht auf dem nämlichen, ſondern auf einem anderen Steine befindet.

*) Nach Andern ſchon mehrere Tage früher.

Alle diese Steine, von denen die beyden ersten zusammen genommen, und der letzte allein, drey engl. Fuß lang, 8 bis 8 1/2 Zoll breit, und 1 Fuß, 7 Zoll dick sind, sind Kalk- oder Muschelsteine, und zwar von der nämlichen Art, wie die der untermauerten Tumuli. Jetzt befinden sich dieselben noch immer in der Kirche zu Akdengißowka, wo Referent solche genau copirte, und von wo aus er sich nachgehends noch eine neue Abschrift in natürlicher Größe nachschicken ließ, um sie auch denen mitzutheilen, welche, wider seine Erwartung, ohne noch die von ihm mitgebrachte Abschrift gesehen zu haben, dieselbe für falsch erklären wollten. In Odessa nun hat Hr. v. Stempkovskij, der im Jahre 1820 eine Reise durch Taurien machte, ohne jedoch über den Bosporus zu setzen, diese Inscription vom Hrn. v. Blaramberg, der sie aus Referentens Papieren flüchtig kopirte, erhalten, und so kam denn dieselbe nach Paris. Weit entfernt, sich durch die, von einem fremden Gelehrten zuerst geschehene, Ausgabe gekränkt zu fühlen, kann es Referenten nur freuen, daß Männer von anerkanntem Verdienste, wie Hr. R.-R., sich für die Vorgeschichte seines Vaterlandes so lebhaft interessiren, und auch das, was gerade ihm der Zufall zuerst in die Hände führte, nicht unbenützt lassen.

Doch muß hier noch auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, welcher dem Paläographen nicht unwichtig scheinen dürfte. Die O und Ω (auch die Θ) sind nicht, wie man aus der, auf der IV. Platte beygefügten lithographischen Abbildung schließen möchte, von gleicher Größe mit den übrigen Buchstaben, sondern durchgängig kleiner, wie die hier unter N. 14 mitgetheilte Copie zeigt.

Auf dem, mit dieser Inscription gleichzeitigen Monumente der Komosarye sind die benannten Buchstaben gleich groß mit den übrigen, woraus denn der geachtete Herausgeber und Erklärer jenes Denkmales einen neuen Beweis für das Alter desselben schöpfen zu können glaubte, was jedoch jetzt nicht mehr gelten kann. Es ist aber nun von der andern Seite auch noch keineswegs nöthig, bloß aus diesem Grunde nach einem andern Leukon, der (wie S. 66 gemeint wird) mit Diodor's verlornen Büchern für uns dahin seyn könnte, zu suchen; denn die Formen des O und Ω der Steinschrift entsprechen, wie man sieht, ganz denen der Legende leukonischer Münzen. Was der Verfasser in dieser Hinsicht, mit Beziehung auf die Münzen Leukons und Párisades (S. 65) sagt, ist daher vollkommen gegründet, und er hätte aus einer treuen Abschrift, der hier neu reproducirten Inscription, seine Sätze (S. 63—73) mit noch tristigeren paläographischen Gründen unterstützen können.

Ehe jetzt zu den, auf diesem Steine genannten Völkern übergegangen werden darf, muß vorerst noch der vom Hrn. v. Koehler edirten gleichzeitigen Inschrift der Komosarye erwähnt werden, in welcher Hr. R.-R., gegen die Ansicht des Herausgebers derselben, eine neue Lesart vorschlägt. Diese Abänderung soll die, in der Inschrift erwähnten, chaldäischen Gottheiten Anerges und Astara, welche nach Hrn. v. Koehler die biblischen Nergel und Astaroth (oder Astarte) — d. i. Sonne und Mond — sind, betreffen. Die Worte ΙΣΧΤΡΩΙΘΕΙΩΙΣΑΝΕΡΓΕΙΚΑΙΑΣΤΑΡΑΙ, welche Herr v. Koehler so liest: ΙΣΧΤΡΟΙς ΘΕΙΟΙΣ ΑΝΕΡΓΕΙ ΚΑΙ ΑΣΤΑΡΑΙ, d. i. aux Dieux puissants *Anergès* et *Astara (Apollon* et *Diane)*, möchte Hr. R.-R. (S. 45 ff.) in ΙΣΧΤΡΩΙ ΘΕΙΩΙ ΕΚΑΕΡΓΕΙ ΚΑΙ ΑΣΤΕΡΙΑΙ abändern, um daraus au puissant Dieu *Hécaërge (Apollon)* et *Astérie (Diane)* heraus zu bringen. Dieß scheint ihm wahrscheinlich, weil Ἑκάεργος einer der ältesten und vorzüglichsten Beynamen des Apollo gewesen seyn soll [1]). Sonderbar ist es, daß in eben diesem Texte auch schon der verstorbene Buhle [2]) eine andere Lesart vorschlug, wobey aber die Gottheiten ihre chaldäischen Namen beybehalten sollten.

In Beziehung auf das, was Hr. R.-R. gegen den chaldäischen Cultus am Pontus anführt, sieht sich Referent genöthigt, seinen Antithesen auf dem Fuße zu folgen.

Zuvörderst behauptet der Verfasser (S. 34), daß Nergel oder Anerges, und Astaroth oder Astarte [3]) den Griechen vollkommen unbekannte Wesen waren. Hiegegen ließe sich nun aus zweyfachen Gründen manches erwiedern; denn erstens werden doch wohl die Griechen am Bosporus nicht so gänzlich mit denen in Athen identificirt werden können, und zweytens scheinen sich selbst in Griechenland hin und wieder Spuren von Gottheiten nachweisen zu lassen, die dem

---

[1]) Dieser Beyname ἑκάεργος, der Fernhintreffende, ist einer von denen, welche Apoll als Bogenschütze führte.

[2]) In der Moskau'schen Literaturzeitung (Московскія ученыя вѣдомости) vom Jahre 1805. N. 28.

[3]) Die Israeliten, und besonders der weise Salomo, sind als große Verehrer dieser Astaroth, bekannt genug aus der heiligen Schrift. Weil aber diese Gottheit in Hainen angebetet ward, so findet man in der kyrillisch-slawischen Bibelübersetzung auch wohl schlechtweg nur den Ausdruck Haine, wo in anderen Astaroth steht. So ist (1 Buch Sam. XII, 10) statt des deutschen: Baalim und Astaroth gedient haben, im Slawischen: и поработахомъ Ваалїму и дубравамъ.

gewöhnlichen griechischen Mythologen nur fremd und gespensterartig erscheinen möchten. Was wäre das wohl, um nur einiges hier anzuführen, für ein *Templum Dianae Astrateae*, dessen Pausanias (III, 25) in Lakonien erwähnt, — also im Peloponnes, — erbaut von Amazonen, die schon Pindar, gewiß nicht den Hypothesen unserer Zeit zu gefallen, das streitbare wohlberittene syrische Heer nennt. Auch Strabo hat diese Stelle des großen Dichters herausgehoben, und in seiner Erdbeschreibung (XII, 544) nicht unbeachtet gelassen.

Daß diese syrischen Amazonen nicht ewig am Thermodon saßen, beweisen schon ihre, aus Herodot (IX, 27), Plutarch und Pausanias bekannten Streifereyen durch Attika [1]). Nach Strabo sollen sie Ephesus, Smyrna, Kumä, Myrina, Paphus und viele andere Städte erbaut haben [2]). — Was könnte wohl, um noch weiter zu gehen, Strabo's Haintempel der astyreniſchen Diana in Astyra, an der mysisch-lydischen Gränze [3]), anders gewesen seyn, als eine der syro-chaldäischen Mondgöttin Astara heilige Stätte?

Aus Creuzer's Symbolik erhellet, daß diese Gottheit nur eine von den Mondfrauen sey, welche von dem Hochgebirge über Kolchis zugleich mit den Sonnenkindern kamen, bald zum Heile der Völker, bald als grundverderbliche Hexen [4]). Auch sie war, gleich der Metis, eine Matrix aller Götter, oder wie die alten Philosophen dieß nannten, ein Ort der Götter [5]). Daß diese eins sey mit der *prodigiosa Atargatis* des Plinius (V, 23), die in Bambice oder Hierapolis (der von den Syrern Magog genannten Stadt) verehrt wurde, und die bey den Griechen *Derceto* hieß, ist wohl, wie ihre Identität, mit der syrischen Fischgöttin Athara [6]) nicht zu bezweifeln, — und ihr, der Mondgöttin, ziemte mit Recht das Stierhaupt als Kopfschmuck. Daß aber, wie Creuzer und Ritter (S. 64) meinen, Athara der ursprüngliche Name dieser Göttin gewesen sey, beweiset wenigstens die Inschrift der Komosarye noch nicht, denn hier wird sie, dem Bibeltexte näher, Ἀστάρα genannt; obschon die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem indischen Autar, d. i. Awatar, nicht zu läugnen ist.

---

[1]) Plut. im Theseus, C. 26 ff.; Pausanias I, 41.
[2]) Strabo XI, 505, und XII, 550.
[3]) Ebend. XIII, 606 und 613.
[4]) Creuzer's Symbolik III, 366.
[5]) Ebend. IV, 9.
[6]) Ebend. II, 63, 64, 65 und 72.

Höchst wahrscheinlich wird man sich doch endlich, gegen die einseitige Meinung so mancher Gelehrten, in die Ansicht fügen müssen, daß der hellenische Mythen-Cyklus keineswegs als isolirt dastehend betrachtet werden könne, sondern daß er sich vielmehr aus einer, manchem andern individuellen Nationalcultus gemeinschaftlichen Quelle entwickelte und polytheistisch im Vaterlande der veredelten Kunst gestaltete. Der Volksglaube, so einfach er beym ersten Blicke scheinen möchte, ist keineswegs im absoluten Widerspruche mit den Mysterien der Alten zu denken, und ihn von jenen gänzlich trennen, hieße nur der schönsten Pflanze die Wurzel abschneiden, auf daß Mark und Bein in ihr verdorre. Und je unbefangener man das Ganze — Physische und Moralische — ins Auge faßt, um so wahrscheinlicher wird es, daß alter vorhellenischer Cultus vom Hochlande aus lange schon um die Nordgestade des Pontus, durch Thrakien, Griechenland und Kleinasien gewandert war, ehe die neuere Schule ins Leben und zum Flor kam. Und so wäre denn die Demeter-Achaia, die Gottheit der Gephyräer, deren Tempel sich in Athen befand [1]), mit Kadmus vielleicht nur in ihr eigenes früheres Haus eingezogen. Diesen nämlichen Gephyräern gehörte nach Pausanias auch die Athene Onka an, deren orientalischen Ursprung und bisherige Existenz Hr. v. Hammer noch kürzlich in dem gefiederten Weisheitssymbole der Morgenländer, dem Simurgh der Perser und der Anka der Araber nachgewiesen hat [2]).

Vergleicht man einige Stellen der heil. Schrift, welche des Baalim und der Astaroth zugleich erwähnen, mit den Zendbüchern, wo Militta und Bel zusammen vorkommen [3]), so scheint es, daß auch Mylitta, Herodot's (I, 131) assyrische Aphrodite, deren Einheit mit der Diana kaum noch bezweifelt werden darf, nichts anders war, als die Astaroth oder Astara selbst. —

Da im Herodot die Chaldäer, Kappadokier, Syrer und Assyrer als gleichbedeutend vorkommen [4]), so muß gerade hier bemerkt werden, daß Horaz auch den Pontus ein assyrisches Meer nennt, wenn er singt:

---

[1]) Herodot V, 57 und 61: Cereris Achaeiae et templum et orgia.

[2]) Jahrbücher der Literatur. Wien, 1818. Bd. I. S. 96. — Creuzer's Symbolik II, 309 ꝛc.

[3]) S. Kleuker's Anhang zum Zend-Aveſta II, 3. S 111.

[4]) Herodot V, 49; VII, 63 und 72.

wo gern
Die Flut des graunvoll tobenden Bosporos
Versuch' ich, und durchglühte Sande
Längs dem Assyrergestad', ein Wandrer [1]).«

Hiemit stimmen nun vollkommen die Worte des Eustathius überein, welcher in seinem Commentar zum Dionysius Periegeta sagt: Assyria enim, *Dionysio* teste, Sinopica terra est, juxta Euxinum [2]).

Auf welchem Wege nun die syro-chaldäische Lehre zu den Sindern gedrungen, oder ob dieselben nicht schon von Hause aus jenem Cultus zugethan waren, das ist freylich eine andere Frage. Aber so weit haben doch auch keine Chaldäer von den Sindern gesessen, daß aller Verkehr mit denselben unmöglich scheinen sollte. Sind doch nach Herodot (I, 6) die im Osten vom Halys wohnenden Völker die Syrer selbst, und waren nicht noch zu Strabos Zeiten hier die weißen Syrer (die Leukosyri — XII, 544) ansäßig. Und was wären denn die Chalyber, die Herodot (I, 28) am Halys kennt, und denen nach Strabo (XII, 549) — der sie zwischen dem Lykus und Iris wohnen läßt (556) — Pharnakia zusteht, anders, als die ältern Chaldäer selbst, wie dieß der Geograph ausdrücklich sagt. In ihrer Nähe war ja auch die vom Pompejus unter dem Namen Diopolis wieder erbaute Stadt Kabira, wo *Μήν* (Mene) im templum Menis, dem Pharnakustempel, göttlich verehrt wurde. Diese Gottheit aber war, wie Strabo (557) beweiset, nichts anders als der Mond selbst. Daher denn auch der Römer seinen Monat *Mensis* nannte. Und so könnte denn vielleicht auch Mene-bria (*Μενεβρία*) in Thrakien [3]) durch Mondstadt oder Stätte des Mondcultus erklärt werden, wenn sich's erweisen ließe, daß die ursprüngliche Schreibart dieses Namens *Μηνεβρία* gewesen,

---

[1]) »Littoris Assyrii viator.« L. III. O. IV. — Aus dem bald darauf folgenden Verse:

»Schau ich, — Skythia's Strom, gefahrlos«

scheint hervorzugehen, daß auch der Dichter die Wasserfälle des Dnjepr's kannte.

[2]) *Dionysii* Alexandrini de situ orbis etc. una cum *Eustathii* Thessalonicensis Archiepiscopi Commentariis etc. Basel, 1556. 8. S. 218 und 292.

[3]) Strabo VII, 319. Dieser nämliche Autor sagt XII, 557 selbst, daß jene Gottheit auch in Albanien und Phrygien Tempel hatte. Daß aber Phrygier oder Brigier einst durch Thrakien zogen, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden.

was jedoch aus den verschiedenen, von Tzschucke angeführten Codices des Strabo nicht hervorgehet [1]).

Nachbarn der Chalyber waren die Halizonen oder Alizonen, welche schon Homer kannte, und die nach Strabo (XII, 549 ff.) selbst Chalyber, also Chaldäer waren. Beym Herodot kommen sie (III, 90) als Alysonier vor, und es ist die Frage, ob diese nicht in Verbindung zu setzen wären mit seinen Alazonen, die nach ihm (IV, 17 und 52) da wohnten, wo der Hypanis (Bug) dem Tyras (Dnjestr) am nächsten kommt [2]). Diese Meinung dürfte nicht so gewagt seyn, wie sie wohl beym ersten Anblicke scheinen möchte. Als Mittelglieder und Fortsetzung dieser gleichnamigen Stämme bieten sich dar der Fluß Alason oder Alazon im Kaukasus, Herodot's Amazonen jenseits des Tanais, und die nach Strabo auch vom Hellanikus und Eudoxus am Boryſthenes gekannten Alazonen, welche Hekatäus in der mysischen verwüsteten Stadt Alazia (Ἀλαζία), am Odryses, der in den Rhyndakus fließt, wieder findet [3]). — Endlich ist auch Strabo's Angabe, daß Einige dort Amazonen haben, wo die Anderen von Alazonen reden, zu berücksichtigen; und alles dieses scheint darauf hinzudeuten, daß in vorhistorischer Zeit der chaldäische Cultus auch um die Nordgestade des Pontus gewandert sey, obschon sich für diese Ansicht nur wenige Spuren in dem Nachhalle der ältesten auf uns gekommenen Berichte darbieten.

Sind nun, wie Hr. v. Koehler aus dem Denkmale der Komosarye schließt, die Sinder dem chaldäischen Cultus zugethan gewesen, so wäre es um so interessanter, auch diese auf dem angezeigten Wege aufzusuchen und zu verfolgen, wie solches auch weiter unten an seinem Orte geschehen soll.

Zweytens scheint dem Hrn. Verfasser, der doch selbst so kühn neue Lesarten vorschlägt, die Identität der Namen Nergel

---

1) Uebrigens kommt in derselben Ausgabe des Strabo einige Zeilen höher die Variante ἐν τῷ Καπιτωλίῳ (in Capitolio) für καπιτωλίῳ oder Καππτωλίῳ vor. Daß Bria thrakisch sey, und Stadt bedeute, sagt hier (VII, 319) der Autor ausdrücklich, und führt als Beweis dafür die Benennungen Mesem-bria, Selybria und Poltyo-bria an.

2) Strabo scheint die Existenz dieser letzteren läugnen zu wollen, was Penzel (in der 242. Anm. zu seiner deutschen Uebersetzung dieses Autors) wirklich eine große Impertinenz nennt. — Der Uebersetzer vergißt hier jedoch, daß Strabo (XI, 504) alles zur Fabel rechnet, was alt und (ihm) abenteuerlich erscheint.

3) Strabo XII. S. 550 ff.

und Anerges sehr zweifelhaft; aber was würde er sagen, wenn er erführe, daß eben diese Gottheit Nergel in der kyrillisch-slawischen Bibelübersetzung Гигель (Gigel oder Higel) heißt? [1])

Der Selbstlauter zu Anfange des Wortes ist in diesem Falle nichts Wesentliches; er steht hier wie in Anahid, welches eins ist mit Nahid, der persischen Artemis oder der Venus Urania [2]).

Daß dieser Nergel (oder Nergal) das personificirte Feuer war, ist schon aus Creuzers Symbolik (II, 90) bekannt, wo auch der Hahn als Sinnbild desselben vorkommt. Es ist die männliche Kraft der Erzeugung, das Leben gebende, feurige Princip, und wenn Sickler den Anerges für den Kriegsgott hält, so steht er hier der Astara gegenüber, wie Ares (Mars) als Gatte der Aphrodite oder Venus [3]). Diese aber ist gleichsam die Aphrodite Tanais, welche bey den Sauromaten als reines Feuer (Neith) verehrt ward, und die Ritter (S. 270 ff.) für die ungriechische reine Mätis hält. Diese findet wieder in des Orpheus männlichem Metis, — dem schaffenden Eros, — ihren Vereinigungspunct.

Wenn endlich der Hr. Verfasser (S. 35) es für unglaublich hält, daß auf einem griechischen Monumente (oder vielmehr auf einem mit griechischer Inschrift versehenen Denkmale) die Gottheit ihren fremden (vielleicht auch älteren), Namen führe, so läßt sich zur Hebung dieses Zweifels noch aus der römischen Periode ein nicht unwichtiges Gegenstück anführen,

---

1) II. (IV.) Buch der Könige XVII, 30. — In andern slawischen Bibelübersetzungen ist die ursprüngliche Lesart beybehalten: so in der böhmischen, wie in der krainischen Nergel; in der polnischen Nergiel ꝛc.

2) Vergl. Hrn. v. Hammers Recension der von F. G. Welcker herausgegebenen Abhandlungen G. Zoega's, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1818. Bd. I. S. 92 — 121. — Auf ähnliche Weise nennen orientalische Völker (wie noch heutiges Tages der Ungar) die Russen Oroß oder Uruß, wofür sich auch aus dem gemeinen Leben Beyspiele zu Genüge anführen lassen. So heißen Gurken in Kleinrußland Ogurki, in Großrußland Ogurzy u. d. gl.

3) So konnten sich die Alten selbst das Vollkommenste nicht geschlechtlos denken, und daher kam es denn, daß alle höhern schaffenden Wesen, ja die Elemente selbst, unter doppelter Natur erschienen. S. Kleuker's Anhang zum Zend-Avesta III, 128. — So auch Apatyor (Awatar?) und Apaturia bey Ritter (S. 63, 176, 197 und 211). — Und so muß sich denn endlich auch zur Erdenmutter Demeter in der Sprache der Griechen ein Δαμάτωρ und Δημήτριος als Domitor, oder Victor wiederfinden.

nämlich das *Nama sebesio* auf dem Mithrasmonumente der Villa Borghese, welches der geehrte Verfasser als Alterthumsforscher sicher kennen wird [1]).

Obschon nun Herr R.-R. sehr an der Möglichkeit eines babylonischen Cultus im Bosporus zweifelt, so nennt er doch nachgehends (S. 37) eine Person, welche denselben dort eingeführt haben könnte. Es ist Strabo's Achaikaros (Ἀχαϊκαρος, XVI, 762), welchen er, wie vor ihm schon Potter gethan [2]), mit dem Achaikaros des Clemens von Alexandrien zusammenstellt. Hr. R.-R. erhöhet den Werth dieser Ansicht (S. 39) eben dadurch, daß Demokrit, der selbst in Chaldäa und Persien gewesen seyn soll, dessen Lehren gerade in einer Abhandlung über babylonische Sitten aus einander setzt.

Ferner meint der Hr. Verfasser (S. 45), daß übrigens Asteria und Astara doch im Grunde eines Ursprungs sind (dérivé de la même source), und führt an, daß unter Asteria in älteren Zeiten die Insel Delos verstanden ward. So auch Heyne, welcher den Virgil erklärend, bey Nemus Asteriae auf Delos hinweiset [3]). Aber man darf bey dieser Gelegenheit keineswegs die anderen Ortschaften dieses Namens übersehen, unter denen Delos nur vorzugsweise so genannt wurde. So kennen die Klassiker eine dem jonischen Milet gegenüber gelegene Insel dieses Namens, und Rhodos selbst hieß in älteren Zeiten Asteria [4]). In Argolis ist der Höhlenfluß Asterion, in Elis die, gleich der neueren Mondgöttin Diana, einem Endymion vermählte Asterodia [5]). Auch Homer kennt ein felsenvolles Eiland zwischen Kephalonien und Ithaka, welches er Asteris, Strabo aber Asteria nennt [6]). — Endlich bleibt hier nur noch hinzuzufügen, daß die Asteria selbst die Mutter der Hekate genannt

---

1) S. J. G. Eichhorn in den Comment. der königl. Gesellschaft zu Göttingen. Bd. III, ad An. 1814 et 1815 (gedr. 1816 in 4.). S. 166 und 184—186. Ob nun dieses so viel als in laudem solis, oder wie Hr. v. Hammer übersetzt: »Preis dem Allbegrünenden« heiße, ist hier in dieser Beziehung gleichgültig.

2) S. Hrn. Letronne's Anzeige der vorliegenden Schrift im Journal des Savans. *Août.* 1822.

3) *Virgilii* Culex. 15. Edit. *Heyne*, T. IV, p. 16 ff., mit Hinweisung auf Callimach. in Del. 36 et 37.

4) Plin. N. G. V, 31.

5) Pausanias Corinth. et Eliaca.

6) Homer's Odyssee von J. H. Voß. Altona, 1793. 8. IV. Ges., V. 844 ff., Strabo I, 59.

wird, was der sicherste Beweis für ihr hohes Alterthum ist, und daß sie, als Aerolith vom Himmel gefallen, zum Orte der Götter, — zur Insel Ortygia oder Delos [1]), der Geburtsstätte Apoll's und der Diana, — ward. Wenn sie aber in Hesiod's Theogonie (V. 402 ff.) die Gemahlin des Perses heißt, so steht sie hier, den Cyklus dieser Mythenreihe vollendend da, wie der weibliche Mond zur männlichen Sonne.

Nun kehrt der Hr. Verfasser, und mit ihm also auch Referent, zurück zur Inschrift des Xenoklides.

Pärisades I., der göttlich verehrte [2]), dessen Zeit jene Inscription angehört, war ein Sohn Leukon's. Der Name dieses Letzteren hallt noch, wie Einige glauben, im Munde des gemeinen Mannes in Deutschland als Leuke wieder; denn Leuke ist diesem, wie Abel beweist [3]), so viel als Klodwig, — womit wiederum das ältere Hlaudoweig, für Ludwig, in Verbindung zu setzen ist. Daß der Name Leukon sehr alten Ursprunges sey, beweiset auch die Limne Leukon's (auch Kopäa oder Kopais genannt), welche bey den Bäotiern im hohen Alterthume der Sammelplatz der Kulturorte war [4]). Auch Kotys soll nach Ritter (S. 365, 457 und 188) nur ein gräcisirter altasiatischer Name aus der Buddhazeit seyn, und mit dem persischen Khoda in eins zusammen fallen.

Die Artemis Agrotera war es, welcher, wie unsere Inschrift zeigt, vom Xenoklides ein Tempel geweihet wurde, und hier kommt nun die Jagdgöttin Diana zum ersten Male auf einem Steine mit diesem Beynamen vor. Das nun scheint dem Hrn. Verfasser unerklärbar, daß eben hier, im Bosporus, eine

---

[1]) Beyde wurden mit einander verwechselt; auch heißt Ortygia beym d'Anville Groß-Delos.

[2]) Strabo VII, 310.

[3]) Kaspar Abel's teutsche und sächsische Alterthümer ꝛc. Braunschweig, 1729—1732, drey Bände in 8. B. II. S. 17 ff. Hier heißt es: »daß aber die Bosporaner, deren Diodor gedenkt, nicht Griechen, sondern sogenannte Barbaren gewesen, wird Niemand läugnen, und zeigen es sogar ihre Namen zur Genüge an, als *Spartacus*, weß Namens auch der Cimbern Anführer in dem Kriege der Knechte mit den Römern gewesen, *Satyrus* und *Leucon*, welche zwar auf griechische Art ausgesprochen werden, doch scheinet jenes der den Nordischen bekannte Name Sadur, oder Sader, dieses aber das altfränkische Clogio, oder *Clodovaeus* zu seyn, das noch heutiges Tages von dem gemeinen Manne hier in Niedersachsen Löke, oder Leuke pronunciret wird, wiewohl ich solches dem Urtheile der gelehrten Leser heim stelle.« —

[4]) Ritter's Vorhalle, S. 426.

echt griechiſche Artemis genannt wird, während die Inſchrift der Komoſarye derſelben Gottheit ihren chaldäiſchen Namen beylegt. Um ſo intereſſanter ſcheint es hier eine Stelle aus dem fälſchlich Jornandes genannten Jordanis auszuſchreiben, wo es heißt: Ephesi quoque (Amazones) templum Dianae ob sagittandi venandique studium, quibus se artibus tradidissent, effusis opibus mirae pulchritudinis condiderunt [1]). Wenn man gleich nicht behaupten möchte, daß dieſe Stelle im Jordanis eine der zuverläßigſten in der Geſchichte ſey, ſo iſt es doch von der anderen Seite wiederum merkwürdig, daß eben jener, von Amazonen gegründete Tempel, der einzige war, welcher vom Xerxes verſchont blieb [2]), und erſt von den Gothen (?) im dritten Jahrhundert nach Chr. eingeäſchert ward [3]).

Daß die Artemis eine der älteſten Gottheiten war, iſt lange erwieſen, und daher ließe ſich der von ihr in der heiligen Schrift [4]) gebrauchte Ausdruck Diopeta wohl nicht leicht durch *a Jove delapsum simulacrum* wiedergeben, wenn man nämlich unter Jupiter nur das neue Oberhaupt der Götter verſtehen wollte. Im Deutſchen heißt es hier: die Stadt Epheſus ſey eine Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmliſchen Bildes. In der kyrilliſch-ſlawiſchen Bibelüberſetzung ſteht bloß mit dem Urtexte gleichlautend Дïопета, was neuerdings dem Lateiniſchen entſprechend durch изображенïе низшедшее отъ Юпитера ausgedrückt ward. Wenn nun gleich von einem Bilde der Diana zu Epheſus die Rede iſt, ſo braucht hierunter doch nichts anderes als ein Aerolith (*Διοπετής*) verſtanden zu werden, unter welcher Form auch der arabiſche Bacchus, die Anaitis und Urania (oder Venus-Urania — was dieſe Epheſerinn eigentlich ſelbſt war), und viele andere Gottheiten urſprünglich angebetet wurden [5]).

---

1) In der zu Paris erſchienenen Ausgabe vom Jahre 1603, 8. S. 43 (Kap. VII) wird dieſer Tempel — der *Diane*, Déesse de la chasse et de l'arc zugeeignet.

2) Strabo XIV, 634.

3) Jordanis, Kap. XX.

4) Apoſtelgeſch. XIX, 35.

5) S. Hrn. v. Hammer's Anzeige der Zoega'ſchen Abhandlungen ꝛc. in den Wiener Jahrb. der Lit. 1818. Bd. I. S. 103. — So möchte denn auch die Mythe erklärt werden von dem gewaltigen Steine, welchen Kronos (die Zeit) verſchlang, und an deſſen Statt ſein jüngſter Sohn Zeus

»Nachblieb und baldigſt, mit mächtigem Arme bezwingend,
Ihn von der Ehre ausſtieß, und ſelbſt obwaltet den Göttern.«

S. Heſiod's Theogonie, V. 483 und 484.

Diese alte schauererregende Artemis, — welche der indischen Kali so nahe steht [1]), — erscheint als Iphigenia auf Taurien wieder, wo sie Oreiloche genannt wird [2]); — es soll dieß aber, nach Hesiod's Katalog, die Hekate selbst seyn, die hier zur Iphigenia geworden [3]). Was Wunder also, daß ihr hier zu Ehren Menschen geopfert wurden? ein Brauch, welcher noch im zehnten Jahrhundert in Kijew zu Hause war [4]), und dem auch die Bulgaren an der Donau huldigten [5]).

Der Jagdgöttin Diana scheint in der nordischen Götterlehre die Skade, eine Tochter des Riesen Thiassi zu entsprechen, welche die Frau Niord's, — des Gottes der Winde, des Meeres und des Ueberflusses ist. Skade, heißt es, läuft oft auf Schlittschuhen mit ihrem Bogen nach Thieren auf den Bergen oder Alpen in Thrymhejm. Sie führt den Namen Oendurdys, und wird auch, gleich der jungfräulichen Diana, die reine Götterbraut genannt [6]).

Gerade unsere Diana Agrotera, oder wie Hesiod sie nennt: »Artemis froh des Geschosses« [7]), ist es, welcher Miltiades vor der Schlacht von Marathon ein Gelübde brachte, in Folge dessen ihr die Athenienser jährlich dreyhundert Ziegen opferten [8]). — Und warum eben dieser jungfräulichen Jagdgöttin? — Oder wäre dieß Faktum etwa auf die Benennung Marathon selbst zu beziehen, da auch Kanne solche durch jungfräulich erklärt?

Die Inschrift ist, wie der beygefügte Kupferstich zeigt, überhaupt gut erhalten, und der Hr. Verfasser thut Recht,

---

1) S. Recherches Asiatiques I, 203, und die von Langles hinzugefügte Anm. S. 293, wo der Name Câli von Câla (le temps) abgeleitet wird.

2) S. Ammian Marcell. XXII, 8. — Diese Benennung leitet Periz von Ὄρεια (a Montibus) ab, in seinen Noten zu Aelian's Varia historia, Ausgabe von 1731, in zwey Bänden in 4. II. B. 25 Kap.

3) Worüber auch Kanne in seinen ersten Urkunden der Gesch. ꝛc. S. 169.

4) Nestor's russ. Jahrb. beym Jahre 980 (nach dem Nowgorod'schen Codex).

5) Wie auch Leo Diaconus beweiset.

6) Rühs Edda. S. 185 — 187.

7) Hesiod's Theogonie. V. 14 und 911.

8) *Aeliani* Var. Hist. L. II. c. 25. — Periz zieht hier vor, sich auf das Etymol. M. beziehend, das Ἀγροτέρα durch *Rusticam in agris agentem* zu erklären. Daß gegen den Sinn des Gelübdes nur junge Ziegen geopfert wurden, erhellt aus *Xenoph.* de Cyr. Exped. Lib. III.

das in der fünften Zeile befindliche BAΣIΛETωN für BAΣIΛETοNTοΣ (oder BAΣIΛEωΣ) nicht dem Abschreiber zur Last zu legen, da es doch wohl keine Kunst ist, überhaupt gut erhaltene, und nur sechs Zeilen lange Inschriften treu zu copiren. Doch muß es dem Leser auffallen, daß eine ähnliche Form APXONTETΩN auch auf olbischen Steinen vorkommt, und Hr. R.-R., der (S. 19) aus den letzteren mit Sicherheit (évidemment) schließt, daß jene ins Zeitalter des Verfalls und der Corruption der Sprache gehöre, sieht bald darauf (S. 26 ff.) ein, daß sie vielleicht im Bosporus (sage: am Pontus) — schon zur Zeit Alexanders des Großen — üblich gewesen sey.

Nun kommt Referent zu den in der Xenoklidischen Inschrift genannten Völkern, den Sindern, Toreten und Dandariern, wogegen die von Hrn. v. Koehler edirten Inscriptionen nur Sinder und alle Mäten haben. Nach Strabo gehören wirklich alle diese Völkerschaften zu den Mäten, wohin er auch noch mehrere andere rechnet. Sollte etwa bey dieser speciellen Aufzählung der Stämme noch ein Stein mit der Fortsetzung der hier producirten Xenoklidischen Inschrift existirt haben? Dieß bleibt unausgemacht. Die, die Inschrift der Komosarye schließenden Worte KAI ΘATEΩN liest Hr. v. Koehler so: καὶ ΘATEPΩN, und übersetzt diese durch *et plusieurs autres peuples*. Hr. R.-R. aber wagt es (S. 84 ff.) daraus die Thalos des Plinius (VI, 5) machen zu wollen, und schon aus diesem hypothetischen Grunde eine Abänderung in der Lesart des Klassikers vorzuschlagen.

Daß Ritter (S. 294) die Benennung der Mäten nicht für einen Völkernamen, sondern für einen appellativen Sammelnamen hält, wie dieß (bisweilen) auch mit dem der Skythen der Fall gewesen seyn mag, erhellet schon aus dem Vorhergegangenen.

Drey Inschriften bestätigen nun die Schreibart des zuerst genannten Völkernamens als Sinder (nicht Inder), obschon, wie auch Ritter (S. 157 ff.) anführt, in allen alten Codicibus des Herodot (IV, 28 und 86) dafür nur *Ἰνδοί* und *Ἰνδικὴς* vorkommt. Vossius in seinen Anmerkungen zum Periplus des *Scylax Caryandensis* hat zuerst die auf den Steinen verkommende, ihm als solche noch unbekannte Lesart adoptirt. Wesseling und Valkenaer folgten seinem Beyspiele *), und erst neuerdings haben Kanngießer (S. 147

*) Geographi Minores etc. ed *Hudson*. I, 40. — S. Raoul-Rochette, S. 162.

und 202) und Ritter förmlich dawider protestirt, wiewohl die Steinschriften das Gegentheil beweisen. — Deßwegen aber können die Sinder doch noch immer, wie Hesychius berichtet [1]), ein indisches Volk seyn. So nennen ja die Anwohner des Indus selbst jenen Fluß Sindus [2]), und heißt nicht das persische und arabische Marákanda bey den Indiern Samarkánde [3])? — Auf diese Weise könnte denn auch Herodot's Indien hier aus Sind-ien oder Hind-ien entstanden seyn, denn alle drey Benennungen werden wohl von einer gemeinschaftlichen Wurzel abstammen [4]).

Es ist unsers Amtes nicht, die Abkunft der Sinder aus dem Oriente zu beweisen, obschon sich auch hiefür mancher Beleg, manche nicht unwahrscheinliche Muthmaßung aufstellen ließe; da selbst im Bun-Dehesch (der Kosmogonie der Parsen) von einer Gegend Sind am nördlichen, durch Khorasan strömenden Flusse Veh-rud (dem Oxus nach Kleuker) die Rede ist. Um so mehr aber müssen wir die Spuren der Sinder auf dem europäischen Völkerwege verfolgen. Ueber ihre früheren Sitze hat schon Bayer [5]) gehandelt, und nach ihm noch meinte Gärber, sie in den Sondi oder Sonti des Kaukasus suchen zu dürfen [6]).

Ihre erste Bewegung nach Europa hin würde Heeren nachgewiesen haben [7]), indem er vom Karawanenhandel sprechend, dieses Volk jenseits des Don's auf die astrachanische Steppe setzt, — wofür jedoch, unsers Wissens, aus den Klas-

---

1) Σίνδοι ἔθνος Ἰνδικόν. S. dessen Lexikon.

2) *Plinii* H. N. VI, 20. — Bey den Awganen im Kaukasus heißt Sfint so viel als Fluß überhaupt.

3) Ritter's Erdkunde II, 576.

4) Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 159 ff. — Zwischen Sind und Hind dürfte noch Shind zu stehen kommen. Daß übrigens die Aspiration (H) bisweilen durch ein S ersetzt ward, beweisen die Wörter ἕρπω, lat. serpo; ὑπὸ oder (vor einem Vokale) ὑπ, lat. sub u. s. w., und beym Herodot selbst heißt (IV, 123) der nämliche Fluß Σύργις, welcher früher (IV, 57) Ὕργις genannt wurde. Hieher gehört denn auch Strabo's: Halys, cui a salibus quos praeterlabitur nomen est (XII, 546). Und daß der Laut S. auch ganz neu hinzugesetzt oder weggeworfen wird, beweisen τρέπω, gleichbedeutend mit στρέφω, und noch das aus Konstantin Porphyrogeneta bekannte Miliniska, welches durch Smolensk erklärt wird.

5) In den Comment. der Kaiserl. Akad. der Wissensch. zu St. Petersburg, 1744. Bd. IX, S. 370.

6) S. Müller's Sammlung russischer Geschichte IV, 155.

7) In seinen Ideen über Politik ꝛc. S. 922.

sikern, und namentlich aus Herodot, auf den hier verwiesen wird, wohl keine Belege anzuführen sind.

Aus Ammian Marcellin (XXII, 8) scheint hervorzugehen, daß diese Sinder (Sindi ignobiles — Gesindel), welche er am Dromos des Achilles kennt, Herodot's (IV, 3) skythische Sklaven waren. Auch Plinius kennt (IV, 12) ein skythisches Sindien (*regio Scythiae Sendica*)? in der Gegend des jetzigen Dnjepr'owschen Limans, und etwas höher spricht er hier von den *Scythae degeneres et a servis orti*, welche nördlich vom Ausflusse der Donau wohnten. —

Nach Plinius und Ammian wären nun die Sinder vom Kuban-Hypanis bis zum Buges-Hypanis (dem Bug), und noch weiter hin auf dem Völkerwege, den diese wahrscheinlich schon lange vorher gewandert, verfolgt worden, und es ist demnach kein Wunder, daß schon Homer der Sinter oder Sintier als eines thrakischen Volkes erwähnt [1]). Und so wäre denn, mit Kanne zu reden [2]), Thrakien des Indiers neues Vaterland geworden [3]).

Geht man weiter nach Makedonien, so findet man auch hier eine Provinz Sintike, zwischen dem Strymon und dem Axios [4]), neben welchem letzteren schon Herodot (VII, 123) die Stadt *Σινδός* kennt.

Die Spuren der Sinder verlieren sich endlich unter diesem Namen in Kleinasien, wo nur noch das jenseits des Mäanders gelegene Sinda vorkommt.

Daß Ritter unsere Ansicht theile, ist wohl nicht zu bezweifeln, weil er mit Recht die *Scythia Sendica* genannte Gegend, wie die *Sindi ignobiles* auf der Westseite der tauriſchen Halbinsel sucht [5]).

Diese Sintier, Sinter oder Sinder wurden, wie Strabo zweymal ausdrücklich sagt, nachgehends Sajer, und zuletzt Sapäer (Sapaei) genannt [6]). Als Sajer kommen dieselben auch auf der unten beygefügten Inschrift des Protoge-

---

[1]) Diese Tradition hat sich weit hin nach Norden verbreitet, und lebt jetzt noch mit einigen Modifikationen im nördlichen Rußland fort, wovon das aus Herberstein bekannte Chlopi-gorod, und die Sklaveninsel (Cholopij Ostrow) bey Alt-Nowgorod zeugen.

[2]) In der Iliade I, 549.

[3]) Erste Urkunde ꝛc. S. 149.

[4]) d'Anville; der deutschen Uebersetzung II, 388, 389—391 und 395.

[5]) Ritter's Vorhalle, S. 181 ff. — Vergl. auch S. 319.

[6]) Strabo X, 457, und XII, 549.

nes bey Olbia (am Hypanis — oder Bug) vor. — Die thrakischen Sajer (Sai oder Saiten) spielen im Kanngießer'schen Werke eine bedeutende Rolle; denn sie eben sollen es gewesen seyn, welche über Athen nach Aegypten zogen und dort Sais anlegten. So sehr nun mancher Leser hiebey stutzen mag, so interessant ist es doch wiederum, die Ansicht dieses Autors und seine Gründe für dieselbe kennen zu lernen [1]).

Als Sapäer (auch Sapâ und Sapii genannt) lebten sie zu Strabo's Zeit in der Gegend von Abdera, und es war dieß das nämliche Volk, welches auch das thrakische Samos inne hatte, und um Lemnos vorkommt. Schon Herodot kennt (VII, 110) die Sapäer in Thrakien, und es werden diese wohl eins seyn mit den *Sabi, gens Thraciae,* des Eustathius [2]).

Gatterer behauptet, daß nach dem aus Thukydides bekannten Siege der Triballier über den Sitalkes, König der Odrysen, etwa hundert Jahre vor dem Tode Alexanders des Großen, der eine Theil des odrysischen Landes zum selbstständigen Reiche, das Sapäische genannt, ward [3]). Auch der thrakische Kotys, welcher die Tochter unsers bosporischen Königes Polemo I. (s. oben S. 35 und 38) und der weisen Pythodoris zur Gemahlin hatte, heißt beym Strabo (XII, 556) ein Sapäer [4]).

---

[1]) S. dessen Alterthumswissenschaft. S. 258 — 265 ff. Schon früher S. 216 werden die Saiten in Aegypten ein ursprünglich griechischer Stamm genannt (?).

[2]) S. *Dionysii* Alexandrini de situ orbis etc. *Basileae*, 1556. 8. S. 272.

[3]) S. J. Chr. Gatterer's Abhandlung: An Russorum, Polonorum ceterorumque populorum Slavicorum origines a Getis sive Dacis liceat repetere. Im XI. Bande der Göttinger Commentarien, S. 175. — Im Thukydides (de bello Peloponnesiaco IV, 101) heißt es jedoch: Seuthes — ei (Sitalci) successit, ac Odrysarum et ceterae Thraciae, cui et ille imperaverat, regnum obtinuit.

[4]) Dieser Kotys war ein Sohn des Rhömetalkes, Königs von ganz Thrakien, nach dessen Tode die südliche Hälfte des Reichs dem Kotys, die nördliche aber einem Rheskuporis, Bruder des Rhömetalkes von August verliehen ward. Während der Regierung des Tiberius aber lud Rhömetalkes seinen Neffen Kotys, unter dem Vorwande eines Friedenschlusses, zum Gastmahle ein, nahm ihn gefangen, und als solcher nach Rom gefordert wurde, ließ er ihn umbringen. Die Gemahlin des Kotys, Tochter der Pythodoris, verklagte den Meuchelmörder zu Rom; dieser ward nach Alexandrien exilirt, und von Thrakien die eine Hälfte seinem Sohne Rhömetalkes II., die andere aber den Kindern des Kotys zurückgegeben. — S. Pen-

Daß die Sajer oder Sapäer in Thrakien keine Autochthonen oder Urbewohner waren, und eher in Indien als anderswo zu Hauſe geweſen, ſcheint auch aus einer Stelle im Plinius (VI, 30) hervorzugehen. Hier heißt es nämlich, daß die ägyptiſche Stadt Eſar, deren Einwohner ſeit drey Jahrhunderten dort zu ſeyn vorgaben, vom Bion Sapen genannt ward, eine Denomination, die ſich auf Ankömmlinge beziehen ſoll. Im Originale lautet dieſe Stelle ſo: »Inde dierum duodecim Esar Aegyptiorum oppidum, qui Psammeticum fugerint: in eo produntur annis trecentis habitasse: contra in Arabico latere Daron oppidum esse eorum. Bion autem *Sapen* vocat, quod ille Esar, et ipso nomine *advenas* ait significari. Caput eorum in insula Sembobitin (Pseboitin?), et tertium in Arabia, *Sai*.«

Würden nun dieſe Sätze ſchon als genügende Beweiſe anzuſehen ſeyn, ſo wäre die Verwandtſchaft der Aegyptier und Kolchier gegründet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Nachricht Herodot's (II, 104) auf den Kopf zu ſtehen käme.

Nimmt man endlich alles, was über die Sinder geſagt iſt, zuſammen, bedenkt man daß ſie Inder waren, daß ſie als ſklaviſches Geſindel vorkommen, und doch auch wiederum trotzige Sinder heißen [1]), daß ſie nirgends einheimiſch, und höchſt wahrſcheinlich wie die Kolchier von brauner Geſichtsfarbe waren, ſo kann man leicht auf den Gedanken verfallen, daß dieſes die Stammältern unſerer Zigeuner geweſen, welche ohne eine ähnliche Hypotheſe gleichſam wie aus indiſchem Himmel auf europäiſchen Boden gefallen erſcheinen. Aber woher denn der Name Zigeuner, wird man ſagen; und es wäre ſchwer hierauf zu antworten, wenn man nicht, dem Euſtathius folgend, die Sinder für ein Volk mit den Zygern (oder Zichen, wie einige ſie nennen) halten möchte [2]). Beym Strabo (XI, 495) heißt die auf Sindien und Gorgippia folgende Küſte ora Achaeorum, Zygorum (*Ζυγῶν*)', et Heniochorum, — und dieſe alle lebten vom Raube, welchen ſie auf der See trieben [3]). Die Benennung

---

zel's Strabo. B. III. Anm. 252, wo dieſe Nachrichten aus Tacit. Annal. II, 64 und 67 zuſammengeſtellt ſind.

1) Orpheus, der Argonaut, von J. H. Voß, zugleich mit Heſiod's Werken abgedruckt. Heidelberg, 1806. 8. V. 1046.

2) S. *Eustathii* Commentarii in Dionysium Periegetam. Coloniae Allobrogum 1741, 8. p. 353: Sindi, qui secundum quosdam, dicti etiam Zicchi (richtiger wohl *Zygii*, wie hier im Index ſteht). Die Basler Ausgabe des Dionyſius Alex. vom Jahre 1556, S. 199 hat dafür Sindi alio nomine Zinchi. Plinius kennt (VI, 7) Zingi und Zigoe.

3) Strabo XI, 495 und 497.

Zigier scheint übrigens die anderen überlebt zu haben, woher denn auch d'Anville auf seiner Karte hier *Achaei ubi postea Zichi* hat. — Wer in diese Ansicht eingeht, wird denn auch wohl zugeben, daß die vom Suevenkönige dem Prokonsul in Gallien, *Quintus Metellus Celer*, geschenkten Indier eben so nur spekulative Zigeunerkaufleute gewesen seyn konnten [1]). Diese Ansicht niederschreibend, glaubt Referent hiemit noch keinesweges die Sache für abgemacht halten zu können, und wünscht nur, daß bey neuen Forschungen über den Ursprung der Zigeuner diese von Grellmann und anderen Autoren unberücksichtigt gebliebenen Punkte mit in den Kreis der anzustellenden Untersuchung gezogen werden [2]).

Es bleibt jetzt nur noch zu bemerken, daß unser mätisches Sindien beym Plinius (VI, 5) als Stadt (Civitas Sindica), im Ptolemäus (V, 9) als Stadt und Hafen (Limne?), beym Mela aber (I, 19 und 21) als Stadt und als Volk (Sindoner) vorkommt. Eben so kennen es hier auch mehrere andere klassische Autoren.

Am schwersten wird es, die Völker auf ihrer Bahn vom Kaukasus zu den Karpathen zu verfolgen, da hier auf den Ebenen, gleichsam wie auf der offenen See, die Spur des Wanderers so leicht verloren geht, während das Gebirgland dieselben Jahrtausende hindurch an seiner Stirne trägt. Nur wo ein größerer Strom, wie der Don oder Dnjepr, die Laufbahn der Nationen hemmte, und die Völker theils nöthigte, theils einlud, an seinen Ufern zu weilen, bietet sich noch hie und da eine zeugende Spur,

---

[1]) *Plinii* H. N. II, 67. — Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 182.

[2]) Daß die Zigeuner erst im funfzehnten Jahrhundert im übrigen Europa erschienen, ist bekannt. In Ungern und Siebenbürgen sollen sie sich nach Pray's Annales regum *Hungariae* IV, 274 schon im Jahre 1417 gezeigt haben (s. Ritter Benigni von Mildenberg's Versuch über das siebenbürgische Kostum. Erstes Heft. Hermannstadt, 1807. 8. S. 2). Um eben diese Zeit sollen sie auch in Rußland erschienen seyn, und wenn die polnischen Schriftsteller dagegen das Jahr 1517 haben, so nennt Russow in seinen Notizen über Wolynien (Волынскія записки сочиненныя Степ. Руссовымъ. Спб. 1809. 8. S. 77) dieß nur einen Druckfehler, weil er selbst die Zigeuner schon um das Jahr 1501 in wolynischen Urkunden angetroffen hat. — In Deutschland sollen sich Spuren von ihnen im Jahre 1483 vorfinden (s. *J. Aventini* Annales Boiorum. *Basileae*, 1580, in Fol. S. 663, wo ihr König Zindl genannt wird). Aber die Chronik von Bologna erwähnt der Zigeuner schon ums Jahr 1422 (S. *Muratori* Scriptores rer. Italic. XVIII, 611). — Das Hauptwerk über diesen Gegenstand bleibt immer der historische Versuch über die Zigeuner von Grellmann. Göttingen, 1787. 8.

ein einzelner Laut dar, welcher von einem Volke zum andern fortlebt, besonders dann, wenn die wandelnden Geschlechter, um doch ihre Verbindung mit dem Mutterlande nicht ganz aufzugeben, hier einzelne Stämme aus ihrer Mitte, gleichsam Kolonienartig zurückließen. Daher kommt es denn, daß man an größeren Strömen, wie im Gebirge, mehr Völkerverschiedenheit antrifft, als in der sparsam bewässerten Ebene.

Daß aber Thrakien, welches sich einst vom Borysthenes bis jenseits des Peneus, ja bis nach Attika hin erstreckte *), des Kolchiers neues Vaterland ward, läßt sich aus vielfachen Gründen darthun, und hierauf bezieht sich denn auch die folgende Stelle im vorliegenden Werke (S. 142): »Quoique l'histoire ne nous ait conservé que bien peu de notions sur les rapports des Thraces avec les princes du Bosphore, nous savons cependant que ces rapports existaient d'une manière fort étroite, etc.« — Ritter meint (S. 205 und 289) geradezu, daß diese Völkerverbindung nur nach Homers Zeit erst durch die zwischen ihnen ein- und vorgedrungenen Skythen, wie durch einen Völkerkeil abgesprengt ward, wofür er die Agathyrsen, die Kimmerier, Meder, Gelonen, Neuren, Sinder und andere asiatische Völkerreste Osteuropa's zum Beweise anführt.

Man kann sich also in Beziehung auf das Alterthum keine fixe, sondern nur eine wandelnde Geographie (Erd- und Völkerkunde) denken, wenn man nicht gerade, wie z. B. Ukert in seiner Geographie der Griechen und Römer that, aus jedem klassischen Autor eine eigene, seiner Zeit angemessene Geographie zu schöpfen und aufzustellen vorzieht.

Auf daß aber das enge Völkerband zwischen den Anwohnern der Ost- und der Westseite des Pontus noch anschaulicher werde, setzt Referent hier eine alphabetisch geordnete Liste von Namen her, die jenseits wie diesseits angetroffen werden.

1. Achäer. Diese kennen die alten Geographen zwischen dem Kuban (Hypanis) und Rion (Phasis), wo sie die südlichen Nachbarn der Sinder waren (Strabo XI, 495). — Hier gab es auch einen Fluß Achaios oder Achäus genannt. — Plinius erwähnt (IV, 12) am Ausflusse des Dnjepr (Borysthenes) eines *Portus Achaeorum*. — Die Achäer im Peloponnes kennt Jeder, und eben so kennt man auch die In-Achäer, wie die Flüsse Inachos in Hellas (Akarnanien) und im Peloponnes (namentlich in Arkadien und Argolis) und die Hyp-Achäer (d. i. Kilikier nach Herodot VII, 91). S. Kanngießer S. 321 ff.

2. Aegyptier. Den Fluß Aegyptios in Kolchis nennt *Scylax Caryand.* in der Hudf. Ausg. der *Geogr. minores* S. 32.

*) Strabo I, 6; VII, 311 und 321.

— Kanngießer weiset ähnliche Benennungen in Thrakien und Griechenland nach. S. desselben Alterthumswissenschaft S. 195 ff. 198 u. a. O.

3. Agathyrsen sind nach dem Skymnus von Chios einer von den Stämmen der Limnäer oder Seeanwohner an der Mätis (s. dessen Fragm. im Hudson, V. 125). Ptolemäus erwähnt ihrer in seinem europäischen Sarmatien, aber schon Herodot kennt sie in Siebenbürgen (s. oben S. 269).

4. Alazonier, auch Alizonier und Halizonier. S. oben S. 272 u. 311.

5. Boreas. Dessen Lagerstätte die Gipfel des Kaukasus; Orpheus aber läßt ihn aus Thrakien kommen. Ihn riefen die Athener im Kriege gegen Xerxes an (Herodot VII, 189). Vergl. Ritter's Vorhalle S. 175 ff. und 463. ff.

6. Budinen. Ritter, dem wir so gehaltvolle und geistreiche Zusammenstellungen über den Koros verdanken, hält diese Budinen für Buddhisten. — Das Wesen ihrer Lehre wie das Verhältniß zu den Brahminen wird in der Vorhalle ꝛc. S. 25 im Allgemeinen angegeben. Aus dem alten Buddha-Cultus soll sich nach ihm das nähere Verhältniß des Abendlandes zum Oriente darthun lassen. — Doch dürfen wir dieses hier nicht näher berühren, und sagen nur, daß Ritter (S. 26 ff.) überhaupt dreyfache Zeiten der Budha, oder der mittelasiatischen Lehren von Einem Gotte anerkannt wissen will; nämlich erstens die eines alten Buddha, den er schon (S. 27 ff. und 269) zu Dejokes, des Mederkönigs Zeit (700 Jahre vor Chr.) im Herodot (I, 101) antrifft, und (S. 29) selbst im Sanchuniathon (1200 J. vor Chr.) zu finden glaubt.

Das Beginnen der zweyten Periode setzt Ritter in die Zeiten Alexanders des Großen, durch dessen Begleiter man die ersten historischen Nachrichten über indischen Cultus — (Samanäer im Gegensatze der Brachmanen) — erhielt.

Endlich nimmt dieser Autor eine jüngere Buddha-Lehre aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. an, wo Manichäer, Arianer und griechisch-philosophische Secten dem Alten ein neues Gewand anthun.

Das Urtheil über diese Ansicht mag und muß bey den Gelehrten, welche alles auf Indien zurückführen, bis jetzt noch sehr getheilt seyn; und doch steht zu hoffen, daß man, über kurz oder lang, auch in dieser Hinsicht der Wahrheit näher kommen werde.

Daß übrigens das Buddha-Wesen sich wirklich nach Europa verbreitet haben mag, ist nicht unwahrscheinlich; und nur so kann man zugeben, daß die thrakische Lehre (wie es S. 267 und 455 heißt) auch Altasiatisch oder Buddhistisch gewesen sey, welche vom Osten her, vom Kaukasus und Pontus sich hieher verbreitete. Für solche Wanderung mittelasiatischer Glaubenslehren spricht auch Kanne, welcher (in seinen ersten Urk. S. 618 ff.) die Pelasger für orientalische, von den Hellenen verdrängte Braminen hält.

Gegen Herodot's bestimmte Angaben sucht Mannert (Bd. IV.) die Wohnsitze der Budinen in der Gegend von Lemberg, hauptsächlich wie es scheint aus dem Grunde, um die Nachricht von der durch Schlangen (!) verursachten Flucht der Neuren nicht so grell da stehen zu lassen. Dieser fabelhaften Geschichte aber widerspricht alles Uebrige, was Herodot über die Sitze der Budinen sagt. Der verdienstvolle Geograph glaubt endlich auch (III, 15), daß diese Budinen Deutsche waren.

7. Dandarier oder Dardanier. Diese finden wir in Indien vor, an der Mätis, dann in Epirus (Plin. IV, 1), auf Samothrake, welches auch Dardanien hieß (ebend. IV, 12), und in Kleinasien, wo Dardanus als Stammvater der thrakisch-asiatischen Dardaniden erscheint (Ritter S. 467 ff.). — Hr. Raoul-Rochette nennt es (S. 87, Anm. 4) *une étrange méprise*, daß *Stephanus Byz.* die Dandarier zum indischen Kaukasus hin versetzt; aber diesen sogenannten sonderbaren Irrthum theilen mit ihm auch der ihm folgende *Dionys. Perieg.* V. 1138, dem die *Dardanenses* ein indisches Volk sind, und selbst noch die indischen Mythologen, wie aus Ritter S. 468 ff. hervorgeht. Auf die Identität der Dandarier und Dardanier läßt sich nach Ritter schon daraus schließen, weil die Buchstaben n und r bey allen Völkern indischen und persischen Stammes wechseln (Vorhalle S. 53, 196, 468; und Erdkunde II, 801, wo selbst Schen oder Sena (China) für eins mit Sera gehalten wird, weil die Chinesen kein r kennen), woher denn auch Plutarch (in Vita Luculli c. 16) unsere mätische Völkerschaft Dardarier nennt.

8. Eneter, Heneter, Venedi. Die Heneter, welche den Trojanern zu Hülfe kamen, sollen, wie Mäandrius behauptet, eine leukosyrische Volkerschaft gewesen seyn, die mit den Thrakiern fortgegangen wären, und sich am äußersten Receß des adriatischen Meeres niedergelassen hätten. Dieß zeigt wenigstens, daß schon die Alten den asiatischen Ursprung der Heneter (oder Veneden) kannten: und wenn Hekatäus das Homerische Heneta für Amisus hielt, so lag ja auch dieses jenseits des Halys, in syro-chaldäischen Landen. Vergl. Strabo I, 61; XII, 543 und 552. Auch Herodot's illyrische Eneter (I, 196 und V, 9) behaupteten medischer Abkunft zu seyn.

9. Galater. Die Peutinger'sche Karte hat noch ein Galatien am Tanais (Don). — Die hier am Schlusse beygefügte Inschrift des Protogenes erwähnt der Galater vor Olbia am Hypanis (Bug). Strabo hat skordiskische Galater am Ister (VII, 293). — Ob hiemit Herodot's (VII, 108) Galaica regio in Thrakien am Lissus, nicht gar weit von Abdera, — welche zu seiner Zeit schon Briantika hieß, — in Verbindung zu setzen sey, ist die Frage; in Kleinasien aber sind die, von Thrakien aus dahin übergegangenen Galater allgemein bekannt, und namentlich auch durch die an sie gerichtete Epistel des Apostels Paulus.

10. Gelonen. Diese, welche nach Herodot (IV, 108) jenseits des Tanais, und dem Skymnus von Chios zu Folge (Fragm. V. 124) an der Mätis wohnten, kennen die römischen Autoren in Thrakien, wie schon oben (S. 13 ff.) gezeigt ward. Daß Herodot's Gelonen ihren eigenen König hatten, sagt der Geschichtschreiber selbst IV, 102. Ritter meint (S. 283), daß es die mittelasiatischen Gelae seyn könnten, deren Plinius (VI, 16) erwähnt. Mannert aber sagt (III, 14), daß vielleicht alle griechischen Küstenbewohner auf der Nordseite des schwarzen Meeres mit dem gemeinschaftlichen Namen Geloni belegt wurden.

11. Germanier (Γερμάνιοι) waren nach Herodot (I, 125) ein persischer ackerbauender Volksstamm. Einige Kritiker möchten dafür lieber Karmanier lesen.

12. Hypanis kommt als Fluß überall vor, wo es auch Sinder gab. So in Indien, so am Kaukasus, und so auch im jetzi-

gen Cherßon'schen Gouvernement; — womit zu vergleichen ist Ritter's Vorhalle S. 181 ff.

13. Isis, Fluß in Kolchis, dessen Arrian im Peripl. Ponti Euxini (Ed. *Hudson.* I, 7), und *Scylax Caryand.* (Ebend. S. 32), wie auch Plinius (VI, 4) erwähnen: worüber Kanngießer ausführlich gehandelt hat. In Beziehung auf den Dienst der Isis sey hier nur bemerkt, daß auch auf den Trümmern von Olbia ein Isisköpfchen gefunden wurde; der Isistempel in Griechenland erwähnt Pausanias (I, 41; X, 32); — und in Aegypten ist die Isis bekanntlich eine der Hauptgottheiten.

14. Kabiren oder Korybanten, welche von Einigen für einerley gehalten werden (Strabo X, 472), was auch daraus hervorgeht, weil das thrakische Samos beym Eustathius (*C.* in *Dionys.* Ed. *Basil.* 1556, 8. S. 167) das korybantische Thrakien genannt wird. Die Korybanten aber sollen, wie Strabo sagt, nach Einigen aus Kolchis oder Baktrien stammen. Ritter leitet (S. 93 ff.) ihre, wie auch der Dioskuren Benennung von Koros (Sonne) ab. Also Sonnendiener im Gegensatze der Sonnengötter. Auch im Sainte-Croix (I, 90 der 2. Aufg.) heißt es Corybas, ou le Soleil.

15. Karier. Plinius (VI, 7) zählt die Cares mit zu den Völkern am Tanais (Don). — Der Kanngießer'schen Ansicht über das Verhältniß der Karier zu den Thrakiern ist schon oben (S. 29, Anmerk. 4) Erwähnung geschehen. Nach Herodot (I, 171) sind sie eins mit den Lelegern und Stammgenossen der Lydier und Mysier.

16. Kimmerier. Der nach ihnen benannte Bosporus, welcher das alte Asien von Europa trennt. Die kimmerischen Grabhügel am Tyras (Dnjestr); worüber Herodot IV, 11. Nach Strabo (VII, 293) sind sie eins mit den Kimbern (Cimbri).

17. Kolchier. In Indien (Ritter's Vorhalle, 1, Absch. 2. und 3. Kap.); am Pontus, wo sie alle alten Geographen kennen. Plinius nennt in Makedonien ein Oricum a Colchis conditum (III, 23), und weiter hin zum adriatischen Meere ein Olchinium, quod antea Colchinium dictum est, a Colchis conditum (III, 22). Auch Trogus Pompejus wußte, daß die Istrier von den Kolchiern abgeleitet werden, wie aus Justin (XXXII, 3) erhellet. Ritter nennt die Kolchier geradezu das äußerste Westglied einer ganzen Kette ferindischer Kolonien. (Vorh. S. 47; Erdk. II, 626).

18. Meder. Zuerst nun sind Herodot's Sauromaten jenseits des Don zu nennen. Im *Scylax Caryandensis*, den Herodot (IV, 44) schon nennt, kommen sie als Syrmaten (Συρμάται) vor; und noch im Schahnameh heißen sie Sermedi, wie Hr. v. Hammer in den Wiener Jahrb. der Lit. IX, 44 zeigt. — Es sind dieß die Sarmaten, von denen auch Plinius IV, 12 sagt: *Sarmatae, Graecis Sauromatae*, die Abkömmlinge der Meder (*Medorum ut ferunt soboles* VI, 7), womit auch Diodor II, 43 übereinstimmt.

Auch Herodot's illyrische Eneter (V, 9) gaben vor, medischer Abkunft zu seyn, und ihre Nachbarn, die Sigynen, trugen medische Tracht.

Wie in alten Zeiten (nach Herodot VII, 62) die Meder Arier genannt wurden, — womit auch die Geschichte von der Medeia, die dem Arierlande ihren Namen gab, im Pausanias (II, 3) übereinstimmt, — so hieß auch Thrakien einst Aria (s. *Steph. Byz.* Ed.

Pined. *Amstelod.* 1678. Adn. in vocem *Thrace*), und hier eben kennt Plinius noch (IV, 11) die *Arraei Sarmatae.*

Plutarch berichtet, daß Alexander der Große, als er erst sechzehn Jahre alt war, die Medarer zum Gehorsam brachte. Xylander aber hat Recht, diese für Meder zu halten (s. in der Ausg. dieses Biographen. Frankf. 1599, Fol. der Adnotationen S. 48), da auch Livius (XXVI, 25) der öfteren Einfälle der Meder (oder Mäder) in Makedonien erwähnt.

Pausanias spricht (I, 3, 4) von Medern, die das attische Gebiet heimsuchten; welche Nachricht wohl mit der von den Thrakiern (s. oben S. 323), die nach Strabo (VII, 321) auch über Attika geherrscht haben sollen, für die nämliche zu halten ist.

Daß diese Meder auch nach Kleinasien übersetzten, beweisen die nach *Steph. Byz.* aus Thrakien stammenden Medobithynen (Μαιδοὶ ἔθνος Θράκης). S. Ritter's Vorhalle, S. 474 ff. Darf man aber Mäder und Meder für ein Volk halten, so gehören hieher auch des Plinius *Maedi*, Anwohner des Strymons (IV, 11), und eben so die Landschaft Maedike, deren d'Anville am Nestos erwähnt.

Endlich leitet Ritter (S. 473) selbst die nordischen Asen von Medien her, — und ihr Mutterland Midum-heime soll nach ihm nur so viel als Meder-Heimat heißen.

19. Melanchlänen. Am östlichsten kommen diese beym Plinius vor, welcher ihrer im nämlichen Kapitel erwähnt, wo er von Kolchis handelt (VI, 5). Eben so hat *Skylax* (Ed. *Huds.* Bd. I. S. 283) die Melanchlaeni am Kaukasus, und Ptolemäus kennt sie in seinem asiatischen Sarmatien, jenseits des Don's. Nach Herodot wohnten sie über den Skythen zur Rechten vom Don. S. oben S. 16.

20. Parther; derselben in Thrakien erwähnt auch Ritter S. 473. Sie wurden von den Skythen Auswanderer genannt, wie *Steph. Byz.* sagt. Plinius kennt (III, 23) Partheni in Makedonien. Der Parther erwähnt Ritter beyläufig S. 196, 265, 283 und 284.

21. Pelasger. S. Budinen.

22. Perser wollen vom Perseus abstammen (Herodot VII, 150), den als einen umgestalteten Mithras auch die Griechen recht gut kannten (siehe oben S. 298).

23. Phönikier. Fluß Phönix im Kaukasus, wo an der Gränze Kolchien's auch ein Fluß Ophis war (s. *Arriani* Peripl. Ponti Eux. p. 6). Eben so ist das Ophiusa am Tyras (Dnjestr) nach Ammian von Phönikiern gestiftet worden. Ein Mehreres hierüber findet man in der Kanngießer'schen Alterthumswissenschaft, wo sogar auch das Meer bey Erythraea (in der Gegend von Smyrna) für dasjenige erythräische (rothe) Meer gehalten wird, von welchem nach Herodot die (neuesten) Phönikier in ihr Land gekommen seyn sollen.

24. Phrygier, gehören zu den ältesten uns bekannt gewordenen Nationen. Aus Herodot (II, 2) scheint hervorzugehen, daß man sie auf dem Wege der Sprachforschung schon damals für älter als die Aegyptier anerkannt habe, und Strabo sagt (XII, 549 und 572), daß diese Phrygier oder Brigier lange vor dem trojanischen Kriege über den thrakischen Bosporus nach Kleinasien setzten, was auch nicht unwahrscheinlich ist, wenn gleich mit dieser Nachricht die weiter unten (XIV, 680) mitgetheilte Angabe des Xanthus im Widerspruche zu stehen scheint. Auch Trogus Pompejus sagte (Justin II, 1), daß die Phrygier

wie die Skythen, schon wegen ihrer gebirgigen Wohnsitze, den Ruhm des Alterthumes behaupten. Herodot berichtet (VII, 73), daß die Phryges, so lange sie in Europa wohnhaft waren, den Namen Briges führten, gerade wie im Strabo (XII, 550): ita *Brigi*, *Briges* et *Phryges* iidem sunt. Kanngießer hat auch diese auf dem von ihm anerkannten Völkerwege verfolgt, und im Apoll. Rhod. Argonautikon kommt (IV, 471) eine *Artemis Brygis* vor. — Ueber die Varianten Briger, Bryger und Breger siehe die Anm. zum Strabo, der Ausgabe von Siebenkees und Tzschucke, Bd. V. S. 92 ff. —

25. Sarmaten. Wie Skylax diese Syrmaten nennt, so kommt auch beym Plinius (VI, 16) im baktrischen Mittelasien ein Volk, Syrmaten genannt, vor, welches Ritter (S. 283) für eins mit den Sarmaten hält. Mela kennt (III, 4) die Sarmaten an der Weichsel. — S. oben Meder.

Ritter möchte (S. 268) aus dem Anfangslaute Syr ein Tyr machen, um darin den nordischen Gott dieses Namens wieder zu finden; und Herodot's Apollo der Skythen (IV, 59), dessen Namen er Γοιτόσυρος liest (Erdk. II, 906), ist ihm eben daher auch nichts anders als Gott-Syr, oder mit einem Worte der Gott Tyr. —

Auf diesem Wege aber, wenn er gegangen werden dürfte, ließen sich freylich noch manche andere Vermuthungen aufstellen. So z. B. dürfte das russische, in Volksmärchen so gewöhnliche Boga-tyr (богатырь), der gewaltige Held, Riese ꝛc. vom Gotte (Bogh) Tyr hergeleitet werden; wenigstens mit nicht minderer Wahrscheinlichkeit als aus dem Tatarischen, wie man dieß in Linde's vortrefflichem Wörterbuche findet.

26. Sapäer (Sapae, Sapaei, oder Sapii). Von ihnen ist schon oben S. 63 ff. die Rede gewesen. Es bleibt hier jedoch noch zu bemerken, daß Plinius (VI, 7) auch unsern von der Mätis ein Volk Sapei nennt, und im Orpheus dem Argonauten kommen (V, 753) Σάπειρες an der Ostseite des Pontus vor. Diese nennt die Basler Ausgabe von 1523, 4. Saperi; die Leipziger aber von 1764, 8. Sapiri. Ritter hält solche (S. 129 ff.) für eins mit den Saspiren Herodot's, mit den Sabiren des *Steph. Byz.*, und mit dem armenischen Lande Sisperitis, dessen Strabo erwähnt.

27. Serben. Oben (S. 275) ist schon erwähnt worden, daß sowohl Plinius (VI, 7), wie auch Ptolemäus (V, 9) ein Volk dieses Namens jenseits des Don's kennen. Des bedeutungsvollen syrischen Sees Serbo erwähnt Ritter S. 52, 64, 65 und 66.

28. Sigynnen, Sigynnen, oder Siginnen. Strabo's asiatische Gebirgsbewohner dieses Namens (XI, 520) stimmen in ihren Sitten mit den Persern überein: Orpheus der Argonaut (754) kennt sie im Pontus; auch geschieht ihrer Erwähnung in Apoll. Rhod. Argonautikon (IV, 320). Herodot's Sigynnen (V, 9), welche Nachbarn der illyrischen Eneter waren, trugen medische Tracht. — Haße in seiner Schrift: die Zigeuner im Herodot (1803, 8.), glaubte in ihnen dieses (leider nackte) Volk wieder zu finden. — Vergl. Kanngießer S. 302, und die Anm. in Tzschucke's Strabo. Bd. IV. S. 530.

29. Sinder, Sinter, Sintier oder Inder (siehe oben). Daß diese ein Volk sind, folgt aus der Zusammenstellung der ihrer erwähnenden Autoren. So hat Herodot am Eingange in die Mätis die Inder oder Sinder, wo Skylax Sinter (Σιντοὶ ἔθνος) nennt. Auf ähnliche Weise erwähnt Herodot (VII, 123) einer Stadt Sindus

(Σινδός), wo Homer's thrakische Sintier oder Sinter wohnen, und wo auch Strabo wiederum Sinter kennt.

30. Skythen; diese sind nach Herodot (IV, 6) die Skoloten der orientalischen Völker, und kommen über den Araxes (IV, 11 — die Wolga?) nach Europa. Die Perser nennen sie Saken, was nach Ritter (S. 90, 265 und 445) wahrscheinlich nur ein religiöses Appellativ der durch einen gemeinsamen Göttercultus verbundenen Völker war. Das aus alten Autoren bekannte Fest Sakäa (Σακαια), hat Hr. v. Hammer noch neulichst im persischen Kalender als Siegesfest über Turan nachgewiesen (s. der Wiener Jahrb. IX, 43; und X, 249). Alle ackerbauenden Stämme, wie die Kallipiden, Alazonen, Skythae-Aratores etc. hält Ritter (S. 316 ff., 458) für die älteren, von den Skythen unterworfenen Bewohner dieser Gegenden aus der Kimmerier Zeit. Daß endlich der Name Skythen in Sarmaten und Germanier übergegangen seyn soll, berichtet Plinius (IV, 12).

31. Thrakier. Daß Thrakien von Asien aus bevölkert ward, ist schon beym Artikel Meder angedeutet worden. — Es ist dieß das Land, über welches Griechenland all' seine Mythen und (ursprüngliche) Bildung erhielt. Daher sagt denn auch Plinius (IV, 1): Omnis Graeciae fabulositas, sicut et literarum claritas, ex hoc primum sinu effulsit, und Kanngießer läßt also von hier auch den Kadmus mit seinen Buchstaben kommen. Daß das alte Thrakien einst vom Borysthenes bis zum Peneus, ja bis nach Attika hin sich erstreckte, ist schon oben S. 323 aus Homer und Strabo (I, 6; VII, 311 und 321) mitgetheilet worden.

32. Ob endlich die Kerketen (Cercetae, *Plin.* VI, 5) am Kaukasus mit den Gergithen oder Gergethen Herodot's (V, 122; VII, 43) und Strabo's (XIII, 589), — ob die Traurenier des *Steph. Byz.* (Nachbarn der Sinder) mit den thrakischen Trausen im Herodot (V, 4) zusammen gestellt werden dürfen, mögen Andere entscheiden.

Referent glaubt nur noch, — nachdem er so (insbesondere in Beziehung auf die Sinder der Xenoklidischen Inschrift) das Band zwischen Thrakien und dem Bosporus anschaulicher gemacht zu haben hofft, — erwähnen zu müssen, daß die vom Hrn. Raoul-Rochette (S. 86) vorgeschlagene Lesart *Toretae* für *Oretae* im Dionys. Perieg. (V. 682), im Priscian. Perieget. (S. 664), wie im Avienus (Descript. Orb. p. 877), auch schon in den besseren Ausgaben des Plinius wie Strabo aufgestellt und anerkannt ist.

Wir kommen nun zu einer anderen, zuerst vom Hrn. Staatsrath und Ritter von Koehler in Hrn. v. Morgenstern's Dorpt'schen Beyträgen (Jahrg. 1814, Heft 2) herausgegebenen, und vom Hrn. Raoul-Rochette (S. 145—203, und Pl. XII) neuedirten Inschrift, welche die Thaten eines Olbiopoliten, Theokles, Sohns des Satyrus rühmt. Hr. R.-R. gibt hier, wie schon Hr. Arneth in seiner Anzeige der vorliegenden Schrift gesagt hat, eine vortreffliche Zergliederung aller Theile dieser merk-

würdigen Steinschrift. Bey unbedeutenderen Autoren würde sich's nicht der Mühe lohnen, einige Mängel der Abschrift dieser Inscription anzudeuten; bey vorzüglicheren aber, welche eine mit Recht anerkannte Stimme in der gelehrten Welt haben, ist dieß nichts mehr und nichts weniger als Pflicht. Aus diesem Grunde wird daher folgendes, im December des Jahres 1821 nach dem Originale selbst Berichtigte mitgetheilt [1]).

Wenn Hr. R.-R. (S. 163 ff.) meint, daß das in der vierten Zeile vorkommende AMAΣΣIANOI nur für einen Fehler des Abschreibers zu halten sey, und daß man AMACTPIANOI lesen müsse, so darf Referent dagegen versichern, daß auf der Marmortafel wirklich die hier verdächtig gemachte Schreibart Statt findet.

Zeile 8 steht wirklich ΕΠΕΙ, wie der Hr. Verf. (S. 148, Anm. 1) für das in der ihm zugekommenen Abschrift ΕΠΙ liest.

Die neunzehnte Zeile beginnt nicht mit den Worten CAITONTAMEIANTHN ꝛc., sondern so: NAITOIΣTAMEIΓAΛATHN u. s. w. Und man erhält nun statt der Lesart S. 180:

ἰσόῤῥοπον (für ἰσόῤῥοπον) δὲ καταστῆσαι τὸν Ταμείαν τὴν πατρίδα ἡμῶν εὐεργετηκόσιν

folgende, mit der Steinschrift genau übereinstimmende:

ἰσόῤῥοπον δὲ καταστῆναι τοῖς τὰ μέγαλα τὴν πατρίδα ἡμῶν εὐεργετηκόσιν

Nach der nun hergestellten ursprünglichen Lesart heißt dieß so: »und jenen, die unserm Vaterlande die größten Wohlthaten erwiesen, die Wage gehalten hat.« Es fällt demnach alles weg, was der scharfsinnige Verfasser, durch eine fehlerhafte Abschrift verleitet, über diese Stelle S. 181 ff. sagt.

In der sechs und zwanzigsten Zeile ist vor dem ersten Worte THN noch TE zu setzen; so wenigstens ist dieß auf dem Steine selbst.

Z. 31 hat das Original wirklich BAΣKAINOT, und nicht BACKANOT, wie solches nach des Hrn. Verfassers Angabe (S. 193) geschrieben seyn sollte.

Z. 39 steht ΠACINΔIAΦEPONTΩN, und nicht ΠACIΔIAΦEPONTΩN.

Z. 42 findet sich im Original KAI ANATEΘHNAI, und nicht KAI ANATEΘEINAI [2]).

---

[1]) Um diese Inschrift nicht noch einmal wiederholen zu müssen, bittet Referent den geneigten Leser, den dieß interessiren möchte, sich die Zeilen derselben numeriren zu wollen.

[2]) Welches auch grammatisch unrichtig wäre. Auch dürften die Spuren der auf dem Steine Z. 43 hinter dem Worte ANΔPEIAN noch befindlich

Die der neun und dreyßigsten und vierzigsten Zeile angehörenden Worte *καὶ ἀνατεθῆναι αὐτοῦ εἰκόνα ἔνοπλον δημοσίᾳ* ꝛc. übersetzt der Hr. Verfasser (S. 151) so: (le Sénat et le Peuple arrêtent de plus) que sa *statue armée en guerre soit elevée*, aux frais du public, dans le gymnase dont il avait dirigé la construction, d. h. daß sein Standbild in voller Rüstung aufgerichtet werde, und bemerkt (S. 201), daß die Erwähnung von einer Statue dieser Art ihm noch nicht vorgekommen sey. Hr. v. Koehler aber behauptet (S. 342 ff.), daß unter dem Ausdrucke EIKONA ENOΠΛON keineswegs ein bewaffnetes, nicht einmal ein auf einer schildförmigen Marmortafel erhoben gearbeitetes Bildniß, sondern nur das auf rundem Felde eines Schildes gemalte Bildniß zu verstehen sey. Zur Bestätigung dieser Meinung wird folgende Stelle aus einem Psephisma von Kyme (oder Kuma in Aeolien) zu Ehren des Lucius Vaccius Labeo, welcher Prytanis der Stadt und Vorsteher des Gymnasiums war, angeführt: ΟΝΤΕΘΗΝ ΔΕ ΑΤΤΩ ΚΑΙ ΕΙΚΟΝΑΣ ΓΡΑΠΤΑΝ ΤΕ ΕΝ ΟΠΛΩ ΕΝ ΧΡΤΣΩ [1]), welches hier durch sein auf einem mit Goldblech überzogenen Schilde gemaltes Bildniß übersetzt wird. Daher übersetzt denn Hr. v. Koehler auch im olbischen Psephisma die mitgetheilte Stelle so: und daß sein Bildniß auf einem Schilde — aufgestellt werde.

Wie wichtig diese Inschrift für die ältere Geschichte des Verkehrs in jenen Gegenden sey, zeugen zu Genüge die ersten vier Zeilen, welche nach Hrn. v. Koehler's Uebersetzung so lauten: »Welche Städte beschenkt haben mit goldenen Kränzen den verklärten Theokles, des Satyrus Sohn: die Olbiopoliten, die Herakleoten, die Paner [2]), die Tomiter, Miletus, Chersonesus, die Nikomeder, die Byzantier, die Pruser, die Istrianer, Kyzikus, Bosporus, die Nikäer, die Amasianer, die Odessiter, die Kallatianer, Apamea, Tyra, Sinope.« Doch diese achtzehn hier genannten Städte waren nicht die einzigen, mit denen Olbia in Verbindungen stand. Auch von Amisus, Thasos, Lokris, Athen und selbst von Panormus

---

gewesenen Buchstaben wahrscheinlich Ueberreste der Partikel MEN seyn, wie schon das folgende ἀρετὴν δὲ vermuthen ließ. — E.

[1]) In den Dorpt'schen Beyträgen S. 332. ff. Das Psephisma selbst steht in Caylus Recueil d'Antiquités etc. *Paris*, 1766. 4. T. II. Pl. LVI—LVIII, und die hier angeführte Stelle gehört zur vier- und fünf und dreyßigsten Zeile dieser überhaupt sechzig Zeilen langen Inschrift.

[2]) Für ΠΑΝΟΙ liest Hr. R.-R. (S. 154) TIANOI, die Bewohner von Tius in Bithynien; und dieser Lesart folgt auch Hr. Arneth im Archiv für Geographie ꝛc.

(Palermo) in Sicilien, sind Münzen auf den Trümmern dieser Hypanis-Stadt gefunden worden *).

Noch bleibt zu bemerken, daß Hr. R.-R. (S. 146 ff.) diese Inschrift frühestens in die Zeiten Augusts, oder vielmehr ins erste Jahrhundert nach Chr. setzt. In den Gründen hiefür wird (S. 152) die runde Form des Sigma und des Epsilon gezählt, welches jedoch keineswegs der Fall ist, wie man aus denen, auf der Kupferplatte unter N. 17 abgebildeten Buchstaben ersehen kann. Die Σ gleichen alle dem, welches daselbst zuerst stehet, und nur in der ein und zwanzigsten Zeile im Worte κατασκευαῖς hat das erste Sigma die Form des zweyten unter N. 17 abgebildeten Buchstaben erhalten. Die E sind auch nicht rund, sondern in der Art, wie solche auf der unter N. 14 beygebrachten Inschrift des Xenoklides vorkommen. Noch fügt Referent hier unter N. 17 die Form der ω bey, und einige in der Steinschrift zusammengezogene oder mit einander verbundene Buchstaben. Die ersten von diesen (NH) kommen vor Zeile 38 im Worte κοινῃ, die zweyten (ΠΡ) Zeile 43 im Worte προς, und endlich die letzten (ΤΗ) Z. 45 im Worte την.

Wo nun aber die Marmorplatte mit dieser interessanten Inschrift, deren Erklärung Hr. R.-R. 58 Seiten in seinem Werke eingeräumt hat, sich befinde, weiß der Leser am Ende doch nicht. Deßwegen muß nun Referent berichten, daß selbige zugleich mit mehreren andern in die Wand eines Lusthauses zu Stol'noje, dem Gute des Hrn. Grafen Kuschelew-Besborodko, im Tschernigow'schen Gouvernement eingemauert ist, wohin sie von den Besitzungen des Grafen (auf denen die Trümmer des alten Olbia liegen) geführt wurde.

Von den übrigen, im vorliegenden Werke mitgetheilten Inschriften, sind mehrere früher schon drey-, auch wohl vier Mal im Druck erschienen. Dabey blieben jedoch drey nach Cambridge gekommene und nur von Clarke edirte Inscriptionen unerwähnt. So angenehm es übrigens dem Referenten war, die ihm bekannten olbischen Steinschriften hier wiederzufinden, so darf er doch nicht seine Meinung verhehlen, daß man in einem Werke über den kimmerischen Bosporus, diese vielleicht eben so wenig suchen möchte, wie die von Salamis (S. 203 ff., und Pl. XV), Athen (Pl. XIV, N. 1 und 3), oder Megara (XIV, N. 2), welche der Hr. Verfasser hier beyläufig mittheilt.

Drey von diesen olbischen Inschriften muß Referent vor allem in Anspruch nehmen, da solche zuerst durch einen, Rußland

*) Die panormische Münze ist eine von denen, welche Mionnet T. I. p. 268 beschreibt; wo auf der Hauptseite der Kopf der Proserpina, — auf der andern aber das Pferd und die Palme abgebildet wird.

angehörenden, Schriftsteller, den seligen Grafen Joh. Potoßki, der hier ungenannt geblieben ist, edirt sind. Es sind dieses die unter Pl. VII, N. 2; Pl. IX, N. 4, und Pl. X, N. 3 mitgetheilten Abschriften von Steinen, die im gräflichen Musäum zu Tultschin (im Podol'schen Gouvernement) aufbewahrt werden. Die Schrift, in welcher sie zuerst herauskamen, führt den Titel: Histoire ancienne du Gouvernement de *Chèrson.* Pour servir de suite à l'histoire primitive des peuples de la Russie. Par le Comte Jean *Potocki* (*St. Pétersbourg*, 1804, in 4. S. 29—31). Clarke, welcher solche dem Hrn. Kelsall in Cambridge verdankt, hat diese nicht in der ersten Ausgabe seiner Reisen (Travels etc.), sondern erst in den folgenden Editionen mitgetheilt.

Auf ähnliche Weise ist nun auch anzugeben, wo sich mehrere andere, im vorliegenden Werke edirte, Inschriften befinden.

Von denen auf der V. Platte gegebenen befinden sich

N. 1 in Theodosia. Sie soll, wie Hr. v. Stempkovskij versichert, in Anape gefunden seyn.

N. 2, 4 und 6 sind im Besitze des Hrn. Staatsraths von Blaramberg zu Odessa.

N. 3 befindet sich auf der Universität zu Charkow, wohin selbige durch den früheren Hrn. Curator dieser Lehranstalt, Grafen Severin Potoßki, gekommen ist.

N. 5 zu Kertsch.

Der VI. Platte

N. 1 in Theodosia, wohin selbige von Kertsch gebracht ward.

N. 2 ob zu Petersburg (wie Hr. Letronne meint) —?

N. 3 und 6 werden in Taman bey der Kirche zu suchen seyn.

N. 4 und 5 edirt zuerst von Pallas (Bemerk. ꝛc. II. Pl. 17, Fig. 1). Befindet sich in Kertsch.

N. 7 zu Taman. S. Pallas II, Pl. 17, Fig. 3; und Warel N. 14.

Platte VII.

N. 1 gehört dem Hrn. Staatsr. v. Blaramberg zu Odessa.

N. 4 und 5 wird die nämliche Inschrift, welche zuerst in Pallas Bemerkungen ꝛc. (B. II, Pl. 5, Fig. 4) voll Schreibfehler erschien, nach zwey verschiedenen Abschriften Clarke's und Warel's edirt, wobey jedoch die beyden vorletzten Zeilen etwas abgeändert sind. Das Original befindet sich im Kartendepot zu Nikolajew.

So verdienstvoll nun Warel's Unternehmen selbst seyn mag, so muß es doch befremden, seine Schriften anderen Arbeiten, die ungemein zuverläßiger sind, gleichgestellt zu sehen *).

*) Leon Warel's Schrift führt den Titel: Recueil de quelques

Platte VIII.

N. 1 und 2 ſind nach Clarke (I, 616 ff.) edirt, der auch nicht ſagt, wo Fauvel ſolche copirt hat. In N. 1 hat Clarke auf der ſiebenten Zeile ein doppeltes Λ im Worte NATTEIΛOT.

N. 3 und 4 in Taman. N. 4 iſt auch ſchon von Visconti (in deſſen Iconographie Grecque II, 150) edirt worden.

N. 5 in Taman. So viel Referent weiß, wird hier der dieſer Inſchrift abgehende Text anders erſetzt als in der Komoſarye des Hrn. v. Koehler (Pl. VIII). Noch Andere möchten den gereiteten Buchſtaben Σ in der ſechsten Zeile für ein Element des Königstitels, welcher ſchon höher vorkommt, halten.

Platte IX.

N. 1—3 ſind alle in Taman zu ſuchen. Der Schluß der zweyten Inſchrift iſt von Hrn. v. Koehler (Pl. X) und von Visconti verſchieden ergänzt worden. N. 3 aber wird nach der Visconti'ſchen Lesart gegeben.

N. 4. In dieſer Inſchrift ſetzt Hr. R.-R. (Z. 4) einen Punkt zu, welcher weder beym Grafen J. Potoţki, noch bey Clarke vorkommt. Dürfte man die hier genannte Perſon nicht für den Dados, Sohn des Soſibis halten, welcher ſchon oben Pl. V. N. 6 vorkommt?

N. 5 iſt wahrſcheinlich ſchon vom Hrn. Staatsrath v. Sſumorokow edirt worden, in deſſen Werke*) ſich auch die weiter unten (Pl. IX, N. 8; und Pl. X, N. 5) mitgetheilten Inſchriften wiederfinden müſſen, deren letztere auch bey Warel (aus dem Hr. R.-R. ſie genommen hat) unter N. 5 (nicht N. 25) vorkommt. Beyde ſollen ſie ſich auf der ſüdlichen Küſte Tauriens, in Sably, einem Gute des einſtmaligen Gouverneurs von Taurien, des Hrn. v. Borosdin, befinden.

N. 6 gehört Hrn. P. du-Brux in Kertſch.

N. 7 ſoll im Kron-Garten zu Nikita in Taurien gefunden ſeyn, und ſich jetzt in Theodoſia befinden.

Platte X.

N. 1 und 2 ſind vom Hrn. v. Stempkovskij in Iljinſkoje (neben den Ruinen von Olbia) copirt worden. Referent weiß nicht, wo dieſe Steine hingekommen ſind.

N. 4 befindet ſich in Theodoſia, und ſoll in Anape gefunden ſeyn.

N. 5 bey Pallas (Bemerk. ꝛc. II, Pl. 5). —

---

antiquités trouvées sur les bords de la Mer-Noire etc. (Franzöſiſch und Deutſch zugleich). Berlin, 1803. 4.

*) Es iſt dieß eine in ruſſiſcher Sprache mit vielen Kupfern unter dem Titel: Досуги Крымскаго Судьи in 4. erſchienene Beſchreibung der Krym.

Platte XI. Eine Inschrift, welche nach Chandler und Clarke edirt ist, jedoch mit einigen kleinen Abänderungen. — So fehlt (Z. 17) im Worte ΠΡΟΤΡΕΨΑΤΟ das E hinter dem ΠΡΟ (wogegen Clarke ein Σ hat).

Z. 27 folgt Hr. R-R. dem Chandler, welcher ΠΡΟΝΟΙΑΙ für das im Clarke vorkommende (richtige) ΠΡΟΝΟΙΑΝ hat.

Z. 29 und 30 werden gegen Chandler und Clarke für ΓΡΑΦΗΜΕΝ und ΤΕΘΗΜΕΝ *), ΓΡΑΦΗΝΑΙ und ΤΕΘΗΝΑΙ geschrieben. In der drey und dreyßigsten Zeile hat Clarke am Ende nach dem A noch ein Λ (wohl mit Unrecht).

Pl. XI und XIII (nicht Pl. VII und VIII, wie S. 10 gesagt wird) befinden sich zwey aus Chandler's Inscript. Ant. (S. 94) genommene Inschriften, welche sich auf den Bosporus (?) beziehen. Die eine soll in der Akropolis zu Athen, die andere in Kozackow (doch nicht gar Otschakow?) am schwarzen Meere gefunden seyn. Wie übrigens olbische (nicht bosporische) Inschriften nach Otschakow kommen konnten, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß nicht nur diese Stadt, wie auch Kinburn, sondern fast alle umliegenden Dörfer aus olbischen Steinen erbaut wurden.

Zum Schlusse dieser Anzeige theilt nun Referent folgende bisher noch unedirt gebliebene olbische Inschriften mit, die er in den Jahren 1819 und 1821 selbst copirte, und deren deutsche Uebersetzung er der Güte des Hrn. D. von Eichenfeld in Wien verdankt, dem auch die Ergänzungen der defecten Inscriptionen angehören, welche weiter unten geliefert werden.

Nr. 1.

ΑΓΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ
ΑΠΟΛΛΩΝΙ ΠΡΟΣΤΑΤΗ
ΣΤΡΑΤΗΓΟΙΟΙΠΕΡΙΝΑΥΤΙ
ΜΟΝΑΡΓΟΥΑΝΑΓΟΥΘΕΟ
ΔΩΡΟΣΤΟΥΜΒΑΓΟΥΤΡΥ
ΦΩΝΤΡΥΦΩΝΟΣΧΩΔΑΡ
ΖΟΣΦΑΡΖΗΟΥΙΣΤΑΙΟΣ
ΣΑΔΑΙΟΥΑΝΕΘΗΚΑΝ
ΣΤΡΕΠΤΟΝΧΡΥΣΕΟΝΥΠΕΡ
ΕΥΣΤΑΘΕΙΑΣΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΚΑΙΕΙΡΗΝΗΣΚΑΙΤΗΣΕΑΥ
ΤΩΝΥΓΕΙΑΣΚΑΙΑΝΔΡΑΓΑΘΙ
ΑΣ ΘΕΟΔΟΥΛΟΣΜΑΚΑΓΟΥ
ΥΠΗΡΕΤΗΣΕΝΕΥΑΡΕΣΤΩΣ
ΗΒΟΥΛΗΚΑΙΟΔΗΜΟΣΤΟΥΣ
ΚΑΛΩΣΣΤΡΑΤΗΓΗΣΑΝΤΑΣ
ΕΤΙΜΗΣΕΝΧΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝΩ

»Glück auf! Apollon dem Beschützer weihten Nautimos, Arguanagos Sohn, der Stratege und seine Amtsgenossen Theodoros, Tumbagos Sohn, Tryphon, Tryphon's Sohn, Chodarzos, Pharzeos Sohn, Istaios, Sadaios Sohn, eine goldene Halskette für das Wohl der Stadt, für den Frieden, für ihr eigenes Wohlseyn und ihre Tapferkeit. Theodulos, Makagos Sohn, leistete dabey wohlgefällige Dienste; der Rath und das Volk beehrten die tapfern Strategen mit einem goldnen Kranze.«

*) Was doch ächt dorische Formen sind. E.

Dieser Beschluß des Rathes und Volkes befindet sich jetzt in Stol'noje; er steht auf einer weißen Marmortafel, welche 1 Fuß 7 Zoll lang, und 1 Fuß breit ist *). Der obere Theil des Steines, auf welchem man noch die Ueberreste eines Sphinx mit einer Kugel und zweyer Menschenfüße sieht, ist leider abgebrochen.

Nr. 2.

ΔΑ̃ΔΟΣ ΤΟΥΜΒΆΓΟΥ ΟΣΥΠΟΤΟΥΠΑ
ΤΡῸΣ ΔΙΕΔΈΞΑΤΟ ΚΑΤΑΞΙΑΝΤΟΥΓΕ
ΝΟΥΣ . . . ΕΑΥΤΟΥΤΗΝΓΝΩΜΗΝΩΣΟΥ κ
ἄΛΛΟΣ τῆς αὐ ΤΗΣΗΛΙΚΙΑΣΩΣΕΣΟΙΤΟΥΤΗΠο
ΛΕΙΦΙΛΟΠΑΤΡΙΣΕΠΑΙΝΟΥΜΕΝΟΣΤΕΥΠΟΠΑΝΤΩΝ
ΚΑΙΕΛΠΙΖΟΜΕΝΟΣΠΑΣΑΣΤΑΣΛΕΙΤΟΥΡΓΙΑΣΕΚ
ΤΕΛΕΣΕΙΝΚΑΤΑΤΟΑΞΙΩΜΑΤΟΥΓΕΝΟΥΣΥΠΟ
ΠΑΝΤΑΝΕΙΚΩΜΕΝΗΣΕΙΜΑΡΜΕΝΗΣΕΠΙΣΤΑΣΗΣ
ΑΦΗΡΠΑΓΗΚΑΙΤΩΝΓΟΝΕΩΝΚΑΙΤΗΣΠΑΤΡΙ
ΔΟΣΑΝΗΛΕΩΣΔΙΑΕΔΟΞΕΝΤΟΙΣΤΕΑΡ
ΧΟΥΣΙΝΚΑΙΤΗΒΟΥΛΗΙΚΑΙΤΩΔΗΜΩΙ
ΣΤΕΦΑΝΩΘΗΝΑΙΑΥΤΟΝΧΡΥΣΩΙ
ΣΤΕΦΑΝΩΙΤΟΝΤΕΚΗΡΥΚΑΑΝΑ
ΓΟΡΕΥΣΑΙΕΠΙΤΗΣΕΚΚΟΜΙΔΗΣΑΥΤΟΥ
ΟΤΙ ΗΒΟΥΛΗ ΚΑΙΟΔΗΜΟΣΣΤΕΦΑ
ΝΟΙΧΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝΩΙΔΑΔΟΝΤΟΥΤΜ
ΒΑΓΟΥΠΑΙΔΑΕΛΠΙΔΩΝΑΓΑΘΩΝΑΝ
ΤΕΧΟΜΕΝΟΝΑΝΑΤΕΘΗΝΑΙΤΕΤΟΥΨΗ
ΦΙΣΜΑΕΝΣΤΗΛΗΛΕΥΚΟΛΙΘΩΚΑΙ
ΑΝΑΤΕΘΗΝΑΙΕΝΤΩΕΠΙΦΑΝΕΣΤΑ
ΤΩΙ ΤΗΣΠΟΛΕΩΣ ΤΟΠΩΙ

»*Dados, der Sohn des Tumbagos*, der von seinem Vater »eine seiner edlen Herkunft so würdige Gesinnung erhalten hat, daß *kein* »*Anderer von gleichem* Alter ihn an Vaterlandsliebe übertroffen ha»ben würde, ist, nachdem er das Lob Aller erhalten, und man von »ihm die Hoffnung gehegt, er würde alle ihm vom Staate aufgetra»genen Dienstleistungen auf eine seiner edlen Herkunft würdige Weise »erfüllen, seinen Aeltern und dem Vaterlande von dem sich alles unter»werfenden Schicksale grausam entrissen worden; darum gefiel es den Ar»chonten, dem Rathe und dem Volke, daß er mit einem goldnen Kranz »gekrönt werden, und der Herold bey seiner Leichenfeyer verkündigen solle: »der Rath und das Volk kröne Dados, den Sohn des Tumbagos, »mit einem goldnen Kranze, der schönen Hoffnungen wegen, die er erregt;« »der Beschluß solle auf einer weißmarmornen Säule am sichtbarsten Orte »der Stadt aufgestellt werden.«

Dieß zweyte Psephisma, an dem, besonders im Anfange, die Zusammenziehung der Buchstaben, welche auf der Kupfertafel unter N. 19 angegeben ist, auffällt, befindet sich auch in Stol'noje, und die weiße Marmortafel, worauf dasselbe geschrieben steht, ist $4^1/_2$ Fuß lang, und $2^1/_4$ Fuß breit.

*) Referent bedient sich hier des englischen Maßes.

Nr. 3.

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ
ΑΠΟΛΛΩΝΙΠΡΟΣΤΑΤΗ
ΟΙΠΕΡΙΜΑΡΚΟΝΟΥΛΠΙΟΝ
ΠΥΡΡΟΝΑΡΣΗΟΥΑΧΟΥΣΤΡΑ
ΤΗΓΟΙΔΗΜΗΤΡΙΟΣ
ΞΗΣΣΑΓΑΡΟΥΖΩΙΛΟΣ
ΑΡΣΑΚΟΥ ΒΑΔΑΚΗΣ
ΡΑΔΑΝΨΩΝΤΟΣ [1])
ΕΠΙΚΡΑΤΗΣΚΟΞΟΥΡΟΥ
ΑΡΙΣΤΩΝΟ . Α . . ΑΔΑΚΟΥ
ΑΝΕΘΗΚΑΝΝΕΙΚΗΝ
ΧΡΥΣΕΟΝΣΥΝΒΑΣΕΙΑΡ
ΓΥΡΩΥΠΕΡΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΚΑΙΤΗΣ ΕΑΥΤΩΝΥΓΕΙΑΣ

»Glück auf! Apollon dem Beschützer weihten Markus Ulpius Pyrrhus, Arsevachos Sohn, der Stratege und seine Amtsgenossen, Demetrios, Xessagaros Sohn, Zoilos, Arsakes Sohn, Badakes, Rhadanpson's Sohn, Epikrates, Koxuro's Sohn, Ariston, O..a..adakos Sohn, eine goldne Siegesgöttin mit silberner Basis für der Stadt und ihr eigenes Wohlseyn.«

Auch diese olbische Votiv-Tafel befindet sich jetzt in Stol'noje. Sie ist von bläulichem Marmor, 4 Fuß 5 Linien lang, und 2 Fuß 5 Zoll 4 Linien breit.

N. 4.

ΑΓΑΘΗΙΤΥ
ΧΗΙΑΠΟΛΛΩ
ΝΙΠΡΟΣΤΑΤΙ
ΟΙΠΕΡΙΑΜΩΣ
ΜΑΙΟΝΑΜΩ
ΘΑΣΤΟΥΣΤΡΑ
ΤΗΓΟΙΑΧΙΛΛΕΟΣ
ΔΗΜΗΤΡΙΟΥ
ΝΟΥΜΗΝΙΟΣ
ΡΑΔΑΜΨΩΝ(ΟΥ) [2])
ΤΟΣΝΕΙΚΙΑΣ
ΠΟΝΤΙΚΟΥ
ΔΡΕΙΒΑΛΙΣ
ΡΑΠΑΚΕΟΥΣΑ
ΒΡΑΓΟΣ ΣΑΜ
ΟΥΤΟΥ ΑΝΕΘ
ΗΚΑΝ ΣΤΡΕΠ
ΤΟΝΧΡΗΣΕΟΝ
ΥΠΕΡΤΗΣ ΠΟ
ΛΕΩΣ ΚΑΙΤΗ
ΣΕΑΥΤΩΝΥΓΕΙ
ΑΣ

»Glück auf! Apollon dem Beschützer weihten Amosmaios, Amothastos Sohn, der Stratege und seine Amtsgenossen, Achileos, Demetrios Sohn, Numenios, Rhadampson's Sohn, Nikias, Pontikos Sohn, Dreibalis, Rhapakes Sohn, Abragos, Samutos Sohn, eine goldne Halskette für der Stadt und ihr eigenes Wohlseyn.«

---

[1]) Dieß ist der Βαδάκης Ραδανψῶντος, dessen oben (S. 291) in Beziehung auf den, hier in der folgenden Inschrift vorkommenden Νουμήνιος Ραδαμψῶντος Erwähnung geschah.

[2]) Die letzten Buchstaben, ΟΥ werden schwerlich auf dem Steine stehen, da auch Hr. v. Koehler, der diese Stelle anführt, dieselben nicht hat. S. Médailles Grecques. *St. Petersbourg*, 1822. S. 34.

Diese zweyte Gelobungstafel, welche Referent der Mittheilung des Hrn. v. Blaramberg verdankt, soll sich, nach Aeußerung desselben, bey dem Herrn Kazaki, griechischem Gutsbesitzer auf der Otschakowschen Steppe, befinden. — Es ist die die nämliche, aus welcher Hr. v. Stempkovskij den Namen Radampson kennen lernte (s. der vorliegenden Schrift S. 227)

Nr. 5.

Ἐπὶ ἀρχόντων τῶν
ΠΕΡΙΣ . . . . .
ΡΟΥ ΤΟΒΠΟΡΙσαντες
ΑΧΙΛΛΕΥΣΔΗΜΗΤρίου
ΔΙΟΝΥΣΙΟΔΩΡΟΣ ΕΡμίου
ΖΩΒΕΙΣ ΖΩΒΕΙΑΡΧου
ΤΗΝΠΡΟΣΕΥΧΗΝΕπε
ΣΚΕΥΑΣΑΝΤΗΕΑΥτων
ΠΡΟΝΟΙΑΣΤΙΓΑΣΑντες *)
Α . . ΤΟΥ . . . . . .

(Unter dem Archontat des S . . . .) Sohn des . . . . ros, der zum zweyten Male Archont war und seiner Collegen haben Achilleus, Demetrios Sohn, Dionysiodoros, Hermias Sohn, Zobeis, Zobeiarchos Sohn, auf ihre Kosten das Bethaus ausgebessert, und durch ihre Vorsorge mit einem Dache versehen.

Die Größe dieses jetzt in Stol'noje befindlichen Bruchstückes einer Marmortafel ist über 8 Zoll lang, und beynahe eben so breit.

Die hier folgenden drey Bruchstücke olbischer Psephismen Nr. 6, 7 und 8 befinden sich auf der Universitäts-Bibliothek zu Char'kow, wohin sie wahrscheinlich durch den Hrn. Grafen S. Potozki gekommen sind.

Nr. 6.

. . . . . ΙΤΗΙΙ . . . . . .
. . . . . ΠΑΡΕΧόμενος ἑαυτὸν εὐνοῖν
καὶ μέτριον εἰΣΕΝΑΕΚΑΣΤον . . . .
. . . . . ΥΚΑΙΕΛΠΙΖΟΜΕΝος πᾶσας τὰς
λειτουργίας ἐκτελΕΣΕΙΝΤΗΠΑΤΡΙΔΙΥΠὸ
τῆς βασκάνΟΥΚΑΙΠΑΝΤΑΝΕΙΚΩΜένης εἱμαρ-
μένης ἁφηρπάγΗΩΣΑΧΘΕΣΘΗΝΑΙτοὺς πολίτας
καὶ τοὺς ξένους ἐπὶ τΟΙΟΥΤΩΑΝΔΡΙΔΙὸ ἔδοξεν τοῖς
τε ἄρχουσιν καὶΙΤΗΒΟΥΛΗΚΑΙΤῶ δήμω στεφάνω-
θῆναι αὐτὸν χΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝω . . . . . .
. . . . . .

»der sich gegen Jedermann wohlwollend und bescheiden erwies, und von dem man die Hoffnung hegte, er werde alle vom Staate ihm aufgetragenen Dienstleistungen für das Vaterland erfüllen, ist von dem neidischen und sich alles unterwerfenden Schicksale dahingerissen worden, so daß die Bürger und die Fremden über den Verlust eines solchen Mannes getrauert: deßwegen gefiel es den Archonten, dem Rathe und dem Volke, ihn mit einem goldenen Kranze zu krönen.«

*) Für ΣΤΕΓΑΣΑντες.

Nr. 7.

ΛΝΩΛ
ΘΟΣΚΑΙ
χρΗΣΤΟΤΗΤΑΗΝ
ΚΣΧΕΝΕΙΣΠΡΟ
ΙΠΡΟΣΤΟΚΑΙ
ΚΙΣΘΑΙΤΗΣΠΕ
εὐΠΟΙΙΑΣΑΝΑ *)
γραφῆναι τὸ δὲ ψΗΦΙΣΜΑΕΝΣΤΗ
λῃ λευκολίθῳ κΑΙΑΝΑΤΕΘΗ
ναι ἐν τῷ ἐπισημΟΤΑΤΩΤΗΣ
πόλεως τόπῳ

Dieser Beschluß soll auf eine weiß-marmorne Säule geschrieben, und an dem ausgezeichnetsten Orte der Stadt aufgestellt werden.

Nr. 8.

. . . ΑΕ
ἀναγραΦΗΝΑΙ
. . . . . καΙΑΝΑΤΕΘΗ
ναι ἐν τῷ ἐπισημοταΤΩΤΗΣ
πόλεως τόπῳ

»(Daß dieser Beschluß auf eine weiß-marmorne Säule) geschrieben, und an dem ausgezeichnetsten Orte der Stadt aufgestellt werden solle.«

Interessant für die Geschichte von Olbia ist das unter N. 16 hier beygefügte Piedestal zweyer Bildsäulen, welche dem Caracalla und seinem Bruder Septimius Geta errichtet wurden. Die Länge dieses marmornen Fußgestelles, welches von Olbia auch nach Stol'noje geführt ist, beläuft sich auf 5 Fuß 1 Zoll, die Breite 1 1/2 Fuß; die dicke Seite aber, auf welcher die Inschrift steht, beträgt über 8 Zoll. Oben sieht man, in der Mitte des Steines, zwischen den Vertiefungen, in welchen sich die Füße befanden, ein Loch, worin ein Stab, ein Trophäe oder etwas ähnliches gestanden haben mag. Dort, wo der linke Fuß des Septimius Geta war, sieht man die Ueberreste einer Inschrift, — ein Beweis, daß man keinen neuen Marmorblock zum Fußgestelle genommen hatte.

Die Inschriften hier lauten so:

Nr. 9.

Α . . . . . .
αὐτοκράΤΟΡΑΣΕΒΑΣΤΟΝ . Μ (άρκον) ΑΥΡΗ
ΛΙΟΝ ἀΝΤΩΝΕΙΝΟΝΑΥΓΟΥΣΤΟΝ
ΗΒΟΥΛΗ . ΚΑΙΟΔΗΜΟΣ . Ο . ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ

Rechts daneben steht:

ΑΓΑΘΗΙΤΥΧΗΙ
ΣΕΠτίμιον γέταν
ΚΑΙΣΑΡΑ . ΗΒΟΥΛΗ
ΚΑΙ ΟΔΗΜΟΣ . Ο . ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ

*) Für ANA.

In Stol'noje, wohin, wie man aus Obigem sieht, die meisten olbischen Denkmäler hingekommen sind, befindet sich auch ein jener Kolonie angehörendes Basrelief, welches ein Opfer vorstellt. Man sieht hier das mit der gehobenen Linken hinter dem Altare sitzende höhere Wesen, unter dessen Sessel sich eine Schlange windet, zu der er mit der rechten Hand ein Gefäß hinhält. Zur Seite oben an der Wand befindet sich das formlose Gebilde eines Kopfes. Hin vor den Altar tritt die Kanephore, mit dem Gefäße auf dem Haupte. Gleich hinter ihr naht der von Flötenspielern begleitete junge Stier. Auf diese folgt ein bärtiger Mann (Priester?), und endlich erscheinen noch zwey Männer, ein Frauenzimmer und ein Kind. Dieser Marmor ist jedoch so erhalten, daß leider kein einziges Gesicht mehr ganz daran geblieben ist, aus welchem Grunde denn auch die Mittheilung desselben hier unterbleibt [1]). Es sey daher nur noch bemerkt, daß über dem Reliefbilde sich folgende, den Anfang einer Inschrift ausmachende, Buchstaben ..OΞATOMHI... befinden.

Ein anderes auch in Stol'noje befindliches Basrelief stellt auf dem Felde eines kleinen, nur 1 Fuß 8 Zoll langen Giebels, einen Reiter vor, und oben, ihm zur Seite, zwey Brustbilder, welche an die bildliche Darstellung von Sonne und Mond erinnern, wie diese auf mehreren Mithras-Monumenten personificirt vorkommen [2]).

---

1) Die beste Abbildung dieses 2 Fuß, 10 Zoll langen, und 1 Fuß, 6 Zoll hohen Basreliefs, welches Referenten zu Gesicht gekommen ist, befindet sich in der noch unedirten Reise der Herren v. Borosdin und Jermolajew durch Rußland, wozu die Zeichnungen in der Kaiserl. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg aufbewahrt werden.

2) Pallas und Clarke erwähnen noch eines olbischen Basreliefs, welches sich in der Kirche zu Nikolajew befinden soll. Nach der, vom Ersteren gelieferten Abbildung, stellt der obere Theil einen Reiter vor, welcher einen Wurfspieß schwinget. Ihm zur Seite steht ein Jüngling, und ein Hund springt gegen das Pferd. Clarke sucht dieses Bild durch Herodot's Nachricht von den Leichenbegängnissen der Skythenkönige (IV, 72) zu erklären, wo jedesmal funfzig von deren treuesten Dienern getödtet, und dem Verstorbenen zu Ehren auf funfzig ausgestopfte Pferde gesetzt wurden. Wenn nun auch hier keine griechische Inschrift dabey stünde, wie wären denn wohl der Knabe und der Hund zu erklären? Eher dürfte man eine Stelle aus dem *Dio Chrysostomus* anführen, wo dieser (in seiner Oratio Borysthenitica: XXXVI) erzählt, daß bey seiner Ankunft vor Olbia ihm Kallistratos entgegen geritten kam, begleitet von seinem Fußgänger (oder Läufer). Der Hund aber, wie er dem gebildeten Europäer jetzt noch so oft zum Begle-

Wichtiger jedoch als alle bisher edirten olbischen Denkmäler ist unstreitig das Psephisma des Protogenes, welches Referent am $\frac{7}{19}$ December 1821 in Stol'noje copirte. Wenn Hr. Raoul-Rochette schon die Inschrift des Theokles (S. 146) für einen der merkwürdigsten, auf uns gekommenen Beschlüsse von Rath und Volk zu Ehren eines Mitbürgers hält, um wie viel mehr verdient nicht diese die Aufmerksamkeit des Historikers und Archäologen, da in ihr nicht bloß neue, der Geschichte entgangene Personen, sondern auch bisher ganz unbekannt gebliebene Völkerschaften vorkommen. Hoffentlich wird denn diese der Inschrift von Kyme (in Aeolien), welche die Krone aller bisher bekannt gewordenen Psephismen genannt wird, nichts nachgeben. — Eines nur bleibt zu bedauern übrig, daß nämlich die viereckige Marmorsäule, auf deren beyden entgegengesetzten Seiten diese Inschrift steht *), unten abgebrochen ist, so daß hier in zwey Bruchstücken nur das geliefert werden kann, was die beyden oberen Theile dieser Inscription ausmachte. — Um den Leser in den Stand zu setzen, diese Inschrift auch paläographisch zu beurtheilen, fügt Referent unter N. 18 hier die Form mehrerer Buchstaben bey, und bemerkt nur noch, daß die O, Θ und Ω hin und wieder verhältnißmäßig auch noch viel kleiner als auf der Kupferplatte vorkommen. Von den Π ist bey einigen der rechte Fuß kürzer; die Form des Σ ist durchgängig rund, wie solche auf der Kupfertafel angegeben wird; vom Z aber kommt nur die auf der Platte mitgetheilte Form vor.

---

ter dient, war auch des Barbaren treuer Lebensgefährte, wie schon Herodot's Notiz über die Jyrken (IV, 22) zeugt.

*) Diese Säule ist jetzt nur noch 5 Fuß, bis 5 Fuß 10 Zoll lang; die beschriebenen Seiten sind 1 Fuß, $5\frac{3}{4}$ Zoll breit; die unbeschriebenen aber (oder die Dicke des Marmors zwischen der Schrift), betragen 10 Zoll.

Nr. 10.

ΕΔΟΞΕΒΟΥΛΗΙΚΑΙΔΗΜ ωι ΕΠΙΚΑΔΙΟΙΑΡΧΟ ν
ΤΕΣΚΑΙΟΙΕΠΤΑΕΠΑΝΕΠΕΙΔΗΗΡΟΣΩΝΤΕΟΠΡ ω
ΤΟΓΕΝΟΤΣΠΑΤΗΡΠΟΛΛΑΣΚΑΙΜΕΓΑΛΑΣ
ΧΡΕΙΑΣΠΑΡΕΙΣΧΗΤΑΙΤΗΙΠΟΛΕΙΚΑΙΕΙΣΧΡΗ
ΜΑΤΩΝΚΑΙΕΙΣΠΡΑΓΜΑΤΩΝΛΟΓΟΝΠΡΟΤΟ
ΓΕΝΗΣΤΕΔΙΑΔΕΞΑΜΕΝΟΣΤΗΜΠΑΡΑΤΟΠΑ
ΤΡΟΣΕΥΝΟΙΑΝΠΡΟΣΤΟΝΔΗΜΟΝΔΙΑΒΙΟΤΔΙΑ
ΤΕΤΕΛΕΚΕΝΛΕΓΩΝΚΑΙΠΡΑΤΤΩΝΤΑΒΕΛ
ΤΙΣΤΑΚΑΙΠΡΩΤΟΜΜΕΝΠΑΡΑΓΕΝΟΜΕ
ΝΟΤΣΑΙΤΑΦΑΡΝΟΤΤΟΤΒΑΣΙΛΕΩΣΕΙΣΚΑΓΚΤ
ΤΟΝΚΑΙΑΠΑΙΤΟΤΝΤΟΣΤΑΔΩΡΑΤΗΣΠΑΡΟΔΟΤ
ΤΩΝΔΕΚΟΙΝΩΝΕΞΗΠΟΡΗΜΕΝΩΝΕΠΙΚΛΗΘΕΙΣ
ΤΠΟΤΟΤΔΗΜΟΤΕΔΩΚΕΧΡΤΣΟΤΣΤΕΤΡΑΚΟΣΙΟΤς
ΤΩΝΤΕΑΡΧΟΝΤΩΝΘΕΝΤΩΝΤΑΙΕΡΑΠΟΤΗΡΙ
ΛΕΙΣΤΗΝΤΗΣΠΟΛΕΩΣΧΡΕΙΑΝΠΡΟΣΠΟΛΤΧΑ ρ
ΜΟΝΠΡΟΣΧΡΤΣΟΤΣΕΚΑΤΟΝΚΑΙΟΤΚΕΧΟΝΤΩΝ
ΛΤΣΑΣΘΑΙΤΟΤΔΕΞΕΝΟΤΦΕΡΟΝΤΟΣΕΠΙΤΟΝ
ΧΑΡΑΚΤΗΡΑΑΤΤΟΣΤΠΕΡΑΠΟΔΟΤΣΤΟΤΣΕΚΑ
ΤΟΝΧΡΤΣΟΤΣΕΑΤΣΑΤΟΤΩΝΤΕΠΕΡΙΔΗΜΟΚΩΝ
ΤΑΑΡΧΟΝΤΩΝΑΓΟΡΑΣΑΝΤΩΝΑΤΣΙΤΕΛΩΣΟΙΝΟΝ
ΧΡΤΣΩΝΤΡΙΑΚΟΣΙΩΝΟΤΚΕΧΟΝΤΩΝΔΕΤΗΝΤΙΜΗΝ
ΔΙΑΛΤΣΑΙΕΠΙΚΛΗΘΕΙΣΤΠΟΤΟΤΔΗΜΟΤΕΔΩΚΕΤΟΤΣ
ΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΧΡΤΣΟΤΣΕΠΙΤΕΗΡΟΔΩΡΟΤΙΕΡΕΩΣΙΤΟ
ΔΕΙΑΣΟΤΣΗΣΚΑΙΠΩΛΟΤΜΕΝΟΤΤΟΤΣΙΤΟΤΕΙΣΠΕΝ
ΤΕΚΛΙΔΙΑΤΟΝΚΙΝΔΤΝΟΝΤΟΝΕΠΙΦΕΡΟΜΕΝΟΝΟΙΟ
ΜΕΝΟΤΔΕΙΝΤΟΤΔΗΜΟΤΠΑΡΑΘΕΣΘΑΙΣΙΤΟΝΙΚΑ
ΝΟΝΚΑΙΕΙΣΤΑΤΤΑΠΑΡΑΚΑΛΟΤΝΤΟΣΤΟΤΣ
ΕΧΟΝΤΑΣΠΡΩΤΟΣΠΑΡΕΛΘΩΝΕΠΗΓΕΙΛΑ
ΤΟΜΕΔΙΜΝΟΤΣΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΕΙΣΔΕΚΑΚΑΙ
ΤΩΝΛΟΙΠΩΝΠΑΡΑΧΡΗΜΑΚΟΜΙΣΑΜ ε
ΝΩΝΤΗΝΤΙΜΗΝΑΤΤΟΣΕΝΙΑΤΤΟΝΣΤΜΠ ε
ΡΙΕΝΕΓΧΘΕΙΣΤΟΚΟΝΟΤΘΕΝΑΕΠΡΑΞΑΤΟΕ
ΠΙΤΕΤΟΤΑΤΤΟΤΙΕΡΕΩΑΘΡΟΩΝΠΑΡΑΓΕΝΟ
ΜΕΝΩΝΣΑΙΩ ν ΕΠΙΤΗΝΤΩΝΔΩΡΩΝΚΟΜΙ
ΔΗΝΟΤΔΤΝΑΜΕΝΟΤΔΕΤΟΤΔΗΜΟΤΔΟΤ
ΝΑΙΑΤΤΟΙΣΑΞΙΩΣΑΝΤΟΣΔΕΠΡΩΤΟΓΕΝΗΝ
ΒΟΗΘΗΣΑΙΤΟΙΣΚΑΙΡΟΙΣΠΑΡΕΛΘΩΝΕΠΗΓΓΕ ε
ΛΑΤΟΧΡΤΣΟΤΣΤΕΤΡΑΚΟΣΙΟΤΣΑΙΡΕΘΕΙΣΤΕ
ΤΗΣΤΩΝΕΝΝΕΑΑΡΧΗΣΟΤΚΕΛΑΤΤΟΝΩΝ
ΜΕΝΗΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙΩΝΧΡΤΣΩΝ
ΠΡΟΘΕΣΙΝΕΠΟΙΗΣΑΤΟΕΠΙΤΑΙΣΜΕΛΛΟΤΣΑΙΣ
ΠΡΟΣΟΔΟΙΣΕΞΩΜΠΟΛΛΟΙΜΕΝΣΚΗΠΤΟΤΧΟΙ
ΕΘΕΡΑΠΕΤΘΗΣΑΝΕΤΚΑΙΡΩΣΟΤΚΟΛΙΓΑΔΕ
ΔΩΡΑΠΑΡΕΣΚΕΤΑΣΘΗΤΩΙΒΑΣΙΛΕΙΑΤΣΙΤΕΛ ως
ΠΡΑΘΕΝΤΟΣΤΕΤΟΤΣΤΟΛΟΤΕΙΣΒΑΣΙΛΕΙΑ
ΚΑΤΑΤΟΨΗΦΙΣΜΑΕΝΩΙΕΔΕΙΤΟΤΣΑΓΟΡΑ
ΣΑΝΤΑΣΛΑΒΕΙΝΠΑΡΑΤΗΣΠΟΛΕΩΣΧΡΤΣΟΤς
ΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΚΑΙΑΓΟΡΑΣΑΝΤΟΣΚΟΝΩΝΟΣΔΙ
ΑΤΟΔΕ τ ΑΧΡΗΜΑΤΑΜΗΔΤΝΑΣΘΑΙ
ΔΟΤΝΑΙΤΟΤΣΑΡΧΟΝΤΑΣΑΛΛΕΙΝΑΙΠΑ

Es hat dem Rathe und dem Volke gefallen. Am 20sten sprachen die Archonten und die Siebenmänner: Nachdem Heroson, der Vater des Protogenes, der Stadt viele und große Vortheile durch Geld und That verschafft, und Protogenes, der von seinem Vater das Wohlwollen gegen das Volk ererbt, sein ganzes Leben hindurch zum Besten (des Vaterlandes) gesprochen und gehandelt hat, und zwar erstlich, als der König Saitapharnes [1]) an den Kankytos (?) gekommen war, und die Ankunftsgeschenke verlangte, in der Stadtkasse aber Mangel war, gab er, vom Volke zu Hülfe gerufen, vierhundert Goldstücke her. Da ferner die Archonten zum Nutzen der Stadt die heiligen Trinkgefäße bey Polycharmos um hundert Goldstücke versetzt, und nicht so viel (Geld) hatten, sie auszulösen, der Fremde (Polycharmos) aber sie in die Präge trug, erlegte er (Protogenes) dafür die hundert Goldstücke, und löste sie aus. Als der Archont Demokyon und seine Collegen Wein um dreyhundert Goldstücke wohlfeil gekauft, aber nicht so viel (Geld) hatten, den Preis dafür auszuzahlen, gab er (Protogenes), vom Volke herbeygerufen, die dreyhundert Goldstücke her. Als unter dem Priester Herodoros Getreidemangel war, und das Getreide zu fünf (Drachmen) verkauft wurde, das Volk aber der bevorstehenden Gefahr wegen glaubte, man müsse eine hinlängliche Menge Getreide aufspeichern, und die Getreidebesitzer deßwegen aufforderte, trat er (Protogenes) zuerst auf, und erklärte sich zur Lieferung von zweytausend Medimnen zu zehn (Oboln) bereit, und da die Uebrigen sich alsogleich bezahlen ließen, ließ er sich herbey, ein Jahr zu warten, und nahm keine Zinsen dafür. Als unter demselben Priester die Sajer [2]) zahlreich angekommen waren, um die Geschenke abzuholen, das Volk aber nicht im Stande war, sie ihnen zu geben, und es verlangte, Protogenes solle unter diesen Umständen aushelfen, trat er auf und bot vierhundert Goldstücke an. Unter die Neunmänner [3]) erwählt, schoß er auf die künftigen Einkünfte nicht weniger als funfzehnhundert Goldstücke vor, mittelst welcher vielen Skeptuchen [4]) die gebührenden Ehrenbezeugungen zur rechten Zeit erwiesen, und für den König nicht wenige Geschenke bereitet wurden. Da die Flotte zum Dienste des Königs vortheilhaft verkauft worden war, und nach einem Volksbeschlusse die Käufer dreyhundert Goldstücke aus der Stadtkassa erhalten sollten, und Konon sie gekauft hatte, die Archonten aber kein Geld hergeben konnten, weil es bey den Zollpächtern war, und die

ΡΑΤΟΙΣΤΕΛΩΝΑΙΣΔΙΑΛΤΣΑΜΕΝΩΝΤΗΝΩ
ΝΗΝΠΡΟΣΤΗΜΠΟΛΙΝΚΑΙΔΙΑΤΑΤΤΑΤΡΙΣ
ΑΝΑΠΡΑΘΕΙΣΗΣΤΗΣΩΝΗΣΚΑΙΤΟΤΡΙΤΟΝ
ΑΓΟΡΑΣΑΝΤΟΣΦΟΡΜΙΩΝΟΣΣΤΝΙΔΩΝ
ΠΡΩΤΟΓΕΝΗΣΔΙΟΤ . . ΕΓΑΛΟΙΣΔΙΑΠΤΩ
ΜΑΣΙΠΕΡΙΠΕΣΕΙΤΑΙΗΠΟΛΙΣΑΤΤΟΣΠΑΡΕΛ
ΘΩΝΕΙΣΤΗΝΕΚΛΗΣΙΑΝΕΔΩΚΕΤΟΤΣΤΡΙΑ
ΚΟΣΙΟΤΣΧΡΤΣΟΤΣΠΑΛΙΝΤΕΠΙΠΛΕΙΣΤΑΡΧΟυ
ΙΕΡΕΩΣΙΤΟΔΕΙΑΣΓΕΝΟΜΕΝΗΣΙΣΧΤΡΑΣΚΑΙΠΩ
ΛΟΤΜΕΝΟΤΤΟΤΣΙΤΟΤΕΙΣΜΕΔΙΜΝΟΝΚΑΙΔΤΟΤΡι
ΤΕΙΣΠΡΟΔΗΛΟΤΔΕΟΝΤΟΣΕΣΣΕΣΘΑΙΤΙΜΟΤΣΤΕ
ΡΟΤΩΣΠΕΡΔΕΚΑΙΕΓΕΝΕΤΟΠΑΡΑΤΤΙΚΑΟΜΕΔΙ
ΜΝΟΣΧΡΤΣΟΤΚΑΙΔΤΟΤΡΙΤΩΝΚΑΙΔΙΑΤΑΤΤΑ
ΔΙΑΓΩΝΙΑΣΑΝΤΟΣΤΟΤΔΗΜΟΤΚΑΙΟΙΟΜΕΝΟΤ
ΔΕΙΝΣΙΤΩΝΗΣΑΙΕΙΣΔΕΤΑΤΤΑΧΡΕΙΑΣΠΑΡΑ
ΣΧΕΣΘΑΙΤΟΤΣΕΤΠΟΡΟΤΜΕΝΟΤΣΠΡΩΤΟΣΣΤΝ
ΕΛΘΟΤΣΗΣΕΚΛΗΣΙΑΣΕΠΙΓΓΕΙΛΑΤΟΕΙΣΤΗΝ
ΣΙΤΩΝΙΑΝΧΡΤΣΟΤΣΧΙΛΙΟΤΣΟΤΣΠΑΡΑΤΤΙΚΑΕ
ΝΕΓΚΑΣΕΔΩΚΕΝΩΝΤΟΤΣΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΑΤΟΚΟΤΣ
ΕΙΣΕΝΙΑΤΤΟΝΚΑΙΔΟΤΣΧΡΤΣΙΟΝΠΑΝΧΑΛΚΟΝ
ΕΚΟΜΙΣΑΤΟΕΚΤΕΤΡΑΚΟΣΙΩΝΠΡΩΤΟΣΔΕΠΙΓ
ΓΕΙΛΑΤΟΠΤΡΩΝΜΕΔΙΜΝΟΤΣΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΠΕΝ
ΤΑΚΟΣΙΟΤΣΩΝΤΟΤΣΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΜΕΝΕΔΩΚΕΝ
ΕΙΣΤΕΤΤΑΡΑΣΚΑΙΕΚΤΕΑΤΟΤΣΔΕΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΕΙς
ΔΤΟΚΑΙΕΠΤΑΗΜΙΕΚΤΕΑΚΑΙΤΩΝΛΟΙΠΩΝΤΩΝ
ΕΝΤΟΤΤΩΙΤΩΙΚΑΙΡΩΙΕΠΑΓΓΕΙΛΑΜΕΝΩΝΠΑ
ΡΑΧΡΗΜΑΤΑΣΤΙΜΑΣΚΟΜΙΣΑΜΕΝΩΝΑΠΟΤΩν
ΠΟΡΙΣΘΕΝΤΩΝΧΡΗΜΑΤΩΝΑΤΤΟΣΣΤΜΠΕΡΙΕ
ΝΕΙΧΘΕΙΣΕΝΙΑΤΤΟΝΤΗΝΤΙΜΗΝΕΚΟΜΙΣΑΤΟΤο
ΧΟΝΟΤΔΕΝΑΠΡΑΞΑΜΕΝΟΣΚΑΙΔΙΑΤΗΜΠΡΩΤΟ
ΓΕΝΟΤΣΠΡΟΘΤΜΙΑΝΠΟΛΛΑΜΕΓΧΡΗΜΑΤΑΟΤ
ΚΟΛΙΓΟΣΔΕΣΙΤΟΣΕΠΟΡΙΣΘΗΤΩΙΔΗΜΩΙΤΟΤΤΕ
ΒΑΣΙΛΕΩΣΣΛΙΤΑΦΑΡΝΟΤΠΑΡΑΓΕΝΟΜΕ *)
ΝΟΤΚΙΣΤΟΠΕΡΑΝΕΠΙΘΕΡΑΠΕΙΑΝΤΩΝΔΕΑΡΧΟΝ
ΤΩΝΣΤΝΑΓΑΓΟΝΤΩΝΕΚΛΗΣΙΑΝΚΑΙΤΗΝΤΕΠΑ
ΡΟΤΣΙΑΝΕΜΦΑΝΙΣΑΝΤΩΝΤΟΤΒΑΣΙΛΕΩΣΚΑΙΔΙΟ
ΤΙΕΝΤΑΙΣΠΡΟΣΟΔΟΙΣΕΣΤΙΝΟΤΔΕΝΠΑΡΕΛΘΩΝ
ΠΡΟΤΟΓΕΝΗΣΕΔΩΚΕΧΡΤΣΟΤΣΕΝΑΚΟΣΙΟΤΣΤΩν
ΔΕΠΡΕΣΒΕΤΤΩΝΛΑΒΟΝΤΩΝΤΑΧΡΗΜΑΤΑΚΑΙΑ
ΠΑΝΤΗΣΑΝΤΩΝΒΑΣΙΛΕΙΠΡΩΤΟΓΕΝΟΤΣΚΑΙ
αΡΙΣΤΟΚΡΑΤΟΤΣΤΟΤΔΕΒΑΣΙΛΕΩΣΤΑΜΕΝΔΩΡα
δεξ ΑΜΕΝΟΤΕΙΣΟΡΓΗΝΔΕΚΑΤΑΣΤΑΝΤΟΣΚΑι
τὴν ΑΝΑΖΕΤΞΙΝΠΟΙΗΣΑΜΕΝ ου . . . . .
. . ΔΕΚΑΙΤΟΤΣΑΡΧΟΝΤΑΣΑΝΔ . . . . .
. . ε ΛΘΩΝΟΔΗΜΟΣΠΕΡΙΦΑ . . . . .
. . πρες ΒΕΤΤΑΣΕΠΙΤ . . . . .
. . ΙΣΩ . . . . . .

*) Hier folgen auf dem Steine nochmals die vier letzten Buchſtaben NOME, welche, als überflüſſig, wohl nur einem Irrthume des Steinſchneiders zuzuſchreiben ſind. Daß man ähnliche Fehler auf Steinſchriften antrifft, darf um ſo weniger wundern, da man dieſelben auch in Moſaikarbeiten findet, wie dieſes der Fall iſt in der Kuppel der Soloto-wercho-Michai-

Käufer (?) den Kauf an die Stadt zurücksagten, deßwegen aber das Gekaufte drey Mal wieder verkauft ward, und der dritte Käufer Phormion [5]) war; so trat Protogenes, überzeugt, daß der Stadt dadurch großer Nachtheil erwachsen würde, in der Volksversammlung auf, und gab die dreyhundert Goldstücke her. Als hinwiederum unter dem Priester Pleistarchos starker Getreidemangel war, so daß ein Medimnos Getreide zu zwey Drittel (eines Goldstückes) verkauft wurde, und voraus zu sehen war, daß es noch theurer werden würde, wie auch gleich darauf der Medimnos 1 2/3 Goldstücke galt, und das Volk, deßwegen bängstigt, der Meinung war, es sey erforderlich Getreide einzukaufen, und daß sich in dieser Noth die Wohlhabenden thätig erweisen sollten; so war er der erste, der, als sich das Volk versammelt hatte, tausend Goldstücke zum Getreideankauf anbot, und gleich hergab, und zwar dreyhundert davon ohne Interessen auf ein Jahr; obgleich er nun alles in geprägtem Golde hergegeben, nahm er es doch in Kupfer, zu vierhundert (Aufgeld), zurück. Er war auch der erste, der zweytausend fünfhundert Medimnen Weizen anbot, davon er fünfhundert zu 4 1/6 (Goldstück), zweytausend aber zu 2 7/12 (Goldstücken) lieferte, und während die übrigen, die sich damals (zu liefern) anheischig gemacht hatten, für das Herbeygeschaffte alsogleich sich bezahlen ließen, ließ er es sich gefallen erst nach Jahresfrist die Bezahlung anzunehmen, ohne dafür Interessen zu verlangen, und so wurde durch die Bereitwilligkeit des Protogenes dem Volke viel Geld und nicht wenig Getreide verschafft. Als aber der König Saitapharnes übergesetzt, und die Archonten, wegen der ihm zu erweisenden Ehrenbezeugungen, eine Volksversammlung zusammenberufen, und die Gegenwart des Königs, wie auch, daß in der Stadtkasse Nichts vorhanden sey, bekannt gemacht hatten: trat Protogenes vor, und gab neunhundert Goldstücke her. Da nun die Gesandten das Geld genommen, und Protogenes und Aristokrates dem Könige entgegen gegangen waren, und der König die Geschenke zwar angenommen, aber in Zorn gerathen und die Rückkehr angetreten hatte; — — — — — — — — —

---

low'schen Kirche, zu Kiow über der coena Domini, bey der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, vielleicht von einem Griechen besorgten slawischen Inschrift, wo mehrere Buchstaben wiederholt darin vorkommen. S. des Referenten Aufsatz über Alterthum und Kunst in Rußland, in dem zu diesem Bande gehörenden Anzeigeblatte, S. 12.

Fortsetzung von Nr. 10.

ΕΤΙΔΕΤΟΤΠΛΕΙΣΤΟΤΜΕΡΟΤΣΤΟΤΠΡΟΣΤΟΜΠΟ τα
ΜΟΝΤΗΣΠΟΛΕΩΣΑΤΕΙΧΙΣΤΟΤΟΝΤΟΣΤΟΤΤΕΚΑ τα
ΤΟΝΛΙΜΕΝΑΠΑΝΤΟΣΚΑΙΤΟΤΚΑΤΑΤΟΠΡΟΤΕΡ ον
ΤΠΑΡΧΟΝΙΧΘΤΟΠΩΛΙΟΝΕΩΣΟΤΟΗΡΩΣΟΣΩΣΙΑΣ
ΤΩΝΔΕΛΤΤΟΜΟΛΩΝΕΠΑΓΓΕΛΛΟΝΤΩΓΑΛΑ
ΤΑΣΚΑΙΣΚΙΡΟΤΣΠΕΠΟΙΗΣΘΑΙΣΤΜΜΑΧΙΑΝΚΑΙΔΤ
ΝΑΜΙΝΣΤΝΗΧΘΑΙΜΕΓΑΛΗΝΚΑΙΤΑΤΤΗΝΤΟΤΧΕΙ
ΜΩΝΟΣΗΞΕΙΝΕΠΑΓΓΕΛΛΟΝΤΩΝΠΡΟΣΔΕΤΟΤ
ΤΟΙΣΘΙΣΑΜΑΤΑΣΚΑΙΣΚΤΘΑΣΚΑΙΣΑΤΔΑΡΑΤΑΣΕΠΙ
ΘΤΜΕΙΝΤΟΤΟΧΤΡΩΜΑΤΟΣΔΕΔΙΟΤΑΣΩΣΑΤΤΩΣΚΑΙ
ΑΤΤΟΤΣΤΗΝΤΩΓΑΛΑΤΩΝΩΜΘΤΗΤΑΚΑΙΔΙΑ
ΤΑΤΤΑΠΟΛΛΩΝΕΧΟΝΤΩΝΑΘΤΜΩΣΚΑΙΠΑΡΕΣΚΕ υ
ΑΣΜΕΝΩΝΕΓΛΕΙΠΕΙΝΤΗΜΠΟΛΙΝΑΜΑΔΕΤΩΙΚΑΙ
ΑΛΛΑΓΕΓΕΝΗΣΘΑΙΕΛΑΤΤΩΜΑΤΑΠΟΛΛΑ
ΚΑΤΑΤΗΓΧΩΡΑΝΕΦΘΑΡΘΑΙΜΕΝΤΗΝΟΙΚΕΤΕΙ
ΑΝΑΠΑΣΑΝΚΑΙΤΟΤΣΤΗΜΠΡΩΡΕΙΑΝΟΙ
ΚΟΤΝΤΑΣΜΙΞΕΛΛΗΝΑΣΟΤΚΕΛΑΤΤΟΤΣΟΝ
ΤΑΣΤΟΝΑΡΙΘΜΟΝΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙΩΝ
ΤΟΤΣΕΝΤΩΙΠΡΟΤΕΡΩΙΠΟΛΕΜΩΙΣΤΜΜΑΧΗΣΑΝΤΑ ς
ΕΝΤΗΙΠΟΛΕΙΕΓΛΕΛΟΙΠΕΝΑΙΔΕΠΟΛΛΟΤΣΜΕΝ
ΤΩΓΞΕΝΩΝΟΤΚΟΛΙΓΟΤΣΔΕΤΩΜΠΟΛΙΤΩΝΩΝΕ
ΝΕΚΕΝΣΤΝΕΛΘΩΝΟΔΗΜΟΣΔΙΗΓΩΝΙΑΚΩΣΚΑΙΤΟΓ
ΚΙΝΔΤΝΟΝΤΟΜΜΕΛΛΟΝΤΑΚΑΙΤΑΔΕΙΝΑΠΡΟο
ΦΘΑΛΜΩΝΠΟΙΟΤΜΕΝΟΣΠΑΡΕΚΑΛΕΙΠΑΝΤΑΣ
ΤΟΤΣΙΣΧΤΟ υ ΤΑ σβ ΟΙΘΩΙΣΑΙΚΑΙΜΗΠΕΡΙΔΕΙΝΤΗΝΕΚ
ΠΟΛΛΩΝΕΤΩΝΤΕΤΗΡΗΜΕΝΗΜΠΑΤΡΙΔΑΤΠΟΧΕΙ
ΡΙΟΝΓΕΝΟΜΕΝΗΝΤΟΙΣΠΟΛΕΜΙΟΙΣΟΤΔΕΝΟΣΔΕΠΙΔΙ
ΔΟΝΤΟΣΕΛΤΤΟΝΟΤΤΕΙΣΑΠΑΝΤΑΟΤΤΕΙΣΜΕΡΗΩΝ
ΗΞΙΟΤΟΔΗΜΟΣΕΠΗΓΓΕΙΛΑΤΟΑΤΤΟΣΚΑΤΑΣΚΕΤΑΝ
ΑΜΦΟΤΕΡΑΤΑΤΕΙΧΗΚΑΙΠΡΟΘΗΣΕΙΜΠΑΣΑΝΤΗΝ
ΕΙΣΑΤΤΑΔΑΠΑΝΗΝΚΑΙΠΕΡΑΤΤΩΝΙΠΡΟΚΕΙΜΕΝΟΝ *)
ΟΤΚΕΛΑΣΣΟΝΩΓΧΡΤΣΩΝΗΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙ
ΩΝΚΑΙΕΤΘΤΣΕΝΕΓΚΑΣΕΙΣΤΗΝΕΚΛΗΣΙΑΝΧΡΤΣΟΤΣ
ΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΕΙΣΤΟΤΣΑΡΡΑΒΩΝΑΣΑΠΕΔΟΤΟΠΑΝ
ΤΑΤΑΕΡΓΑΤΠΟΚΗΡΤΚΑΚΑΙΠΑΡΑΤΟΤΗΝΑΡΙΘΜΗ
ΣΙΝΠΟΙΗΣΑΣΘΑΙΕΞΕΤΟΙΜΟΤΤΟΤΣΕΡΓΩΝΑΣΟΤΚΟΛΙ
ΓΑΧΡΗΜΑΤΑΠΕΡΙΕΠΟΙΗΣΕΤΗΙΠΟΛΕΙΤΙΔΕΠΟΛ
ΛΩΝΕΡΓΩΝΩΝΕΓΚΑΤΑΛΙΠΟΝΤΩΝΤΑΕΡΓΑΠΡΩ
ΤΟΓΕΝΗΣΤΗΙΠΟΛΕΙΤΑΜΕΝΕΡΓΑΛΤΤΟΣΣΤΝΕΤΕΛΕ
ΣΑΤΟΔΙΑΠΤΩΜΑΔΕΤΩΙΔΗΜΩΙΟΤΔΕΝΑΝΗ
ΝΕΓΚΕΝΑΝΑΛΩΣΑΣΤΕΕΙΣΑΜΦΟΤΕΡΑΤΑΤΕΙΧΗ
ΧΡΤΣΟΤΣΧΙΛΙΟΤΣΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΚΑΙΤΟΠΛΕΙΣΤΟΝ
ΔΙΑΛΤΣΑΣΧΡΤΣΙΟΝΕΚΟΜΙΣΑΤΟΧΑΛΚΟΝΕΚΤΕΤΡΑ
ΚΟΣΙΩΝΚΑΤΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕΚΑΙΤΟΣΠΤΡΓΟΤΣΚΑΚΩΣΔΙ
ΑΚΕΙΜΕΝΟΤΣΤΟΤΣΠΡΟΣΤΑΙΣΜΕΓΑΛΑΙΣΠΤΛΑΙΣΑΜ
ΦΟΤΕΡΟΤΣΚΑΙΤΟΓΚΑΘΗΓΗΤΟΡΟΣΚΑΙΤΟΓΚΑΤΑΤΗΝ
ΑΜΑΞΙΤΟΓΚΑΙΤΟΝΕΠ . . ΑΤΡΙΟΤΕΠΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕ
ΚΑΙΤΟΣΙΤΟΒΟΛΟΝΚΑΤΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕΚΑΙΤΟΜΠΤΛΩ
ΝΑΤΟΝΕΠΙΤΟΤΔΕΙΓΜΑΤΟΣΕΤΙΔΕΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΝΑΤΛΟΝΤΕΛΟΤΣΗΣΤΟΙΣΑΓΟΤΣΙΤΟΤΣΛΙΘΟΤΣΙΔΙΩ

*) Lies ΑΤΤΩΜΠΡΟΚΕΙΜΕΝΩΝ. — E.

Als noch ein großer Theil der Stadt am Flusse, nämlich der ganze am Hafen liegende Theil, wie auch derjenige am alten Fischmarkte bis zum Heros Sosias, ohne Mauern war, und Ueberläufer angezeigt hatten, daß die Galater [6]) und Skiren [7]) ein Bündniß geschlossen hätten, und eine große Macht versammelt sey, um im Winter heranzurücken, und noch überdieß berichteten, daß die Thisamaten [8]), Skythen und Saudaraten eine Festung wünschten, da auch sie die Grausamkeit der Galater fürchteten; und als deßwegen viele muthlos und bereit waren, die Stadt zu verlassen, nebst diesem auch viel anderer Schaden auf dem Lande geschehen, da alle Sklaven, und die an der Gränze [9]) wohnenden Mixhellenen [10]), nicht weniger als funfzehnhundert an der Zahl, die im vorigen Kriege mitgestritten hatten, bestochen waren, und der Stadt viele Fremde und nicht wenig Bürger fehlten; da deßwegen das Volk beängstigt, künftige Gefahr und Unglück vor Augen, sich versammelt und alle Vermögenden aufgefordert hatte, Hülfe zu leisten, und es nicht geschehen zu lassen, daß das seit vielen Jahren erhaltene Vaterland den Feinden unterworfen würde, und da niemand sich herbeylassen wollte, weder im Ganzen noch theilweise das zu leisten, was das Volk verlangte: so machte sich dieser (Protogenes) anheischig, beyde Mauern herzustellen, und alle dazu erforderlichen Kosten vorzustrecken, obgleich sie sich auf nicht weniger als funfzehnhundert Goldstücke beliefen. Und nachdem er alsogleich fünfhundert Goldstücke zu Angeldern in die Versammlung gebracht hatte, gab er im Versteigerungswege die Arbeiten in Pacht, und ersparte der Stadt durch baare Bezahlung der Arbeitsunternehmer nicht wenig Geld; ja als viele von diesen die Arbeiten verließen, so brachte Protogenes selbst der Stadt die Arbeiten zu Stande, und ersparte dem Volke jede Verlegenheit; und nachdem er funfzehnhundert Goldstücke auf Herstellung der beyden Mauern verwendet, und das Meiste in geprägtem Golde ausgezahlt hatte, nahm er es in Kupfer, zu vierhundert (Aufgeld) zurück. Er besserte auch die im schlechten Zustande befindlichen Thürme aus, die beyden an den großen Thoren, den des Kathegetor (?) — den am Fuhrwege, und den des Epidaurius (?). — Er stellte das Getreidemagazin wieder her, und besserte das Portal auf der Waarenschau (im Hafen) aus. Da ferner die Stadt Fährgeld an die, die Steine zuführenden Privaten

ΤΑΙΣΔΙΑΤΟΤΑΠΛΟΙΑΤΑΔΗΜΟΣΙΑΚΑΚΩΣΔΙΑΚΕΙΣ
ΘΑΙΚΑΙΜΗΘΕΝΕΧΕΙΝΤΩΝΑΡΜΕΝΩΝΕΠΗΓΓΕΙΑΛΤΟ
ΚΑΙΤΑΤΤΑΚΑΤΑΣΚΕΥΑΝΑΝΑΛΩΣΑΣΤΕΙΣΤΑΤΤΑ
ΠΑΝΤΑΧΡΤΣΟΤΣΔΙΑΚΟΣΙΟΤΣΛΟΓΟΝΗΝΕΓΚΕΠΑΡΑ
ΧΡΗΜΑΩΝΕΝΕΚΕΝΟΔΗΜΟΣΠΟΛΛΑΚΙΣΑΤΤΟΓΚΑΙ
ΠΡΟΤΕΓΟΝΕΣΤΕΦΑΝΩΚΩΣΚΑΙΤΟΤΕΣΤΕΦΑΝΩΣΕΝ
ΕΠΙΤΗΙΤΟΤΛΟΓΟΤΑΠΟΔΕΙΞΕΙΕΤΙΔΕΛΟΙΠΗΣΟΤΣΗΣ
ΑΣΤΝΤΕΛΕΣΤΟΤΤΗΣΚΑΤΑΤΟΜΠΟΣΙΟΣΠΤΓΓΟΝΣΧΟΙ
ΝΙΑΙΑΣΕΙΣΤΟΝΕΠΑΝΩΤΟΠΟΝΕΠΙΚΑΛΕΣΑΜΕΝΟΣΟ
ΔΗΜΟΣΗΞΙΩΣΕΚΑΙΤΑΤΤΗΝΣΤΝΤΕΛΕΣΑΣΘΑΙΤΕ
ΤΑΡΤΗΝΟΤΣΑΝΣΧΟΙΝΙΑΙΑΝΠΡΩΤΟΓΕΝΗΣΔΕΟΤ
ΔΕΜΒΟΤΛΟΜΕΝΟΣΑΧΑΡΙΣΤΕΙΝΤΠΕΜΕΙΝΕΚΑΙΤΑΤ
ΤΗΝΤΗΝΤΕΙΧΟΔΟΜΙΑΝΕΙΣΗΜΠΡΟΕΘΗΚΕΧΡΤΣΟΤΣΕ
ΚΑΤΟΝΕΠΙΤΕΤΗΣΚΟΙΝΗΣΟΙΚΟΝΟΜΙΑΣΚΑΙΤΑΜΙΕΙ
ΑΣΓΕΝΟΜΕΝΟΣΚΑΙΧΕΙΡΙΣΑΣΤΑΣΜΕΓΙΣΤΑΣΤΗΣΠΟΔε
ΩΣΠΡΟΣΟΔΟΤΣΟΤΔΕΝΑΜΕΝΤΩΝΤΕΛΩΝΩΝΕΚΤΩΝ
ΤΠΑΡΧΟΝΤΩΝΕΞΕΒΑΛΕΟΤΔΕΝΩΣΔΑΠΗΛΛΟΤΡΙ
ΩΣΕΟΤΔΕΝΤΩΝΤΠΑΡΧΟΝΤΩΝΣΤΜΠΕΡΙΕΝΕΓΧΘΕΙς
ΔΕΤΟΙΣΚΑΙΡΟΙΣΑΤΤΩΜΠΑΣΙΤΟΙΣΜΕΝΑΦΕΣΕΙΣΕ
ΠΟΙΗΣΑΤΟΤΩΓΧΡΗΜΑΤΩΝΤΟΙΣΔΕΣΤΜΠΕΡΙΕΝΕΓ
ΧΘΕΙΣΧΡΟΝΟΝΟΣΟΝΗΒΟΤΛΟΝΤΟΤΟΚΟΝΟΤΔΕΝΑΕ
ΠΡΑΞΑΤΟΠΛΕΙΣΤΑΔΕΧΕΙΡΙΣΑΣΤΩΓΚΟΙΝΩΝΤΡΙΑΔΕ
ΕΤΗΣΤΝΕΧΩΣΠΑΝΤΑΔΙΩΙΚΗΣΕΝΟΡΘΩΣΚΑΙΔΙΚΑΙ
ΩΣΤΟΤΣΜΕΝΛΟΓΟΤΣΕΝΤΟΙΣΩΡΙΣΜΕΝΟΙΣΧΡΟΝΟΙΣΑ
ΠΟΦΕΡΩΝΤΑΔΑΠΟΤΩΜΠΡΟΣΟΔΩΜΠΙΠΤΟΝΤΑ
ΕΝΤΟΙΣΤΗΣΠΟΛΙΤΕΙΑΣΧΡΟΝΟΙΣΠΑΡΑΔΕΞΑΜΕΝΟΣ
ΕΙΣΚΟΜΙΔΗ ϛ ΕΑΤΤΩΙΟΤΓΕΓΕΝΗΜΕΝΟΤΤΟΤΤΟΤΕΠΑ
ΛΗΘΕΙΑΣΕΞΩΝΑΠΕΛΤΣΕΜΕΝΤΗΜΠΟΛΙΝΟΦΕΙΛΗ
ΜΑΤΩΝΠΑΡΕΛΤΣΕΔΕΤΟΚΩΝΤΩΝΔΕΝΤΗΙΠΟΛΕΙ
ΚΑΚΩΣΔΙΑΚΕΙΜΕΝΩΝΠΑΝΤΩΝΔΙΑΤΕΤΟΤΣΠΟΛΕ
μοΤΣΚΑΙΤΑΣΑΦΟΡΙΑΣΚΑΙΤΩΝΓΠΑΡΧΟΝΤΩΝΕΙΣΤΟ
μηΘΕΝΗΚΟΝΤΩΝΖΗΤΗΣΑΝΤΟΣΤΠΕΡΤΟΤΤΩΝΤΟΤ
δημΟΤΕΠΙΜΗΝΙΕΤΣΑΙΚΑΙΠΡΟΝΟΗΣΑΙΧΡΗΣΙΜΩΣ
τοιΣΤΕΔΑΝΕΙΣΤΑΙΣΚΑΙΤΟΙΣΧΡΗΣΤΑΙΣΟΦΕΙΛΟΜΕΝΩΝ
αΤΤΩΙΚΑΙΤΩΙΠΑΤΡΙΧΡΤΣΩΝΕΞΑΚΙΣΧΙΛΙΩΝΠΡΩΤΟΣ
εΠΕΤΡΕΨΕΤΩΙΔΗΜΩΙΟΝΑΜΒΟΤΛΗΤΑΙΤΡΟΠΟΓΧΡΗσ
ασϑαι ΑΤΤΩΙΑΞΙΩΣΑΝΤΟΣΔΕΑΦΕΣΙΜΠΟΙΗΣΑΣ
ϑαι τοις χρης ΤΑΙΣΑΦΗΚΕΠΑΣΙΠΑΝΤΑΚΑΙΟΤΔΕΝΑ
. . . . . ΟΤΕΡΟΝΑΤΤΩΝΟΜΙΣΑΣΕΙΝΑΙ
. . . . . ΤΠΑΡΧΕΙΝΕΤΝΟΙΑΝΤΟΤΙΔ
. . . . . ΕΘΡΑΤΣΜΕΝΟΣΤΟΙΣΤΠΑ
. . . . . ΑΤΤΟΙΣΟΤΚΕΛΑΣΣΟΤΣ
. . . . . ΟΤΣΟΤΣΑΠΑΣΙΤΟΙΣ
. . . . . ΠΡΟΣΟΤΔΕΝΑΕ
. . . . . ΤΕΙΧ

zahlen mußte, weil die öffentlichen Fahrzeuge im schlechten Zustande und ohne Segel waren, so erbot er sich, auch diese auszubessern, und nachdem er auf alles dieses zweyhundert Goldstücke verwendet hatte, legte er alsogleich die Rechnung ab. Dieser (Verdienste) wegen krönte ihn das Volk, das ihn schon früher oft gekrönt hatte, nach abgelegter Rechnung. Da ferner die Schiffstauwerkstätte am Thurme des Posis, gegen den obern Ort zu, noch unvollendet geblieben war, rief ihn (den Protogenes) das Volk herbey, und forderte ihn auf, auch diese — und es war dieß die vierte Schifftauwerkstätte — vollenden zu lassen. Protogenes, der durchaus nicht ungefällig seyn wollte, übernahm auch diese Baute, zu welcher er hundert Goldstücke erlegte. Als er Schatzmeister der öffentlichen Verwaltung ward, und die größten Einkünfte der Stadt unter den Händen hatte, brachte er keinen der Zollpächter um seine Vortheile, beeinträchtigte keinen in seinen Einkünften, und gewährte, indem er sich nach den Zeitumständen richtete, den Einen Geldnachlaß, und forderte von den Andern, so lange sie wollten, keine Zinsen; und da er den größten Theil der öffentlichen Gelder durch drey Jahre fortwährend unter den Händen hatte, verwaltete er alles gut und rechtlich, legte die Rechnungen zu den bestimmten Zeiten ab, und nahm den Theil der Einkünfte, der während der Zeit seiner Magistratur einging, als Ersatz, — obgleich es dieß in der That nicht war, — dafür an, daß er die Stadt von Schulden frey gemacht und ihr Zinsen erlassen hatte. Da die Stadt durch Kriege und Mißwachs in üble Umstände gerathen, ihr Vermögen auf Nichts herabgekommen war, und das Volk verlangt hatte, man solle dieserwegen monatliche Fristen (?) gestatten, und zum Vortheile der Gläubiger und Schuldner nützliche Vorkehrungen treffen, so war er, obgleich er und sein Vater sechstausend Goldstücke ausständig hatten, der erste, der es dem Volke überließ, auf welche Weise es wolle, mit ihm zu verfügen; da nun das Volk einen Nachlaß für die Schuldner verlangte, so erließ er jedem die ganze Schuld. — —

Anmerkungen zu der unter Nr. 10 gelieferten Inschrift.

1) Ein bisher unbekannter König, welcher weiter unten (Z. 83) noch einmal genannt wird. Sein Name erinnert an Diodor's thrakischen König Ariopharnes (B. XX.), wie an Herodot's sardischen Präfekten Artapherne s (V, 25 ff.). Auch nennt Herodot noch einen Achämeniden Pharnaspes (III, 2; — von Asp, ein Pferd?), den indischen Anführer Pharnazathres (VII, 65), einen Pharandares (IX, 75), einen Pharnuches (VII, 88), und endlich auch den Pharnakes. Der letztere dieser Namen war im Bosporus so gemein, daß er auf der defekten griechischen Inschrift eines nach Cambridge transportirten Marmors nicht weniger als zwanzig Mal vorkommt (s. Clarke's Greek Marbles etc. S. 6 und 7). — Phara findet sich auch in Flußnamen vor, wie das Phara-cotys des Plinius (VI, 13) zeugt. Ob es so viel als roth bedeutet, mögen Orientalisten entscheiden. Bey Pflanzen scheint dieß wenigstens der Fall zu seyn; denn so erhält die Lotosblume den Namen Nilu-far oder Nu-far, si purpureus aut rosaceus color additur (s. C. Sprengel's Antiq. botan. Spec. I. S. 60). — Aehnlich klingt das französische fard (Schminke, Röthe), und das deutsche, nach Adelung in mehreren alten Mundarten vorkommende Far und Var, für Farbe, welches ursprünglich auch roth bedeutet haben könnte, gleichwie das russische Kraßka (краска — Farbe) mit Kraßnyi (красный — roth) von einer Wurzel stammet.

2) Ueber diese Saier siehe oben S. 319 ff.

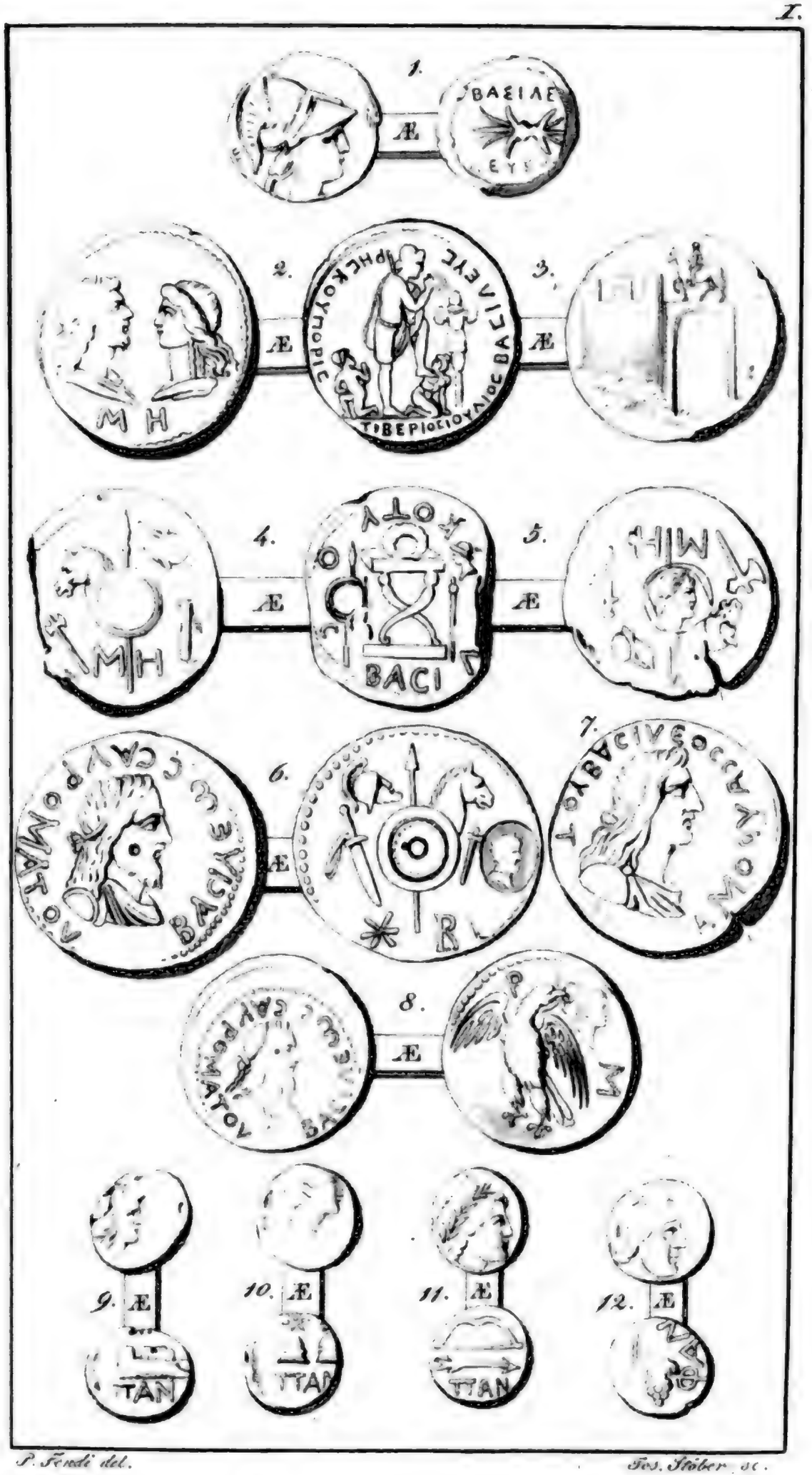
3) Neun-Männer, wie oben Z. 2 die Siebenmänner, wie die Triumviri und Decemviri der Römer, und wie die Dreyßig-Männer zu Athen. Ueberhaupt ist in Hinsicht auf öffentliche Oekonomie der griechischen Städte vorzüglich A. Böckh's Werk unter dem Titel: die Staatshaushaltung der Athener (zwey Bände in 8. Berlin, 1817, mit 21 Inschriften) zu Rathe zu ziehen.

4) Der Skeptuchen oder Scepterträger erwähnt Strabo XI, 496. Sie regierten über einzelne Völkerschaften, wie die Achäer, Zygier und Heniochen ꝛc., waren aber Selbstherrschern unterworfen. Schon Homer bediente sich des Ausdrucks Σκηπτοῦχος βασιλεύς (Il. I, 279: Scoptrigor Rex, oder nach Voß's deutscher Uebersetzung I, 278: bescepterter König). Σκηπτοῦχος konnte jedoch, wie schon Eustathius anführt, in doppelter Bedeutung genommen werden, und sowohl Stock- als Scepterträger heißen. S. Eustathii Archiepiscopi Thessalonicensis Commentarii in Homeri Iliadem, griechisch und lateinisch herausgegeben von Alexander Politus. Florenz, 1730, in drey Bd. in Fol. Bd. I, S. 55 und 184. — Auf gleiche Weise konnte auch das, diesem vollkommen gleichgebildete Wort δαδοῦχος sowohl einen gemeinen, wie einen eleusinischen Fackelträger (letzteren in den Mysterien) bedeuten, wie auch der Baron Silvestre de Sacy in der zweyten Ausgabe der Recherches hist. et crit. sur les mystères du Paganisme, par M. le Baron de Sainte-Croix, Paris, 1817, 8. Bd. I. S. 219 bemerkt.

5) Dieser Phormion erinnert an gleichnamige Personen im Demosthenes. Gegen den einen, welcher im Bosporus blieb, während Pärisades mit den Skythen Krieg führte, ist eine ganze Rede gerichtet. S. Opera Demosthenis. Oratio adv. Phormionem. Ed. D. I. I. Reisko. Lipsiae, 1775. 8. T. II. Auch wird in der ersten Rede wider den Stephanos eines Phormion's erwähnt, welcher Wechselgeschäften vorstand, und in dessen Angelegenheiten Stephanos einst nach Byzanz gegangen war, als Phormion's Schiffe daselbst angehalten waren.

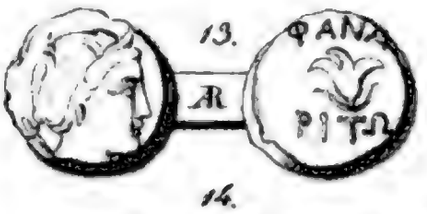
6) Einiges über dieses Volk siehe oben S. 325.

7) Da Seiri, Seirri, Seyri und Seyrri von einigen Autoren für Eins erklärt werden, so ist hier zu bemerken, daß Plinius zwey Mal Skyren nennt. Und zwar (VI, 13) ein indisch-persisches (?) Volk dieses Namens (wogegen Aelian XVI. die Seiratae kennt), und (IV, 13) Skyren, Anwohner der Weichsel, und Nachbarn der Sarmaten und Veneden. — An ein Skiros im Parrhasischen Gebiete, in Arkadien, dessen Einwohner nach Steph. Byz. Seiritae hießen, wie an



P. Fendi del. Jos. Stöber sc.

13.



14.

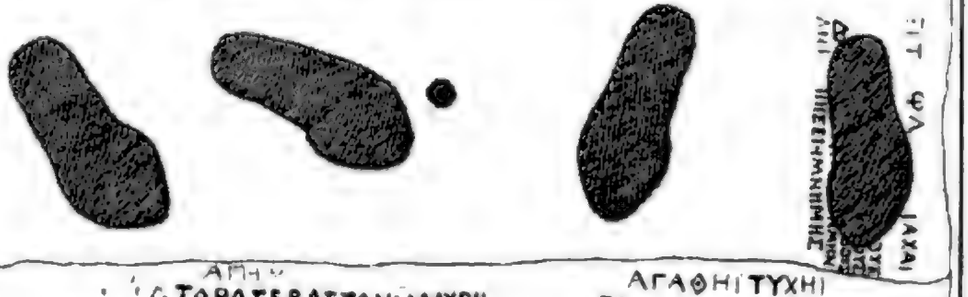
ΞΕΝΟΚΛΕΙΔΗΣΓ ΟΣΙΟΣΑΝΕΘΗΚΕ
ΤΟΝΝΑΟΝΑΡΤΕ ΜΙΔΙΑΓΡΟΤΕΡΑΙ
ΑΡΧΟΝΤΟΣΓΑΙ ΡΙΣΑΔΟΥΣΤΟΥ

ΛΕΥΚΩΝΟΣΒΟΣΓΟΡΟΥΚΑΙΟΕΥΔΟ
ΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΣΙΝΔΩΝ
ΚΑΙΤΟΡΕΤΩΝΚΑΙΔΑΝΔΑΡΙΩΝ

15.

ΓΟΛΥΣΤΡΑΤΟΥ
ΑΣΤΥΝΟΜΟΥ

16.



17.

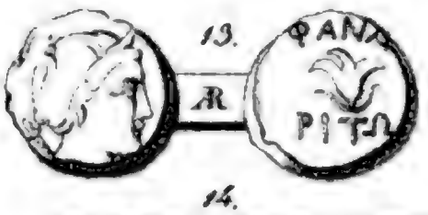
18.

19. ΤΗΝΓΝΩΜ-ΝΣ ; ΕΠΑΙΝΟΥΜΕΝΟΣ ; ΠΑΝΤΩΝ.

την γνωμην ως ; επαινουμενος ; παντων.

Digitized by Google

13.



14.

ΞΕΝΟΚΛΕΙΔΗΣΓ ΟΣΙΟΣΑΝΕΟΗΚΕ
ΤΟΝΝΑΟΝΑΡΤΕ ΜΙΔΙΑΓΡΟΤΕΡΑΙ
ΑΡΧΟΝΤΟΣΓΑΙ ΡΙΣΑΔΟΥΣΤΟΥ

ΛΕΥΚΩΝΟΣΒΟΣΓΟΡΟΥΚΑΙΟΕΥΔΟ
ΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΩΝΣΙΝΔΩΝ
ΚΑΙΤΟΡΕΤΩΝΚΑΙΔΑΝΔΑΡΙΩΝ

15.

ΓΟΛΥΣΤΡΑΤΟΥ
ΑΣΤΥΝΟΜΟΥ

16.

ΑΠΗΝ
ΑΤΟΡΑΣΕΒΑΣΤΟΝ· ΜΑΥΡΗ
ΛΙΟΝΑΝΤΩΝ ΕΙΝΟΝΑΥΓΟΥΣΤΟΝ
ΗΒΟΥΛΗ· ΚΑΙΟΔΗΜΟΣ· Ο· ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ·

ΑΓΑΘΗΙΤΥΧΗΙ
ΣΕΠ
ΚΑΙΣΑΡΑ· ΗΒΟΥΛΗ
ΚΑΙΟΔΗΜΟΣ· Ο· ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ

17. Ϲ; Σ; ⌒; ΝΗ; ΠΡ; ΠΗ;

18. ϹΚΥΟ ⌒ Ν; Ι.

19. ΤΗΝΓΝΩΜ-ΝΩΣ ; ΕΠΑΙΝΟΥΜΕΝΟΣ ; ΠΑΝΤΩΝ
την γνωμην ως ; επαινουμενος ; παντων.

Digitized by Google

die Insel Scyros ꝛc. will Ref. hier nicht erinnern. Um so nöthiger aber ist es hier Heeren, d'Anville und Mannert zu Rathe zu ziehen. — In d'Anvill's deutscher Ausgabe von Heeren kommen (I, 277) Scyrri an dem Westufer des Oberdons (der obern Donau?) vor, und ebendaselbst heißt es (V, 104), daß dem Könige der Heruler (Odoaker) sich unter andern Völkerschaften auch die Scirren anschlossen, als er gegen Rom zog, wo er gut aufgenommen wurde. Hiemit stimmt nun folgende Stelle in Mannert (III, 637 der Ausg. von 1792) überein: »Im heutigen Oesterreich und einem kleinen Theil von Ungarn finden sich statt der Markomannen und Quaden jetzt (in der zweyten Hälfte des fünften Jahrh. nach Chr.) Rugier, und neben ihnen eine Horde von Sciren, auch Herulern. Das Leben des heil. Severinus (welches der Mönch Eugipius um das Jahr 511 beschrieben hat, und welches in Pez's Scriptt. rer. Austriacarum, Leipzig, 1721, in Fol. Bd. I, 62—92 abgedruckt ist) nimmt sie als lang bekannt in dieser Gegend an, und kennt auch den Odoacer (Odoracar), der, um Kriegsdienste zu nehmen, nach Italien zog, noch als einen unbedeutenden Krieger (vilissimo tunc habitu, juvenis statura procerus), und doch erscheint er in den nächsten Jahren schon als Beherrscher von Italien.« Diesem ist hier noch folgende Anmerkung beygefügt: »Eine andere (Horde Skiren) hatte sich bey der Mündung des Isters neben den Moeso-Gothen gesetzt; wieder andere standen in römischen Diensten, und wieder andere, die Angisciri, sind unter den Hunnen oder nachgehenden Avaren.«

8) Die erste Hälfte dieses Namens erinnert an Herodot's Thyssageten, die beym Plinius (IV, 12) Thussa-getae heißen. Die Endsylben kommen aber auch in den Benennungen Sauromaten (Sarmaten oder Syr-mati, i. e. medi) und Jazamatae vor. Der Letzteren erwähnt Skymnus von Chios (s. Hudsoni Geogr. minores II, 51), wogegen das Fragment eines Periplus ponti Euxini im Hudson (I. S. 2) die Form Jaxamatae hat, was hier in der lateinischen Uebersetzung als Jaxomatae wiedergegeben ist. — Im Cellarius werden die Jazamaten den mätischen Völkerschaften zugezählt.

9) Der Text darf hier wohl nicht durch: »am Gebirg-wohnenden Mixhellenen« übersetzt werden, wenn man nicht die Abhänge der Steppenschluchten mit dem uneigenthümlichen Namen der Berge belegen will, da die ganze Gegend um Olbia eben ist, wie auch schon die vom Hrn. Staatsrath v. Blaramberg zu Paris, und vom Ref. (in russischer Sprache) zu St. Petersburg edirten Pläne jener Gegend beweisen.

10) Diese werden wohl ausgeartete Griechen gewesen seyn, wie Herodot's Kallipiden (IV, 17): qui sunt Graecoscythae (i. e. = Graecis facti Scythae); oder wie die Gelonen (IV, 108), die auch einmal Griechen gewesen seyn sollen. Ihre unläugbare Existenz ist ein neuer Beleg zur Glaubwürdigkeit der Herodot'schen Angaben, und scheint auch für unsere oben (S. 271) aufgestellte Ansicht zu zeugen.

Wien, im December 1822.

P. v. Koeppen.

Art. IX. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokesch, Oberlieutenant im kaiserlich-österreichischen Generalstabe. Wien, bey Karl Schaumburg et Comp. 1823. 346 S. in 8.

Wenn wir diese Denkwürdigkeiten als eine den Eigenschaften und Thaten des großen Feldherrn entsprechende lehrreiche Darstellung bezeichnen, so hoffen wir von keinem mit ihnen schon vertrauten Leser Widerspruch zu erfahren. Nicht der flüchtige Reiz der Neuheit ist es, durch den sie anzulocken und zu fesseln suchen, sondern die aus authentischen Quellen geschöpften Angaben, welche sie mittheilen, machen sie zu einer Urkunde für die

Geschichte. Nur für Entfernte könnte die Erinnerung nothwendig seyn, daß, wenn derselbe Mann, dessen Namen sie plötzlich in unerwarteter Glorie an der Spitze der Weltbegebenheiten erscheinen sahen, hier auf allen Lebensstufen in gleichem bleibenden Glanze, in allen Verhältnissen großartig, sich und seinem Berufe treu, vor ihnen steht, sie nicht glauben dürfen, eine den Manen des Verstorbenen schmeichelnde Lobrede zu lesen. Wie die lautere Wahrheit hier jeden Zug zu dem Gemälde geliefert hat, wie nur ein schuldiger Zoll dem Verdienste dargebracht ist, darüber kann unter Nahen nur Eine Stimme herrschen. Darum fühlen wir uns aber auch gedrungen, die günstigen Verhältnisse zu preisen, unter welchen diese verdienstliche Arbeit unternommen worden, so wie die Mittheilungen dankbar anzuerkennen, die zu dem trefflichen Zwecke geschehen sind. Denn es ist ja bekannt genug, daß — mit Ausnahme des Alterthums — deßwegen ein so empfindlicher Mangel an echten Biographien in der ganzen Geschichte Statt findet, weil es stets schwer war, den Charakter und die Wirksamkeit eines Mannes, welcher in ein großes Ganze gewichtig eingriff, bald nach seinem Hinscheiden in vollständiger Darstellung der Nachwelt zu überliefern, ohne daß öffentliche Verhältnisse, persönliche Rücksichten, Vorurtheile, selbst das Helldunkel mancher Thatsachen hemmend und beengend einwirkten. — Ganz im Gegensatze damit war hier die Gegenwart zu benutzen vergönnt, um durch das von den Thatsachen ausströmende Licht jede Wolke der Zweifelsucht oder der Mißgunst zu zertheilen, und so wird manches Urtheil, welches mit wohlfeiler Leichtigkeit über die jüngste Vergangenheit gefällt worden ist, hier wohl seine Berichtigung finden, sie müßte denn auf keine Weise gewünscht werden.

Somit ist der Charakter dieses Werkes gleich im voraus angegeben; allein, indem es nicht nur die öffentlichen Verhältnisse und militärischen Ereignisse, in welche Fürst Schwarzenberg eingriff, darstellt, sondern das ganze Leben und Wirken desselben umfaßt, so bestimmt sich hiernach jede Beurtheilung. Welches Bild des großen Mannes zeigt sich uns? Welches war dessen eigenthümliches Verdienst in dem gewaltigen Umschwunge, welcher unsern Welttheil unter seiner Mitwirkung getroffen hat? Wie entsprach der äußern Thätigkeit sein inneres Wesen? Ist das Geheimniß seines Gemüths aufgeschlossen? Das sind zunächst die Fragen, die jeden denkenden Leser beschäftigen werden. Zergliedernd, erörternd nach Art eigentlicher Recensionen zu Werke zu gehen, um darzuthun, in wie fern das vorliegende Werk jene Fragen erschöpfend beantwortet, dürfte dem Gegenstande weniger angemessen, und überhaupt ungenügend befunden wer-

den, und vielmehr rathsamer seyn, hier eine für sich bestehende Skizze zu versuchen, wobey ein günstiges Geschick, welches dem Schreibenden längere Zeit in der Nähe des Fürsten zu seyn verstattete, hülfreiche Hand leisten möge: was hiefür die Denkwürdigkeiten Bemerkenswerthes an Aussprüchen und Aufschlüssen, theils aus den Archiven des Fürsten, theils aus andern Quellen und Mittheilungen liefern, wird, so weit es der Raum gestattet, namentlich hervorgehoben werden.

Fürst Karl zu Schwarzenberg (der zweyte Sohn des regierenden Fürsten Johann Friedrich zu Schwarzenberg, geboren in Wien am 15. April 1771) war in ursprünglicher Bedeutung des herrlichen deutschen Wortes, Fürst, hervorstehend als Held, als Staatsmann, als Feldherr, als Mensch. Von ausgezeichneten Ahnen abstammend — wem ist der Retter von Raab nicht bekannt? — schienen alle mannigfachen vereinzelten Vorzüge derselben in dem Einen vereinigt und erhöht sich wiederzufinden, damit er für immer der Stolz dieses edlen Geschlechtes, die Stütze des Vaterlandes und eine Zierde des Zeitalters werde. Schon früh verkündigte alles in ihm den Krieger, der fähig sey, selbst sich den Schauplatz zu erweitern. Geburt, Umgebungen, Zeitverhältnisse kamen fördernd hinzu. Ein schön gebauter, kräftiger, behender Körper erleichterte jede Uebung, welche der Krieg heischt, oder welche in der Gesellschaft vergnügt: im Reiten, Fechten, Jagen, Tanzen hatte es der Fürst als Jüngling zu großer Vollkommenheit gebracht; noch während seiner letzten Lebensjahre bewährte er sich bey gehemmtem Gebrauche der Glieder als sicher treffenden Schützen. Eigenschaften des Geistes, die eben so glänzend, als gediegen waren, gesellten sich die schönsten Gaben des Gemüthes zu, in einem Maße, wie selten hier auf Erden. Wiewohl beyde aufmerksamer Pflege früh genossen, so war und blieb doch die höhere wissenschaftliche Ausbildung das eigne Werk des Fürsten, Erzeugniß einer dauernden Anstrengung, welcher kaum körperliche Leiden Einhalt thaten. Schon dieß gab einen sprechenden Beweis geistiger Tiefe; noch mehr, daß die jenem Zeitalter anhaftende Vorliebe für die französische Literatur, als ein Universalbildungsmittel, ihn keineswegs befangen hielt; im Gegentheil überzeugte die gewandte Feinheit und die beredte Anmuth, mit der er sich später in der Muttersprache — oft zur Bewunderung derer, die ihm nahten — ausdrückte, daß ein richtiger Takt ihn zu einer freyen und mehrseitigen Bildung früh geleitet habe.

Der Fürst eröffnete seine kriegerische Laufbahn in einem Alter von siebzehn Jahren unter den Augen seines Monarchen, Kaisers Joseph II., unter unmittelbarer Leitung des erfahrnen Lacy und des unsterblichen Loudon in dem Kriege gegen die

Türken. In demselben fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth, Ausdauer und Geschick zu zeigen. Schwarzenberg versäumte keine, die sich ihm darbot. Beyde Feldherren zeichneten ihn aus, besonders Loudon, welcher bey der Belagerung von Berbir (1789) »den Muth, den Beobachtungsgeist und die unermüdete Thätigkeit des Hauptmanns Fürsten Schwarzenberg« öffentlich lobte und durch einen auffallenden Beweis von ungemeinem Eifer veranlaßt wurde, ihm eine große Rolle für die Zukunft vorauszusagen. Trotz jener jugendlichen Kühnheit, welche nicht bloß die Gefahr als Bahn zur Auszeichnung aufsucht, sondern ihr keck folgt, weil sie reizt, wurde er wunderbar erhalten: auch während aller spätern Feldzüge in den drohendsten Augenblicken erhielt der Fürst keine gefährliche Wunde — eine einzige leichte bey Bar sur Aube im Jahre 1814. — Er entging stets der Gefangenschaft, und häufige höchst unglückliche Stürze vom Pferde schadeten nur auf kurze Zeit seiner Gesundheit; — dürfen wir nicht glauben, daß ihn die Vorsehung für eine höhere Bestimmung bewahrte!

Wir folgen jetzt dem von Stufe zu Stufe rasch fortschreitenden jungen Helden durch die Campagnen während der Revolutionskriege, in den Niederlanden, am Rhein und in Deutschland. Wir sehen ihn als ein und zwanzigjährigen Major einen Entwurf zur Einnahme von Philippeville machen (im Oktober 1792), dessen mißlungene Ausführung nicht an ihm lag; dann der unglücklichen Schlacht von Jemappes (6. November 1792) und als Oberstlieutenant der siegreichen von Neerwinden (den 18. März 1793) beywohnen, glückliche Reitergefechte bestehen, häufig die Vorposten befehligen. Dann zieht unsere Blicke eine der glänzendsten, für die Kriegsgeschichte sehr denkwürdigen Waffenthaten auf sich (auch in des Generals von Bismark Vorlesungen über die Taktik der Reiterey erwähnt, doch unter einem falschen Namen, indem sie dort einem Fürsten von Schwarzburg, wie die Denkwürdigkeiten angeben, zugeschrieben wird). Als Oberst greift der Fürst unter dem Befehl des Herzogs von York an der Spitze seines Kürassierregiments von Zeschwitz und zwölf Schwadronen englischer schwerer Kavallerie die Franzosen, welche Landrecy zu entsetzen suchten, bey Cateau in ihrem 30,000 Mann starken linken Flügel an, schlägt sie gänzlich in die Flucht und erbeutet 32 Kanonen und 29 Munitions-Karren (den 26. April 1794). Der Fall von Landrecy war die Folge dieses Sieges über einen funfzehnmal stärkern Feind. Weiter zeigt sich der Fürst in der wichtigen Schlacht von Fleurus, welche über das Schicksal der Niederlande entschied (den 26. Juny) auf das thätigste, wiewohl nicht vom Glücke begünstigt.

Im Jahre 1795 steht er unter Wurmser am Rhein und nimmt an mehreren Angriffen und Gefechten Theil, welche besonders im Herbste jenes Jahres für die österreichischen Waffen glücklich ausfielen. Sein Wirkungskreis erweitert sich, als der Erzherzog Karl über das im Sommer des Jahres 1796 hinter die Naab zurückgedrängte Heer den Oberbefehl erhält, die für ihn begeisterten Krieger von Sieg zu Sieg führt, die Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde an sich und seine Fahnen fesselt. Schwarzenberg trägt sehr viel zum Gewinn der Schlacht von Würzburg (den 3. September) bey, wie der Schlachtbericht es von ihm rühmt. In diesen Tagen von seinem Kaiser, der seine Verdienste zu würdigen versteht, zum Generalmajor erhoben, wirkt er mit zur Verfolgung des flüchtigen Feindes sowohl am Nieder- als Oberrhein. — Die Denkwürdigkeiten widerlegen hier die auch von Sarrazin (Campagne de 1812. Paris 1815, pag. 416) aufgenommene Nachricht seiner Gefangengebung in Kehl. — Hierauf folgte der Fürst aufs Eiligste der Einladung des Erzherzogs Karl, als dieser nach den Ereignissen in Italien die dortige Armee in die Erblande zurückführte; er übernahm und sicherte mit Thätigkeit den Rückzug durch Innerösterreich. So befehligte er wieder im Jahre 1797 die um Mannheim stehenden Vortruppen, bis der Friede von Campo Formio eine kurze Ruhe gewährte. — Beym Wiederausbruche des Krieges sehen wir den Fürsten in dem Feldzuge von 1799, welchen der Erzherzog Karl so glänzend eröffnete, gleich Anfangs das Treffen bey Ostrach (den 21. März) dadurch entscheiden helfen, daß er vereinigt mit dem heldenmüthigen Prinzen jenen Ort nahm: auf der raschen Verfolgung des Feindes wäre beynahe der Divisionsgeneral Soult in seine Hände gefallen. Geschickt zog er sich dann auf Stockach zurück und behauptete in der Schlacht bey diesem Orte (den 25. März) die ihm angewiesene Stellung. Wichtige Bewegungen, zu denen ihn bey Versetzung des Kriegsschauplatzes in die Schweiz der Erzherzog bestimmte, mißlangen aus Gründen, welche die Geschichte des Feldzugs 1799 (Wien 1819, II. 125) angibt.

Darauf erscheint der Fürst im August wieder am Mittelrhein und unter den Ersten, welche den 18. September Mannheim stürmen. Die Rheinufer beobachtend unterstützt er den damaligen Oberst Wrede mit Rath und That zum Aufrufe des Landsturmes in den pfälzischen Rheinlanden, bis ihn Krankheit nöthigt, das Heer zu verlassen.

Der furchtbare Schritt jener Zeit, welcher große Anstrengungen, glänzende Waffenthaten, selbst wohlberechnete Plane über den Haufen warf und gerechte Wünsche zertrat, berührte

auch den Fürsten auf die eigenste Weise. Indem dieser von dem allgemeinen Mißgeschick tief erschüttert wurde, aber auch von einer trügerischen Einbildung sich nicht verführen ließ, versagte ihm das Glück, welches in den Augen der Welt zum Waffenruhm unentbehrlich ist, theils den Namen, der ihm aus so guten Gründen bereits gebührte, theils die Gelegenheit, noch einen größern zu erwerben; allein alle bittere Erfahrungen, welche sich mannigfach darboten, drängten ihn nicht in das streng bewahrte Heiligthum des eignen Innern zurück, so daß er, wie viele Bessere der Zeit, schroff, untheilnehmend und kalt geworden wäre, sondern sie erhoben vielmehr die Größe seines Geistes und weckten den Ernst und die Besonnenheit, durch die der Held in ihm zum Feldherrn reifte.

Sobald seine Gesundheitsumstände und der im Jahre 1800 abgeschlossene Waffenstillstand es zuließen, zeigte sich Fürst Schwarzenberg, jetzt Feldmarschall-Lieutenant, wieder im Felde. Unaufgefordert, von seiner Ueberzeugung bewogen, sendete er dem Erzherzog Johann Vorschläge zur Eröffnung des Feldzugs ein, welche die Denkwürdigkeiten näher beleuchten. Es kam zur Schlacht von Hohenlinden; der Feind suchte die Vereinigung der österreichischen Heeresabtheilungen zu verhindern, besonders war der rechte Flügel getrennt auf dem Wege nach Landshut zu; von dessen zwey Treffen befehligte das eine der Fürst: angewiesen Hohenlinden zu erreichen, drang er Trotz dem heftigen Widerstande des Feindes bis auf die letzte jenen Ort beherrschende Höhe vor; da bemerkt, vernimmt er den ungünstigen Stand des übrigen Heeres; im Besitze theuer erkaufter Vortheile sieht er sich bald abgeschnitten, überflügelt, sogar im Rücken bedroht: nichts scheint übrig zu bleiben, als sich zu ergeben, wozu der Feind auffordert; dennoch rettet sich Schwarzenberg ohne eine Kanone zu verlieren. Seine bewundernswürdige Entschlossenheit erkannte auch der feindliche Oberbefehlshaber mit Achtung an — es war bekanntlich Moreau, der damals nicht ahnte, daß aus dieser Achtung die freundschaftlichste Verbindung zu ganz andern Zwecken erwachsen sollte. — Auf dem sodann erfolgenden Rückzuge durch Oesterreich that der Fürst, was er thun konnte, den drängenden Feind zu beschäftigen und abzuhalten. Zur Belohnung seiner Verdienste bewirkte der Erzherzog Karl, daß der Monarch den Fürsten zum Inhaber des zweyten Uhlanenregiments ernannte; dieses Regiment, von ihm in den früheren Feldzügen zu siegreichen Kämpfen geführt, war ihm Mann für Mann bis in den Tod ergeben: von nun an trägt es Schwarzenbergs Namen mit Recht auf ewige Zeiten.

Nach dem Lüneviller Frieden hatte der Fürst zwar seine erste

diplomatische Sendung, allein wir kommen auf sie später zurück und folgen ihm jetzt auf seiner Heldenlaufbahn zu der That, die zuerst die Blicke Europa's, selbst mitten in dem Erstaunen und Schrecken, welchen die großen Ereignisse verbreiteten, auf den Fürsten zu lenken vermochte — dem Rückzuge von Ulm. Die Sendung nach München, mit welcher der Kaiser ihn im Jahre 1805 beauftragte, hatte nicht den gewünschten Erfolg gehabt; Personen nicht ohne Bedeutung bürdeten der Persönlichkeit des Fürsten auf, was die Schuld der damaligen politischen Verhältnisse war, und Werke über die Zeitgeschichte schrieben es nach: allein der Fürst handelte hier, wie immer, durchaus der Ehre Oesterreichs und seiner eigenen gemäß. In dem Feldzuge, der nun unmittelbar begann, übernahm der Fürst die Führung einer Heeresabtheilung; es gelang ihm durch das Gefecht von Jungingen (11. Oktober) dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen, einen Vortheil, der freylich den übrigen Unfällen dieses Krieges nicht vorbeugen konnte. Der Generalquartiermeister Baron Mack, damals zu den vorzüglichsten Kennern der Kriegskunst gezählt, glaubte sich durch verschiedene Rücksichten, die theils allgemein bekannt, theils umständlicher im vorliegenden Werke angegeben sind, gebunden, auf der Stellung von Ulm zu beharren, und als die Bewegungen Napoleons keinen Zweifel über die zu treffende Wahl mehr zuließen, wollte er zwar einen Augenblick den Vorstellungen des Oberfeldherrn, des Erzherzogs Ferdinand, so wie denen des Fürsten Schwarzenberg, seines Freundes, der auch später öffentlich als sein Vertheidiger auftrat, nachgeben; allein es wurde endlich zu spät, sich aus den Netzen des übermächtigen Feindes zu ziehen. In dieser Gefahr, wehrlose Uebergabe vor Augen, beschloß der Erzherzog, das Aeußerste zu wagen, und wenigstens die Reiterey zu retten. Schwarzenberg erhielt über sie den Befehl. Er brach mitten durch feindliche Haufen, zog einige Verstärkungen an sich, wurde aber schon auf dem halben Wege nach Nürnberg von Murat eingeholt, der alles aufbot, den Prinzen und Heerführer zu seinem Gefangenen zu machen. Das erhöhte aber nur des Fürsten und der Seinigen Muth; wo dieser nicht ausreichte, wandte er Kriegslist an, vernichtete des Feindes sichere Hoffnung und erreichte unter täglichen Gefechten, in acht Tagen über funfzig deutsche Meilen zurücklegend, den vaterländischen Boden bey Eger. Es waren ihrer nicht mehr als 1800 Reiter, die das kühne Wagestück vollbracht hatten. Murat hielt sich noch in spätern Zeiten überzeugt, es mit 5—6000 Mann zu thun gehabt zu haben. Die That hatte sich des ausgezeichneten Lobes des Monarchen zu erfreuen. Wiewohl der Fürst an den Folgen der großen Anstrengung litt, so

raffte er sich doch bald auf, um seine Dienste nicht der Fortsetzung des Krieges zu entziehen; er wohnte der Schlacht von Austerlitz bey, deren Verlust er voraussah und sagte. Bey der Zusammenkunft der beyden Kaiser, welche sodann Statt fand, war er in der Begleitung seines Monarchen; es war das erste Mal, daß er mit Napoleon sprach.

Wir sind nun dem Zeitpunkte nahe gekommen, wo der Fürst Schwarzenberg als Diplomat und Staatsmann dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste leisten, und sich selbst die Basis seiner Größe legen sollte. Der Fürst, der verschiedenartige Anlagen in sich verband, hatte die entschiedensten zum Diplomaten. Bey dem ersten Auftreten für sich einnehmend, wußte er durch offenen Vortrag zu gewinnen, durch klaren zu überzeugen; bald vertraut mit Menschen und Verhältnissen ließ er sich dennoch nicht errathen; eine ihm eigene Würde verschaffte dem Privatmanne Achtung und eignete ihn um so mehr zum Stellvertreter einer großen Macht: dabey ein freyer, großer Ueberblick der Geschäfte, Geradheit ohne Anmaßung, Festigkeit in Grundsätzen ohne Stolz. Vorbedeutend war der erste Schritt auf der neuen Laufbahn, die der Fürst übrigens nicht aus Vorliebe, sondern gehorsam den Pflichten gegen seinen Monarchen, betrat: es war die Sendung nach Petersburg im Jahre 1801, um nach Pauls I. Tode das Einverständniß beyder Höfe wieder herzustellen. Diesen Zweck hätte bey dem veränderten Stande der öffentlichen Angelegenheiten auch ein Anderer erreichen können, Fürst Schwarzenberg erreichte ihn vollständiger durch den Eindruck, welchen er auf den jugendlichen Kaiser Alexander machte. Es entfaltete sich daraus eine seitdem stets wachsende Werthschätzung, welche für den Fürsten nicht minder ehrenvoll, als ein Beweis der edlen Gesinnung des Kaisers Alexander war. Wer Zeuge gewesen ist, mit welchem aufmerksamen Zuvorkommen der Kaiser den Fürsten nicht bloß öffentlich, sondern im vertraulichen Zirkel auszeichnete, wird dem vollkommen beystimmen. Die allgemeinen Angelegenheiten ernteten davon die bleibendsten Früchte.

Wichtiger und bedenklicher zugleich war des Fürsten zweyte Sendung nach Petersburg. Nach der Zusammenkunft zu Erfurt hatte der Kaiser von Rußland ausdrücklich Schwarzenberg gewünscht als Botschafter an seinem Hofe zu sehen. Auf der Reise dahin zu Anfange des Jahres 1809 traf der Fürst oberhalb Riga mit dem Könige von Preußen und seiner Gemahlin zusammen, die beyde eben auf der Rückreise von Petersburg in ihr Land begriffen waren: die Königin, diese edle Frau, welche auch eine Hütte geschmückt hätte, für Preußen der Genius einer schönern Zukunft — sprach gegen den Fürsten, in

welchem sie bald ein verwandtes Gemüth wahrnahm, ihre Wünsche für die gemeinsamen Interessen mit der ihr eigenen warmen Begeisterung aus. Nicht ohne Rührung gedachte der Fürst noch in seinen letzten Lebensjahren jener, wenn auch nur kurzen, Unterredung. — In Petersburg genoß derselbe, Trotz dem in jenem Augenblicke einmal angenommenen Systeme des russischen Kabinets die größte Auszeichnung, bey Hofe eben sowohl, als im ganzen Publikum. Das letztere gab seine Stimmung für Oesterreich bey Ausbruch des Krieges laut und lebhaft zu erkennen, eine Stimmung, die auch der Norden Deutschlands schon 1805, entschiedner und umfassender aber 1809 theilte. »Viel war ge»wonnen, daß Rußland mit dem vertragsmäßigen Theile seiner »Streitkräfte nicht gleichzeitig mit Napoleon in die Schranken »gegen Oesterreich trat, und dieß war des Fürsten Werk. »Aber wer berechnet den Einfluß, den ein Sieg der Oesterreicher »auf das geflissentlich zögernde, mit seinem Entschlusse zurück»haltende Kabinet von St. Petersburg haben konnte.« So drücken sich hier die Denkwürdigkeiten aus; überhaupt geben diese über die öffentlichen Verhältnisse, an welchen der Fürst Theil nahm, und über die auftretenden Personen höchst merkwürdige Aufschlüsse, und diese mit solcher Bestimmtheit und Vertrautheit mit dem Gegenstande, daß sie auf Beyträge von durchaus Unterrichteten schließen lassen. Nach der unglücklichen Wendung, welche der Krieg von 1809 gleich in seinem Beginnen nahm, mußte der Fürst den Hof meiden, und — aber erst nach einiger Zeit — die Hauptstadt verlassen (23. May). »Ganz Petersburg »sah mit Wehmuth ihn scheiden. Selbst der Kaiser beklagte den »traurigen Gang der Verhältnisse.« Er traf noch zur rechten Zeit beym Heere wieder ein, um der Schlacht von Wagram beyzuwohnen und den meisterhaften Rückzug auf Znaym anordnen und bewerkstelligen zu helfen. Den 22. September wurde er zum General der Kavallerie ernannt.

Zeigte die zweyte Sendung nach Petersburg durch das in dem Kaiser Alexander zu dem Fürsten befestigte Vertrauen, von welchem dieser erhabene Monarch auffallende Beweise in der Entdeckung seiner wahren Ansichten während jener kritischen Momente gegeben hatte, erst später ihren vollen gewichtigen Einfluß, so sollte ein im damaligen Zeitpunkte glänzenderes Amt unmittelbar ersprießliche Vortheile dem allgemeinen Besten bringen — das eines Botschafters am französischen Kaiserhofe, welches dem Fürsten bald nach dem Wiener Frieden übertragen wurde. Oesterreich konnte nicht würdiger und kräftiger vertreten werden. Auch in dem Glanze, welcher gefordert wurde oder nothwendig schien, stand er nicht

nach. Da mußte ein glänzendes Fest, welches der Fürst zu Ehren der Kaiserin Marie Luise am 1. July 1810 gab, durch außerordentliche Zufälle wunderbar in sein Leben eingreifen. Der Brand, welcher während des Festes in dem dazu leicht aufgeführten Gebäude ausbrach, traf seinen Bruder, den regierenden Fürsten Joseph, mit dem schmerzhaftesten, erschütterndsten Unglücke, indem seine Gemahlin — eine wegen ihres Geistes und Herzens allgemein verehrte Frau — in den Flammen umkam, in die sie zurück geeilt war, als sie von ihrer Tochter durch einen niederstürzenden Balken getrennt wurde, nicht wissend, daß diese — obgleich sehr verletzt — gerettet sey. Den Fürsten selbst brachte eben jener Unfall in besondere Annäherung zu Napoleon. Die ruhige Fassung, welche jener in dem allgemeinen Schrecken zeigte, die Sorgfalt, mit der er auf nichts früher bedacht war, als den französischen Kaiser mit seiner Gemahlin zu retten, während die französischen Offiziere schon eine Verschwörung befürchteten, drangen Napoleon das Gefühl der Achtung so wie das der Dankbarkeit ab. Dieser war empfänglich für Charakterstärke, nur konnte er sie eher sich gegenüber dulden, als neben sich, wo er sie nöthigte sich unterzuordnen. Seit jenem Tage offenbarte Napoleon seine Zuneigung zu dem Fürsten auf das Sprechendste; er zog ihn in seine Begleitung auf Fahrten und Jagden, unterhielt sich ohne Rückhalt und gerne mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten und weihte ihn in seine Plane für die Zukunft ein. Der Fürst zog daraus unberechenbaren Gewinn. Die Aussprüche des Herrschers waren eben so bedeutsam, als die Worte des Meisters in der Kriegskunst oft belehrend.

Als der Ausbruch des Krieges 1812 unvermeidlich war, so wußte der Botschafter Napoleons Mißtrauen und die Bedenklichkeiten seiner Politik zu überwinden und erträgliche Bedingungen in dem Vertrage vom 14. März zu erwirken. Ueber die strenge Sorgfalt, den erhaltenen Weisungen nachzukommen, die Ruhe und klare Berücksichtigung des Wohles seines Vaterlandes, welche Schwarzenberg in diesen schwierigen Unterhandlungen bewies — »darüber — sagen die Denkwürdigkeiten — konnte Niemand ein »richtigeres Urtheil fällen, als der Minister, dessen Instruktionen »ihn leiteten, und der, mit dem Charakter des französischen Kai»sers und dem Geiste seines Kabinets gleich bekannt, den Gang »und das Resultat der Verhandlungen am besten zu würdigen »wußte.« — Für Preußen, das Napoleon mit unwürdiger Verachtung behandelte, verwandte sich der Fürst, in dem Urtheile über eine ehrenwerthe Nation von weiterschauendem Blicke geleitet, mit Wärme und Nachdruck, wodurch er heftigere Maßregeln gegen dasselbe zu verhindern wußte.

Als Befehlshaber der österreichischen Hülfsmacht in Galizien tritt von nun an der Fürst als Feldherr auf. — Dieser mit großen Schwierigkeiten und Beschwerden verknüpfte Feldzug, auf welchen der Fürst selbst nicht wenig Werth legte, ist von Kennern und Nichtkennern, von Freund und Feind einseitig und unrichtig beurtheilt worden, hauptsächlich aus unsichern Voraussetzungen oder aus mangelhafter Kenntniß der Thatsachen: er findet in den Denkwürdigkeiten eine mit Aktenstücken belegte Apologie. Napoleon selbst zeigte keine Spur von Tadel; während des Feldzugs hatte er den Kaiser von Oesterreich ersucht, den Fürsten wegen seiner Verdienste zum Feldmarschall zu befördern, nach demselben, als Schwarzenberg in Paris vor ihm erschien, empfing er ihn mit Lobsprüchen über sein Verhalten. Und doch hatte der Fürst, als jener mit dem gerüstetsten Heereszuge, welchen die neuere Geschichte aufzuweisen hat, ein unermeßliches Reich umzustürzen drohte, jede vertragswidrige Zumuthung der Franzosen standhaft zurückgewiesen, und die Selbstständigkeit der österreichischen Waffen wirksam verfochten. Allein als jene gewagte Unternehmung an der Festigkeit des Kaisers Alexander, der Aufopferung des russischen Volks, und dem Ungemache der Jahreszeit scheiterte; als Napoleon durch dieselben überraschenden Operationen, durch die er in seinen früheren Feldzügen bewunderte Siege erkämpfte, den Untergang des Heeres herbeygeführt hatte, und seine Generale alle Fassung verloren, stand Fürst Schwarzenberg allein gesammelt da, und verläugnete die Gesetze kriegerischer Ehre weder gegen den einen noch den andern der kriegführenden Theile.

Derselbe nahm nunmehr bald den ihm gebührenden Platz ein und erreichte den Gipfel seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit. Die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 sind theils zu bekannt, theils liefern die Denkwürdigkeiten eine sich auszeichnende Darstellung der Einzelnheiten, so daß hier, wo es sich darum handelt, die Führung des Fürsten selbst in ein helleres Licht zu setzen, nur die Rede seyn kann von seinem eigenthümlichen Standpunkte einem solchen Gegner gegenüber, und von den Hauptideen, welche für die Leitung eines in Umfang und Zusammensetzung einzigen Ganzen von ihm ausgegangen sind. Die Ansichten und Ansprüche der verschiedenen Parteyen können auf diese Weise um so eher einen Vereinigungspunkt finden, als es ja eben die Vereinigung und das Zusammenwirken so mannigfacher Anstrengungen war, welches die großen Resultate hervorbrachte, und als der Fürst selbst dem Verdienste eines Jeden volles Recht zusprach. Nur würde man das Andenken des Feldherrn verletzen, wenn man auf die Ansicht derer eingehen wollte, welche dem Entschlusse, jedes Opfer

dem Gemeinwohle zu bringen, dem begeisterten Heldenmuthe und der Tapferkeit allein die glänzenden Erfolge der jüngsten Vergangenheit zuschreiben, oder in ihnen nichts als das Resultat seltener günstigen Zufälle erblicken. Ist es bey jedem Werke die Besonnenheit, welche, die heilige Flamme der Begeisterung als Priesterin hütend, dasselbe zur Reife bringt, so entscheidet sie insbesondere bey der Kriegsführung. Nur dadurch ist dem Feldherrn sein Ruhm gesichert: als großen Feldherrn stellt die Geschichte aber denjenigen auf, der mit dem Muthe und der Entschlossenheit des Kriegers, den Kenntnissen und Talenten des Anführers, große Massen auf ihrem Zuge über Flüsse und durch Gebirge, auf wegsamen oder schwierigen Straßen nach einem vorgesteckten Ziele mit vorherrschendem Geiste zu leiten und jeden besondern Plan nach den Erfordernissen des Augenblicks umzugestalten weiß. Wir versuchen, die Ansprüche des Fürsten an einen solchen Namen anzudeuten.

Der Minister, welcher damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich stand und noch steht — Fürst Metternich — ließ sich nicht von dem Rausche des Augenblicks, in dem die Meisten befangen waren, hinreißen; in weiser Erwägung und Vorbereitung der Mittel, Widerstand auf die Dauer zu leisten, hielt er Napoleon über die wahre Gesinnung Oesterreichs in Ungewißheit, und als er aller Welt bewiesen hatte, daß jener keinen friedlichen Zustand, nichts als den Krieg wolle, so bot er ihm diesen auch in seiner ganzen gewaltigen Größe. Zur obersten Leitung des entscheidenden Kampfes hielt auch er den Fürsten Schwarzenberg besonders geeignet; beyde täuschten sich nicht über ihren Gegner, bey der Wahl der Mittel, ihn zu demüthigen.

Dem Kaiser Napoleon so wie dem General Bonaparte, hatte dieselbe Revolution, deren vielköpfige Hyder er glücklich zu bezwingen verstand, seinen Gesichtskreis vorgezeichnet: er machte sich zu ihrem Haupte und lenkte sie nach seinem Willen. Indem ihm der Sinn für die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre geschichtliche Entwicklung durchaus mangelte, dachte er sich überall in dem Mittelpunkte eines großen Lagers; die Maschinerie seiner Heere, die er wie nur irgend ein Feldherr meisterhaft eingerichtet hatte, sollte der aller Staaten zum Muster dienen, die sein Arm ergreifen konnte. So baute er, ohne von Natur grausam oder boshaft zu seyn, seine Plane schonungslos auf den Untergang einer Generation; auch die härtesten Schläge hielten ihn von ihrer Verfolgung nicht ab: er bedauerte nur und betrachtete es als einen Treubruch gegen sich selbst, wenn ihm eine menschliche Rücksicht warnend entgegentrat und ihn fesselte; im Be-

wußtseyn seiner Ueberlegenheit, stolz und zuversichtlich gemacht durch einen an das Wunderbare gränzenden Erfolg sah er sich nicht als ein Werkzeug der Vorsehung, sondern als den Vollstrecker eines allgewaltigen Schicksals an. So war der Mann, dem sich der Fürst, ihn ganz würdigend, ohne Eigendünkel, ohne Ruhmsucht mit der entschiedensten Ruhe entgegenstellte. Diese Sicherheit erwarb ihm das volle Zutrauen der verbündeten Monarchen. Die Wirkungen davon sind offenbar, weniger die Plane, welche der Fürst angab, um jene hervorzubringen.

Er erwog, daß, Trotz dem Beytritte Oesterreichs zur allgemeinen Sache, Napoleon entscheidende Vortheile für sich habe; an der Spitze eines 360,000 Mann starken Heeres, das ihm blind ergeben war, durch den Besitz von Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel in dem Mittelpunkte begründet, konnte sich dieser nach allen Seiten hinwenden und eine vermeinte Ueberzahl — die Verbündeten zählten insgesammt 486,000 Mann, — durch theilweise Angriffe auflösen und vernichten. Eine Hauptschlacht mußte er um so mehr suchen, als er das Uebergewicht von Einheit, Erfahrung und Genie in die Wagschale zu legen hoffte. Der Feldmarschall suchte gegen ihn die Spitzen seiner eignen Waffen zu kehren, jeder Entscheidung auszuweichen, ihn durch theilweise Angriffe zu schwächen und ihn im ermatteten Zustande zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Daher wandte er von Anfang an seinen Blick auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, nach dem die Operationen der einzelnen Heere hinzielen und zuletzt alle Kräfte sich vereinigen sollten. Die in verschiedenen Richtungen laufenden Zügel in Einer Hand festzuhalten und übereinstimmend zu leiten, dazu gehörte eben so viel Gewandtheit als Ausdauer: Schwarzenberg bewies sie, und kräftige Mitwirkung, vor allem Blüchers, blieb nicht aus.

Von diesem Gesichtspunkte aus, war, wenn wir uns nicht irren, die Bewegung nach Dresden zu Anfange des Feldzugs der Hauptabsicht nach nichts anders als eine Diversion, um Napoleon von Schlesien abzuziehen; nur in einem sehr günstigen Falle ließ sich die Einnahme dieses bedeutenden Waffenplatzes erwarten: bekanntlich verspäteten Zufälle, die nicht in seiner Berechnung lagen, den Angriff auf denselben; eine Schlacht aber zu liefern, konnte wohl nicht unmittelbar der Plan des Fürsten seyn. Die Denkwürdigkeiten sprechen sich hier nicht deutlich aus. Die gewonnenen Vortheile des Feindes wußte Schwarzenberg durch den Sieg von Kulm unnütz zu machen, und das Ganze durch die unerschütterlich behauptete Stellung von Töplitz ins wahre Gleichgewicht zu setzen, bis der von ihm erspähte Zeitpunkt herannahte, zur Schlacht von Leipzig. Noch am 16.

Oktober ging nicht alles nach der Erwartung des Fürsten, namentlich von Seiten der Armee des Kronprinzen von Schweden; doch indem der Gegner den 17ten nicht angriff, gestand er seine Ermattung ein. Der 18. Oktober zeigte den Feldherrn Schwarzenberg in seinem ganzen Glanze. »Die Ruhe des »Fürsten im Ueberblicke des Ganzen blieb unerschütterlich. Unbe»fangenheit und Zuversicht waren auf seinem Antlitz. Ohne Zei»chen von Mühe betrieb er das große Werk. Er errieth die Ge»fahr in ihrem Werden, und wo sie war, hatte er schon die »Mittel herbeygeführt, ihr zu begegnen. Ein strenges Gesetz der »Ordnung sehen wir durch alle Angriffe walten, welche den Zufall »beynahe gänzlich aus der Reihe der wirkenden Kräfte ausschließt.« So sagen die Denkwürdigkeiten, in Ausdrücken, wie sie nur ein Augenzeuge gebrauchen darf. — Der geschlagene Feind floh über die kurz zuvor ihm noch unterthänigen, nun befreyten Staaten Deutschlands über den Rhein. Dieser Strom erschien Mehrern als abschreckende Gränze, die zur Berathung und Bedenkzeit auffordere; Schwarzenberg aber sprach für unaufhaltsame Fortsetzung des Kriegs, unter andern in Worten, welche, als Wiederstrahl seines großen Geistes, die Geschichte aufbewahren wird. »Ich nehme keinen Anstand zu sagen: Ich will nach Paris. Meine »Basis ist Europa vom Eismeer bis zum Hellespont. Für »diese wird doch Paris das Operationsobjekt seyn dürfen.« — Wie also des Fürsten Blick in Deutschland auf Leipzig gerichtet war, so erschien ihm in Frankreich als der Zielpunkt aller kriegerischen Unternehmungen Paris. Dem aufmerksamen Beobachter wird sich dem zu Folge ein gewisses Gesetz in scheinbar zufälligen Bewegungen kund geben, und zugleich klar werden, daß, wenn Widersprüche dazwischen eingreifen, der Feldherr nicht im Stande war, alle sich durchkreuzenden Interessen zu beschwichtigen. —

Der Fürst dringt durch die Schweiz in das Herz von Frankreich bis Langres vor, indem er die wichtige Vertheidigungslinie der Vogesen dem Feinde unnütz macht, und vereinigt sich am 24. Jänner an der Aube mit dem Feldmarschall Blücher. Als Napoleon mit seinen gesammelten Kräften sich auf letztern bey Brienne wirft, so ordnet Schwarzenberg bey diesem Orte die erste Schlacht auf französischem Boden an, überläßt aber, auf eignen Ruhm verzichtend, die Ausführung seinem wackern Mitfeldherrn (den 31. Jänner)*), wie früher die der Schlacht von Kulm dem General Barklay de Tolly. In seinen

*) Vergl. C. von Plotho, Krieg in Deutschland und Frankreich. III. p. 110.

Erwartungen getäuscht zeigt sich bald darauf Napoleon noch einmal in seiner ganzen Feldherrngröße, benutzt das theilweise Vorrücken des schlesischen Heeres und sprengt dieses so, daß es nur die bewundernswerthe Tapferkeit der Truppen vor Vernichtung rettet. Dieß erhöht die Vorsicht Schwarzenbergs bey der Erschöpfung des Heeres mitten im feindlichen Lande, unter aufrührerischgesinnten Bewohnern; er vereinigt die Truppen bey Troyes, weicht einer Schlacht aus und zieht sich hinter die Aube zurück. Doch sein erneutes Vorrücken verändert die Lage der Dinge, die nun immer günstiger wird; der Feldmarschall nimmt Bar sur Aube im Sturme, wobey er — zum ersten Male in seinem Leben — leicht verwundet wird und vereitelt Napoleons Plane, vereinzelte Heerestheile zu schlagen, durch das glänzende Treffen von Arcis (den 19. März). Jetzt wagt Napoleon mit großer Kühnheit das Aeußerste, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen und das Land in Aufruhr zu versetzen; allein Schwarzenberg setzt dem gleiche, aber begründetere Kühnheit entgegen, er beschließt auf Paris zu gehen und im Falle, daß sich auch die Hauptstadt nicht ergäbe, seine ganze Grundlinie nach den Niederlanden zu verlegen. Der glorreichste Erfolg krönte das Unternehmen. Viele haben die kühne Entschlossenheit des Fürsten mit Stillschweigen übergangen und seine Vorsicht als übertrieben getadelt, allein um Statt anderer Gründe mit einer geltenden Autorität aufzutreten, so genüge der rasche, noch im Alter jugendliche Blücher, welcher bey mehreren Gelegenheiten nach dem Kriege ihm laut Gerechtigkeit widerfahren ließ. Uebrigens gibt es keine erhabenern Denkmale für einen Feldherrnnamen, als die zwey Hauptereignisse, welche die Katastrophe des Weltdrama der Revolution bildeten; allein dem strategischen Genie Schwarzenbergs gebührt das besondere Verdienst, daß die leitenden Ideen von ihm kamen; dieß wird die prüfende Geschichte um so mehr anerkennen, in je reinere Ferne die gewaltigen Erscheinungen aus dem Vorgrunde der Gegenwart treten.

Eine passende Stelle findet hier auch ein Grundsatz des Fürsten, der ihn ganz bezeichnet: »Der Feldherr muß sich über jedes »aufgeopferte Leben Rechenschaft geben können.«

Das Schicksal hätte dem Fürsten die Bahn des Ruhms und der Verewigung versagen können, er wäre stets hervorragend als Mensch gewesen. Als solchen schildern ihn die Denkwürdigkeiten nur von einzelnen Seiten, wir wünschen dagegen den ganzen Charakter aufzufassen, wodurch sich auch seinem öffentlichen Wirken das wahre Licht mittheilt. — Und somit naht sich diese Skizze ihrem vorgesteckten Endziel, indem alles Frühere, was mit dem Rück-

blicke auf die Vergangenheit und nach einzelnen Aussagen zusammengestellt ist, von diesem Standpunkte aus nur gleichsam als Rahmen für das Bild des Menschen angesehen werden kann.

Zählt man einzelne Züge und Eigenschaften, wenn auch scharf und bestimmt, auf, so bildet dieß an sich noch nicht einen Charakter, da jene zum Theil auch ganz verschiedenen Personen zukommen könnten; sondern die bindende Einheit gibt erst individuelles Leben und Bedeutung. Die äußere Thätigkeit ferner ist von der innern Gesinnung oft durchaus zu trennen; ein besonderes Talent, ein rasches Fortschreiten auf vorgezeichneter Bahn kann für sich bestehen, ja sogar mit großer Verkehrtheit der letztern gepaart seyn. Wie läßt sich dagegen für die Wohlfahrt eines Ganzen etwas Dauerndes stiften ohne eine große Gesinnung, welche beseelt und leitet! Was das Verhältniß der Anlagen betrifft, so vermag oft starke Willenskraft außerordentlich viel über schwache Geisteskräfte: überwiegende Geisteskräfte verdecken moralische Gebrechen, ja große Fehler sind mit großen Tugenden vereint. Manche Charaktere erreichen erst ihr wahres Ziel durch Verirrungen, andere führt ihr Genius schützend und bewahrend mitten zwischen Abwegen hin die rechte Bahn. Aus diesem Verhältnisse der Geistes- und Gemüthskräfte ergeben sich so verschiedene, entgegengesetzte Charaktere, daß der einzelne, je mehr er sich scharf sondert, desto mehr etwas in sich enthält, was uns vermöge des verborgenen Zusammenhangs des Psychischen mit dem Animalischen unbegreiflich oder unmeßbar dünkt. Daher kann auf diesem Gebiete die Theorie so wenig entscheiden, indem gerade das nach ihr Verwandte in der Wirklichkeit sich feindlich gegenüber steht: wer wird zweifeln, daß ein großer Staatsmann ein großer Philosoph seyn kann, und doch weist die Geschichte eben so viele Zeugnisse dafür als dawider auf. Gleiches findet Statt zwischen dem Feldherrn und Staatsmann.

Wir fassen jetzt näher die geschichtlichen Charaktere ins Auge, von diesen ist die Mehrzahl nur nach ihren Thaten, einzelnen Handlungen und abgebrochenen Aeußerungen geschildert und so wenig in ihrem innern Wesen aufgeschlossen, daß eine Art Uebereinkunft über ihre Eigenschaften, Tugenden und Fehler, so mit ein gültiges Fachwerk angenommen ist: die mächtigen Scheidewände der Zeitalter, der Volksthümlichkeit und Stellung der Angelegenheiten sinken zusammen, dem Scheine stellen sich die Aehnlichkeiten überraschend dar. Es kann erfreulich seyn, einen griechischen Freyheitskämpfer, wie Epaminondas, neben einen römischen Triumphator, wie Scipio, diese neben einen ritterlichen Glaubenshelden, wie Gottfried von Bouillon, zu halten und mit ihnen einen Feldherrn der neuesten Zeit zu ver-

gleichen: unstreitig lassen sich einige gemeinsame Grundzüge nicht verkennen; aber wie trennen sich diese Charaktere bey genauerer Beobachtung! Andere Zeitalter entwickeln eben sowohl andere Talente, als Charaktere; insbesondere erfordert Behutsamkeit im Urtheil das unsrige, in welchem die Resultate von Jahrhunderten zusammenfließen, und der Verein lange getrennter oft fremdartiger Elemente eben so sehr Oberflächlichkeit und unbeständige Beweglichkeit veranlaßt, als einseitige und engherzige Beschränkung verbietet. Diese Ansichten führen uns auf unsern Gegenstand zurück.

Jener Sinn, welchen anhaltende Anschauung höherer Dinge und das Eindringen in die Tiefen der Wissenschaft entfaltet, auf dessen Schwingen sich der Dichter in der Sonnensphäre der Phantasie erhält — der Sinn für das über die Zeit Erhabene, Unvergängliche war in Schwarzenberg als Menschen der innerste Kern seines Wesens, allein er beseelte den Fürsten auf dem Gebiete des thätigen Lebens. In solcher Richtung entsagt dieser Sinn nicht der Wirklichkeit und zieht sich nicht von den Umgebungen zurück, sondern er tritt mit ihnen in Gemeinschaft und theilt sich ihnen mit: er verschmäht das Kleine und Vorübergehende nicht, allein es gilt ihm nur, in so fern daraus Großes und Dauerndes erwächst: mag es nun auf das Beste der Familie, oder auf das Heil des Staatswesens in seinen großen Gliedern, oder auf das Wohl und Wehe des Allgemeinen ankommen, immer bewährt sich jener Sinn als leitend, erhaltend, in die Zukunft schauend. So verstanden möchten wir von dem Verstorbenen sagen: er lebte ganz im Großen und für das Große; jeder, der ihn genauer kannte, hat es von seinem Standpunkte aus erfahren.

Gewisse Fehler, von denen es schwer ist, sich auf dem geräuschvollen Schauplatze des Lebens frey zu erhalten — Ruhmsucht, Stolz, Egoismus, Eigennutz — gab es daher für ihn nicht, denn ihre gemeinsame Wurzel konnte in seiner reinen Natur nicht haften, der edle Grund seines Wesens schied sie aus. Man kann das als ein Geschenk der gütigen Vorsehung ansehen; allein, was dem eignen Willen des Menschen angehört, was sein Verdienst und wahre Tugend ist — Verläugnung seiner selbst, Entsagung — diese übte der Fürst so, daß nur dadurch das Größte zur Vollendung reifen konnte: sie, so vereinigt mit der vollen Kraft und dem Bewußtseyn derselben möchte die neuere Geschichte in Wenigen aufzuweisen haben. Freunde konnten ihm daher wohl den Vorwurf machen, daß er sich selbst zu wenig in den Interessen des Tages berücksichtige. — Der Fürst war mit dem Blicke begabt, welchem die Dinge in ihrem natürlichen Verhältnisse, so, wie sie vorliegen, erschei-

nen: er stand hoch genug, um sie überblicken, war scharfsinnig und gebildet genug, um sie durchschauen, und leidenschaftlos genug, um sie rein und ungetrübt auffassen zu können; hieraus ging eben sowohl seine große Besonnenheit, als die Heiterkeit seines Wesens hervor. Das Kleinliche, Verschrobene und Zwecklose kann sich da nicht verbergen, und, wenn es der Ernst der Sache nicht verbietet, wird es wenigstens Gegenstand des Witzes. Dieser war bey dem Fürsten nicht verwundend, vernichtend, sondern mehr sinn- und bilderreich; es leitete ihn das Gefühl, daß alle Abart in einer höhern Harmonie verschwinde und die Fülle geistiger Mittel machte ihn zu einer fast unerschöpflichen Quelle des Frohsinns und der Laune. Die sokratische Ironie, welche scheinbar wehrlos in die Schranken tritt, und einen größern Waffenvorrath nur ahnen läßt, war ihm ganz eigen: daher standen ihm stets Gleichnisse zu Gebote, sie leisteten ihm in seinem Verhältnisse zu den Großen während wichtiger Momente treffliche, heilsame Dienste. — Die Sprache bezeichnet das Schaffende, Neugestaltende mit dem Worte genial; Schwarzenberg war es auf seinem Standpunkte durchaus; an ihm gab sich recht augenscheinlich die Herrschaft des Genies zu erkennen, welche es über Menschen, Lagen und Umstände ausübt.

Das Feuer der Jugend trieb ihn auf den Kampfplatz hinaus: da erprobte er seinen Muth, seine Tapferkeit, bald ausgedehnter als nur im Gedränge der Schlacht; also blieb er auf der Heldenlaufbahn nicht stehen, auch vermochten die Lockungen eines bequemen, genußreichen Lebens nicht ihm Fesseln anzulegen. Das Geschick einer wunderbaren Zeit, die Bedrängnisse seines Vaterlandes sprachen an sein ganzes geistiges Vermögen, und forderten ihn auf, mit Rath und Einsicht beyzustehen. Als dann Manches zur Reife kam, was er lange in sich getragen hatte, brachte er alle seine persönlichen Wünsche und Neigungen dem Vaterlande zum Opfer, trat mit der heitern, festen Besonnenheit auf, die den Feldherrnstab eben so sicher, als das Jagdgeschoß in seiner Hand leitete, und errang den schönsten Lohn. Die Früchte jener begeisterten Entsagung erntete nun die Welt. Mancher, der den Fürsten nur aus der Ferne sah, nur halb erkannte, mußte den üblichen Maßstab anlegen; allein alle einseitigen Urtheile gleicht der versöhnende Tod aus, und die Nachwelt hört nur auf die unbefangene, leidenschaftslose Stimme. Der Fürst in der Fülle innern Gehalts, dem auch die Form sich willig fügt, würde sich und seinem Wesen widersprochen haben, wenn er dem Scheine gehuldigt hätte; fand er doch endlich nach aller Abrechnung die wahre Zufriedenheit in dem Kreise seiner Angehö-

rigen. Dahin folgen wir ihm jetzt, so viel die Geschichte es will und die Rücksicht auf die Bescheidenheit der Lebenden es zuläßt.

Die zarten Bande der Anhänglichkeit, welche alle Zweige und Sprossen des edlen Geschlechts, aus dem der Fürst stammte, umfaßt, knüpften sich an ihn, wie an ihren Endpunkt und gingen von diesem inniger und fester aus; darin stand ihm würdig zur Seite sein erlauchter Bruder, der regierende Fürst Joseph, mit gleichem Sinne für Thätigkeit, Menschenwohl und häusliches Glück begabt, so wie durch die Liebe zu ihm nicht ohne Einfluß auf seine öffentliche Wirksamkeit. — Von dieser Seite gewährt uns einen tiefen Blick in das Innere des Verewigten eine offenkundige Thatsache. In dem erhebenden Momente des errungenen Sieges von Leipzig gedachte der Kaiser von Oesterreich durch eine Gnadenerweisung das Verdienst Schwarzenbergs für ihn auf die eigenste Weise zu verherrlichen; da, als dieser jeden Wunsch wagen durfte, fand kein Gedanke des eignen Vortheils in seiner Seele Raum, sondern die bedrängte Lage seiner geliebten Schwester, der damals noch lebenden Fürstin Lobkowitz, erfüllte sie, und so machte er von der Gnade seines Monarchen keinen andern Gebrauch, als für den Gemahl derselben ein kaiserliches Darlehen zu erbitten.

Als Gatte wußte er den ganzen Werth einer mit Anmuth und Verstand begabten Lebensgefährtin zu schätzen, welche — eine geborne Gräfin von Hohenfeld, als Fürstin Esterhazy früh verwitwet — in jugendlicher Blüte ihm vermählt war *). Für beyde gab es kein heiteres, kein trübes Geschick auf einer wechselvollen Laufbahn, welches sie nicht gemeinsam getheilt hätten. — Welcher Vater blieb sich mehr gleich in stäter gütiger Fürsorge und verschmolz so die Strenge mit der Milde, daß jene nur als väterliche Ermahnung erschien: in unvergänglicher Frische, reiche Früchte versprechend, leben die Eindrücke davon fort in den Herzen seiner drey Söhne, der Fürsten Friedrich, Karl und Edmund zu Schwarzenberg, die alle drey jetzt Hauptmannsrang in dem kaiserlichen Heere einnehmen.

Gegen seine Diener war der Herr ein zweyter Vater; einige von ihnen verdankten ihm ihre ganze Erziehung, andere hatten wenigstens den größten Theil ihres Lebens in seinem Dienst und unter seinen Augen zugebracht; der Fürst sprach gern mit ihnen, mit jedem auf seine Weise, in einem zutraulichen Tone, der darum nicht der Würde ermangelte, weil er sie nicht suchte.

Ein unbedingtes Augenmerk auf zeitliche Vortheile war zwar, wie schon mehrmals bemerkt ist, dem Verewigten durchaus fremd;

*) Den 27. Jänner 1799.

dennoch zeigte er sich in der Anordnung seines ganzen Hauswesens nichts weniger als unthätig; es war auch hier der Sinn des Guten und Rechten, der ihn bewog, durch Verbesserungen und neue Schöpfungen das Gedeihen zu fördern. Seine Herrschaft Worlik, in Böhmen an der Moldau, neun Meilen oberhalb Prag gelegen, bietet heute überall die überzeugendsten Spuren seines schaffenden, wohlthuenden Geistes. Er kam im Jahre 1802 in ihren Besitz, indem er nach einem Uebereinkommen mit seinem ältern Bruder, dem regierenden Fürsten, die Güter in Steyermark, auf denen das im Jahre 1703 gestiftete zweyte Majorat dieses Hauses haftete, gegen diese vertauscht und jenes nach Böhmen übertragen hatte. Von der Natur mehr durch malerische Standpunkte, als von Seiten des Ertrages begünstigt, war die Herrschaft bis dahin sehr vernachläßigt worden. Das Schloß, kaum zugänglich, auf einem hohen Felsen hart am Flusse, alterthümlich, baufällig, glich einem wahren Adlerneste — Worlice bedeutet im Böhmischen Adler — ringsum, mit Ausnahme einiger Wirthschaftsgebäude, herrschte wilde Einöde. Die Elemente selbst beneideten Anfangs feindselig jedes neue Werk; denn kaum in wohnbaren Zustand gesetzt, brannte das Schloß von Grund aus ab. Nun ladet es von fern zu einem belohnenden Umwege ein: alle Gründe, Waldhöhen und Felsen umher sind mit freundlichen Anlagen ausgestattet, aus denen ein eben so reiner Sinn für die Natur, als ein ungesuchter Kunstgeschmack spricht; die Verbindung ist durch gut erhaltene Landstraßen gesichert, der Boden sehr verbessert, der Besitzstand bedeutend erweitert. Hier mußte man dem Fürsten folgen, wenn sein Auge mit dem innigsten Behagen auf einer neuen Pflanzung weilte, die er, unterstützt von der Neigung und Einsicht seiner Gemahlin *), dem steinigen, durch dürres Gesträuch

*) Die vaterländische Alterthumskunde verdankt der Sorgfalt der verwitweten Fürstin die Erhaltung der sehr merkwürdigen Ruinen des Schlosses zu Klingenberg, welches zu der Herrschaft Worlik gehört: ohne thätige, verständige Beachtung wären sie längst in Schutt zusammengefallen, fortan läßt sich aber ihre Dauer mit Sicherheit hoffen. Der Verfasser dieser Skizze hat seine Ansichten über diese Ueberbleibsel, besonders über einen großen mit räthselhaften Zeichen versehenen Thurm in einem Aufsatze: Der wahrscheinlich markomannische Thurm zu Klingenberg, schon vor längerer Zeit mitgetheilt. Dieser ist seitdem in *Millin* annales encyclopédiques, 1818. II, 275—284, von Kraft ins Französische übersetzt, erschienen, dann in v. d. Hagen's Briefen in die Heimat gebilligt, und zuletzt von W. C. Grimm: über deutsche Runen, Göttingen 1821, näher beleuchtet worden. Trotz einer sehr unvollständigen Probe der Zeichen, welche damals erschienen ist, erkennt auch Grimm darin wirkliche Zeichenschrift: für den Verf. dies. waltet kein Zweifel mehr ob, da er seitdem in Druck

und Nadelholz verdorbenen Boden abgetrotzt hatte. Hier gehörte er sich ganz und seinen Neigungen zu; alle Umgebungen gewannen hier durch seine Gegenwart. In dem geselligen Zirkel, den er um sich bildete, waltete die sittige Zwangslosigkeit, ohne welche gesellige Erheiterung nicht Statt findet oder ein leerer Selbsttrug ist; nichts störte den Einzelnen in dem Gefühle, welches in ihm entstand, indem er durch des Fürsten Nähe theils angezogen, theils gehoben wurde. Sein Thun und Wirken können sich diejenigen durch ein klares Bild vergegenwärtigen, welche, während der ruhigen Zeiten ungestörten Besitzes, für Wissenschaft und Kunst empfängliche Fürsten des deutschen Reiches über einen kleinen Länderbezirk Wohlstand, Frohsinn, Annehmlichkeit verbreiten gesehen haben. Auch in den Jahren, in denen schon körperliche Leiden die schönsten Kräfte gebrochen hatten, stellte ein günstiger Augenblick in dem einnehmenden Gesellschafter den jugendlichen Helden, den im Kabinett und im Felde thätigen Mann, vor die Augen. Alle seine Bewegungen leitete ein lang gewohnter Anstand. Verglich man Bildnisse desselben aus den Jahren der Blüte, so ergab sich, eine frühe Anlage zur Beleibtheit ausgenommen, ein schönes Ebenmaß in der nicht zu großen Gestalt; in den Gesichtszügen, aus denen sich die Nase bedeutsam hervorhob, lag mehr huldvolle, als gebieterische Würde, und vor allem leuchtete aus dem schwarzen Auge Geist und Seele. Ausgestattet mit den Gaben, welche Viele zu keinem andern Zwecke verwenden, als für den Augenblick zu gefallen und eine flüchtige Gunst stets zu erneuen, verstand er auch diesen durch innern Adel einen höhern Charakter zu geben.

Wir gelangen an die Grenze seines irdischen Daseyns. Große Reizbarkeit des Körpers, welche auch bey starkem Baue der abnorme Zustand irgend eines innern edlen Theiles hervorbringen kann, dazu mannigfache, nicht selten übermäßige Anstrengungen machten dem Fürsten Bequemlichkeit und Erholung auf längere Zeit zur Pflicht; ja es scheint, daß, indem er alle seine Kräfte sammelte, um die Mühen der letzten Feldzüge zu bestehen, der Ausbruch eines lang genährten Uebels beschleunigt und dasselbe unheilbar gemacht wurde. Eine organische Herzenskrankheit, verbunden mit Nervenschwäche und gehemmtem Umlauf der Säfte war es, die sich zuerst durch eine Lähmung der rechten Seite (am 13. Jänner 1817) offenbarte,

an der Leitha einen Thurm von gleichem Bau mit theils gleichen, theils verschiedenen Zeichen und noch anderes zur Bestätigung aufgefunden hat; über das Alter aber, obgleich dergleichen Thürme einstimmig in die Römerzeit zurück gewiesen werden, kann er sich nicht entscheiden. Uebrigens befindet sich eine möglichst treu und vollständig aufgenommene Abbildung der Zeichen in seinen Händen, welche bey einer passenden Gelegenheit mitgetheilt werden kann.

und nach einer scheinbaren Genesung unter mancherley Gestalten die heftigsten Leiden erzeugte. Wer da sah, auf welche schwere Prüfung seine Standhaftigkeit gesetzt wurde, mußte die betäubende Erschlaffung als erwünscht ansehen, welche Ihn von Zeit zu Zeit befiel und aus welcher nur ein großer Gedanke oder eine lebhafte Erinnerung den Geist zu einem momentanen Triumphe über den gebrechlichen Körper erwecken konnte. Demohngeachtet konnte sich üble Laune nie ganz seiner bemächtigen und der Schmerz nur selten ihn so überwältigen, daß er die ruhige Fassung verlor; diese ging, es war nicht zu verkennen, nicht bloß aus dem Selbstbewußtseyn und dem Muthe des Mannes hervor, sondern aus der Ergebung des wahrhaft frommen Christen. Die Gesinnung eines solchen, mehr nur im geheimen Innern von ihm genährt, hatte er auch in den wichtigsten Vorfällen seines Lebens kund gethan. — Als die aufmerksamste Pflege seiner Gemahlin, eine Pflege, wie ihrer nur die zärtlichste Liebe fähig ist, nichts mehr vermochte, so schienen alle Mittel der Kunst fruchtlos, und sein Ende nahte mit immer raschern Schritten.

Es schwebte ein besonderes Geschick über seinen letzten Augenblicken. Die Aussicht auf Genesung führte ihn in die Stadt zurück, welche er nach wieder erkämpfter Freyheit Europas zuerst den Händen des Eroberers entrissen hatte. Hier in Leipzig, in der Mitte ernster großer Erinnerungen, verschied er den 15. Oktober 1820, und an demselben Jahrestage — den 19. Oktober, an dessen Morgen er vor sieben Jahren siegreich eingezogen war, erfüllte seine Leichenfeyer dieselben Straßen mit allgemeiner Trauer, in denen den Sieger damals der freudigste Jubelruf empfangen hatte. Ueber einen Verlust, zu frühzeitig für den Staat, unersetzlich für die Seinigen, beruhigt der Gedanke: — Was wenigen zu aller Zeit beschieden und vergönnt ist, er hatte sein großes, ihm von der Vorsehung aufgetragenes Werk in der ganzen Ausdehnung vollbracht.

Dr. Franz Rudolph Grossing.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XX.

Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland.

(Von Peter v. Koeppen, ruß. kais. Hofrath.)

Hoffnungsvoll blicket der Jugendmensch hin in die nebelumhüllete Zukunft. Seine lebhafte Phantasie versetzt ihn mit leichtem Fittiche zu den Regionen des Lichts, von dessen Glanze gefesselt er es vergißt, das Einzelne im Ganzen zu suchen. Er gibt sich hin seinen göttlichen Eingebungen und wähnt mitten durch die Stürme des irdischen Lebens die himmlische Anahid zu hören, welche durch die Zaubertöne ihrer mit den Strahlen der Sonne besaiteten Lyra die Harmonie der Sphären, den Reigen der Gestirne anführt. Aber der älternde Mann, nur gar zu oft unbefriedigt durch seine Forschungen, gewöhnt sich gern an Hingebung, blickt gern in die ihm so reizende Vorzeit und setzt den Träumen besserer Zukunft gern eine Wanderung durch das Gebiet der entferntesten Vergangenheit entgegen. — An ihm fand die Geschichte, dieser kühne Spiegel der Weltentwickelung, stets einen treuen Verehrer, welcher hier nicht bloß die strahlende Sonne, sondern auch die vorüber ziehenden Gewitterwolken wahrnahm und verfolgte. — Doch wer weiset ihm den heiligen Punkt, von dem alle Geschichte, alles Leben ausging? Je tiefer hinab in die Schachten der Vergangenheit, um so sparsamer das Licht. — Das Seyn, welches zum Gewesenen ward, ward zugleich aus dem Jungen ein Altes, — und die Kenntniß der Vorgeschichte ward eine Alterthumswissenschaft. — Diese sollte zum Ersatze dienen, der nimmer genügenden Gegenwart, — und wie viele der edelsten Menschenfreunde suchten nicht schon in ihr einen süßen Trost, eine Entschädigung für das, was sie nicht selbst an ihren Mitbrüdern bewirken konnten? So hatte jede, selbst die roheste Zeit ihre Geschichtsforscher, ihre Alterthumsfreunde, freylich jede in ihrer Art, diese mehr, jene weniger, aber selten eine in solcher Zahl wie das Zeitalter, dem auch wir angehören.

Wir haben große Tage gelebet, haben Begebenheiten vor uns vorübergehen sehn, Ereignisse, zu denen der kundigste Schriftgelehrte vergebens ein Gegenstück in den Annalen der Vergangenheit sucht.

Nur solch eine Zeit konnte auch den historischen Forschungen eine kühnere Wendung geben. Der Schüler hörte auf, die Jahrhunderte hindurch von einem Lehrer zum andern vererbten, immer wachsenden Irrthümer zu beschwören; er suchte Einklang in der ältern Geschichte, — und suchte sie, so wie sie ihm vorgetragen ward, vergebens. Da sprengte er die rostbedeckten Fesseln, und mit edlem, bescheidenem Selbstbewußtseyn musterte er die Klassiker, vom Vater der Geschichte an, bis auf die unklassischen Phrasenmeister der jüngstvergangenen Zeit. Er verfolgte die Schatten der dahingeschiedenen Nationen bis hin zu ihren Ursitzen, ins Mutterland des Menschengeschlechts. Er fand, daß die ältesten Sagen aller Völker, anders gedeutet als bisher, sich nicht unbedingt widerspre-

chen. Er benützte ihre Analogie und zündete so ein neues Licht an, welches nur dem Ewigblinden nimmer leuchten wird. — Kanngießer und Creuzer wie v. Schlegel und Ritter würdigten den Fund eines Anquetil und die Arbeiten eines William Jones; Hammer, Frähn, Freyherr v. Hormayr, Böttiger, Grotefend und Eichhorn wie Bökh und Welker, Zoega's trefflicher Uebersetzer, sind wackere Priester der Geschichte. Es ist ein Schweres und zugleich überflüssig sie alle zu nennen, die im mittlern und westlichen Europa jetzt sich diesem Zweige des Wissens mit besonderem Glücke hingeben. Aber was im Osten dieses Welttheiles geschieht, ist wenig bekannt. Was der Russe arbeitet, verbreitet sich noch nicht über die Gränze seines Landes hinaus. Und doch hört der Deutsche, gleich andern gebildeten Europäern, nicht ungern von den Fortschritten der Kultur seines Nachbarn. Daher sey es mir, als Russen, erlaubt, ihn in den Kreis unserer Forscher zu führen, und ihn mit den Arbeiten wenigstens einiger derselben bekannt zu machen. Freylich dürfte von Männern wie Dobrowsky und Kopitar auch hier noch manche Lücke bemerkt werden, da ich fern vom Vaterlande, der nöthigen Materialien beraubt, vieles nur aus dem Gedächtnisse mittheilen kann.

Ehe ich die vorzüglichsten unter denen nenne, welche sich mit der Geschichte und besonders mit den Alterthümern Rußlands abgeben, muß ich noch erwähnen, daß alle Antiquitäten unsers Vaterlandes sich in folgende Rubriken eintheilen lassen.

1) Klassische Alterthümer: vorhellenische, griechische und römische.
2) Skandinavische.
3) Slawische.
4) Germanische und
5) Orientalische.

Klassische Alterthümer. — In allen diesen Fächern gibt es in Rußland Männer, welche mit Eifer und Sachkenntniß arbeiten.

Auf dem klassischen Boden ist am besten Hr. Staatsrath v. Köhler zu Hause. Seine Comosarye, oder die Erklärung eines am Kimmerischen Bosporus gefundenen Denkmales, des bis in jene Gegenden verbreiteten Sonnen- und Mondkultus, hat ein interessantes Licht geworfen, über die nur zu wenig bekannten Ufer des Pontus [1]). Aber seit der Herausgabe jener Schrift schweigt Hr. v. Köhler fast gänzlich und läßt uns beynahe zwey Jahrzehende hindurch vergebens auf die Erscheinung noch unedirter griechischer Inschriften warten, die bekannt zu werden verdienen [2]). Ich selbst habe mehrere derselben an Ort und Stelle kopirt, und halte es, von schätzbaren Männern aufgefordert, für Pflicht, dieselben nicht länger unbenutzt zu lassen.

Der geneigte Leser, welchem ich besagte Inscriptionen nächstens mitzutheilen hoffe, dürfte vielleicht eingestehen, daß es sich der nicht geringen Mühe und Reisen lohnte, die das Sammeln dieser Inschriften erheischte; so z. B. sind Inschriften des alten Olbia, dessen Geschichte ich bisher mit Vorliebe

1) Dissertation sur le monument de Comosarye. *Petersb.* 1805. 8. Der Gottesdienst der Astarte oder Astaroth ließe sich noch weiter über Griechenland und Kleinasien bis nach Syrien hin verfolgen.

2) Nach der Comosarye verdanken wir Hrn. v. Köhler nur einige Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Alterthums und eine dem XIV. Bande der neuen Akten der Kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg einverleibte Schrift über die Münzen Sarmatiens und namentlich über Olbische und Bosporische Münzen, die den griechischen Kolonien des südlichen Rußlands angehören. Auch mir ist es gelungen, zum Besitz einiger noch unedirter Münzen dieser Art zu gelangen, welche ich vielleicht künftig mittheilen werde.

bearbeitet, weit umher im Lande zerstreuet, einige davon befinden sich in Odessa beym Hrn. Staatsrath v. Blaramberg, andere bey griechischen Gutsbesitzern auf der Otschakowschen Steppe, in Nikolajew am Bug, in Stol'noe, einem Gute des Grafen Kuschelew-Besborodko im Tschernigowschen Gouvernement, in Charkow bey der Universitätsbibliothek, in Tultschin im gräflich Potozkischen Museum, und endlich in Petersburg. Ja es sind einige Bosporische Inschriften selbst nach Großbrittannien gewandert, wo sie in Cambridge deponirt sind, wie aus E. D. Clarke's Schriften erhellet *). — Möchte doch Hr. v. Köhler, so oft schon von wißbegierigen Forschern aufgefordert, uns recht bald mit den Erklärungen dieser und anderer Alterthümer des Pontus beschenken.

Interessante Sammlungen solcher Alterthümer befinden sich in der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg, in der Bibliothek Ihrer Majestät der Kaiserin Maria zu Pawlowsk (vier Meilen von Petersburg), in den Händen des Grafen Kuschelew-Besborodko, unweit von Odessa beym Grafen Severin Potozki und zu Odessa selbst beym Hrn. Staatsrath v. Blaramberg, welcher auch das dasige Lyceum mit einer bedeutenden Anzahl Olbischer und Bosporischer Münzen beschenkt hat. Endlich sind mehrere interessante Artikel im Kartendepot zu Nikolajew und in dem zu Theodosia neugebildeten Museum, woselbst auch die Hrn. Paul du-Brux und Gallera manches Beachtungswerthe besitzen. Doch dürfen wir auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß verschiedene Pontische Antiquitäten sich in den Händen des Hrn. Staatssekretairs, Geheimen Raths v. Olenin und mehrerer Personen, die zu verschiedenen Zeiten Reisen durch Taurien, machten, befinden. Wie sehr selbst unsere Großen sich für Gegenstände dieser Art interessiren, beweist eine noch im verflossenen Jahre erschienene Schrift des in Kleinrußland auf seinen Gütern wohnenden geheimen Rathes Murawjew-Apostol über Olbia, und vorzüglich die Theilnahme, welche Seine Erlaucht, der Reichskanzler Graf Rumjanzow auch an diesem Zweige der Alterthumskunde nahm, indem er jährlich eine gewisse Summe anwies, welche zu den Nachgrabungen in der Krym (bey Pantikapaeum) angewendet werden sollte. — Die daselbst unter dem Niveau der Erde, und vorzüglich in Grabhügeln gefundenen Alterthümer verdienen besonders berücksichtigt zu werden; — aber nicht minder verdienen dieß auch die Grabhügel, nördlich von der Mätis (sic), in der Gegend von Takmak, auf die schon der verstorbene Graf Potozki nicht ohne Grund hinwies. — Die Suiten von unterirdischen Grabgewölben, die ich in Taurien sah, sind klassische Urdenkmäler und merkwürdig auch schon darum, weil sie die Menge der Grabhügel charakterisiren, die, im Norden Rußlands wieder erscheinend, von ganz anderer Natur sind. Diese Tumuli des Südens enden mit der Gränze des frühern Herodotischen Skythiens. Die nördlichsten, die ich hievon kenne, sind die, welche sich zwölf Werste ($1^5/_7$ Meile) nördlich von Obojan im Kurskischen Gouvernement neben den Drosdowischen oder sogenannten Kosakenwirthshäusern befinden. — Die im Norden, von welchen Hr. Chodakowski, der jetzt Rußland in antiquarisch-geographischer Hinsicht bereiset, einen am Wolchow-Flusse, unweit Nowgorod, in meiner Gegenwart öffnete, und welcher denen bey Altladoga, die zu den größten gerechnet werden, gleicht, war nur über der platten

*) Der Titel dieser Schrift ist folgender: Greek Marbles brought from the shores of the Euxine etc. *Cambridge*, 1809. 81 S. 8.

Erde aufgeschüttet. Dieß beurkundeten die untern Erdschichten, die, wie man sah, unberührt geblieben sind. Hier also geschah das Opfer oder die Kombustion, von welcher man noch Verkohlungen antrifft, über der Erde, und schon Nestor bediente sich des Ausdrucks насыпать могилу ein Grab (eine Grabeshalde) aufschütten, — nicht graben.

Das mir von Hrn. P. du-Brux in Kertsch überlassene Tagebuch seiner Nachgrabungen ist interessant; aber es bedarf noch mehrerer ähnlicher Untersuchungen, um solches in Verbindung mit andern beurtheilen und ediren zu können.

Gerne wäre ich der Meinung derjenigen beygetreten, welche die südlichen Grabhügel, besonders aber die Steingebilde darauf, nur auf der östlichen Seite des Dniepers suchen. Doch Güldenstädt (II, 173) und Sujew (Зуевъ I. 187—192) scheinen das Gegentheil zu beweisen. Die nördlichste steinerne Statue vordädalischer Art, sah ich auch im kurskischen Gouvernement, auf dem halben Wege von Bjelgorod nach Borisowka im Chotmyslischen Kreise; es ist aber dieselbe leider von ungeweihter Hand daheimgeführt worden; wohin? — das konnte ich nicht erfahren. Von den gemauerten Tumuli, deren Ritter (in seiner Vorhalle S. 258) nur einen in Taurien anführt, gab es auch welche in Olbia, wie ich selbst gesehen habe. Die Steine sind indessen schon zu andern Zwecken gebraucht worden*). Die Antiquitäten des Kaukasus und alles Vorhellenische an den nördlichen Gestaden des Pontus und der Mätis, gehören in diese Klasse von Alterthümern. Doch was sich zu dem schon von Andern Gesagten nachtragen oder korrekter liefern ließe, erspare ich für ein ander Mal. Wie aber griechische Alterthümer in Grabhügeln am Ostseestrande (im Riga'schen Kreise) gefunden werden können, ist eine Frage. Daß solche gefunden sind, beweist die Mitau'sche allgemeine deutsche Zeitung für Rußland 1820, N. 12, und drey sehr wohlerhaltene griechische Münzen (worunter eine Thasische), wie auch eine ungefähr fünf Zoll hohe Statue in Bronze, die in Mitau bey unserer kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aufbewahrt werden.

Skandinavische Alterthümer. — Skandinavische Alterthümer sind besonders darum interessant für unsere ältere Geschichte, weil nicht bloß die frühern Helden und Heerführer der Waräger, die nachmaligen russischen Fürsten, sondern auch ihre Schicksale in den nordischen Sagen wiedergefunden werden. Es arbeitet in diesem Fache vorzüglich Hr. Pastor A. Hipping zu St. Petersburg; auch Hr. v. Lobojko, jetzt Professor der russischen Literatur an der Universität zu Wilna, hat vor kurzem einen interessanten Aufsatz über nordische Literatur drucken lassen. Seinem Beyspiele sind mehrere andere gefolgt. Hr. Sjögren, der nämliche, welcher vor kurzem die Geschichte der finnischen Literatur herausgab, interessirt sich nicht minder für dieses Fach. Dieser, sobald er mit dem Russischen hinlänglich vertraut wäre, und zugleich Rücksicht auf das Ungrische nähme, dürfte vielleicht der Brauchbarste zu einer Reise durch das nordöstliche Rußland seyn, um einmal die Ideen über die Verwandtschaft der Karelen, der Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen, Permier, Syrjanen und anderer im Innern von Rußland wohnenden Völkerschaften mit den Finnen

*) In der Bibliothek des Hrn. Reichskanzlers Grafen v. Rumjanzow sah ich eine Handschrift unter dem Titel: Allgemeine Bemerkungen über die alten Grabhügel oder Kurganen in Rußland und Siberien von J. M. v. Strandmann (*Londres* 1816). Hier wird so ziemlich alles zusammengetragen seyn, was die früheren russischen Reisenden notirt haben. Dazu müßten nun aber noch die unzähligen Stellen der Klassiker über diesen Gegenstand kommen, mit denen das, was bisher über die Tumuli der andern Länder gesagt ist, in Verbindung zu setzen wäre. —

zu bestätigen oder gründlich zu widerlegen. Dagegen würde Hr. Hypping gewiß mit Nutzen für die russische Geschichte, die er eifrig betreibt, eine Reise durch Finnland machen.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß bisher im nördlichen Rußland noch keine Runen aufgefunden sind. Ich selbst habe deren im Jahre 1821 diesseits der Newa, am Ladoga und weiter hin bis Tichwin nur vergebens gesucht.

Slawische Alterthümer.— Slawische Alterthümer sind diejenigen, welche mit Recht die größere Aufmerksamkeit der russischen Forscher auf sich ziehen. Unsere schriftlichen Dokumente fangen erst mit der Mitte des eilften Jahrhunderts an. Die Geschichte der Slawen beginnt bekanntlich viel früher, und mir ist es wahrscheinlich, daß sich dieser Völkerstamm bis in die Zeiten Herodots, oder ins fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt, zurückführen läßt; denn was sollten die jenseits des Isters wohnhaft gewesenen Krowyzen des Vaters der Geschichte (IV, 49) anders seyn, als unsere Kriwitzen oder Kriwitschen? Skymnus von Chios in seinen Fragmenten, läßt die Krowyzen-Thraken noch in der Gegend von Odessa, südlich von der Donau (Strabo VII. 319) wohnen. Strabo (S. 318) und Plinius (IV, 12), zwischen deren Zeit sie über die Donau setzten, erwähnen ihrer. Stephanus Byzantinus (zu Anfang des sechsten Jahrhunderts), kennt sie nördlich von der Donau recht gut. Konstantin Porphyrogeneta versetzt seine Krimitäenen im zehnten Jahrhundert zum Pripet, ins Minskische und Kiewsche Gouvernement, und unser Nestor läßt sie an den Quellen der Wolga, der Düna und des Dnjepers wohnen. Es ist der nämliche Stamm, der auch Nowgorod inne hatte. Ob die Beßi, die Nachbarn der Krowyzen, wie Hr. Professor B. v. Reith zu Charkow, in einem Briefe an mich meint, die Wes' (Весь), des Nordens sind, von denen nur noch die Benennung Wesjegonsk (Весьегонскъ) nachgeblieben ist, das ist eine andere, der Untersuchung auch nicht unwerthe Frage. Ohne mich in diese bisher noch unberührten Forschungen einzulassen, will ich nennen, was uns von ältern Denkmälern übrig geblieben ist.

Aelteste slawische Denkmäler. 1) Das sogenannte Ostromir'sche Evangelium vom Jahr 1056, welches für den Poßadnik (Aldermann) von Nowgorod, Ostromir, einen nahen Anverwandten des Großfürsten Jsjaslaw geschrieben ward, und nun in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg aufbewahrt wird.

Das einzige, diesem höchst wahrscheinlich gleichzeitige Blatt, welches Erklärungen des 103. Psalmes enthält, verdanke ich der Güte des jetzigen Metropoliten zu Kiow und Galitsch, eines unserer vorzüglichsten Gelehrten und Kenners des slavischen Alterthums.

2) Die Inschrift auf dem Steine von Tmutorokan (dem Tamatarcha Konstantins Porphyrog.), vom Jahr 1068, welche auf der Halbinsel Taman liegt, und worin es heißt, daß damals vom Fürsten Gljeb die Breite des gefrornen Bosporus gemessen ward. Im Jahre 1819 sah ich denselben in der Kirche zu Taman. Schriften darüber: vom seligen Grafen Alexis Mußin-Puschkin, und vom Geheimenrathe Alexis v. Olenin.

3) Der Sbornik oder Sammlung geistlicher Schriften (Сборникъ) vom Jahr 1073, gehörend dem Nowowoskreßenskischen Jerusalemskloster unweit von Moskau, wo Hr. v. Kalajdowitsch denselben im Jahre 1817 entdeckte.

4) Ein ähnlicher Sbornik vom Jahre 1076, welcher früher dem

Reichshistoriographen Fürsten Schtscherbatow angehörte, und nun das Eigenthum der Kais. Eremitage-Bibliothek zu St. Petersburg ist.

5) Das Mstislaw'sche Evangelium, geschrieben vor dem Jahre 1125 für den Fürsten Mstislaw Wolodimirowitsch, befindlich zu Moskau im Archangelskoj Sobor.

6) Aelteste Urkunde zwischen den Jahren 1128—1132, welche eine Schenkung an das Juri Kloster bey Nowgorod von Seiten des Nowgorodschen Fürsten Mstislaw Wolodimirowitsch und seines Sohnes Wsewolod Mstislawitsch betrifft. Es ist dieselbe genugthuend vom jetzigen Metropoliten Eugenij erkläret worden, in dem zu Moskau erscheinenden europäischen Boten vom Jahre 1816 N. 15 und 16.

7) Ein Evangelium vom Jahr 1143, (nicht 1144, weil es im Oktober und November des Jahres 6652 geschrieben ist), gehörend der Patriarchal oder-Synodal-Bibliothek zu Moskau [1]).

8) Ein Kreuz der heil. Euphrosyne in Polozk, vom Jahre 1161 mit einer gleichzeitigen Inschrift.

Auf diesem Kreuze, sagt Papebrochius, dem auch Assemann in seinen kalendaria ecclesiae universae etc. Rom. 1755. T. V. 288—290 folgt, — steht: hanc crucem ego famula Christi Parascevia templo S. Salvatoris in perpetuum donavi. Dieß ist falsch; die slawische Inschrift, welche Papeprochius vielleicht nicht las, erwähnt bloß der Aebtissinn Euphrosyne, keinesweges aber einer Parascevia.

9) Der sogenannte Rogwolod'sche Stein vom Jahr 1171 vom Polozkischen Fürsten Rogwolod, liegend neben dem Wege von Orscha (im Mogilewschen Gouvernement) nach Minsk, 19 Werste oder 6 1/7 Meilen von Orscha. Hr. v. Garischskij, in Irkutsk, mit dem ich im Jahre 1819 diese Inschrift bey einer Durchreise durch Weißrußland zum Kaukasus kopirte, benutzt dieselbe zur Ausarbeitung der Geschichte des Polozkischen Fürstenthumes.

10) Die in der Düna gelegenen Steine mit slawischen Inschriften vor dem Jahre 1225. Im zweyten Bande von Schlözers allgemeiner nordischen Geschichte, wie in dessen Geschichte von Litauen, im L. Theile der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie S. 37, heißt es von einer dieser slawischen Inschriften, welche der Verfasser nur aus der Kojalowiczschen Uebersetzung kannte [2]): »das fünffache Kreuz mit der zwar unlateinischen aber doch frommen Aufschrift.«

11) Vertrag des Smolenskischen Fürsten Mstislaw (in der Taufe Theodor) Davidovitsch mit der Stadt Riga vom Jahre 1229.

Se. Erlaucht der Reichskanzler Graf v. Rumjanzow ließ eine ihm von Riga aus zugestellte Abschrift dieses Instruments im zweyten Bande der auf seine Kosten edirten Sammlung von Urkunden abdrucken. Unser Reichshistoriograph, Hr. Staatsrath v. Karamsin, nahm eine zweyte Abschrift desselben, — welche früher zu der, im Jahre 1812 in Moskau größten Theils zu Grunde gerichteten, Sammlung des sel. Grafen Mußin-Puschkin gehörte, — in der 248. Anmerkung zum dritten Bande seiner russischen Geschichte auf, mir aber führte der Zufall im verflossenen

---

1) Der Stichrar vom Jahre 1157, welcher sich in der typographischen Bibliothek zu Moskau befinden soll, und dessen Schlozer in seinem Nestor I, 41 erwähnt, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. —

2) S. Historiae Litvanae pars prior; de rebus Litvanorum ante susceptam Christianam religionem conjunctionemque magni Litvaniae Ducatus cum regno Poloniae, libri novem. Autore *P. Alberto Wiiuk Kojalowicz*, Soc. Jesu. S. T. H. D. *Dantisci* 1650. 4. pag. 73—75.

Jahre zu Riga noch eine dritte Abschrift der nämlichen Urkunde in die Hände, welche im dasigen Stadtarchive aufbewahrt wird. Alle drey Abschriften differiren von einander, sind sich im Wesentlichen jedoch gleich.

12) Die älteste Urkunde des Moskauischen Archivs des Kaiserl. Reichskollegiums vom Jahr 1265. — Ein Vertrag des Twer'schen Großfürsten Jaroslaw Jaroslawitsch mit der Stadt Nowgorod.

13) Die älteste Abschrift des Kormtschaja Kniga und dabey der Gesetze Jaroslaws, bekannt unter dem Namen Rußkaja Pravda (russisches Recht), vom Jahr 1280. Das letzte ist besonders merkwürdig für die Geschichte des russischen Rechts. Von der Kormtschaja hat neulichst in Moskau der wirkliche Kammerherr Graf Theodor v. Tolstoj noch ein Exemplar vom Jahre 1283 für 1000 Rubel acquirirt.

14) Ein zu Riga aufbewahrter, auf Papier geschriebener Vertrag des Smolenskischen Fürsten Ivan Alexandrowitsch mit der Stadt Riga; zwischen den Jahren 1330 und 1359; merkwürdig, weil dieß vielleicht das älteste auf Papier geschriebene russische Dokument ist. Bekanntlich hielt man bisher für das älteste in dieser Art einen Vertrag vom Jahre 1341 (oder vielmehr zwischen 1341 und 1353), welchen der Großfürst Simeon Joannowitsch der Stolze mit seinen Brüdern schloß.

15) Der Laurentische Kodex, oder die älteste aller bis jetzt bekannten Abschriften unserer Nestorischen Jahrbücher. Diese ward im Jahre 1377 für den Großfürsten Dmitrij Konstantinowitsch verfertigt, und befindet sich jetzt auf der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Ein anderer, fast gleichzeitiger, der Troizkische genannt, ist in Moskau im Jahre 1812 verloren gegangen.

Schlözer hat im ersten Bande seines Nestors Notizen über mehrere der bekanntesten Abschriften russischer Jahrbücher mitgetheilt. Die Anzahl derselben ließe sich jetzt um vieles vermehren. Auch haben sich schon Männer gefunden, die, das Bedürfniß der nähern Kenntniß dieser Gegenstände fühlend, ein vollständiges Verzeichniß zu liefern gedachten. So schrieb mir Herr von Garischskij, vor seiner Abreise nach Irkutsk, daß er eine ausführliche Uebersicht der bisher bekanntesten Jahrbücher verfertiget habe, welches er mir zur Disposition überlasse. Hieher gehört noch diejenige Abschrift unserer Jahrbücher, welche ich in Galizien, und namentlich zu Przemysl, beym Hrn. Kanonikus Lawrowski sah, und welche jetzt für den Reichskanzler Grafen v. Rumjanzow kopirt wird. Es beginnt dieser defekte Kodex mit der Taufe Wladimirs (988), und auf einem der letzten Bogen sah ich das Jahr 7007, (1499). — Reich an historischen Handschriften ist besonders die Bibliothek des wirklichen Kammerherrn Grafen Theod. Tolstoj zu Moskau; das Verzeichniß derselben, wovon mir bisher schon einige dreyßig Bogen zugeschickt sind, wird so eben von den Herren v. Kalajdowitsch und Strojew in Moskau gedruckt.

Dieses wären ungefähr die wichtigsten slavischen Denkmäler, die bisher in Rußland bekannt geworden sind, und deren ausführlicheres, von mir verfertigtes Verzeichniß, so eben in Moskau, vom Hrn. von Kalajdowitsch auf Verlangen und Kosten des so eben genannten wirklichen Kammerherrn Grafen Th. Tolstoj in Druck erschienen ist. Der Zweck dieses Verzeichnisses ist: als Materialien zur slawischen Paläographie und Kunstgeschichte zu dienen, denn die Paläographie steht auch bey uns in genauer Verbindung mit der Geschichte der Kunst.

Aelteste Denkmäler der Kunst in Rußland. — Ehe ich die bisher existirenden Denkmäler der alten Kunst in Rußland auf-

zähle, sey es mir erlaubt, meine Ansicht über die verschiedenen Perioden derselben aus einander zu setzen.

Es lassen sich füglich nur drey Perioden der Kunst in Rußland annehmen. — Alles, was vor den Zeiten Wladimirs des Großen geschah, ist gleichsam als vorhistorisch anzusehen *). Mit der Taufe dieses Regenten beginnt die erste Periode, welche mit Recht die griechische oder byzantinische genannt werden kann. Den Ausdruck unserer Jahrbücher beybehaltend, nenne ich dieselbe die Korßunische Periode. Dieser Name kommt daher, weil der heil. Wladimir sich in Korßun, dem alten Cherſoneß in Taurien, zum Christenthume bekannte, von wo er auch die Kirchengefäße und vier brouzene Pferde hinwegführte.

Korßunisch ist also nichts anders als Byzantinisch. In der Folge wird dieser Ausdruck, in Hinsicht auf Kunst, beynahe gleichbedeutend mit alt, da fast alles Alte zu uns vorzugsweise aus dem orientalischen Kaiserthume eingeführt worden war. So nur, glaube ich, läßt sich die Korßunität, um mich so auszudrücken, der verschiedenen Gegenstände auffassen, die in der Sophienkirche zu Nowgorod unter dem Namen der Korßunischen vorgezeigt werden. —

Diese Korßunische Periode dauerte fort bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, namentlich bis zur Einnahme von Konstantinopel durch die Türken (1453), — und die seit 1224 eingedrungenen Mongolen hemmten, wie es scheint, den Verkehr mit Griechenland nicht. Das jetzige Tichwinsche wunderthätige Marienbild mit dem Christuskinde soll, wie die Geschichte des Klosters es angibt, sich noch im Jahr 1383 zu Konstantinopel, also siebenzig Jahre vor der Eroberung dieser Stadt, daselbst befunden haben. Eben so kenne ich Kirchen, wie z. B. die Mariahimmelfahrtskirche im gewesenen Wolotowschen Kloster neben Nowgorod, welche erst 1357 erbauet ward, und deren Malerey vollkommen der ältern Korßunischen (Корсунское письмо) gleicht.

Nur an einem einzigen Gefäße der Sophienkirche zu Nowgorod vom Jahre 1436 nimmt man aus dieser Periode den Einfluß der Unterdrücker Rußlands wahr. Die Gesichtsbildung der die Schale haltenden Engel ist vollkommen mongolisch; die Inschrift jedoch russisch und wie es scheint, von einem Russen, Namens Arip verfertigt; eine Künstlerfamilie, die zu Nowgorod im Jahr 1743 mit der Derivativendigung ow, als Aripow, bey der Einfassung einer Bibel (die Saporogische genannt) wieder vorkommt.

Es gibt Einige, die dem mongolischen Einflusse auch die über der Kirchenkuppel unter den Kreuzen öfters befindlichen Halbmonde zuschreiben möchten. Sie sagen nämlich, daß diese Monde zur Zeit der tatarischen Herrschaft über den Kreuzen befindlich gewesen, nach der Befreyung aber unter das Kreuz gesetzt wurden. Andere versichern, daß diejenigen Kirchen, auf denen ein Mond war, keine Ueberfälle vom Feinde zu befürchten gehabt hätten. Das Eine scheint mir bisher eben so wenig wahrscheinlich als das

*) Der Ausdruck Художество die Kunst selbst kann, wie ich glaube, von Rechtswegen nur von schlecht, übel (Худо) abgeleitet werden. Der Künstler ward natürlich für einen Schwarzkünstler gehalten, wie Faust, der Buchdrucker. So sagt z. B. der Bauer bey Staraia Russa noch jetzt: я самъ кормилецъ за моимъ сыномъ замѣтилъ художество das heißt: ich selbst, mein Ernährer, habe an meinem Sohne Kunst (Schlechtheit, üble Kunstgriffe, oder Fehltritte) bemerkt. — Der zweyte Ausdruck für Kunst Искуство kommt von искусъ, искушеніе, d. i. Versuchung oder Prüfung her, und искусный heißt auch der Geschickte.

Andere, denn es gibt dergleichen Halbmonde unter den Kreuzen auch auf alten Kirchen in Nowgorod, wohin Batú-Chan nicht gelangte. Daß man die Mutter Gottes öfters auf dem Monde vorgestellt findet, beruhet bekanntlich auf Cap. XII. v. 1. der Offenbarung. Auf älteren Kunstprodukten findet man bisweilen Sonne und Vollmond zugleich vorgestellt; und die Sitte, Halbmonde unter die Kreuze zu setzen, ist bis auf die neuesten Zeiten beybehalten worden: so z. B. hat die Kirche am Heumarkte zu St. Petersburg, welche doch nur im achtzehnten Jahrhundert erbauet werden konnte, auch diese nämliche Verzierung, und selbst an der 1805 über dem Rogwolod'schen Steine vom Jahre 1171 errichteten kleinen Borisogljeb'schen Kapelle unweit Orscha, in Mogilew'schen Gouvernement, findet das nämliche Statt. — Eben dieß trifft man in Moskau, in Pleskau, in Schitomir und an vielen andern Orten wieder *).

Heiligenbilder, Kirchengeräthe, kurz alles ist byzantinisch, und dennoch gibt es Spuren, daß auch Einheimische und andere Europäer mit Hand ans Werk legten. So z. B ist das Kreuz der heil. Euphrosyne vom Jahre 1161, welches sich im Basilianerkloster zu Polozk befindet, von einem gewissen Lasar (Lazarus) Bogscha gearbeitet, dessen Familiennamen noch jetzt im russischen Polen existirt. — In der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schickte Kaiser Friedrich I. dem Großfürsten Isjaslav III. Davidovitsch (1157 — 1161) deutsche Meister, welche die Kirche der heil. Mutter Gottes in Wladimir an der Kliasma erbauen mußten. Auch weiß man, daß im Jahre 1344 Kirchen von russischen Meistern gemalt wurden, doch gewiß immer im byzantinischen Geschmacke, in der Art, wie die Ueberreste der alten Malerey in der Soltykschen Kapelle der Hofkirche zu Krakau, wo noch heutiges Tages, gerade wie in alten russischen Kirchen, slavische Ueberschriften über den alfresco gemalten heiligen Bildern zu sehen sind.

Die ältesten bis auf unsere Zeit erhaltenen Gemälde aus dieser Periode sind, so viel ich herausbringen konnte, folgende:

1) Die Evangelisten bey dem Ostromir'schen Evangelio vom Jahre 1056, mit Wasserfarben auf Pergament gezeichnet. Die Heiligen wie gewöhnlich mit kalter Gesichtsbildung und runzlicher Stirne. Die Drapirung des weiten Gewandes nicht die beste.

2) Die ganz auf ähnliche Weise verfertigten Gemälde bey dem Sbornik, oder der Sammlung religiöser Schriften, vom Jahre 1073. Hierbey befindet sich unter andern eine Abbildung der Fürsten Gljeb, Oleg, David, Roman, Jaroslaw und des Großfürsten Swjatoslaw. Es ist dieß das älteste Bild, welches uns die altrussischen Fürsten in ihrer eigentlichen Tracht darstellt; Schade jedoch, daß es äußerst mitgenommen und nur theilweise noch zu erkennen ist. Fac simile davon besitzen Seine Erlaucht der Reichskanzler Graf Rumjanzow und der Herr Geheime Rath v. Olenin.

3) Aus dieser nämlichen Zeit, vom Jahr 1073, soll das über der Altarthüre der Mariä-Himmelfahrtskirche zu Kiow befindliche heilige Bild

*) In dem Verzeichnisse der Manuscripte, welche dem Herrn Grafen Theod. Tolstoj zu Moskau gehören, finde ich zwey verschiedene Abschriften von Maximus dem Griechen (den im XVII. Bande der Wiener Jahrb. der Literatur der Recensent der J. Dobrowskischen slawischen Grammatik nicht ohne Grund einen Märtyrer der Grammatik nennt) selbstverfaßten und übersetzten Aufsätze, deren einer über das Bild des Neumondes unter dem Kreuze handelt. Beyde Codices sind aus dem sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhundert. S. des Verzeichnisses der Folianten Nro. 190 (S. 112) und der Quartanten Nro. 241 (S. 396).

seyn, welches, wie es heißt, die von Konstantinopel gekommenen Erbauer jener Kirche mitbrachten. Indessen ist dieß noch ein zu beprüfender Gegenstand, da diese Kirche im Jahre 1718 mit allen ihren Heiligenbildern und Kirchengeräthen abgebrannt seyn soll.

4) Es folgen die Evangelisten im Mstislawischen Evangelio zu Moskau, welche vor dem Jahre 1125 auf Pergament gezeichnet worden. Diese sind treue Nachbilder der Ostromir'schen. Auch der Stier, welcher neben dem heil. Lukas oben aus dem bestirnten Himmel hervorragt, hält hier gerade wie dort eine Papier-Rolle mit der Inschrift: Unter dieser Stiergestalt erschien der heil. Geist dem Lukas.

5) Das zu Moskau in der 1326 erbauten Mariä-Himmelfahrtskirche im Kreml befindliche Christusbild aus den Zeiten des orientalischen Kaisers Manuel (Comnenus, der von 1143 bis 1180 reg.). Dieses auf Holz in Quartformat gemalte Heiligenbild wird für das Original des unter dem Namen des Korßunischen Christusbildes, neben der Altarthüre in der Sophienkirche zu Nowgorod, angegeben. Ich fand diese Notiz in einer der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gehörenden handschriftlichen Beschreibung der Sophienkirche zu Nowgorod, folgte dieser Spur und fand noch das besagte Original, aber lange nicht mehr in seinem früheren Zustande. Es hatte nämlich im Jahre 1812 durch den Brand gelitten, und ist nach der Zeit leider! aufgefrischt worden [1]).

Dieses Christusbild und das unter Nro. 3 angeführte Bild der Korsunischen Mutter Gottes können, glaube ich, als die Originale aller solcher unter dem Namen Korsunischer Heiligenbilder in Rußland bekannten angesehen werden. Das Christusbild und das Marienbild sind diejenigen beyden, welche unter dem Namen Mjestnyje Obrasa (мѣстные образа) in den Kirchen zu den Seiten der Altarthüre angebracht werden.

6) Ein auf Holz gemaltes Bild der heil. Mutter Gottes mit dem Christuskinde, vor welchem der Furst Igor im Jahre 1147 vor seiner Ermordung soll gebetet haben, — befindet sich in Kiow in der Mariä-Himmelfahrtskirche, in der Kapelle des Archidiakonus Stephan.

7) Es folgt der Zeit nach ein Bild des heil. Panteleimon und der heil. Katharina, welche zu einem auf Pergament geschriebenen Evangelio aus dem Ende des zwölften oder aus dem dreyzehnten Jahrhundert gehöret, das in der Bibliothek der Sophienkirche zu Nowgorod aufbewahrt wird.

8) Aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzen wir eben daselbst in einem Evangelio vom Jahre d. W. 6870 (d. i. 1362) die mit Wasserfarben auf Pergament aufgetragene Abbildung des heil. Johannes Theologus. — Der Affekt aber, welcher hier so glücklich ausgedrückt ist, und die Drapirung seines Gewandes erinnern an die besseren Zeiten der Kunst, und ich wage es nicht recht, dieses Denkmal zu denen des Korßunischen Pinsels zu zählen [2]).

9) J. Bacmeister erwähnt in seinem Essai sur la Bibliothèque

---

1) Aus dem Verzeichnisse der Handschriften des Grafen Th. v. Tolstoi erhellet, daß diese Nachricht auch in seinen Sammlungen sich wieder findet, und zwar im Kodex N. 22 der Handschriften in 4. (S. 225 des Verzeichnisses).

2) Herr von Storch erwähnt einer Niederlassung von deutschen und italiänischen Künstlern in Nowgorod, aber erst im funfzehnten Jahrhundert, und setzt hinzu, daß solche bey der Zerstörung des Nowgorod'schen Freystaates nach Wologda und vorzüglich nach Ustjug wanderten. S. Florillo II, 34.

et le cabinet etc. de *St. Pétersburg* S. 110 ff. eines Pergament-Kodex vom Jahre 1392, aus den Zeiten des Großfürsten Wasilij Dmitrjewitsch und des Metropoliten Kyprianus, welcher illuminirte Figuren und schön ausgemalte und vergoldete Kapital-Buchstaben (die man öfters auch in andern Manuscripten findet) enthält.

10) Hieher gehören endlich auch die im Byzantinischen Geschmack al-fresko gemalten alten Kirchen. Mehrere dieser Malereyen sind Jahrhunderte hindurch übertüncht und übermauert gewesen, und jetzt erst kommen dieselben wieder zum Vorschein. So z. B. sah ich etwas in dieser Art in Alt-Ladoga in der Kirche des heil. Georgius, deren Erbauung ich den Zeiten des Großfürsten Jaroslaw, welcher in der Taufe den Namen Georg erhielt, zuschreiben möchte, ungeachtet dessen, daß Einige selbst die Erbauung Ladogas erst ins zweyte Decennium des zwölften Jahrhunderts setzen. Als im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Pontus de la Garde mit seinen Schweden hier so gräßlich gehauset und die Bildnisse der Heiligen größten Theils verunstaltet zurück gelassen hatte, ward nach dem 1617 zu Stolbow [1]) geschlossenen Frieden diese Kirche im Jahre 1618 retablirt. Jetzt erst, nach zwey Jahrhunderten, werden die inneren Wände, durch die Länge der Zeit, wiederum vom Kalke entblößt, und es treten die alten Bilder hervor, in einer Periode, wo die besonnene Liebe zum Alterthume erwacht ist, und wo man aufhört seine Kindheit für ein reifes Alter ausgeben zu wollen.

Eben solche Korsunische Malerey, die am besten konservirte, befindet sich in der Kirche des Erlösers neben Polozk, wo einst das Nonnenkloster der heil. Euphrosyne war; dann unweit Nowgorod in der Kirche des gewesenen Wolotowschen Klosters, und eine ähnliche noch unter der Tünche befindliche, und nur durch die Bauart der Kirche (an der sich das Neue vom Alten recht gut unterscheiden läßt) von mir entdeckte Malerey, in der Kirche Mariä-Geburt auf der Station Gorodnja, 30 Werste von Twer [2]).

Endlich sind hieher zu zählen viele alte Heiligenbilder mit griechischen Ueberschriften, wie z. B. das Bildniß des Erlösers auf dem Schweißtuche in der Georgikirche zu Alt-Ladoga, und mehrere andere, die man in alten Klöstern und Kirchen findet [3]). Doch älter als alle diese Malereyen müssen die etwas kolossalen Mosaikbilder in der Sophienkirche zu Kiow seyn. Es stellen dieselben die Darreichung des heil. Abendmals ganz im byzantinischen Geschmacke dar; eben so gearbeitet findet man daselbst das Bild des Erlösers und verschiedener Heiligen. — Alle diese Mosaikgemälde sind mit griechischen Ueberschriften versehen. Das Feld ist aus vergoldeten kleinen Kubikgläsern gebildet, das übrige aus gefärbten Gläsern. — Gerade solche Mosaiktäfelchen von Glas findet man auch auf den Trümmern römischer Kolonien in Ungarn aus dem zweyten und

---

1) Jetzt einem Gute des Herrn v. Tomilow, Adelsmarschalls von Ladoga.

2) Diese Malerey tritt besser hervor, wenn man die Wande mit Oehl, Fett oder Talg abreibet.

3) Dürfte man gegen die im 4ten Bande der russischen Geschichte von unserem Reichshistoriographen aufgestellte Meinung an die Echtheit der Urkunden des Galitschen Fürsten Lew Danilowitsch, des Begründers von Lemberg, glauben, so würde aus denselben hervorgehen, daß die Maler der Heiligenbilder zu jener Zeit (im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert) mit zu den Kirchendienern gezählt wurden. Besagte drey Urkunden, welche sich in Galizien befinden, gehörten: 1) dem Onufri-Kloster im Samborer Kreise; 2) der Kirche des heil. Erlösers zu Przemysl, und endlich 3) der zu Krylos bey Galitsch befindlichen Mariä-Himmelfahrtskirche.

dritten Jahrhunderte, z. B. von Mursia, wo das heutige Eßeg an dem rechten Drawe-Ufer liegt, wovon ich einige Kubikgläser in der bischöflichen Bibliothek zu Fünfkirchen sah. — Eine ähnliche, aber rohere Glas-Mosaik findet sich auch in der Sophienkirche zu Nowgorod, welche jedoch bloß einige Verzierungen bildet. Was die griechischen Ueberschriften anbetrifft, so ist auch die Form der Buchstaben mit Montfaucon ins eilfte Jahrhundert zu setzen, in die Zeit, wo die Sophienkirche zu Kiow vom Großfürsten Jaroslaw (1037) angelegt ward. Etwas, aber nicht viel, älter könnten die unerklärten Buchstaben auf der ältesten aller russischen Kirchen, der Desjatinnaja oder Zehntnerkirche Mariä-Geburt zu Kiow gewesen seyn, von denen bis jetzt noch einige erhalten sind. Eine nur wenig jüngere Mosaik, die Empfahung des heil. Abendmals vorstellend, auch mit einer russischen oder vielmehr slawischen Ueberschrift, befindet sich im Altare der Soloto-wercho-Michajlowschen Kirche zu Kiow, welche 1108 vom Großfürsten Swjatopolk II. Jaroslawitsch, der in der Taufe Michael hieß, angelegt ward. Die Arbeit ist die nämliche, wie die der Sophienkirche zu Kiow, aber wegen Mangel am Licht kaum zu sehen. Die Vergoldung des Glases hat den Mosaikbildern der Sophienkirche geschadet, denn als Batú-Chan im Jahre 1240 mit seiner Horde nach Kiow kam, ward vieles von den Wänden herabgeklopft, in der Hoffnung, hier das Gold zu benutzen. Da diese Arbeit aber, wie man sich endlich überzeugte, nichts versprach, ließ man das übrige als unnütz an den Mauern kleben. Musivische Bilder, vom Jahre 1010, die, wie Fiorillo gleich im Anfange seines Versuches einer Geschichte der bildenden Künste in Rußland sagt, von Reisenden in einem Kloster neben Moskau (dessen Alter keineswegs bis in jene Zeit hinaufreichet) entdeckt wurden, kenne ich nicht, und glaube schwerlich, daß es möglich seyn wird, sich jemals von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen.

Die Mosaik-Arbeit führt mich nun auf andere Denkmäler der Kunst. So sind an dem Kreuze der heil. Euphrosyne vom Jahre 1161 die Heiligenbilder auf Email gemalt, das Kreuz selbst ist von Holz mit Metallblättern beschlagen. Ein Kreuz ganz von Metall, höchst wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert, befindet sich bey den Reliquien des heiligen Todtengräbers Markus in den Grüften des heiligen Antonii zu Kiow. Fromme Wallfahrer benutzen es, (weil es inwendig hohl ist, und die Rückseite fehlt), zum Schöpfen des geweihten Wassers, welches hier in einem Gefäße aufbewahrt wird.

Die Metallarbeiten haben in Rußland schon sehr früh angefangen. Dieß beweisen die paar Münzen aus den Zeiten Wladimirs I. († 1015) und Jaroslaw's († 1054), welche bisher gefunden wurden. Das Gepräge derselben ist ganz Byzantinisch [1]; die Schrift slawisch [2]. Noch

1) Wie dieß der Fall auch mit den ältern ungrischen Münzen ist, besonders mit denen von Bela IV. (1235—1270) S. *Schoenvisner*, notitia Hungaricae rei numariae, p. 138 f. f.

2) Erst neuerdings hat man, wie ich erfahre, angefangen, Byzantinische Münzen vorzunehmen, um zu sehen, ob sich nicht ähnliche, wie die, dem Großfürsten Wladimir zugeschriebenen, darunter vorfinden. Man soll auch wirklich in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg einige goldene Münzen dieser Art gefunden haben, auf denen man АЕДИР liest, und glaubt diese einem bulgarischen, serbischen oder andern Fursten zuschreiben zu müssen. Gesetzt aber auch, diese Münzen wären keine russischen, und gehörten irgend einem andern Slawenstamme an, würden dieselben darum viel weniger werth seyn, für den Freund und Forscher des

mehr scheint mir dieß eine goldene, 57 Dukaten wiegende Medaille zu beurkunden, welche im verflossenen Jahre in Tschernigow unter der Erde gefunden ward, und die höchst wahrscheinlich eine der als Ehrenzeichen von damaligen Fürsten verliehenen Griwna ist, deren Benennung der Herr Präsident der Kaiserl. russischen Akademie, Viceadmiral Schischkow, geradezu von Griwa (Mähne, Halsschmuck) ableitet. Und dennoch bleibt es authentisch, daß nicht nur im zehnten Jahrhundert unsere Großfürsten öfters nach Kleidungen und anderem Schmuck aus Konstantinopel getrachtet haben, sondern daß selbst mehrere Evangelia (wie z. B. das Mstislaw'sche vor dem Jahre 1125) von Nowgorod aus dahin geschickt wurden, um daselbst eingefaßt und auf verschiedene Weise verzieret zu werden. Noch heutiges Tages wird zu Moskau in der dasigen reichen Schatzkammer diejenige Krone gezeigt, welche der Kaiser Alexius I. im Jahre 1116 unserm Großfürsten Wladimir II. Wsewolodowitsch Monomach (in der Taufe Theodor genannt) nebst Scepter, Reichsapfel ꝛc. zum Geschenk machte, weil dessen Großvater von Mutterseite Konstantin IX. (Monomachus † 1054) dieselben getragen hatte.

Das Glockengießen fing aber in Moskau erst im Jahre 1346 an, und zwar unter der Leitung eines Boris des Römers. Nach Twer verbreitete sich diese Kunst erst im Jahre 1402. Daher sehe ich mich genöthigt, die Glocke mit einer slavischen Inschrift vom Jahre 1341, welche ich im Jurikloster zu Lemberg sah, für die älteste in dieser Art zu halten. Des schweren Geschützes wird zum ersten Male erwähnt im Jahre 1451, wo solches bey der letzten Annäherung der Tartaren gegen Moskau auf den Mauern der Hauptstadt aufgepflanzt war. In der Folge geschah der Guß desselben unter der Leitung eines Aristoteles aus Bologna, welcher 1475 ins Land kam.

Von Bildhauerarbeit ist aus jener Zeit bloß das marmorne Grab Jaroslaw's († 1054) in der Sophienkirche zu Kiow befindlich, und mit Reliefverzierungen versehen, bekannt.

Die meisten der ältesten Kirchen *) sind klein, haben sehr enge, bisweilen noch mit Marienglas überzogene Fenster, nur eine auch mit schmalen Fenstern versehene Kuppel, und charakteristisch an ihnen ist die in drey neben einander stehenden Halbzirkeln gebaute östliche oder Altarseite. Alles, was an solchen Kirchen neu angebauet ist, läßt sich leicht vom Alten unterscheiden. Auch die ungeschickt großen Kuppeln gehören nicht der alten Zeit an. An den auf der nämlichen Grundlage höher aufgeführten alten Kirchen, läßt sich der Aufsatz leicht, öfters durch einen leisen

---

Slawenthums? Und das ist wohl außer Zweifel, daß die Silbermünze, welche der Herr Staatsrath v. Mogilansky in Kiow noch besitzt, folgende Inschriften führt: влалн.. рь на стс. (владимиръ на столѣ) d. h. Wladimir auf dem Thron, wie hier auch eine gekrönte Person abgebildet ist, und auf der Rückseite: а се ег. с. бро (а се его сребро und dieß ist sein Silber). Seine Goldmünze aus Wladimirs Zeit soll verloren seyn. Ueber die Münze Jaroslaw's aber siehe Hr. v. Olenin's Brief über Tmutorakan (St. Petersburg, 1806 in Fol. S. 28) und Hrn. v. Karamsin's Russ. Gesch. II. Anm. 56.

*) Fiorillo meint, sich auf Hr. v. Storch's Gemälde des russischen Reichs Th. III. S. 3, berufend, daß man in Rußland erst im Jahre 1089 anfing, Gebäude von Backsteinen aufzuführen. Der schon im Jahre 1037 begonnene Bau der Sophienkirche zu Kiow, glaube ich, beweist, daß jener Brauch auch schon früher nicht unbekannt war. Die zwölf Maurer Каменноз дателн der Sophienkirche sind in den Krypten zu Kiow begraben worden, wie man dieß aus den Verzeichnissen der daselbst ruhenden Heiligen ersieht.

Strich in der Stukkatur oder durch die Größe und Qualität der Ziegelsteine, bestimmen. — Doch auch größere Kirchen gibt es, deren Erbauung die Jahrbücher oder gewisse andere Umstände in jenes Zeitalter versetzen, so z. B. die Hauptkirche in Tschernigow, welche wie die Sophienkirche zu Kiow oben mit Chören versehen ist. Letztere waren nach der Meinung des verstorbenen Moskauischen Metropoliten Plato dazu da, um (wie in den Moscheen) während des Gottesdienstes die Frauenzimmer zu beherbergen. Hieher gehört auch die Kirche des Erlösers bey Polozk, u. a. m. In neuern Zeiten, z. B. im vierzehnten Jahrhundert, wurden bey den kleinen Kirchen noch zwischen den Halbzirkeln auf der Ostseite kleine säulenartige Verzierungen angebracht, wie unter andern auch die älteste unter dem Namen Spasna Boru zu Moskau bekannte Kirche beweiset.

Statt drey solcher Halbkreise an der Ostseite hat jene Kirche derselben sieben. — In Pleskau gibt es welche mit fünf, ja sogar nur mit zwey solchen Halbzirkeln. Aber daß auch in neueren Zeiten Kirchen in dieser Art mit drey solchen Halbkreisen an der Altarseite, nur in größerem Style, erbauet wurden, beweiset ebendaselbst (in Pleskau) die von 1686 bis 1689 aufgeführte Kathedralkirche.

Gesang. — Auch der Kirchengesang, der mit dem Gottesdienste zugleich ein Nachbild des griechischen seyn mußte, ward in Rußland durch eigens dazu verschriebene Griechen im Jahre 1051 regulirt. Der Gesang nach Noten ward erst unter der Regierung des Zars Theodor Alexejewitsch, dem ältern Bruder Peters I., in der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eingeführt. Aber schon der Vater dieses Regenten, der Zaar Alexej Michajlowitsch, trug Sorge für die Vervollkommnung des Gesangs, wie sich dieß aus den Handschriften des Grafen Th. Tolstoj zu Moskau ergibt [1]).

Von ältern, mit Musik begleiteten Volksliedern ist bekanntlich vor Kurzem auf Kosten des Grafen Rumjanzow eine interessante Sammlung erschienen. — Ueber die Geschichte der Musik in Rußland findet sich Einiges in Haigold's (Schlözer's) Beylagen zum Neuveränderten Rußland. Th. II. S. 37—192. Eben daselbst hat der nämliche Autor (Stählin), Th. I. S. 395—432, Materialien zur Geschichte des Theaters, und Th. II. S. 1—36 einen Artikel über Tanzkunst und Ballette in Rußland geliefert.

Medicin. — Wer die Geschichte der Heilkunst in Rußland bearbeitet, darf es wohl nicht unbeachtet lassen, daß auch in den Krypten zu Kiow unter andern Heiligen solche ruhen, die sich als heilbringende und uneigennützige Aerzte einen Ruf erworben hatten. Dahin gehören die heiligen Agapit, Damian und Ipatij Агапитъ печерской безмездной врачь — 1 Іюня; Дамїанъ цѣлебникъ — 5 Октября; Врачь и цѣлебникъ Ипатій. — Aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts befindet sich in der Bibliothek des Grafen Theodor Tolstoj zu Moskau eine Handschrift über Heilkunde, welcher die Abbildungen mehrerer Pflanzen beygefügt sind [2]).

Zweyte Periode der Kunst. — Die zweyte Periode beginnt mit dem Jahre 1453, wo nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der byzantinische unmittelbare Einfluß auf die Kunst in Rußland aufhört, oder vielmehr mit dem Regierungsantritte des Großfür-

1) Siehe den Kodex in 4to, Nro. 116, Seite 285. Auch sind in Betreff des Kirchengesanges wichtig die Handschriften Nr. 116, in Fol. und Nr. 308, in 4to, beyde aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

2) S. des Verzeichnisses der Manuscripte in 4. N. 338.

ſten Joann Waßiljewitſch III. im Jahre 1462, und erſtrecket ſich bis auf die Zeiten Peters des Großen.

Jetzt fing Rußland an, die Feſſeln der mongoliſchen Herrſchaft, die Jahrhunderte hindurch das weitere Fortſchreiten der Kultur gehemmt hatten, allmälich abzuſtreifen, und Griechenlands beraubt, ſich zu einer Selbſtſtändigkeit in dieſer Hinſicht zu erheben. Aber man ſage, was man nur immer wolle, Wiſſenſchaften und Künſte können genährt und vervollkommnet werden, — doch alles, bis auf das Samenkorn aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, konnte der Grieche ſelbſt nicht, obſchon ihm allein die Ehre gebührt, die geſchmackvolle Kunſt auf den höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht zu haben. Es mußte nun das weſtliche Europa zum Vorbilde genommen werden, jedoch nicht ſo, wie dieß ſeit den Zeiten Peters I. geſchah, bis zu denen Rußland, ſo zu ſagen, noch immer ein europäiſches Morgenland blieb. Dieſer frühere Zuſtand war ein, beſonders nach dem Einfluſſe der mongoliſchen Oberherrſchaft, nothwendiger Mittelſtand, da durch die allzuſchnelle Europäiſirung mancher Ring in der Kette der gleichmäßigen Entwicklung hätte überſprungen werden können, wenn die Bildung einer jeglichen Volksklaſſe nicht gleichen Schritt mit der Vervollkommnung aller übrigen gegangen wäre. Darum iſt und bleibt es ein durch Landesgeſetze vorgeſchriebener Hauptzweck der höheren Bildungsanſtalten Rußlands, durch Vermehrung der Normalſchulen auf intellektuelle und moraliſche Ausbildung auch der niedern Volksklaſſen zu wirken.

Alſo auch in dieſem Zeitpunkte mußten die Einheimiſchen ſich Rathes erholen bey dem Ausländer, und dieß um ſo mehr, da die in Moskau zuerſt von eigenen Meiſtern zur Zeit Joann III. aufgeführte Hauptkirche Mariä-Himmelfahrt bald wieder einſtürzte, und von Fremden neu erbauet werden mußte. Auch das von Joann Waßiljewitſch III. im Jahre 1499 begonnene, und unter ſeinem Sohne Waßilij Joannowitſch IV. beendete Schloß im Kreml ward von Ausländern aufgeführt. Mehrere dieſer Baue und ſelbſt das Hauptthor des Kremls (Spaßkija worota, vor welchem jeder Vorübergehende noch jetzt das Haupt entblößt), führen lateiniſche Inſchriften, die man auch wohl noch in den Kirchen unter den Heiligenbildern findet. Ein Beyſpiel hiezu liefert das Reliefbild des heiligen Georgius in der Petri-Pauli-Kapelle der ſchon öfters genannten Mariä-Himmelfahrtskirche zu Moskau.

Die Malerey aus dieſer Zeit iſt nicht die gefälligſte. Die Heiligenbilder ſind meiſtens ſehr dunkel *), öfters kaum kenntlich mehr, und werden, je älter ſie ſind, um ſo theurer bezahlt, von den Altgläubigen, da auch die meiſten Spaltungen der Kirche in dieſe Periode fallen. Dieß gab und gibt noch bisweilen Anlaß zu Verfälſchungen. Auch zeichnen ſich dieſe Bilder von denen der früheren Periode dadurch aus, daß die Ueberſchriften faſt durchgängig ruſſiſch, und zwar mit in einander verflochtener Schrift ſind. Nur bey der Mutter Gottes iſt öfters das MP—ΘΥ noch gebräuchlich, wie bey andern Heiligen das Ἅγιος.

Aus der zweyten Hälfte dieſer Kunſtperiode, namentlich aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, exiſtiren in der Bibliothek des Grafen Tolſtoj zwey Handſchriften (N. 61 und 65 in 4.), welche Inſtruktionen für die Maler der Heiligenbilder enthalten. Die im Wladimir'ſchen Gouverne-

*) Fiorillo (II, 41) hat nicht ganz Unrecht, wenn er hier von dick aufgetragener grober Farbe ohne Schatten und Rundung und von einer ſchwarzbraunen und olivendunkeln Geſichtsfarbe ſpricht. Selbſt der Zar Joann IV. nennt dieſe Bilder ſchlecht, in ſeinem 1547 an den Kaiſer Karl V. geſchriebenen Briefe, in welchem er um Künſtler anſucht. S. ebendaſ. S. 10.

ment gelegene Stadt Susdal, welche die meisten Arbeiten dieser Art liefert, kann damals schon diesen Erwerbzweig ergriffen haben [1]). Karamsin meint im dritten Bande seiner Geschichte (Anm. 258), daß auch die Cappronischen Tafeln in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom, welche Assemann, dem auch Fiorillo beypflichtet, dem dreyzehnten, Kulczinsky aber gar dem eilften Jahrhundert zuschreibt, aus dieser Zeit, nämlich aus dem siebenzehnten Jahrhundert seyn könnten. Die Namen der russischen, auf diesen vier Tafeln genannten Meister, könnten vielleicht, durch die Form der Buchstaben, zu einem Resultate über das Alter derselben führen.

Das erste Bild, von welchem man mit Gewißheit sagen kann, daß es ein Portrait ist, gehört dieser Zeit an. Es ist das Bildniß des Zars Theodor Joannowitsch (1584—1598). Aber man findet Spuren von Portrait-Malerey auch schon im eilften Jahrhundert. So erzählt zum Beyspiel der Paterik (d. i. vitae Patrum), daß der Hegumen des Petscherskischen Klosters Nikon den 1084 nach Kiow gekommenen Griechen die Bildnisse der zehn Jahre früher verstorbenen Heiligen Antonij und Theodosij vorzeigte, und daß diese solche augenblicklich erkannten.

Aus dieser Periode findet man noch hin und wieder Heiligenbilder mit Angabe der Jahrzahl, wie z. B. in der Hauptkirche zu Neu-Ladoga, wo sich zwey solche befinden, die früher dem Medwedewschen, jetzt aufgehobenen Kloster gehörten. Das eine, welches den Evangelisten St. Johannes vorstellt, ist vom Jahre 7100 (1592), das andere aber vom Jahre 1603. Eben so findet man unweit von Ladoga in Peßezkoj Pogost (Kirchspiele) zwey Bildnisse des heiligen Theodor Stratilates [2]) vom Jahre 7188 = 1680; ein drittes Heiligenbild vom Jahre 1683 ꝛc. Aus dem funfzehnten Jahrhundert befinden sich drey mit Bildern versehene Kodices in der Bibliothek des Grafen Tolstoj. Der eine ist ein im Jahre 1485 zu Uglitsch geschriebener Psalter, die beyden andern Evangelia, denen die Abbildungen der Evangelisten beygefügt sind [3]). Aus dem sechzehnten Jahrhundert hat diese Bibliothek mehr aufzuweisen, und zwar: Eine biblische und zugleich eine Kirchengeschichte mit Bildern; einen Apostol mit der Abbildung des Evangelisten Lukas; eine Legende, welcher mehrere Abbildungen beygefügt sind, und endlich drey Evangelia, bey denen man die vier Evangelisten findet [4]). Aus dem siebenzehnten Jahrhundert besitzt der Graf Tolstoj in dieser Hinsicht Folgendes: Bildlich dargestellte biblische Geschichten, mit kurzen Erklärungen derselben; eine Abbildung des heiligen Nilus (Нила смоленскаго) und des von ihm gestifteten Klosters; Leben des heiligen Evangelisten Johannes mit Bildern; eine Offenbarung und Geschichte des Evangelisten St. Johannes; eine Schrift über den Kirchengesang mit Beyfügung vieler Abbildungen verschiedener Heiligen, und endlich ein Ma-

---

1) Es bleibt zu bemerken, daß der mit Heiligenbildern Handelnde dieselben aus Religiosität nie zum Verkaufe, sondern zum Tausch (versteht sich gegen baares Geld) anbietet; daher heißt Heiligenbilder verkaufen образа мѣнять (tauschen).

2) Ein ähnliches Bild ist das von Döderlein, Rektor des Weißenburgischen Lyceums, edirte, in Kalbenstein am Nordgau gefundene Heiligenbild, welches unter dem Titel: Slavonisch-russisches Heiligthum mitten in Deutschland ꝛc. Nürnberg 1724. 141 S. 4. in Druck erschien.

3) Siehe den Katalog dieser Bibliothek (oder vielmehr dieser Manuscripten-Sammlung) in Fol. Nro. 32 und 126; in 4to, N. 24.

4) S. ebendaselbst der Folianten Nro. 83, 140, 194 u. 259: der Quartanten N. 23 u. 149.

nuscript aus dem Ende dieses siebenzehnten oder aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen Bildern [1]). — Auch verdient der unter N. 41 in jener Bibliothek aufbewahrte Folio-Kodex wegen der beygefügten Gravüre (печатная картина) vom Jahre 7137 (1629) beachtet zu werden. Ueber diesem Bilde liest man folgende Aufschrift: темница Богоугодная святыхъ осужденныхъ [2]).

Die oben erwähnte Zusammenziehung oder Verflechtung der Buchstaben, mit den verschiedenen Verzierungen derselben, geht so weit, daß man sich genöthigt sieht, auch die von Strahlenberg edirten, an der Pyschma in Siberien befindlichen Inschriften für russische zu erklären, wenn gleich Einige darin Aehnlichkeiten mit Steinschriften in Nordamerika zu entdecken glaubten.

Merkwürdig für diese Zeit ist ein Oelgemälde auf Holz, welches sich in Pesth im Besitze des Herrn v. Jankovics befindet. Es stellt dieß eine polnische Gesandtschaft an einen russischen Regenten vor. Der russische Doppeladler über dem Throne bestimmt ohngefähr den Zeitraum des Ereignisses. Das dort, oben zu beyden Seiten angebrachte Einhorn findet sich an den zu Moskau aufbewahrten Thronen wirklich wieder; so am Throne der beyden Regenten Joann und Peter I. wie auch am Thronsessel des Zars Joann Waßiljewitsch. Die Bojaren sind hier in ihrer Nationaltracht. Auf der Rückseite des Bildes steht *Johan de Johani* f. 1459. Doch dieß kann nicht eine sich auf das Bild beziehende Jahreszahl seyn, da der Doppeladler erst nach der Vermälung Joann III. mit der griechischen Prinzessin Sophia im Jahre 1472 in Rußland aufkam. Vielmehr möchte ich dafür halten, daß dieses Oelgemälde die am 4. May 1606 vom falschen Demetrius dem polnischen Wojewoden, welcher ihm die Maria Mnischek zugeführt hatte, ertheilte Audienz zum Gegenstande hat. Das Nähere hierüber findet man im Fiorillo (II, 38), welcher diese Nachricht aus Schmidt Phiseldeck's Einleitung in die russische Geschichte (I, 336) entlehnt hat. In der Beschreibung des Thrones wird hier der vor demselben angebrachten Löwen und Greife gedacht, wie man dieß auch auf dem Bilde wieder findet. Der vom Grafen Carlisle beschriebene Thron des Zars Alexiej, war schon anders. — Es soll dieses für Rußland nicht uninteressante Gemälde, wie mir Hr. v. Jankovics sagte, aus der Fuggerischen Sammlung in Augsburg herrühren und bey der Hertelschen Licitation für ihn angekauft worden seyn. —

Ziemlich allgemein war in diesem Zeitraume die Darstellung der Heiligen in erhabener Arbeit. Dieses ward von Peter I. untersagt, und doch mußte noch der Metropolit Platon, wie man behauptet, sich gegen die verschiedenen verehrten Ungestalten, wie z. B. mit Thierköpfen u. d. al. erklären, gegen die zu seiner Zeit ein förmliches Verbot erlassen seyn soll [3]). Die Schnitzwerke, die, wie schon aus Fiorillo bekannt ist, eigentlich nicht im Geiste der orientalischen Kirche sind, fangen wiederum an, überhand zu nehmen und Ostaschkow liefert hierin die vorzüglichsten. — Auch die

1) Ebend. der Folianten N. 24, 39, 40 u. 173; der Quartanten N. 308 u. 383.
2) Auch Kielburger erwähnt in seiner kurzen Geschichte des russischen Handels vom Jahre 1674 der Holzstiche, welche damals in Moskau und Kiow erschienen.
3) Bemerkenswerth ist bey dieser Gelegenheit, daß noch im Jahre 1534 der Erzbischof von Nowgorod, Makarij, und bald darauf im Jahr 1548 der Erzbischof Theodosij Verordnungen gegen heidnische Gebräuche im Nowgoroder Gebiete erlassen. Siehe der Bibliothek des Grafen Tolstoi den Quartanten N. 341 (S. 476 und 485 des Katalogs). —

künstlichen Arbeiten in Elfenbein, welche Archangel liefert, dürfen nicht übersehen werden [1]).

Den wichtigsten Einfluß in dieser Zeit äußerte auf Rußlands wie auf das übrige Europa, die Einführung der Buchdruckerkunst. Der unter dem Namen Gans oder Hans (Гансъ) bekannte erste Buchdrucker ist eigentlich ein gewisser Hans Bogbinder, welchen der König von Dännemark, Christian III., dem russischen Zaren Joann IV. Waßiljewitsch von Koppenhagen aus zuschickte [2]).

Nach ihm sind die ältesten Buchdrucker Joann Fedorow und Petr Timofejew Mstislawzew. Der Grabstein des Diakons Joann Fedorow, welcher Rußland verlassen mußte, befindet sich in der Kirche des heiligen Onuphrij zu Lemberg. Dieser Joann Fedorow war es, der die erste vollständige Bibel mit Kyrillischer Schrift im Jahre 1581 zu Ostrog druckte. — Evangelia und andere geistliche Schriften waren schon im funfzehnten Jahrhundert erschienen. Die ersten Werke in dieser Art sind von Schwaipold Feol Шванполтфѣол in Krakau, wie schon der gelehrte G. S. Bandtke in seiner Geschichte der Druckerey in Krakau (1815) bewies. Es soll drey Werke geben, die daselbst von diesem Buchdrucker im Jahre 1491 erschienen sind. Ein Psalter, dessen der Nishegorodische Erzbischof Pitirim in seiner Schrift gegen die Schismatiker erwähnt, ein Oktoich (октоихъ) der hinlänglich von Bandtke beschrieben ist, und ein Horologium (часословъ), davon der wirkliche Kammerherr Graf Theodor Tolstoj in seiner Sammlung russischer Alterthümer ein vollständiges Exemplar besitzt. Dieses, dessen Alter Hr. v. Kalajdowitsch in Moskau schon nach einem andern unvollständigen Exemplare genau bestimmt hatte, ist von ihm beschrieben im europäischen Boten (Вѣстникъ Европы im September 1819). Eins nur noch blieb zu entscheiden übrig, ob nämlich das früher zu den Sammlungen des verstorbenen Professors Bause gehörige, jetzt in der Bibliothek des Fürsten D. W. Galizyn befindliche defekte serbische Evangelium nicht älter sey als diese Krakauischen Drucke? Doch habe ich mich vor Kurzem beym Besuche der Kloster des Fruschka-Gebirges in Sirmien vom Gegentheile überzeugt. Dieses Evangelium ist entweder vom Jahre 1512, oder gar erst von 1552. Letzteres hat man einem Einwohner von Dubrownik (Ragusa) zu verdanken; es ist in Belgrad (welchem?) gedruckt worden. Exemplare davon befinden

1) Eine Specifikation der erhabenen Arbeit findet man unter dem Artikel **истуканному** in den Handschriften des siebenzehnten Jahrhunderts, **Алфавитъ** genannt, deren es zu St. Petersburg zwey (eine in der Kaiserlichen offentlichen Bibliothek und die andere in der Bibliothek des Reichskanzlers Grafen Rumjanzow) gibt, und sechs in der Manuscripten-Sammlung des Grafen Tolstoj zu Moskau. Hier wird diese Arbeit eingetheilt in **истуканное, изваяное, волячное, истесаное и выбойчетое.**

2) Theologisk Bibliothek Udgivet af *Jens Möller*. Kiobenhavn 1816. T. X pag. 326; Ergänzungsblätter zur Jen. Allg. Lit. Zeitung 1817, N. 25; Fr. v. Adelung's Sigmund Freyherr von Herberstein, St. Petersburg, 1818. in 8. S. 496. — Das Originalschreiben des Königs von Dännemark habe ich in Moskau vergebens gesucht.

3) Die slawischen Drucke mit Glagolitischer Schrift sind älter als diese, wie aus der Vorrede zu Herrn Dobrowsky's Institutiones linguae slavicae dialecti veteris (Wien, 1822, in 8. pag. XXXV) erhellet, wo ein Missale vom Jahre 1483 angeführt wird. Herr Kopitar, der mir dieses auf der Kais. königl. Hofbibliothek zu Wien zeigte, versichert, daß laut einem Briefe vom Wilnaer Kanonikus Bobrowski, im Vatikan zu Rom noch ein vollständiges und ein defektes Exemplar dieser Missale in Folio aufbewahrt werde. S. derselben Grammatik S. 705.

sich in den Klöstern Opovo und Kruschedol. Das vom Jahre 1512 ward auf Kosten Johannes Bassarabs des großen Woiewoden und Herrn von ganz Ugrowlachien und der Donauländer (Подунавїе) von einem Hieromonachen (священноинокъ) Makarij gedruckt. Dieser nämliche Mönch hat aber die Buchdruckerkunst schon viel früher getrieben, denn ich habe im benannten Kruschedol-Kloster einen von ihm schon im Jahre 1493 zu Zeta (Zenta) in Erzegovina edirten Octoich gesehen *), und Herr Kalajdowitsch hat fast zur nämlichen Zeit, wie er mir schreibt, in Moskau einen auch von demselben in Montenegro zu Zetin 1495 gedruckten Psalter gefunden.

Dritte Periode. — Was im Laufe der neuesten Periode seit Peter dem Großen geschehen ist, ist bekannt genug im Allgemeinen. Das Einzelne, den Fremden leider auch nur zu fremde, aus der neuern Zeit heraus zu heben, ist nicht der Zweck dieser Schrift. In wie fern die Einrichtung der verschiedenen Akademien und Bildungsanstalten auf die höhere Civilisation der Nation wirket, ist hinlänglich bekannt. — Aber diese höhere Civilisation des Volkes selbst konnte doch nur durch die von Katharina II. bewirkte allgemeinere Verbreitung, der, von Peter dem Großen begonnenen, Errichtung der Volksschulen ins Werk gesetzt werden. Heil diesen wohlthätigen Bildungsanstalten! und Heil deren Begründern und Erhaltern! Aber was in den Jahren 1803 und 1804 für ein Same dem russischen Boden anvertraut ward, welcher so glücklich gekeimt hat, und die segensreichsten Früchte verspricht, das ist es, was vorzüglich Aufmerksamkeit verdient. Mit Begründung der Universitäten ging ein neues Licht auf im Osten Europas, dessen Glanz kein Freund der Finsterniß mehr zu trüben vermag. Dieß gehört unter allem Großen mit zu dem Größten, was Rußland seinem Gesegneten Alexander verdankt. Die Ereignisse vom Jahre 1812 waren eben recht dazu geeignet, die autarchische Kraft des Ganzen wie der Einzelnen zu einem noch regeren Leben zu wecken, und die scheinbare Besiegung des Landes bewirkte nur ein Erwachen zum vollkommneren Seyn.

So viel über die Epochen der Civilisation in Rußland. Die Aufzählung der ältesten slawischen Denkmäler hat mich vielleicht zu weit geführt, und der geneigte Leser möge dieß nur auf Rechnung meiner Vorliebe für dies Fach schieben. Solchen Vorwurf ertrage ich gern, und gehe nun über zu den

Germanischen Alterthümern. — Germanische Alterthümer gehören mit in den Kreis der Antiquitäten Rußlands, in so fern die Ostseeprovinzen einen integrirenden Theil der russischen Monarchie ausmachen. In diesem Fache hat nun keiner so fleißig gearbeitet, wie der verehrungswürdige Greis in Riga, Brotze, dessen reiche handschriftlichen Sammlungen nun ein bey ihm, so lange er lebt, deponirtes Eigenthum der Stadtbibliothek zu Riga sind.

Seine funfzehn Folio-Bände enthalten:

1) Sylloge diplomatum *Livoniam* illustrantium in zwey Bänden.
2) Schriftproben, (Fac simile), vom Jahre 1296 bis 1501.
3) Livland am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts;
4) Sammlungen verschiedener livländischen Monumente, Prospekte, Münzen, Wappen u. d. gl. 10 Bände;
5) Wappenbuch des Herzogthums Livland.

Die weniger bekannten Schriften über livländische Geschichte sind wohl:

*) Dobrowsky erwähnt desselben in der Vorrede zu seiner Altslawischen Grammatik S. XXXIX.

Des Hrn. Superintendenten v. Sonntag Jahrzahlen aus der Geschichte von Riga 1810. 8. und desselben Anzeichnungen aus der Geschichte Rigas von 1200 bis 1816. Riga, 1817. 8.

Hrn. Oberpastors v. Bergmann Erinnerungen an das unter dem Szepter des russischen Kaiserthums verlebte Jahrhundert (1710—1810) für Riga's Bürger gesammelt.

Brotzes Rückblicke in die Vergangenheit. Acht seit 1805—1814 erschienene Programme, welche vorzüglich die Topographie Livlands betreffen; und endlich: Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte, vom Pastor Thiel.

Riga und Mitau besitzen jedes ein vaterländisches Museum. Das erstere verdient, wie die beyden Bildergallerien (die Roop'sche und die gräflich Medem'sche) von jedem Reisenden besucht zu werden. Eine Beschreibung des Riga'schen Museums lieferte Hr. v. Bröcker in den Riga'schen Stadtblättern Nr. 25—27 vom Jahre 1821. Manches deutsche Alterthum kann durch besondere Umstände ins Innere von Rußland gekommen seyn, wie dieß z. B. mit livländischen Grabsteinen der Fall war, welche der Czar Joann IV. Waßiljewitsch nach Moskau führen ließ, die aber, nach seinem Ableben auf dem Wege dahin bey Chotilowo, 36 Werste (oder 5 1/7 Meilen) vor der Stadt Wyschnij-Wolotschok im Twerschen Gouvernement liegen blieben, wie dieß aus Olearius Reise S. 26 und Kielburgers Nachricht in Lessing's und Eschenburg's Schriften (zur Geschichte und Literatur 1781. 8. S. 164 des fünften Beytrages) hervorgeht.

Orientalische Alterthümer. — Das Gebiet der orientalischen Alterthümer in Rußland ist eigentlich der Süden und vorzüglich der Osten des Landes, von der Wolga an, bis fern hin ins nordwestliche Amerika. Aber auch der Norden, besonders einige Hügel in den Ostseeprovinzen, bieten ganze Gefäße voll kufischer Münzen dar, wie schon F. C. S. Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels (1785) anführt. Noch im verflossenen Jahre sind solche Kufika zugleich mit Edelreds und andern nordeuropäischen und Byzantinischen Münzen bey Alt-Ladoga von Hrn. Marschall A. R. Tomilow, und unweit Dorpat vom Prediger Körber gefunden worden. Die orientalischen Alterthümer bearbeitet jetzt vorzüglich Hr. Collegienrath und Ritter von Frähn, von dessen unermüdetem Eifer und ausgebreiteten Kenntnissen wir mit Recht noch manche, für Rußlands Geschichte interessante Aufschlüsse zu erwarten haben. Die letzte Schrift des Hrn. v. Frähn ist eine Beschreibung des muhammedanischen Münzkabinettes des asiatischen Museums der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Als Kenner der mongolischen Sprache und Literatur ist Hr. J. Schmidt schon hinlänglich den gelehrten Orientalisten bekannt. Von ihm erwarten wir die Uebersetzung einer mongolischen Geschichte und ein mongolisches Wörterbuch, an welchem er schon längere Zeit arbeitet. Die Ostsee-Provinzen, in denen sich (zu Dorpat) auch der als Orientalist längst bekannte Kollegienrath W. F. Hezel aufhält, können in Beziehung auf Kenntnisse der Mongolen, den Prediger Bergmann aufweisen, welcher, entfernt von den größeren Städten, unermüdet seine Studien fortsetzt.

Nachrichten über das östliche Rußland und namentlich über das asiatische, hat Hr. Hofrath Spaßkij viele in seinem sibirischen Boten Сибирскій вѣстникъ. geliefert. Auch ist vor ein Paar Jahren eine Beschreibung des Baikals erschienen, die besonders der beygefügten Karte wegen gut seyn soll.

Was außer diesen fünf angeführten Klassen von Alterthümern in Rußland noch angetroffen wird, möchte ich, ohne jedoch diese Ansicht für alleingültig zu halten, in Tschudische (Finnisch-Ehstnische), Littauische (Littauisch-Lettische) und Biärmische (Permisch-Jugrische) Antiquitäten eintheilen. Siberien wird hierin noch manches nachliefern. Für jetzt sehe ich mich genöthigt, hierbey stehen zu bleiben. —

Nun sey es mir erlaubt, noch einmal zu Jenen zurückzukehren, deren Arbeiten für Geschichte und das Alterthum Rußlands von besonderem Werthe sind.

Bibliographie. — Die Bibliographie ist bey uns noch nicht recht im Gange. Im ersten Hefte meiner Materialien zur Kulturgeschichte Rußlands, welche die Aufzählung der Quellen einer russischen Literärgeschichte enthält, habe ich diejenigen Autoren und Werke angeführt, welche bisher über russische Literatur handelten. Es sind vorzüglich die Schriften H. L. C. Bacmeister's und Sopikow's, wie auch der Herren v. Storch, v. Adelung und Anastaßjewitsch, zu denen wir in diesem Falle unsere Zuflucht nehmen müssen. Hr. Staatsrath v. Scherer besitzt auch viele Literärnotitzen, die Naturwissenschaft betreffend, wie dieß hinlänglich aus seinem Werke über die Heilquellen Rußlands hervorgeht und Hr. Kollegienrath v. Pansner hat mehrere Zeit hindurch für dieses Fach gesammelt. Eigentliche Literaturzeitungen oder Jahrbücher dieser Art erscheinen in russischer Sprache noch keine. Die Moskau'sche Literaturzeitung, welche Buhle herausgab, war von keiner Dauer; sie fing im Jahre 1805 an und schloß 1807. Von der Petersburger Literaturzeitung, die 1777 begann, erschienen in drey Jahren überhaupt nur 22 Nummern, und von Buhle's Journal der schönen Künste kamen im Jahre 1807 statt sechs Hefte nur drey heraus. Mit der Bibliographie stehen die Lebensbeschreibungen der Autoren, mit Angabe ihrer Werke, in der nächsten Verbindung. Die erste Schrift, die diesem ausschließlich gewidmet ward, war N. Nowikow's Versuch seines Gelehrten-Lexikons, ein kleines Oktavbändchen, welches jetzt selten ist. Etwas ungemein vollständigeres lieferte der jetzige Metropolit von Kiow, Eugenij, in dem Freunde der Aufklärung (Другъ просвѣщенїя), einer in Moskau edirten Zeitschrift, 1805 und 1806, und neulichst in einem 1818 zu St. Petersburg erschienenen starken Oktav-Bande. Das erstere enthielt die Lebensbeschreibungen aller russischen Autoren bis zum Buchstaben K; das Letztere bloß die Lebensbeschreibungen schon verstorbener geistlichen Autoren. Man glaubt es kaum, wie viel diese in Rußland schon geschrieben haben; hoffentlich wird bald eine neue Ausgabe dieses Werkes mit Hinzufügung der weltlichen Schriftsteller von demselben erscheinen. Erst jetzt (1822) hat Hrn. Hofrath Gretsch's Geschichte der russischen Literatur die Presse verlassen.

Sprache. — Kenntniß und Vervollkommnung der Sprache sind die eigentlichen Zwecke der Kais. russischen Akademie, deren Präsident der schon durch Dobrowsky dem Auslande hinlänglich bekannte verdienstvolle Vizeadmiral Schischkow ist, ein eifriger Verehrer des Slawenthums, welcher mehreres Beachtungswerthes über Sprache und Styl geschrieben hat. In den Arbeiten der Akademie erscheint jetzt von ihm ein kurzes Wörterbuch der slawischen Sprache. Sekretär dieser Akademie ist der, durch seine Schriften bekannte Staatsrath G. J. Sokolow. Die vorzüglichsten Schriften über slawische Grammatiken verdanken wir Hrn. Professor M. Katschenowskij in Moskau, dem geschätzten Redakteur des euro-

pälschen Boten, und Hr. A. Wostokow (Osteneck) arbeitet schon seit einigen Jahren an einer altslawischen Grammatik, deren Grundlinien er aus den ältesten slawischen Manuscripten des eilften Jahrhunderts entlehnt.

Aeltere Geschichte. — Ich gehe zu den vorzüglichsten Forschern russischer Geschichte über. Zuerst muß ich hier unsern Reichshistoriographen Hrn. Staatsrath von Karamsin nennen, welcher in den bisher erschienenen neun Bänden seiner Geschichte nach zwölfjähriger Prüfung und Vergleichung der Originalquellen alles benutzt hat, was Bayer, Müller, Stritter, Schlözer, Fürst Schtscherbatow, Tatischtschew, Boltin, Jelagin, Thunmann, Tauber, Levesque und viele andere vor ihm geliefert haben. Es war ein Glück, daß die Bearbeitung dieses Faches den beliebtesten Schriftsteller seiner Nation anzog, und daß die Geschichte nun auch in ein so gefälliges Gewand gekleidet erscheint. Für diejenigen, welche nach Quellen arbeiten, sind die zahlreichen, am Schlusse eines jeden Bandes beygefügten Anmerkungen, fast eben so interessant und wichtig, als der Text selbst.

Ehe dieses Werk erschien, an dessen Fortsetzung nun der Verfasser arbeitet, hatten zwey geachtete Akademiker, Krug und Lehrberg, die verschiedenen Fächer und Hülfswissenschaften der ältern Geschichte unter sich getheilt; beyde arbeiteten sie gemeinschaftlich, sich einzelnen Untersuchungen widmend. Hr. Kollegienrath v. Krug hatte sich vorzugsweise Chronologie und Münzkunde angeeignet, der selige Lehrberg zog besonders die älteren geographischen und genealogischen Untersuchungen vor. Der Versuch zur Berichtigung der Byzantinischen Chronologie und die Abhandlung zur Münzkunde Rußlands sind Schriften, deren Werth, gleich dem der interessanten Arbeiten eines G. v. Ewers hinlänglich anerkannt ist; und Lehrbergs Freund war glücklicherweise auch der Herausgeber von dessen Untersuchungen, die kein Leser unbefriedigt aus der Hand legt.

Vorzügliche Achtung verdienen die von Eugenij (Bolchowitinow), Metropoliten zu Kiow, selbst, oder doch unter dessen Leitung verfaßten Schriften. Seine historischen Gespräche über die Alterthümer von Groß-Nowgorod, seine Erklärung der ältesten unter allen bisher bekannten russischen Urkunden, seine biographischen Notizen über russische Autoren und mehrere andere Schriften, haben ihm ein unvergeßliches Denkmal gestiftet. Mit Ungeduld sehn wir jetzt der Herausgabe seiner Geschichte von Pleskau entgegen, an welcher er, da er noch Erzbischof von Pleskau, Livland und Kurland war, arbeitete. Hrn. v. Olenin's zweyter Brief über den Tmutarakanischen Stein ist dem Auslande hinlänglich bekannt. A. Schlözer's Recension desselben steht in N. 27 der Götting. gel. Anz. vom Jahre 1807, und Ritter hat dieselbe in seiner Vorhalle der europäischen Völkergeschichten vor Herodotus ꝛc. auch schon am rechten Orte benützt. Nur irret Ritter, wenn er dieses Denkmal für das älteste unter allen slawischen hält. Einer unserer verdienstvollsten Forscher ist Hr. Kollegienrath D. J. Jasykow, der Uebersetzer des Schlözer'schen Nestors. Schade, daß seine vielen Amtsgeschäfte ihm es nicht gestatten, sich mehr noch den Wissenschaften zu widmen. Ein Gleiches läßt sich vom Hrn. Kollegienrath A. J. Jermolajew sagen, der gewiß tüchtige Resultate liefern würde, wenn er nur könnte und wollte. Die Hrn. v. Kalajdowitsch und Strojew in Moskau gehören zu unseren thätigsten und geschicktesten Arbeitern im Fache der Geschichte. Sie verdienen Achtung, sowohl als besonnene Herausgeber alter Handschriften, wie auch um ihrer eigenen Forschungen willen.

Vom Hrn. Kalajdowitsch sind vor Kurzem auf Kosten des

Reichskanzlers Grafen Rumjanzow erschienen: die Denkmäler slawischer Literatur aus dem zwölften Jahrhundert und eine Geschichte der Poßadniki (Aldermänner) von Nowgorod. Letztere ist von einem Geistlichen verfaßt, der sich auf den Gütern des Reichskanzlers befindet, und Hr. Jermolajew könnte die beste Beurtheilung dieses Werkes liefern, da er selbst über die Poßadniki mehreres gearbeitet, und auch mir ein chronologisches Verzeichniß derselben in Manuscript mitgetheilt hat. Hr. von Strojew besorgte bey meiner letzten Reise durch Moskau im verflossenen Jahre so eben die Herausgabe einer noch unedirten, dem Hrn. Grafen Th. Tolstoj gehörenden Abschrift der Sophiewschen Chronik. Etwas Aehnliches geschieht zu Petersburg, wo, beauftragt vom Grafen Rumjanzow, der Kollegienrath Anaſtaßjewitsch sich mit dem Vergleichen des Volhinischen Codex unserer Jahrbücher mit andern Chroniken beschäftigt. Dieses Volhinische Jahrbuch, welches von Hrn. v. Karamsin zuerst gefunden ward, schließt mit dem Jahre 1289, und der Graf Tolstoj in Moskau besitzt in seiner Bibliothek zwey von einem Hieromonachen Theodosius Sophonowitsch zu Kiow gearbeitete Auszüge davon [1]).

Hr. Kollegienrath B. v. Reith, Professor zu Charkow, hat in uns durch sein Specimen historiae Rossorum gegründete Ansprüche auf die Resultate seiner fernern Forschungen erweckt. Möchte er doch bey dem ihm eigenen tiefern Blicke uns bald mit neuen Früchten seines Fleißes beschenken. Dem Auslande ist er sowohl durch seine frühern Arbeiten, wie auch aus Meusels Gelehrtem Deutschland hinlänglich bekannt.

Daß es Freunde des Alterthums in Rußland genug gibt, beweisen die von Einigen aus Spekulation unternommenen Verfertigungen alter Manuscripte und die Verfälschungen der Jahrszahlen in wirklichen Originalhandschriften. Einige davon, die aus der Fabrik des Moskauischen Bürgers Anton Iwanow Bardin seyn sollen, sah ich in der Bibliothek des Grafen Th. Tolstoj. Diese reiche Sammlung älterer Drucke und Manuscripte, deren Verzeichniß so eben von den Hrn. Kalajdowitsch und Strojew edirt wird, schätzen einige jetzt schon auf 100 bis 130.000 Rubel oder Gulden W. W. —

Wichtig ist in Petersburg für den russischen Geschichtsforscher die Bibliothek des Reichskanzlers Grafen Rumjanzow, an deren Katalogen so eben gearbeitet wird. Die Anzahl der Bände kann sich auf 30 bis 40,000 belaufen. Was dieser große, so allgemein geachtete Beschützer der Wissenschaften wirkt, wird die Nachwelt gewiß mit besonderem Danke erkennen.

Ueber Kunst in Rußland ist außer J. D. Fiorillo's Versuch einer Geschichte der bildenden Künste in Rußland [2]) nicht viel erschienen. Höchstens dürfen wir einige Aufsätze in den verschiedenen Schriften des Hrn. v. Storch, und einige in Busse's Journal von Rußland, wie in Meusel's Miszellaneen artistischen Inhalts dazu rechnen [3]). Alles dieß ist schon von Fiorillo benutzt worden. Jetzt aber dürfen wir mit Recht einem interessanten Werke in diesem Fache entgegensehen, da Hr. Staatsrath Fr. v. Adelung bey der Beschreibung der sogenannten Korßunischen Thüren in der Kirche der heil. Sophia zu Now-

1) Siehe die Verzeichnisse der Folianten N. 157 und 236.

2) In dessen kleinen Schriften artistischen Inhalts. Gottingen 1806. 11. Band, S. 1—104.

3) XI. Heft. Erfurt 1782. S. 259—277, wo das, aus Stählin's Papieren von Büsching mitgetheilte Verzeichniß der vornehmsten Künstler in Rußland steht.

gorod eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Notizen unserer Chroniken, mit denen er besonders die zahlreichen Reiseberichte der Fremden in Verbindung setzt, liefert.

Möchte uns doch bald die Freude zu Theil werden, in Hrn. v. Adelung einen neuen Bearbeiter des unter Katharinens II. eigener Leitung edirten vergleichenden Wörterbuches zu sehen. Materialien dazu besitzet er, wie gewiß keiner, weder in Europa, noch in dem für Sprachstudien so eifrigen Nordamerika. Die an ihn gekommenen Pallas'schen Papiere, Murrs reiche Sammlungen, die aus Rüdigers Licitation acquirirten Schriften, vielfache Korrespondenz mit Gelehrten seines Faches, besonders mit Duponceau, dem Vicepräsidenten der philosophischen Societät zu Philadelphia, und endlich die zahlreichen Nachträge zu seiner 1820 erschienenen Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte, die er von so vielen Seiten aus, bekam: — alles dieses in Verbindung mit den, von ihm selbst im Laufe so vieler Jahre acquirirten Werken und der unzähligen Notizen und Auszüge aus Reiseberichten, bildet einen Schatz, der vielleicht nie wieder so zusammen kommt. Die Literatur des Sanscrit, die er bearbeitet hat, dürfte allein einen ziemlich starken Band ausmachen.

Doch vom Allgemeinen kehre ich zurück zu Rußland. Je mehr in der Fremde für Völker- und Länderkunde geleistet wird, um so wünschenswerther wird es von Tage zu Tage, daß auch Rußland nochmals seine Staaten bereisen lasse, damit doch einmal zu den Werken eines Gmelin, Güldenstädt, Pallas, Falk, Lepechin, Georgi, Rumowskij, Oserezkowskij und Sujew (Зуевъ) die gewünschten Nachträge geliefert werden. Selbst die statistischen Werke, die wir besitzen, lassen bey all ihrem Werthe noch so Manches zu wünschen übrig. Seit Storch's Rußland unter Alexander I. ist keine so gehaltvolle, dem Auslande der Sprache wegen zugängliche Zeitschrift mehr erschienen. Besonders erwünscht wären topographisch-historische Schilderungen der einzelnen Provinzen, deren uns noch viele mangeln. Petersburg und Moskau, Kiow, Nowgorod, Pleskau, Riga und das welkende Asow, haben, wie Kasan, Geschichtschreiber gefunden. Die Gouvernements Tschernigow, Kaluga, die slobodische oder russische Ukrajne (Charkow), die Ostseeprovinzen, Wolhinien, Podolien und Cherson, Orenburg und Taurien, einzelne Provinzen des Kaukasus und Siberien sind, wie Petersburg und dessen Umgebungen nicht unbeschrieben geblieben, aber wie vieles Wissenswerthe läßt sich zu dem schon Gesagten nicht noch hinzufügen? wie manches von dem Gesagten bedarf nicht Berichtigung?

Die in den Jahren 1809 und 1810 auf Reisen gewesenen Herren Borosdin und Jermolajew haben Abbildungen mehrerer für die russische Geschichte interessanter Gegenstände mitgebracht, welche von dem sie begleitenden Künstler Iwanow gezeichnet wurden. Diese reiche Sammlung liegt nun, wenig benutzt, in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg, und bleibt leider bisher unedirt, da die Herausgabe derselben eine bedeutende Summe kosten könnte. Noch jetzt reiset ein Pole, Hr. Zorijan Dolenga Chodakowski, welcher Sachkenntniß mit unermüdetem Eifer verbindet, in Rußland umher, den Spuren der Slawenwanderungen, ihrer Sitze und Gränzen nachspähend. Die Resultate seiner Reise dürften manche frappante Aufschlüsse geben, da er in seinen Forschungen einen neuen Weg eingeschlagen, auf dem er

bisher beynahe noch keinen Vorgänger gehabt hat. — Die Regierung hatte ihm fürs erste Jahr 3000 Rubel in Silber bewilligt.

Doch um sein Vaterland mit größerem Vortheile zu bereisen und um auch in der Folge die Erfahrungen, welche man machen könnte, zum allgemeinen Besten zu benutzen, müßte bey vorläufiger Kenntniß des Inlandes zuerst eine Vorbereitungsreise durch das übrige Europa vorgenommen werden, um dann die inneren Verhältnisse des Landes und seine Bedürfnisse um so leichter auffassen, und die historischen und statistischen Resultate der Reise mit denen der Fremde in Verbindung setzen zu können.

In Beziehung auf das historische Fach in Rußland blieben, fürs erste, folgende einzelne Untersuchungen anzustellen.

Welches waren die ältesten Handelswege durch Rußland, besonders vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien? Welches waren die Hauptwege im Mittelalter? — Hier nun, in Beziehung auf diese letztere Frage, ließe sich vorläufig aus einer Hydrographie jener Periode, welche glücklicher Weise für uns gerettet ist, schließen, daß die Hauptstraße die Murawsche von der Krym bis Liwny im Orel'schen Gouvernement und über die Gränzumwallung hinauf bis Moskau war*). Dann folgte die Kalmijus'sche Straße, welche von den Flüssen Kalka und Mijus am Asow'schen Meere aus, auch bis Liwny ging; zuletzt die Jsjum'sche Straße, welche sich etwa 15 Werste (3 Meilen) von Bjelgorod im Kurskischen Gouvernement von der Muraw'schen trennte, und andere mehr. Liwny muß demnach zu jener Zeit (im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert) ein Haupt-Handelsplatz gewesen seyn.

Zweytens verdienen die Sprachdialekte Rußlands näher geprüft und mit denen der übrigen slawischen Völkerschaften in Parallele gestellt zu werden. Polen, Bohmen, Slowaken, Serbier, ꝛc., jeder dieser Stämme hat seinen eigenen zur Schriftsprache erhobenen Dialekt, und das Studium dieser Mundarten ist interessant für denjenigen, der die Dialekte Rußlands näher kennen zu lernen sucht. Noch fehlen uns jedoch Nachrichten über mehrere slawische Sprachen. Erst kürzlich gab der fleißige Lexikograph, Wuk Stephanowicz (Karadzicz) uns etwas über die bulgarische Sprache; aber auch dieses soll, wie mich sachkundige Bulgaren, welche den Ternawer Dialekt den übrigen vorziehen, versicherten, hauptsächlich nur diejenige Mundart betreffen, die an der Gränze Serbiens gesprochen wird. Jn wie fern der Eine oder die Andern Recht haben, kann erst durch nähere Untersuchung entschieden werden. Serbische, kroatische und slowakische Grammatiken gibt es schon; an einer rußnjakischen wird so eben gearbeitet: doch haben alle diese Dialekte wieder ihre einzelnen verschiedenen Nüancen. Das Rußnjakische ist fast das Kleinrussische, welches nun von der Mitte Galiziens bis zum Kubanflusse gesprochen wird. Ja selbst am rechten Ufer der Donau, bey den, im türkischen Gebiete angesiedelten, Nekraßow'schen und den Ueberresten früherer Saporoger Kosaken, muß derselbe, (mit vielen türkischen Ausdrücken vermischte Dialekt) gesprochen werden. — Eine historische Klassifikation der russischen Dialekte verdanke ich dem jetzigen Kiow'schen Metropoliten Eugenij; über den weißrussischen Dialekt hat

*) Dieser Muraw'sche Weg zog sich längs des höchsten Rückens des Landes hin, auf der Flußscheide des Dnjepers und des Dons, wie noch jetzt der unwirthbare Weg von Tscherkask nach Georgiewsk zum Kaukasus.

noch neulichst Hr. v. Kalajdowitsch in der, bey der Moskauer Universität errichteten literarischen Gesellschaft eine Abhandlung gelesen, die auch schon im ersten Bande (1822) der Schriften dieses Vereines abgedruckt ist. Ob das Susdalische ein eigener Dialekt sey, bedarf noch näherer Prüfung.

Um über diese Modifikationen der Dialekte historisch ins Reine zu kommen, müßte man zuerst die Wanderungen der Russen in Rußland selbst in Betrachtung ziehn. 1) So siedelte z. B. der Großfürst Jaroslaw um die Mitte des eilften Jahrhunderts Polen an der Reja und in der Gegend von Tschernigow an.

2) Die Donischen Kosaken sind ursprünglich Großrussen, die von dem Großfürsten Joann Waßiljewitsch III. (reg. von 1462 bis 1505) dahin versetzt wurden; von diesen stammen wieder die Grebenskischen Kosaken (am Terek) ab, wie auch die Wolgischen, die Uralschen (früher Jaik'schen) und Simbirskischen.

Die kleinrussischen Kosaken sollen von den Kurskischen abstammen, und im Jahr 1569 ließen sich Saporogische Kosaken unter den Donischen nieder. Sie erbaueten daselbst die frühere Hauptstadt, das alte Tscherkask, welche sie vermuthlich nach ihrem frühern Wohnsitze gleiches Namens, in Kleinrußland so nannten *). Die Kosaken des schwarzen Meeres sind die im Jahr 1793 von der Kaiserinn Katharina II. dahin versetzten Saporogischen Kosaken, welche früher einen großen Theil des südlichen europäischen Rußlands unterhalb der Gefälle des Dnjepers inne hatten.

3) Die Bewohner der slobodischen oder russischen Ukraine (des Charkow'schen Gouvernements) sind Abkömmlinge der Volhinier, welche die polnische Ukraine bilden. Sie zogen dahin im Jahre 1649 unter der Anführung ihres Obersten Kondratjew. Daher die Uebereinstimmung der Ortsnamen in Volhinien und in der slobodischen Ukraine, welche nun ihrerseits wieder zur Bevölkerung der Wolga-Gegenden beyträgt.

4) Noch siedelte der Zar Alexjej Michajlowitsch um die Mitte des XVII. Jahrhunderts gefangene Polen, Litauer und Tataren an der Wolga und Kama an.

5) Zu Peters des Großen Zeiten ward die Gegend westlich von dem in den Ladoga sich ergießenden Labafluſſe, nach der Wiedereroberung Kareliens und Ingermannlands von den Schweden (nach 1710) durch Muromer, Susdaler und Galitscher bevölkert.

Alles dieses hat nothwendig Einfluß auf die Sprachverschiedenheit der Bewohner gehabt, und es gibt noch mehrere solcher Transmigrationen, welche Aufklärung verdienen. Warum liegen z. B. alle drey Städte Pereslawl oder Perejaslawl, die sich doch in so verschiedenen Gegenden des Landes befinden, an Flüssen gleiches Namens Trubesh (трубежъ) genannt? Warum findet man im Rjassan'schen Gouvernement, wie Hr. Makarow im europäischen Boten bemerket, ganze Gruppen von Dörfern, die gleiche Benennungen führen, mit ähnlich gelegenen Dörfern im Mohilew'schen (in Weißrußland).

Eine nähere Untersuchung verdient der Ursprung der Flußbenennungen; eine Arbeit dieser Art würde gewiß auf interessante Resultate führen, und man braucht kein Wortklauber zu seyn, um auf diesem Wege neue Entdeckungen in der ältern Geschichte zu hoffen.

*) Daher die Beymischung kleinrussischer Ausdrücke in der ursprünglich großrussischen Sprache der donischen Kosaken.

Erkläre einer die Benennungen der Flüsse Oskol, Teligül (eigentlich Deligul), Worsklo, Ingul u. dgl. im südlichen Rußland, wenn er nicht weiß, daß in mehreren asiatischen Sprachen Gul oder Kula, soviel als Quell, Fluß oder Gewässer bedeutet. Sage einer woher der Sylgir der Edda (welche ihrerseits auch einen Fluß Gjöl kennt) gleichnamige Gewässer findet, im Seligersee und der Seligarowka oder Selisharowka (dem Ursprunge der Wolga), im Salgir dem vorzüglichsten Flusse Tauriens, und im Slagirthale im Kaukasus? Doch solcher Namenähnlichkeiten gibt es Tausende, und ihre Zusammenstellung erfordert eine eigene mühsame, aber auch nicht undankbare Arbeit.

Endlich sind auch die Circumvallationslinien in Rußland, deren es eine unzählige Menge, sowohl im europäischen wie im asiatischen Theile des Landes gibt, in Berücksichtigung zu ziehen, und es bleibt zu ergründen, ob einige meilenlange abgeschlossene Umgebungen, wie z. B. die am Donetz, deren Güldenstädt (Th. II. S. 225. 226. 238 u. 239) erwähnt, nicht denen im mittleren Asien am Oxus gleichen, von denen Ritter in seiner Erdkunde spricht.

Dieß alles kann nur in der Folge, und zwar durch genauere Kenntnisse und gegenseitige Vergleichungen entschieden werden, wozu der mit dem Auslande bekannte Forscher nothwendig die Reisen von dem einen Extreme des Reiches zum andern machen muß. Nur dann läßt sich etwas Ersprießliches für die Wissenschaften hoffen, und Rußlands Regierung wird gewiß nicht anstehen, früh oder spät die Mittel zu einem Unternehmen dieser Art herzugeben. —

Hermannstadt im August 1822.

Spanische Literatur.

Von Nicolay Fürst.

Poesias de *D. Alberto Lista.*

(Aus dem Universal.)

Die lyrische Poesie ist ein Zweig der Literatur, der unter den civilisirten Nationen am meisten kultivirt worden ist, und selbst die wilden oder halbwilden Völkerschaften besitzen eine Art Gesang, oder poetische Sprache, die ihrem Klima, ihrem Charakter und ihren Sitten angemessen ist. Die Werke der alten griechischen und römischen Dichter, die Gesänge der Barden und Troubadours, mit einem Worte, selbst die Dichtungen der neuern Poeten, geben alle uns einen Begriff von dem Geiste des Jahrhunderts, dem sie angehören, und von den Fortschritten, den Wissenschaft und Kunst in jedem Lande und in jeder Epoche gemacht haben. Aber zu allen Zeiten hat man Genie und Einbildungskraft für das wahre Kennzeichen aller großen Dichter gehalten. Der erhabene Schwung eines Pindar, die wollüstige Weichheit eines Anakreon, die liebliche Zartheit einer Sappho, haben nun schon seit zwey tausend Jahren alle gefühlvollen Herzen entzückt und bezaubert, und wenn wir genau die Werke dieser unsterblichen Dichter untersuchen, so finden wir, daß ihre wesentlichsten Vorzüge in der Schönheit einer lebendigen Einbildungskraft bestehen. Eigenthümlichkeit des

Styls, Reinheit der Sprache, Leichtigkeit und Harmonie der Verse, und vor allem die Kunst, jedem Gegenstand sein eigenthümliches Kolorit zu geben, werden immer dem Dichter den glücklichsten Erfolg seiner Werke sichern. Je größer und ausgebreiteter das Feld der lyrischen Poesie für denjenigen Dichter ist, der mit jenen Eigenschaften begabt ist, desto erhabner und mannigfaltiger sind auch die Gegenstände, die er behandeln kann.

Musa dedit fidibus Divos pueroſque Deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.

Das bukolische Gedicht, das das Leben des Schäfers und die einfachen Freuden des Landlebens schildert; die muntere und anständige Satyre, die mit den unwiderstehlichen Waffen des Scherzes Thorheiten geißelt, und der ernsthafte Gesang, dazu bestimmt die Tugenden jener ausgezeichneten Männer zu feyern, deren Andenken auf die Nachwelt zu kommen verdient, gehören zu den eigenthümlichen und besondern Gattungen der lyrischen Poesie, die der Erfindungskraft des Dichters neuen Spielraum geben. Aber da keine Gattung der Poesie mehr als diese bearbeitet worden ist, so ist die Originalität eine sehr seltene Erscheinung. In Spanien allein hat sich seit den Zeiten des Juan de Mena die Anzahl der Gedichtsammlungen, die ans Licht getreten sind, aufs Unglaublichste vermehrt. Garcilaso, dem mit Recht der Titel des Wiederherstellers der spanischen Poesie gebührt, war der erste, der die Bahn brach, auf der später Luis de Leon, Hernando de Herrera, die beyden Brüder Argensolas, Villegas und mehrere andere ausgezeichnete Dichter fortwanderten.

Es ist gewiß, daß eben dieser Ueberfluß, nebst der Sucht, originell scheinen zu wollen, die vorzüglichsten Ursachen zu der ungünstigen Wendung waren, welche die Poesie im siebzehnten Jahrhunderte genommen hatte. Von dieser Zeit an verbreitete sich immer mehr die Sekte der Gongoristen, deren vorzüglichste Kunst in Schwülstigkeit des Styls, in ewig wiederkehrenden Metaphern und Antitheſen, in Wortspielen (retruécanos), in Zweydeutigkeiten und in einer mystischen Dunkelheit bestand, die jeder Aufklärung widerstrebte. In dieser traurigen Lage verblieb dieser Zweig der Poesie, bis unter den zwey letzten Regierungen Männer sich hervorthaten, die mit der Theorie der Kunstphilosophie und mit tiefem Kenntnissen einen geläuterten Geschmack verbanden. In der That suchten Melendez, Cienfuegos, Diego Gonzalez und der Satyriker Iglesias die Poesie von der Schmach zu retten, die sie so lange hatte erdulden müssen; aber während des traurigen Krieges im Jahre 1808 wurden die Musen wiederum von Neuem zum tiefen Stillschweigen gebracht. Einige patriotische Lieder, die nicht ganz ohne Werth waren, und verschiedene Gedichte, die in dem Diario de Madrid, zur ewigen Schande der Literatur, aufgenommen wurden, waren die einzigsten Lebenszeichen, welche die Poesie, in einem Zeitraume von vierzehn Jahren, von sich gegeben hatte.

So standen die Sachen, als Herr Alberto Lista die auserwählte Sammlung seiner Poesien ans Licht treten ließ. Dieser geschätzte Literator, der sich schon früher durch mehrere Aufsätze über Politik und Gesetzkunde vortheilhaft bekannt gemacht hatte, bietet dem Publikum jetzt die Früchte der Mußestunden seiner Jugend und der Erholungen von ernsthaften Geschäften dar.

Diese Sammlung besteht aus geistlichen, weltlichen, philosophischen

und erotiſchen Gedichten, Sonnetten, Idyllen, Romanzen, anakreontiſchen Liedern und Epigrammen. In den geiſtlichen Gedichten findet man Erhabenheit des Styls, paſſend angebrachte Bilder, Reichthum der Phantaſie und beſonders ſehr viel Mannigfaltigkeit in den ſinnreichen Gleichniſſen, die mit vieler Originalität überall ſehr paſſend angebracht ſind. Die beyden folgenden Strophen des Gedichts auf die Empfängniß der heiligen Jungfrau, mögen zum Beweiſe unſerer Behauptung dienen.

»Arroje el cetro injusto 1): allá abatido
Reine el Querub, do en lumbre tenebrosa
Cercado siempre el denegrido trono
Le fue, y el triste imperio concedido.
Cual sierpe venenosa
Alli ponzoña fiera
Exhale libre su immortal encono;
Otro, señor, espera
Del hombre la mansion: tú, alma alegria,
Tu al orbe tornavas; nazca Maria.«

Dijo, y nace Maria, cual cercana
Al claro sol la vespertina estrella
Brilla apacible entre su luz radiante,
Tal parece del angel soberana
La inocente doncella:
Y por las grodas de oro
Al Seno de Jehová volando amonte
La ve el alado coro
Inudar, en sus brazos reclinada,
De grato ardor la celestial morada.

Die Nachahmung des orientaliſchen Styls in den Worten, womit die erſte Strophe ſchließt und die zweyte anfängt, verdient bemerkt zu werden. Nazca Maria. Dijo, y nace Maria iſt eine Nachahmung des alten Teſtaments, wo von der Schöpfung die Rede iſt und die Art, wie dieſe Worte gebraucht ſind, bringt einen guten Effekt hervor. Aber ſehr zu bedauern iſt es, daß in mehreren Strophen dieſes Gedichts der Sinn nicht immer ſo vollkommen klar iſt, daß ihn der Leſer beym erſten Anblick gleich faſſen kann. Das Verſtändniß der Verſe muß nie mit großer Anſtrengung verbunden ſeyn; ihr Zweck iſt nicht, den Geiſt zu ermüden, ſondern zu erheitern. In dem angeführten Gedichte heißt es:

De vil metal cabe encendida pira,
Se erige idolo vil; y el padre impio
Dando sus hijos á la llama ardiente,
Dios lo adora. Ministro de tu ira,
El tirano sombrió
Se ceba en sangre y lloro,
Y lo aplaude su Dios la insana gente:
Brinda en copa de Oro
El impuro placer funesta llama,
Ya la torpe Citera Dios lo aclama.

Cabe encendida pira ſtatt: junto á encendida pira, iſt eine veraltete Redensart, die nur den Sinn noch dunkler macht, da das Wort cabo auch in der erſten Perſon des Indikativ Präſens gebraucht wird 2). Dios lo adora . . . y lo aplaude su Dios . . . . y Citera

1) Satanas.

2) Dieß iſt offenbar ein Irrthum des ſpaniſchen Kritikers, da die erſte Perſon des Präſens Indikativ des Verbum caber ſchlechterdings nicht cabo, ſondern quepo heißt. Cabo wird immer nur in der dritten Perſon des Präſens Indikativ gebraucht, wie es der Dichter hier ſehr richtig anwendet.
Anmerk. des Ueberſetzers.

Dios lo aclama, iſt ein Gedanke, der in einer und derſelben Strophe drey Mal wiederkehrt, und wenn auch mit einigen Modifikationen in den Nebenbegriffen, ſo doch immer im zweifelhaften Sinne. Man ſagt im Spaniſchen: adorar por su Dios, oder: adorar como à un Dios, denn die Eliſion iſt nur dann erlaubt, wenn die Verſtändlichkeit des Textes nicht darunter leidet. Wir wiſſen ſehr wohl, daß dem Verfaſſer dieſe kleinen Sprachbemerkungen nicht unbekannt ſeyn können, und wir erwähnen ſie bloß aus dem Grunde, weil wir die Ueberzeugung nicht aufgeben können, daß Klarheit das weſentlichſte Erforderniß jedes poetiſchen Werkes ſeyn muß, und dieſe feſte Regel den Schülern immer zur Richtſchnur dienen ſoll.

Die Oden des Herrn Liſta zeichnen ſich durch Schwung und Bilderreichthum vortheilhaft aus. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Schönheiten derſelben zu entwickeln. Folgende beyde Strophen aus der Ode zum Lobe des Herrn Juan Melendez Valdes, werden das Geſagte zum Theil beſtätigen.

Cual del nevado seno de la aurora
Animoso se lanza el Sol ardiente
A la roja mansion del mediodia,
Alegres ven la tierra y mar sonora
La vida y luz presente:
La natura adormida
Despierta en brazos del hermoso dia,
Y de su rayo herida
La noche con su escuadra rutilante
Se sumerge en los piélagos de Atlante.

Asi el joven gallardo en el regazo
De las sensibles musas resplandece:
Sus primeros acentos destruyeron
De la antigua barbarie el ciego lazo.
Pulsa la lira, y crece
Desusada alegria.
Canta: los fieros monstruos y a cayeron,
Y al son de su harmonia
Retoña el lauro, cuya sombra amada
Cubrió del docto ibero morada.

Nicht minder ſchön iſt die Ode auf die Schlacht von Bailen und voll patriotiſchem Hochgefühls. Wir empfehlen beſonders unſern Leſern das ſchöne Gedicht S. 131, worin das menſchliche Leben in ſeinem Anfang, Fortſchreiten und Ausgange mit einem breiten und glänzenden Strome verglichen wird, der ſeinen Urſprung aus einer verborgenen Quelle auf der Anhöhe eines rauhen Gebirges nimmt, und ſich in ein unermeßliches Meer verliert, ein Bild der Ewigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, ein vollendeteres Gedicht aufzufinden, ſowohl in Hinſicht der Erfindung, des Reichthums der Poeſie, als der moraliſchen Tendenz.

Was die erotiſchen Gedichte betrifft, ſo zeigt ſich auch in ihnen das Genie des Dichters nicht minder vortheilhaft. Eiferſucht, Entfernung, Klagen, Gegenliebe, ſind die Gegenſtände, die der Dichter in ſüßen und ſchmelzenden Accorden beſingt. So verbraucht dieſe Gegenſtände auch immer ſeyn mögen, ſo weiß doch Hr. Liſta durch eigenthümliche Erfindung ihnen neuen Reiz zu geben. In den Nachahmungen fremder Dichter, als Horaz, Leonard, Taſſo, Metaſtaſio ꝛc. geht er, ohne ſklaviſch zu ſeyn, ſeinen eignen Weg, doch ohne den Schönheiten der Originale im mindeſten Eintrag zu thun.

Die in dieſer Sammlung befindlichen Sonnette erfüllen jede gerechte Forderung, und enthalten theils moraliſche, politiſche oder

philosophische Maximen. Unter diesen dürfte wohl, nach unserem Geschmack, das Sonnett: der Thron, das gelungenste seyn.

Unter die Gedichte, die eine besondere Erwähnung verdienen, gehören die zehn Romanzen von dem Fischer Anfriso, sowohl wegen den schönen und glänzenden Beschreibungen, als wegen der Einfachheit und Frische des Styls. Die Idyllen und anakreontischen Lieder sind in demselben Geschmack, und die Epigrammen, die größten Theils sehr sinnreich und witzig sind, verdienten in die berühmte Sammlung des D. Preciso aufgenommen zu werden. So viel zur Empfehlung eines Werkes, das gewiß ein größeres Publikum zu finden verdient.

Obras póstumas de Nicolas Fernandez de Moratin. Un tomo en 4°. de bella impresion, con el retrato del Autor. Se vende en la libreria de Castillo.

(Aus der Miscelanea de Comercio, Politica y Literatura und dem Universal.)

Schon vor langer Zeit war man in Barcelona damit beschäftigt, eine schöne Ausgabe der hinterlassenen Werke des Hrn. Nicolas Fernandez de Moratin zu veranstalten. Diese Ausgabe, von seinem Sohne, D. Leandro besorgt, ist nun prachtvoll gedruckt, wirklich erschienen, und in Madrid in der Buchhandlung des Hrn. Castillo zu haben.

D. Nicolas Moratin bildete sich in der Schule der alten und neuen Klassiker, deren Fußstapfen er folgte, und deren Vorschriften er genau beobachtete. Man kann ihn daher als einen der Wiederhersteller der spanischen Poesie betrachten. Sein Styl ist stets rein und korrekt, seine Diction musterhaft und glänzend, und seine Kenntniß der spanischen Sprache tief und umfassend. Moratin verdient unter die berühmtesten Gelehrten des verflossenen Jahrhunderts, die auch seine Freunde waren, gezählt zu werden, als Cadalso, Montiano, Llaguno, Clavigo, Iriarte, Ayala, von denen sein Sohn, D. Leandro, in der meisterhaft geschriebenen Biographie seines Vaters, umständlichere Nachrichten mittheilt.

Moratin hatte sich schon früher durch seine Hormesinda, seine Stutzer und sein Heldengedicht: Die Schiffe des Cortes (Las naves de Cortés), einen Namen erworben. Von dem letztern Heldengedichte hat sein Sohn eine neue Ausgabe mit Noten herausgegeben, und einige Abänderungen in dem Text gemacht.

Der Inhalt der hinterlassenen Werke des Moratin besteht aus Sonnetten, Oden, Epigrammen, Fragmenten eines didaktischen Gedichts über die Jagd, und Scenen aus unvollendeten Trauerspielen. Besonders ausgezeichnet sind seine maurischen Romanzen, in welcher Dichtungsart ihn schwerlich jemand übertreffen wird.

Die Romanzen *Don Sancho en Zamora*, *el Abdelcaldir y Galiana*, *el consuelo de una ausencia*, werden jeden Kenner aufs Höchste befriedigen. Wir müßten alle Romanzen abschreiben, um einen Begriff ihrer Vortrefflichkeit zu geben. Moratin zeichnete sich besonders in poetischen Beschreibungen aus, worin er eine große Meisterschaft erlangt hatte. Seine erotischen Gedichte sind eben so lieblich als zart. Folgende zwey Sonnette theilen wir als Beyspiel mit:

Dorisa ingrata.

Un alto y generoso pensamiento,
inspiracion de cielo soberano,
me puso la áurea cítara en la mano
para cantar el dulce mal que siento.
Y fue tan grato el sonoroso acento,
que la anchá vega, el apacible llano,
y el cavernoso monte Carpentano
mostraron compasion de mi tormento.
Turbóse el rio de ceruleo manto,
oculto entre los álanos sombrióS,
al ver su cisne lamentarse tanto.
Moviéronse los brutos mas impíos
y los ásperos troncos á mi llanto;
y no la que causó los males mios.

El escarmiento.

Si fuere que despues del fatal dia
que obscurezca á mi ojos la luz pura,
de mi larga jornada y mal segura
quiere alguno emprender la aspera via:
Ay, escarmiente en la desdicha mia!
la huella observe en lóbrega espesura
con lágrimas borrada y la amargura
no probará de su infelice guia.
No le engañen las rosas y azucenas,
el fresco arroyo, el floreciente prado,
ni el acento de hármónicas sirenas.
Ni el triste egemplo de otro que ha pasado,
ni el aparente fin de tantas penas . . . .
mire cual premio el fiero amor me ha dado.

Moratin starb am 11. May 1780 im 42sten Jahre seines Alters, ohne Mitglied der spanischen Akademie gewesen zu seyn; denn er hatte sich beständig geweigert, eine Denkschrift zu verfertigen, um zu dieser Ehre zu gelangen. Sein Sohn und Herausgeber seiner Werke, ist Mitglied der Akademie und Verfasser des mit so vielem Beyfall aufgenommenen Lustspiels: El si de las niñas (das Ja der jungen Mädchen).

Poesias de Horacio, traducidas en versos castellanos, con notas y observaciones criticas por D. Javier de Burgos. Dos tomos en 8. Madrid en las librerias de Paz y de Sojo.

(Aus dem Imparcial.)

Gegenwärtige Uebersetzung der Werke des Horaz, deren Zueignung der König anzunehmen geruhte, ist mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Arbeiten dieser Art sind in Spanien so selten, und verdienen so sehr bekannt zu werden, daß wir es für unsere Pflicht halten, auf diese Uebersetzung aufmerksam zu machen, womit die spanische Literatur bereichert worden ist, und die gewiß vieles dazu beytragen wird, die studierende Jugend mit der Horazischen Poesie, oder was dasselbe ist, mit der klassischen Poesie näher bekannt zu machen. Dieses dürfte um so nothwendiger seyn, da wenige spanische Dichter jetzt diese Dichtungsart kultiviren, und die Nachahmungen so häufig sind, daß es wohl der Mühe lohnt die Bekanntschaft mit den Mustern zu erneuern.

Horaz ist einer der vollkommensten Dichter des Alterthums und daher ist es auch schwer, die Schönheiten, die sich selbst in seinen kleinste.

Gedichten offenbaren, in eine fremde Sprache zu übertragen. »Wie kann man einen Dichter überſetzen — ſagt Hr. Burgos in der vortrefflichen Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung — der bald den Flug des Adlers nimmt, bald wie eine Biene herumſchwärmt, bald zu den Wolken ſich emporhebt, und bald den Honig aus den Blumen ſaugt? einen Dichter, der von den ernſthafteſten Betrachtungen zu den angenehmſten Scherzen übergeht? der uns aus dem wolluſtathmenden Kabinett ſeiner Geliebten auf die blutigen Schlachtfelder bey Philippi, und von der feſtlichen Tafel des Mäcenas auf die unbewohnten Gipfel der Alpen verſetzt? einen Dichter, der ſo höchſt verſchiedene Gegenſtände behandelt, und jedem Gegenſtande ſein eigenthümliches Kolorit zu geben weiß? einen Dichter endlich, der die Saiten ſeiner Lyra mit Meiſterhand berührt, Pindar in Kühnheit der rhetoriſchen Figuren gleicht, Anakreon in Lieblichkeit der Bilder, Sappho in Lebendigkeit des Ausdrucks, den Schöpfer der Sprache der philoſophiſchen Ode, worin ihm die Griechen kein Muſter gegeben hatten — mit einem Worte den Horaz, dieſen literariſchen Proteus.«

Dieſen Proteus in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wieder zu geben, iſt wohl ein ſchweres, ja rieſenhaftes Unternehmen, und eben deßwegen wohl nie zur Ausführung gebracht worden. Hr. Burgos hat dieſe Aufgabe glücklich gelöſt, und ſeine Ueberſetzung hat das Verdienſt der Zierlichkeit und Genauigkeit. Die beygefügten Noten und Anmerkungen geben den ſprechendſten Beweis ſeiner tiefen Kenntniſſe der alten klaſſiſchen Literatur. Als Probe dieſer gelungenen Ueberſetzung theilen wir den Anfang der zweyten Satyre des erſten Buches mit.

Del cantarin Tigelio por la muerte
Triste anda la bandada
De parasitos, músicos, danzantes,
Vendedores de drogas y pomada,
Y toda la caterva de tunantes.
Fue con ellos Tigelio generoso,
Mientras por el contrario, temeroso
De ser llamado pródigo, hay alguno
Que á su mayor amigo nunca ofrezca
Con que del hambre ó frio se guarezca.
Si preguntas á aquel por qué disipa
Su pingüe herencia en bromas y banquetes,
Y para renovarlos el dinero
Toma á gruesa usura,
Dice, »tacaño parecer no quiero.«
Y uno lo alaba y otro lo murmura.
Rico es Fusidio en tierras y en billetes,
Todo, todo le sobra,
Mas de disipador teme la fama;
Cinco por ciento al mes de interes lleva,
Que adelantados por su mano cobra;
En el mas arruinado mas se ceba,
Y siempre mozos ricos va buscando,
Que principien del mundo la carrera,
Y con quienes sus padres se escasean,
Para darles aquello que deseen.
¡Júpiter santo! esclamará aqui alguno,
Pero aqueste siquiera
Gastará en proporcion de lo que gana,
¡Qué! no puedes creer cuanto se afana;
El viejo de Tereneio, apesarado
De su hijo por la huida,
No se dió peor vida,
Que se da este usurero desdichado.

Y todo ese discurso ¿á qué conspira?
Preguntaranme acaso.
A que cuando un estremo el necio evita,
En el opuesto al fin se precipita.
Pasease Maltino con mesura
La túnica arastrando, y hay alguno
Que la lleva cogida á la cintura;
Huele Rufilo á almizcle, otro á chotuno,
En el medio jamas se está ninguno etc. etc.

Fllipe II, tragedia en cinco actos del Conde Victor Alfieri.

(Aus dem Universal.)

Dem Grafen Alfieri gebührt mit Recht der Titel des ersten tragischen Dichters Italiens. Gleich nach seinem ersten Trauerspiele: Kleopatra, schrieb er das viel regelmäßigere Trauerspiel Filippo, das gleichsam als Probe diente, was man von seinem ausgezeichneten Genius zu erwarten hatte. Bewunderungswürdig ist die Charakterzeichnung des Haupthelden in diesem Drama, und den schönsten Gegensatz bilden die liebenswürdige Königin Isabella und der unglückliche Prinz Don Carlos. Der Plan des Trauerspiels und die Verbindung der Scenen sind, was auch der Dichter in der Kritik seiner eigenen Werke immer dagegen einwenden mag, sehr regelmäßig; denn er verband mit seinen außerordentlichen Anlagen jene edle Bescheidenheit, die eine unzertrennliche Gefährtin des wahren Verdienstes ist. Die Katastrophe dieses Trauerspiels ist, wie in allen Trauerspielen dieses Dichters, wahrhaft schauerlich.

Die Schwierigkeiten, die der Uebersetzung der Trauerspiele dieses Dichters entgegenstehen, sind uns keineswegs unbekannt. Alfieri's Styl ist sehr gedrängt, seine Gedanken erhaben und originell, und die italienische Sprache erlaubt sich mehrere poetische Freyheiten, die in der spanischen Sprache nicht gebräuchlich sind. Wer also dieses Unternehmen wagt, muß Kraft und Gewandtheit dazu haben, und Boileau's Vorschrift genau befolgen:

Consultez long-tems votre esprit et vos forces,

was aber der Uebersetzer des gegenwärtigen Trauerspiels gar nicht beachtet zu haben scheint. An manchen Stellen hat er den Sinn des Originals ganz verändert, und was noch schlimmer ist, im Spanischen oft das Gegentheil von dem gesagt, was der italienische Text ausdrückt. Als Beweis dieser Behauptung möge folgende Stelle aus der vierten Scene des ersten Akts dienen.

Perez.

Del tuo destino
(E sia qual vuolsi) entrar deh! fammi parte
Tant' io chieggo, e non più: qual altro resta
Illustre incarco in così orribil reggia?

Carlo.

Ma il mio destin (qual ch' egli sia) nol sai,
Ch' esser non può mai lieto?

Perez.

Amico tuo,
Non di ventura, io sono. Ah! s'é pur vero,
Che il duol diviso scemi, avrai compagno
Inseparabil me d'ogni tuo pianto.

Diejenigen, die Italienisch verstehen, werden nicht ohne Staunen folgende Uebersetzung lesen.

Perez.

Tal cual fuere, señor, vuestro destino
darme mi parte in el. ¿Puede hombre honrado
con otro fin pisar este recinto.

Carlo.

¿Sabeis que me destino cual fuese
non puede ser mas bello?

Perez.

Se seguiros
en la mala fortuna, si es tan buena
en ella me complazco.... ¡mas qué miro!
ese llanto, señor, mal lo asegura.

Nach dieser Probe ist es überflüssig von dem Styl zu reden. Die Uebersetzung ist in jeder Hinsicht gänzlich verfehlt.

Consejos á mi hija, escritos en frances por J. N. Bouilly, y traducidos libremente por D. Francisco Grimand de Velaunde. Dos tomos en octavo marquilla. Madrid, libreria estrangera, calle de la Montera.

Die fünf Auflagen, welche dieses Werk in Frankreich erlebt hat, bürgen für den Werth desselben. Die Moral, die darin vorgetragen wird, die mannigfaltigen Anekdoten, womit es durchwebt ist, und die interessanten Situationen, die darin vorkommen, machen es zu einer eben so interessanten als lehrreichen Lektüre für die Jugend. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Uebersetzer mehr Sorgfalt auf die Uebersetzung verwendet hätte, und wir hoffen, daß bey einer zweyten Auflage die kleinen Fehler verschwinden werden, die wir bemerkt haben, und die nicht schwer zu verbessern sind.

Siglo de oro en las selvas de Erifile, y la grandeza Megicana: obras de D. Bernardo de Valbuena, obispo que fue de Puerto-Rico; edicion corregida por la Academia española: lleva un retrato del Autor.

Die Werke dieses Schriftstellers, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, sind sehr selten geworden, und besonders das Buch: das goldene Zeitalter in den Wäldern der Eriphyle. Die spanische Akademie, die ihre Sammlung der klassischen Autoren der kastellianischen Sprache fortzusetzen wünschte, glaubte dem Publikum einen angenehmen Dienst zu erweisen, die Herausgabe dieser in der literarischen Welt so sehr beliebten Werke allen andern vorzuziehen. In der Vorrede zu dem goldenen Zeitalter sind alle Notizen gesammelt, die man über das Leben und die Studien dieses Schriftstellers hat habhaft werden können, worauf eine Beurtheilung über den Werth dieser idyllischen Fabel folgt. Das Buch ist mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet, die am Ende abgedruckt sind.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review.)

Von Nicolay Fürst.

Memoirs of the Life and Writings of Luis de Camoens. By John Adamson, F. S. A. London, Edinburgh, and Newcastle-upon-Tyne. 2 vols. crown 8vo 1820.

Luis de Camoens wurde zu Lissabon im Jahre 1524 geboren. Zu Coimbra erhielt er seine Erziehung in der besten Blütezeit dieser Universität. Er kam dahin im Jahre 1537 oder 1538, und verließ diese Universität, nach Faria e Sousa, 1542, nach dem letzten Herausgeber der Lusiade, D. Joze Maria de Souza, 1545. Er fing hier zu dichten an, und verliebte sich; aber es scheint, daß er seine Studien nicht vernachläßigte, und die Jahre, die er daselbst zubrachte, betrachtete er stets als die glücklichsten seines Lebens. Als er von der Universität nach der Stadt kam, machte er seine Aufwartung bey Hofe, bevor er seine militärische Laufbahn antrat; aber der Weg, den er zu seiner Beförderung wählte, führte ihn zum Unglück und zur Ungnade. Er gewann bey Hofe die Zuneigung eines Hoffräuleins, Donna Katharina de Atayde, in die er sich an einem Charfreytage, wie er selbst erzählt, in der Kirche verliebte, die Unschicklichkeit des Orts selbst anerkennend. Es war eine unglückliche Liebe; denn obgleich Camoens der Dame im Range gleich war, so wollten doch ihre Aeltern, wegen seiner Armuth, diese Verbindung nicht zugeben. Es war damals Sitte, um eine solche Verbindung kurz abzubrechen, sich an den Monarchen zu wenden. Die Gesetze Portugalls waren besonders streng gegen diejenigen, die am Hofe ein Liebesverständniß unterhielten, und dergleichen Vergehen wurden mit dem Tode bestraft. Joam I., ein Fürst, der in mancher Hinsicht Bewunderung verdient, ließ einen seiner Günstlinge für ein ähnliches Vergehen lebendig verbrennen. Camoens wurde vom Hofe nach Santarem verwiesen. Eine zweyte Ungnade, in die er bey seiner Rückkehr verfiel, soll ihm ein weit strengeres Urtheil zugezogen haben, und er mußte, um seinen Fehler zu büßen, in Ceuta dienen. Er zeichnete sich dort durch Tapferkeit aus, und verlor das rechte Auge in einer Seeschlacht durch einen Splitter.

Er kehrte nach Lissabon zurück mit Ansprüchen für seine Wunden und Dienstleistungen. Seine Verdienste wurden aber an einem Hofe nicht beachtet, wo alles ausgeartet war, und er erhielt für den Verlust seines Auges nichts als den bittern Scherz der Damen über diese seine körperliche Entstellung. Seine Geliebte blieb ihm treu, ihre Zuneigung scheint nur mit ihrem Tode aufgehört zu haben. Die Hindernisse ihrer Verbindung vergrößerten sich, je mehr die Aussichten Camoens sich trübten. Im Jahre 1553 schiffte er sich nach Indien ein, um dort sein Glück zu versuchen.

Die Reise von Portugall nach Indien war damals mit größern Gefahren verbunden, als jetzt. Die See wimmelte von Seeräubern; Schiffbrüche waren sehr häufig, und war man diesen Gefahren glücklich entronnen, so war die Sterblichkeit auf den Schiffen ungemein groß. Das Schiff, worauf Camoens sich befand, war das einzige von

der Flotte, das seinen Bestimmungsort erreichte. Im Monat September kam er in Goa an, und in dem darauf folgenden November schiffte er sich mit einer Expedition als Volontär ein, die zum Zweck hatte, eine Insel an der Küste für den König von Parca wieder zu erobern, die ihm der König von Pimenta genommen hatte.

Camoens hatte zu Ceuta Bekanntschaft mit einem jungen Menschen von hoher Geburt und von Talenten, D. Antonio de Noronha, gemacht, der wie er, nach diesem Orte verwiesen worden war, um ihn von dem Gegenstande seiner Liebe zu entfernen. Die erste Nachricht, die Camoens in Indien erhielt, war der Tod dieses Freundes, der in einem Alter von siebzehn Jahren in einem Gefechte gegen die Mohren gefallen. Dieser Verlust schmerzte ihn ungemein, und mehr als ein Mal erwähnt er ihn in seinen Gedichten. Sein zweytes Abenteuer in Indien war die Theilnahme an einer Expedition nach dem rothen Meere gegen die arabischen Seeräuber. Diese Expedition blieb ohne Erfolg, und während seines Aufenthaltes auf den arabischen Küsten verfertigte er eines der schönsten seiner kleinern Gedichte, worin er sein Ungemach auf dieser wüsten und sandigen Küste schildert, und dann in den rührendsten Tönen von seiner Liebe spricht.

Bey seiner Zurückkunft nach Goa zog er den Unwillen des Gouverneurs, Francisco Barreto, durch eine Satyre auf sich, worin dieser Persönlichkeiten zu finden glaubte. Barreto befahl ihm dem zu Folge, sich nach den molukkischen Inseln zu verfügen, die damals im Besitz der Portugiesen waren. Camoens selbst nennt in einem seiner Gedichte diese Verbannung ein ungerechtes Urtheil. Er segelte nach den molukkischen Inseln im Jahre 1556, und begab sich von dort nach Macao, wo er als Provedor mor dos defuntos (Kommissär der Verlassenschaften der Verstorbenen) angestellt wurde; ein Amt, das ziemlich einträglich war, und ihm Muße genug zu poetischen Ausarbeitungen ließ.

Während dieser Zeit vollendete Camoens seine Lusiade, wovon die Hälfte bereits geschrieben war, bevor er Europa verließ. Die Jahre, die er auf Macao zubrachte, waren wahrscheinlich die glücklichsten seines Lebens. Er beschäftigte sich dort unausgesetzt mit diesem großen Werke, worauf er seinen Ruf zu gründen hoffte. Auch sammelte er sich schnell ein kleines Vermögen, womit er hoffen konnte, alle Wünsche seines Herzens bey seiner Zurückkunft zu befriedigen, denn Donna Katharinens Standhaftigkeit war er versichert. Der Rest seiner Tage war aber eine Kette von Unglücksfällen. Nachdem er Erlaubniß erhalten hatte, nach Goa zurückzukehren, scheiterte das Schiff, worauf er sich mit allen seinen Habseligkeiten befand, um nach Europa zu segeln, an der Mündung des Flusses Mecon, und er rettete sich auf eine fast wunderbare Art auf eine Schiffsplanke, nichts weiter übrig behaltend, als das Manuscript seines Gedichts.

Er wurde auf ein gastfreundliches Ufer geworfen, wo er gut behandelt wurde, bis er eine Gelegenheit fand, nach Goa zu reisen. In dieser Zwischenzeit schrieb er, wie alle seine Biographen und Herausgeber einstimmig versichern, seine so bewunderungswürdigen und unnachahmlichen Redondilhas. Aber diese Angabe dürfte eben so falsch als unrichtig seyn. Das in Rede stehende Gedicht ist allerdings sehr schön, und vielleicht das schönste unter allen seinen Gedichten. Camoens hatte, was seine Kommentatoren nicht bemerkt haben, offenbar die Coplas des Jorge Manrique vor Augen, die zu seiner Zeit, wie noch jetzt, in großer Ehre und

Ansehen standen. Es findet sich in seinem Gedichte auch nicht die leiseste Anspielung auf seinen Schiffbruch und den Verlust seines Vermögens, und wäre dieß wohl möglich, wenn er das Gedicht in der angegebenen Epoche geschrieben hätte? Er beginnt mit einer Allusion auf den schönen Psalm: »an den Gewässern Babylons saßen wir und weinten.« Er vergleicht den Ort, wo er schreibt, oft und wiederholt mit Babylon. Ist das die Sprache eines Mannes, der durch einen Schiffbruch unter ein gastfreyes Volk verschlagen wurde, dessen Beystand — was wir zu bemerken bitten — er stets dankbar anerkannte? Was aber in dieser Sache vollkommen entscheidend ist, er spricht von sich selbst als damals noch in der Verbannung. Die Redondillhas können also nicht in dem angegebenen Zeitraume geschrieben seyn. Wir glauben vielmehr aus ihrer innern Evidenz schließen zu können, daß sie eher zu Ceuta als in Indien gedichtet sind.

Der Vicekönig empfing ihn huldreich zu Goa, wo er 1561 anlangte, und es war eine wahrscheinliche Hoffnung, daß Camoens unter seinem Schutze einen Ersatz für sein verlornes Vermögen erhalten würde. Aber D. Constantinos Regierungszeit ging mit diesem Jahre zu Ende, und unter seinem Nachfolger, D. Francisco de Coutinho, wurde der Dichter einer Veruntreuung in seinem Amte zu Macao beschuldigt, und auf diese Anklage ins Gefängniß geworfen. Er bewies die Falschheit der Anklage, wurde aber wegen einer Schuld, die nicht zwanzig Pfund betrug, im Gefängniß zurückgehalten. Camoens bat den Vicekönig in einigen scherzhaften Versen um seine Befreyung. Sey es nun durch Beystand des Vicekönigs oder nicht (denn der Erfolg der Bittschrift ist nicht bekannt worden), er erhielt seine Freyheit, und brachte einige Jahre in Indien zu, wo er während des Sommers in militärischen Expeditionen diente, und im Winter sich mit poetischen Ausarbeitungen beschäftigte. In diesen Jahren wurde ihm, durch den Tod der Donna Katharina, für immer die Hoffnung geraubt, die ihn in allen seinen Unglücksfällen getröstet hatte. Ihr Tod verwundete sein Herz, lähmte aber nicht seine Geisteskraft. In seinen Gebeten flehte er beständig um eine baldige Erlösung, um sich mit ihr in einer bessern Welt zu vereinigen, und da er gegen den Besitz irdischer Glücksgüter gleichgültig wurde, scheint sein bleibender Wunsch nur gewesen zu seyn, seinen Ruf zu befestigen.

Sein großes Gedicht lag nun zur Bekanntmachung fertig, aber es fehlten ihm die Mittel nach Europa zurückzukehren, um die Herausgabe desselben zu besorgen. Unter diesen Umständen machte er Pedro Barreto, der im Begriff stand, die Gouverneurs-Stelle von Sofala zu übernehmen, das Anerbieten, ihn dahin zu begleiten und dieser schien eine Ehre darein zu setzen, einen Mann in seinem Dienste zu haben, der sich schon so sehr durch seine Fähigkeiten ausgezeichnet hatte; aber diese Verbindung war weder glücklich für Camoens, noch ehrenvoll für seinen Beschützer. Sie wurden uneinig und aus Barretos späterem Betragen hat man allen Grund zu vermuthen, daß Camoens unfreundlich und unedel behandelt wurde. Mehrere seiner Freunde aus Indien, die zu derselben Zeit auf ihrer Reise nach Lissabon in Mozambique eintrafen, fanden ihn in dem Zustande der größten Armuth. Es waren aber Freunde in der Noth, die ihn liebten und seinen Werth kannten. Sie unterstützten ihn mit Kleidungsstücken und verschafften ihm einen Platz auf ihrem Schiffe. Aus niedriger Bosheit beschloß Barreto,

einen Mann als Schuldner zurück zu halten, dessen Zuneigung er weder durch Gunst noch durch eine anständige Behandlung sich zu verschaffen gewußt hatte, und er gab vor, zweyhundert Dukaten für ihn ausgelegt zu haben. Die Freunde schossen diese Summe gleich zusammen, und Camoens wurde befreyet.

Da alle Hindernisse auf diese Weise aus dem Wege geräumt waren, traten sie ihre Reise nach Portugall an. Unter Weges begann Diogo de Couto, einer dieser Freunde, einen Kommentar über die Lusiade, der aber verloren gegangen, welches um so mehr zu bedauern ist, da Couto sich zu diesem Geschäft in der günstigsten Lage b fand. Couto berichtet auch, daß Camoens während der Reise ein Werk unter dem Titel: Parnasso de *Luis de Camoens* verfaßte, das ihm aber gestohlen wurde, und aller Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder aufgefunden werden konnte. Der Inhalt dieses Werkes ist bisher unbekannt geblieben.

Sie kamen in Lissabon 1569 an, als die Pest in dieser Stadt wüthete, ein Umstand, der um so unglücklicher für Camoens war, da der Hof in diesem allgemeinen Drangsale häufig den Aufenthalt veränderte; und die Personen, die ihm unter andern Umständen hätten nützlich seyn können, genug mit der Rettung ihrer Familien zu thun hatten. Zwey Jahre verschwanden, ehe das Gedicht erscheinen konnte, und es ist nicht bekannt, wie er sich in dieser Zwischenzeit durchgeholfen hat. Das Gedicht erschien mit einer Zueignung an den König Sebastian. Die erste Auflage wurde so schnell vergriffen, daß noch im nämlichen Jahre eine neue Ausgabe veranstaltet wurde, und Camoens hatte wohl das Recht zu hoffen, daß seine nunmehr erlangte Berühmtheit den Ansprüchen für seine langen Dienste und Wunden mehr Nachdruck geben, und ihm wenigstens einen anständigen Unterhalt für seine übrige Lebenszeit verschaffen würde. Aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Er erhielt bloß eine Pension von funfzehn Milreos (beyläufig funf und dreyßig Gulden Conventionsmünze).

Die übrigen Tage seines Lebens brachte Camoens in großer Dürftigkeit zu. Er wohnte in der Nähe des Dominikanerklosters und seine einzige Erholung fand er in der Gesellschaft einiger gelehrter Mönche, die zu diesem Kloster gehörten. Kummer und Widerwärtigkeiten hatten seine Gesundheit zerrüttet, und er siechte unter jener langsamen und zerstörenden Krankheit, die das Elend immer mit sich führt, als Sebastian und die ganze Blüte Portugalls unter dem Schwerte der Barbaren fiel. Mit Liebe an seinem Vaterland hängend, schmerzte es ihn tief in die Seele, als er die sichere Kunde vernahm, daß die Portugiesen nicht länger als eine unabhängige Nation existiren sollten. Auch ist es wahrscheinlich, daß mehrere seiner Freunde, die ihn kümmerlich unterstützten, in jener fürchterlichen Umwälzung fielen, einer der schrecklichsten, die wohl je ein Land in neuern Zeiten erlebt hat. Er war nun dem äußersten Mangel Preis gegeben. Sein armer und treuer Diener, den er aus Indien mitgebracht hatte, mußte Abends von Thür zu Thür um Brot betteln, damit sein Herr nicht Hungers stürbe. Camoens wurde zuletzt in ein Spital gebracht, wo er im fünf und funfzigsten Jahre seines Alters seinen Geist aufgab. Er wurde in der Kirche des Klosters der heiligen Anna, eines Franziskaner-Nonnenklosters, begraben. Sechzehn Jahre nach seinem Tode setzte ihm Don Gonzalo Coutinho einen Leichenstein, mit der Inschrift:

Hier liegt Luis de Camoens,
der Erste
unter den Dichtern seiner Zeit.
Er lebte arm und elend,
und so starb er.
1579.

Camoens gehört unter diejenigen Männer, die zugleich der Stolz und der Vorwurf ihres Landes sind, die »um Brot baten und einen Stein erhielten.« Die Literaturgeschichte jedes Landes hat Beyspiele dieser Art genug aufzuweisen; dieser Vorwurf trifft nicht Portugall allein. Cervantes hatte zu derselben Zeit ein ähnliches Schicksal und zwar in einem Lande, wo Kunst und Literatur damals sehr freygebig unterstützt wurden. Hätte Camoens noch etwas länger gelebt, würden seine Verdienste königlich belohnt worden seyn. Als Philipp II. nach Lissabon kam, erkundigte er sich nach ihm, und er ward äußerst bestürzt, als er erfuhr, daß irdische Gunst ihn nicht mehr erreichen konnte.

Vernachläßigt, wie der Dichter, ward nicht sein Gedicht. Im Anfange des nächsten Jahrhunderts wurden, nach Angabe eines seiner Biographen, zwölf tausend Abdrücke von der Lusiade abgesetzt. Bis im Jahre 1639 waren zwey und zwanzig Ausgaben dieses Werkes herausgekommen, und in demselben Jahre erschien eine mit großem Fleiße besorgte Ausgabe von Manoel de Faria e Sousa, der auch einen sehr weitläufigen Kommentar über dieses Werk schrieb.

Camoens, der ganz von der historischen Wichtigkeit seines Gegenstandes durchdrungen war, fühlte jedoch, wie sehr es demselben an epischem Interesse mangelte. Aber er wußte, daß bey einem Volke, wie seine Landsleute, welches so stolz auf seine Eroberungen und geschichtlichen Großthaten war, das Interesse des Nationalgefühls jedes andere überwiegen würde. Er entschloß sich daher die Geschichte seines Landes mehr auszuschmücken, und in der That besteht die Hälfte der Lusiade aus Episoden, Prophezeyungen oder Digressionen, indessen die Handlung des Gedichts stille steht. Um das Einfache der Geschichte mehr hervor zu heben, bedient er sich einer ganz verkehrten Mythologie, die eben so ungeschickt behandelt als schlecht erfunden ist. Venus und Bacchus streiten vor Jupiters Thron für und wider die Portugiesen: die Göttin, weil sie in den Portugiesen sehr viele Eigenschaften erblickt, die denjenigen ihrer geliebten Römer gleichen; der Gott, weil er eifersüchtig ist, daß sein eigner Ruhm als Eroberer von Indien durch ihre Heldenthaten verdunkelt werden möchte. Das Mangelhafte dieser Erfindung läßt sich schwerlich durch die Benennung Allegorie vertheidigen. Die Behandlung der Machinerie ist nicht glücklicher. Ein maurischer Pilot will die Schiffe der Portugiesen auf eine Felsenbank setzen. Venus steigt herab und ruft alle Seenymphen zu ihrer Rettung zusammen. Sie selbst auf einem Tritonen reitend, geht ihnen mit einem Beyspiele voran, indem sie ihre Brust gegen den Vordertheil von Gama's Schiff kehrt, um es auf diese Weise auf die Seite zu schieben. Bacchus, der Gott des Weins, stattet Neptun, dem Gott des Wassers, einen Besuch ab, um ihn zu bitten, alle Seegötter aufzufordern. Auf diese Aufforderung eilen alle Winde fort, um einen Sturm zu erregen. Die Seenymphen aber, um Venus Befehlen zu gehorchen, bekränzen sich mit Rosen, und jede sucht sich einen Geliebten unter den Winden aus, den sie schwören läßt, während der Dauer der Reise ihren Willen zu befolgen, wogegen sie ihm Glück in seiner Liebe verspricht. Zuletzt, um Gama und seine Gefähr-

ten für die Entbehrungen und Gefahren zu belohnen, die sie ausgestanden, bringt ihnen die Göttin eine schwimmende Insel entgegen, worauf sich Seenymphen befinden, die Kupido zu allem willig gemacht hat. Das Barokke dieser Erfindung wird durch einen Zusatz von satyrischer Allegorie in etwas gemildert. Daß es Allegorie seyn soll, sagt uns der Dichter selbst, als ob er fühlte, daß diese Erklärung, übrigens so unpassend angebracht, nothwendig zu seiner Entschuldigung sey.

Que as Nymphas do Oceano tam formosas,
Tethis, e a Ilha angelica pintada.
Outra cousa naõ he, que as doleytosas
Honras, que a vida fazem sublimada.
Aquellas preminencias gloriosas,
Os triumfos, a fronte coroada
De palma, e louro, a gloria, e maravilha,
Estes sao os deleites desta Ilha.

Denn dieses Eilands selige Gefilde
Und Thetis und die meerentsproß'nen Schönen,
Sie deuten nur den Ruhm im leichten Bilde
Und alle Wonnen, die das Leben krönen!
Drum muß in dieses Eilands ew'ger Milde
Triumph und Preis den Schiffenden ertönen
Und Palm und Lorber kränzend sie umschlingen
Und Glanz und Glorie sie stets umringen.

Und dieses, fährt er fort zu sagen, war der Geist der Mythologie.

Que as immortaledades, que fingia
A antiguidade, que os illustres ama,
Lá no estellante Olimpo, a que subia
Sobre as azas inclitas da fama:
Por obras valerosas, que fazia,
Polo trabalho immenso, que se chama
Caminho de virtude alto, e fragoso,
Mas no fim doce, alegre, e doleytoso.

Naõ craõ senaõ promioa, que reparto
Por feytos immortaes, e soberanos,
Omundo cos varoes, que esfoço, e arte
Divinos os fizeraõ, sendo humanos:
Que Jupiter, Mercurio, Febo, e Marte,
Eneas, e Quirino, e dous Thebanos,
Ceres, Pallas, e Juno, com Diana,
Todos foraõ de fraca carne humana.

Mas a fama, trombeta de obras tais,
Lhes deuno mundo nomes taõ estranhos,
De Deoses, Semideossa immortais,
Indigetes, Heroicos, e de Magnos.

Denn die Unsterblichkeit der alten Sagen,
Die allen Herrlichen einst ward gegeben,
Daß sie, von Fittigen des Ruhms getragen,
Auf des Olympus Sternenplane leben,
Zum Lohn, daß sie in keinem Kampf erlagen,
Nach hohen Thaten immer wollten streben
Auf des Verdienstes rauhen, steilen Pfaden,
Und doch am Ziel zu Wonn' und Lust geladen;

Was wäre sie, als Lohn, der offenbaren
Die Thaten, und vom Lobe sollte melden,
Wenn sich die Hohen aus der Menschen Schaaren
Durch Kraft und Rath den Göttern zugesellten;
Denn Jupiter, Merkur und Phöbus waren,
Quirin, Aeneas, Thebens Götterhelden,

Diana, Ceres, Hekate nicht minder,
Sie alle waren schwache Menschenkinder.

Allein der Fama schallende Trommete
Gab ihnen Namen, sie empor zu heben;
Daß Gott und Halbgott, Heros, Indigete,
Und die Unsterblichen auf Erden leben.

In der einzigen strengen Kritik, die je ein Portugiese gewagt hat über die Lusiade erscheinen zu lassen, wird die Fiktion von der schwimmenden Insel als eine Nachahmung des Fracastorius angegeben. Aber beyde Gedichte haben keine andere Aehnlichkeit, als daß ni beyden Schiffe und Inseln vorkommen. Fracastorius läßt Columbus auf eine Insel kommen, die er Ophir nennt (worunter er wahrscheinlich Spanien versteht), bloß um ihm von dem König ein mythologisches Märchen erzählen zu lassen von dem Ursprunge jener Krankheit, die der Gegenstand des Gedichts ist, und von der wunderbaren Wirkung des Franzosenholzes, als Mittel dagegen. Vergleicht man diese Stelle mit dem neunten Gesange der Lusiade, so ergibt sich auch nicht die entfernteste Vermuthung, daß Camoens dieses Gedicht gekannt habe.

Camoens hat mit andern berühmten Dichtern das Schicksal gemein, daß der größere Haufen der Leser ihn mehr wegen seiner Fehler als Schönheiten bewundert. Die drey Stellen der Lusiade, die jedes Mal als Gegenstand der Bewunderung angeführt werden, sind: »die schwimmende Insel; die Erscheinung des Geistes des Caps und die Geschichte der Ines de Castro,« die jeder Portugiese hersagt, wenn er seinen Lieblingsautor erheben will. Die erste dieser Stellen trägt alle Eigenthümlichkeiten des Styls und die Manier dieses Dichters an sich; die zweyte enthält eine höchst poetische Fiktion, hätte Camoens nur gewußt zu rechter Zeit aufzuhören. Eine gigantische Gestalt erscheint im Sturme und erzählt im Zorne den Portugiesen alle Drangsale, die ihnen auf dieser unglücklichen Küste bevorstehen, mit Hindeutung auf das traurige Schicksal Almeida's und auf den Schiffbruch des Manoel de Sepulveda, der im Ganzen schauerlich und in seinem Detail höchst tragisch ist. Alles dieses ist schön und nicht zu weitläufig ausgeführt. Als aber Gama die Erscheinung mit der Frage unterbricht, wer sie sey? erfolgt eine Erzählung, die keinen günstigen Eindruck zurückläßt. Der Geist des Caps gibt sich als den Titan Adamastor zu erkennen, der in einem Liebesverständniß mit Thetis von ihr verspottet ward, wie Jrion von der Juno, bloß daß ihm ein Berg statt einer Wolke zur Umarmung dargeboten und er selbst in das Cap verwandelt wurde.

Die Geschichte der Ines de Castro ist höchst tragisch, und muß, besonders in jungen Gemüthern, einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck zurücklassen. Wenig Gegenstände der neuern Geschichte sind so oft in Trauerspielen verarbeitet worden als dieser, und unsers Erachtens hat noch keiner den richtigen Gesichtspunkt zur Behandlung dieser Geschichte gefunden. Nicht der Tod der Ines, sondern die Wirkung desselben auf Pedros heftigen Charakter, müßte sich der dramatische Dichter zum Vorwurf seines Trauerspiels wählen.

Von den vielfältigen Uebersetzungen, die von diesem Gedichte gemacht wurden, erwähnt Herr Adamson eine hebräische, fünf lateinische, sechs spanische, eine italienische, drey französische, eine deutsche und zwey englische. Die älteste englische Uebersetzung ist von Sir Richard Fanshaw und die neueste von Mickle, der sich bey seiner Arbeit manche Freyheiten und Veränderungen erlaubt hat.

Aber nichts kommt der Kühnheit gleich, womit Herr Jos. Agostinho de Macedo es wagte, eine derbe Kritik über die Lusiade und zugleich ein eignes Heldengedicht über den nämlichen Gegenstand heraus zu geben. Dieses Gedicht erschien zuerst im Jahre 1811 unter dem Titel: Gama, in zehn Gesängen. Später erweiterte es der Verfasser, unter dem veränderten Titel: O Oriente, in zwölf Gesängen, mit einer Zueignung an die Portugiesen, worin er die Fehler seines Vorgängers aus einander setzt. Sein Tadel ist aber eben so übertrieben als das Lob der Bewunderer Camoens. Seine Abhandlung verräth indessen mehr Studium und Geschmack, als man gewöhnlich bey seinen Landsleuten anzutreffen pflegt. Er behauptet, der Styl der erhabenen Poesie sey nur bey den Hebräern zu finden, und keiner könne ein wahrer Dichter seyn, ohne die vertrauteste Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. Uebrigens bemerkt er, daß Gama's Reise keineswegs ein passender Stoff zu einem Heldengedichte sey. Die Frage, die sich hier von selbst ergibt, warum er diesen Gegenstand zur Behandlung wählte? sucht er sehr naiv dadurch zu beantworten, daß ihm die lebhafte Ueberzeugung von den Fehlern Camoens und das Verlangen, zu beweisen, wie sehr unrecht man von ihm gesagt habe: par nemo, nemo secundus erit, und besonders die Hoffnung, über das Vorurtheil seiner Landsleute zu triumphiren, die nicht glauben wollten, daß das Reich der Einbildungskraft und des Geistes einer Erweiterung fähig sey — ihn zu diesem Versuche angespornt hätten.

Aber dieser Versuch wurde in Portugall als eben so vermessen angesehen, als es in England der Fall seyn würde, wenn es einem Dichter einfiele ein neues verlorenes Paradies schreiben zu wollen. In dem Gedichte des Herrn v. Macedo findet man, sonderbar genug, alle die Fehler, die er bey seinem Vorgänger rügte. In Hinsicht der Sprache hat er Camoens auch nicht entfernt erreicht, der in diesem Punkte eine große Meisterschaft besaß. Dieser Zauber der Sprache zeigt sich auch in Camoens kleinern Gedichten, die unnachahmlich schön sind.

Kunst.

Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, geordnet nach den sieben Tagen der Woche, verbunden durch zwey allegorische Blätter. Von Ferdinand Olivier. Jahr des Herrn 1823.

Unter diesem Titel erschien unlängst von der Hand des durch frühere lithographische Arbeiten rühmlich bekannten Künstlers, Herrn Ferdinand Olivier in Wien, eine Sammlung von Steinzeichnungen, auf welche wir in diesen Blättern aus mehr als einer Ursache vorzugsweise aufmerksam machen möchten. Diese Landschaften sind von den gewöhnlichen Prospektdarstellungen vortheilhaft auszuzeichnen, als das Erzeugniß einer viel umsichtigeren und mehr künstlerischen Wahl, eines wahrhaft deutschen Fleißes, einer löblichen und frommen Gesinnung. Im landschaftlichen Fache gehören sie unstreitig zu den vorzüglichsten Leistungen, und sind wohl die gelungensten von allen lithographischen Arbeiten dieser Art.

Als Gegenden Salzburgs und Berchtesgadens, dieser von der Vorsehung mit dem reichsten und herrlichsten Schmucke der Natur überflüssig gesegneten Gebirgslande, erregen sie schon an sich ein günstiges

Vorurtheil beym In- und Ausländer: Wahrheit und Treue der vorliegenden Darstellungen rechtfertigen in dieser Beziehung jede billige Erwartung.

Die Idee des Verfassers, die Landschaften nach den sieben Wochentagen zu ordnen, entstand wohl aus dem lobenswerthen Streben, jedes seiner Blätter mit einer bedeutenden Handlung der darauf vorkommenden Personen, statt mit nichts sagender Staffage auszuschmücken, und in das Ganze eine Verbindung zu bringen; doch scheint es weder Absicht des Künstlers, noch der Natur der Sache angemessen, die Sonderung so scharf zu nehmen, daß man jeden Tag streng durch die ihm zugewiesene Arbeit, ländliche Scene, oder andere Vorgänge charakterisirt finden wollte.

Anordnung und Komposition dieser Figuren und Gruppen, sowohl in den Landschaften als in den allegorischen Blättern, sind ernst und edel stylisirt: ernst und alterthümlich ist auch die Zeichnung, wenn sie uns gleich nicht durchaus fehlerfrey scheint.

Wir glauben nun auch von dem Einzelnen dieses schönen Werkes etwas umständlicher reden zu dürfen, und zwar zuerst von dem allegorischen Blatte, welches, als Zueignung, die Reihe der Darstellungen eröffnet, und welches sich, wie das Schlußblatt, als Hochbild, in Stein gehauen, darstellt. — Hier gibt der Künstler seine Ansicht von dem Wesen der christlichen Kunst zu erkennen, als deren Mittelpunkt, Wurzel und Gipfel er, mit Recht, das Christenthum selbst betrachtet. Ein Eichbaum, gleichsam die neuere deutsche Kunst selbst vorstellend, steht in der Mitte, und trägt das Bild des erstandenen Heilands, unten liest man die Worte: Ich bin die Auferstehung und das Leben, Joh. XI. 25. Zwischen den Blättern des Baumes zeigen sich die Namen derjenigen, vorzüglich deutschen Künstler, welchen er, als gleichgestimmten Freunden, sein Werk zugeeignet; links und rechts dem Stamme sitzen zwey Engel, hier Gabriel mit der Lilie, der die Jünger der christlichen Kunst einladet und empfängt; dort Michael, gerüstet, der mit flammendem Schwerte die Feinde und Gegner jenes Bestrebens, die wir treffend und kennbar genug bezeichnet finden, vom Baume der Kunst fern hält. In den Seitennischen dieses nach altdeutscher (gothischer) Art geordneten und eingerahmten Bildes stehen die allegorischen männlichen Figuren der Bildhauerey, der Baukunst, der Malerey und der Tonkunst.

Auf das Zueignungsblatt folgen die Gegenden, nach den Wochentagen gereihet, mit beygefügter Unterschrift.

Sonntag. Kircheneingang in Berchtesgaden. — Platz vor der Kirche; einzeln und paarweise kommen und gehen fromme Landleute zu und von der Kirche; ein größerer Zug bringt ein Kindlein zur Taufe. Das von der Sonne hellbeleuchtete Bauerhaus im Mittelgrunde spricht recht heimatlich an; hinter diesem erhebt sich ein Hügel mit Bäumen, und die Aussicht schließt der Watzmann mit Schnee bedeckt. Berge und Bäume hier, wie durchaus, vortrefflich. —

Montag. Rosenegger Garten vor Salzburg, d. h. Aussicht in diesen Garten von der jenseits der Salza liegenden Gegend. Die Waldpartie mit dem Mönchsberge scheint uns aufs Beste gelungen und die Gruppe der Zimmermannsfamilie im Vorgrunde, nach unserem Gefühle, vielleicht die schönste von allen in diesen Blättern vorkommenden.

Dinstag. Bergveste Salzburg von der Mittagseite. Die am Fuße des Schloßbergs befindliche Baumgruppe gestattet

durch ihre zarten schwanken Zweige die heiterste Durchsicht in den fernen klaren Himmel. Im Vorgrunde eine Ziegenhirtin, ein Fischer, ein Jäger.

Mittwoche. Fußpfad auf dem Mönchsberge bey Salzburg, ein wegen der malerischen Umrisse und Durchschnittslinien höchst vortheilhaft gewählter Punkt. Ein Geistlicher erquickt und tröstet Arme.

Donnerstag. Berchtesgaden und der Watzmann. — Von einem erhöhten Standpunkte vor Berchtesgaden aufgenommen, breitet sich die Gegend weit aus, und der Horizont ist hoch. Die Berge, vor allen der riesige Watzmann, sind nicht genug zu loben, man könnte die Natur kaum wahrer und zugleich zarter nachgeahmt sehen; doch vermissen wir im Mittelgrunde und Vorgrunde, auf dem eine Gärtnerfamilie erscheint, jene Ruhe und Haltung, welche zur Harmonie des Ganzen nöthig war.

Freytag. Wiesenplan vor Aigen bey Salzburg. — Im Hintergrunde dieser schönen und stillbehaglichen Gegend sieht man wieder den Watzmann. Dem mit einer steinernen Wegsäule, mit üppigem Pflanzenwuchs und Sträuchern aufs Trefflichste geschmückten Vorgrunde gab der Künstler eine Gruppe heumähender Landleute.

Sonnabend. Gottesacker zu St. Peter in Salzburg. — Die Kirche rechts, die hohe schroffe Felswand links, zwischen welchen der freye Himmel nur wenig durchblickt, umschließen den stillen Gottesacker, der durch viele blumige Grabhügel, Kreuze und Denksteine an den Sonnabend unsers Lebens ernst mahnt, und an dessen Seitenmauer eben ein Leichenbegängniß sich hinein bewegt.

Der Schlußstein, das letzte Blatt, ist eine allegorische Zusammenstellung der Gruppen, die wir auf den einzelnen Gegenden gesehen haben, geordnet ungefähr wie das erste Blatt, in mehreren Feldern einer gothischen Einrahmung, deren Mittelstück, gleichsam zur Bezeichnung des Ganzen, den hohen Watzmann zeigt und im Vorgrunde das Bild des Gekreuzigten vom himmlischen Vater getragen, auf einer Wegsäule, an der jener Greis und Knabe knien, welche auf dem Mittwochsblatte vorkommen. In den übrigen Feldern: die Taufe (Sonntag), die Zimmermannsfamilie (Montag), der Jäger mit der Hirtin (Dinstag), der Gärtner (Donnerstag), die Schnitter (Freytag), das Begräbniß (Sonnabend).

Der Druck mit sogenannten Tonplatten ist, weil unter den Augen des Künstlers selbst besorgt, mit ungemeiner Nettigkeit und Reinheit, im Einklange mit der Arbeit selbst bewerkstelligt.

Griechische Inschrift auf einem ägyptischen Mumiendeckel.

Ein Freund, welcher Gelegenheit hatte die vom General Minutoli in Aegypten gesammelten Alterthümer zu sehen, theilte uns folgende Griechische, auf einem der hölzernen Mumiensärge befindliche Inschrift mit, welche in zwey Zeilen abgetheilt Folgendes enthielt:

ΤΕΝΧΩΝΣΙΣ Η ΚΑΙ ΣΑΠΑΥΛΙΣ ΠΡΕΣΒΥΤΕΡΑ ΠΙΚΩΤΟΣ ΓΕΝΝΗΘΕΙΣΑ ΤΩΙ ΚΑΙ ΘΕΟΥ ΤΡΑΙΑΝΟΥ ΠΑΧΩΝ ΙΖ ΕΤΕΛΕΥΤΕΣΕΝ ΤΩΙ ΘΙ ΑΝΤΩΝΙΝΟΥ ΚΑΙΣΑΡΟΣ ΚΥΡΙΟΥ ΦΑΜΕΝΩΘ ΙΕ ΩΣΤΕ ΕΒΙΩΣΕΝ ΕΤΗ Μ$^{\Delta}$ ΜΗΝΑΣ ΔΕΚΑ ΘΑΡΣΕΙ.

Senchonsis quae et Sapaulis senior Picotis filia, nata anno XIV divi Trajani XVII mensis Pachon, decessit anno XIX Antonini Caesaris Domini XV mensis Phamenoth, itaque vixit annos XLIV menses decem. Vale.

Merkwürdig ist die Uebereinstimmung der chronologischen Daten:

Trajan regierte von U. C. 851 — 870 durch neunzehn Jahre: folglich lebte die erwähnte Senchonsis unter seiner Regierung	5 Jahre.
Hadrian regierte von 870 bis 890, also durch . . .	20 Jahre.
Antoninus Pius von 890 bis 913, also durch drey und zwanzig Jahre, im neunzehnten Jahre seiner Regierung starb Senchonsis, folglich	19 Jahre.
Zu den obigen geschlagen, gibt gerade die	44 in der Inschrift angeführten Lebensjahre derselben.

Register

des

siebenzehn- bis zwanzigsten Bandes.

A.

A lo que obliga un agravio, das Schauspiel, XIX. A. B. 34.

Abbas Mirsa, der persische Thronfolger, XVIII. A. B. 44. — Dessen Waffenthaten, XVIII. A. B. 60, 61, 62, 64, 65, 67.

Abdullah Schah, Befehlshaber von Chamsa, XVIII. A. B. 46.

Abels, K., deutsche u. sächsische Alterthümer, XX. 314.

Abul Kasim Ferahani, XVIII. A. B. 51.

Abul-Maanis Juwelenschnüre, XIX. 142, 143.

Abulfeth-Chan, ein Kurde aus dem Stamme Send, XVII. A. B. 56.

Abulfeth Chan Ben Ibrahim Chalil, XVIII. A. B. 50.

Achäer, die, XX. 323.

Achaz von Sebriach, Bischof von Triest, XVII. 36.

Achmet, König der Wolgischen Orde zieht gegen Moskau, XX. 244.

Ada, Deutung dieses Namens, XIX. 69.

Adalgar, Bischof von Triest, XVII. 22.

Adamson, John, Memoirs of the Life and Writings of Luis de Camoens, XX. A. B. 36.

Adda, die Mutter des Jabal, XIX. 221.

de Adegardis, Nicolo, Bischof von Triest, XVII. 34.

Adelung, dessen Mithridat, XIX. 47, 57. — Dessen Sigmund Freyherr von Herberstein, XX. A. B. 18, 21. — XX. A. B. 23, 24. Dessen Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte, XX. A. B. 24.

Admont, das steyermärkische Kloster, besitzt eine Handschrift von Ottokar von Hornecks Reimchronik. XVIII. 219.

Adolph von Nassau, dessen Fehde mit König Philipp von Frankreich, XIX. 204.

Aegyptier, die, XX. 323.

Aelian. Var. Hist. XVIII. A. B. 4, 22. — XX. 350.

Aeschylus, der Tragiker, XVII. 65, 66. — XX. 138.

Aethiopica, der Roman des Heliodor, XVIII. A. B. 8.

Afectos, los tres, de Amor, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.

Afectos de Odio y Amor, ein Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 26.

Aga Mohammed Chan, der Eunuche, XVII. A. B. 56.

Agathyrsen, die, XX. 324.

Agradecer y no amar, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 22.

Agravios satisfechos, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.

Agrell, der Sprachforscher, XVIII. 212, 213.

Agrippa, Menenius, XIX. 82.

Akdenaisowsa, das Dorf, die da befindlichen Steinschriften, XX. 304, 305.

Alazia, die mysische Stadt, XX. 311.

Alarcon, der spanische Dichter, XIX. A. B. 21.

Alazonier, die, XX. 324.

Albanus, der heilige, XIX. 27, 28.

Albert, Graf von Görz, XVII. 29.

Albert, Herzog, von Sachsen-Teschen, kaufte die orgelspielende heil. Cäcilia von Scheffer, XVIII. A. B. 78.

Albrecht II., Kaiser, dessen Brustbild, XIX. 123.

Albrecht von Habsburg, Kaiser, sein Bild, XIX. 120. — Die Bildnisse seiner Kinder, XIX. 120, 121.

Albrecht, der Hochmeister des deutschen Ordens, in Preußen, XX. 248.

Albrecht von München, Sohn des Herzogs Ernst, seine Liebschaft mit Agnes Bernauer u. deren Folgen, XIX. 31.

Albrecht IV. von Oesterreich, sein u. seiner Kinder Brustbilder, XIX. 123.

Albrecht des Weisen Brustbild, XIX. 121. Die Bildnisse seiner Kinder, XIX. 122.

Alcalde, el, de Zalamea, ein historisches Schauspiel Calderons, XVII. A. B. 30.

Alcäus, der Dichter, XIX. A. B. 81.

Alcayde, el, de simismo, ein Drama von Calderon, XVII. A. B. 21.

v. Alencon, Kardinal Philipp, XVII, 32.

Aletes, die Gottheit, XIX. A. B. 73.
Alexander, Kaiser von Rußland, ehrt besonders den Fürsten Karl zu Schwarzenberg, XX. 358, 359, 361.
Alexander Michailowitsch, Großfürst von Rußland, XX. 238.
Alexander Newskii, Fürst von Nowgorod, besiegt die Schweden, und unterwirft sich dem Großchan, XX. 235. Sein Ende, XX. 236.
Alexander III. Papst, XVII. 22.
Alfieri's Trauerspiel Philipp II.; in das Spanische übersetzt, XX. A. B. 34.
Alfons der Sechste von Castilien, XVIII. A. B. 26, 27.
Alfonso der Eilfte, König, sein Sieg über die Mauren, XIX. A. B. 20.
Ali's Begräbnißstätte nächst Babylon, XVIII. A. B. 39.
Ali Ibn Musa, des Imams Grab, XVIII. A. B. 43.
Ali Taki Chan von Kaswin, XVIII. A. B. 46.
Alimpii, der älteste russische Maler, XX. 232.
Alischah, der Anführer der dritten Reihe, XVIII. A. B. 47, 63.
Allah Far Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 50.
Allahwerdischah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 46.
Allatius, Leo, XX, 215.
Alt-Lodoga, das Bildniß des Erlösers auf dem Schweißtuche in der das. Georgikirche, XX. A. B. 11, 16.
Alterthümer am Nordgestade des Pontus, XX. 259.
Amadis, der Roman, XVII. A. B. 14, 22.
Amado y Aborrecido, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 13.
Amalthea, die Zeitschrift, XVII. 50, 62, 64.
Amanollah, Statthalter von Kurdistan, XVIII. A. B. 52.
Amante mudo, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Amantes, los dos, del cielo, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 37.
Amar despues de la muerte, ein historisches Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 31.
Amar servir y esperar, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Amazonas, las, das Schauspiel, XIX. A. B. 33.
Amboise's, des Kardinals, Grabmal in der Kathedrale zu Rouen, XVII. 245.
Ambraser-Sammlung, die, XVIII. 245.; ihr Stammbaum des allerdurchlaucht. Hauses Habsburg. XIX. 114, 115.
Amerino, Franz, Bischof von Triest, XVII. 30.
Amigo, amante y leal, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 22.
Ammian. Marcell, XX. 260, 266, 268, 277, 303, 316, 319.
Amor con amor se obliga, das Schauspiel, XIX. A. B. 31.
Amor, el, haze prodigios, das Schauspiel, XIX, A. B. 32.
Amor, honor y poder, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 2.
Amor, ingenio y muger, das Schauspiel, XIX. A. B. 17.
Anakreon, der Dichter, XX. A. B. 27.
Anastasius, der heil. Märtyrer, dessen Legende, XVIII. A. B. 29.
Anastasiewitsch, der Geschichtforscher, XX. A. B. 23.
Anatomie, vergleichende, Meckels und Cuviers Werk über sie, XIX. 1.
Ancillon, der Gelehrte, XVIII. 35. — Dessen Staatswissenschaft, XVIII. 56, 59.
Andelys, der Geburtsort Poussins, XVII. 247.
Andreas, König von Ungern, XIX. 121.
Andreas, Fürst von Susdal, genannt Bogoljubsky, XX. 229.
Andronik, der griechische Feldherr, XX. 223.
Angel, el, de la Guarda, das Schauspiel, XIX. A. B. 32.
Angelo, Bischof von Triest, XVII. 31.
Anna von Braunschweig, XIX. 31.
Anna von Bretagne, ihr Bild, XVII. 251.
Anquetil, der Linguiste, XVII. A. B. 68.
Antes que todo es mi Dama, ein dramatisches Werk Calderons, XVII. A. B. 16.
Antonius, Nic., Bibl. Scr. Hisp. XVII. 4, 6, 8, 19. — XVIII. A. B. 31. — XIX. A. B. 15, 21, 22, 25, 27, 31.
Antoninus Pius, XX. A. B. 46.
Aphrodite Tanais, ward bey den Sauromaten als reines Feuer verehrt, XX. 312.
Apoloy Climene, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 16.
Apontes, der Herausgeber von Calderons Schauspielen, XVII. A. B. 3, 10. — XIX. A. B. 11, 12, 13, 35, 36, 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46.
Apor, die Ahnen dieses Hauses, XX. 101.
Appels Gespensterbuch, XX. 125.
Appian, XIX. A. B. 70.
d'Arc, Johanna, XVII. 244. — Ihr Denkmal in Rouen, XVII. 245.
Archimedes, XIX. 27.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, XIX. 101.
Archiv für Geographie, Historie ꝛc. XVII. 206.
Ardeschirschah, ein Sohn des Schah von Persien, XVIII. A. B. 46.
Areopagita, Dionysius, ein Schüler des Apostel Paulus, XVIII. A. B. 27.
Argenis, der politische Roman, XVIII. A. B. 6.
Argenis y Poliarco, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Argensola, der Dichter, XX. A. B. 28.
Ariosto, Orland. fur. XVII. A. B. 20, 24, 25. XVIII. A. B. 10, 13, 34.
Arip, ein russischer Künstler, XX. A. B. 8.
Aristomenes Mosenio, das Schauspiel, XIX. A. B. 34.
Aristophanes, der Dichter, XVII. A. B. 26. — XVIII. A. B. 19. — XIX. 314.
Aristoteles, XVIII. 142. — XIX. 241, 244. — XIX. A. B. 75. — XX. 131, 133.
Aristoteles, der Baumeister, XX. 245.
Arlongo de Vocisperch, Bischof zu Triest, XVII. 25.
Armas, las, de la Hermosura, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 5.
Arneth, der Numismatiker, XX. 290, 293, 319, 331.
v. Arnim, Achim, der Dichter, XX. 114, 128, 129. — Dessen u. Brentano's Wunderhorn, XVII. A. B. 66.
Arnpek, der Geschichtschreiber, XIX. 123.
Arques, das das. Feldlager Cäsars, XVII. 243.
Artemis Agrotera, ihr weihte Xenoklides einen Tempel, XX. 314, 315, 316.
v. Artner, Therese, die Dichterin, XX. 108.
Asadchan, der Afghane, XVII. A. B. 46, 47.
Asander, König, Bemerkungen über seine Münzen, XX. 288.
Aspurgianer, die, XX. 285.
Assemannii Halendaria ecclesiae universae, XX. A. B. 6.
da Astarloo, Phulo Pedro, der Sprachforscher, XIX. 47.
Astaroth, die Gottheit, XX. 307, 313.
Astarte, das befruchtende und gebärende Princip in der Natur, XIX. A. B. 71, 72.
Astrologo fingido, el, eine Posse von Calderon de la Barca, XVII. A. B. 7.
v. Auffenbergs, Joseph Freyherrn, Schauspiele, XX. 109, 183. Dessen Flibustier, XX. 185. Dessen Trauerspiele: Wallas, die Bartholomäusnacht, König Erich, XX. 186. Dessen Eroberung Panamas, XX. 187.
August, König von Polen, verweigert Johann IV. den Titel eines Zars, XX. 256. — Verlangt, daß das russische Heer Liefland räume, XX. 258.
Augustinus, der Kirchenlehrer, XVII. 118, 119, 130, 154. — XIX. 75, 80.
Augustodurum, das, XVII. 248.
Auristola y Lisidante, ein Drama Calderons, XVII. A. B. 25.
Aurora, la, en Copacabana, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 31.
Ausstellungen, dramatische, von Trintus, XIX. 34.
Austerlitz, die Schlacht von, XX. 358.
Australiens Reichthum an neuen Insekten- und Pflanzenarten, XIX. 13.
Aventini Annales Boiorum, XX. 322.
Avienus verlegt die dem Saturn geweihte Insel Pelagia in den Westen von Cadiz, XIX. 71.
Avigail, la prudente, das Schauspiel, XIX. A. B. 21.
Avitus, Alcimus, sein Gedicht: De consolatoria castitatis laude, XVIII. A. B. 36.
Armann, der Kupferstecher, XX. 108.
de Ayala, Lopez, dessen Geschichte von Gibraltar, XIX. 71.

B.

Baader, Franz, über Divinations- und Glaubenskraft, XX. 90.
Baals Verehrung, XIX. A. B. 69, 70. 71, 75.
Baba Ali Chan, Schatir baschi, XVIII. A. B. 52.
Babels Thurmbau, XIX. 222,
Babo's Otto von Wittelsbach, XX. 113, 163,
Bacmeister, J., Essai sur la Bibliothèque et le cabinet de St. Petersburg, XX. A. B. 10.
Bahrol Erem, der Garten zu Eschref, XVIII. A. B. 56.
Ballerini, Peter, dessen Werk: De potestate ecclesiastica summorum Pontificum, XIX. 89.
Bandello, der Novellendichter, XVII. A. B. 30. — XVIII. A. B. 2. — XIX. A. B. 14, 31.
Bandtke's Dissertation über den Oktoich, XX. 223.
Banffi, die Geschichte der, von Johann Graf v. Mailáth, XX. 102.
Barbara, la, de los montes, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
Barcelonas Einnahme 1652, XVII. A. B. 16.

Barclai, Joh., XIX. 76.
Baronius ad Martyrologium Romanum, XVIII. A. B. 30.
Bartolommeo, Fra, der Maler, XVIII. A. B. 75.
Basilii, S., de Spiritu S., XVII. 130.
Basilius, Großfürst, dessen Gerichtsordnung, XX. 241, 242, 247.
Bassian, Erzbischof von Rostow, ein großer Redner, XX. 249.
Bassian, Bischof von Kolomna, XX. 254.
Basta callar, ein Drama Calderons, XVII. A. B. 24.
Bastardverschiedenheiten der Thiere, XIX. 10.
Batalla, la, de Sopetrán, ein Schauspiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Bäthylien, d. i. Orakeln u. Thieranbetungen bey den Puniern, XIX. A. B. 73.
Batthyany, die Geschichte dieses Geschlechtes, XX. 102.
Baty's Kriegsthaten, XX. 234.
Baudeista de Erreo y Aspiroz, Juan, der Gelehrte, XIX. 47.
Bayeux, die Stadt, ihre berühmte Tapete u. Kathedralkirche, XVII. 248, 250
Le Beau, Histoire du Bas-Empire, XVIII. A. B. 29, 30,
Behmanschah, der persische Prinz, XVIII. A. B. 49.
Behramschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.
Belagerungswerkzeuge, altdeutsche, XVIII. 238.
De Bellardis, Giacomo, Bischof von Triest, XVII. 33.
Bentham's History of Ely, XVII. 242.
Berengar, König, XVII. 20.
v. Beresin, XVII, 97.
Bergmann, Prediger, besitzt große Kenntnisse der mongolischen Sprache u. Literatur, XX. A. B. 20.
Berka, Chan, unter ihm wird das russische Volk konscribirt, XX. 235.
Bernard, Bischof zu Triest, XVII, 22.
Bernauerin, Agnes, Geliebte des Herzogs Albrecht von München, XIX. 31.
Bernevel, Alexander, der berühmte Kirchenbaumeister, XVII. 245.
Bernhard, der heilige, XIX. 89.
Bernhardi, dessen Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, XIX. 48.
Bertrand, Patriarch von Aquileja, XVII. 29, 30.
Bethlens, Gabriel, Lebensgeschichte, XX. 103.
Beßko, die Burg, ihre Geschichte, XX. 105.
Biblioteca portatil de clasicos Españoles, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 47, 48.
Bibl. Patr. Lugd., XVIII. A. B. 27.
Bidpays Fabeln, XVII. A. B. 68.
Bielski, Fürst Iwan, wird seiner Haft entlassen, XX. 251.
Bienvengas mal, ein Lustspiel von Calderon, XVII. 7.
Biondi, der Gelehrte, leitet die römischen Ausgrabungen alter Denkmäler, XIX. A B. 2.
Biondo, Ital. illust., XVII. 14.
Biörners Kämpedater, XVII. A. B. 69.
Birken, Sigmund, der Gelehrte, XIX. 115.
v. Blacas, Herzog, XVII. 197.
v. Blaramberg, Staatsrath von Odessa, XX. 260, 290, 297, 300, 303, 306, 333, 338, 351.
Blason, el, de los Mendozas, das Schauspiel, XIX. A. B. 24.
Blücher, der preußische Feldherr, XX. 363, 364.
Blumenbach, der Gelehrte, XIX. 67.
Boccaccios Decameron, XVII. A. B. 26. — XIX. A B. 37.
Bochart, der Gelehrte, XIX. A. B. 73.
Bocherville, die dasige St. Georgs-Abtey, XVII. 241, 242, 246.
Böckh's, A., Werk: die Staatshaushaltung der Athener, XX. 350.
Böhl von Fabers Floresta de Rimas antiguas, XVII. A. B. 25.
Bogscha, Lasar, der Künstler, XX. A. B. 9.
Bojan, der alte russische Dichter, XX. 233.
Bojardo, Orlando innamorato, XVIII. A. B. 10.
Boleslaw, Fürst von Galizien, kommt durch Gift um, XX. 238.
Boleslaw II. von Polen, XX. 225.
Bolgar, die Stadt, ihre armenischen Inschriften aus dem dreyzehnten Jahrhundert, XX. 232.
Bonaparte, XVII. 188, 189, 198. — XVIII. 95.
Boners Edelstein, XVII. A. B. 21.
Bonfort, die Abtey, XVII. 248.
Bonifacio, der Geschichtschreiber, XVII. 14.
Bonifacius, der heilige, XVII. 165.
Bonifaz IX., Papst, XVII. 32.
Bonomo, Peter, Sekretär des Kaisers Maximilian, XVII. 37.
Boreas, dessen Lagerstätte sind die Gipfel des Kaukasus, XX. 324.
Borghese, Fürst Mark Antonio, XIX. A. B. 2.
de Borja, san Francisco, das altspanische Schauspiel, XIX. A. B. 13.
Boris, der Romer, goß die erste Glocke in Moskau, XX. A. B. 13.
Borosdins Reise durch Rußland, XX. A. B. 24.
Borsato, der Maler, XX. 11,
Boscan, Juan, der spanische Dichter, XVII. A. B. 4.
Bosporische Inschriften, XX. A. B. 2, 3.
Bosporus, der, XX. 277.

Bossuet, XIX. 76.
Böttigers Abhandlung über Amalthea, XVII. 58.
Boussuet, J. B., doctrinae catholicae expositio, XVII. 130.
Bouterweck, Geschichte der Poesie, XVII. A. B. 13. — XIX. A. B. 32.
Bouterweck's, Fr., Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, XVIII. 161. — XX. 78.
Brandis, des Grafen, Werk: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich, XIX. 33.
Brant, Seb., dessen Narrenschiff, XVII. A. B. 23.
Bredow's, G. G., Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie, XX. 272, 273.
Brentanos und Arnims Wunderhorn, XVII. A. B. 66. — Dessen Schauspiel: die Gründung Prags, XX. 114, 128, 129.
Breviarium Romanum, XVIII. A. B. 33.
de Brezé, des Seneschalls, Grabmal, in der Kathedrale von Rouen, XVII. 245.
v. Bröckers Beschreibung des Rigaschen Museums, XX. A. B. 20.
Broze, dessen handschriftliche Sammlungen, XX. A. B. 19, 20.
du Brux, der Alterthumsforscher, XX. A. B. 4.
Büchler u. Dümge, ihr Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, XIX. 101.
Budinen, die, XX., 324.
Budorgis, von D. Kruse in Breslau, XIX. 107.
Buhle's Moskauische Literaturzeitung, XX. A. B. 21.
Bulgarische Dialekt, der, seine Eigenheiten, XVII 70.
Buonaparte, XVII. 3, 4.
Buquon, Georg Graf, dessen neue Methode für den Infinitesimal-Kalkul, XVII. 223.
Burg, M., die geometrische Zeichenkunst, XX. 19.
Burgos, dessen spanische Uebersetzung des Horaz, XX. A. B. 32.
Burhani Katii, das persische Wörterbuch, XVIII. A. B. 53.
Burke, XVIII. 87.
Büsching, Dr., dessen Werk: Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts in den Begebenheiten des Ritters von Schweichen, XVIII. 227. 242. — Dessen mit van der Hagen herausgegebenes Buch der Liebe, XVIII. A. B. 6. — XIX. 23, 25, 28.
Byron, Lord, dessen Manfred, XIX. 262.
Byzantinische Baukunst, über, XIX. 26.
Bzovius, Stephanus, XX. A. B. 5.

C.

Cabellos, los, de Absalon, eine Tragödie des Calderon, XVIII. A. B. 3.
Cada qual á su negocio, das Schauspiel, XIX. A. B. 32.
Cada qual lo que le toca, das Schauspiel, XIX. A. B. 31.
Cada uno para si, ein dramatisches Werk von Calderon, XVII. A. B. 16.
Cadenas, las, del Demonio, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 34.
Caen, die dasige heilige Dreyfaltigkeitskirche, XVII. 241 — Die dasige Niklaskirche, XVII. 242, 247. — Die dasige Kirche Notre dame de la délivrande, XVII. 249, 250.
Calderon de la Barca, kritische Uebersicht und Anordnung seiner Dramen, von F. W. Schmidt, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 11. — Las comedias de D. Pedro Calderon de la Barca, dadas a luz por J. Keil, XVII. — A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 39, 44, 45, 46. — Dessen Schauspiele übersetzt von Gries, XVII. A. B. 1, 12, 23. — XVIII. A. B. 1, 4, 19. — XIX. A. B. 48, 49. — Dessen Schauspiele übersetzt von Malsburg, XVII. A. B. 1, 5, 7, 20, 22. — XVIII. A. B. 1, 12, 30, 31, 32. — XIX. A. B. 42, 48. — Dessen Schauspiele übersetzt von A. W. Schlegel, XVII. A. B. 21. — XVIII. A. B. 6, 11, 23, 28. — XIX. A. B. 41, 48. — Dessen Schauspiel: die Kirchentrennung von England, XVII. A. B. 1. — Eintheilung seiner Schauspiele, XVII. A. B. 2. — Seine Comedias de capa y espada, XVII. A. B. 2. — Comedias heroycas, XVII. A. B. 18. — Dessen Tratado, definiendo la Nobleza de la Pintura, XVII. A. B. 22. — Dessen Schauspiele aus der Spanischen Geschichte oder Sage, XVII. A. B. 27. — XVIII. A. B. 1. — Dessen Schauspiele, deren Inhalt sich an ältere Romane oder Schauspiele schließt, XVIII. A. B. 6. — Dessen mythologische Festspiele, XVIII. A. B. 10. — Dessen Burlesken und symbolische Schauspiele, XVIII. A. B. 19. — Geistliche Schauspiele, XVIII. A. B. 23. — Comedias de Santos, XVIII. A. B. 33. — Dessen Sueltas, XIX. A. B. 19. — Manuscitas, XIX. A. B. 34. — Verzeichniß der Schauspiele, an welchen er mitarbeitete, XIX. A. B. 36. — Seine Autos, XIX. A. B. 38. — Die Zwickauer Ausgabe seiner Werke, XIX. A. B. 47. — Charakteristik der drey vorzüglichsten deutschen Uebersetzer seiner Schauspiele, XIX. A. B. 48. — XIX. A. B. 60. — XX. 133, 134, 135.

Calepinus, Ambrosius, sein Dictionarium latinae linguae erschien zuerst 1505, XVII. A. B. 15.
Calidas, der Verfasser der Sacontala, XVII. A. B 68.
Calvi, Effemerid. sacr. e prof. di Bergamo, XVII. 14.
de Camoens, Luis, der portugiesische Dichter, dessen Leben beschrieben von John Adamson, XX. A. B. 36. — Dessen Lusiade, XVIII. A. B 3. — XX. A. B. 37, 38, 40 ff. — Die Inschrift seines Leichensteines, XX. A. B. 40. — Die Uebersetzungen seiner Lusiade, XX. A. B. 42.
Campis Kirchengeschichte von Piacenza, XVII 14.
Campo de Agramante, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 20.
de Campo, Ant. Manuel, der Dichter, XIX. A. B. 15.
Campo Formio, der Friede von, XX. 355.
Canas, las, en el papel, y dadoso en la vengauza, das Schauspiel, XIX. A. B. 16.
Candidi commentar. Aquilejens. XVII. 14.
Canova, der Bildhauer, sein Theseus, XIX. A. B. 7.
v. Carignan, Prinz, XVIII. 66, 69, 70.
de Carturis, Nicolo, Triester Bischof, XVII 33.
Carvajal, Marmol, Historia del la Rebelion do los Moriscos del Regno de Granada, XVII. A. B 32.
Cary, Histoire des Rois du Bosphore Cimérien, XX. 292, 293, 296.
Casa con dos puertas mala es guardar, ein Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 2.
Casamentero, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
Casamiento, el, en la muerte, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
v. Caspar, Franz, dessen Drama: Maximilian I. Churfürst von Baiern, XX. 109, 183.
Cassiodor, XIX. 27.
Castañar, el, de Toledo, das Schauspiel, XIX. A. B. 31.
Castelli's Ballade: Das steinerne Geld, XX. 98, 108.
Castigo, un, en tres venganzas, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
Castigo, un, en tres venganzas, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.
Castigo, el, del Ponséquo, das Schauspiel, XIX. A. B. 22.
Castillo de Lindabridis, el, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 7.
de Castro, Guillen, der Dichter, XIX. A. B. 15.
Causa, de una, dos efectos, ein Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 26.
Cavallo, el, vos han muerto, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Ceclino, Dominico, baute das Hospital dell' Annunziata in Triest, XVII. 30.
Cefalo y Pocris, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 19.
Cena, la, del Rey Baltasar, ein Schauspiel des Moreto. XIX. A. B. 30.
Cenobia, la gran, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 1.
Ceres, über den Ursprung dieses Namens, XVII. 55.
de Cernotis, Marino, Bischof von Triest, XVII. 34.
Cervantes, der spanische Dichter, XVII. A. B. 3. Dessen Don Quixote, XVII. A. B. 7, 13, 14, 15, 17, 20, 21, 30, 32, XVIII. A. B. 6, 23, 25, 30, XIX. A. B. 26, 27. Dessen Novellen, XVII. A. B. 10, 19, 28. Dessen Persiles u. Sigismunde, XVIII. A. B. 8.
Chaldäisch-syrische Sprachelemente von Jahn und in das lateinische übertragen von Oberleitner, XVIII. 202. — Jahns chaldäische Chrestom. XVIII. 214, 218, 220, 222. — Hetzels Anweisung zum Chaldäischen, XVIII 209, 210, 214, 216, 217, 219. — Waser, institutio linguae Syrae, XVIII, 203. — Leusden, Schola syriaca. XVIII. 203, 205, 215. — Michaelis, dessen Grammatica syriaca, XVIII. 202, 204, 205, 208, 214, 216, 219, 220, 221. — Chaldäische Sprachlehre von Haselbauer, XVIII 216, 218. — Winer, Dissertatio de Onkeloso ejus. paraphrasi chaldaica, XVIII. 205 — Reinoccius, Gramm hebraeo-chaldaica, XVIII, 218. — Vaters Handbuch, 202, 205, 210, 212, 219.
Chalyber, der Stamm der, XX. 311.
Chancelor, der englische Kapitän, versucht im Namen seines Hofes einen Handelsvertrag mit Rußland zu schließen, XX. 255.
Chandlers Inscript. Ant., XX. 335.
Chateaubriand, XVII. 4.
Chaur, die dasige Kirche, XVII. 241.
Cherson's Eroberung durch Wladimir, XX. 221.
Chodakowsky bereiset Rußland in antiquarisch-geographischer Hinsicht, XX. A. B. 3.
Chosrew Parwis, XVII. A. B. 33.
Christenthum, seine Charakteristik, XVII. 139. 167.
Christian II. König von Dänemark schließt ein Bündniß mit dem Großfürsten Basilij wider Schweden und Polen, XX. 247.
Christian VII., König von Dänemark, unter dessen Regierung wurde

das däniſche Schauſpiel eröffnet, XVII. A. B. 65.
Chrysostomi Libri V. de Sacerdotio, XVII. 130.
Cicero de nat. Deor. XVIII. 34. — De divin. XIX. A. B. 69. — XX. 3, 7, 13, 14.
Cienfuegos, der ſpaniſche Dichter, XX. A. B. 21.
Cimburg, Ernſt des Eiſernen Gemahlin, XIX. 123.
Cisma de Inglaterra, la, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 30. — Die Abhandlung hierüber, von Schmidt, XVIII. A. B. 28, 31.
Clarke's Greek Marbles brought from the shores of the Euxine, XX. 286, 291, 293, 303, 333, 335, 340, 350. — XX. A. B. 3.
Clement V., Papſt, XVII. 27.
Clovius, Julius, der Miniaturmaler, XVII. 246.
Cocherel, die daſigen Alterthümer, XVII. 247.
Codicia rompe el saco, la, das Schauſpiel, XIX. A. B. 19.
v. Collin, Heinrich, der Dichter, XX. 168.
Colonna, Friedrich, XIX. 121.
Como padre y como Rey, das Schauſpiel des Perez de Montalvan, XIX. A. B. 35.
Con quien vengo, vengo, ein dramatiſches Werk von Calderon, XVII A. B. 12.
Conde Don Sancho Niño, el, das Schauſpiel, XIX. A. B. 21.
Conrad, Biſchof von Trieſt, XVII. 23.
Consejos á mi hija, escritos en frances por Bouilly, y traducidos por F. Grimand de Velaude, XX. A. B. 35.
Contarini, Leonardo, Podeſta zu Trieſt, XVII. 29, 31.
Cooke, W. B., Delineations of Pompeii, XX. 1.
Corbieres, XVII. 4, 5.
Corneille, T., Oeuvres dram, XVII. A. B. 7. — Deſſen Schauſpiel: Les Engagemens du Hazard, XVII. A. B. 12. — Deſſen Schauſpiel: Le Charme de la voix, XVII. A. B. 17. — Deſſen: Le Géolier de soi - même, XVII. A. B. 21.
Corneille's les Engagemens du Hazard, XVII. A. B. 3.
Cornelius, der Maler, XVIII. A. B. 79.
Coronica del Rey D. Rodrigo, XVIII. A. B. 25, 26.
Coronini Oper. miscellan- u. Chronic. Goritiae, XVII. 14, 27, 29, 32. 34, 35, 36, 37.
Correggio, der Maler, XVIII. A. B. 72.
Cosmas, der böhmiſche, XX. 225.
Cotmanns, the Architectural Antiquities of Normandy, XVII. 239. — Specimens of the architectural Antiquities of Norfolk, XVII. 249. — Antiquities of St. Mary's Chapel at Stourbridge, XVII. 250.
Coutinho, Don Gonzala, ſetzte dem Dichter Camoens einen Leichenſtein, XX. A. B. 39.
de Coutos Decada quinta do Asia, XVII. A. B. 68.
Cranstown, Ana, XVII. A. B. 71.
Crequi belagert Valenza am Po, XVII. A. B. 9.
Cresio de Molino, Podeſta von Trieſt, XVII. 30.
Creuzer's Symbolik, XVII. 39, 41, 43, 48, 55, 57, 59. — XIX. 152. — XX. 283, 298, 300, 308, 309.
Critica del amor, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Crivelli, Doctor, XVIII. 70.
Croniche di Trieste, XVII. 11.
v. Csaplovics Slavonien, XX. 275.
v. Cucagna, Johann, Podeſta von Trieſt, XVII. 28, 29, 30.
Curcio von Cividale, Philipp, Podeſta zu Trieſt, XVII. 29.
Curtius, der römiſche Geſchichtſchreiber, XVIII. A. B. 6.
Cuſpinian, der Gelehrte, XIX. 117.
Cuviers Werk über Anatomie, XIX. 1.
Cypriani de unitate ecclesiae, XVII. 130.
Cyprianii, Caecilii, Episcopi Carthaginiensis, Opera, XVIII. A. B. 37.
Cyrill, XVII. 67. Deſſen ſlawiſche Bibelüberſetzung, XVII. 68, 76. — Das Cyrilliſche Alphabet, XVII. 80, 81, 94, 100, 101. — Cyrilli, Alex. L. V. contra Julianum, XVII. 119. — XX. 219, 222, 236, 237.

D.

Dalai Lama, XIX. 285.
Dalin's Geſchichte des Reichs Schweden, XX. 287.
Dama Duende, la, ein Schauſpiel Calderons, XVII. A. B. 3.
Dandulo, Andreas, Podeſta von Trieſt und nachmaliger Doge, XVII. 29 — XIX. 105.
Dandulo, Friedrich, Podeſta von Trieſt, XVII. 29.
Dandolo, Heinrich, Doge von Venedig, XVII. 23.
Dandolo, Marco, Podeſta von Trieſt, XVII. 30.
Dandolo, Pietro, Podeſta von Trieſt, XVII. 30.
Dandolos venezianiſche Chronik, XVII. 14.
Daniel von Pereiaslawl, des Heiligen, Leben, XX. 249.

Daniel, des ruſſiſchen Igumen, Reiſebeſchreibung, XX. 227.
Daniel, König von Galizien, erklärt ſich als Feind der Mogolen, XX. 235. — Sein Ende, XX. 236.
Daniel's Tetraglosson, XVII. 70.
Däniſche Literatur, über, von N. Fürſt, XVII. A. B. 65. — Däniſche Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Dante, über deſſen göttliche Komödie, XVIII. 250. — XVIII. A. B. 13, 21, 34, 36.
Dar tiempo al tiempo, ein Drama Calderons, XVII. A. B. 16.
Dardanier, die, XX. 325.
Darlo todo y no dar nada, ein Schauſpiel Calderons, XVIII. A. B. 4.
Decazes, Herzog, XVII. 1, 5.
Del Rey abaxo, ninguno, das Schauſpiel, XIX. A. B. 20.
Delator, D. unterhandelt um eine Braut für König Maximilian, XX. 245.
Demosthenis opera, XX. 350.
Denner, der Maler, XIX. 275.
Deppings Sammlung ſpaniſcher Romanzen, XVII. A. B. 4, 7, 17, 18, 23, 25. — XVIII. A. B. 3, 10, 24, 25, 26, 28.
Desdicha de la voz, la, ein Schauſpiel Calderons, XVII. A. B. 17.
Desdichados dichosos, los, das Schauſpiel, XIX. A. B. 15.
Despreciar lo quo se quiere, das Schauſpiel, XIX. A B. 34.
Dia de San Blas en Madrid, das Schauſpiel, XIX. A. B. 29.
Diana, die Jagdgöttin, XX. 315. ff.
Dibdin's Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany, XVII. 239, 250.
Dicha, la, del retraido, das Schauſpiel, XIX. A. B. 29.
Dieppe, die daſ. St. Jakobskirche, XVII. 243.
Dietmar, Biſchof von Trieſt, XVII. 22.
Dietrich II., Biſchof v. Naumburg, XIX. 25.
Digby's Luſtſpiel: Worse and worse, XVII. A. B. 5.
Dimitrii Geraſim, des Groſsfürſten Baſilij Geſandter in Rom, XX. 248.
Dimitrij Joannowitſch, Groſsfürſt, beſiegt die Mogolen, XX. 239.
Dimitrij Konſtantinowitſch, Fürſt von Niſchnij Nowgorod, ihm verdankt Ruſsland die älteſte noch vorhandene Handſchrift des Neſtors, XX. 240.
Diodor von Sicilien, XVIII. A. B. 21, 22, 23. — XIX. A. B. 69. — XX. 260. — Diodori Siculi Bibl. Hist. Lib. II., XX. 269, 270, 274, 289.
Diogenes Laertius, XVIII. A. B. 5.
Dionysii Alexandrini de situ orbis, XX. 276, 320.
Dios hazo justicia à todos, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Diſ, das Schloſs in Sawuliſtan, XVIII. A. B. 42.
Dmitrij Konſtantinowitſch, der Groſsfürſt, XX. A. B. 7.
v. Dobeneks Volksglauben, XVII. A. B. 12.
Dobners Meinung von dem Alter der glagolitiſchen Schrift, XX. 219.
Dobrowsky, Institutiones linguae Slavicae, XVII. 66. — Deſſen Lehrgebäude der böhmiſchen Sprache, XVII. 78. — XIX. 102, 106. — XX. A. B. 2, 18, 21. — XX. 217.
Docen, Cuſtos in München, XIX. 101. Deſſen Nachricht von einer noch ungedruckten Regensburger Chronik, aus dem XII. Jahrhundert, XIX. 102. — Deſſen Abhandlung über die Nationalität der Kunſt, XX. 213.
Döderlein, Rektor des Weiſsenburgiſchen Lyceums, XX. A. B. 16.
Dodsleyſche Sammlung, die, altengliſcher Dramen, XVII. 5. — XVIII. A. B. 4. — XIX. A. B. 14.
Don, der Fluſs, XX. 283.
Donayres de Mengo, das Schauſpiel, XIX. A. B. 31.
Drake über Shakespeare u. ſeine Zeit, XIX. A. B. 14.
Dramatiſche Ausſtellungen von K. B. Trinius, XIX. 34.
Dſchaafer, der türkiſche Scheich, XVIII. A. B. 64.
Dſchafer Chan, der Sende, XVIII. A. B. 63, 64, 65.
Dſchafer Kuli Chan, XVIII. A. B. 52.
Dſchan Mohammed Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Dſchemſchid, XVII. A. B. 57.
Dſchihangir Maſenderani, XVII. A. B. 41.
Dſchihanſchah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 49.
Duelo de honor y amistad, das Schauſpiel, XIX. A. B. 32.
Duelos de Amor y Lealtad, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Dufresne, der Gelehrte, XVII. 95.
v. Duino, Hugo, Hauptmann von Trieſt, XVII. 32.
Dümge, Mitherausgeber des Archives der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, XIX. 101.
Düna, die da gelegenen Steine mit ſlawiſchen Inſchriften von 1225. XX. A. B. 6.
Durand, Thesaurus novus Anecdotorum, XVIII. A. B. 37.
Dürer, Albrecht, der Maler, XX. 19.

E.

Ebenholz, ein altdeutsches Belagerungswerkzeug, XVIII. 238.
Eco y Narciso, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Eckhel, der Numismatiker, XX. 291, 293, 295.
Edigei, der mogolische Heerführer belagert Moskau, XX. 241.
Eduard III., König von England, XVIII. A. B. 2.
Efrasiab, Herrscher von Turan, XVIII. A. B. 42.
Efrasiabschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 49.
Eichenfeld. D., in Wien, dessen Uebersetzung noch unedirt gebliebener olbischer Inschriften, XX. 335.
Eichhorn, Ambros, der Geschichtsforscher, XIX. 109, 110.
Eleusis, die Mysterien von, XVII. 42, 47, 53, 63.
Elisa, ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 233.
Elisabeth von Frankreich, Tochter Heinrich des Vierten, XVII. A. B. 3.
Ellwanger Chronik, die, XIX. 32.
Empeños de un Acaso, ein Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 12.
Empeños, los, de seis horas, das Schauspiel, XIX. A. B. 13.
Empeños, los, de un Plumage, das Schauspiel, XIX. A. B. 17.
Encanto, el, sin encanto, ein dramatisches Werk Calderons, XVII. A. B. 9.
Encantos del Marques de Villena, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Eneter, die, XX. 325.
v. Engelhardt u. Parrots Reise in die Krym u. den Kaukasus, XX, 278, 279, 280.
Enseñarse á ser buen Rey, das Schauspiel, XIX. A. B. 24.
Erbsünde, über die, XVIII. 185.
Ereberto, Bischof von Triest, XVII. 22.
Erinicco, Bischof von Triest, XVII. 22.
Eriwan, die Statthalterschaft, ihr werden Eschref Chan u. Hasan Chan zugetheilt, XVIII. A. B. 64.
Ernst, Herzog von Oesterreich, XVII. 32, 33.
Ernst der Eiserne, sein, seiner zwey Gattinnen und Kinder Brustbilder, XIX. 123.
Escandalo, el, de Grecia contra las santas Imagenes, XIX. A. B. 14.
Eschenburg, dessen Uebersetzung Shakespeares, XIX. A. B. 14.
Eschenmayers, A. Religionsphilosophie, XX. 29.
Esclavo, el, de Maria, das Schauspiel, XIX. A. B. 24.
Escondido y la Tapada, el, ein dramatisches Werk von Calderon, XVII. A. B. 9.
Esmun, der punische Aesculap, XIX. A. B. 71.
España sagrada, XVIII. A. B. 24.
Española, la, de Florencia, das Schauspiel, XIX. A. B. 14.
Estatua, la, de Prometeo, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 16.
Eugen IV., Papst, XVII. 34.
Eugenii, dessen Zeitschrift: Freund der Aufklärung, XX. A. B. 21, 22.
Eugipius, des Mönches, Leben des heiligen Severin, XX. 351.
Euklides, XIX. 27.
Euphrosyne, die heilige, ihr Kreuz vom J. 1161, XX. A. B. 6.
Euripides, der griechische Dichter, XVII. 65. — XVIII. A. B. 15, 19, 22. — XX. 131.
Eusebii praep. evang., XIX. A. B. 70, 72.
Eustathii Commentarii in Dionysium Periegetam, XX. 276, 282, 310, 321, 326.
Eustathii Archiepiscopi Thessalonicensis Commentarii in Homeri Iliadem, XX. 350.
l'Eveillé, études d'ombres, XX. 20.
v. Ewers, G., der Geschichtforscher, XX. A. B. 22.
Exaltacion, la, de la cruz, das Schauspiel XVIII. A. B. 28.
van Eyks Bild der heiligen Jungfrau zu Rouen, XVII. 246.
Ezzelino da Romana, XIX. 132.

F.

Fabricii Bibl. Lat. med. et inf. aetatis, XVIII. A. B. 24.
Fabricii Bibl. Graeca, XVIII. A. B. 8, 36.
Falaise, das Schloß bey Caen, XVII. 248, 251.
Falerina, eine Tochter Merlins, XVIII. A. B. 10.
Fanshaw, Sir Richard, lieferte die erste englische Uebersetzung der Lusiade, XX. A. B. 42.
Färbers, Dr., Manuscripten-Verzeichniß von Oxford und Cambridge, XIX. 102.
Féeamp, die uralte Abtey, XVII. 243. — Die Stephanskirche zu Fécamp, XVII. 244.
Fejér, Tolerantia vagy is á Vallásbeli Türedelem eránt tett egy szóra felelet, XIX. A. B. 78.
Fendi, der Künstler, XX. 108.
Fénélon, XVII. 200.
Fenix, el, de Espana, das Schauspiel, XIX. A. B. 31.
Ferdinand, Kaiser, verlangt von

Rußland, daß Liefland, als ein Reichsland, nicht bekriegt werde, XX. 258.
Ferdinand II., Kaiser, XX. 103, 104.
Ferdinand III., Kaiser, XVII. A. B. 7.
Ferdinand, Se. k. k. Hoheit, Erzherzog von Oesterreich, XX. 357.
Ferdussi, der Dichter, XIX. 168.
Feredschullah, der persische Schah, XVIII. A. B. 64, 66, 67.
Feredschullah Chan, Nasakdschibaschi, XVIII. A. B. 52.
Ferhenghi Schuuri, das persische Wörterbuch, XIX. 144, 145.
Feth Ali Chan, der persische Dichterkönig, XVIII. A. B. 51.
Feth Ali Schah, XVII. A. B. 32, 44, 47, 48, 59, 60, 63, 64. — XVIII. A. B. 41, 43, 44. — Dessen Söhne, XVIII. A. B. 44. — Dessen Statthalter, XVIII. A. B. 50. — Dessen Krieg mit Rußland, XVIII. A. B. 57.
Fetischismus, was er sey? XVIII. 172.
Fianza satisfecha, la, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 34.
Fichte, der Philosoph, XVIII. 56. 59. — XIX. 169, 172, 175, 176, 179, 279, 280, 283, 284.
Fiera, la, el Rajo y la Piedra. ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 14.
Fierabras, der Roman, XVIII. A. B. 6.
Fiévée's Werke: Correspondance politique et administrative; — des Intérêts et des opinions pendant la révolution; — Histoire de la session 1815 — 20. — XVII. 7, 188.
Figueroas, Diego y Joseph, die Dichter, XIX. A. B. 18.
Figueroa, la Dama Capitan, XVIII. A. B. 12.
Fineza contra fineza, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 17.
Fineza, la major, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Fink, der Ministerialrath, redigirt die Zeitschrift: Die geöffneten Archive des Königreichs Baiern, XIX. 102, 107.
Fiorillo, XIX. 23. — XX. A. B. 10, 12, 13, 15, 16, 17, 23. — Dessen Versuch einer Geschichte der bildenden Kunst in Rußland, XX. A. B. 23.
Firdusi, der persische Dichter, XVII. A. B. 33, 47, 57, 58, 59. — XVIII. A. B. 56, 61, 66, 67.
Firminus, Vorsteher der Kirche zu Triest, XVII. 16.
Firusschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
v. Fischer, Director der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, XX. 268.
Fischer, F. C., dessen Geschichte des deutschen Handels, XX. A. B. 20.
Flaminius Vacca, XIX. A. B. 1.
Folnesics Schrift über die Literatur in Ungern, XIX. A. B. 81.
Fontanini, l' istoria del Dominio temporale della sede Apostolica nel Ducato di Parma e Piacenza, XIX. 91.
Forster, der Gelehrte, XIX. 67.
Fortunat, Bischof von Triest, XVII. 16. — wird Patriarch von Grado, XVII. 17, 18.
Foscaro, Johann, Podesta von Triest, XVII. 30.
Fouqué, Baron, XX. 114, 115. — Dessen Drama: Der Held des Norden, XX. 116, 127, 128, 129. — Dessen Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg, XX. 91.
Fracastorius, der Dichter, XX. A. B. 42.
v. Fröhn bearbeitet die orientalischen Alterthümer in Rußland, XX. A. B. 20.
Frankreich, Guizot's politisches Werk über dasselbe, XVII. 1.
Frauenlob, der Dichter, XVIII. 231.
Freysinger Krypte, die, XVII. 251.
Friederich, Kaiser, XVII. 35.
Friedrich II., Kaiser, XVII. 23.
Friedrich der Schöne, von Oesterreich, sein und seiner zwey Gattinnen Brustbilder, XIX. 121. — Die Bildnisse seiner Tochter, XIX. 122.
Frugifero, Bischof von Triest, XVII. 16.
Fuchs, Elementa Juris naturae, XIX. A. B. 78.
Fuego de Dios en el querer bien, XVII. A. B. 17.
Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, XIX. 115.
Fürst, Nicolay, über dänische Literatur, XVII. A. B. 65. — Ueber neuere spanische Literatur, XX. A. B. 27. — Ueber englische Literatur, XX. A. B. 36.

G.

Gaillard, Château, erbaute Richard Löwenherz, XVII. 247.
Galan, el, sin dama, das Lustspiel, XIX. A. B. 32.
Galàn Fantasma, el, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 20.
Galater, die, XX. 325.
Gallera, H., in Theodosia, XX. 261.
Gämperl, der Lustigmacher Herzog Albrechts, XVIII. 237.
Garcilaso, der spanische Dichter, dessen Eclogas, XVII. A. B. 23. — XVIII. A. B. 28, 31. — XX. A. B. 28.
Gardanne, der französische Botschafter, bezweckt einen Waffenstillstand

zwischen Rußland und Persien, XVIII. A. B. 64.
Gargallo, T., delle Opere di Q. Orazio Flacco, XIX. A. B. 81.
v. Gariſchkij, der Gelehrte, XX. A. B. 6.
Gatterer, J C., der Gelehrte, XX. 268. — Deſſen Abhandlung: An Prussorum Litvanorum cetororumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? XX. 272, 273, 320.
Gaudenzius, Biſchof von Trieſt, XVII. 16.
Geberardo, Biſchof von Trieſt, XVII. 23.
Gedimin gründet Wilna, XX. 238.
Gell, William, Pompeiana: the topography edifices, and ornaments of Pompeii, XX. 1.
Gelonen, die, XX. 325.
Gemälde, die älteſten in Rußland, XX. A. B. 9.
Geminianus, Vorſteher der Trieſter Kirche zur Zeit der Beſitznahme Friauls durch die Longobarden, XVII. 16.
Geneſis, XIX. 211.
Georg, Fürſt von Moskau und Michael von Twer ſtreiten um die Würde des Großfürſten, XX. 237.
Georg von Galizien ſchrieb ſich König von Rußland, XX. 237.
Germanier, die, nach Herodot, ein perſiſcher ackerbauender Stamm, XX. 325.
Gero, Biſchof von Brixen, XIX. 113.
Gervaſiuskirche, die zu Rouen, XVII. 241, 244.
Geſchichte Rußlands, von Karamſin, XX. 214.
Geſchlechtsverſchiedenheiten der Thiere, XIX. 7.
Geſenius, deſſen grammatiſch-kritiſches Lehrgebäude der hebräiſchen Sprache, XVIII. 202, 210, 212, 213, 217, 218, 221.
Geſetzgebung, über die höchſte, nach unbedingter Mehrheit der Köpfe, XVIII. 89.
Gesta Romanorum, XVII. A. B. 20, 31.
Ghaſelen, vom Grafen von Platen Hallermünde, XIX. 141. 165.
Gibbon, der Hiſtoriker, XVIII. 230. — XX. 222.
Gibraltars Geſchichte, von Lopez de Ayala, XIX. 71.
Giuſtiniano, Georg, Podeſta von Trieſt, XVII. 29, 30.
Giuſtiniano, Michael, Podeſta von Trieſt, XVII. 29.
Glagoliten, die, in Iſtrien und Dalmatien, XVII. 68, 74.
Glinskij, die Fürſten, regieren im Namen des Großfürſten Johann IV. das ruſſiſche Reich, XX. 252.
Görres Schahnahmeh, XVII. A. B. 60. — Deſſen Schrift: Europa und die Revolution, XVIII. 88.
Goes, Graf, wird bey Padua gefangen, XVII. A. B 71.
Göthes Wilhelm Meiſters Lehrjahre, XVII. A. B. 18. — XVIII. 251, 259, 260, 261, 262. — XIX. 255, 303, 313. — Göthe beurtheilt von Schubarth, XVIII. 247. — Ueber den weſentlichen Inhalt und Zuſammenhang der vorzüglichſten Göthe'ſchen Werke, XVIII. 248. — Deſſen Werthers Leiden, XVIII. 253, 259, 260, 276. — XIX. 302. — Deſſen Götz von Berlichingen, XVIII. 254, 256. — XIX. 258, 263. — XX. 197, 201. — Deſſen Fauſt, XVIII. 266, 267. — XIX. 158, 239. — XVIII. A. B. 35. — XX. 165. — Deſſen Wilhelm Meiſters Wanderjahre, XVIII. 265. — XIX. 285. — Deſſen Wahlverwandtſchaften, XVIII. 257, 274, 276. — Deſſen Pandora, XVIII. 278. — Deſſen Taſſo, XVIII. 279. — XIX. 239, 263 — Deſſen Iphigenie auf Tauris, XVIII. 279. — XIX. 239, 262. — Deſſen Verdienſt um die Kunſt, XVIII. A. B. 70. — Deſſen Beyträge für das Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, XIX. 103. — Deſſen weſt-öſtlicher Divan, XIX. 154, 157, 160. — Zu deſſen Beurtheilung mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt, XIX. 231. — Deſſen Morphologie, XIX. 237. — Deſſen Klavigo, XIX. 239. — Deſſen Mahomet, XIX. 240. — Deſſen: Winkelmann und ſein Jahrhundert, XIX. 241, 265. — Deſſen Farbenlehre, XIX. 249, 251, 276. — Deſſen italieniſche Reiſe, XIX. 254. — Göthe als Kritiker betrachtet, XIX. 255. — Deſſen Hefte über Kunſt und Alterthum, XIX. 261, 280, 295. — Deſſen Trauerſpiel: Die natürliche Tochter, XIX. 263. — Parallele zwiſchen Göthe und Schiller als dramatiſche Dichter, XIX. 299. — XX. 116, 130, 163, 164, 201, 202.
Golfo, el, de las Sineras, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 13.
Gomez, Antonio Enriquez, der ſpaniſche Dichter, XIX. A. B. 21.
Gongora, der ſpaniſche Dichter, XIX. A B. 23.
Gonzalez, Diego, der ſpaniſche Dichter, XX A. B. 24.
Goppo, Antonio, Biſchof von Trieſt, XVII. 35.
Gott, was er an ſich ſey? XVIII. 165. — Lehren vom Verhältniſſe des Menſchen zu Gott, XVIII. 188.
Gottfried, Patriarch von Aquileja, XVII. 23.

Gozzi, C., il pubblico Secreto, XVII. A. B. 23. — Dessen Schauspiel: le due Notti affanose, XVII. A. B. 31. — XVIII. A. B. 13.
Grautoff, Professor, dessen Verzeichniß der Manuscripte auf der Stadtbibliothek zu Lübeck, XIX. 103, 107.
Grâville, die dasige Prioren, XVII. 244.
Gregor der Große, Papst, XVII. 16. — XIX. 89.
Gregor XII., Papst, XVII. 33.
Gregorii, M., Libri pastorales, XVII. 130.
Gregorii Naz. Opera, XVIII. A. B. 37.
Gregorius Turonensis, XVIII. A. B. 38.
Grek, Marim., der gelehrte Mönch, verzeichnet die griechischen Bücher in Rußland, XX. 249.
Grellmanns historischer Versuch über die Zigeuner, XX. 322.
Gretsch's Geschichte der russischen Literatur, XX. A. B. 21.
Griechen und Türken, Betrachtungen über sie, von Fouqué, XX. 91.
Griechische Inschrift auf einem ägyptischen Mumiendeckel, XX. A. B. 45.
Gries, dessen übersetzte Schauspiele Calderons, XVII. A. B. 1, 12, 23. — XVIII. A. B. 1, 4, 19. — XIX. A. B. 48, 49.
Grimm, Jakob, dessen deutsche Grammatik, XVII. 79.
Grimm, J., Silva de Rom. viejos, XVII. A. B. 20, 25. — XVIII. A. B. 24.
Grimm, Br., deutsche Sagen, XVII. A. B. 8.
Grimm, W. C., über deutsche Runen, XX. 370.
Grohmanns Bruchstücke der gothischen Baukunst, XIX. 22.
Grossing's, Dr., Abhandlung: Der wahrscheinlich markomannische Thurm zu Klingenberg, XX. 370.
Grotefend, der Gelehrte, XIX. 103.
Guardate de la agua mansa, ein Familiengemälde Calderons, XVII. A. B. 13.
Guarini, il Pastor fido, XVIII. A. B. 13.
Gudowitsch, der russische Feldherr, XVIII. A. B. 64, 65.
de Guevara, Luis Velez, der Dichter, XIX. A. B. 25. — Dessen Schauspiele, XIX. A. B. 26.
Guido, der Maler, XIX. 266.
Guizot, des moyens de gouvern. et d'oppos. dans l'état actuel de la France, XVII. 1.
Güldenstädt's Reisen durch Rußland, XX. 264. — XX. A. B. 4, 27.
Gulistan, der Garten von, XVIII. A. B. 54.
Günthner, der Geschichtschreiber, XIX. 29.
Gustos y disgustos son no mas que imaginacion, ein historisches Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 30.
Gutbirische neue Testament, das, XVIII. 205.
Gutfeld's religiöse Poesien, XVII. A. B. 67.

H.

Habsburgs, des Hauses, Stammbaum, XIX. 114.
Hado y Divisa de Leonido y de Marfisa, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 10.
Hadrian, Kaiser, XVII. 15. — XX. A. B. 46.
Hadschi Mohammed Husein Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 50.
Hadschi Mohammed Husein Eminod-dewlet, d. i. Finanzminister u. gegenwärtiger Großwesir des Schah von Persien, XVIII. A. B. 51.
Hafis, der Dichter, XIX. 152, 153, 155, 163.
v. d. Hagen und Büschings Buch der Liebe, XVIII. A. B. 6.
v. d. Hagen's Briefe in die Heimat, XX. 370.
Haider erlangt die oberste Gewalt von Transoxana, XVIII. A. B. 59.
Haider Kulischah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
v. Haller, dessen Restauration der Staatswissenschaft, XIX. 74.
v. Haller's staatswissenschaftliches System, XVIII. 55, 56, 57, 59.
Haman, XX. 82.
v. Hammers, Jos., Geschichte der schönen Redekünste Persiens, XVII. A. B. 41. — Denkmal auf das Grab der beyden letzten Grafen von Purgstall, gesetzt von Joseph v. Hammer, XVII. A. B. 69. Dessen Juwelenschnüre Abul-Maanis, XIX. 142, 143. — Dessen Schirin, XIX. 152, 160, 161, 162, 163. — Dessen Recension der von Walcker herausgegebenen Abhandlung G. Zoegas, XX. 312, 315.
Hanke von Hankenstein, Alois, besitzt einen Codex in vorcyrillisch slawischer Sprache, XX. 223.
Hannibal, XIX. A. B. 69, 71.
Hasan Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 50.
Haselbauer, dessen chaldäische Sprachlehre, XVIII. 216, 218.
Hassan Ali Schah von Irak, XVII. A. B. 45.
Hassan Kuli Chan, wird zum Abfall verführt, XVII. A. B. 36, 37.

Hauteroche, la Dame invisible, XVII. A. B. 5.
Haz hien y guardato, das Schauspiel, XIX. A. B. 24.
Hecatommithi di Giraldi Cinthio, XVIII. A. B. 3.
Heeren, dessen Ideen über Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, XX. 261, 268, 272, 318.
Heimfeld, das Schloß, in der Steyermark, XVII. A. B. 70.
Heinrich, Abt von Admund, XVIII. 232.
Heinrich, Graf von Görz-Tyrol, Podesta von Triest, XVII. 22.
Heinrich IV, Kaiser, nimmt Adelheid, des Markgrafen von Stade Wittwe zur Frau, XX. 226.
Heinrich, Herzog von Kärnthen, XVIII. 233.
Heinrich von Landshut, XIX. 30.
Heinrich, Herzog von Liegnitz, XVIII. 242.
Heinrich III. Rapiccio, Bischof von Triest, XVII. 27.
Heinrich der Vierte, König von Frankreich, XVII. 193.
Heinrich IV. von Wildenstein, Bischof zu Triest, XVII. 32.
Heinse's Schilderungen der venezianischen Maler-Schule, XVIII. A. B. 70.
Hekaergos, die Priesterin, XIX. A. B. 73.
Helblings, Seifried, Gedichte, XVIII. 228.
Helena, die Großfürstin, stirbt an beygebrachtem Gifte, XX. 250.
Helias der Thesbite ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 231.
Heliodors Aethiopica, XVIII. A. B. 8, 9.
Heptameron de la Reyne de Navarra, XVIII. A. B. 3.
Heraklea, wer es stiftete? XX. 262, 266.
Heraklius, XVIII. A. B. 30.
Heraklius, Statthalter in Georgien, XVIII. A. B. 42.
Herbart, Joh. Fried., dessen Lehrbuch zur Psychologie, XVIII. 102.
Herberstein, der kaiserl. Gesandte, XX. 99, 247, 249.
Herder's Philosophie der Geschichte der Menschheit, XVII. 66, 93, 126. — XVIII. 259. — Dessen Ideen zu einer Geschichte der Menschheit, XIX. 60.
Herkulanum, XX. 10, 16.
Herkules, der farnesische, XIX. A. B. 1.
Herkules, der ägyptische, XIX. 71, 72.
Hermagoras, der heil., verpflanzt das Christenthum nach Triest, XVII. 15.
Hermanas vandoleras, las, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Hermann, Markgraf von Brandenburg, XVIII. 233. — Dessen Vermählung mit der habsburgischen Anna, XVIII. 237.
Hermann von Luxenburg, der Gegenkönig, XIX. 203.
Hermanrich, König der Gothen, XX. 216.
Hermes, dessen christkatholische Theologie, XVIII. 162.
Hermes, die Zeitschrift, XVII. 181. — XIX. 180.
Herodot, XVII. A. B. 41. — XIX. 245. — XIX. A. B. 71. — XX. 217. — Herodot, XX. 260, 262, 266, 267, 269, 271, 272, 273, 274, 282, 298, 309, 310, 311, 320, 321, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 340, 341, 350, 351.
Herrera, Hernando, der Dichter, XX. A. B. 28.
Hesiod's Theogonie, XX. 269, 275, 315, 316. — XX. A. B. 187.
Hetzl's Anweisung zum Chald. XVIII. 209, 210, 214, 216, 217, 219.
Hezel, Kollegienrath, der Orientalist, XX. A. B. 20.
Hieronymus, der Kirchenvater, XVII. 68.
Hija de la ayre, la, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 21.
Hijo, el, del Sol, Faeton, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 16.
Hijos, los, de la Fortuna, Teagones y Cariolea, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 8.
Hinrichs Werk: die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft, XX. 29.
Hipping, der Gelehrte, XX. A. B. 4.
Hispaniens Urbewohner, Humboldts Werk über dieselben, XIX. 46.
de Hita, G. P., Historia de las guerr. civ. de Granada, XVII. A. B. 30.
Hofbibliothek, die k. k., ihre Handschrift von Ottokar von Horneks Reimchronik, XVIII. 229.
Hoffmannswaldau, der Dichter, XVIII. A. B. 4.
Hogarth, XVII. A. B. 5.
Hohenlinden, die Schlacht von, XX. 356.
Hombre pobre todo es trazas, ein dramatisches Sittengemälde Calderons, XVII. A. B. 11.
Homer's Hymnus an Demeter, XVII. 37. — Dessen Ilias, XVII. 207. — XVIII. 247, 249, 250, 251. XVIII. A. B. 12. — XIX. A. B. 74.
Houra, confusion y amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
Horaz, XVIII. A. B. 42. — Dessen Villa, XIX. A. B. 5. — Dessen Werke in das Spanische übersetzt von Javier de Burgos, XX. A. B. 32. — Dessen Werke übersetzt von Thomas

Gargollo, XIX. A. B. 81. — Schilderung seines Charakters und Zeitalters, XIX. A. B. 81.
v. Hormayr, Freyherr, dessen Ahnentafeln der Purgstalle, XVII. A. B. 72. — Dessen sämmtliche Werke, XIX. 105, 110. — Dessen Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, XIX. 113. XX. 97. — Dessen österr. Plutarch, XIX. 119. — Dessen Archiv für Süddeutschland, XIX. 105, 106, 107. — XX. 264.
Hormuf Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A B. 47.
v. Hornecks, Ottokar, Reimchronik, XVIII. 227. — Die davon vorhandenen Handschriften, XVIII. 229, 245. XIX. 121, 125. — XX. 107.
Horváth, Herausgeber von: Egyházi Ertekezesch és Tudósisúsok, XIX. A. B. 77.
Hospital dell' Annunziata, das, in Trieſt, wer es erbaute? XVII. 30.
Houdan, das alte Schloß, XVII. 251.
v. Houwalds, Ernſt, Trauerſpiele, XIX 205.
Hudsoni Geogr. minores, XX. 351.
de Huerta, Antonio, deſſen Schauſpiel: Las cinco blancas de Juan de Espera en Dios, XVII. A. B. 22.
Huerta, Theatro Hespanol, XVII. A. B. 1, 2, 7, 18, 29. — Dessen Catalogo alphabetico de las Comedias, XVII. A. B. 2. — XIX. A. B. 10, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 40, 41.
Hufeland, XIX. 20.
Hughes, J., Pompeji, a Descriptive Ode, XX. 1.
Huinaiunſchah, ein Sohn des Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 45.
v. Humboldt, Wilhelm, deſſen Werk: Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache, XIX. 46.
Humboldts Anſichten der Natur, XIX. A. B. 69.
v. Hungersbach, Simon, Hauptmann von Trieſt, XVII 36.
Huſein Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Huſeinſchah von Fars, XVIII. A. B. 44, 63.
Huſſein Kuli-Chan, XVII. A. B. 42. XVIII. A. B. 40.
Hyacinthus, der älteſte Vorſteher der Chriſtengemeinde zu Trieſt, XVII. 15.
Hypanis, der Fluß, XX. 325.

J.

Jabal, Deutung dieſes Namen, XIX. 59, 221.
Jacobi's, Fried. Heinrich, Werke, XIX. 169.
Jagello von Litauen wird Chriſt und König von Polen, XX. 240.
Jagellonen, die, in Ungern, eine hiſtoriſche Schilderung, XX. 98.
Jahia Chan, XVIII. A. B. 52.
Jahn, Joannis, Elementa Aramaicae seu Chaldaeo-Syriacae linguae lat. reddita ab. A. Oberleitner, XVIII. 202, 205, 212 — Deſſen chaldäiſche Chreſtomat. XVIII. 214, 218, 220, 222.
Jakobus, der Apoſtel, XVIII. 177.
v. Jankovics, in Peſth, beſitzt ein altes Oehlgemälde, eine polniſche Geſandtſchaft an einen ruſſiſchen Regenten vorſtellend, XX. A. B. 17.
Jardin de Falerina, el, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 9.
Jaropolk, Großfürſt, XX. 220.
Jaroslaw, Großfürſt, der Umfang ſeines, Reiches, XX. 224. — Deſſen Tochter, mit wem ſie verehelichet wurden? XX. 224. — Sein Monument zu Kiew, XX. 224. — Die Ländertheilung unter ſeine ſechs Söhne, XX. 224.
Jaroslaw, Großfürſt, ſtiftet die Sophienkirche zu Kiow, XX. A. B. 12. Deſſen marmornes Grabmal in dieſer Kirche, XX. A. B. 13.
Jaſykow, Kollegienrath, Ueberſetzer des Schlözer'ſchen Neſtors, XX. A. B. 22.
Iberiſche u. vaskiſche Sprache ihre Identität, XIX. 52, 63.
Ibrahim Chalil Chan, der Häuptling des Stammes Dſchewaſchir, XVIII. A. B. 58.
Ibrahim Chan Puser Chuande, Statthalter von Kerman, XVIII. A. B. 50.
Ibrahim Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Jemappes, die Schlacht von, am 6. November 1792, XX. 354.
Jermolajew, deſſen Reiſe durch Ruſſland, XX. A. B. 24.
Igleſias, der ſpaniſche Dichter, XX. A. B. 28.
Igor, der ruſſiſche Fürſt, wird als Mönch erſchlagen, XX. 228.
Igors Zug gegen die Griechen im Jahre 941, XX. 220.
Iliade, die, XVII. 50.
Imamwerd ein Sohn des Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 46, 63.
Immermans Luſtſpiel: die Prinzen von Syrakus, XX. 109, 206. — Deſſen Trauerſpiele: das Thal von Roncevalu. Edwin, XX. 211. — Deſſen Trauerſpiel Petrarka, XX. 212.
Imposible mas facil, el, das Schauſpiel, XIX. A. B. 22.
Imre, deſſen Werk: Amicum Foedus

Rationis cum Experientia seu Philosophia crisi recentissima deducta, XIX. A. B. 78.
Industria contra el Poder, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Industria, la, contra el poder, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Ines de Castro, eine Episode aus Camoens Lusiade, XX. A. B. 42.
Infinitesimal-Kalkul. neue Methode für denselben, vom Grafen Buquoy, XVIII. 225.
Innocenz X., Papst, XVIII. A. B. 32.
Jo me entiendo, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Joann Wassiljewitsch, der Czar, XX. A. B. 17.
Joannowitsch, Basilius, der Zar, XVII. 75.
Job de las mugeres, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Johann, Se. k. k. Hoheit Erzherzog von Oesterreich, XX. 356.
Johann III. der Große, Großfürst von Rußland, sein Geburtsjahr, XX. 242. — Unter ihm erhebt sich die russische Geschichte zur Würde einer wahren Staatsgeschichte, XX. 243, 244. Er verbindet sich mit Mathias, König von Ungern, gegen die Polen, XX. 244. — Dessen Tod, XX. 246.
Johann IV., der Großfürst u. Zar, XX. 249. Wird feyerlich gekrönt und vermählt sich mit Anastasia Jurjewitsch, XX. 252. — Seine Alleinregierung, XX. 253. — Dessen Anstalten zur allgemeinen Aufklärung seines Staats, XX. 253. — Er nennt sich Gebieter von Sibirien, XX. 255. Kriegsereignisse während seiner Regierung, XX. 256. ff.
Johann Kalita, Großfürst von Rußland, unter ihm wird Moskau die Hauptstadt des Landes XX. 238,
Johann XX. Papst, dessen Bild im Naumburger-Dom, XIX. 22.
Johann XXII., Papst, XVII. 28.
Johann, Prinz von Burgund, XIX. 30.
Johann Rudolf, Bischof zu Triest, XVII. 22.
Johann von Schwaben, der Mörder Kaiser Albrechts, XIX. 122.
Johann I., Bischof von Triest, wird Patriarch von Grado, XVII. 16
Johann III., Bischof von Triest, XVII. 19.
John, der dänische Missionär, XVII. A. B. 68.
Jordanis Veneden im 6ten Jahrhundert sind Slawen, XX. 216.
Joseph II., Kaiser, XX. 247.
Joseph, el, de las Mugeres, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 35.
Josephus Antiq. Jud. XVIII. A. B. 2, 4.
Irenäus, XVIII. 174.
Irenco's Werk über Triest, XVII. 13, 18, 27.
Isa Chan kais. pers. Kammerdiener, XVIII. A. B. 51.
Isjaslaw's, des russischen Fürsten Gebiet, XX. 224. — Dessen Thaten, XX. 225.
Isjaslaw, Fürst von Czernigow, wird auf den Kiewer Thron berufen, XX. 229.
Isidor, des Metropoliten, Reise zum Kirchenrathe nach Florenz, XX. 242.
Isis, der Fluß in Kolchis, XX. 326.
Iskenderschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
Ismael, der nogaische Fürst, sucht des Großfürsten Johann IV. Freundschaft, XX. 255.
Ismailbeg Damaghani Pischchidmet d. i. kais. Kammerdiener, XVIII. A. B. 50.
Ismailschah, ein Sohn Feth Ali Schahs, XVIII. A. B. 48.
Jubal, XIX. 221.
Judenthum, das Charakteristische desselben, XVII. 152.
Julius von Tarent, ein Trauerspiel von Leisewitz, XIX. 34.
Jüminges, die dortige Abteykirche, XVII. 241, 242, 246.
Junis Chan Tschartschi Baschi, XVIII. A. B. 52.
Jurij wirft sich in Moskau zum Großfürsten auf, XX. 241.
St. Just, die Kathedralkirche zu, wer sie erbaute, XVII. 27.
Justicias, las tres, en una, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 31.
Justinian, XVII. 96.
Justinus, dessen exhortat. ad Graecos, XVII. 115, 117. — XVIII. A. B. 22. — XIX. 58. 71. — XIX. A. B. 71. 75. XX. 327.
Justus, der heilige, XVII. 15.
Jusuf Chan, XVIII. A. B. 51.
Ivan Alexandrowitsch, des Smolenskischen Fürsten, Vertrag mit der Stadt Riga von 1330, XX. A. B. 7.
Iwanow, der russische Künstler, XX. A. B. 24.

K.

Kabira, die Stadt, XX. 310.
Kabiren, die, XX. 326.
Kaffas Erbauung, XX. 236.
Kain, Deutung dieses Namens, XIX. 59, 60.

Kainiten, die, ihre Namen bis Noah, XIX. 66.
v. Kalajdowitsch, die von ihm entdeckte Sammlung geistlicher Schriften vom Jahre 1073, XX. A. B. 5. — XX. A. B. 18, 19. — Dessen Denkmäler slawischer Literatur aus dem zwölften Jahrhundert, XX. A. B. 22, 26. — Dessen russische Denkwürdigkeiten, XX. 228, 229, 233.
Kanne, J. A., dessen erste Urkunden der Geschichte oder allgemeinen Mythologie, XX. 270, 275, 319, 324.
Kanngießer, P. F., dessen Grundriß der Alterthumswissenschaft, XX. 262, 263, 265, 275, 276, 285, 317, 323, 326, 327, 328, 329.
Kant, der Philosoph, XVIII. 31, 35. 102. — XIX. 67, 170, 172, 174, 176, 178, 241, 280, 282, 283, 284, 287, 296.
v. Karamsin, russischer Staatsrath und Reichshistoriograph, XVII. 72. — XX. A. B. 6. — Dessen Geschichte Rußlands, XX. A. B. 22, 23. — XX. 214.
Karier, die, XX. 326.
Karikaturen des Heiligsten, von Heinrich Steffens, XVIII. 1.
Karl der Große, Kaiser, XVII. 16, 17.
Karl IV., Kaiser, XVII. 31.
Karl des Kahlen Bild, XVII. 251.
Karl, Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs von Oesterreich, Feldzüge in den Jahren 1796 bis 1799, XX. 355.
Karthager, die, ihre Religion, eine Schrift von Dr. Friedr. Münter, XIX. A. B. 68. — Menschenopfer in Karthago, XIX. A. B. 70. — Begräbnißgebräuche bey den Karthaginensern, XIX. A. B. 74. — Wirkung der punischen Religion auf das öffentliche Leben der Karthager, XIX. A. B. 75.
Kasim Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 50.
Kasimir, K., gelangt zum Besitze von Galizien, XX. 238.
Kaßr Schirin im türkischen Irak, die da vorgefallene Schlacht, XVIII. A. B. 64.
Katholicismus, was er sey? XVII. 173. — Philosophisch behandelt, ist Hyperdogmatismus, XVIII. 178. — In ihm liegt kein Indifferentismus, XVIII. 196.
Katschenowsky, Professor in Moskau, Redacteur des europäischen Boten, XX. A. B. 21.
Kaussch ah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.
Keiblinger, Ignaz, Mölker Kapitular, XIX. 106.
Keichosrewschah, ein Sohn des Schah von Persien, XVIII. A. B. 46.
Keikobad Schah, ein Sohn Feth Ali Schahs, XVIII. A. B. 46.
Keil's Ausgabe von Calderons Schauspielen in der Ursprache, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 39, 44, 45, 46.
Kejomers Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 49.
Kephallides, A. G., dessen Schrift: de historia maris Caspii, XX. 274.
Kerketen, die, XX. 329.
Kettler, Großmeister, verbindet sich mit August, König von Polen, gegen Rußland, XX. 258.
Kiews Erbauung, XX. 217. — Kiews Kirchen und Marktplätze, XX. 222, 223. — Jaroslaws Monument von Marmor daselbst, XX. 224. — Kommt unter Litauen, XX. 238.
Kimmerier, die, XX. 326.
v. Kinis, Paul, der Feldhauptmann des Königs Mathias Corvinus, XX. 99.
Kirche, die, ihre Grundlage, XVII. 164. — Von ihrer Verbindung mit dem Staate, XVIII. 198.
Kirchen, alte, in Rußland, XX. A. B. 8. — Ihre Gestalt, XX. A. B. 13.
Kirchengesang, altrussischer, XX. A. B. 14.
Kirchers China illustrata, XVII. A. B. 68.
Klassen der Thiere, XIX. 6.
Kleinmayers Juvavia, XIX. 105.
v. Kleist's, Heinrich, hinterlassene Schriften, XX. 109, 111. — Dessen Käthchen von Heilbronn, XX. 117. — Dessen Penthesilea, XX. 117. — Dessen Hermannsschlacht, XX. 118. — Dessen Prinz von Homburg, XX. 120. — Dessen Robert Guiskard, XX. 123.
Klemens VI., Papst, XVII. 30.
Kleuker's Zend-Avesta, XX. 299, 309, 312.
Klingenberg, der dasige markomanische Thurm, XIX. 106. — XX. 370.
Klopstock, der Dichter, XVII. 207. — Dessen Messiade, XVII. 329. — XVIII. 256.
Klosterneuburg, der daselbst befindliche Verdunер Altar, XIX. 23.
Klüpfel, P. T. E., Institutiones Theologiae dogmaticae, XVII. 107.
Köffinger, der Dichter, XX. 105. — Dessen Ballade: die Villi, XX. 108.
v. Kochler, der Numismatiker, XX. 288, 291, 297, 298, 303, 307, 311, 316, 317, 329, 331, 334, 335, 337.
v. Köhlers Comosarye, XX. A. B. 2.
v. Koeppen, XVII. 97. — Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland, XX. A. B. 1.
Kolchier, die, XX. 326.
Koloman, König Andreas Sohn, dessen Schicksale, XX. 231.
Kolumbus, XIX. 261.
Konczina, Erklärung dieses Wortes, XX. 218.

Konrad, Erzbischof von Salzburg, XIX. 113.
Konrad, König, Sohn Kaiser Friedrichs II., XIX. 182.
Konradins Mutter, eine Sage von ihr, steht im Taschenbuche für die vaterländische Geschichte, XX. 107.
Kopitar, der Hofbibliothek-Custos und slawische Sprachforscher, XVII. 75, 79. — XX. A. B. 2, 18.
Kormtschaia Kniga, die, XX. A. B. 7.
Korsunische Christusbild, das, in Moskau, XX. A. B. 10.
Kosaken, die donischen und die kleinrussischen, woher sie abstammen, XX. A. B. 26. — XX. 254.
Kosegarten, der Dichter, XIX. 143, 168.
Kotys, der Aspurgier, XX. 294.
Kotys, der Sohn des Rhömetalkes, Königs von Thrakien, XX. 320.
Kotzebues Ehrenpforte, XX. 208.
Krause, Dr., XIX. 26, 27 28.
Kremenzer Grammatik, die, XVII. 75.
Krim, die berühmte große mogolische Stadt, XX. 236.
Kritik, literarische, über ihre Bestimmung und Gränzen, XIX. A. B. 49.
v. Krug, Kollegienrath, XX. A. B. 22.
Kruse, Dr., dessen Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer der germanischen Völkerstämme, XIX. 107.
Kunitsch, dessen Biographien der merkwürdigsten Männer der österreichischen Monarchie, XVII. A. B. 70.
Kurd, Bedeutung dieses Namens, XVII. A. B. 57.
Kurz, dessen Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, XIX. 105.

L.

Laborde, Voyage en Autriche, XIX. 124.
Lacroix, élémens de géom. descr. XX. 20.
Lafontaines Fabeln, XVII. A. B. 21.
Lagrimas, las, de David, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Lamberger, Kaspar, Stadthauptmann von Triest, XVII. 35.
Lances de Amor y Fortuna, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 19.
Landrecy's Einnahme, XX. 354.
v. Lang, C. H. Ritter, dessen Geschichte des baierischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt. XIX. 29. — Dessen Regesta des baierischen Reichsarchives, XIX. 102. 107.
Langs, P., ungedruckte deutsche Chronik, XIX. 25.
Lanzedelly, dessen lithographirte Blätter des Habsburgischen Stammbaumes, XIX. 118.
Laudon, der österreichische Feldherr, unter ihm eröffnete Karl, Fürst zu Schwarzenberg seine kriegerische Laufbahn, XX. 353, 354.
Laurel de Apolo, el, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 17.
Laurentische Kodex, der, XX. A. B. 7.
Lavater, der Dichter, XVII. A. B. 71.
Lazaris, Joh. P., Großmeister des Johanniter-Ordens, XVIII. A. B. 32.
Lazius, de Republ. Roman., XVII. 14. — XVIII. 231.
Leake's Researches, XVII. 70, 95, 96.
Legitimität, in welchem Sinne sie bey den Franzosen genommen wird. XVIII. 89.
Lehrberg, der Gelehrte, XX. A. B. 22.
Leibnitz, der Philosoph, XVIII. 102.
Leipziger Schlacht, die, XX. 363. — In Leipzig starb der Feldmarschall Fürst Karl zu Schwarzenberg, XX. 372.
Leisewitzens Julius von Tarent, XIX. 34.
Lemberg, woher der Name dieser Residenz entstand, XX. 236.
v. Lench, Conrad, Stadthauptmann von Triest, XVII. 33.
Leo, König von Galizien, XX. 236, 237.
Leo, Heinrich, dessen Werk: Ueber die Verfassung der freyen Lombardischen Städte im Mittelalter, XIX. 126.
de Leon, Luis, der spanische Dichter, XX. A. B. 28.
Leonard I., Bischof von Triest XVII. 24.
Leonis, S., de Passione Domini, XVII. 130.
Leopold der Biederbe, Herzog von Oesterreich, XVII. 31. — Nimmt die Landeshoheit über Triest an, XVII. 32.
Leopold der Erlauchte, Markgraf von Oestrreich, XIX. 112.
Lepsius, C. P, über das Alterthum und die Stifter des Domes zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor, XIX. 21.
Lery, die dasige Kirche, XVII. 241.
Leschko der Weise, Herzog, XX. 231.
Lessing, XIX. 284, 287, 296, 301. — XIX. A. B. 56. — XX. 166. — Dessen Gedanken über die Dreyeinigkeit, XIX. 243 — Dessen Schriften zur Geschichte und Literatur, XX. A. B. 20.
Letronne, XX. 295, 313, 333.
Leukon, König, die ihm zugeschriebenen Münzen, XX. 288.
Leusden, Schola syriaca, XVIII. 203, 205, 215.
Liefländische Orden, der, sucht 1554 bey Rußland um Verlänge-

rung des Waffenstillstandes an, XX. 256. — Die Könige von Polen, Schweden und Dänemark treten als Vermittler für Liefland auf, XX. 257. — Kaiser Ferdinand verlangt von Rußland, daß Liefland als ein Reichsland nicht bekriegt werde, XX. 258.
Lillebonne, das Lieblingsschloß Wilhelm des Eroberers, XVII. 244.
Lily, John, der Dichter, XVIII. A. B. 4.
Linguet, Théâtre Espagnol, XIX. A. B. 14.
Linné, der Naturforscher, XIX. 6.
v. Lirins, Vicentius, XIX. 83.
Liseux, die dasige Kathedrale, XVII. 241, 247.
Lista, D. Alberto, Poesias, XX. A. B. 27.
Litauen wird von den krimischen Tartaren verheert, XX. 247. — ingleichen von den Russen, XX. 250.
Literatur, die, in Ungern, XIX. A. B. 75. — Encyklopädie, XIX. A. B. 76. — Theologie, XIX. A. B. 77. — Philosophie, XIX. A. B. 78. — Statistik und Topographie, XIX. A. B. 79. — Italienische Literatur, XIX. A. B. 81.
Livius, der römische Historiker, XVIII. 230. — XVIII. A. B. 5.
v. Loboiko, dessen Aufsatz über nordische Literatur, XX. A. B. 4.
Locke, der Philosoph, XVIII. 102.
Lombardische Städte, die, ihre Verfassung im Mittelalter, XIX. 126.
Lope de Vega, der spanische Dichter, XVII. A. B. 4, 14, 15, 17, 30. — XVIII. A. B. 4, 8, 10, 12, 15, 21, 22, 28, 39. — XIX. A. B. 18, 20, 26, 29, 31, 34, 35, 36.
Lothar, König, XVII. 19.
Lothars, des Kaisers, Bildniß, XVII. 251.
Loxo, die Priesterinn, XIX. A. B. 73.
de Luca, Georg, Administrator des Triester Bisthumes, XVII. 28.
Lucanor, el Conde, das Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 26. — XIX. A. B. 16.
Ludolfs Schaubühne, XVII. A. B. 11, 12, 13, 21. — XVIII. A. B. 14 (2) 15, 18.
Ludwig der Bärtige, der baierische Herzog, dessen Geschichte von Ritter von Lang, XIX. 29. —. Auszug aus diesem Werk, XIX. 30. — Merkwürdige Sittenzüge seiner Zeit, XIX. 33. — Seine Lieblingsbeschäftigung und Hofhaltung, XIX. 34.
Ludwig XVI., König von Frankreich, XVIII. 83.
Ludwig der XVIII., König von Frankreich, XVII. 9.
Ludwig der Fromme, Kaiser, XVII. 18.
Ludwig der Strenge, Pfalzgraf, sein und seiner Frauen Brustbild, XIX. 120.
Lusiade, die, des Camoens, XX. A. B. 37, 38, 40. ff. — Uebersetzungen dieses Gedichtes, XX. A. B. 42.
Lutf Ali, der Send, XVIII. A. B. 39, 40, 41.
Luther, Martin, XVII. 165. — Göthes Ausspruch über dessen Schriften, XIX. 249.
Luzero de Castilla, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Lysippus, XIX. 274.

M.

Mabillon Acta Sanctorum ord. St. Benedicti, XVIII. A. B. 24, 28.
Macabeo, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 2.
de Macedo, Agostinho, dessen Kritik der Lusiade, XX. A. B. 43. — Dessen Gedicht: Gama, XX. A. B. 43.
Machiavell, XIX, 246.
Mack, Generalquartiermeister, Baron, XX. 357.
Maderno, Stephan, dessen Statue, die heilige Cäcilia, XVIII. A. B. 72, 73, 76.
Maestro, el, de danzar, ein Schauspiel Calderon's, XVII. A. B. 14.
Maßen, woher diese Benennung abzuleiten sey? XX. 274.
Maffeis Hist. indicae, XVII. A. B. 68.
Mágico prodigioso, el, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 36.
Mahmudschah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 45.
Mailáth, Graf Johann, dessen Beyträge zur Geschichte der Banffi, XX. 102.
Mainati, G., Croniche di Trieste, XVII. 10. — Gedruckte und ungedruckte Werke, welche er dabey benutzte, XVII. 14.
Mainhardt III., Graf von Görz, Podesta von Triest, XVII. 25.
Mainhard VII., Graf von Görz, nimmt das Castrum Vinchenberg zu Lehen an, XVII. 31.
Maistre, Graf, XVII. 40.
Makarius, Erzbischof von Nowgorod, XX. 251.
Makkabäer, die, ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 235.
Mal, el, pagador on pajas, das Schauspiel, XIX. 21.
Malespini, ducento Novelle Nov. XVIII. A. B. 3.
v. Malsburgs übersetzte Schauspiele des Calderon, XVII. A. B. 1, 5,

7, 10, 22. — XVIII. A. B. 1, 12, (2) 30, 31, 32. — XIX. A. B. 42, 48.
Mañana será otro dia, ein dramatiſches Werk von Calderon, XVII. A. B. 10.
Mañanas de Abril y Mayo, ein Schauſpiel von Calderon, XVII. A. B. 8.
Mandas, Balthaſar der Johanniter, XVIII. A. B. 32.
Mannert's Geographie der Griechen und Römer, XX. 268, 273, 284, 324, 325.
Manos, las, blancas no ofenden, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.
Manrique, Jorge, Coplas, XX. A. B. 37.
Manzoni, Alexander, der Dichter, XIX. 262.
Manzuoli descriz. dell' Istria, XVII. 14.
Marco Antonio y Cleopatra, das Schauſpiel, XIX. A. B. 19.
v. Marezolls Predigt in Jena 1808, XIX. 76.
Margarethe Thereſe, Infantin von Spanien, XVIII. A. B. 14, 18.
Marheinecke's Symbolik, XVII. 125.
Maria Thereſia, die Kaiſerin, XVII. 77.
Maria Thereſia, Infantin von Spanien, XVIII. A. B. 15, 18.
Mariana, de rebus Hispaniae, XVIII. A. B. 25.
Marinus Coronini, Biſchof von Trieſt, XVII. 35.
Markomaniſche Thurm, der, zu Klingenberg, XIX. 106. — XX. 370.
Marquard, Patriarch von Aquileia, XVII. 31.
Martinus, Biſchof von Trieſt, XVII. 15.
Mas puede amor que el dolor, das Schauſpiel, XIX. A. B. 36.
Maurer, Profeſſor, XVIII. A. B. 77.
Maximilian I., Kaiſer, XVII. 36, 37. — Auf ſeinen Befehl entſtand der Stammbaum des Hauſes Habsburg, der ſich gegenwärtig in der Ambraſer-Sammlung befindet, XIX. 116. u. f. f. — Deſſen und ſeiner beyden Gemahlinnen Bruſtbilder, XIX. 123. — Deſſen Memorienbuch, XX. 107. — Deſſen Geſandtſchaften am ruſſiſchen Hofe, XX 245, 246, 247.
Mayer, Theodor, Prof. und Kapitular in Mölk, XIX. 107.
Mayers, Beda, Vertheidigung der natürlichen chriſtlichen und katholiſchen Religion, XIX. 76.
Mayor encanto Amor, el, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 11.
Mayor, el, monstruo los zelos, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII A. B. 4.
Mazarin, Kardinal, XVII. 193.
Mazois, XX. 3.
Meckel, J. F., Syſtem der vergleichenden Anatomie, XIX. 1.
Meder, die, XX. 326.
Mediziniſche Werke Rußlands aus der älteſten Zeit, XX. A. B. 14.
Medico, el, de su honra, ein hiſtoriſches Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 28.
Mednyansky, Freyherr von, Mitherausgeber des Taſchenbuches für die vaterländiſche Geſchichte, XX. 97.
Meiners Geſchichte der Religionen, XVII. 61. — XVIII. 173. — XIX. 67.
Mejor está que estava, ein Luſtſpiel von Calderon, XVII. A. B. 7.
Mejor tutor es Dios, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Melanchlänen, die, XX. 317.
Melek Ahmed Schah, ein Sohn des Schah von Perſien, XVIII. A. B. 45.
Melek Jredſch Schah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 47.
Melek Kaſſemſchah und Melekſchah, Söhne des Feth Aliſchah, XVIII. A. B. 45.
Melendez, der Dichter, XX. A. B. 28.
Meletius Smotriski's ſlaviſche Grammatik, XVII. 75, 77.
Melkarth, der phöniziſche Herkules, XIX. A. B. 70, 71, 75.
Mellonus, des erſten Erzbiſchofes von Rouen Grabmal, XVII. 244.
Melſen, ein eifriger Sammler däniſcher Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Memorias de la Iglesia de Toledo, XVIII. A. B. 26.
de Mena, Juan, der ſpaniſche Dichter, XX. A. B. 28.
Mena, Hernando de, la Historia Etiopica de los amores de Teagenes y Cariclea, XVIII. A. B. 8.
Mendoza, Antonio de, ſein Luſtſpiel: El Galán sin dama, XIX. A. B. 32.
Mendoza, Diego Hurtado de, deſſen Roman: Lagarillo de Tormes, XVII. A. B. 14.
La Mennais, XVII. 200.
Menzel, C. A., Geſchichte der Deutſchen, XIX 180.
Merkur, der himmliſche Schreiber, iſt der Muſagete der Morgenländer, XVII. A. B. 34.
Messingham, Florilegium Insulae Sanctorum Hiberniae, quibus accesserunt non vulgaria monumenta, hoc est S. Patricii Purgatorium etc. etc. XVIII. A. B. 34.
Metallarbeiten, alte, in Rußland, XX. A. B. 12.

Methodius, Erzbischof in Pannonien und Mähren, XVII. 67. — Führt den slawischen Gottesdienst ein, XVII. 68, 69, 72, 73, 76.
Metternich, Fürst, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, XX. 362.
Meusels Werk: die Gelehrten Deutschlands, XX. A. B. 28. — Dessen Miszellaneen artistischen Inhalts, XX. A. B. 28.
Michael von Twer streitet mit dem Fürsten von Moskau, Georg, um die Würde des Großfürsten, XX. 237.
Michael Paläologus, des griechischen Kaisers, Tochter Euphrosyne heirathet den Tataren Nogai, XX. 236.
Michaelis, dessen Grammatica syriaca, XVIII. 202, 204, 205, 208, 209, 214, 216, 219, 220, 221.
Michieli, Marco, Podesta zu Triest, XVII. 29.
Mickle's englische Uebersetzung der Lusiade, XX. A. B. 42.
Millin annales encyclopédiques, XX. 370.
Miltiades Gelübde vor der Schlacht von Marathon, XX. 316.
Milton, der Dichter, XVII. 267. — Dessen verlornes Paradies, XVII. 229.
Mira de Ameskua, D. Antonius, stand in Diensten der Könige Philipp III. und IV. — XVII. A. B. 4.
Mira do Mescua, der Dichter, XIX. A. B. 14.
Mirsa Abdol-kerim, der pers. Reichshistoriograph, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Abdol-wahhab, Minister der auswärtigen Geschäfte, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Ahmed, der persische Hofarzt, XVIII. A. B. 50.
Mirsa Ahmed Sfubur, XVIII. A. B 52.
Mirsa Babai Munschi, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Bab-ai Ruschti, Mestufi des Diwans, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Esedollah Leschkernuwis, d. i. Schreiber des Kriegsheeres, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Feridun, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Hadi, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Haschem, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Husein, der Astronom, XVIII. A. B. 50.
Mirsa Mehdi, der persische Staatssekretär, XVIII. A. B. 50.
Mirsa Mohammed Ali, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Chan, XVIII. A. B. 39.
Mirsa Mohammed Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 50.
Mirsa Mohammed Chan Risa, Schreiber des Diwans, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Jusuf, Mestufi des Diwans, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Nedim, XVIII. A. B. 52.
Mirsa Mohammed Sahab, XVIII. A. B. 52.
Mirsa Mohammed Schefii, der Großwesir, XVII. A. B. 42.
Mirsa Mohammed Schefii, der verstorbene persische Großwesir, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Seki, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Sfadik, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mohammed Taki, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Mursa, der Astronom, XVIII. A. B. 50.
Mirsa Musa, Mestufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirsa Risa Kuli Chan Munschi-memalik, d. i. Landschreiber, XVIII A. B. 51.
Mirsa Seinol-aabidin, XVIII. A. B. 51.
Mithras-Kultus, XX. 298.
Mithridates, XIX. 47, 57.
Mohammed Ali Schah, ein Sohn des Feth Alischahs, XVIII. A. B. 45, 60, 63, 67.
Mohammed Chan, der Katschare, XVIII. A. B. 60.
Mohammed Kuli Schah von Masenderan, XVIII. A. B. 44. 63.
Mohammed Risaschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 46.
Mohammed Sfadik Chan Denbeli, XVIII. A. B. 50.
Mohammedschah, der Eunuche, XVII. A. B. 56, 62, 63. — XVIII. A. B. 39, 40. 41, 42, 43.
Mohammed Taki von Burudscherd, XVIII. A. B. 46.
Mohammed Weli, Schah von Chorasan, XVIII. A. B. 44. 62.
Molière, Femmes savantes, XVII. A. B. 16. — Amour médecin, XIX. A. B. 22.
Mölk, die älteste Burg der Babenberger, XIX. 106.
Molla Ali aßghar Mollabaschi, d. i. Haupt der Gesetzgelehrten, XVIII. A. B. 50.
Molla Mohammed von Sari, der Geschichtschreiber Mohammedschahs, XVII. A. B. 62.
Moller, über altdeutsche Baukunst, XIX. 28.
Möller, Jens, Theologisk Bibliothek, XX. A. B. 28.
Monflorito die Coderta, Podesta von Triest, XVII. 28.
Monge, géometrie descript. XX. 20.

Monstruo de los jardines, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Montalvan, Juan Perez de, dessen Schauspiel: Los Empeños que se ofrecen, gehört wörtlich dem Calderon an, XVII. A. B. 13. — Dessen Schauspiel: Los Hijos de la Fortuna, XVIII. A. B. 8. — Dessen Vida y Purgatorio de S. Patricio, XVIII. A. B. 34. — XIX. A. B. 16.
Montesquieu, XVII. 199.
Montfaucon's Paläographie, XVII. 83.
Montlosier, Graf, dessen Werk über die französische Monarchie, XVII. 197.
Montmorency, das Schloß, XVII. 250.
Montvilliers, das daf. Nonnenkloster, XVII. 244.
Monumenta Augustae domus austriacae, XIX. 114.
Monumenta boica, XIX. 101.
de Morales, Christoval, der Dichter, XIX. A. B. 16.
Morandino di Rebecco, Rudolph, Bischof zu Triest, XVII. 27.
de Moratin, Obras póstumas, XX. A. B. 31. — Moratins Todesjahr, XX. A. B. 32.
Moreau, General, XX. 356.
Moreto, dessen Lustspiel: El lindo Don Diego, XVII. A. B. 8, 17, 28.
Moriers Reisebeschreibung, XVII. A. B. 36. — XVIII. A. B. 56.
Moritz, Bibliothekar zu Amberg, XIX. 105.
Morosinis venezianische Geschichte, XVII. 14.
Mosaikbilder in der Sophienkirche zu Kiow, XX. A. B. 11.
Moses, seine Person und Schriften, XVII. 137.
Moskau's Begründung, XX. 228, 237. Wird die Hauptstadt des Landes, XX. 238. — Die Zahl der Einwohner und Häuser dieser Stadt im Jahre 1520, XX. 249. — Moskau erleidet 1547 eine schreckliche Feuersbrunst, XX. 253.
Mozart, der Tonkünstler, XVII. A. B. 8.
Mrazowitschens Grammatik, XVII. 77.
Mstislaw, Großfürst von Rußland, XX. 228. 229.
Mstislaw Davidovitsch, des Fürsten, Vertrag mit der Stadt Riga, XX. A. B. 6.
Mstislaw, Fürst von Tmutorokan, dessen Thaten, XX. 223.
Mstislaw'sche Evangelium, das, XX. A. B. 6.
Mudanzas de la Fortuna, y Firmezas del Amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Muger, llora, y vencerás, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 26.
v. Müglin's, Heinrich, Dichtergarten, XIX. 106.
v. Müller, Johann, XVIII. 230. — Dessen Geschichte der Schweiz, XIX. 77.
Müller, Joseph, dessen Uebersetzung der poetischen Rede vom Zuge Igors, XX. 233.
Müllers Sammlung russischer Geschichte, XX. 318.
Müller, Ottfried, der Gelehrte, XVII. 41.
Müllner, Adolph, der dramatische Dichter, XX. 125. — Dessen Trauerspiele: Die Schuld und Yngurd, XX. 125. — Dessen Albaneserin, XX. 126.
Mumiendeckel, ägyptischer, mit griechischer Inschrift, XX. A. B. 46.
Münter, Dr., über dessen Schrift: Religion der Karthager, XIX. A. B. 68.
Münzen, die ältesten, der Russen. XX. A. B. 12.
Münzwesen, über das, in Venedig, XVII. 251.
Muradschah, XVIII. A. B. 59.
Murat, XX. 357.
Muratori Scriptores rer. italic., XX. 312.
Murawiew-Apostol, dessen Schrift über Olbia, XX. A. B. 3.
Muschkwa, ein Pallast der berühmten Schirin, XVIII. A. B. 55.
Musik, die, was sie sey? XVIII. 29.
Mußin-Puschkin, Alexis Graf von, dessen Schrift über die Steinschrift von Tmutorokan, XX. A. B. 5.
Mustafa Chan Dolu, XVIII. A. B. 43.
Mustafa Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.
Mustapha Chan von Kermanschah, XVIII. A. B. 50.

N.

Nadie fu su secreto, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 24.
Napoleon, XX. 360, 361, 362, 365.
Naßir Melek, XVIII. A. B. 60.
Nasrollah Chan, persischer Oberststallmeister, XVIII. A. B. 52.
Naumburger Dom, der, beschrieben von Lepsius, XIX. 21, 22. — Beschreibung der da befindlichen Statuen, XIX. 24. — Stiftsbriefe, Bullen und Schenkungsurkunden dieser Kirche, XIX. 25.
Necedad, la, del discreto, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 34.
de Negri, Antonio, Bischof von Triest, XVII. 30.
Neithart, Ritter, der Dichter, XIX. 121.

Menadowitsch, Paul, der Karlowitzer Erzbischof, ließ die Smotriskische Grammatik auflegen, XVII. 77.
Mergel, die Gottheit, XX. 312.
Nestors Chronik, XX. 214, 216, 217, 219, 220, 226.
Nevruf Chan Ischik Aga, XVIII. A. B. 52.
Newton, XIX. 276.
Ni Amor se libra de Amor, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Nibelungenlied, das, XX. 198, 199.
Nicephorus, Kaiser von Byzanz, XVII. 17, 18. — Der Metropolit, XX. 227.
Nikolajew, das in der dasigen Kirche befindliche Basrelief, XX. 340.
Nikon, der Patriarch, XVII. 75.
Niña, la, de Gomez Arias, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 29.
No ay burlas con el amor, eine Posse Calderons, XVII. A. B. 15.
No ay cosa como callar, ein dramatisches Werk Calderons, XVII. A. B. 11.
No siempre lo peor es cierto, ein Schauspiel Calderons, XVII. A. B. 13.
No son todos ruyseñores, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 36.
Noah's Söhne, XIX. 69.
Nogai, ein tartarischer Hauptanführer, macht sich in den Gegenden des schwarzen Meeres unabhängig, XX. 236.
Normännische Baudenkmale, XVII. 239. — Das Charakteristische der altnormännischen Baukunst, XVII. 241.
Novalis, der Dichter, XVIII. 251. — Dessen Roman: Heinrich von Ofterdingen, XIX. 284, 285, 301, 302, 304, 310, 311 ff. — XX. 167, 201.
Nowgorod, der Mittelpunkt des Handels mit Skandinavien, XX. 222.
Nowgoroder Urkunde, die älteste, XX. 236.
Nowikow's Versuch eines Gelehrten-Lexikons, XX. A. B. 21.
Nyerup und Rasmusi, ihre dänischen Lieder von der Mitte des sechzehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, XVII. A. B. 65. — Nyerups Werk: die literarischen Bestrebungen in Indien bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, XVII. A. B. 67. — Dessen Catalogus librorum sanskritanorum, XVII. A. B. 67.

O.

Obelerio wird Doge von Venedig, XVII. 17.
Oberleitner, Und., dessen Uebersetzung des aramäischen Elementarbuches von J. John, XVIII. 202.
Obrarbien, que Dios es Dios, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Odoaker, König der Heruler, XX. 351.
Odyssee, die, XVII. 49, 50.
Oesterreichische Volksmährchen von Franz Ziska, XVII. 254. — Oesterreichische Volkslieder, herausgegeben von Ziska und Schottky, XVII. 254.
Oken, der Gelehrte, XVIII. 31.
Olbia, die da gefundenen Münzen, XX. 300.
Olbische Votiv-Tafeln, XX. 335 ff.
Olegs Zug nach Konstantinopel, XX. 219.
v. Olenin, Alexis, dessen Abhandlung über die Steinschrift von Tmutarakon, XX. A. B. 5.
v. Olenin's Brief über den Tmutarakonischen Stein, XX. A. B. 22.
Oliva, Joh. Paul, der Jesuiten-General, XVIII. A. B. 32
Olivier, Ferdinand, dessen sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden auf Stein gezeichnet, XX. A. B. 43.
Oliviers Reise, XVII. A. B. 41.
Opfer, der Entstehungsgrund desselben, XVII. 136.
Opis, die Priesterin, XIX. A. B. 73.
Origen, del, Perdida y Restauracion de la virgen del Sagrario, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B 24.
Orleans, Histoire de révolutions d'Espagne, XIX. 57.
Orpheus, der Argonaut, XX. A. B. 321, 328.
Orfato, der Geschichtschreiber, XVII. 14.
Orvieto, die daselbst entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 4.
Ostia, die dort entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 2.
Ostrach, das Treffen daselbst im Jahre 1799, XX. 355.
Ostroger Bibel, die, XX. 222, 225.
Ostromirische Codex, der, XVII. 97, 100. — XX. A. B. 5.
Otto I., Kaiser, XX. 220.
Otto von Brandenburg, Markgraf, sein und seiner Gemahlin Bild, XIX. 120.
Otto von Freysing, XIX. 105.
Otto des Fröhlichen Brustbild, XIX. 121. — Die Brustbilder seiner Söhne, XIX. 122.
Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, XIX. 113.
Ottokar, König von Böhmen, XVIII. 232, 237.
Ottokar, Markgraf von Steyer, XIX. 113.
St. Ouen, die Kirche, in Rouen, XVII. 245.
Overbeck, der Maler in Rom, XVIII. A. B. 78.

Ovid, XVII. A. B. 21, 23. — XVIII. A. B. 12, 14, 15, 16, 17.
Owen, der Sprachforscher, XIX. 66.

P.

Pace di Vedano, Bischof von Triest, XVII. 29.
Paciencia de Job, ein Schauspiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Padre, el mejor, de Pobres, das Schauspiel, XIX. A. B. 16.
Pacrisades, König, dessen in der königlichen Sammlung zu Paris befindliche Münze, XX. 288, 314.
Page, el, de Don Alvaro, das Schauspiel, XIX. A. B. 30.
Palabra, la, en lo muger, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
St. Palaye, XVIII. 236.
Palladio Storia del Friuli, XVII. 14.
Pallas, dessen Reise durch Rußland, XX. 266, 267, 280, 333, 334, 340.
Pallhausen, der Geschichtschreiber, XIX. 29.
Palos, das Vorgebirge bey Karthagena, XIX. 71.
Pamphos Hymnus auf Demeter, XVII. 51, 52, 53.
Pandora, von Göthe, XVIII. A. B. 16
v. Pansner, Kollegienrath, XX. A. B. 21.
Pantikapäum, dessen erste Begründung wird den Kolchiern zugeschrieben, XX. 282.
Panvini Chron. eccles. XVII. 14.
Papebrochius, der Gelehrte, XX. A. B. 6.
Para vencer à Amor querer vencerle, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 22.
Paramatta, der dasige Reichthum an neuen Insekten-Arten, XIX. 13.
Paränesis, XIX. 76.
Parther, die, XX. 317.
Pasatiempo critico, XVII. A. B. 1.
Pasquier, der Minister, XVII. 4. 10.
Passavant, über den Lebensmagnetismus und Hellsehen, XVII. 154.
Passini, der Kupferstecher, XX. 108.
Patricius, dessen Legende, XVIII. A. B. 33.
Paulinus, der Linguiste, XVII. A. B. 68.
Paulus, der Gelehrte, XVII. 55, 60.
Paulus, der Apostel, IVII. 118, 207. — XIX. 294.
Pausanias, XX. 308, 309, 312, 316, 327.
Pehem, Praelectionum in jus ecclesiasticum universum, XIX. 86.
Pelagia, die Insel, verlegt Avienus in den Westen von Cadix, XIX. 71.
Pellicer, Tratado sobre el origen y progresos de la Comedia en España, XVII. A. B. 4. — XVIII. A. B. 10, 33.
Pelzel, der Geschichtsforscher, XX. 240.
Penzel, Dissertatio de Barangis, XX. 284.
Peor está que estaba, ein dramatisches Gedicht von Calderon, XVII. A. B. 5.
Perceval le Gallois, XVIII. A. B. 3.
Perejaslawls Erbauung, XX. 221.
Perez el Gallego, ein historisches Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 27.
Perlen der heiligen Vorzeit, gesammelt durch J. L. Pyrker, XVII. 203.
Permien wird getauft, XX. 240.
Perser, die, XX. 327.
Perstles und Sigismunda, eine nordische Geschichte von Cervantes, XVIII. A. B. 8.
Pertz, Dr., dessen Verzeichniß der Handschriften der k. k. Hofbibliothek, XIX. 104, 106, 107.
Perun, der slawische Jupiter, XX. 221.
Pestalozzi, XVII. A. B 71.
Peter I., Großfürst von Rußland, ließ die Ueberbleibsel des Schutzheiligen Alexander Newskij in das ihm zu Ehren erbaute Kloster zu Petersburg bringen, XX. 236.
Petronio, Memorie sagre e profane dell' Istria, XVII. 14.
Petrus, der heilige, XIX. 87, 88.
Peutinger, der Gelehrte, XIX. 117.
Peutingersche Karte, die, XX. 325.
Pez, dessen Scriptores rerum austriacum, XVIII. 229, 231, 233. — Pez, die Brüder Bernhard und Hieronymus, ihr Nachlaß, XIX. 106. — XX 351.
Phara, ob es so viel als roth bedeute? XX. 350.
Philipp der Schöne, König von Frankreich, XVII. 192.
Philipp II., König von Spanien, XVIII. A. B. 3.
Phöbusritter, der, ein altspanischer Roman, XVIII. A. B. 7.
Phönikier, die, XX. 327.
Phrygier, die, XX. 327.
Piccolomini, Aeneas Sylvius, XVII. 35.
Pichler, Carolina, ihr Roman Agathokles wurde von J. C. Wegner ins Dänische übersetzt, XVII. A. B. 69.
Pilon, der Geschichtschreiber, XVII. 14.
Pindar, der Dichter, XIX. A. B. 81. — XX. A. B. 27.
Pintor, el, de su deshonra, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 21.
Pipin, der Sohn Karl des Grosen wird gegen Venedig gesendet, XVII. 17.
Pius VII., Papst, ließ sich von Schefer malen, XVIII. A. B. 78.

Plantagenet, Heinrich, die von ihm nächst Rouen erbaute Kapelle, XVII. 240.
v. Platen Hallermünde, Graf, deſſen Ghaſelen, lyriſche Blätter und vermiſchte Schriften, XIX. 142, 164.
Plato's Bemerkung über die Künſtler. XVIII. 48. — Plato XVIII. 266. — XIX. 178, 235, 236, 244.
Platon, der Moskauiſche Metropolit. XX. A. B. 14, 17.
Plinius, XVIII. A. B. 4, 37. — XIX. A. B. 1. — XX. 3, 11, 216, 260. 265, 274, 275, 276, 282, 284, 317, 318, 321, 328. — XX. A. B. 5.
v. Plotho's Krieg in Deutſchland und Frankreich, XX. 364.
Plutarch's Coriolan, XVIII. A. B. 5. — XX. 8.
Poliſemo, das Schauſpiel, XIX. A. B. 28.
Polybius heißt das Vorgebirge Palos bey Karthagena das Vorgebirge des Saturn, XIX. 71. — XIX. A. B. 71, 72, 75.
Pompeiis Alterthümer, XX. 1. — Pompeji, a Descriptive Ode, by John Hughes, XX. 3. — Herleitung des Namens Pompei, XX. 6. — Die Stadtmauer und die Privatgebäude desſelben, XX. 8. — Die Inſchriften der Stadt, XX, 11, 13, 14, 16. — Der da befindliche Tempel der Venus, XX. 17. — Der daſelbſt im Forum gefundene merkwürdige Inſchriftſtein, XX. 18.
Pontus, die Alterthümer an ſeinem Nordgeſtade, XX. 259. — Sammlungen Pontiſcher Alterthümer, XX 261. — Pontiſche Erd- und Völkerkunde, XX. 263. — Münzen, XX. 288. — Inſchriften, XX. 301.
Popo, Patriarch von Aquileia, XVII. 22.
Poppel, Niklas, Kaiſer Friedrichs III. Geſandter in Rußland, XX. 245.
Porphyrogeneta, Konſtantin, XX. A. B. 5.
Porta, J B., Magia naturalis, XVII. A. B. 8.
Postrer duelo de España, ein hiſtoriſches Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 29.
Potocki, le Comte Jean, Histoire ancienne du Gouvernement de Chersou, XX. 333, 334, 338.
v. Potoßki, Severin Graf, deſſen Münzſammlung, XX. 261.
Pouguevill e, XX. 95, 96.
Pray, Annales Regum Hungariae, XIX. A. B. 80. — XX. 322.
Preißel, Heinrich, XVIII. 232.
Primero soy yo, ein Luſtſpiel Calderons, XVII. A. B. 14.
Primiſſer, Alois, deſſen Text zu dem lithographirten Stammbaum des Hauſes Habsburg-Oeſterreich, XIX. 114. — Deſſen Werk über die Ambraſer Sammlung, XVIII. 245. — XX. 107.
Primus regiert 120 über die Trieſter Chriſtengemeinde, XVII. 15.
Principe Constante, el, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 28.
Principe de Fez, el gran, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 31.
Prodigio, el, de Alemania, das Schauſpiel, XIX. A. B. 23.
Prodigios, los tres mayores, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 10.
Prokeſch, deſſen Werk: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg, XX. 351. — Skizze aus dieſem Werke, XX. 353.
Proſerpina, die Bedeutung dieſes Namens, XVII. 57, 63.
Prueba de amor y amistad, das Schauſpiel, XIX. A. B. 29.
Pſychologie, die, des J. F. Herbart, XVIII. 102.
Ptolemäus, XX. 275, 277, 284, 291, 324, 327.
Puchmayers ruſſiſche Sprachlehre, XVII. 78.
Puch, Anton, deſſen Aeſthetik, XIX. A. B. 78.
Puente de Mantible, la, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Purgatorio, el, de San Patricio, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 33.
v. Purgſtall, die beyden letzten Grafen, — Denkmal auf ihr Grab geſetzt von Joſ. v. Hammer, XVII. A. B. 69. — Gottfried Wenzel Graf von Purgſtalls Biographie, XVII. A. B. 70. — Raphael Graf von Purgſtall, XVII. A. B. 71, 72. — Die Ahnentafel der Purgſtalle, von Baron von Hormayr, XVII. A. B. 72.
Purpura, la, de la Rosa, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 15.
Purſchab, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 47.
Pyreicus Rhyparographus, der Maler, XX. 11.
Pyrker, J. L., deſſen Tuniſias und Perlen der heiligen Vorzeit, XVII. 203.

Q.

Quales mayor perfeccion, ein Drama des Calderon, XVII. A. B 18.
Quien calla otorga, das Schauſpiel, XIX. A. B. 33.
Quinault, deſſen Drama: Les coups d'amour et de Fortune, XVII. A. B. 19.
Quintilian, XIX. A. B. 82.

R.

Racine, der Dichter XIX. A. B. 82.
Radlofs Unterſuchungen des Keltenthumes, XIX. A. B. 73.
Rafn's nordiſche Kämpfer-Geſchichten, XVII. A. B. 69.
Rahbek, Profeſſor, XVII. A. B. 65.
Raimund della Torre, Patriarch von Aquileja, XVII. 25.
Rambach, F. E. de Mileto ejusque coloniis, XX. 262.
Raoul-Rochette, M., Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, XX. 259, 298, 317, 329, 341.
Raphael, von Göthe beurtheilt, XIX. 265, 266, 269, 296. — XX. 11.
Rapiccio, Heinrich, wird verwieſen, XVII. 31.
Rapiccio, Memorie de' vescovi di Trieste, XVII. 14.
Raſk, Profeſſor, XX. 271, 287.
Rauber, Niclas Baron, Stadthauptmann von Trieſt, XVII. 36.
Rechberger, Georgii, Enchiridion juris ecclesiastici austriaci, XIX 86.
Réflexions morales et politiques sur quelques opinions et théories de notre temps, XIX. 132.
Reineccius, Grammatic. hebraeochaldaica, XVIII. 218.
v. Reith, Profeſſor zu Charkow, deſſen Specimen historiae Rossorum, XX. A. B. 5, 23. — XX. 288.
Religion, die, im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, XX 29. — Religion des Gefühles, XX. 46. — Religion des Glaubens, XX. 47. — Religion des Gedankens, XX. 49. — Religion des Geiſtes, XX. 71.
Religionsphiloſophie, die, der letzte und höchſte Hauptzweig der Philoſophie aller Wiſſenſchaft, ein Werk von D. J. Salat, XVIII. 140. — Eſchenmayers Religionsphiloſophie, XX. 29.
Reni, Guido, der Maler, XVIII. A. B. 78.
Rennell's Syſtem der Geographie Herodots ꝛc. XX. 272, 273.
Resch. Annal. Sabion. XIX. 110.
Reſtauration der Staatswiſſenſchaft von K. L. von Haller, XIX 74.
Rey, el mayor, de los Reyes, das Schauſpiel, XIX. A. B. 21.
Rhadaméadis, des bosporiſchen Königs Münzen, XX. 296, 297.
Rheskuporis, des Königs, Münzen, XX, 291, 292, 293, 294, 296.
de Ribadeneyra, Vida de San Ignacio Loyola, XVIII. A. B. 32.
Richard Löwenherz erbaute das Schloß Gaillard, XVII. 247. — Gründete die Abtey von Bonfort, XVII. 248. — XIX. 204.
Richelieu, Kardinal, XVIII. A. B. 6.
v. Richelieu, Herzog, XVII. 4. 10.
Richter, Profeſſor zu Laibach, deſſen Beyträge zur Löſung der Preisfrage des durchlauchtigſten Erzherzoges Johann, von der Geographie Inneröſterreichs, XIX. 106.
Richter, Jean Paul Friedrich, deſſen Charakteriſtik, XIX. 256. — Deſſen Vorſchule der Aeſthetik, XIX. 260, 300, — XVIII. 260. — XX. 89.
Riesgos, los, que tiene un coche, das Schauſpiel, XIX. A. B. 28.
Riga's vaterländiſches Muſeum, XX A. B. 20.
Rigor, el, de las Desdichas, y Mudanzas de Fortuna, XIX. A. B. 17.
Rinaldo Feliciano, Markgraf von Iſtrien, XVII. 28.
Ring, der, der Treue, eine Sage, XX. 107.
Riſa Kuli Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Riſaſchah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 48.
Ritter, der Gelehrte, XIX. 69. — Deſſen Erdkunde, XX. A. B. 27. — Ritter, Karl, deſſen Abhandlung zur Alterthumskunde, XX. 263, 270, 274, 276, 277, 279, 280, 282, 284, 285, 286, 287, 301, 308, 314, 317, 318, 319, 324, 325, 326, 327, 328.
Roca, la, del Honor, ein Schauſpiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Rogendorf, Salms Waffenbruder, XX. 99, 100.
Rogwolod'ſche Stein, der, XX. A. B. 6.
Rollo, el, de Ecija, das Schauſpiel XIX. A. B 21.
Roman, ein Sohn des Großfürſten Miſtislaw, erhält das Fürſtenthum Nowgorod, XX. 229.
Romanzero general, XVII. A. B. 11.
Romanelli viaggio a Pompei, XX. 3, 12.
Römiſche Ausgrabungen, XIX. A. B. 1.
Rondelets architektoniſche Werke, XX. 20, 21.
v. Roo, Gerhart, der Geſchichtſchreiber, XIX. 115.
Roquefort, deſſen Ausgabe der Poésies de Marie de France, XVIII. A. B. 34.
Roscius Anglicanus, XVII. A. B. 7.
Rosetti, Dr., Meditazione storico-analitica sulle Franchigie della città di Trieste, XVII. 19, 21, 24, 35.
Roſtislaw Michael, der Großfürſt von Rußland, XX. 229.
Rouen, die Stadt, ihre merkwürdigen Baudenkmale, XVII. 244. — Das Muſeum zu Rouen, XVII. 246.

Roxas, Francisco de, der Dichter, XIX. A. B. 31, 37.
Rubeis monumenta eccles. Aquilejens. XVII. 14.
Rubeln, die ältesten, XX. 238.
Rückerts, Friedr. Oestliche Rosen, XIX. 142, 159
Rudolphs I., K., Grabstein, XVIII. 231, 232. — Des Malers Ruß Cyklus von zwölf Darstellungen aus Rudolphs I. Geschichte XVIII. 236. — XIX. 124.
Rudolph, Se. kais. Hoheit und Eminenz der Erzherzog, XVII. 107.
de la Rue, Essais hist. sur la ville de Caen, XVII. 247.
Rufus, Popidius, sein Name erscheint oft in Pompeji, XX. 12.
Rühs Edda, XX. 285, 286, 316.
v. Rumjanzow, Se. Erlaucht der russische Reichskanzler, die auf dessen Kosten edirte Sammlung von Urkunden, XX. A. B. 6, 7, 9. — Dessen Sammlung russischer Volkslieder, XX. A. B. 14, 18, 23.
Rump, Bibliothekar in Bremen, XIX. 107.
Rurik, Fürst, XX. 219.
Ruß, der Maler, dessen Cyklus von zwölf Darstellungen aus Kaiser Rudolphs I. Geschichte, XVIII. 236.
Rußek, der ungrische Gelehrte, XIX. A. B. 78.
Russische Grammatik von Puchmayer, XVII. 78.
Rußkaja Pravda, das, XX. A. B. 7.
Rußland, die Völker- und Länderkunde dieses Staates, von Peter von Koeppen, XX. A. B. 1. — Rußlands klassische Alterthümer, XX. A. B. 2, 3. — Dessen Skandinavische Alterthümer, XX. A. B. 4. — Dessen Altslawische Denkmäler, XX. A. B. 5. — Aelteste Denkmäler der Kunst in Rußland, XX. A. B. 7. — Rußlands älteste Buchdrucker, XX. A. B. 18. — Dessen germanische Alterthümer, XX. A. B. 19. — Dessen orientalische Alterthümer, XX. A. B. 20. — Dessen Bibliographie, XX. A. B. 21. — Dessen Sprachwerke, XX. A. B. 21. — Werke über die ältere Geschichte Rußlands, XX. A. B. 22. — Die ältesten Handelswege durch dieses Reich, XX. A. B. 25. — Die russischen Dialecte, XX. A. B. 26. — Erklärung einiger russischer Flüsse, XX. A. B. 27. — Rußlands Geschichte von Karamsin, XX. 214.

S.

Saber del mal y del bien, XVII. A. B. 20.
Saber desmentir sospechas, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Sachs, Hans, der Meistersänger, XVIII. A. B. 21. — Dessen Komödie: die Abigayl, XIX. A. B. 22.
Saco, el, de Amberes, das Schauspiel, XIX. A. B. 23.
Safa-Girei, der Zar, XX. 248, 250, 252.
Sagen, die, im 4ten Jahrgange des Taschenbuches der vaterländischen Geschichte, XX. 105.
Sailer, der Theologe, XVII. 112.
de Sainte-Croix, Baron, Recherches hist. et crit. sur les mystères du Paganisme, XX. 350.
Sakontala, die, XX. 133.
Salat, Dr. J., dessen Werk: die Religionsphilosophie, der letzte und höchste Hauptzweig der Philosophie als Wissenschaft, XVIII. 140.
Salgados Schauspiel: Amar y no agradecer, XVII. A. B. 22.
Sallustii bell. Jugurth. XIX. A. B. 70.
Salm, Niklas, dessen Lebensbeschreibung von Freyherrn von Hormayr, XX. 99.
Salm-Reifferscheid, Xavier, Kardinalbischof von Gurk, XVIII. A. B. 77.
Saltarelli, Simon, Bischof zu Triest, XVII. 32.
Samo, König, XX. 216.
Sancho, Don, von Castilien, XVIII. A. B. 26.
Sanskrit-Literatur betreffende Schriften, XVII. A. B. 68.
Sapäer, die, in Thrakien, XX. 320, 321, 328.
Sappho, die Dichterin, XIX. A. B. 81. — XX. A B. 27.
Sarbar, Feldherr des Perserkönigs Chosroes, XVIII. A. B 29.
Sarkel, die chasarische Stadt, XX. 217.
Sarmaten, die, XX. 328.
Sarrazin Campagne de 1812, XX. 355.
Sauromates I., König, XX. 291, 293. — Sauromates II., Beschreibung einiger seiner Münzen, XX. 294. ff.
Savorgnano, Ettore, Podesta zu Triest, XVII. 29.
Sbornik, der, oder Sammlung geistlicher Schriften vom Jahre 1073, XX. A. B. 5.
Scaligers Derivation des Ortsnamens Hadrumetum, XIX. A. B. 72.
Scarrons Novelle: Plus d'effects que de paroles, XVII. A. B. 20.
Schacht, Professor, dessen Werk: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik, XVIII. 227, 245.
Schah Kulischah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
Schardii Rer. Germ. Scr. XVII. A. B. 15.
Scheffer, Johann, Andeutungen über sein letztes vollendetes Bild: die

sterbende h. Cäcilia, von Fried. Wähner, XVIII. A. B. 69. — Dessen Biographie, XVIII. A. B. 77.

Schehinschahname, Auszüge aus demselben, XVII. A. B. 32. — XVIII. A. B. 39.

Scheich Ali Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.

Schelling, der Philosoph, XVII. 42, 53, 54, 55, 57, 59. — XVIII. 31, 34, 56. — XIX. 170, 171, 175, 243, 266, 271, 279, 280, 282, 283, 284, 287, 296. — XX. 68, 70.

Schemiaka, dessen Verschwörung wider den Großfürsten Basilii, XX. 242.

Schenkendorfs Lieder, XIX. 158.

v. Scherer, russischer Staatsrath, XX. A. B. 21.

Schig-Alei, Zar, XX. 250.

Schildberger, Hans, Kämmerer zu München, XIX. 30.

Schiller, Friedrich v., der Dichter, dessen Ballade: der Handschuh, XVII. A. B. 29. — XIX. 237, 238, 240, 297. — Schiller als dramatischer Schriftsteller beurtheilt, XIX. 299, 301, 304. — XX. 114, 116, 130, 141, 165. — Dessen Braut von Messina, XX. 168. — Dessen Jungfrau von Orleans, XX. 168, 169, 172, 173, 199.

Schischkow, Präsident der kais. russischen Akademie, XX. A. B. 21.

Schlegel, A. W., dessen übersetzte Schauspiele des Calderon, XVII. A. B. 21. — Dessen Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur, XVII. A. B. 2. — XVIII. A. B. 4. 6, 11, 23, 28. XIX. 143, 168, 287, 288, 292, 299. — XIX. A. B. 37, 41, 48.

v. Schlegel, Friedrich, XVII. 79. — XVIII. A. B. 69. — Dessen Zeitschrift Europa, XVIII. A. B. 72. — XIX. 284, 297, 301. — Dessen Untersuchung über den Charakter des helleniſchen Epos, XX. 136. — Dessen Alarkos, XX. 150, 191, 201, 202. — Dessen Museum, XX. 157.

Schleiermacher, XIX. 236, 296, 313.

Schlitt's Bemühungen zur allgemeinen Aufklärung Rußlands, XX. 253.

Schlözer, der Geschichtsforscher, XVII. 69. — Dessen Nestor, XX. A. B. 7. 22. — Dessen allgemeine nordische Geschichte, XX. A. B. 6, 7, 14, 22. — Dessen Eintheilung der russischen Geschichte, XX. 214, 219.

Schmidt, Fr. Wilh. v., dessen kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — Dessen Werk: über Calderons Schauspiel: die Kirchentrennung von England, XVIII A. B. 28, 31. — Dessen Nachtrag zur kritischen Uebersicht der Dramen des Calderon, XIX. A. B. 11.

Schmidt, J., ein großer Kenner der mongolischen Sprache und Literatur, XX. A. B. 20.

Schmidt Phiſeldeck's Einleitung in die russische Geschichte, XX. A. B. 17.

Schoenvisner, notitia Hungaricae rei numariae, XX. A. B. 12.

Scholvinii Aethiopissa, Tragi-Comoedia, XVIII. A. B. 8.

Schönlebens Carniolia antiqua et nova, XVII. 14, 18.

Schottky, J. M., dessen mit F. Ziska herausgegebene Volkslieder, XVII. 254. — XVIII. 228. — XIX. 104.

Schubarths Werk: zur Beurtheilung Göthes, XVIII. 247. XIX. 231. — Prüfung der Schubarthischen Aphorismen, XIX. 278. — Einige der besten und berühmtesten deutschen Schriftsteller gegen die Anmaßungen Schubarths vertheidiget, XIX. 296

Schuberts Symbolik des Traums, XVIII. 15.

Schuiskii, Iwan, das Haupt der Bojaren, XX. 250. — Zettelt eine Verschwörung wider Bielskij an, XX. 251. — Andrei Schuiskii wird von Jagdhunden zerrissen, XX. 252.

Schulzes, Joh., Abhandlung über Calderons Principe Constante, XVIII. A. B. 28.

v. Schütz, Wilhelm, dessen Drama: Karl der Kühne, XX. A. B. 109, 196. — Dessen frühere dramatischen Werke, XX. 191.

v. Schwartners Statistik von Ungern, XX. 267.

Schwarzenberg, Feldmarschall Fürst Karl zu, — Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von A. Prokesch, XX. 351. — Skizze aus diesem Werk, XX. 353. ff — Seines Bruders, des regierenden Fürsten Joseph Gemahlin kommt in den Flammen um, XX. 360. — Stirbt zu Leipzig am 15. Oktober 1820, XX. 372.

v. Schweinichen, des Ritters, Lebensbeschreibung, XVIII. 227, 242. — Proben aus diesem Werke, XVIII. 243.

Scipion, el segundo, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 5.

Sciren, die, XX. 350, 351.

Scott, W., The Monastery, XVIII. A. B. 4.

Scussa, Vincenzo, Manoscritti, XVII. 14.

Sebastian, Bischof von Triest, XVII. 15.

Secreto, a, agravio secreta venganza, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 2.

Secreto, el, a voces, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 23.
Seductions politiques, les, XVIII. 63.
Seid Mohammed, XVIII. A. B. 52.
Seleukos, der syrische, XX. 289.
Semiramis, was dieser Name bedeute? XVIII. A. B. 22.
Senchonsis, XX. A. B. 46.
Seneca y Nerón, das Schauspiel, XIX. A. B. 17.
Seneca, L. A., ad Helviam Matrem de consolatione, XX. 261.
Señora y la Criada, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 23.
Septimius Geta, XX. 339.
Serben, die, XX. 328.
Serbischer Dialekt, wo er gesprochen wird, XVII. 71.
de Serre, der franz. Minister, XVII. 4, 5.
Servolo, der heil. Jüngling, XVII. 15.
Sestini, Lettere e dissertazioni numismatiche, XX. 261.
Sethiten, die, ihre Namen bis auf Noah, XIX. 66.
Severus, Bischof von Triest, XVII. 16.
Sforza, Ludwig Maria, XVII. 37.
Shakespeare, XVII. A. B. 2, 17, 27, 29. — XVIII. 258, 269. — XVIII. A. B. 2, 4, 5, 21, 22, 39. — XIX. 255, 276, 295, 296. — XIX. A. B. 14, 15, 24, 31, 60. — Dessen Hamlet, XIX. A. B. 61, 62, 63, 65, 66. — XX. 133, 139, 140, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 164. — Dessen Heinrich der Sechste, XX. 170, 171. — Dessen Lear, XX. 175, 192, 205, 206. — Dessen Richard II. u. Heinrich IV., XX. 206, 213.
Sibila del Oriente, la, y gran Reyna de Sabá, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 32.
Sickler, Dr., dessen Ausgabe und Uebersetzung von Homer's Hymnus an Demeter, XVII. 37.
Sigmund, König von Polen, hetzt die krimischen Tataren gegen Rußland auf, XX. 250.
Sigynen, die, XX. 328.
Sijawesch Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 49.
Simeon nannte sich zuerst Großfürst von ganz Rußland, XX. 239.
Sinagrip, das Mährchen, XX. 233.
Sinder, die, ihre Abkunft, XX. 318, 319, 322, 328.
Sinope's Alter, XX. 262.
Sjögren, dessen Geschichte der finnischen Literatur, XX. A. B. 5.
Sismond'i der Geschichtsforscher, XIX. 128.
Sitalkes, König der Odrysen, XX. 320.
Sitio, el, de Bredà, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 27.
Skilurus, der Skythenkönig, XX. 290.
Skythen, die, XX. 329.
Slavischer Völkerstamm, der, ist in Europa weit ausgebreitet, XVII. 67. — Die südslawischen Dialekte, XVII. 69. — Slawische Grammatiken, XVII. 74. — Ueber altslawische Sprache von A. Wostokow, XVII. 97.
Snups, Michael, der Gelehrte, XX. 245.
Sobrijas, der persische Heerführer, XIX. A. B. 73.
Sokolow, G. J., Sekretär der kais. russischen Akademie, XX. A. B. 21.
Sokrates, Gespräch Axiochus, XIX. A. B. 73. — XIX. 178, 235.
Solger, XX. 123, 124, 125, 127, 160, 161, 205.
Solis, Antonio de, sein Schauspiel: Las Amazonas de Scithia, XIX. A. B. 33. Seine übrigen dramatischen Werke, XIX. A. B. 33.
Soloto-wercho-Michailowsche Kirche, die, zu Kiow, wer sie erbaute, XX. A. B. 12.
Sömmering, der Gelehrte, XIX. 67.
v. Sonntag, dessen Werke über Riga, XX. A. B. 20.
Sophokles Trachinerinnen, XVII. 61, 65, 66. — XVIII. A. B. 12, 15, 22. — XX. 133.
Sopikows russische Bibliographie, XVII. 77. 79.
Sorels, Agnes, Grab, XVII. 247.
Soubise, der französische Feldherr, XVIII. 47.
Spas na Boru-Kirche, die, zu Moskau, XX. A. B. 14.
Spaßkij, Hofrath, dessen Nachrichten über das östliche Rußland, XX. A. B. 20
Spiegelfeld, Baron, wird bey Padua gefangen, XVII. A. B. 71.
Spinoza, der Philosophe, XVIII. 6. — XIX. 169, 179.
Sprengel, dessen Antiquitatum Botanicarum specimen primum, XX. 300, 350.
Ssadik Schikali, XVIII. A. B. 39.
Staats- und Kirchengrundsätze in dem Geiste unserer Zeit dargestellt, XIX. 85.
Staatswissenschafts-Restauration, ein Werk von K. L. v. Haller, XIX. 74.
Stabius, des Kaisers Maximilian I. Hausgelehrter, XIX. 117.
Stammbaum, der, des Hauses Habsburg, auf Stein gezeichnet, und beschrieben von Alois Primisser, XVIII. 231. — XIX. 214.
Statuen, die, im Naumburger-

Dome, XIX. 24. — Ihr Alter, XIX. 25.
Steffens, Heinrich, dessen Werk: Karikaturen des Heiligsten, XVIII. 1.
v. Stempkovskii, russisch-kaiserlicher Oberst, XX. 260, 296, 297, 302, 306, 338.
Stenzel, Prof, dessen Manuscripten-Verzeichniß aus dem Büchersaal der Breslauer Hochschule, XIX. 103.
Stephan, König von Ungern, zu ihm flüchtet sich Jaroslaw Fürst von Wladimir, XX. 227.
Stephan II. von Ingolstadt, der Vater Ludwigs des Bärtigen, XIX. 30.
Stephanskirche, die, zu Wien, XVII. 251.
Stesichorus, der Dichter, XIX. A. B. 81.
Stieglitz Werk über altdeutsche Baukunst, XIX. 22, 26.
Stober, der Kupferstecher, XX. 108.
v. Stollberg, Graf Christian, dessen Grabschrift für Wenzel Graf von Purgstall, XVII. A. B. 72.
Stollbergs Ballade: die Büßende, XIX. A. B. 26.
Stolnoie, die da befindlichen olbischen Inschriften, XX. 336, 337, 338, 339, 340.
v. Storch's Gemälde des russischen Reiches, XX. A. B. 10, 13, 21, 24.
Strabo, XVII. 96. — XIX. A. B. 72, 74. — XX. A. B. 5. — Strabo, XX. 262, 274, 277, 280, 282, 283, 284, 285, 289, 290, 291, 308, 310, 311, 314, 317, 318, 319, 320, 321, 323, 325, 329.
Straparolas Mährchen, XVIII. A. B. 3.
Straßburger Münster, der, XVII. 251.
Stuart, Dugald, der Philosoph, XVII. A. B. 71.
Stumpfs politische Geschichte Baierns, XIX. 108.
Successos del Principe Lisardo, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
Suchenwirt, Peter, ein Wiener Dichter des 14ten Jahrhunderts, XVIII. 228, 231, 233, 239, 240. — XIX. 122.
Sujew, der Gelehrte, XX. A. B. 4.
Suleiman, Pascha von Bagdad, XVIII. A. B. 41.
Suleimanschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
Sultania, der Sommerpallast zu Audschan, XVIII. A. B. 56.
Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften und Künste, XIX. A. B. 26.
Suntheim, Ladislav, der Gelehrte, XIX. 117.
Surius, de probatis Sanctorum Actis, XVIII. A. B. 37.
Susdalische Großfürstenthum, das, wird gegründet, XX. 229. Es wird getheilt, XX. 231.
Svatovit, Erklärung dieses Wortes, XX. 218.
Swjatopolk, des russischen Fürsten Thaten, XX. 223.
Swjatopolk, Großfürst von Rußland, XX. 226.
Swjatoscha wird Mönch im pecherischen Kloster zu Kiew, und errichtet eine Bibliothek daselbst, XX. 227.
Swjatoslaw Igorewitsch, Großfürst von Rußland, XX. 208. — Swjatoslaw's Zug nach Bulgarien, XX. 220. — Dessen Bildniß, XX. A. B. 9.
v. Spilliman, Paul, Podesta von Triest, XVII. 28.
Symmachus, XIX. 27.
Syparo, das Kastell, XVII. 28, 30.
Syv, Peter, dessen Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Szép, dessen Aesthetik, XIX. A. B. 78.

T.

Tachti Katschär, der persische Pallast, XVIII. A. B. 56.
Tacitus, der Geschichtschreiber, XVIII. 230. — XIX. 246. — XX. 216.
Taman, dessen Lage, XX. 278.
Tambien ay duelo en las Damas, ein Lustspiel von Calderon, XVII. A. B. 9.
Tamerlans Siege über den Chan der Kaptschakischen Orde, XX. 240.
Tancarville, Ralph, das von ihm erbaute Kloster Bocherville, XVII. 246.
Tanner, societas Jesu, XIX. A. B. 13.
Tapete, die berühmte, zu Bayeux, XVII. 248, 250.
Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und v. Mednyansky, XX. 97. — Die Kupfer dieses Taschenbuches, XX. 108.
Tasso's befreytes Jerusalem, XVII. 229. — XVIII. A. B. 11, 18.
Tataren demüthigen die russischen Fürsten, XX. 234.
Taurin, Bischof von Triest, XVII. 20.
Teichner, ein Wiener Spruchdichter des vierzehnten Jahrhunderts, XVIII. 228.
Telepnew, Fürst Iwan, XX. 250.
Teliqul, der See, XX. 284.
Tellez, Gabr., der spanische Dichter, XIX. A. B. 22, 23.
Tercera, la, de si misma, das Schauspiel, XIX. A. B. 14.
Testigo, el mejor, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Texedor, el, de Segovia, das Schauspiel, XIX. A. B. 21.
Thaiß, A., der ungrische Gelehrte, XIX. A. B. 79.

Thaut, der Erfinder der Buchstabenschrift, XIX. 61.
Théâtre François, XVII. A. B. 5.
Theatro Hespanol, XVII. A. B. 1, 7, 10.
Theatrum europaeum, XVII. A. B. 16.
Theodor Joannowitsch, des Czars Bildniß, XX. A. B. 16.
Theodora, santa, das Schauspiel, XIX. A. B. 34.
Thiere, die, ihre Eintheilung in Klassen, XIX. 6. — Ihre Geschlechtsverschiedenheit, XIX. 7. — Bastardverschiedenheit und Rassen, XIX. 10. — Regelwidrige Bildung der Thiere, XIX. 11, 16. — Ursachen ihrer Mannigfaltigkeit, XIX. 12. — Ihr Gesetz der Reduktion, XIX. 14. — Analogie der Thierbildung, XIX. 15.
Thomae Aquinatis summa Theologiae, XVII. 130.
Thorwaldsens Kunstwerke, über, XIX. A. B. 5. — Seine Statuen und Basreliefs, XIX A. B. 7. — Seine Portraitbüsten, XIX. A. B. 10. — Seine Restaurationen alter Statuen, XIX. A. B. 11.
Thrakier, die, XX. 329.
Thubalkain, XIX. 221.
Thucydides, XIX. 246, 247, 248, 320.
Thunmann, der Gelehrte, XX. 218.
v. Thurn, Graf Heinrich, Podesta zu Triest, XVII. 27.
v. Thurn, Ludwig, Bischof von Triest, XVII. 35.
Tieck, der Dichter, dessen Sternbalds Wanderungen, XIX. 312. — XX. 111, 113, 116. — Dessen romantische Dichtungen, XX. 128, 131, 156, 167. — Dessen Genoveva, XX. 170, 203. — Tieck als Dichter betrachtet, XX. 201.
Titian, der Maler, XVIII. A. B. 74.
Tmutorokan, die dasige alte Steinschrift, XX. A. B. 5.
Tochtamysch, der Chan, verheert Rußland, XX. 240.
Todo lo vence el amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Tokay, die Burg, ihre Geschichte, XX. 105.
Tolstoi, des Grafen Theod., Bibliothek in Moskau, XX. A. B. 7, 9, 14, 15, 16, 18, 23.
Tormasow, General, XVIII. A. B. 65, 66.
della Torre, Febo, Podesta von Triest, XVII. 29.
della Torre, Ludwig, Bischof von Triest, XVII. 30.
Tragödie, über die neuere, XIX. 207.
Trajan, XX A. B. 46.
Triester Stadt- und Kirchenchronik des Mainati, XVII. 10. — Ireneos Werk über Triest, XVII. 13. — Andere ungedruckte Werke über Triest, XVII. 14. — Triest's Ursprung, XVII. 15. — Die Vorsteher der Triester Diözese, XVII. 16. — Leidet viel von den Saracenen, XVII. 19. — Herleitung ihrer Freyheiten, XVII. 19, 20. — Wird von den Venezianern belagert, XVII. 26, 36. — Ihre Podesta, XVII. 28, 29, 30, 31. — Wer ihr Hospital dell' Annunziata erbaute? XVII. 30. — Herzog Leopold der Biederbe nimmt die Landeshoheit über Triest an, XVII. 31. — Bestätigung ihrer Freyheiten durch Herzog Albert 1388, XVII. 32. — Hauptleute von Triest, XVII. 32, 33, 35, 36. — Die Pest wüthet in Triest, XVII. 36.
Trinius, K. B., dessen dramatische Ausstellungen, XIX. 34.
Triunfos, los, de Joseph, Schauspiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Trop, Jakob, Stadthauptmann von Triest, XVII. 33.
Troya abrasada, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Trubers kroatisches neues Testament, XVII. 70.
v. Tschernembl, Georg, Hauptmann von Triest, XVII. 36.
Tschernigow, die Hauptkirche daselbst, XX. A. B. 14.
Tubal, der Sohn Japhets, dessen Ankunft in Iberien, XIX. 57. — Deutung dieses Namens, XIX. 59, 60, 62.
Tudományok Encyklopädiája rövid rajzolatban, XIX. A. B. 76.
Tudományos Gyüjtemény, XIX. A. B. 76, 77, 79.
Tunisias, ein Heldengedicht von J. L. Pyrker, XVII. 203.
Turenne, der französische Feldherr, XVIII. 47.
Türken und Griechen, Betrachtungen über sie von Fouqué, XX. 91.
Turner's, Dawson, Account of a tour in Normandy, XVII. 239.
Tus, Firdussis Geburtsort, XVIII. A. B. 66.
Tuzani, el, de las Alpuzarras, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.

U.

Ughelli's Italia sacra, XVII. 14, 19, 35, 37.
Uhland, Ludwig, der Dichter, XIX. 159. — Dessen Trauerspiele: Ernst, Herzog von Schwaben, und Ludwig der Baier, XX. 109, 126, 141.
Ukert, dessen Geographie der Griechen und Romer, XX. 323.
Ukraine, die Bewohner der, woher sie stammen, XX. A. B. 26.
Uladislaw, König von Ungern, XIX. A. B. 81.

Ulfilas, XVII. 73.
Ulm, seine Kathedrale, XVII. 251.
Ulvino, Bischof von Triest, XVII. 26.
Umbreit, Professor, Forscher der israelitischen Vorzeit, XIX. 152.
Ungerns neuere Literatur, XIX. A. B. 75. — Encyklopädie, XIX. A. B. 76. — Theologie, XIX. A. B. 77. — Philosophie, XIX. A. B. 78. — Statistik und Topographie, XIX. A. B. 79.
Urban der Dritte, Papst, XVIII. A. B. 23.
v. Uvaroff, über die Mysterien von Eleusis, XVII. 42, 49, 50.

B.

Valaressо, Johann, Podesta von Triest, XVII. 28.
de Valbuena, Dr. Bernardo, Siglo de oro en las selvas de Erisile, XX. A. B. 35.
Valeria, die dort entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 4.
Valerius Maximus, XVIII. A. B. 22.
v. Valsa, Rudolf, Hauptmann von Triest, XVII. 32.
Valvasors Ehren-Chronik von Krain, XVII. 14. — XVIII. 240.
Vanda, la, y la Flor, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 21.
Baskische Sprache, Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens vermittelst derselben, XIX. 46. — Ihre Identität mit der iberischen Sprache, XIX. 52, 63.
Vater, der Sprachforscher, XVIII. 202, 205, 210, 212, 219.
Vencerse es mayor Valor, das Schauspiel, XIX. A. B 18.
Vencimiento, el, de Turno, ein Schauspiel des Manuel del Campo, XIX. A. B. 15.
Veneden, die, XX. 217, 218.
Venezianisches Münzwesen, über, XVII. 251.
Venturoso, el, por fuerza, das Schauspiel, XIX. A. B. 23.
Vera Taffis y Villaroel, seine Ausgabe von Calderons Schauspielen, XVII. A. B 2, 6, 11, 26. — XVIII. A. B. 18. — XIX. 11, 12. — Dessen Verzeichniß der dem Calderon fälschlich untergeschobenen Schauspiele, XIX. A. B. 13, 20, 21, 24, 25, 27, 33, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 46.
Verdizotti's venezianische Geschichte, XVII. 14.
Veronii Regula fidei, XVII. 130.
Victoria, la, de Fuente Rabia, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
Victoria por el Amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 36.
Vida, la, es sueño, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 19.
Vieur, die dasigen römischen Alterthümer, XVII. 247.
Vigonza, Johann, Podesta von Triest, XVII. 29.
Villegas, der spanische Dichter, XX. A. B. 28.
Villele, der Minister, XVII. 4.
Vinchenberg, das Castrum, wird von Mainhard VII., Grafen von Görz, zu Lehen angenommen, XVII. 31.
Virgil, der Dichter, XVII, 207. — XIX. A. B. 6. — XX. 270.
de Virues, Christoph, der spanische Dichter, XVIII. A. B. 21.
Visconti, Matteo, XVII. 28.
Visconti, der Alterthumsforscher, XX. 288, 293, 295, 334.
Visperas Sicilianas, las, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Vitalis, Ordericus, die von ihm aufbewahrte Legende, XVII. 246.
Vitruvius, XX. 3, 11, 15.
Vogt's rheinische Sagen, XIX. 180.
Volcher, Patriarch von Aquileja, XVII. 23.
Volksmährchen, österreichische, von F. Ziska, XVII. 254. — Volkslieder, österreichische, von Ziska und Schottky, XVII. 254. — Dänische Volkslieder von Nyerup, Melsen, Nahbek und Rasmussen, XVII. A. B. 65. — Altrussische Volkslieder, XX. A. B. 14.
Volrico, Bischof zu Triest, XVII. 25.
Volschalk, Bischof von Triest, XVII. 23.
Voltaire, XX. 88.
Vopisc. Aurel., XVIII. A. B. 2.
Voß, J. H., dessen Uebersetzung der Odyssee, XX. 297, 313.
Vuebaldo, Bischof von Triest, XVII. 23.

W.

Wagner, Joh. Jak., dessen Werk: Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet, XVII. 132.
Wähners Andeutungen über Johann Scheffers letztes vollendetes Bild: die sterbende h. Cäcilia, XVIII. A. B. 69.
Wakenroder, XIX. 313.
Wallich, Direktor, in Calcutta, XVII. A. B. 67.
Waser, institutio linguae Syrac, XVIII. 203.
Wasilij Wasiljewitsch, der Großfürst, XX. 241.
Warels Schrift: Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la Mer-Noire, XX. 334.
Wedmidewka, eine Ortschaft der Kosaken, XX. 280.
Wegners Uebersetzung des Romanes Agathokles von Carolina Pichler ins Dänische, XVII. A. B. 69.
Weinbrenner, dessen geometrische

Zeichnungslehre, XX. 19, 21, 22, 23, 27, 28.
Werner's, F. L. Z., Schauspiel: Die Söhne des Thals, XX. 114, 127, 129.
Wernhardus, Bischof von Triest, XVII. 24.
v. Werthenstein, Popolin, Hauptmann von Triest, XVII. 32.
Wetzel, F G., dessen Trauerspiele: Jeanne d'Arc, und Hermannfried, XX. 109, 168, 175.
Wiching, der Neitraer Bischof, XVII, 69, 72.
Wiebekings Urtheil über die Kirche zu Naumburg, XIX. 28.
Wilhelm, Bischof auf Korsika, XVII. 28.
Wilhelm der Eroberer, XVII. 244. — Die von ihm gestifteten Kirchen zu Caen, XVII. 247, 248.
Wilhelm, Landgraf von Hessen, XVIII. 243.
Wilhelm von Holland, der Gegenkönig, XIX. 205.
Wilna's Gründung, XX. 238.
Winer, Dissertatio de Onkeloso ejusq. paraphrasi chaldaica, XVIII. 205.
Winkelmanns monumenti inediti, XVII. A. B. 60. — XVIII. A. B. 69. — XIX. 241, 265, 266, 299. — Dessen Versuch über die Allegorie, XIX 272.
Winogradow, Peter, Professor in St Petersburg, XVII. 74. — Dessen slawische Grammatik, XVII. 78.
Wissenschaft des Gefühls, XX. 56, 58. — Wissenschaft des Glaubens, XX. 59. — Wissenschaft des Gedankens, XX. 60. — Wissenschaft in ihrer Entzweyung, XX 64. — Die Wissenschaft des absoluten Wissens, XX. 73.
Witowt nimmt Smolensk ein, XX. 241.
Wladimir, Großfürst, XX. 221. — Theilt sein Reich unter seine zwölf Söhne, XX. 221, 222.
Wladimir Monomach, Großfürst von Rußland, XX. 227.
Wladimirko, Fürst von Halitsch, XX 228.
Woldemar von Brandenburg, XIX. 204.
Wolf, Konrad, Anwalt Ludwig des Bärtigen, nimmt Besitz von der Stadt Tode, XIX. 31,
Wolff, der Philosoph, XVIII. 102, 113.
v. Wolkenstein, Ritter Oswald, der tyrolische Dichter, XVIII. 228.
Wolodimirowitsch, Mstislaw, der Nowgorodsche Fürst, dessen Urkunde von 1128, XX. A. B. 6
Woronzow, Fedor Semenowitsch, gewinnt die Liebe des Großfürsten Johann IV., XX. 251, 252.
Wostokow, A., über die altslawische Sprache, XVII. 97. — Arbeitet an einer altslawischen Grammatik, XX. A. B. 22.
Wrbna, die Ahnen dieses Hauses, XX. 101.
Wrede, der Feldherr, XX. 355.
Wsewolod Olgowitsch, der russische Fürst, vertreibt den Wiaczeslaw, XX. 228.
Wujanowskys handschriftliche slowenische Grammatik, XVII. 79.
Wuk Stephanowitsch, dessen serbisches Lexikon, XVII. 71, 94. — XX. A. B 25.
Wurmser, General, unter seinem Befehl stand 1795 Fürst Karl von Schwarzenberg am Rhein, XX. 355.
Wyttenbach, Professor in Trier, XIX. 102.

X.

Xenoklides, dessen Inschrift, XX. 304 314.
Xerxes, XIX. A. B. 73.

Y.

Yorker Bauversammlung, die, XIX. 26, 27, 28.

Z.

Zacharias, Patriarch von Jerusalem, XVIII. A. B. 29.
de Zachis, Pantaleon, Podestà von Triest, XVII. 28.
Zamblak, Gregor, ein gelehrter Bulgar, XX. 241.
Zar, was dieses Wort bedeute? XX. 246.
Zayns Novelas exemplares, XVIII. A. B. 12.
Zeichenkunst, die geometrische, von M. Burg, XX. 19.
Zelos aun del ayre matan, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 15.
Zelos, los, hazen Estrellas, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
Zelos no ofenden al Sol, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Zend-Aveſta, von Kleuker, XX. 299, 309, 312.
Zenggs, Burkard, Chronik, XIX. 32.
Zeno, Kaiser, XIX. 26, 27.
v. Zesyma, Agnes, eine Sage, XX. 106.
Zeus, der, von Kreta ist phönizischen Ursprungs, XVII 60.
Ziegler, G. T, Prolegomena Theologiae catholicae, XVII. 107.
Zigeuner, über ihren Ursprung, XX 322.
Ziska, Franz, dessen österreichische Volksmährchen, XVII. 254. — Dessen mit Schottky herausgegebenen österreichischen Volkslieder, XVII. 254.
Zizania, Lorenz, dessen slawische Grammatik, XVII. 74.
Zoegas, Georg, Abhandlungen, XX. 276.
Zorian Dolenga Chodakowski, dessen Reise durch Rußland XX. A B. 24.
Zschokkes, Heinrich, baierische Geschichte, XIX. 104, 108.
Zuccola, considerat. polit. XVII. 14.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Denklehre, oder Logik und Dialektik, nebst einem Abriß der Geschichte und Literatur derselben (und einer durchgängigen Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles), von Dr. Friedrich Calker, Prof. der Philosophie an der königl. preuß. Rhein-Universität. Bonn, bey Eduard Weber, 1822. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gr.

Wir machen die Freunde der Wissenschaft und geistigen Bildung auf ein Werk aufmerksam, welches sich durch Neuheit und Eigenthümlichkeit eben so sehr auszeichnet, als durch Gründlichkeit, Vollständigkeit und Deutlichkeit, und besonders durch die aus der ganzen Darstellung hervorleuchtende geistreiche Ansicht von der Wissenschaft.

»Der Herr Verf. hat bereits (heißt es in den Götting. gelehrt. Anz.) in einigen früher herausgekommenen Schriften *) seine Bestrebungen in der Philosophie und den Geist, der die Bestrebungen leitet, auf eine Art zu erkennen gegeben, welche zu vorzüglichen Erwartungen berechtigt« ꝛc. »Hr. Calker ist (wie in der krit. Bibliothek des Schul- und Unterrichtwesens treffend bemerkt wird) gemäßigt, ruhig, blickt nicht voll Neid, Scheelsucht und Arroganz auf seine Vorgänger und Vorarbeiter, und wäre in sofern ein Mann zu dem Unternehmen eines Systems, welches den innigsten Geist alles bisher Versuchten kräftig erfaßt, und bedächtig und umsichtlich zu neuen Fortschritten vorarbeitet. Wer das Gebiet der Philosophie so klar überschaut, wie Hr. Calker, kann auch frey und selbstständig auf demselben herumwandeln.«

In der vorliegenden Schrift stellt der Verf. es mit Recht als eine für jeden nach wahrer Geistesbildung Strebenden unerläßliche Aufgabe dar, die Gesetzgebung, Gesetzmäßigkeit und die Kunstformen des menschlichen Verstandes und der Denkkraft kennen zu müssen.

Freylich gibt es einen sogenannten natürlichen gesunden Menschenverstand, und jeder Mensch denkt und versteht schon in irgend einem Grade (wie der Verf. sehr schön in d. Abschn. Erfahrungslehre vom Denken entwickelt hat), auch ohne daß er will, und ohne die Gesetze und die eigentliche Kunst der Verstandesthätigkeit zu kennen; aber, daß dieser sogenannte natürliche Verstand für den Menschen nicht schon hinreichend sey, davon zeugt deutlich genug theils der niedre Kulturstand roher Völker, welche eben nur noch dem natürlichen Verstande folgen müssen; theils der vielfältige Wahn und Irrthum, den die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat; theils jener bedeutende und heut zu Tage von jedem Gebildeten anerkannte Unterschied zwischen einem Leben von edler Bildung und einer in Alltäglichkeit und Dumpfheit versunknen unedlen Gemeinheit; theils endlich auch vorzüglich die Schönheit, welche einst das klassische

*) Bedeutung der Philosophie, Berlin, 1818; und Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen (Darstellung der sogenannten Metaphysik), ebendas. 1820; und Propädeutik der Philosophie, 1tes Heft (Methodologie), 2tes Heft (Encyclopädie der Philosophie). Bonn, bey E. Weber, 1821.

Alterthum gerade auch durch die Gesetzmäßigkeit und Kunstfertigkeit eines nach Kunstgesetzen des Denkens richtig ausgebildeten Verstandes darzustellen im Stande war.

Tüchtige Kenntniß und Fertigkeit in Logik und Dialektik war keinesweges nur für den gelehrten, sondern für jeden gebildeten Römer und Griechen eine unerläßliche, sich ganz von selbst verstehende Bedingung. Wenn es nun unläugbar gewiß ist, daß Platon den höchsten Grad der Wissenschaft in der Logik und Dialektik des klassischen Alterthums erreicht hatte, so konnte wohl der Verf. vorliegender Logik und Dialektik keinen glücklichern Gedanken für die Anlage seines Werkes fassen, als daß er mit seiner eignen, durch die neuesten Forschungen bereicherten Darstellung eine durchgängige Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles, und eine Angabe der betreffenden Stellen aus den Werken der genannten größten Weisen und Denker des klassischen Alterthums verknüpfte. Hierdurch gewinnt das Werk noch, abgesehen von seinen vielen Eigenthümlichkeiten, auch noch besonders für jeden Gelehrten einen ganz vorzüglichen Werth. Auch eignet es sich zugleich durch seine Parteylosigkeit welche dem Verf. bereits schon in mehreren kritischen Blättern mit Dank zuerkannt worden ist, besonders zum Handbuch bey dem Unterricht und bey der Selbstbelehrung in der Logik und Dialektik, indem es (wie schon treffend darüber in dem Repertorium der neuesten Literatur, 1822, St. 12, geurtheilt worden ist) »durch jene durchgängige Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles, die Verbindung der neuern Philosophie mit der altklassischen und die Richtung auf ein tieferes Studium der letzteren befördert.« Diese Beziehung scheint um so mehr ein Bedürfniß für die gegenwärtige Zeit zu seyn, als der schnelle und vielfältige Wechsel von neueren Systemen der Philosophie manche Verwirrung der Begriffe veranlaßt hat, und die Scheinweisheit neuerer Sophisten durch dunkle Abstrusitäten Aufmerksamkeit zu erregen suchte, und von dem Geiste der echten Bildung und Wissenschaft des klassischen Alterthums zu entfernen drohte.

Zu den Vorzügen dieser Schrift kommt endlich auch noch dieser, daß sie durch ihren eigenthümlichen Gang der Untersuchung das Verständniß ihres Gegenstandes sehr erleichtert. Der erste Theil enthält nämlich: die Erfahrungslehre vom Denken; der zweyte die Gesetzlehre und der dritte die Kunstlehre des Denkens.

* * *

Vorstehendes Werk ist bey C. Gerold und in den übrigen Buchhandlungen Wiens und der k. k. österreichischen Staaten zu erhalten, durch welche auch die in der Anmerkung aufgeführten Schriften stets zu beziehen sind.

Für Gymnasien und Universitäten ist in unserm Verlage so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleineres Handbuch zur Kenntniß der griechischen und römischen klassischen Schriftsteller, für Lehrer und Studirende auf gelehrten Bildungs-Anstalten. Von Wilhelm David Fuhrmann, evangelischem Prediger in Hamm, in der Grafschaft Mark. Verlegt in der fürstl. Schwarzburgischen priv.

Hof-Buch- und Kunsthandlung zu Rudolstadt. 55 Bogen gr. 8. weiß Druckpapier 3 Rthlr. Schreibpapier 3 Rthlr. 12 gr.

Der, als fleißiger und sorgfältiger Literator durch seine früheren Werke in diesem Fach rühmlichst bekannte Hr. Verfasser hilft durch dieses neue Werk einem sehr wesentlichen Bedürfnisse ab. Noch immer fehlte es an einem kleineren, eigentlichen Lehr- und Handbuche zur Kenntniß der griechischen und römischen Klassiker, welches, mehr als ein steriles Compendium, keiner zu ausführlichen Erläuterungen bedürfte, und doch auch keine weitläufige und kostspielige literarisch-biographische Belehrung wäre. Gegenwärtiges Werk ist ganz dazu geeignet, die Wißbegierde des studirenden Jünglings durch hinlängliche, doch nicht zu weit ausgedehnte Selbstbelehrung zu befriedigen. Lehrern, die dasselbe erläuternden Vorträgen unterlegen wollen, läßt es zwar mehreres, doch nicht gar zu viel hinzuzufügen übrig, so daß ein Kursus darüber, und also über die Klassiker beyder Nationen, recht gut in einem Jahre vollendet werden kann.

Der zweckmäßig gewählte und konsequent durchgeführte Plan, Fleiß und Genauigkeit in der Bearbeitung, wo Vollständigkeit im Verein mit möglichster Kürze so reichliche literarische Nachweisungen für die Selbstbelehrung und für die Vorträge der Lehrer darbietet — wird, in Verbindung mit einem dem Auge gefälligen und accuraten Druck, dieß Handbuch allen jüngern und ältern Freunden der klassischen Literatur gewiß empfehlen, so daß es wohl einer freundlichen Aufnahme und recht fleißigem Gebrauch entgegen sehen darf.

Gymnasien und Schulen, welche davon in Partien von wenigstens 6 Exemplaren verschreiben, erhalten, bey directer Verwendung an uns selbst, eine annehmliche Provision.

Rudolstadt, im December 1822.

F. S. R. Hof-Buchhandlung.

Der Volkskalender, oder geographisch-historisches Taschenbuch zur Belehrung für den Bürger und Landmann. 4. Mit einem beweglichen Kalender und einer Karte von Preußen. 16 Bogen stark, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Auf Subscription erscheint:

Geographisches Handelslexikon, oder alphabetisch geordnete Handelsgeographie. gr. 8., 60 — 70 Bogen stark in einem Bande.

Der Subscriptionspreis war bis Ende December 1822. 3 Thlr.; nachher 5 Thlr. Ablieferung des Werkes Ostern 1823. Die Zahlung wird erst bey der Abgabe geleistet.

Ausführliche Anzeigen besitzen alle Buchhandlungen, in Wien bey Gerold, Heubner, Tendler und v. Manstein und Wallishausser.

Eben so erscheint auch im künftigen Jahre und ist durch eben genannte wie alle andern österreichischen Buchhandlungen zu haben:

Archiv des Apotheker-Vereins im wirklichen Deutschland, von Dr. Rudolph Brandes. Zweyter Jahrgang. 3 Rthlr.

Mit dem Motto:

Zur festlichen Weihnacht, zum wechselnden Jahr,
Bringt Phantasus gern seine Gaben auch dar.

ist so eben ein Werk erschienen, welches den Wünschen Mancher entsprechen wird, die ihren Freunden und Lieben eine freundliche Gabe zu jenen beyden feyerlichen Zeitpunkten des Jahres, als Zeichen fortbestehender Anhänglichkeit darzureichen gewohnt sind. Der eigentliche Titel des Werkes ist:

Phantasiegemälde von Dr. Georg Döring. 2 Bände, mit 23 Kupfern. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung. Preis 3 Thlr.

Der Hr. Verfasser, der Lesewelt bereits vortheilhaft bekannt, wird sich durch dieses, an Kunst- und Lebensansichten reichhaltige Werk, dem ausgebreiteten Kreise der Gebildeten, denen es um eine erheiternde Nahrung des Geistes, und um eine sinnige und poetische Anschauung edler geselliger Verhältnisse zu thun ist, aufs neue empfehlen. Die äußere Ausstattung des Buchs ist geschmackvoll, die zahlreichen Kupfer gereichen ihm zur Zierde. Der Preis von 3 Thlr. ist billig. In allen Buchhandlungen sind Exemplare vorräthig; zu haben bey Gerold in Wien und in allen andern Buchhandlungen daselbst.

58,2

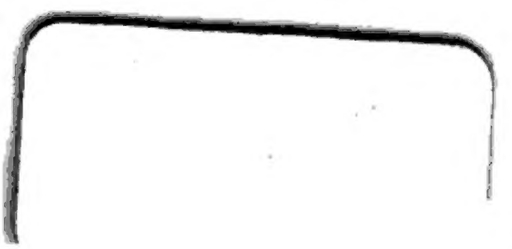
Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google



Digitized by Google